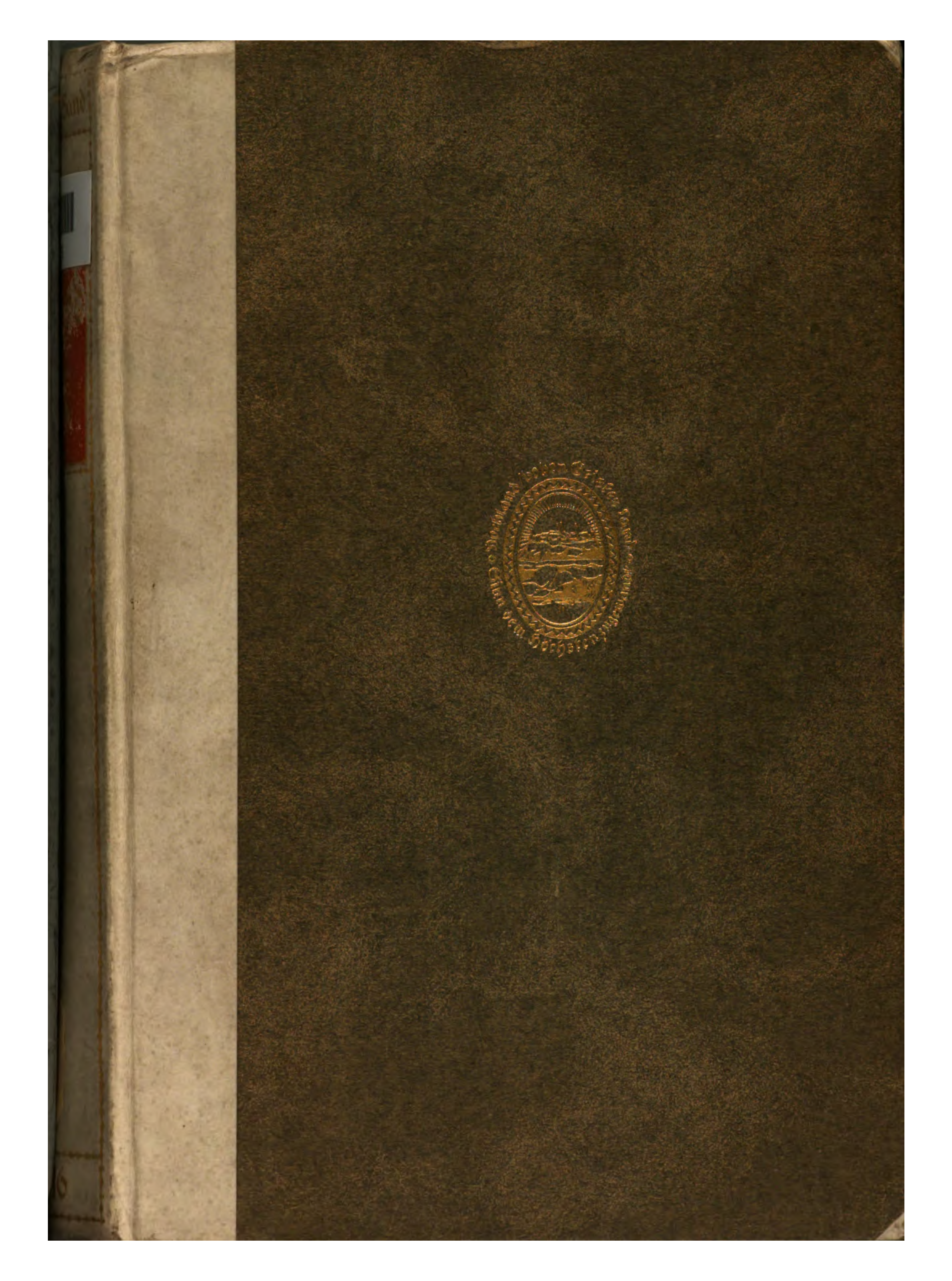
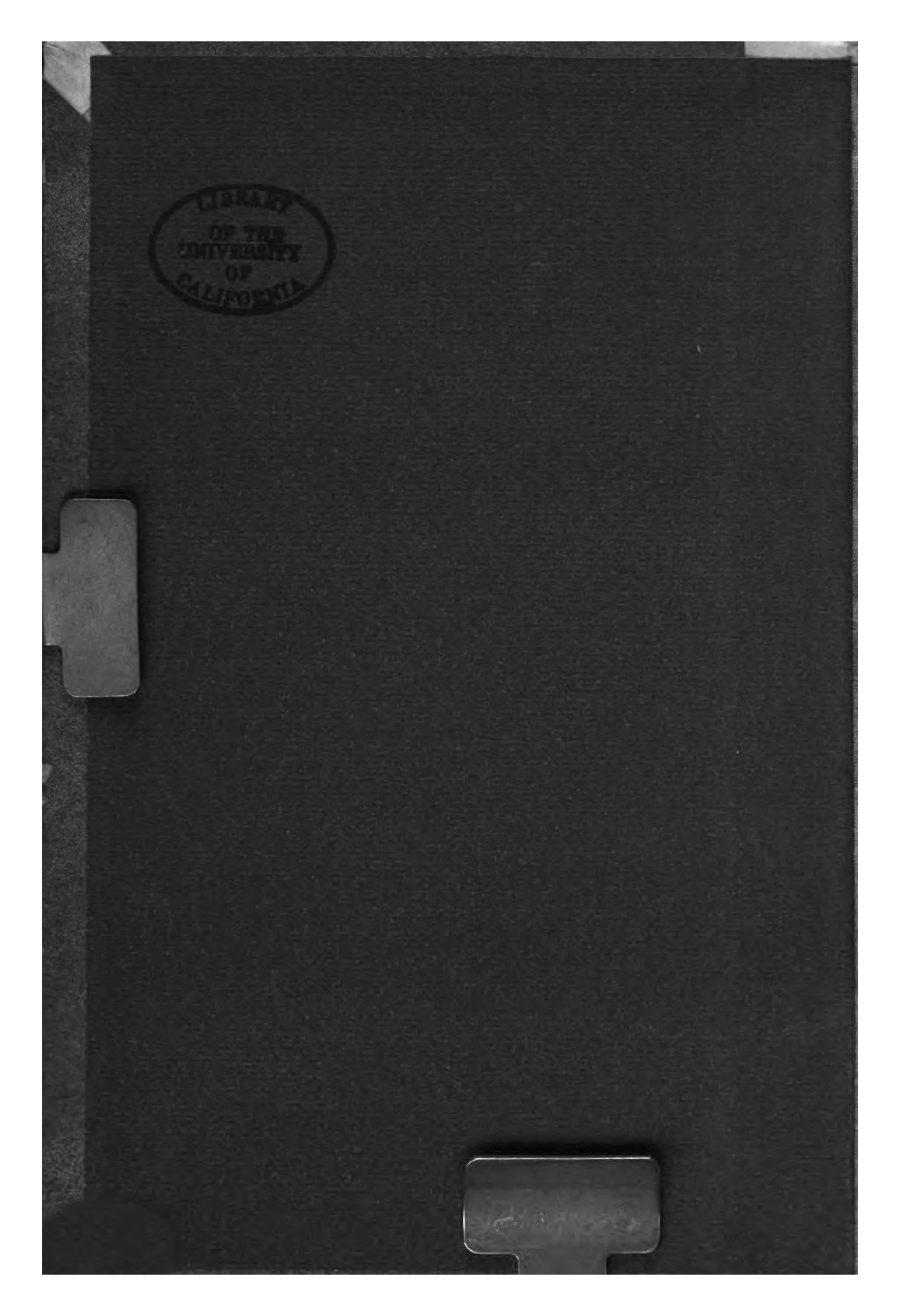
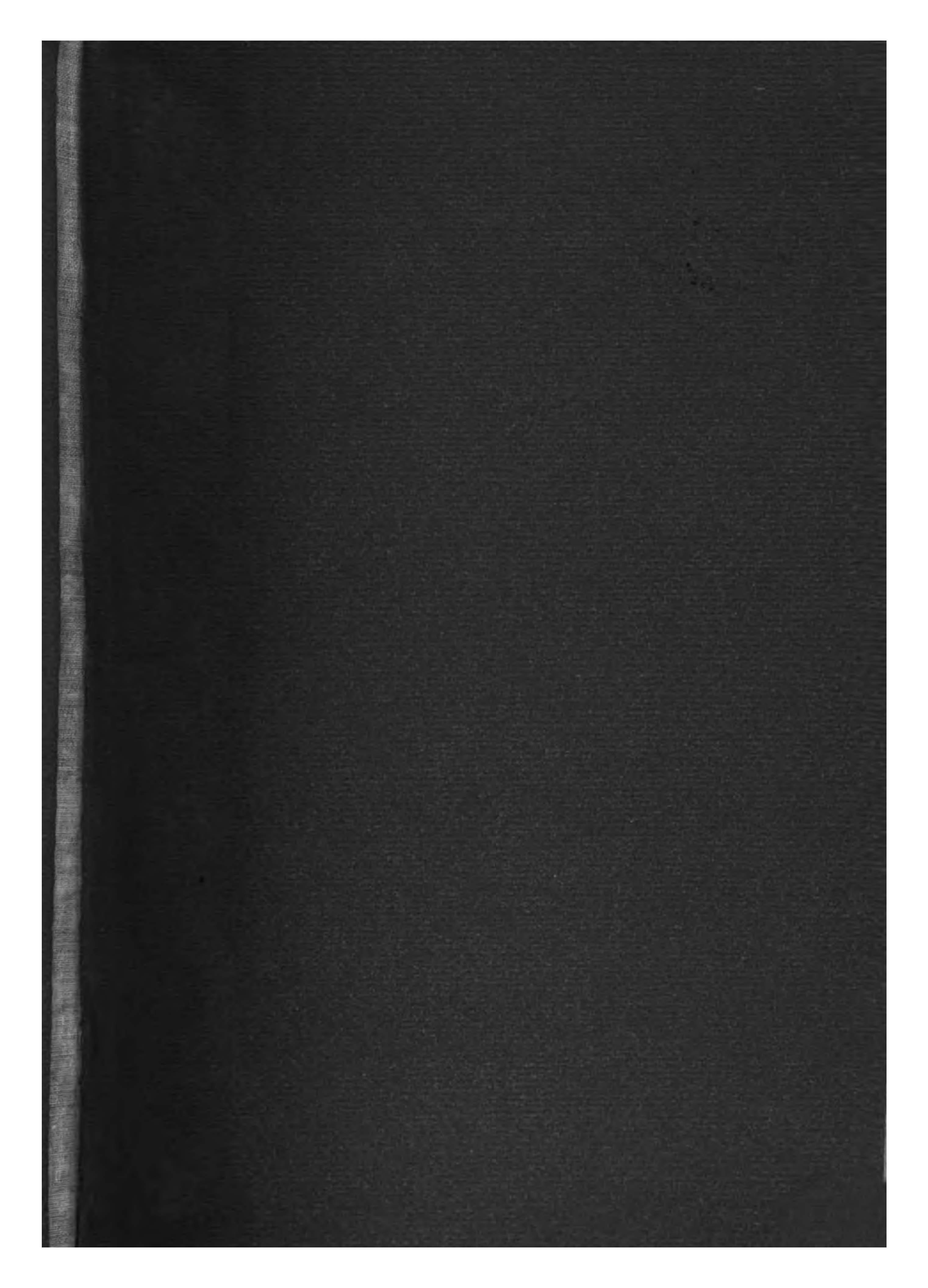




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Dreizehnter Jahrgang

April 1916 - September 1916

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XIII. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

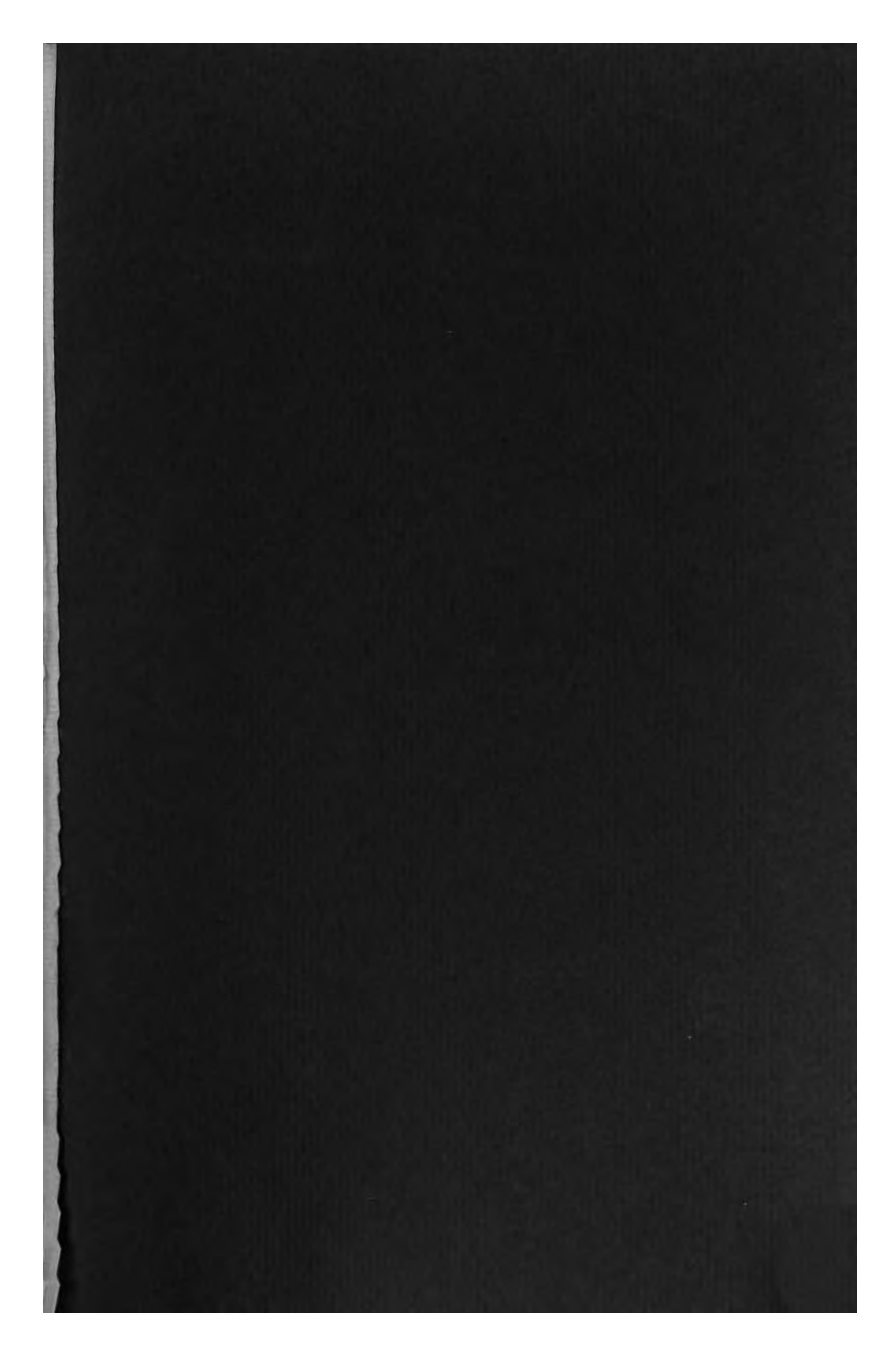
VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

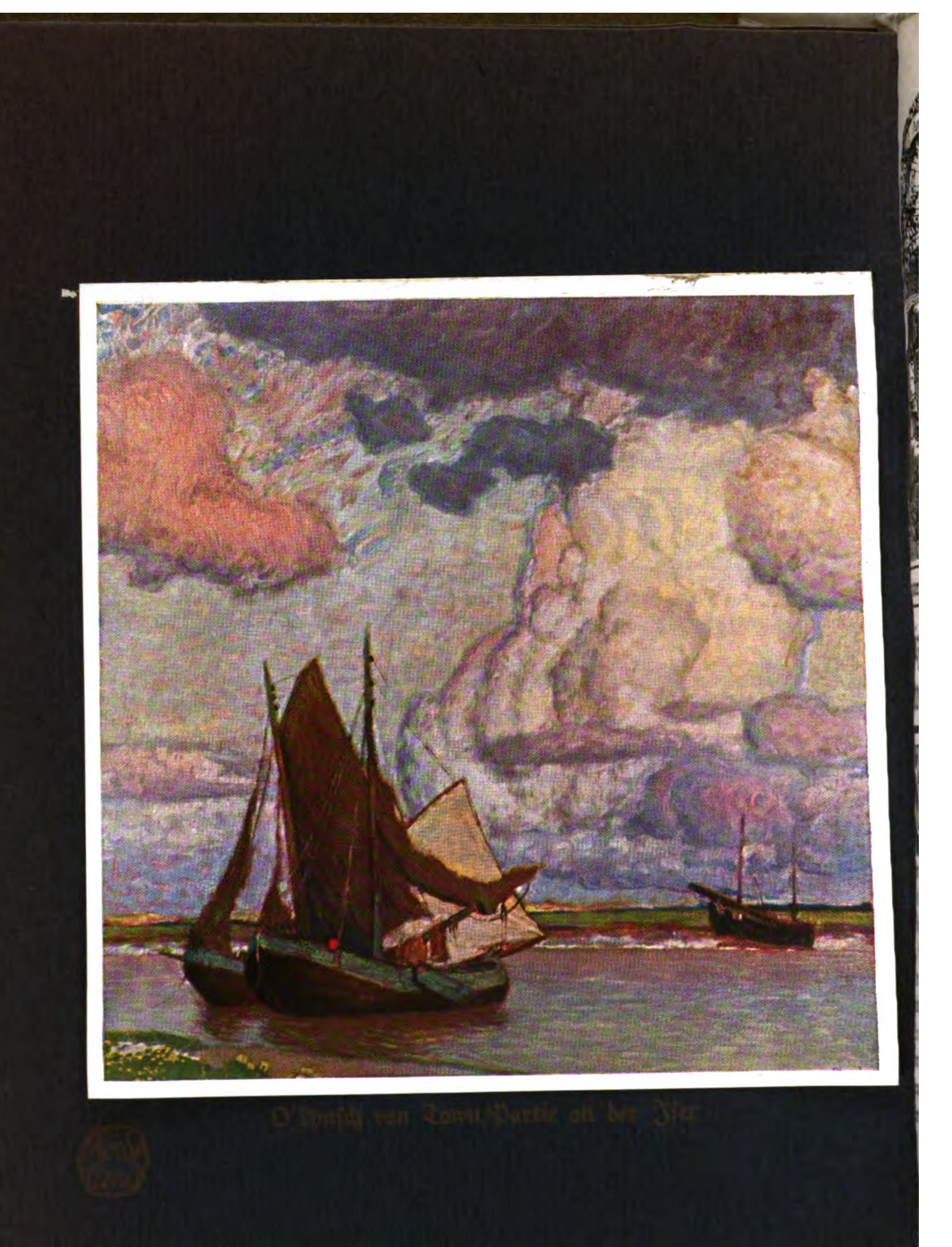
VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Unsere Kunstbeilagen

IX. Kunstbeilagen

X. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





O. Tonjes van Lonn: Partie an der Jser



Dreizehnter Jahrgang April 1916

Leibniz und der deutsche Glaube an die Weltordnung / Von Frz. X. Kiefl

Es war eine ähnlichst geartete Zeit wie die unserige, da in dem durch endlose Kriegsleiden aufgepeitschten europäischen Geistesleben ein bis dahin fremder Begriff auftauchte, der seitdem zum Prüfstein jeder neuen philosophischen Weltanschauung geworden ist, das Problem der Theodizee. Die Rätsel des Daseins, welche den bis dahin in verhältnismäßig ruhiger Entwicklung aufgestiegenen europäischen Völkern sich nicht aufgedrängt hatten, traten mit einem Male mit so erschreckender Gewalt vor das menschliche Gemüt, daß dieses glaubte, den Knotenpunkt ihrer Lösung in den Himmel verlegen zu müssen mit der seitdem nicht mehr verstummten Frage, wie die furchtbar tragische Seite des Lebens mit der Güte Gottes vereinbar sei. An zwei Namen knüpft seitdem die philosophische Auseinandersetzung über diese Frage, namentlich bei den deutschen Klassikern und den Vertretern des deutschen Idealismus, nämlich an Bayle und Leibniz.

Im Jahre 1696 erschien Pierre Bayles Dictionnaire, welches man mit Recht eines der wirkungsreichsten Bücher genannt hat, die je geschrieben wurden, jedenfalls das bedeutendste Denkmal der Skepsis aller Zeiten. In diesem Buche, in welchem wiederholt die Persönlichkeit des Leibniz als unbegrenzt in der Sphäre menschlichen Verdienstes gefeiert wird, waren Glauben und Denken auseinandergerissen, die Wahrheiten des Glaubens als der Vernunft widersprechend erklärt, dem Glauben aber trotzdem ein Asyl im Herzen zurückgelassen.

Unter dem Einflusse von Bayles Skepsis stand das geistige Lebenswerk des Leibniz. Er verglich sich selbst gegenüber Bayle mit dem Antäus der antiken Fabel, welcher, geworfen, mit verstärkter Kraft zum Siege sich erhob.

Über das Wörterbuch Bayles hielt Leibniz in dem Schlosse zu Charlottenburg Disputationen mit der hochbegabten Königin Sophie Charlotte von Preußen und ihrer Mutter Kurfürstin Sophie von Hannover, sowie andern fürstlichen Frauen. Aus den Notizen hierüber entstand die Theodizee: ‚Essais de Theodizée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal' (1710). Zu Beginn des Werkes feiert Leibniz den damals schon verstorbenen Bayle mit den Worten Virgils von Daphnis, daß er fleckenlos rein an der Schwelle des Olymps stehe und unter sich Wolken und Sterne sehe.

Dieses Werk stellt trotz seiner geringschätzigen Wertung durch einzelne neuere Kritiker die Blüte von Leibnizens Wirkung auf sein Zeitalter, ja auf die ganze Nachwelt dar, wie es denn die nächsten hundert Jahre das Lesebuch aller Gebildeten Europas mit Ausnahme Englands wurde. England dagegen besaß in Shaftesburys ‚Rhapsodie der Moralisten' den Beweis, daß das Übel nur Schein und der Gedanke einer Theodizee eine überflüssige Grille sei, ein Gedanke, der bei den englischen Lebenskünstlern bis heute vorherrschend geblieben ist und so lange bleiben wird, bis es gelingen wird, den nationalen Goldsack Albions gründlich auszuklopfen.

Sehr viele Einzelheiten über den Einfluß der Leibnizschen Theodizee wurden durch die Walter Simonsche Preisaufgabe der Kantgesellschaft ‚Das Problem der Theodizee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts' ans Licht gestellt in den großenteils gründlichen Arbeiten von Kremer, Lempp, Lindau, Mühlenhardt, Wegener, Wolff usw., obwohl die meisten dieser Arbeiten den Schwerpunkt der Entwicklung irrigerweise in Kant statt in Leibniz sehen, ein Umstand, der bei dem gegenwärtigen Stand der Leibnizforschung noch begreiflich, aber dem Verständnis der Entwicklung nicht förderlich ist.

Der schärfste Stachel der Bayleschen Skepsis und der eigentliche Quellpunkt des modernen Pessimismus war der Begriff des Übels, welches überall von ihm geflissentlich als die Grundeigenschaft der Welt charakterisiert war. Ist Gott unendlich gut und heilig, wie kann er dann soviel Übel und Sünde in seiner Schöpfung aufkommen lassen?

Die Grundgedanken, die Leibniz in seiner Theodizee entwickelt, sind folgende:

Die Vernunft ist stets auf seiten der wahren Religion. Von Triumphen des Glaubens über die Vernunft reden, heißt Freudenfeuer nach einer Niederlage anzünden. Und zwar versteht Leibniz hier ausdrücklich unter Vernunft die Verkettung der Wahrheiten, die uns aus dem natürlichen Lichte des Geistes entspringen.

Leibniz geht nun von dem Axiom aus, daß an der Heiligkeit und Güte

des Schöpfers sich nicht rütteln lasse, daß also die Lösung des Problems auf seiten des geschöpflichen Faktors gesucht werden müsse. Er verschmäht den Weg, den später Hartley und andere einschlugen, das Übel schlankweg zu leugnen und zu behaupten, daß alle einzelnen Wesen in der Tat und allezeit unendlich glücklich seien. Leibniz sagt vielmehr: Es gibt Übel, aber nur so viele, als notwendig sind. Die Welt ist nicht in jedem einzelnen Punkte absolut gut; aber sie ist die beste von allen, die möglich waren. Der göttliche Wille ist nach ihm vom göttlichen Verstande abhängig und handelt nicht nach Zufall, Laune oder Leidenschaft, sondern kraft einer Neigung der Vernunft, die ihn zum Besten treibt.

Hatte Descartes gemeint, die Unabhängigkeit der ewigen Wahrheiten von Gott behaupten, heiße den christlichen Gott dem Jupiter gleichsetzen, welcher dem Styx unterworfen sei, so erwidert Leibniz, die ewigen Wahrheiten seien unverletzlicher als der Styx des Jupiter. Vor diesen ewigen Wahrheiten stand Gott und berechnete (mathesis quaedam divina seu mechanismus metaphysicus), durch welche der unendlich vielen Möglichkeiten am meisten Wesenheit ins Dasein übergeführt werde.

Die Frage: Woher das Übel? beantwortet Leibniz dahin, daß dasselbe metaphysisch notwendig mit der Existenz des Geschöpfes als begrenzten Wesens verbunden sei. Gehört also das Übel zur idealen Natur des Geschöpfes, so ist es unvermeidlich in jeder Schöpfung. Das ist eine jener ewigen Wahrheiten, die den Willen Gottes binden. Der Mensch ist selbst die Quelle seiner Übel. So wie er ist, war er in der Idee Gottes. Das Böse war nur als Bedingung, nicht als Zweck und Mittel Objekt des göttlichen Willens. Das was Störung im Teile ist, ist Ordnung im Ganzen. Die Welt ist nicht für uns allein gemacht, außer wenn wir weise sind und uns in sie schicken. Die Tugend ist die edelste Qualität der Geschöpfe, aber nicht die einzige gute Qualität. Es gibt noch unendlich viele andere, die Gott anziehen, und das Resultat dieser Anziehungen ist die größtmögliche Fülle des Guten. Als Midas nur Gold hatte, war er ärmer als je.

Nach Leibniz ist auch das kleinste Ding in der Welt durch Millionen unsichtbarer Fäden mit dem Universum verbunden. Deshalb würde die Entfernung auch nur des kleinsten Übels aus der gegenwärtigen Weltordnung die Existenz der besten Welt unmöglich machen. Die Welt ist ganz aus einem Stück wie ein Ozean. Nichts kann an einem Punkte der Welt verändert werden, ohne daß ihre numerische Individualität zugrunde geht. Manches Gut läßt sich nur durch ein Übel erzielen. Oft haben selbst zwei Übel ein großes Gut bewirkt. Gäbe es nicht minder vollkommene Dinge, Tiere, Pflanzen, Mineralien, woran sollte dann die Vernunft sich schulen, woran denken? Mit einem Worte: Gott hat gerade diese Welt geschaffen, weil sie mit ihren Übeln die beste gewesen ist, welche möglich war. Ohne diese Übel wäre auch vieles Gute nicht möglich gewesen.

Hatte Descartes die Welt unter dem Gesichtspunkt einer auf das vollkommenste gebauten Maschine betrachtet, in welcher auch die Übel

als Nebenwirkungen nicht ein Versagen der Schöpferkraft bedeuten, sondern nur die ewige Unverbrüchlichkeit der herrschenden Gesetze, so hat Leibniz, worauf neuestens Wollf besonders aufmerksam macht, erkannt, daß das Maschinengleichnis nur für den Bereich des Körperlichen gültig sei, nicht aber für das Reich der Geister, welche der Endzweck der Schöpfung, die Offenbarung des göttlichen Wesens und selige Spiegel seiner Seligkeit sind. Leibniz hat vielmehr eine andere Analogie in Kurs gesetzt, die ästhetischer Art ist: die Schöpfertätigkeit ist künstlerische Produktion; daher sind die einzelnen Übel nicht für sich zu betrachten, sondern als Teile der Allharmonie der Welt. ‚Ihr kennet die Welt erst seit drei Tagen und sehet darin nicht weiter als eure Nase reicht, und doch findet ihr an ihr zu tadeln.‘ Wir urteilen über die Welt wie Menschen, die in den unterirdischen Salzbergwerken Sarmatiens aufgewachsen sind und darum meinen, es gebe überhaupt kein anderes Licht als das armselige Geflimmer ihrer Lämpchen, das kaum ausreicht, die Karren dabei zu schieben. Bekannt ist der Vergleich, den Leibniz mit dem astronomischen Weltbilde anstellt: wie vor Kopernikus das Auge uns täuschte, so müssen wir auch in der Betrachtung der Übel das Auge in die Sonne stellen, um die wunderbare Schönheit zu sehen; an der scheinbaren Unordnung und Verwirrung ist unser Geist schuld, nicht die Natur. Von unserem irdischen Standpunkte aus sehen wir die Welt verkehrt. Wir meinen, die ganze Welt drehe sich um unseren kleinen Erdball. Wenn *wir das Auge in die Sonne stellen*, dann sehen wir, wie jeder Schmerz gut ist und die Harmonie des Ganzen wundervoll. Das Übel ist die tiefste metaphysische Voraussetzung des Schönen. Was die Dissonanzen in der Musik und die Schattenrisse auf einem Gemälde, sind die Übel in der Harmonie des Alls. Ohne Übel des Lebens gäbe es keinen Genuß seiner Güter. Es ist wie beim Schwertertanz: gerade an dem Schreckmittel erfreuen wir uns. Die Vollkommenheit des Universums setzt sich aus lauter mangelhaften Gliedern zusammen: durch jede Verbesserung des Einzelnen würde die Qualität des Ganzen unfehlbar verschlechtert. Im ganzen aber gibt es unvergleichlich mehr Gutes als Schlimmes in der Welt, wie es unvergleichlich mehr Häuser als Gefängnisse gibt, während Bayle nur Spitäler und Kerker sieht.

In der *Literatur* haben wenige Bücher ihrem Jahrhundert so sehr ihren Stempel aufgedrückt wie die Theodizee des Leibniz. Nicht bloß sind die großen Theodizeegedichte eines Haller und Uz, Gellert und Wieland von Leibnizscher Metaphysik getränkt, sondern noch deutlicher zeigt sich die Wirkung seiner Problemstellung bei jenen, welche seine Grundanschauungen von so entgegengesetzten Standpunkten aus bekämpften, wie Voltaire, Rousseau und Hume, oder welche wie Alexander Pope, Young, Thomson, Johnson von dem wirklichen Geiste des Leibniz weit entfernt waren. Zwar war auch in Deutschland die Popularisierung der Theodizeegedanken des Leibniz durch *Wolff* und seine Schule, welche ein plattes Nützlichkeitssystem in das Universum hineinlasen, eine Gefahr für die Theodizee

selbst. Gegen diese triviale Verflachung richtete sich der beißende Spott im ‚Candide' des Voltaire. Allein die führenden Geister blieben im Bannkreis der Ideen von Leibniz, und so kam es, daß letztere wie ein goldener Faden durch die kostbarsten Schätze unserer deutschen Nationalliteratur sich hindurchziehen. Die Hamburgische Dramaturgie Lessings ist, worauf man erst neuestens aufmerksam geworden ist, in den wesentlichen Prinzipien der Kunstlehre von Leibnizscher Theodizee beherrscht, und auch der Leitgedanke von Lessings letzter Schrift über ‚Die Erziehung des Menschengeschlechtes' ist nur die schöpferische Fortbildung des Zentralgedankens der Leibnizschen Philosophie, der aber jetzt erst von einem kongenialen Kopf in seiner unermeßlichen Fruchtbarkeit begriffen wurde.

Herders beste Werke werden von der Kritik als geradezu aus dem Mittelpunkte der Leibnizschen Welt- und Seelenlehre heraus geschrieben charakterisiert (Haym), und seine Entfaltung der esoterischen Theodizeegedanken des Leibniz als eines der glänzendsten Phänomene der menschlichen Geistesgeschichte überhaupt bezeichnet (Wollf). Herder ist es denn auch, der in der Grundfrage der Theodizee, der Frage nach dem Ursprung des Übels, den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sieht, die älteste Prüfung des Menschen, welche ohne Zweifel auch die letzte bleiben werde.

Eine ganz hervorragende Rolle spielt die Gedankenwelt der Leibnizschen Theodizee bei Schiller. Ein pessimistischer Grundzug tritt im Geistesleben Schillers schon in jungen Jahren hervor. So singt er in seiner Melancholie an Laura:

‚Unsere stolz auftürmenden Paläste,
unserer Städte majestätische Pracht,
ruhen all' auf modernden Gebeinen;
deine Nelken saugen süßen Duft
aus Verwesung; deine Quellen weinen
aus dem Becken — einer Menschengruft.'

Und im Spaziergang unter den Linden läßt er seinen Wollmar sagen:

‚Jahrtausendelang verzehrt sie (die Natur) nur mit dem Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Es ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Kot, vieltausendmal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und groß tut und sie zu Markte trägt und wieder zusammenreißt in garstige Lumpen ... Man sage es unseren Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen ... Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Totengräbers den Schädel Yoriks so unsanft streichelt. Was dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Zäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten.'

‚Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Träne der Freude liegt, liegen

tausend Tränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammnis empor. Jeder Tropfen Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen.'

Ja, der Pessimismus Schillers greift noch viel tiefer. Im Urtext des Liedes ‚Freigeisterei der Leidenschaft' heißt es:

> ‚Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
> Als Vater mir gemalt?
> So wucherst du mit meinen Paradiesen,
> Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?
> Bestiсht man dich mit blutendem Entsagen?
> Durch eine Hölle nur
> Kannst du zum Himmel eine Brücke schlagen?
> Nur auf der Folter merkt dich die Natur?
> O diesem Gott laßt unsere Tempel uns verschließen,
> Kein Loblied feiere ihn,
> Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
> Er hat auf immer seinen Lohn dahin.'

Liest man derartige Stellen in den Werken des jungen Schiller, so muß man sich wundern, warum nicht Schiller der Schopenhauer seines Jahrhunderts geworden ist. Dann wären uns die kostbarsten Blüten seines Genius vorenthalten worden, und der oberste Bannerträger des deutschen Idealismus wäre zum Prediger eines finsteren, tatenlosen Pessimismus geworden. Was Schiller vor dem Abgrunde des Pessimismus zurückgehalten hat, war nicht das platte und zerbrechliche Rüstzeug des Vulgäroptimismus der Aufklärungszeit, sondern die Kunstidee, jenes strahlende Juwel in seinen Schriften, das nach dem Zugeständnisse aller neueren Forscher den Geistesschätzen des Leibniz entstammt. Zwar hatte auch die vulgäre Philosophie vielfach den Vergleich der schöpferischen Tätigkeit Gottes mit dem künstlerischen Schaffen gebraucht. Allein nur im Systeme des Leibniz, seiner Lehre von den Monaden und der prästabilierten Harmonie, sah Schiller jene Prinzipien in tiefer Gedankenfolge verbunden, welche seine Kunstidee, die er Körner gegenüber so sehr rühmt, ausmachen. Daß dabei Lessings Dramaturgie ihm die Gedanken des Leibniz wesentlich vermitteln half, ist schon öfters zutreffend beobachtet worden. Es ist das echteste Kriterium des Idealismus, daß Schiller nicht in photographischer Naturtreue das Wesen der echten Kunst erkennt, weil ja die Vorsehung auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden den Siegel drückt, und weil höhere Geister die zarten Spinnweben einer Tat

durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen sehen, wo der Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht.

Sogar die letzte Gestalt der Schillerschen Theodizee, betreffs deren man öfter seine völlige Abhängigkeit von Kant behauptet hat, ist nicht minder tief von Leibniz beeinflußt. Schiller gelangte seit 1791, seit seiner tieferen Bekanntschaft mit Kants Werken, zu einem Verzichte auf die Harmonisierung der äußeren Natur: Der Umstand, daß die Natur aller Regeln des Verstandes spotte, daß sie auf ihrem eigenwilligen, freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub trete; daß sie hier eine Ameisenwelt erhalte, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme fasse und zerschmettere; daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwende und an einem Werk der Torheit oft jahrhundertelang baue, treibe das Gemüt unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, zwinge den Menschen, daß er, ergriffen von der ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen greife.

Gewiß finden sich in diesem Gedanken Anklänge an den Kantschen Dualismus zwischen empirischer und intelligibler Welt. Allein ganz unkantianisch ist dabei Schillers Auffassung, daß es unmöglich sei, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären. Diese Auffassung ist vielmehr identisch mit der des Leibniz, wonach die Materie nichts und darum alle Vorstellungen der materiellen Dinge nur konfuse Vorstellungen sind, die nicht in sich selbst geklärt, sondern nur durch Auflösung in das rein Geistige verdeutlicht werden können. Nur diese Leibnizsche Idee, nicht aber die Kantsche, kann mit der Auffassung Schillers vom Erhabenen, mit der höchsten geistigen Errungenschaft seines Lebens, in volle Deckung gebracht werden. Kant hat an der vollen Gesetzmäßigkeit des Reiches der Erscheinungen niemals gezweifelt. Er hat die Anwendung der Verstandsgesetze auf das transzendente d. h. hinter den Erscheinungen liegende Gebiet bestritten. Den umgekehrten Standpunkt nimmt Schiller ein. Er verzichtet darauf, das Reich der Erscheinungen zu erklären, findet aber in der Ideenwelt alle Verstandesgesetzmäßigkeit erfüllt. Wenn trotzdem Schiller an Körner 1793 schrieb, eine Kantsche Theodizee müßte poetischer sein als eine Leibnizsche, so war das eine Selbsttäuschung. Er hat deshalb den Vorsatz, eine solche zu schreiben, niemals ausgeführt.

Weit kürzer können wir uns bei G o e t h e fassen. Der optimistische Zug, der auf dem Lebenswerk von Goethe liegt, ist nicht ohne Beeinflussung durch Leibniz entstanden. Was ist es anders als die Monaden des Leibniz, wenn Goethe die Himmelskräfte feiert, welche auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen, harmonisch all' das All durchklingen? Schon Falk hat in seiner Schrift ‚Goethe in seinem persönlichen Umgang' nachgewiesen, daß Goethe eine eigentliche Monadenlehre ausgebildet hat, was nicht im Anschluß an Jordano Bruno, sondern an Leibniz geschah.

Am konsequentesten wurden die Theodizeegedanken des Leibniz, wenn

auch in pantheistischer Umbiegung, zu einem System ausgebaut durch jenen Schüler Kants, in dem selbst ein Eucken das großartigste Denkergenie der Weltgeschichte finden will, nämlich durch Hegel. Obwohl er die Theorie des Leibniz von der besten Welt eine langweilige Auffassung genannt hat, so ist doch gerade das Charakteristikum seines Denkens gegenüber dem pessimistischen Grundzug des Kantschen Denkens dieses, daß er zum ersten Male den seit Leibniz tausendmal variierten Grundgedanken zum System ausgebaut hatte: ‚Tout est bien', nur daß Hegel, aber ganz richtig im Sinne des Leibniz, übersetzt: Alles Wirkliche ist vernünftig. Die beiden großen Reiche der Wirklichkeit, die Natur und die Geschichte, sind ein kristallklarer Diamant, durchleuchtet vom Lichte der Vernunft. Immer höher muß notwendig die Welt und die Menschheit steigen. Denn wie die Sonne durch das Nebelmeer, so ringt die Weltvernunft mit der unbezwingbaren Macht der Dialektik von selbst sich aus allen niedrigen Entwicklungen empor. Ergänzend neben Hegel erhob sich Schelling: Die Welt ist ein Kunstwerk. Tag und Nacht schafft Gott vor unseren Augen in allen Werkstätten der Natur nichts als Schönheit und Kunst. Die Welt ist das Paradies, der Himmel selbst, der alles Geheimnisvolle, alles Göttliche, alle Schätze in sich trägt. Was als Leid und Übel erscheint, ist nur ein Schattenriß auf einem prächtigen Gemälde.

Gerade durch Hegel und Schelling ist der Kern des Leibnizschen Optimismus vielfach in unsere Literatur übergeleitet worden. Ist es doch charakteristisch, daß selbst neuestens wieder der Hegelsche Ideenstrom, in zahlreiche Bäche und Rinnsale verteilt, mannigfach unvermerkt unser deutsches Geistesleben durchrieselt, daß zahlreiche neuere Werke über Ästhetik, Kulturgeschichte, Rechtsphilosophie noch immer von Hegelschen Gedanken gespeist sind. Dabei ist die Grundidee, nämlich der charakteristisch gestaltete Gedanke an perpetuierliche Entwicklung, der Glaube an einen ununterbrochenen Fortschritt, an den restlos vernünftigen Kern des Lebens ohne Zweifel im ganzen Umkreise der neueren Philosophie originale Schöpfung des Leibniz.

Allein ebenso gewiß ist, daß im ganzen und großen in den beiden letzten Generationen der Grundgedanke der Leibnizschen Theodizee von der bestmöglichen aller Welten und von der idealen Zweckmäßigkeit des Weltprozesses aufgehört hat, der oberste Leitstern unserer Kunst und Literatur zu sein. Schopenhauer hat mit mächtiger Faust das Gebäude des klassischen Optimismus zertrümmert und den Wahn zerstört, als seien die Übel nur kleine, notwendige Schattenrisse im herrlichen Weltgemälde. Mit der Einseitigkeit einer berechtigten Reaktion gegen einen dem Leben auf die Dauer nicht genügenden Ästhetizismus verfiel er dem entgegengesetzten Irrtum, glaubte als Kern der Welt nicht die sonnenklare Vernunft, sondern den stockdummen und stockblinden Willen entdeckt zu haben und wollte in unserer Erde nicht das Paradies, sondern die Hölle sehen. Er kämpfte nicht bloß gegen Hegel als den ‚Charlatan und kopfverdrehenden Unsinnschmierer' an, sondern wiederholte auch den Spott des Voltaireschen ‚Candide' gegen Leibniz, von dem er geringschätzig sagte, daß er es leicht hatte, in fürstlichen Parks

zwischen geschorenen Hecken Prinzessinnen mit Unterhaltungen über die Identitas indiscernibilium über die Rätsel des Daseins wegzutäuschen.

Wer möchte leugnen, daß Schopenhauer der Kunst und Literatur ein ganz anderes Gepräge gegeben hat? An Stelle des Glaubens an die Weltharmonie, ein Begriff, der als verklärender Stern über den edelsten Geistesschöpfungen unserer Klassiker schwebte, wurde der Weltschmerz und die dumpfe Resignation des Buddhismus die charakteristische Note der modernen Literatur. Ein Vergleich z. B. eines modernen Gedichtes mit einem Stück klassischer Lyrik läßt den Unterschied grell in die Augen treten. Vollends der modernen Kunst ging der Glaube an Sinn und Wert des Lebens, an die Souveränität und den Triumph des Geistigen und Idealen im Weltprozesse völlig verloren. Alles, was uns der moderne Impressionalismus gebracht hat, geht in einer seiner Hauptwurzeln auf das veränderte Weltbild Schopenhauers zurück. Nach ihm ist die Kunst der geflügelte Engelskopf ohne Leib; sie hat nur den Zweck, den Menschen für Augenblicke die Tragik des Lebens vergessen zu machen, um ihn wieder zu stärken für die ernste Lebensarbeit, deren letztes einziges Ziel die Vernichtung des Lebens und der Welt ist. Die moderne Kunstrichtung mit ihrem prinzipiellen Verzicht auf die schöpferische Berührung mit den höchsten Gütern, mit ihrer prinzipiellen Beschränkung auf den momentanen Sinnenreiz, mit ihren Ton-, Farben-, Licht- und Linienbrocken, wie Momme Nissen sie so trefflich charakterisiert, mit ihrem ausgesprochenen Grundsatz: Es gibt keine Menschen, sondern nur Flecken, hat nirgends eine so konsequente, philosophische Programmstellung aufzuweisen wie in Schopenhauers Kunstbegriff. Und was die Entsittlichung unserer Kunst betrifft, so wird derjenige, der den Einfluß Schopenhauers kennt, dieselbe zum mindesten im gleichen Maße auf das zurückführen, was Schopenhauer über die metaphysische Bedeutung des Geschlechtsreizes geschrieben hat, wie auf fremdländische Importage.

Der Pessimismus ist der Tod aller Kultur. Nach ihm gibt es keinen Fortschritt, keine Entwicklung und kein vernünftiges Ziel eines aufsteigenden Lebens, vor allem keine Wertschätzung und Heilighaltung der innersten und zartesten Quellen des Lebens, wie man gerade bei Schopenhauer in dem zuletzt berührten Punkte ersehen kann. Eine Literatur und Kunst, wie es die des letzten Menschenalters war, hätte niemals eine Wiedergeburt Deutschlands herbeiführen können, wie zu Zeiten eines Fichte der Idealismus in Philosophie und Literatur sie inauguriert hatte.

So traf uns das furchtbare Ereignis des Weltkrieges. Die gewaltige Lohe des Idealismus, die aus dem ganzen deutschen Volkskörper emporschlug, hat gezeigt, daß die indische Weisheit Schopenhauers den Kern unseres Volkstums nicht zu ersticken vermocht hat. Alles, was nach unserer Literatur und Kunst verloren schien, hat der Krieg uns wiedergegeben: den heldenmütigen Glauben an höhere geistige Güter, denen die Blüte der Nation freudig ihr Leben opfert; den Glauben an eine heilige sittliche Weltordnung als den tiefsten Sinn des Daseins, für deren Schutz gegen brutalen Egoismus unser

Volk den Kampf wagte mit einer Welt von Feinden; den Glauben an den Sieg der gerechten Sache, der wie ein heller Stern durch alle Schrecken und Wirren des Krieges strahlt und unsere Nation zu übermenschlichen Opfern entflammt hat.

Wie würde Leibniz heute frohlocken, wenn er diese Wiedergeburt des deutschen Idealismus sähe, er, der in der englischen Philosophie die Keime des europäischen Völkerverderbens prophezeite, deren furchtbare Frucht wir in der heutigen Weltlage vor Augen sehen; er, der dem Dogma der englischen Philosophie, daß die materielle Seite des Lebens die Herrscherin der Welt sein sollte, den Satz gegenüberstellte, die Welt sei nur Geist und nichts als Geist; er, den das Schicksal traf, daß der idealistische Grundgedanke seines Lebenswerkes bereits aus dem Herzen seines Volkes ausgerottet schien, daß sogar in den Naturwissenschaften, zu deren säkularen Bahnbrechern und Entdeckern er gehörte, der Satz J. St. Mills obsiegte, der große Plan in der Natur verrate keine Spur von einem gütigen Schöpfer, sondern Güte und Gerechtigkeit müßten erst von den Menschen im Kampfe mit ungeheuren Schwierigkeiten spärlich in die Natur hineingetragen werden.

Freilich, auch ein anderes lehrt noch unsere Zeit: die Einseitigkeit des Leibnizschen Theodizeegedankens. Die Lehre des Leibniz, die Welt sei die bestmögliche von allen, entspricht nicht der Auffassung des Christentums. Denn sie würde in ihrer Konsequenz die Freiheit des Schöpfers aufheben und die Unendlichkeit Gottes in Frage stellen. Nicht einmal in der Form, welche der französische Bischof Maret dem absoluten Optimismus des Leibniz geben wollte, daß nämlich eine Entfaltung aller absolut möglichen Vollkommenheiten in einer räumlich und zeitlich unbegrenzten Entwicklung des Weltsystems erfolge, ist dieser Gedanke einwandfrei. Mit Recht sagt O. Zimmermann S. J.: ‚In der gegenwärtigen blutigen Zeit wird niemand den Mut haben, einen Wehezerschlagenen mit den Lehren eines maßlosen Optimismus zu trösten. Die Welt, die jetzt unter unerhörten Leiden stöhnt, ist wahrlich nicht die bestmögliche ... Ein Soldat, halb im Schlamme seines Grabens versunken, von einer sausenden, heulenden, krachenden Hölle umtost, mit Blut und Fleischfetzen seiner zerrissenen Kameraden bedeckt, dann gräßlich verwundet, in tagelanger Verlassenheit zum stummen Himmel aufstöhnend und schreiend; — ein friedlicher Landmann im Kampfgebiet, dem die Heere seine Ernte zerstampfen, schanzende Soldaten und platzende Granaten die kostbare Fruchterde zugrunde richten, der seine Tiere zerstreut und weggenommen, sein Haus ausgeraubt und zerschossen, Gattin, Kinder, Gesinde, greise Eltern ins Elend verscheucht sieht; unausdenkliche Kriegsschrecken nicht nur von einzelnen, sondern von ganzen Landstrichen und Völkern, Armeen von Verwundeten und Sterbenden getragen —, wo bleibt da der Glaube an die beste Welt?‘ (Stimmen der Zeit, April 1915, S. 24 f.).

Allein trotzdem bleibt es das unsterbliche Verdienst der Theodizee des Leibniz, daß sie bei aller Einseitigkeit des Grundgedankens ein festes Voll-

werk des Glaubens an einen höheren Sinn und Wert des Lebens im deutschen Geistesleben erhalten half und ein Arsenal fein geschliffener philosophischer Ideen zur Widerlegung des modernen Grundirrtums vom leidenden Gott, vom tragischen Gott bereitgestellt hat. Denn wo wäre der Antrieb zu den heroischen Taten des Idealismus, welche wie eine majestätische Höhenlinie alle Schrecknisse des Weltkrieges überragen, wenn die Welt im Sinne des konkreten Monismus so schlecht wäre, daß ihre Schöpfung, falls Gott das Licht des Bewußtseins genösse, ein unentschuldbares Verbrechen wäre, daß der Monotheismus zum Monosatanismus würde, daß der ungeheure Apparat der Natur und Geschichte keinen anderen Zweck hätte, als die Torheit des schöpferischen Weltwillens rückgängig zu machen? Der Pessimismus ist keine Triebfeder heroischen Handelns, am wenigsten da, wo er die tiefsten Wurzeln der Lebensauffassung vergiftet. Der bloße Gedanke an den Ruhm der Nachwelt hätte keinen unserer Helden bestimmen können, für das Vaterland sein Höchstes einzusetzen. Denn Fichte sagt mit Recht: ‚Die deutsche Klarheit hat bis zur unerschütterlichen Überzeugung eingesehen, daß keine Verwundung und keine Verstümmelung des einzelnen durch den Ruhm der Nation geheilt wird.‘ — Auch die Freude Nietzsches am Furchtbaren, Grausamen, Satanischen des Krieges ist es nicht, welche unsere Soldaten entflammt hat. Das feindliche Ausland wußte wohl, was es tat, als es unserer Armee Nietzsches Geist nachredete. Dieser kann für die theoretische Weltbetrachtung ästhetischen Reiz gewähren. Den Schrecken des Schlachtfeldes kann er nicht standhalten, und könnte er es, so würde er unsere Heere zu Horden von Ungeheuern machen. Was allein unsere Helden zu freudiger Todesbereitschaft begeistern kann, ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung, welche siegen muß und wird, auch wenn der einzelne darüber zugrunde gehen muß, und zugleich der Glaube, daß diese Weltordnung dem einzelnen für den heroischen Untergang hienieden einen Ausgleich in einer persönlichen Unsterblichkeit verbürgt. Von der höchsten Überspannung des Leibnizschen Theodizeegedankens aus schrieb Schiller an Körner: ‚Sähe ich nicht alles so schön in sich beschlossen; sähe ich auch nur einen einzigen Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles, was ich sehe, fällt in diesen sichtbaren Mittelpunkt zurück.‘

Des jungen Körner Schlachtengesänge zeigen schon ein ganz anderes Weltbild. In den Schrecken des Todes verschwindet das Traumbild von der ewigen Schönheit des Universums. Aber hier zeigt sich, daß allein die christliche Auffassung den Grundgedanken des Optimismus zu wahren versteht. Auch die christliche Auffassung kennt ein Weltbild, in welchem alles Wirkliche kristallklare Vernunft sein wird nach dem Postulate des deutschen Idealismus, wo die Natur vergeistigt und vom göttlichen Licht durchstrahlt sein wird, wo der Geist im Sinne Schellings nichts anderes sein wird als eine ewig blühende Jugend und eine niemals endende Geburt des Lichtes und Lebens aus Gott. Dieses Leben erwartet der Christ erst

dann, wenn der gegenwärtige Kosmos, wie auch die Physik lehrt, sich auflöst und ein neuer Himmel und eine neue Erde kommt.

Der Gedanke an diese Welt der ewigen Werte allein vermag die furchtbaren Eindrücke in der Psyche des sterbenden Soldaten zu mildern und zu verklären und ihn zu wirklich freudigem, rückhaltslosem Opfer des Lebens zu befähigen, und dieser Gedanke, der jedem katholischen Kinde als mächtige Waffe für den Lebenskampf in die Hand gegeben wird, hat sicher viele unserer sterbenden Soldaten, die keine Möglichkeit hatten, auf eine philosophische Theorie über Sinn und Wert des Lebens sich zu stützen, innerlich getröstet, bis auf verlassenem Felde der Engel Gottes die Palme des ewigen Friedens ihnen in die erkaltende Hand gedrückt hat.

So ist der Grundgedanke der Theodizee des Leibniz auch in all' der prächtigen Ausstattung, welche die Arbeit der Klassiker und der Philosophie des deutschen Idealismus ihm gegeben hat, einseitig und vermag die furchtbaren Rätsel des Daseins nicht zu lösen. Aber dieser Gedanke hat sich in seiner innigen Verflechtung mit den kostbarsten Geistesschätzen unserer Nation als ein kräftiges Bollwerk gegen den modernen Pessimismus erwiesen, welcher die christliche Weltanschauung ebenso wie jede kräftige Vaterlandsliebe in der innersten Wurzel ersticken würde und überhaupt den Tod aller höheren Ideale bedeuten müßte.

Vom modernen Unglauben und vom Glauben / Von Max Fischer

„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in denen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt.'

Goethe, Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan.

Versucht man Art und Gepräge des zeitgenössischen Menschen im innersten Kerne zu erfassen, so offenbaren sich beherrschende Weltlichkeit und seelenlose Glaubensarmut als entscheidendste Kennzeichen. Die religiösen Empfindungen und Antriebe sind in der Seele des Einzelnen und im Leben der Gemeinschaft immer mehr zurückgedrängt; Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit sind die beherrschenden Götzen der modernen Zeit.

Wer es vermag, gleichsam von der Vogelschau die Abwandlung der Geschichte der menschlichen Seele zu überschauen von jenen glaubensstarken Zeiten des späten Mittelalters, in denen gottsehnender und zugleich demütiger Sinn die gewaltigen Dome schuf und die Gedankenbauten der großen Scholastik, in denen mystisch Versunkene jene innigen und dunklen Bücher schrieben, in denen das überirdische Licht glänzt, bis hinab zu dem Zeitalter der entgeisteten Wirtschaftskräfte, der materialistischen Natur- und Geschichtsauffassung, der selbstgefälligen Hoffart und des religiösen Nihilismus, dem ist es trotz aller Errungenschaften der Zivilisation und der materiellen Vervollkommnung, als schreite er von einem Berge, auf dem reine Glut und Nähe Gottes ist, zu den Niederungen eines sinnlichen und erhebungsarmen Lebens.

Die Zeit, die wir Renaissance nennen, war nicht, wie eine irrige Geschichtsauffassung lehrte, das verheißende Morgenrot einer neuen Kultur, sie war vielmehr das glänzende Abendrot der reichsten und formenstärksten Zeit, die die Geschichte kennt. Verkennung der Wesenhaftigkeit der Kultur ist es, jenem Übergangszeitalter es zum Verdienst zu machen, daß es die klassische Bildung wieder erweckt habe. Werk und Geist des Altertums waren dem Mittelalter mitnichten fremd. Aber, wie jede eigenwüchsige Kultur, so wußte auch der Geist der germano-romanischen Völker in jenen schaffensstarken Jahrhunderten aus dem übernommenen Stoff das zu erlesen, was der eigenen Sehnsucht und dem eigenen Streben dienstbar gemacht werden konnte. Wahlloser Historizismus ist nicht Erweis der Kraft, sondern der Schwäche. Kulturverfall war es, Verschüttung der Produktivität, als das

---

* Der Urheber dieser Gedanken hat sich seinen Standpunkt ähnlich wie Novalis erkämpft und vertritt ihn, wie er schreibt, in voller Unabhängigkeit hier, weil es ‚heutzutage in Deutschland außer dem „Hochland" schlechterdings kein Organ gibt, in dem solche Gesinnungen zu Wort kommen können'. D. Red.

fünfzehnte Jahrhundert begann, die Antike nicht in die organische Form des mittelalterlichen Lebensrhythmus einzuschmelzen, sondern sie sklavisch und formal nachzuahmen. Die Renaissance bedeutet nicht, wie man sie so oft hat deuten wollen, eine Entfesselung des Geistes aus den Banden der Form, sondern sie ist vielmehr eine Entfesselung der Form aus der Zucht des Geistes. Individualistische Willkür und bunte Flächenhaftigkeit haben seitdem immer augenfälliger die strenge Herbe und das organische Leben des Mittelalters zersetzt und zerspalten.

Es war nicht Anbeginn, sondern Symptom dieser Wandlung, als der Rationalismus des Augustinermönches auf das starre Bibelwort wies und den flutenden lebensstarken Reichtum der mittelalterlichen Kirche mit traditionslosem Sinn glaubte austilgen zu können. Symptom einer Zeit, die statt der schlichten Gläubigkeit philologische Streitsamkeit in die Gemüter der Laien trug, war es ferner, daß der zur Notwehr genötigte Katholizismus im Tridentinum sich zum kampfbereiten Panzer eine starre Form schaffen mußte, die dem unbefangenen und einheitlicheren Mittelalter ferne war.

Von dem sechzehnten Jahrhundert an klafft jener schmerzliche Zwiespalt zwischen Kirche und Zeitkultur, der trotz aller versöhnenden Strebungen von beiden Seiten im Verlaufe der Neuzeit nicht gemildert, sondern erweitert worden ist. Indem das intellektuelle Leben der Völker sich nicht mehr wie im Mittelalter im Rahmen der Kirche entfaltete, indem es nach Zielen langte und schritt, die sich antipodisch der Kirche gegenüberstellten, wurde der historische Zug, welcher der Kirche gegenüber den traditionslosen Schöpfungen eines autonomen Intellekts anhaftet, der organischen Weiterentwicklung unterbunden und ihr jener konservative Zug und jene Kämpferstellung aufgenötigt, die ihrem innersten Wesen widerspricht.

Die moderne Bildung nahm immer mehr einen rein weltlichen, einen ausgesprochen außerkirchlichen Charakter an, um schließlich im achtzehnten Jahrhundert in der selbstgefälligen Aufklärungsphilosophie und der französischen Revolution zu gipfeln. Dann schien es, als sei doch eine Möglichkeit der Überwindung des Zwiespalts, als sei die Wiedergeburt einer religiösen Kultur gegeben: damals, als Novalis und Friedrich Schlegel, als Adam Müller und Josef Görres, Friedrich Wilhelm IV. und Friedrich Julius Stahl, ja auch in gewissem Betracht Schleiermacher und Neander, zugleich aus innerlichem Zeiterleben und religiöser Inbrunst starke Werke schufen und überweltliche Ziele wiesen. Aber es waren nur schwache Stimmen, die als Prediger in der Wüste des neunzehnten Jahrhunderts von der lauten Majorität und den materiellen Süchten eines begehrlichen Geschlechtes überdröhnt wurden.

Der Sieg der Materie über den Geist, der selbstverliebten Hoffart über die gläubige Demut schien entschieden. Ein unheiliger Intellektualismus drängte alle seelischen Bildungen beiseite, warf alle ehrwürdigen Traditionen in die Rumpelkammer und schuf eine Welt- und Lebensauffassung, deren innere Leere und mitleidswürdige Armseligkeit kulturstärkere Jahrhunderte als ekelerregende Brandzeichen einer gnadenlosen Barbarei empfinden werden.

Berauscht von den technischen Errungenschaften einer erfindungsreichen Zeit und von den Erkenntnissen naturwissenschaftlicher Empirie, die zwar unseren weltlichen Blick zu schärfen, aber an unsere metaphysische Erkenntnis auch nicht zu rühren vermögen, begann ein Geschlecht, dem das Auge des Künstlers und das Ohr des verborgenen Geheimnissen Lauschenden versagt war, das Überempirische zu leugnen und die Materie zu vergotten. Der blutleere Rationalismus begriff nicht, daß Gott höchste individuelle Entfaltung, daß er Persönlichkeit ist; er zerrte Seinen Namen herab, indem er ihn gleichsetzte mit dem Gesetz oder der Materie, oder was solcher Abstraktionen mehr sind. In der Nüchternheit dieses Geschlechtes spiegelte sich die Natur als ein physikalisch-chemischer Mechanismus, die buntflutende Menschheitsgeschichte als bewegt durch Hunger und Erwerbsgier und den Drang nach Macht.

Die idealischen Antriebe waren aus dem Leben ausgeschaltet oder wenigstens in verborgene und nur an Feiertagen gelüftete Winkel der Seele zurückgedrängt oder auch als Mäntelchen materiellen Strebungen umgehängt. Die Frage nach Heiligkeit oder Unheiligkeit, nach Sünde und Sündenvergebung war zum leeren Worte herabgesunken, denn viel wichtiger als die höchsten religiösen Erschütterungen waren diesem Zeitalter die Fragen des Magens und der sozialen Behäbigkeit. Die tiefsinnige Lösung des Problems von Ungleichheit und Gleichheit, die das Christentum in den Bereich der Seele gegeben hatte, wurde nicht verstanden, und an der Fläche der äußeren Lebenshaltung wurde das Problem ausgefochten. Ein Vernunftschematismus, der die Grade der Begabung nicht sehen wollte und die abgestufte Ordnung der Priester und Laien nicht anerkennen, forderte trotzig die Gleichheit aller, während auf der anderen Seite kalter Erwerbssinn und ausbeutender Besitz seine Vorzugsstellung in festgekrampfter Kralle zu bewahren gewillt war. Geld und Erwerb waren die Götzen der Welt geworden.

Auch die Staaten wurden immer tiefer mit hineingerissen in den Geist äußerer Machterweiterung, selbstsüchtigen Ländererwerbs, schnöden Materialismus. Der Kulturstaat trat zurück hinter dem Machtstaat; der habgierige Geist des modernen Imperialismus wies Richtung und Wege.

In einem solchen Zeitalter war wenig Raum für Dinge, die still und zart, aber heilig und tief sind. In den zerborstenen Hallen ehrwürdiger Institutionen, in stiller weltferner Gemeinsamkeit hatten die Kräfte eine Zuflucht, von denen es sich gebührte, daß sie die Welt beherrschen. Einer solchen Zeit war die erhabene Weihe der Dome bestenfalls eine ästhetische Geste, die Geschichte der Heiligen kaum mehr, als ein abwechslungsreiches Album pathologischer Menschen. Es war eine Zeit der Normalität und der Mittelmäßigkeit, in der der ekstatische Rausch und die hingebende Demut keine Stätte hatten. Hoffärtige Selbstgefälligkeit galt als Anzeichen der ‚Persönlichkeit', entsagende Hingabe als Erweis von Schwäche. Ein Egozentrismus des Denkens und des Empfindens trat ein, an den die Zeiten neuer Heiligung und Verinnerlichung nur mit eisigem Schauer werden zurückdenken können. Es war eine Zeit, in der man nicht Gott diente, sondern weltlichem Werk.

Wir stehen am äußersten Rande dieses Zeitalters, wir sehen hell und klar die Herrlichkeit seiner Früchte. Der Materialismus des Gedankens und der Gesinnung hat eine Zuspitzung erhalten, die nicht mehr überboten werden kann. Der Mangel eines überempirischen Ethos hat die Maßstäbe eines heiligen Lebens zernichtet und die Lebensführung der Zuchtlosigkeit der Triebe und utilitaristischem Streben anheimgegeben. Eine Umwertung aller Werte hat stattgefunden, oder sagen wir besser — eine Entwertung aller Werte außer dem der Nutzsamkeit. Eine solche innere Leere mußte sich auch spiegeln in der Armut des geistigen Lebens. So nehmen denn die weltanschaulichen und literarischen Zeugungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen sehr tiefen Rang ein in der Menschheitsgeschichte.

Der Stolz unseres Zeitalters aber ist seine Technik und der ragende Bau seines Wirtschaftssystems. Wahrlich, bewunderungswert die Kräfte an Energie und Intelligenz, die sie schufen. Aber sind sie willensstarke Herren geblieben, gebietende Meister der Gewalten, die sie riefen? Ist es der Geist der Menschen, der die Materie in Zucht hat und ihren Sinn gebiet..? Wir empfinden, daß dem mitnichten so ist. Die Technik und das Wirtschaftssystem diktieren heute ihr eigenes Gesetz, sie machen den Menschen sich untertan, sie sind zu einem autonomen Faktor geworden. Man spricht heute — und es entspricht den Tatsachen — von den Geboten der technischen Entwicklung, von den Notwendigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft, von den unerbittlichen Tendenzen der kommenden sozialen Gestaltung — während doch alle die Verfeinerungen des materiellen Bereiches und der Organisation nur dann Wert haben, wenn sie sich den Forderungen der Seele und den Geboten der menschlichen Sehnsucht dienstbar machen. Heute aber wird die Seele zur Dienerin der Notwendigkeiten der Materie, und seelischer Reichtum wird erbarmungslos zermahlen in den Rädern einer gnadenlosen Maschinerie.

Der wirtschaftliche Expansionsdrang und das brutale Machtstreben der Staaten hat auch den blutigen Weltenbrand unserer Tage entfacht, dessen Zeitpunkt vielleicht durch menschlichen Willen mitbedingt war, der aber als Gesamtkatastrophe innerlich unausweichlich erscheint. Wie klein empfindet man den biederen Eduard Grey oder den kleinen Streber Poincaré oder den schwächlichen Zaren gegenüber den dämonischen Kräften, die den Weltkrieg zeugten und in ihm aufeinanderprallen. Und wie hilflos und erbärmlich stehen die kleinen Zauberlehrlinge, die mehr geschoben als schiebend die Geburtswehen dieses Weltenbrands begleiteten, gegenüber dem entfesselten Schicksal des Völkerringens, dem sie nicht mehr ins Rad zu fallen vermögen, auch wenn sie es wollten. Nun muß die gebietender Zucht entronnene Materie sich austoben, bis ihre Kraft erschöpft ist, und ohne Erbarmen Menschenglück und seelische Gebilde zertrümmern. Erhabene Kathedralen dienen militärischen Zwecken, und im Schiff der Kirche stöhnen Verwundete — das sind Symbole.

Der Tag wird kommen, an dem die Waffen schweigen und an dem über das zerrüttete Europa die Glocken des Friedens klingen werden. Dann

sollen sie, so hoffen wir, eine neue bessere Zeit einläuten. Dem Jahrhundert der Technik soll ein Jahrhundert der Seele folgen. Wir dürfen nicht dulden, daß materialistischer Geist und neues Gründertum sich weiter ausbreiten und die Blutopfer edelster Jugend nur ihnen zugute kommen. Die seelischen Kräfte, die durch Leid und das Weh dieses Krieges geweckt wurden, die religiösen Sehnsüchte, die in den Jahren vor dem Kriege wieder lebendig zu werden begannen — sie dürfen nicht verschüttet werden, sie müssen geschürt werden zur lohenden, lebensschaffenden Flamme. Es wird gelten, an der neuen Zeitenwende zu mahnen zu innerer Umkehr und seelischer Vertiefung.

Eine neue religiöse Kultur muß die nüchterne Leere des modernen Unglaubens überwinden. Eine religiöse Kultur — sagen wir, nicht irgendein selbstgemachtes Philosophemchen, nicht irgendeine verschwommene Sektiererei. Denn Religion ist nicht Erfüllung des Intellekts, sondern der Seele; und deshalb ist sie nicht Philosophie, sondern lebensvolle Gegenwart. Sie schafft sich Bild und Gebärde, Gebete und Symbole. Nur durch die Religion kann unser Leben wieder Inhalt und Würde, Schönheit und Weihe gewinnen.

In dem gegenwärtigen Europa kann nur der Katholizismus in diesem vollen kulturtragenden Sinne den Namen einer Religion beanspruchen. Der protestantischen Kirche fehlt die Einheit: sie pendelt zwischen einer zelotischen und (weil nicht über den geschichtlichen Reichtum des Katholizismus verfügend) engen Orthodoxie und einem flachen Aufklärungsgerede, das nur noch mit etwas Orgelklang, Bibelworten und zu Allegorie gewordenen Symbolen den Schein der Christlichkeit wahrt. Die außerkirchlichen Ansätze religiöser Sehnsucht, die in den letzten Jahren sich mehrten, erweisen, daß das Zeitalter des Unglaubens sich selbst überlebt hat und daß ein innerer Drang nach neuer religiöser Gestaltung latent ist. Sie haben freilich bisher irgendwelche kulturelle Objektivierung nicht schaffen können; sie sind unfruchtbare Gefühlsschwärmerei, ästhetische Gebärde, flehende Hoffnung geblieben. Wird ihnen einst ein stärkerer Quell entströmen? Wird er seinen eigenen Weg nehmen, oder wird er sich ergießen müssen in das Meer des Katholizismus, diesen verjüngend und befruchtend? Niemand vermöchte das heute zu sagen.

Nur so viel kann festgestellt werden: unter den heutigen religiösen Kräften ist in dem Katholizismus noch der reichste und tiefste Gehalt geborgen. In der Weihe seiner Dome, in der ergreifenden Erhebung seines Hochamts, in dem schönheitsstarken Prunk seiner Prozessionen leben noch Rhythmus und Form einer glaubensstärkeren Zeit. Er hat dem antichristlichen Geist der letzten Jahrhunderte getrotzt, freilich nicht, ohne durch den Geist der Zeit oder durch eine widernatürliche Kämpferstellung zu bedenklichen Opportunitäten und zu gefahrdrohenden Erstarrungen gedrängt zu werden. Hoffen können wir nur, aber nicht wissen, ob ihm schöpferische Kraft und jugendliche Frische zuströmen werden, auf daß er das ungeheure Werk innerer Vertiefung zu leisten vermag, das nach dem Kriege seiner harrt. Nur solcher Art wird er die lastende Aufgabe einer religiösen Wiedergeburt Europas mit verjüngter Kraft und mit der Sicherheit des Siegers erfüllen können.

Man wird uns nicht nachsagen können, daß wir die gegenwärtige Situation allzu optimistisch ansehen. Das ist ganz gut so. Denn es macht bewußt, worüber eitles Selbstgefühl so gern hinwegtäuscht, welche ungeheure Sendung, welche geschichtliche Entscheidung auf unserer Generation lastet. Es ist an uns, alle Kräfte der Seele in uns zu steigern und Gestalt werden zu lassen und solcher Art Diener zu werden an dem Werk, das aus der Verwirrung der Zeit befreien soll. Denn heute offenbart sich uns unverkennbar, was schon vor fast 120 Jahren die göttliche Weisheit des Novalis erkannte: ‚Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? Werden sie nicht Freunde, wie diese, an den Särgen ihrer Lieben, vergessen sie nicht alles Feindliche, wenn das göttliche Mitleid zu ihnen spricht — und ein Unglück, ein Jammer, ein Gefühl ihre Augen mit Tränen füllte? — Wo ist jener alte, liebe, alleinseligmachende Glaube an die Regierung Gottes auf Erden, wo ist jenes himmlische Zutrauen der Menschen zueinander, jene süße Andacht bei den Ergießungen eines gottbegeisterten Gemüts, jener allesumarmende Geist des Christentums? . . . Die Christenheit muß wieder lebendig werden und sich wieder eine sichtbare Kirche . . . bilden, die alle nach dem Überirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt.‘

Judith / Roman von Peter Dörfler.

X.

Veni sponsa Christi!

Judith stand unter der alten Fichte und dachte darüber nach, welch eine blitzartige Kraft und ruhige Sicherheit in ihr wach geworden sei, als der Altbürgermeister aushauchend in ihren Armen zitterte, und als sie ihm ihr aufmunterndes „Jesus!“ zugerufen hatte. Da war es ihr bei allem Leid freudig um die Seele gewesen, und sie hätte wünschen mögen, der Augenblick möchte Ewigkeit werden.

Die Eltern, die endlich lange genug ihren Besonderheiten und der unverständlichen Weltabgeschiedenheit der Tochter zugesehen hatten, drängten sie allmählich immer standhafter aus der Ruhe heraus, und begehrten von ihr Entscheidungen oder doch Neigungen zu sehen. Um nun doch irgendeine neue Anregung — einen Sauerteig, wie die Mutter sagte — in ihr Leben zu bringen, redeten sie ihr zu, einmal die Schwester aufzusuchen. Die kluge und eifervolle Milburgis war längst Oberin geworden, hieß mit dem Klosternamen Frau Edigna, und war Vorsteherin und Mutter eines großen Spitales, wo sie ein Reich von Siechen aller Art und deren Pflegerinnen zu regieren hatte, ein Reich, von dem sie behauptete, es sei von dieser Welt und doch des Heilands Reich. Judith liebte und verehrte die Schwester wie man ein Ideal umschwärmt, das man bewundert, aber für eigene Kraft trotz aller Sehnsucht für unerreichbar hält. Oft hielt sie sich Frau Mutter Edigna in ihrem Sein und Wirken als Exempel vor Augen: ‚Sie sitzet wahrhaftig als eine Königin in ihrem Reich und Glück. Denn ihr Angesicht blitzet am hellsten, so sie eine stille Nacht hellwach hat überwunden. Ihre Händ lassen wahrhaft Glanz durchscheinen, so sie am Einbetten, Stützen, Halten und Geschwäranrühren sein. Also herrschet sie über Leib und Seel, und nichts ist, so sich unterfanget, ihrem Willen zu widerstreiten, nit Laune, nit Schwäche oder Ekel. Ei du wundersambe Königin!‘

Vor Jahren hatte Judith das Kloster zum ersten Male besucht, darauf war sie fast Jahr um Jahr für kurze Frist Gast gewesen, und nur in der letzten Zeit hatte sie sich selten gemacht und der dringlichen Einladung widerstanden.

So oft sie nun in den Bereich der heiligen Mauern, ihres Ernstes, ihrer Eigenheiten und ihrer geheimnisvollen Klausurbereiche trat, gab sie sich mit augenscheinlicher Absichtlichkeit wie ein rechtes Weltkind, das zwar staunend den Mut der Schwestern preist, aber selbst mit keinem Gedanken an solch magdliche Dienste

denkt. Doch in Wirklichkeit flatterten all ihre Gedanken um diese Räume wie Schwalben um die Balken, auf denen sie einen Platz für ihr Nest suchen. Sie kam schön gewandet und ließ Eitelkeit ahnen. Aber sie beneidete die Schwestern um das Kleid, das alle gleich schlicht umwallt und nur Zweck und Hülle ist. Doch Frau Mutter Edigna hatte im Kloster ihre hellen Augen nicht verloren, sondern geschärft. Sie spürte, wie hungrig und suchend ihre wilde Schwester gerade diesmal gekommen war.

‚Schwester, ich möcht ein einzigesmal einen ganzen Tag lang dein Kleid tragen, wie es mir stünde?'

Und sie bettelte wie ein eigensinniges, unwiderstehliches Kind.

Die Oberin brachte Kleid und Schleier, wiewohl ungern und mit Gewissensbedenken.

Judith umhüllte sich scherzend, wie der kleine Bub sich mit dem schweren Schwert des Kriegers umgürtet. Sie sah sich im Spiegel — bebte und schauderte. Soll sie in diesem Priesteringewand den schweren Kelch trinken? So gewandet durchs ganze lange Leben gehen? Keine andere Farb und Falte mehr? Einen Augenblick schloß sie die Augen und sann. Dann tat sie plötzlich, als wäre der Schleier brennend geworden. Sie warf ihn weg und seufzte wie im Scherz als eine gute Theaterspielerin: ‚O, schon hab ich Heimweh nach der Welt! Ich hab es lange ausgehalten im Nonnenkleid, aber länger! — weg damit, weg damit, schon hebt es an zu brennen als wie des Herkules sein Nesselgewand!'

Die Nonnen lachten über das weltfrische und fröhliche Mädchen, das die Stille dieser Räume so oft mit Streichen und Trutzreden belebte und niemals Nonnenhaftigkeit heuchelte, wie man das wohl sonst bei Besucherinnen sah.

Mutter Edigna aber hatte den einen Augenblick erschaut, in welchem Judith hinter verschlossenen Lidern beraten und sich vor die große Frage der Zukunft gestellt hatte. Sie begann zu hoffen und betete: ‚Ahne, ich vermein, auch dein Herz bricht herfür; es blühet nur später als der Strahl deiner Augen. Hilf, benedeie!'

Judith verlangte zum erstenmal in die Krankenzimmer geführt zu werden. Sie wappnete ihr Herz für diesen Gang und biß die Zähne zusammen, auf daß sie wie Mauern gegen jeden Anprall von Furcht und Ekel standhielten. Sie machte sich auf Blut und Eiter und zerfressene Gesichter und jegliche Häßlichkeit gefaßt. Darum wurde sie dann von der Wirklichkeit enttäuscht. Sie sah in blühweißen Betten zufriedne und glücklich winkende Gesichter. Hier

und da zeigte sich eins zerfallen und bleich, Schmerz zuckte darin und dem Tod war der Weg geebnet und gehärtet auf entfleischten Knochen und Wangen. Aber sie lagen gleichwohl ruhig und ohne Harm in den Kissen. Judith hatte ein Allerheiligstes erwartet und war in einen Vorraum gekommen.

Man wollte sie in der Tat schonen und hatte beschlossen, sie erst nach überstandener Probe aus den Zimmern der Leichtkranken in die Tiefen des Elendhauses zu führen. So schloß man denn, als man Judiths Ruhe sah, die erste Türe des ‚Fegefeuers' auf. Aus den Betten erklang Stöhnen, das von letzter Not sprach. Hier war Freude und Hoffnung tot, und was vom Leben übrig geblieben war, das schien nichts als ein Werkzeug von Leid und Qual, von Angst und Marter. Am Fenster lag ein Mann, dessen Hand unablässig die Decke absuchte. Sein Auge war schon gebrochen, und nur noch Tropfen von dem hellflutenden Sonnenlicht sickerten in das Innere. Er jammerte über die träge, nimmer endenwollende Nacht.

Türen gingen auf und zu. Man schien immer tiefer in die Unterwelt zu steigen trotz aller Freundlichkeit der Räume. Und jetzt öffnete sich eine Stube, die ganz verdunkelt war. Trotz Wacholder und Weihrauch schlugen üble Dünste hervor. Die Oberin sagte: ‚Unser liebstes Kind, derweilen unser ärmstes!' Judith trat ein paar Schritte vor und neigte sich zu dem Kranken. Aber nun spürte sie auf einmal, wie das Herz pochte und der Atem sie bedrängte. ‚Heiliger Gott, war das ein Mensch? Das war ja ein Hund oder ein Schwein! Statt des Mundes drängte sich eine Schnauze vor, und Äuglein staken klein in rotem, quellendem, hautlosem Fleisch. Judith spürte eine Schwäche, die sie bald kalt, bald heiß überrieselte. ‚Was ist das für eine Krankheit?' flüsterte sie. Die Oberin dachte: ‚Weh, daß man makellose Reinheit solchem Auswurf muß nahe bringen.' Aber Reinheit bleibet gleichwohlen rein. Und ist auch dafür geschaffen, nit bloß rein zu bleiben für sich, sondern in Kraft der Reinheit Erbarmen haben und Hilf für die Gefallenen. ‚Kind,' sprach sie leise, ‚eine Schwester muß ohn Zucken sehen können auch den Auswurf der Sünd. „Französische Krankheit" ist das hie benennet. Die Knecht der Teufelin Venus werden also gestraft. Doch fälle nit schlimm Urteil: Die großen Krieg haben unser Volk so vergift! Es preise sich, wer frei ist von der Contagion, und wes Eltern es waren. Denn der Unreinen sind zum Erschrecken viele. Wenig Wölf fressen Herden von Zicklein und Lämmern auf!'

Judith errötete flüchtig. Sie erinnerte sich, den Namen der Krankheit von Giacomo gehört zu haben, und ward sich auf einmal bewußt, wieviel übles Gift in allen Adern lodere und lauere, bis es hervorbrechen könne gleich einem Brand, den der Föhn vom Herd geblasen hat. Sie erkannte, daß sie aus den lachenden Fluren der Heimat in einen ihrer verborgenen Abgründe geraten war. Tiefer als jemals schaute sie jetzt. Solch einen Blick hatte selbst Egwolf nicht aufzutun gewagt. Sie fühlte, wie das neue, ernste und furchtbare Wissen sie älter machte und an die Welt heranzog, statt sie noch weiter abzuschrecken. Sonderbar! ‚Heilig, heilig!' klang es durch ihre Seele. Das Heiligtum der Genugtuung und Buße, der Strafe und Gerechtigkeit, das Allerheiligste der Güte, des Erbarmens, der helfenden Hände lag vor ihr. Judith war erschüttert von der Größe und den Geheimnissen des Lebens und der Gottesmühen um diese Welt. O, so krank ist das Vaterland noch von den großen Kriegen! Nicht nur in Brasilia sind große Ströme und Fieber und Bestien!

Mutter Edigna drängte weiter. Denn sie fürchtete zu viel gewagt zu haben. Judith stand wie erstarrt. Und als sie sich dann losriß, wandte sie sich nochmals um und noch ein andermal und trennte sich hart wie von einem berühmten Dom, den man nicht nur mit den Augen ansehen, sondern mit den Bildern seiner Seele für immer einen will.

Gleich darauf stiegen sie über eine Treppe in den vornehmen Teil des Hauses. ‚Zum Beschluß soll sie freundlichere Eindrück mitnehmen,' sagte die Oberin und führte sie in die Kammer, wo ein vornehmer Offizier lag. Er war auf der Jagd vom Pferde gestürzt, hatte sich geprellt und außerdem ein Bein gebrochen und lehnte jetzt beinahe genesen, aber noch etwas fahl und angegriffen in einem bequemen Stuhle. ‚Hie findst du,' sagte Mutter Edigna, ‚unseren Gast, einen Kriegskapitän, so sich blessieret hat, aber wohl genesen ist, was sehr vonnöten, sintemalen die Kriegsgerücht gar nit geschweigen wöllen, da doch unser Land anoch voller Wunden und Gebresten!'

Der Kapitän war nicht mehr jung. Aber er trug noch sehr deutliche Zeichen einstiger außergewöhnlicher Schönheit an sich und war immerhin noch eine eindrucksame, stattliche Erscheinung zu nennen.

Er zeigte eine ganz sonderbare Erregung über das Erscheinen der zwei Frauen. Vergeblich belobte die Oberin sein gutes Aussehen und befragte ihn nach der Wirkung der neuesten Medizin.

Er starrte völlig wie verzückt auf die erschrockene Judith und sagte mit dem Blick eines Schwärmers: ‚Pardonez, so ich verabsäumet, die edlen Frauen, wie billig, zu grüßen! Aber ich bin ganz benommen und in Ekstasis! Was ist mir worden! Ein guter Geist tritt zu mir Unwertem! Fürwahr Hygieia, die Fee der Gesundheit in Persona! Edle Jungfrau, ehevor Ihr kommen seid, bin ich in Schmerz und Schwermut gelegen. Und da Ihr als eine Erscheinung diese Stube erhellt, ist all das verscheuchet gleichwie dunkles Gewölke. Gewiß, Ihr seid eine Heilige oder eine Göttin! Von Euch gehet eine magische Kraft aus!‘

Die Frau Mutter lächelte nachsichtig, wie man über einen lächelt, dessen Wortschwall man einzuschätzen weiß. Sie sagte in ihrer gütigen Art: ‚Ei, Ihr treffet mit Euerem kothurnhohen Pathos die Wahrheit nit einmal ganz übel! In der Tat ist Heilkraft in unserer Familie sozusagen ein altes Erbe.‘

‚Altes Erbe,‘ komplimentierte der Kapitän weiter, ‚und neue Kraft, alsgleich der Phönix aus seiner alten Asche und neuer Vis vitalis Erzeugung ist. Ihr seid aber nit allein wie Eure Ahnen Magier mit Heilgaben für den Leib, vielmehr ist's Euch gegeben, desgleichen auf die Seel heilsame Influenz zu üben. Ach — da seufz ich seit Tägen nach einem Tröster, und siehe, die Götter haben mich erhört!‘

Um Judiths Augen wetterte es: ‚Wann der wüßt, was ich von galanten Komplimenten halte,‘ zürnte sie in sich hinein. ‚Was ist doch das für ein ausgeleierter Lebemensch! Kann die Sprüch' ja wie ein alt Weiblein seine Gebet und vermeint, wir seind alle so dumm und lassen uns glücklich füttern mit Hudeleien! Und macht das im Elendhaus . . . demnächst eine Liebeswerbung im Gottshaus. O, ihr Nobligen, man liest euer Leben ab aus dem Feinfühlen für Dumme!‘

Sie warf den Kopf zurück, grüßte mit einem stolzen Neigen und lief aus dem Zimmer. Zu der ihr nachfolgenden Schwester, die ihr das schroffe Verhalten verweisen wollte, sagte sie, um allen Weiterungen über den Offizier zu entgehen: ‚Pfui, da seind wir an einen Gesunden geraten, gesunde Leut seind langweilig, ich mag Kranke, . . . wenn ich Leut überhaupt mag.‘

Diese kurze Szene ging wie ein Mißlaut mit ihr durch die folgenden Gänge und Stuben. Wenn sie ein junges Männerantlitz in den Kissen sah, flüchtete sie eilig. Denn immer las sie darin das Zeugnis ihrer Schönheit. Und an diesem Ort beleidigte sie jedes

Beachten der Weiblichkeit. Die hier ein und ausgehen, so meinte sie, sollen wie Geschlechtslose, gleich den Engeln geachtet werden. Sie sind Dienerinnen, nichts weiter. Ihre Hände, nicht ihre Wangen sollen sie bewundern!

Unterdessen schritten sie durch die Wirtschaftsräume. Eine gewaltige Küche qualmte, ein Waschhaus dampfte und lärmte, in der Bügelei glitten die heißen Eisen geschäftig über schneeweiße oder buntfarbene Leinwandstücke, die Bäckerei duftete lieblich und würzig in die umliegenden Räume. Es folgten die Hühnerhäuser und Viehställe, die Gärtnerei und das kleine Bräuhaus — und überall wirkten und hasteten aufgeschürzte Nonnen, glühend von Dampf, Hitze und eifervoller Arbeit. Taten sie auch meist stumm ihr Werk, so war doch ein ruhloses Eilen, so daß Judith auf einmal ihren Eindruck äußerte, indem sie sagte: ‚Martha, Martha ... und wieder! ... Wo seind dann die Marien? Das denk ich mir jeglichesmal, so ich bei Euch Umschau halt. Ihr seid bedrängter mit Arbeit als die Weltleut ... Wo seind die Marien?‘

‚Die findst du nit, Judithlein,‘ lächelte die Frau Mutter, ‚derweilen die früh am Morgen um die dritte Stund in der Kapelle verweilen und Matutin beten und Laudes! St. Benedikt hat doch verschrieben: Ora et labora! Und die das nit wöllen, fügen nit herein.‘

Die Nonnen knieten auf den langen, gepflasterten Gängen am Boden, wischten, fegten und scheuerten, als wäre in allen eine heilige Wut gegen jegliche Unsauberkeit. Die Oberin winkte gerade diesen, mit Mägdearbeit beschäftigten, besonders freundlich zu und sprach zu Judith: ‚Diese hier waschen allen die Füß; weilen die niedrigsten Dienst, darumb die besten!‘

Judith aber verdroß dieser Anblick. Auch machte es durchaus keinen erbaulichen Eindruck auf sie, wenn die Nonnen nach uralter Regel beim Vorbeischreiten der Vorgesetzten sich an die Wand stellten und tiefe Verbeugungen mit auf der Brust gekreuzten Armen ausführten. ‚Schwester,‘ flüsterte sie, ‚müßt ich das auch exerzieren, müßt solch ein Pendel sein und mich also verdemütigen vor einem Menschen?‘

‚Nit vor einem Menschen, sondern vor des Vorgesetzten seiner Würde, und im Geiste der Demütigkeit und als einen Ausdruck des Gehorsambs!‘

‚Also ließ ich mich lieber in ein Besenstiel verwandeln, so steif und aufrecht in dem Eck gelehnet ist! ... Und seind denn die Nonnen

Mägd? Haben sie nit von wegen Kontemplation und der edlen Krankenwart die Gelübde getan? Warumb gibt man ihnen dann so gemeine Dienst?'

,Was im Geist geschieht, ist ohne Ausnahm edel. Und darumb fragt man nit, was du wöllest, sondern zu was man dich benötiget.'

,So könnt es dann geschehen, daß du hier, wofern du nit mehr Oberin bist, mußt Schweine warten?' staunte Judith und schaute mit erschrockenen Augen an der bewunderten Schwester hinauf.

,Ohne Zweifel. Solche Dienst hab ich früher allbereits getan, wer weiß, ich muß sie noch einmalen verrichten.'

,Aber die — Milburgis —, die Frau Mutter Edigna, die da eine Gnad für das Regieren und hundert Gnaden für Krankenpfleg hat und welche allein die Kranken — ja und nur die! — in das Kloster gezogen haben ... Und du hast darnach müssen Schweine warten! Hör, also bist du an diesem Ort oftmalen sehr unglücklich gewesen und hast uns brieflich nur von Glück Kunde getan!'

,Wer den Geist hat, ist als ein Waschtuch so glücklich wie als eine krankenwartende Hand!'

,So möcht ich diesen Geist nit! Nein, ich will nicht, daß ich dereinstmalen Freud hätt' am Bücken und Gehorsamen!'

Judith sprach mit einer Heftigkeit, als läge sie mit jemand in bitterem Streit. Ihre Augen blickten in finsterer Entschlossenheit und um den Mund zog der Trotz harte Linien.

Dann lachte sie aber sogleich fröhlich hinaus: ,Ich gehe einmalen in ein Kloster, allwo jeglicher tun darf, was er will. Ich gründe eins, wo man all seine Sachen mitbringen darf, auch das Wörtlein: Ich mag nicht.'

Die Oberin wurde ernst: ,Wenn Gott spricht, darf man nicht „Ich mag nicht!" sagen; und er spricht in Beruf und Pflicht, in Bestimmung und Gesetz. Er redet sodann nicht minder durch den Mund der Vorgesetzten.'

,So eins wüßt, was seine Bestimmung sei! Nachher wüßte es desgleichen, daß die Vorgesetzten wirklich ihme von Gott gesetzt seind nicht durch eine fremde Willkür.'

Sie waren inzwischen in das Zimmer der Oberin gelangt und hatten den letzten Teil der Streitpunkte hier weiter gesponnen. Da klopfte es. Der Offizier, auf zwei Krücken gestützt, harrte vor der Türe und bat um eine Unterredung. Judith wollte sich zurückziehen, aber der Offizier bestand darauf, daß gerade sie der Unterredung beiwohne.

Aber sie wurde durch den galanten und doch wie heißhungrig auf sie hinstarrenden Mann so peinlich an das verletzte heilige Gefühl bei der Wanderung durch die Krankensäle erinnert, daß sie sich eigensinnig und heftig, jede Rücksicht auf den hohen Stand des Bittstellers verachtend, losriß und auf ihr Zimmer eilte.

Am anderen Tage, als sie auf einem Gartenbänklein saß und in tiefem Nachdenken lauschte, ob etwa der Geist doch in ihrer Seele lebendig sei und nur auf den rechten Augenblick warte, da bemerkte sie, plötzlich aufstehend, wie der Offizier hinter einem Baume verborgen, und wie in Schmerzen an ihn gelehnt, mit heißen Blicken auf sie hinstarre. Rasch wandte sie ihm den Rücken, bereit ihn mit zornigen Worten zu schelten, aber dann floh sie doch stille an einen verborgenen Winkel des Gartens.

Nach ein paar Tagen kam der Offizier zu der Oberin und gestand unter reichlichen Tränen, daß sein Lieben und Fühlen nur noch ihrer Schwester gehöre. Er erzählte ihr wie einer gütigen Mutter sein ganzes Leben: Seinen Leichtsinn, sein Ungenügen, seine Sehnsucht nach einem reinen und schönen Wesen, das ihn aus allem Schmutz und Staub der Erde aufhebe. Er sei daran seinen Dienst zu quittieren und sich auf seine Domäne zurückzuziehen. Er wisse nicht, ob Judith irdische Güter besitze oder nicht, es sei ihm das auch vollständig ohne Belang, er wolle nur sie. Er sähe, daß sie herb und stolz sei. Aber er wisse, daß das nur die hohen Mauern um einen Zauberpark bedeute. Sie allein könne ihn wieder gut, gottgläubig und fromm machen. Er sehne sich nach Reinheit, Ehrbarkeit und schlicht-häuslichem Wandel. Sein Ehrenschild sei makellos. Nicht sei er leicht entzündlich und leichtsinnig wie in früheren Tagen. Das Unglück habe ihn ernst gemacht. Sie möge fragen, wo sie wolle, sie werde zur Antwort bekommen: Kavalier! Er habe wohl ein lustiges Leben hinter sich, aber wann hätte Jugend je Tugend gezeigt. Er habe einen Engel gesehen, und der habe in ihm die Sehnsucht nach allem Himmlischen geweckt.

Die Oberin vertraute Judith, daß der Offizier, wie von einem Blitzschlag der Liebe getroffen, ganz in Flammen stehe und nur eines sinne, wie er die Judith für immer gewinnen könne.

Judith sagte: ‚Ein schlechter Gesell, der im Elendhaus ans Freien kommt; der erweiset, daß er in Freudentägen noch wenig anderes geübet hat. Und dieser hat ein Aug, welchem man mißtrauen muß. Hab' es wohl bemerket, daß es allen Frauen zufliegt wie das Fuchsaug denen Hennen. Macht sich wohl aus dem Mädchenkiesen ein Gewerb!‘

Als die Oberin den Kapitän in Schutz nehmen wollte, wurde Judith erregt: ‚Nein doch, er ist kein guter Kriegsmann, ich glaub' an keine von seinen Heldentaten. Rechte Offizier tragen ein hartes Angesicht, dem das seine ist aus Schwamm, pfui, es trieft Süßigkeit und Schwarm und zeuget von Trinknächten ... Nein doch, solche haben allgemein das Wort von neuem, tugendlichem Leben im Mund. Ist aber nichts als eine arge Angel für dumbe Mädchen ... Woher ich so klug sei, ich Kind? Das hättest nit sollen vorbringen gen mich. Hab mein Leben lang nichts denn beobachtet und geurteilet — scharf wohl gleich Egwolfen, aber wahrhaft, weilen ich nit hab ein Staunen und Verwundern vor Menschen und ihren Gestalten und Trugworten, sondern ein Mißtrauen ... Laß mich nichts mehr hören von diesem Mannsbild, so du mich nit willst vertreiben. Entweder er weichet oder ich!'

‚Morgen gehet er in die Stadt und kommt nit anders mehr hierher denn zu gelegentlichem Gruß. Gleichwohlen, er ist doch ein Kavalier, er ...'

‚Nächt* hast mich wöllen dem Kloster verkuppeln, heut dem Weiberschmarotzer. Ich will nit, daß man mir eine War anpreiset und aufnötet. Und ich bin weder willens bei euch zu heiraten, noch bei euch ins Kloster zu treten.'

Im Zorn hatte Judith diese letzten Worte gesprochen, in jener Heftigkeit, die ihrem Antlitz den Ausdruck eines Trotzes verlieh, wie er den Engeln auf den Gerichtsbildern aufgeprägt ist und wie er einst den Altbürgermeister entzückt hatte. Er pflegte immer in einem Lächeln und Scherzen zu endigen und so beschloß Judith auch heute ihre Abwehr, indem sie, wie so oft, die Demut der Nonne mit neckischen Schmeicheleien bedrängte: ‚Ich bin bloß deinethalb daher kommen, weil du mir bist mein Talisman, meine Ehrenkron und meine Schönheit. O Schwester, ich möcht in Ewigkeit allfort umb dich her sein, weilen ich mein, kein Stimm kann also schön wie du befehlen zumal und bitten, und weilen keine Händ so geschaffen sind zum Wundband richten und Salben anlegen und niemanden es geben ist, gleich dir das recht Wort zu sagen am rechten Ort. Du bist Öl und Balsam und wirst dermalen einst verwandelt werden in einen Ölbaum des Paradieses... Deines Klosters wegen verharr ich keine weitere Stund. Puh, dein Kloster! Da ist — sit venia verbo — muffig! Nur die Zuckerkandeln, so ihr backt und die Manus Christi, die duften wie Tugend und seind süß ...

* gestern.

Du aber bist die duftigst und süßest Zuckerkandel. Du gibst Wohlluft und Süßigkeit, so ausfließet durch das Kloster vom Dach bis zum Keller.‘

Mutter Edigna wehrte sich erst, dann lachte sie und sprach: ‚Du Schalksnarr, wer kunnt sich wohl in dir auskennen, ich nit!‘

‚Ich auch nit!‘ rief Judith und eilte davon.

Der Offizier besuchte das Spital, da er noch Verbände und Arzneien nötig hatte, häufig und wußte dabei stets auf Judith zu stoßen und ein artiges Kompliment anzubringen. Er besuchte auch den Gottesdienst, und Judith mußte fühlen, wie er all sein Augenmerk auf sie richtete, da man doch eben um Abwendung einer drohenden und schon aus dem Tirolischen gemeldeten Pestilenz betete und der Landesherr selbst die frommen Bußtage angeordnet hatte. Judith hatte einst Gottlieb Jakobs Gedichte mit innerem Wohlgefallen gelesen. Diese jetzige Huldigung erfüllte sie mit Abscheu. Denn ihre Seele lag in tiefem Ernst wie ein Feld an einem Allerseelentag. Tag um Tag trug man doch Verunglückte, Kranke, halb verhungert an den Landstraßen Aufgelesene in das Haus. Tag um Tag bahrten sie eine Leiche in der Totenkammer auf. ‚Hier ist man,‘ sagte Judith, ‚als wie auf einem Schlachtgefild. Der große Krieg gen das Leben setzet nit einen Nu aus. Und hie siehet man seine Opfer.‘

Wer hätte gedacht, daß die lustigen Gäßlein so viele Hausnummern bargen, welche grimme Krankheiten zu Hausherren hatten. Wer glaubte auf fröhlichem Marktgetrieb, daß es irgendwo fast ebenso große Haufen von Menschen gebe, die weinen, seufzen, stöhnen, anstatt zu lachen, zu tanzen und zu flirten. Judith sah auch, daß der Hundsschnauzige viele Genossen hatte. Sie lebten hin wie Tiere des Waldes, die sich verbergen, wenn sie krank geworden sind. Nur äußerste Not trieb sie ans Licht. Aber es fehlte an helfenden Händen, an Heilmitteln und Asylen. Die Spitäler waren übervölkert, und vor den Armenpforten der Klöster drängte sich ein Gemenge zusammen, das der Ansammlung der Tiere an einer Wüstentränke glich, wo der Wolf neben der Gazelle und der Luchs neben dem Hasen sich niederneigt. Und diese Ablagerung der großen Kriege drohte immerfort mit Gärung und Überfluten. Überallher meldete man von Zeit zu Zeit den Ausbruch einer kontagiösen Pestilenz. Judith dachte manchmal bitter: ‚Das Fieber schlägt mit seinem Feuerdegen um sich, Krätze schleichet um Kind und Greis, Schwindsucht zeichnet die fälligen Menschen an — und

da denkt eins ans Freien und Buhlen, an schmeichlerische Wort und süßes Arm-in-Arm! Muß unser Denken nit so weit sein als ein weites Land, darin alles ist, Hütte und Haus, Krüppel und Held, Freithof und Rosengärtlein. Ich will alle Scheuklappen wegnehmen und alles sehen, an daß ich nit lach, alslang eins nebenan weinet, und nit satt eß, alslang eins mit Hungeraugen schauet auf mein lustigen Mund. Das Spittel ist ein hoher Ausguck in die Welt, man siehet da weiter als bis Brasilia — bis ins Tal der Zähren, bis aufs echte, wahre, schminkelose Antlitz der Erden.'

Und sie zog sich immer tiefer hinter die Türen der Spitalstuben und hinter die schweren Schleier ihrer schwarzen Wimpern zurück, um den truglosen Dingen auf den Grund zu kommen.

Am Abend, während die Nonnen ihr Chorgebet verrichteten, vergnügte sich Judith in der Gesindestube, die mit klösterlichgesinnten, frommen Jungfern, handfesten, aber einfältig-demütigen Mägden und alten Knechten bevölkert war. Die Jungfern und Mägde spannen in dem weiten, gewölbten Raume Wolle und Flachs, die Knechte schnitzten Kienspäne, Löffel, Spindeln und sogar Krippenfiguren. Erst ward der Rosenkranz gebetet, dann hatten die besten Erzähler das Wort. In Spinn- und Schnitzstuben sind immer Gruselgeschichten im Schwung gewesen, aber damals war die Unterhaltung, die der dämmrige, nach Wolle und frischem Holz duftende Raum unter der wuchtigen Wölbung vernahm, nur ein Exempel und Abriß der Gespräche, die man von der Königsburg bis zur Köhlerhütte in gleicher Weise pflog: Die Kriegsgerüchte hatten das Feuer der Herzen angeblasen. Die Türken waren wieder einmal ausbrüchig, die Geißel der Zeit. Und der Sonnenkönig brütete über Raubplänen. Wer nun aber vom Kriege redete, hatte leichte Mühe, Bilder seiner Greuel anschaulich zu malen. Denn der Krieg der Vorfahren stand noch mitten in dem gegenwärtigen Geschlecht wie ein ungeheurer Brandplatz, aus dem zwar das Feuer gewichen ist, der aber an verkohlten, gespenstisch ragenden Balken und Sparren, geschwärzten Mauern, verbranntem Vieh, verwüsteten Speichern und verzweifelten Inwohnern erkennen läßt, mit welcher Urgewalt das Verderben die Flammenkelter getreten habe. So sprachen die Knechte nicht von dem Krieg wie von einem Märchen: Es war einmal. Sie zeigten auf ihn wie auf die Reste eines halbverwesten Ungeheuers. ‚Also ist's g'schechen anno 1632. Damalen hant sie die Dörfer Habratshofen und Weiler verbrennt, so nimmer seind aufbaut worden . . . Teufelsstrick wachsen jetzten umb die

Mauerrest, wie ihr ja wisset, und geheuer ist's au nit, wie ich beweisen kunnt.'

Noch waren alle Wälder unsicher von den milites vagantes, ausgemusterten, entlassenen Söldlingen, die das ehrsame Kriegshandwerk mit dem unehrsamen von Räubern vertauscht hatten. Hier und dort blieb einer der verlodderten Gesellen im bunten Rock an einer Landstraße liegen und wurde dann still in einen Kirchhofwinkel verscharrt. Invaliden hüpften einbeinig und einhändig umher. ‚Bin verstummelt worden im heiligen Krieg gen den ottomanischen Erbfeind, hab' einen Roßschweif erobert — vergilt, Burgersmann, mit einem Almosen.' Und Blöde und Irre tappten umher. Schaudernd berichtete man, wie sie den Verstand verloren hätten aus Schreck oder übergroßem Leid, das ihnen angetan worden sei von den Welschen im vergangenen Krieg.

Darum glaubten sie auch alle die Nähe und Möglichkeit eines neuen Krieges und hatten Farben genug, um auch seine Wunden, Verwüstungen und Schrecken grauenvoll zu malen. Die Knechte, die an einem bethlehemitischen Kindermord schnitzelten, ließen unwillkürlich die Messer zu erregteren Gewandfalten ausholen und jene, die an Werkzeug arbeiteten, versahen mit Sorgfalt ein jegliches mit Kreuz und Jesusmonogrammen. Aber es war, als schnitten diese Stunden auch in die Gesichter aller Hörer tiefere und markigere Formen. Die erregten Seelenwellen erstarrten in den Gestaltungen des Körpers.

In diesem Klostervorhof geschah es wie von selbst, daß man nicht nur von einem Krieg, sondern von einem kommenden Religionskrieg sprach. Herodesknechte werden kommen, unschuldige Kinder müssen bluten. Die Legende, deren Lesung sich oft an den Rosenkranz anschloß, ward in dieser Materie die gewaltigste Erzählerin. Denn es gingen nicht zwei Tage um, ohne daß von einem Martyrerheiligen die Rede war.

Judith saß, hörte zu und stellte sich im Geiste ganz in die Reihe der Blutzeugen, freute sich ihrer Antworten: ‚Du gottloser Tyrann, niemalen tausch ich dein Gold gen Christi goldne Lehre ein. Komm her, greif zu, hetz deine Schergen — alsdann wirst du sehen, was Gottes Gnad in einem Christusdiener vermag!'

Das waren Worte nach ihrem Herzen. O diese herrlichen Trutzreden, dieses Niederzwingen eitler Tyrannen durch schwache Mägdlein und arme Frauen . . . Warumben kommen solche Zeiten nicht mehr für Gottes Volk? Sie sollen kommen, an daß man wieder anderes denkt als Sehnsucht nach ägyptischen Fleischtöpfen und Zwiebeln!'

In solchen Abendstunden waren die Zeiten der Prüfung und Erregung immer greifbar nahe. Ihr Druck lag in der Stube, ihre Wucht lastete von den Gewölben nieder. Es war Judith dann wie eine Enttäuschung, wenn sie über den Hof ging, laue Luft spürte, den lieblichen Glanz des Mondes sah und von der Straße her ein leichtgeschürztes, seliges Liedlein hörte.

Wo blieben denn die großen Endzeiten, von denen alle redeten? Warum geschahen Zeichen des Antichrist Tag um Tag, wenn doch nichts von seiner Nähe zu spüren war? Logen denn die Kometensterne und die weissagenden Stimmen geheimnisvoller Leute, die kamen und schwanden? Was bedeuteten denn die Monstra, die zur Welt kamen und die brudermordenden Menschenungeheuer, von denen man überall sprach? Hoben denn die Greise als falsche Propheten die Hände, da sie Gott dankten, daß sie schon an der Ausgangspforte der Welt angelangt seien und die sicher kommenden Greuel nicht mehr miterleben mußten?

In diesen Tagen traf es sich, daß in einem Kloster derselben Stadt Novizinnen eingekleidet wurden. Judith hatte eine solche Feier bisher noch nicht miterlebt, und es hatte sie nie gedrängt, Zeuge einer feierlichen Einweihung zu sein. Obwohl sie auch diesmal das Gefühl hatte, als müsse sie dort Schmerzliches erfahren, so folgte sie doch dem Drängen der Schwester und suchte sich in der zierlichen Hauskapelle, die mitten in das Kloster eingebaut, nur wenig Licht empfing und darum gewöhnlich sowohl dunkel als dumpf war, ein verborgenes Plätzchen. Heute war der Raum wie ein altes Schneckenhaus, dessen Wände die Morgensonne durchflutet und das aufs neue von jungem, regem Leben bewohnt wird. Der Altar war in Lilien gebettet, die süß dufteten und aus der Seele seltsame schlafende Gefühle sogen. Alle Heiligen und Engelbacken und Rundärmchen waren angeglüht vom Kerzenschein, der aus dem weißen Wachse floß wie feurig gewordene Stempelgefäße von Lilien. Nun standen die jungen Nonnen am Altar, ehrfürchtig bestaunt von den vielen feuchten Blicken der Zuschauer. Vor ihnen, am Chore, bewegten sich Priester und Meßdiener geschäftig.

Die Frommen flehten: ‚Glückselig ihr, wenn ihr dem himmlischen Liebhaber alle Lilien, die euch schmücken, überliefern könnet, die Lilien um Stirn und Brust, die Lilien der Augen und des Mundes! O allerreinster Gespons der keuschen Seelen, bewahre du sie, nimm sie einstmalen in die erfreuliche Himmelsburg und eine dich ihnen, nach glücklich erhaltenen Viktorien für immer.‘

Darauf sang der Priester vor und ein Chor von Frauenstimmen antwortete ihm in himmlisch zarten Weisen: ‚Veni Sponsa Christi! Komm, Braut Christi!‘ Es war wie ein Locken und Rufen, ein horchendes Antwortlauschen, und darauf ein zarteres Locken und Werben. Die Bräute traten vor und warfen sich langhingestreckt auf den Boden, wo sie betend und unter den Gebeten aller Umstehenden verharrten. Der Weihrauch duftete über ihnen wie himmlischer Lebensodem, das Kerzengold koste um die dunklen Gewänder, als wollte es die Härte und Herbe der asketischen Gewänder mildern und verklären. Ihre Schleier aber, die blühend weißen, überzitterte es wie mit einem Ahnen der einstigen Gloriole. Als die Nonnen aufstanden und in dreimaliger Pause dem Altare entgegenschritten, da leuchteten ihre Augen. Die umstehenden Verwandten und Neugierigen schluchzten, der greise Priester, der die Einsegnung vollzogen hatte, zitterte und seine weißen Locken, der lange Bart und das starkknochige gefurchte Gesicht gemahnten an die Ältesten, die vor dem Throne des Lammes stehen. Jetzt trat die gebückte Urmutter des Klosters, die kranke, aber gütig lächelnde Priorin hervor, um den Schwur der Treue entgegenzunehmen.

Judith stand in ihrer Ecke, schaudernd vor Wohlgefallen und innerem Widerwillen. Sie dachte sich an die Stelle der Nonnen und sträubte sich so sehr gegen diese Verlobung vor allem Volk, gegen die Begaffung ihres Gesichtes im heiligsten Augenblick, daß sie sich eher auf die Totenbahre als unter die Myrthengeschmückten wünschte. Und sie schauderte vor ihrem eigenen Schauer.

‚Dein Nam als Braut Christi soll sein Paula,‘ hörte sie da die Urmutter sagen, die keine Person aus Fleisch und Blut, sondern die vergilbte, aber mächtige Klosterregel in menschlicher Gestalt zu sein schien. Nachdem jede Nonne wie eine Vermählte den neuen Namen erhalten hatte, stimmte der Priester einen anderen Gesang an: ‚Ich liebe Christus, in dessen Brautgemach ich eintreten will!‘ Der Chor jubelte den Hymnus weiter: ‚Dessen Mutter eine Jungfrau ist, dessen Vater eine Frau nicht erkennet, dessen Schalmei mit lieblichen Stimmen tönet. Wenn ich ihn liebe, bin ich gleichwohl keusch, wenn ich ihn berühre, gleichwohl Jungfrau. Mit dem Ring der Treue hat er mich an sich gebunden und mit unermeßlich reichem Schmuck hat er mich gezieret.‘ — Wieder zitterte und bebte es durch Judiths Seele. Sie kniete nieder und rief mit aller Kraft andere Vorstellungen, die sie aus dem Banne der süß werbenden Töne tragen könnten.

Warum ihr doch diese mystische Hochzeit so sehr widerstrebte? Nur wegen der zuschauenden Menge, die sie auf sich selbst herstarren sah? Die Texte waren zart und vom Alter geweiht, alle grellen und harten Farben waren feinsinnig vermieden. Es lag Patina auf ihnen wie auf den Bronzen der Ratsstube, und Helldunkel wie auf den Bildern der Kirche. Die heiligen Zeremonien berührten sie gleichwohl wie eine Verletzung feinster Gefühle. Von innen heraus — sie wußte nicht aus welchen Tiefen — kam Grauen und Widerwille, kam ein Sichsträuben und Neinsagen, daß sie glaubte, da müsse irgendwo Satan sitzen, und verleumden und schüren und Zerrbilder schaffen. Sie floh aus der Kirche, sobald das Gedränge der Menge einen freien Weg öffnete. Im Heimweg schaute sie auf ihre elende Seele wie auf ein zerbrochenes Gefäß. Sah sie nicht klar, daß sie weder Christi noch eines armen Menschen Braut werden könnte? Ja sie war wie ein Tannenbaum, der allein steht, einen schweren Mantel um sich schlägt, von Frühling und Winter, von Wachstum und Leben weiß, aber keine Liebe kennt und keine Brautzeit. Ja wie ihr Tannenbaum war sie. So hart und borstig. Wer sie anschnitt, der genoß nicht süßes Rebenblut, sondern zähes, scharfes Harz. Aber warum tat der Alte sich denn nicht einmal auf, daß sie mitten in ihn hineinschlüpfen und mit ihm ein Blut, ein Herz, eine Einsamkeit und Beschaulichkeit werden könnte; daß sie mit ihm den Stürmen trotzen und wilden Tieren Spiel und Heimat sein könnte? Stumm für die Menschen und doch wort- und liederreich wie er!

Am anderen Tage, um die Abenddämmerung, als sie allein im Garten saß, hörte sie in sich wie ein Echo die Melodie des Veni sponsa! Sie versetzte sich in einen tiefen Wald. In seiner Einsamkeit wiederholte sich die gestrige Weihe. Der Gesang kam nicht aus Menschenmund, sondern träufelte aus Buchenlaub und Tanngehölz nieder. Kein neugieriges Menschenauge störte. Nicht einmal der greise Priester, der jenseits des Buschwerkes war und aussah wie einer, der ein Mensch und Waldgeist zugleich ist, konnte ihr Antlitz sehen. Niemand aus ihrem Hause und aus dem Städtchen wußte von dem Verlöbnis. Die Tiere grasten ruhevoll auf der Waldwiese weiter und die Vögel flogen über sie achtlos hin. Der Heiland kam auf sie zugeschritten mit einem nur halb von den Ästen befreiten, schweren Fichtenstamm als dem Kreuz auf den Schultern, ein Dorngestrüpp schattete auf dem Haupte, das Antlitz verhüllten die niederwallenden Locken wie dunkle Schleier; denn tief war der

Nacken gebeugt. Der Herr suchte sie nicht mit Augen — diese waren blind von Schlägen und Blut. Er suchte sie nur mit seiner Seele. Aus seiner Brust leuchtete es wie von verborgenen Rubinen — das waren die Wunden. Er stand wankend vor Last und Mühen bei ihr. Er winkte und sie faßte seine Bürde an. Und dann schleppten sie sich mit dem ästigen Stamm durch dicken Urwald, beide wurden von Dornen blutig gerissen, beide seufzten, atmeten schwer und schwiegen. Und sie brachen sich durch das wilde Geschlinge Bahn, zu einer Kapelle unter Linden und weißen Frühlingswolken, wo er verschwand — — — — — —

Wenn solche Stürme verrauscht waren, setzte sie sich nieder zu einem Plauderviertelstündchen in die Zelle ihrer Schwester, schlang ihre Finger hinter dem Nacken zusammen, schaute schalkhaft und rief: ‚Ei, du Heiligenbild, wie lieb und schön bist du mir heut! Ich wär' schon längst entlaufen, aber ich meine immer du zu werden.'

Edigna schlug die schlimme Schmeichlerin auf deren roten Mund und entzückte sich an ihren lachenden Wunderaugen und der lebenhauchenden Schönheit dieses lieblichen Gesichtchens, aus dem Engelchen in Narrenkappen sprangen.

‚Ja, ich wär' dir längst entlaufen,' beharrte Judith, ‚weilen ich Sehnsucht und Heimweh hab nach der Welt. Drei Tage Klosterberuf vermag ich wohl aufbringen, aber alles übrige soll eitel Weltberuf sein. O, ich bin ganz närrisch vor Welt!'

Judith lachte hell auf. Das Metall ihrer Stimme klang kindlich und übermütig, wie immer, wenn sie bezaubern und erfreuen wollte. Aber Edigna argwöhnte Leid unter der fröhlichen Maske. Sie hob den Finger: ‚Judith, warumb bist du also traurig?' Judith wollte zuerst darauf beharren, daß sie sehr fröhlich sei; allein als sie die forschenden Augen der Oberin besorgt auf sich gerichtet sah, da platzte sie heraus wie ein schmollendes Mädchen, erst stockend und stoßweise, dann mit großer Heftigkeit, als klagte sie in Empörung an: ‚Schwester, ich… ja es ist wohl so. Ich heb' an, alt und überständig zu werden. Und ich ertrag es nicht, graue Haare zu bekommen und Runzeln … Schüttle nicht mit dem Kopf! Ich weiß, daß das alles kömmt und ich will keine grauen Haare und Runzeln nicht, pfui — das muß als wie Schimmel und Wurmstich sein. Pfui, wenn die Zersetzung und Verwesung im Leibe steckt. Und es hilft kein Streiten. Man ist selber das Alter. Und ich werd mich nicht damit abfinden, ich werd mich selbsten hassen… Da ist man sich immer zu wenig fürkommen — und kann es nicht hindern, daß man noch weniger wird und

noch mehr abnimmt. Ich herentgegen möcht bleiben wie ich bin oder wachsen — pfui in einen greisenden Leib eingekerkert zu sein. O, wie haß ich dieses Zittern und Runzeln und Einkrümmen! Ich möcht' ewig stark bleiben und jung — ansonsten verlange ich vom Leben gar nichts. O jung bleiben, jung wie heut' und morgen und gestern! Ich will betteln und im Kerker sitzen und bei Krüppeln und Aushauchenden, aber ich selbst muß jung bleiben und nie Hilfe brauchen! Vielleicht aber will ich mit meiner ewigen Kraft anderen helfen. Nit hilflos sein, höchstens Hilfe leisten!‘

‚Jung willst du bleiben und schön und runzellos,‘ sagte die Schwester etwas verdrießlich, da sie merkte, daß Judith doch nicht vom Stein, sondern nur von Steinchen im Gemüte gesprochen hatte. ‚Für wen dann? Für wen begehrst dich nach dieser ewigen Schönheit?‘

Judith rief wie im Anblick eines ersehnten Paradieses, verlangend und frohlockend: ‚Für niemanden, nicht einmal für den Spiegel, nur für mein Herz . . . nur wissen möcht' ich darumb. Und für meine Raben und Bäume, für meinen Frühling und Winter. Denn die sind auch alle jung und runzellos, der Herbst ist item nicht alt und krank. Er ist stark und schön, zieht all Täg ein neues Gewand an, grün, rot, feuerfarben, dann zieht er es ihm über seinen Kopf weg, steht da wie Adam, kahl, schmucklos, aber schön und stark, und ist Soldat worden, hat lauter Sehnen an seinen Armen und greift dem Sturm ins Zottelhaar, stehet da im Wald als eine Riesenarmee, und der Sturm heult um ihn her und wagt es gleichwohlen nicht, einen Schleichschritt in die geschlossene Ritterschar, die lauter Muskel, Pfeilspitze und Lanze ist, hineinzusetzen. Dann zieht er ihm das weiße Kleid an und hält Prozession zum lieben Gott, der ganze Wald lauter Neophyten, die Welt selbst eine Neugeburt. Meine Tiere seind auch allzeit jung. So ich in meinem Garten steh', seh' ich lautere Jugend und Schönheit. Die Raben glänzen für Schwärze, die Tauben leuchten für Silber, die Spatzen und Goldammern, die Finken und Meisen seind alle geschmückt wie Mägdlein, die heut morgen ausstaffiert worden seind und flink wie Buben, so auf die Wiese zum Purzelbaumschlagen gehen. Schau, da seh ich lauter ewige Jugend, keinen Runzelhasen, keinen grauen Vogel. Einen Finken fand ich vor Tagen im Garten. Er war vom Baum gefallen und gestorben. Ich nehm ihn in die Hand. Sein Wämslein ist grasgrün, sein Auge glänzend schwarz, keine Makel ist an ihm. So soll mich der Tod finden. Schau, was ich bei euch find, empöret und erzürnet mich — lauter Blässe, Runzel, Wunden, Eiter, das soll nit sein!‘

Als Judith aufschaute, sah sie, daß Edigna weinte. Da sprang sie auf, kniete sich vor ihr nieder und barg ihr Gesicht in dem Schoß der Besorgten, ohne ein Wort zu sagen und ohne zu weinen. Aber es knirschte in ihr, wie wenn der Sturm Zweige gegeneinander treibt.

Edigna begütigte: ‚Judith, du bist meine einige Schwester, und so man nur ein Gut hat, sitzt die Angst bei diesem Gut. Du verdienst es, daß man Vertrauen zu dir habe. Aber manigesmal bist du wie ein Blumengarten, über dem das Hagelwetter steht und der Gießbach droht. Du bist also überschwenglich in Lieben und Hassen. Weißt du die Sage von Ikarus? Also seh ich dich oft schweben. Wagetoll, schön, sonnvergoldet in reinster Glorie, aber ich vermein jeden Augenblick, das Schwanengefieder möcht sich lösen, und muß dich hernach sinken und zerschmettern und in der Pfütze sehen, du, mein Ikarusengel, weilen ich also stolz auf dir bin. Man sieht so wenig ganz ungewöhnliche Menschen, und darumb getraut man sich ihrer gar nicht ohne Angst zu freuen. Man sagt, daß die Liebe zum Menschen erstlich wie ein Wirbelwind gefahren kommt, der alle Wege und Stege, die Hand vor dem Auge sogar in Finsternis hüllet und dem Menschen rechte und linke Hand verkehret. Er scheine dann zu lieben, das er haßt, und zu hassen, das er liebt. Hast du dich geprüft, ob Amor nicht den Wirbel in dein armes Herz geblasen hat? Der Offizier ist sehr schön. Ich hab anoch selten ein dermaßen feines Antlitz und chevalereske Conduite beobachtet. Du gehst in der Maske Gleichgültigkeit, ohne es zu wissen. Nimm sie ab und du wirst erkennen, daß es Phöbus ist, so dir die Heiterkeit des Herzens zurückbringet . . . Ich brauche die Worte meines gelehrten Beichtvaters, den ich umb dich befraget hab. Ich selbsten weiß nichts von Amor, nur von Caritas.‘

Judith verbarg noch immer ihr Gesicht. Jetzt, als die Schwester schwieg, hob sie den holden Kopf, schaute sich suchend um, dann zeigte sie auf eine fein summende Mücke: ‚Sieh, Schwester,‘ sagte sie, ‚das Tierlein ist klein und lästig. Darumb hasset man es nicht, liebt es noch weniger; doch es ist widerwärtig, darumb jagt man es. Und ist's zum Fenster hinaus, so denkt man nicht einen Nu weiter daran.‘ Sie setzte sich wieder auf den Schemel, den sie liebte, und fügte noch hinzu: ‚Einen Schwarm solcher Tierlein mal ich ihm in sein Wappen. Denn also kommt mir der Fant für: klein und lästig.‘

Edigna staunte, besann sich und sprach: ‚Wiederum macht mich

dein Stolz bangen. Dann was ist nun das für eine vermessene Sprach? Warte, der Kavalier erobert dich dennoch! Denn die Kräutlein, die man schilt, muß man allermeist noch essen.'

Judith sprach schroff und fest: ‚Mucken singen und peinigen, aber sie erobern nicht!'

‚Also willst du dannoch ins Kloster? Wenn du solch einen Fürnehmen refutierst, dann bist du wohl, was Männer anlangt, wie ich. Und keiner wird dir's hinfüro antun.'

Judith, deren Gesicht sich wieder aufgeheitert hatte und bereits schalkhafte Worte kündete, wurde düster wie ein Wasser, über dem Schneegestöber blauen. Und sie sprach: ‚Ich mag nicht ins Kloster. Ich will mich nicht hier einsperren und eure Fußböden scheuern und eure Rüben schälen. Aber wenn ich zu euch möchte — dann müßte ich immer nur die Sterbenden pflegen dürfen und die Irren und jene, so Gott und die Menschen verwünschen und wie wilde Tiere toben. Ich müßt einen Tannenbaum vor dem Kloster haben und Raben und Tauben zu Gespielen und Genossen. Ich müßte — ei, mein Kloster müßt anoch gegründet werden und ich glaube schwerlich, daß es in unserem Lande einen geeigneten Platz dafür gäbe — vielleicht in Brasilia, vielleicht auch dort nicht. Ich tauge nur für e i n e Zelle. Da ging es still genug her, auch Raben und dunkle Bäume gäb es, und die Zelle wär einsam — bete, daß ich dorthin komme bald.'

‚Und das wäre, Schwester, welches Klösterlein vermeinst denn?'

‚Das Klösterlein, so ich mein, wär der Freithof, und die Zelle eine feindunkle Gruft, sieben Schuh in den Schollen.'

Während sie das sprach, wetterte es in ihrem Gesicht von schwer deutbaren Erregungen. Wieder setzte sie alsbald nach diesen Ausbrüchen offenbarer Verzagtheit über ihr Schicksal die Narrenkappe auf und machte plötzlich einen tollen Angriff auf das empfindsame Gemüt der Schwester, um sich vor allzu dringlichen Forschungen über ihren Seelenzustand zu schützen: ‚Und nachhero', rief sie, ‚von meiner Zell aus ging ich allnächtens weizen*: Stimme wie der Nachtwind im Kamin, Haare als wie ein schwarzes Segel, Gewandung weiß wie Mondschein auf der Waldwies, Augen wie der Werwolf zur Mitternacht! Und, Frau Mutter Edigna, wohlehrwürdige, zu dir käm ich zuerst! Ich führ durch den Schlot herab in deine Kammer, hu, wie kalt, hu, wie lautlos, und hebte hernach an Kegel spielen mit Totenschädeln — hab schon als ein

* spuken, als Geist umgehen.

Kind nach solchen getupft —. Das wär doch eine Erlustigung für dich. Stehet ja doch auf deinem Pult ein Totenkopf allzeit. Wärest ja vertraut als einer aus der Bruderschaft der Todliebhaber ... Und alsdann, ei, herrlich wär's zu weizen, spazierte ich allnächtens rund um die Freithofmauer und erlustigte mich an dem Mond, wie er nach den Wolken schnappt, seine langen Silberfinger und -Zähne in ihr Flies schlägt und aus den dicken Pudelköpfen zackichte Fetzen ausreißet und ... wie die Katzen und Eulen auf den Dächern sich ergehen ... und die Dieb haucht' ich an und die von der „Blauen Kanne" spät heimkommen — und alle Leut weichen mir jetzo aus. Ich bin ungestöret wie in einer Wüste ... Darnach in meiner Zelle lach ich einen halben Tag über Wahn und Torheit der Menschen, und einen halben freu ich mich auf die Schöne der Nacht und der dunklen Winkel und des schwarzen Bergwaldes!'

Mutter Edigna hatte sich längst die Ohren verhalten und der Phantastin halb zürnend, halb lachend abgewinkt. Jetzt rief sie: ‚Was ist also hernach in dir echt, der Übermut oder der Grübelmut?'

‚Das weiß wohl anoch Gott selbsten kaum,' trumpfte Judith der Oberin, die eben gerufen wurde, nach.

Als Judith an das Fenster trat und sich in ein Büchlein über die Geographie der unbekannten Länder vertiefte, ward sie plötzlich durch ein machtvolles Trommeln und Schreien aufgeschreckt. Auf dem offenen Platz, der sich hier weitete, war ein jahrmarktmäßiges Rennen und Durcheinanderhasten entstanden. Aus dem Geklapper der Holzschuhe und Bürgerstiefel hob sich deutlich der soldatische Taktschritt hervor, und aus den dunkelen Gewandungen der Handwerksgesellen und jungen Buben blitzte eine feste Ordnung von hellfarbenen Kostümen, von Säbeln, Flinten, von blanken Knöpfen und leuchtenden Borduren. Das waren schreitende Soldaten! Und nun hielten sie an, stellten sich im Kreise auf, nahmen eine gewaltige Trommel in die Mitte, ließen Geld blitzen und taten wirklich einen Markt auf. Es ging um Menschenware. ‚Der Fürst und seine Alliierten brauchen Soldaten! Die Franzosen rucken an. Heran denn ihr schneidigen Bursche! Bunter Rock anstatt Schurzfell, Wein anstatt Milchsupp, freies Leben und freies Feld anstatt enge Keichen!' Und sie sangen ein wildes, trutziges, herausforderndes Reiterlied, das in Mädchenherzen Schaudern, im abenteuerlustigen Jungmännerblut ein kampffreudiges Begehren weckte.

‚Frisch auf, ins Feld zu rucken,
Die Drummel hört man lärmen schon

Wohl mit Karton und Stucken,
Dem Feind die Hütlein rucken,
Ruft der Drommeten Ton.'

Im Klosterhof liefen bereits die Mägde durcheinander: ,Heiliger Gott, er ist da . . . jetzo hat man's! . . . Der Franzos . . . der Krieg! Gott Genade uns!' Sie rannten weinend nach innen, um die Hiobsbotschaft an die stillen Frauen heranzubringen.

Draußen vor dem Fenster standen bald Gruppen von breitbrüstigen Burschen um gewandte Schmuser, die ihnen vom herrlichen Reiterleben, vom hohen Sold, von den Weinen Frankreichs und der großen zu erhoffenden Beute sprachen. Rekruten waren schon ganz und halb geworben. Hinter diesen stand der Rausch als der erfolgreichste Schmuser.

Und drinnen erschienen jetzt weiße Schleier an den Fenstern der Klosterfront, was sonst verboten war. Aber wenn doch Krieg ist, wenn alle Regel und Ordnung durchbrochen wird, und wenn die Kranken begehren an das Fenster geschoben zu werden!

Frau Edigna kehrte zurück. Ihr Gesicht war voll Strahlen und Ruhe. Sie wußte noch nichts. In ihrer Leidenschaft zum Schenken hatte sie Marzipan geholt und steckte sogleich ein Stücklein zwischen Rosen und Lilien, wie sie Judiths Mund mit den roten Lippen und hellen Perlzähnen nannte. ,Ei du Gute, sollst das Leidige anoch nit erfahren,' dachte Judith und suchte die Schwester durch Neckereien von den Vorgängen der Straße abzulenken: ,Schön holden Dank,' sagte sie mit Verbeugungen, ,ehrwürdige Mutter; wann ich weizen komm, bring ich dir die weißesten Kinderknöchelchen aus dem Freithof mit und einen Scarabäus und . . .'

Aber da meldete sich der Kapitän und brach auch schon sofort mit großer Erregung in das Sprechzimmer herein. Er trug die Augsburger Ordinari-Zeitung in der Hand und rief: ,Edle Frauen, vernehmet die üble Botschaft, die Kriegsfurie bricht auch anitzo auf uns herein. Der Franzosenkönig, so schon die Türken gegen uns gehetzet, ist selbsten mit seiner Macht in deutsche Provinzen eingerücket. Der Krieg wird sich in unsere Gegend ziehen ohne Zweifel!'

Mutter Edigna rief: ,O wohl mir, daß ich die Truhen vollgepfropfet hab mit Leinwath*. Und die Töpf mit neuer Wundsalb seind voll. Herr Gott, leih uns Frauen Gesundheit und Leibsstärke!'

Judiths erster Gedanke gehörte ihren Eltern: ,So reis' ich

* Leinwand.

allsogleich, noch zu dieser Stund heimwärts. Gibt es kein Gelegenheit, so schaff ich mir Gelegenheit,' sprach sie fest, aber ohne sichtbare Erregung.

Da richtete sich der Kapitän hoch auf und sprach mit einer gewissen feierlichen Würde: ‚Ich bin genesen. Zwaren kann ich niemalen mehr des Kaisers seinen bunten Rock tragen und nie mehr an der Tete meiner Kürassiere in die Schlacht fliegen. Aber ich bin gleichwohlen Kavalier nach der alten Devise: „Sans peur et sans reproche!" Ritterlich den Schwachen Assekuranz leihen, ist mir einzige Satisfaktion für die Eingliederung in die Nichtkombattanten. Die Reise ist jetzo für ungeschützte Frauen ein äußerstes Risiko. Edles und fürnehmes Fräulein, ich biete Euch meine Dienste an!'

Mutter Edigna hatte Judith umfangen und flehte jetzt mit Tränen: ‚Kind, du darfst jetzo niemalen reisen. Wer weiß, du bekommst nimmer Paß und Durchzugspermeß. Du bleibst stecken mitten im erregten Land, wirst aufgegriffen von umschweifenden Banden. In Summa du fällst von Scylla in die Carybdis. Ohnedem, wo wär eine Jungfrau beschützeter als hie im Spittel, so sakrosankt ist allzeit, respektieret auch vom Feind, da er auch Wunden hat und Krankheitsfäll jeglicher Art. Aber drauß in der Welt! Kind, die Franzosen maltraktieren alle eroberten Ort, sogar die allierten! Sie treiben Partiterei* allenthalb, insonderheit bei Unschuld und Schönheit. Vater und Mutter sind alt, ihnen geschiecht nimmermehr Leid. Darumb nimmst ihnen nit mit deinem Kommen Sorgen weg, du bringst ihnen Sorg. Dann was sollen sie mit dir anfangen? Drumb bleib in meinem Schutz und im heiligen Bannkreis des unverletzbarlichen Klosters.'

Aber Judith reckte sich plötzlich empor, löste sich von der besorgten Schwester und sprach: ‚Du rühmest dich deiner Stärke, weilen der Geist in dir wirket. Also dann jetzo spür ich auch Geisthauch, so mich weiset und dränget! Sollen etwan unsere Elteren ungestützet sein wie kinderlose Eheleut in der ersten Notstund? Da sei Gott dafür! Und umlagerte unsere Stadt allbereits eine Kriegsarmee, — ich will mich unterfangen durchzudrücken! Ich fürchte mich nit und hab keine Scheu außer vor galanten Kavalieren. Laß mich jetzo packen und Gelegenheit suchen.'

Mit dieser Absage an den Kapitän verließ sie das Zimmer. Mutter Edigna ließ sich weinend auf einen Stuhl nieder. Als sie sich beruhigt hatte, sprach sie voll Betrübnis: ‚Das Kind, ach,

* Plünderung.

das Kind ursachet mir Sorgen. Dann es ist mehr als ein Trutzköpflein, so in den vier Wänden eignen Willen erkämpft, draußen aber unter Vaters Mantel kriecht. Kühn als wie ein Reiter gehet sie niemanden aus dem Weg, nit Burgersmann noch Soldat. Weh, was soll daraus erwachsen!'

Der Kapitän wandte sich tröstend an die Obrin: ‚Ihr, ehrwürdige Mutter, habet mich gepfleget und gewartet, wahrlich wie eine Mutter. Das soll Euch unvergessen sein. Und darumb, ob die Holde auch herbe sich weiset — ich will ihr sein, das St. Jürgen war für die Jungfrau. Der Kriegsdrach geifert nach ihr. Er will sie versehren, denn er greifet allzeit zuerst nach der größesten Schöne. Es soll nicht verhehlet sein: sie i s t in Gefährlichkeit Leibes und der Seelen, so auf der Reisen, nicht minder auch in der Heimatstadt, alsviel ich die Situationes und Schaupläß der Campagne bis jetzo vorausüberschau. Aber ich heb das Schwert gegen jeglichen Kopf, so der Drache aus seinen vielen nach ihr aussendet. Ich steh zwischen der Jungfrau und der Kriegsnot. Item, ich will auch ihre ehrenwerten Eltern aller Assekuranz versichern . . . Ob ich dann, obwohlen selbsten nicht Combattant, in diesem Krieg meine größeste Eroberung erzwinge? . . . Meine Festung, so ich umringen will, lieget hoch am Berg, ist trutzig ohn Maßen, niemalen noch erstürmet, will sich auch niemalen mit Einnahme abfinden — darf ich Euch bitten, um Eure Allianz, umb ein Wort, ein güldenes der Bestechung bei Ihren hochwerten Elteren? Ein Billet de recommandation? Jeglich Haus benötiget jetzo einen Mann; das Haus, so ein Kleinod berget, braucht einen Tapferen tausendfach. Ehrwürdige Frau, ich bin Bürge für Euer Vaterhaus — aber soll ich das sein ohne Hoffnung?'

Die Oberin war so bedrückt von Sorge, daß sie fürs erste nur daran dachte, für Judith irgendwie Sicherheit und Schutz zu gewinnen. Sie war darum dem Mann, den sie für einen gutmütigen Schwärmer hielt, für sein Anerbieten dankbar. Zwar schätzte sie seine Tapferkeit nicht allzu hoch ein. Aber er war doch Offizier gewesen, hatte Weltkenntnis und schließlich auch Verbindungen. Sie gab ihm den Brief an die Eltern mit, empfahl ihn als einen Mann, an den sie sich in der Kriegsnot in schweren Fällen und Bedrängnissen wenden könnten. Im übrigen sei Judith so schroff und stolz, daß des Hauses Ehre auf alle Fälle gesichert bleibe, selbst wenn sich mehr daraus ergebe als ein Schutzverhältnis für die vorübergehende Kriegslage.

Glückstrahlend küßte ihr der galante Mann den Ring der Würde, darauf bekannte er: ‚Ich habe, derweil mit aller Begier auf Judith bedacht, längst Liaisons mit dem gräflichen Haus, so in Ihrer Vaterstadt eingesessen ist, angeknüpft. Dem Grafen ist ein guter Jäger, der durchlauchtigen Frau ein Kavalier willkommen. Ich werde ab dato Ersten nächsten Monats eine Stellung — ziemlich meinem Stand und Adel — auf dem hohen Schlosse durch der Gräfin Gunst — so ich kenne von Festivitäten her — innehalten. Hoffe also, Mars wird dem kleinen Amor Bresche legen, mehr aber, daß Euer frommes Gedenken einen wahren Sukzeß erwirke.‘

Als der Wortreiche weggegangen war, wurde der Oberin doppelt bange. ‚Wie hieß der Spruch: Gott schütz mich vor den Befreundten, vor den Feind' werd mich selbsten schützen‘, sprach sie vor sich hin. ‚Ist das nit ein absonderlicher Freund in Kriegszeit, so an nichts denkt, als wie er erobern könnt? . . . Judith, so ich nur wüßt, was für ein Wasser du bist? Spiegelst du Unergründlichkeit bloß für oder ist dein Grund so tief als ein Meer?‘

Doch schon erschien der Bürgermeister mit einigen Ratsherrn. Sie fragten nach Stuben, Betten und Noträumen für etwaige verwundete Soldaten. Sie gingen mit ihr in das Seuchenhaus, das abseits lag und eigenen Schwestern übergeben wurde.

Als sie im Drang der folgenden, arbeitsreichen Tage bisweilen von Gedanken an Judith abgelenkt wurde, wehrte sie sich dagegen, indem ihr Blick liebkosend die Betten der Schwerkranken überflog: ‚Das sind meine Brüder und Schwestern!‘

Und die Barmherzigkeit schlug ihre Flammen über die Verwandtenliebe hin, wie ein Stadtbrand seine Feuer über die Herdlichter treibt.

XI.

Der Kavalier.

Judiths Reise verlief ungestört und gestaltete sich nicht gefahrreicher als andere Fahrten durch waldreiches Land in erregten Zeiten. Der Feind war noch fern und Judiths Städtchen lag abseits von der Linie, auf der sein Anmarsch zu erwarten war. Die politischen Verhältnisse wallten noch ganz ungeklärt, und vieles stellte sich als Gerücht und Hirngespinst heraus, was als feste Tatsache weitererzählt worden war. Darum ebbte die Sturmflut der ersten Erregung rasch zurück. Es entstand eine Stille, die zu Anfang bange auf den Gemütern lag, aber dann immer mehr mit Zuversicht durchsonnt wurde.

Die greisen Eltern hatten in der Tat erwartet, daß Judith die stürmischen Zeiten im Kloster verbringen werde, und hatten aus diesem Gedanken große Beruhigung geschöpft. Immerhin freuten sie sich über ihre Rückkunft mehr, als der kühl rechnende Verstand zulassen wollte. „Ist doch ein jung Gesicht im Haus', sprach der Vater, ,und eine junge Kraft. Wir alten Gebeine sind heute noch vermögend aufzustehen, vielleicht morgen nimmermehr. Nachhero — wer tät uns pflegen und warten? Gib acht, die Fürsehung hat sie uns heimwärts geschickt! Und guck, das aus dem Aug ist, ist in der Sorg! Wir zwo Sorgensäck täten doch nichts, dann aus- und einkramen, wie es dann mit Judithen stehen möcht!'

Sie waren darnach nicht wenig erstaunt, als sich der galante Herr meldete, sich als Kavalier und des Grafen Gast und Beamter vorstellte, Frau Edignas Brief überreichte und in einem pompösen Wortschwall dem einsamen Haus für die Tage ,der Regentschaft des Kriegsgottes Mars' seine Ritterdienste anmeldete.

Sie fragten Judith nach ihm aus und erfuhren von ihr weniger, als sie bereits aus dem Briefe wußten. Judith erzählte Gleichgültigeres und Beiläufigeres von ihm als von der Klosterkatze.

Aber der Kavalier kam wieder und wieder, brachte Blumen mit und für die alten Leute bald eine Revalenta, die er rühmte als eine Frucht vom Lebensbaume, bald ein buntes Tüchlein. Da wurden sie, die immer bedenklich und sorgenreich waren, über die Maßen bange. Es tröstete sie nicht, daß Judith von dem Kavalier auch weiterhin nicht sprach und seiner Nähe kunstreich auswich. Auch die Worte des alamodisch gekleideten und flink redenden Herren brachten ihnen keine Beruhigung. Zwar pflegte er stets zu sagen: ,Laßt euch das nicht seltsam sein, wann ich mir also Müh geb, euch guten Tag aufzutun, es ist nichts dann die Dankbarkeit,' aber seine Augen flogen doch immerzu spähend umher, ob sie Judith sehen möchten, und seine Reden kamen immerfort auf sie zurück.

Endlich besprachen sie sich miteinander: ,Weißt du, zu was End der kommt mit vollen Händen und süßen Worten?' fragte die Mutter.

,Ja, Judiths halber.'

,Und hast du Wohlgefallen an ihme?'

,Kenn mich nit aus in fürnehmen Herren. Er hat geschlachte Manieren.'

,Aber bürgerliche Manieren seind besser und verläßlicher. Ich hätt gern einst einmalen einen Eidam, was maßen die Kriegsüber-

schwemmung droht und Judith heut oder morgen, wann wir die Augen zuschließen, allein und einschichtig im Hause lebt. Große Gefährlichkeit in sotanen Zeitläuften! Mir will scheinen, die Judith tut nur so spröd und fremd, aber sie ist mir zu trausierig. Heimliche Übereinkunft wär wohl ein groß Übel. Wer weiß, bildt ihr etwan etwas ein, läßt sich den Kopf verdrehen und kommt nichts heraus als Unglimpf! Ist's ein Rechtes, bin ich nit darwider. Frag einmalen!'

‚Frag du!'

‚Du bist der Vater!'

‚Du bist die Muetter!'

‚Judith wird's krumm nehmen.'

‚Mag sie! Aber soll der Pater Hilari umeinsonst ausgerufen haben: „Auf die Ehrbarkeit deiner Tochter gib mit hundert Augen gleichsam als ein anderer Argus gut acht!"' — — —

Also überwand sich endlich der Vater, hob sich aus seiner Ruhe und trat gewichtig, aber voll Besorgnis, ein wehtuend Wort zu sagen, vor Judith: ‚Wie steht es umb den Herren, so man Baro nennet? Wir seind nit so blind, daß wir nit sehen, der kombt nit von wegen uns Grauköpf, auch nicht Edignens halber, sondern er gehet umb dich. Demnach fragen wir billig: Wie hast du's mit ihme? Hat er dir Hoffnungen heimblich erwecket? Hast erwogen, daß er ein fürnehmber Herr und du eine Bürgerliche? Hast ihme Hoffnung geben, sag die Wahrheit frank aus, andaß wir die Augen auftuen zur rechten Zeit! Wir förchten, der Herr bringt dich und uns in ein unnutzes Gered!'

Judith sprach: ‚Und hab ich euch Ursach zu solcher Sorg gegeben?'

‚Nein doch, beileib nit, beileib nit, so hab ich's nit vermeinet!'

‚So wisset, daß auch inwendig kein Gedanke nach ihme umgehet; weder jetzo noch jemalen. Ich bin fertig mit dem fürnehmtuenden Affen, möget ihr es auch werden.'

‚Also sei nit unguet, Judith! Uns ist der eine Stein vom Herzen gefallen, der andere — wie wir des feinen Herren ledig werden — —'

‚Des fürnehmtuenden Affen. Ich bleib dabei!'

‚Schimpf den Herren nit!'

‚Ist nit als Schmähwort vermeint (da müßt ich tiefer in den Sack hineinlangen), sondern als Charakteristikum, adäquat und beweisbar!'

‚Aber er hat sich doch berühmt und meritiert gemacht!‘

‚Wollt Ihr also in seinem Dienst bei mir werben und anhalten?‘

‚Beileib nit, nein doch! Aber müssen ihn doch respektieren als fürnehmben Herren. Die ganze Stadt . . .‘

‚Ist von je den Bärentreibern und Ausschreiern und exotischen Narren nachgelaufen!‘ — — —

Zufrieden schmunzelnd trat nach diesem Gespräche Judiths Vater zu seiner Ehewirtin und meinte: ‚Jetzo hat es keine Gefährlichkeit nit, so wir mit dem Baro fein und artig seind. Wir dürfens; ja wir seind obligieret, andere Miene zu machen als Judith, ansonsten meint er, wir seien wilde Waldmenschen. Du kannst dem Mägdlein sagen, sie möcht nicht so an den Herren hinkurren und murren. Wenn sie ihr nichts einbildt, kann sie leicht unbefangene Höflichkeit observieren. Die Milburgis hab es auch so gehalten mit allem Mannsvolk, und hat sie das nit gehindert, sogar eine Nonn zu werden!‘

Diesen Auftrag wollte die Mutter wirklich auf sich nehmen, um in der heiklen Angelegenheit auch mittätig zu sein. Aber sie beschloß, Judith ihre Lehren in Tropfen zu geben und wo möglich unvermerkt, so wie man Arznei in Milch, Backwerk und Sirup gibt. Sie wollte nicht, daß der Baro Unebenes über Judith an die Adresse der Oberin sende. Oft grollte sie bei sich: Männersüchtig sein ist Schimpf und Schmach! Aber Zucht und Stolz verlangt darumb doch nit, daß man allem Mannsvolk die Zähne weise! Sie tut dem Herren doch unrecht. Vielleicht er tät baß lachen, so er unsern Argwohn kennte, er hätte Absichten auf Judith. Wer weiß, er überwindet sich nur, Visiten bei uns zu machen, tut es Edigna zulieb und will Judith, die Holzkatz, ein wenig sänftigen; könnt es brauchen!‘

Der Gast des Grafen erregte im Städtchen großes Gegaff und Gegeifer. Man nannte ihn den gnädigen Baro, wenn auch niemand bekannt war, ob in sein Blut je ein blauer Tropfen geraten war. Die Gräfin war in ihrem beständigen Kampf gegen die Langweile und in ihrer grenzenlosen Schwärmerei für die alte Heimat darauf verfallen, das einsame Provinzschloß zu einer Art Akademie zu machen, in der sich alles sammeln sollte, was in der weiten Runde nur irgendwie um Literatur und schöne Künste wußte. In dieser als Gamsbartakademie verspotteten Gesellschaft erschien nun der Kapitän als neuer Stern und wurde alsbald von der Gräfin, die eine begeisterte Marinistin war, Kavalier genannt und in ihrem

Chambre du Genie als Prezieux aufgenommen. Man erfuhr selbst in den Werkstätten und Obstbuden des Städtchens, daß er Gedichte in französischer und italienischer Sprache verfasse, und daß ihn die Gräfin ‚ein Meer unvergleichlichen Wissens' und ‚den Fürsten aller Singschwäne' genannt habe.

Doch den Gaffern der Krummgassen und den Herzen der Spinnstubeschönen und bürgerlichen Schwärmerinnen setzten die winkenden Federn auf dem Hut, die lang wie Fuchsschwänze waren, und die prachtvolle Perücke und das geschmeidige Zupferdesitzen viel mehr zu als aller Ruhm über seltsame Verse und unerhörtes Wissen. Der Kavalier war ein Liebhaber der Jagd. Man sagte ihm nach, daß er ein kühner Eberjäger sei, und er verstand es vor den Fenstern, in deren Rahmen sich besonders wohlgefällige Gesichter drängten, sein Pferd so kühne und gefährliche Kapriolen tanzen zu lassen, daß Angst, Bewunderung und befriedigte Schaulust zugleich aus den schönen Augen sprangen. Während sonst zwischen Schloß und Stadt ein Abgrund klaffte, den nur boshafter Klatsch mit seinen schillernden Gespinsten überspannte, gönnte der Kavalier dem Volke, soweit es jung und weiblich war, reichliche Gunst und manch anmutige Anrede. Er hatte eine neue Art zu grüßen, Handschuhe anzuziehen, den Hut zu schwenken und Lobsprüche auf Frauenschönheit auszuteilen. So gewann er bald eine seltene Macht über die Gemüter. Wenn die Melodie des Hufschlages den Kavalier ankündigte, dann drängten sich Neugierige aus allen Häusern an die Torbogen und Straßenecken und die Mädchen und Frauen nestelten eifrig an sich herum und strichen Haar und Mieder zurecht. Sogar Dienstmädchen und kleine Kochmägde sprachen mit Eifer und Begeisterung von ihm. Man erzählte sich, daß einmal solch eine pausbackige Schwärmerin in völliger Selbstvergessenheit den Topf mit Milch, den sie an zwei Henkeln trug, kurzerhand weggeworfen habe, um nur den Kavalier nicht zu versäumen, der mit lautem Schall am Fenster vorüberritt.

Gottlieb Jakob, der sanggewaltige Stadtkammerschreiber und schönlockige Dichtersmann sah sich schon nach einer Woche in den Schatten gestellt. Niemand sprach mehr von seinen Alexandrinern und die Schönen drängten sich von seiner Gesellschaft weg, wenn der herrliche Nimrod herablassend in den Kreis trat, sein elegantes Hochdeutsch Satz um Satz wie zierliche Blumensträuße hervorholte und mit dem Wohllaut seiner feingepflegten Stimme den Baß des Schreibers wie übles Bärenbrummen zudeckte. Der Baro hinkte leise. Aber auch das gereichte ihm zu Vorteil und Ruhm. Denn

es gab ihm Gelegenheit zu erzählen, wie er bei einer heroischen Affäre — punto d'onore, . . . où est la femme — verwundet worden sei, und wie sein Herz blute, da er jetzt von dem edlen Marshandwerk, das er geliebt wie seine Braut, ausgeschlossen sei. Überhaupt, der nahe Krieg gab ihm eine Klientele wie eine ausbrechende Seuche einem hochberühmten Medicus. Denn jedes bange Jungfernherz drängte es, sich bei dem kriegserfahrenen, durch seine angeblichen hohen Verbindungen weit über die Bannmeile der Stadt hinausblickenden Edelmann um Gewißheit und Rat zu bitten. Er beruhigte und erschreckte, malte nahende Heere geschwänzter Teufel und Armeen von herrlichen Kavalieren, die Leben in das verschlafene Städtchen bringen würden und galant mit ‚Damen' umzugehen wüßten — er sprach je nach Laune und Berechnung.

Das alles hätte Gottlieb Jakob noch verziehen. Aber es war ihm bald offenbar, daß der Held des Städtchens Judith in ganz besonderer Weise auszeichne. Wenn die anderen es nicht merkten, ihm konnte es nicht entrinnen, denn er hatte sein Auge immer noch im Schattenhaus und kein Spazierweg schien ihm angenehmer als der am Wall entlang. Hier schnitt er zur Frühlingszeit ein Maipfeiflein, tändelte Blüten pflückend auf und nieder, pfiff und sang und begann mit Judiths Eltern ein Gespräch, so oft sich eine Gelegenheit erzwingen ließ, und wenn auch über drei Zäune hinweg. Dann schien auch seine Rede harmlos und zwecklos hin und her zu tändeln. In Wahrheit war sie ihres Zieles sehr sicher. Sie sah es immer auf Judith ab. Seitdem aber der Kavalier aufgetaucht war, forschte er nach dessen Bemühungen um Judith. Ahnungslos erzählten die alten Leute. Zuerst, daß er Empfehlungen von Edigna gebracht hätte, und dann, daß er gekommen sei, um die alten Ölgemälde, zumal das der heilkundigen Ahne zu beschauen, endlich wiederum, wie er im Garten gesessen sei, um die alten Mauern und Türme mit ihrer grünen Umrankung zu konterfeien. Sie priesen den artigen Herren, seine Herablassung, seine Welterfahrung und hatten sich kluge Aussprüche aus seinem Munde gemerkt. Gottlieb Jakob bekam jedesmal schweißtreibende Angst, wenn sie so redeten. Denn er mußte jeden Augenblick fürchten, daß er auch eine Bemerkung von Judiths Bewunderung für den Kavalier erlauere. Diese Spannung machte ihn fiebrig, wütend, melancholisch und sarkastisch. Er nahm wiederholt Anlauf, um seine Meinung über den Gamsbartakademiker auszusprechen, aber hier, wo es nach Neid aussah, brachte er es nie über sich. Erst in seiner Zunft vermochte er sich Luft zu machen.

Da nannte er ihn den ‚Affen mit dem Fuchsschwanz‘, das ‚Schaf in Schafskleidern‘. Die letztere Bezeichnung prägte er an jenem Sonntag, da der Kavalier sich zum allgemeinen Staunen in der Kirche gezeigt, einen Rosenkranz aus der Tasche gezogen und der Gemeinde, vor allem aber Judiths Mutter ein so rührend gutes Beispiel gegeben hatte, daß diese fast mit Andacht von diesem ‚Exempel eines jetzigen Herren‘, von diesem ‚Spiegel nit nur des fürnehmben, sondern auch des gemeinen Mannes‘ sprach.

Aus Trotz ging Gottlieb Jakob am nächsten Sonntag, da ohnedies ein festlicher Anlaß und eine außerordentliche musikalische Aufführung seine Absichten bemäntelte, auch in die katholische Kirche und stellte sich so, daß die Frau, die von der Frömmigkeit des Kavaliers so großes Aufsehen machte, ihn sehen mußte. Aber der Zorn gab ihm ganz andere Gedanken ein, als Judiths Mutter von seinem Gesichte ablas. ‚Die Philosophia‘, räsonnierte er, ‚soll auf Erden Königin der Geister werden. Ihr seien alle Religionen und Konfessionen als nichtige Duodezfürsten untergeordnet. Weltweisheit Spinozas sei Pflicht! Konfession beliebige Wahl! Mag ich heut das katholische Festgewand anziehen, morgen, so ich genug daran habe, den protestantischen Kriegsrock oder das kalvinische Trauerkleid. Das entscheide Geschmack, Laune, Zufall, Berechnung. Jegliches ist in seiner Art gut, in seiner Art hinderlich. Varietas delectat! Ach warum lebt der Großohm nicht mehr! Dann könnte ich Judith noch treffen und ihr diese neueste Theorie vortragen! . . . Ich mach ein Gedicht: Philosophia regina oder Die Weltweisheit und ihre Planeten, scilicet Religionen. Das widme ich ihr.‘

Aber da er sich Judiths mutmaßliche Replik vorstellte, da verebbte sein innerliches Donnern in ein bescheidenes Murren. Und als er sie endlich in einem dunklen Winkel erspäht und von ferne einen Blick in ihr festes, unverwandt dem Altare zugekehrtes Antlitz geworfen hatte, da verstummte seine angriffslustige Phantasie ganz. Was Judith ihre Religion heißt, das zieht man nicht aus wie ein Gewand; das erfüllt das ganze Wesen wie Herzblut. Ach, was würde sie auf sein Gedicht antworten! Das gleiche kurze Wort, das ihm die eigene Mutter entgegenhielt, wenn er sie von seiner Meinung erfüllen wollte: ‚Es ist nur e i n Gott! Fort mit Götzen und seien sie auch golden und goldmundig!‘

Und ganz melancholisch brütete er darüber nach, wie es doch komme, daß so ganz kluge und vortreffliche Menschen in ihrem Denken durch Abgründe geschieden seien, und warum denn der

Glaube immer wurzelfester und stärker sei als die Vernunft. ‚Ich weiß nicht ganz gewiß, ob ich mein Leben lang bei Spinoza verbleibe. Aber ich bin mir so sicher wie meines einstigen Todes, daß Judith und meine Mutter in ihrem Glauben sterben werden. Wenn einmal eins so weit ist, daß es nimmer allein durch Überlieferung, Nachdenken, Nachahmung für wahr hält, sondern g l a u b t, aus Gott, aus der Ewigkeit heraus lebt, hernach ist es wie ein Gefäß, das der Töpfer gebrannt hat: Du kannst es zerscherben und zerschlagen, aber nimmermehr in eine neue Form bringen! Und also gleicht denn die Judith dem Magnetberg der Kreuzfahrer. Der Herr Kavalier und ich, wir sind die Schiffe, wollen den Magnetberg an uns ziehen, allein er zieht alles Eisen und Nägelwerk aus uns und wir müssen entweder demütiglich bei ihr landen oder kläglich vor ihr zu schanden werden. Eines, Herr Rosenkranzritter, scheinheiliger, hab ich vor dir voraus. Ich weiß, wer Judith ist, du herentgegen bist noch im Wahn, sie sei nur ein fromm-züchtiges Zärtelchen und nichts weiter. Gib acht!‘

Aber bald nachdem er mit diesem erleichternden Schlußstein sein krauses Gedankengebäude vollendet hatte, erfuhr er, daß auch der Kavalier etwas voraus hatte.

Wieder war er einmal über drei Gartenzäune gesetzt und plauderte bald mit Judiths Vater, der sich unter den Birken erging, bald mit der Mutter, die in dem Gärtlein jätete. Da sprengte auf dem Wege vor dem Wall der Kavalier heran. Kaum hatte er die Alten erblickt, da riß er den Apfelschimmel herum, stieg von dem sich noch bäumenden Pferd und grüßte die schlichten Bürgersleute so huldreich und artig, daß sie ganz beglückt aussahen und mit ihm ein Gespräch begannen wie mit einem alten Vertrauten.

Gottlieb Jakob hatte sich in einen Winkel gedrückt. Da stand er wie ein fremdendes Kind und sah dem ritterlichen Manne zu, wie er mit den Alten von Baum zu Baum ging und mit kundiger Hand da und dort ein Ästchen beschnitt oder auf einen Frostschaden hinwies. Aber alsbald hob er sein Auge zu den Fenstern des Hauses. Lauerte hinter einer der Gardinen Judith mit einem Herzen voll Sehnsucht und mit einem Augenpaar voll Bewunderung? War der Kavalier jener starke Magnet, der ihre stolzen Gedanken bändigte und auf sich heranzog? Rührte jener Schatten am ersten Fenster von Judiths Gestalt her, und kam jenes leise Zittern des kleinen Vorhangs von dem Beben ihrer Hände und einem flüchtigen Zurückweichen und Vorwärtsneigen?

Alsbald beobachtete er mit Grimm, daß der Kavalier sich oftmals nur darum bückte oder nach den jungen Stämmen sah, um unvermerkt nach dem Hause ausschauen zu können. Wie die Strahlen einer Spitzbubenlaterne manchmal bei raschen Wendungen aus der Verborgenheit nächtlich-dunkler Mäntel, so brachen seine flinken Blicke plötzlich hervor, spähten jede Lücke der Front entlang ab und versteckten sich dann jählings, um sogleich wieder mit harmlos fröhlichem Glanze auf den Gewächsen des Gartens und den zufriedenen Greisengesichtern zu ruhen.

Gottlieb Jakob schlich diesen Blicken förmlich nach. Er wirbelte mit ihnen zu den Fenstern empor, starrte mit ihnen durch die Scheiben und belauerte sie, ob sie einem Blick von innen begegneten oder dem Winken einer zarten Hand oder einem lieblichen Lächeln und dem feinen Rot, das sich in solchen Augenblicken auf die Wangen züchtiger Jungfrauen legt.

Aber er schaute immer nur an das stumpfe Schwarz oder dichte Weiß der Fenster. Kein Lächeln des Grußes oder Erkennens verriet sich auf des Kavaliers scharfen Zügen. Und doch beruhigte sich der erregte Beobachter nicht. Je weniger Verläßliches er sah, desto fester stand bei ihm die Überzeugung, daß der Vielgewandte zu geheimer Zwiesprache gekommen war und auch damit beglückt worden sei. Er forschte in Judiths Seele und fand es schließlich ganz selbstverständlich, daß sie diesen Werber erhöre. Hatte sie nicht immer die biederen Bürger des Städtchens und ihre Kleingeisterei und ihren engachsigen Sinn verspottet? Hier war Großzügigkeit, ungewöhnliches Gebahren und eine ganz neue Menschenart! Und hatte sie nicht stets für Wald, Kampf, Rittertum geschwärmt? Auf den Kleidern dieses Mannes hauchte, so oft er kam, Tannenduft, die Federn an seinem Hut, die Waffe in seiner Hand und das stolze Pferd wiesen stolz auf kriegerischen Geist. O, wie verwünschte Gottlieb seinen Schreiberberuf! Während er hinter dem übermütig Davonsprengenden dareintrottete, knirschte er: ‚Wahrlich, und wär ich ein Fräulein oder Mägdlein, ich würde nicht minder ans Fenster rennen wie sie. Denn der Geck sitzt wie ein purpurner Gott auf seinem Gaul. Er ist gewandet wie eine lebendige Mädellockfalle. Seine Arm und Händ malen die leibhaftige Eleganz, wenn sie deuten und grüßen; seine Augen zwitschern schier wie flinke Vögel und bohren sich in die roten Herzlein wie in Nester, darin sie zu Hause sind. O ich steifer Narr! Ich Federfuchser! Er regt sich immer, ist ständig lebendige Kraft und be-

wegte Schönheit. Ich sitze und krümme den Rücken, sitz und male Buchstaben, sitz und laß mich von der Stubenfarbe zum Pergament verwandeln. Wie soll so etwas einem Mägdlein imponieren, das selber kühn und stolz ist und dessen Träume in verwunschenen Türmen und Burgen wohnen und sich nach Großtaten sehnen? Ich kann nur von einer Mutter erzählen, so ihre Hände erfroren, derweilen ich ein Nichtsnutz gewesen. Er mag prahlen von adeligem Blut, seiner Sippschaft, dazu von Türkenbalgereien, Wildsaugefahren, — ach, selber möcht man eine Wildsau sein, dann könnte man doch Hauer gegen den Kerl wetzen und zeigen, daß Wut und Mut im Schädel steckt, Blut und Saft, und nicht nur Tinte, daß man die Gänsefedern, mit denen man täglich umhantieret, nicht etwan aus der eigenen Haut gerissen hat, sondern daß da wohl borstige Männlichkeit drinnen steckt. Bei Herkules, manniges maltraitieret ein Schwärmerherze, aber Eifersucht ist ein teuflisch Leiden. Es sticht, bohrt, saugt. Es ist ein Albdrücken und glüher Samum, so einem das Eingeweide ausdorrt. Es ist ein Wirbelsturm und entwurzelt alle Gefühle und Gedanken. Ich kann zwaren das Holdchen nimmer freien. Calvin und Spinoza stehen vor mir und die sind ohnerbittlich als wie der Tod. Aber er, der Fant, der Vettel, soll nicht ihr Falkner sein. Der Hergelaufene soll unsere schönste Blume nit abweiden. Wie kommt der in unseren Garten? Ist bei uns Nomadenrecht? Weiß Gott, was hinter dem Kratzfüßler stecken mag, scheint mir nit ohne Pferdehuf zu sein, der Krumme!'

Einmal fügte es der Zufall, daß Judith eben, von ihrer Mutter begleitet, über die Straße schritt, als das Gekläff des Jagdzuges durch das Tor hallte, durch welches Judith ins Freie begehrte. Die Schusterbuben rannten, die Kinder liefen, die Meister und Gesellen traten vor die Türen und im Nu entstand ein großes Gedränge. Der Exkapitän ritt an der Spitze des Zuges aus dem Torbogen hervor und hatte sofort die Blume der Blumen erkannt. Er schwang seinen grünen Hut und grüßte mit seinem derbheiteren Antlitz devotest zu Judith hinüber. Viele Neidaugen flogen zu ihr hin und viele Neugierbasen prüften gierig, wie sie sich verhalte. Sie schritt, entfernt von der Menge, auf dem leeren Bürgersteige mit tief gesenktem Kopfe. Die Mutter hatte sie gleich zu Anfang angestoßen: ‚Guck, der Jagdzug kombt!' Jetzt faßte sie die Unachtsame am Arme: ‚Du, er grüßt! Mußt danken! Es gehört ihme!' Judith zog die Brauen zusammen und stieß heftig hervor: ‚Ich mag nicht!' und bog hurtig in das nächste Seitengäßchen.

Die Mutter folgte ihr mit Tränen in den Augen. Lange konnte sie vor Unwillen und Zorn kein Wort hervorbringen; endlich sprach sie: ‚Du hast mir heunt Schande verursacht!' Judith erwiderte nichts und ging schweigend weiter. ‚Eine Schand ist's, einen artigen Gruß nit zu erwidern! Du bringst uns in den Verruf, wir hätten eine halbe Hexe als Tochter, so alle Freundlichkeit mit Bosheit vergelte. Haben vermeint, du legest endlich die Possen ab und besserst dich. Aber nein, konträr! Böserst dich!'

Gesenkten Kopfes weiterschreitend ließ Judith die Bitternis der erzürnten Mutter widerstandslos über sich ergehen. ‚Die Milburg hätte es ihme weiland nit so gemacht', hub die Greisin wieder an. ‚Von der hatt' ich niemalen einigen Verdruß oder Schand. Die hat jeglichem das Seine mit frohen Mienen geben und sich darbei gleichwohlen nit ein einiges Mal weggeworfen!'

Da hob Judith endlich den Kopf, seufzte, tat halb bußfertig, halb schalkhaft und sprach: ‚Da habt Ihr recht, liebe Mutter! Die Milburg war ein purer Engel! Aber halt leider, daß ich keiner bin! Engel tun Ottern und Basilisken mit Lächeln ab. Niedere Kreatur aber muß sich mit grimmen Zangen und groben Kolben erwehren. Seid doch froh, daß ich mich wehr, und schert Euch nit umb die Manier! So oder so, wann er nur in den Abgrund sinkt!'

Da schüttelte die Mutter den Kopf und wollte nicht weiter disputieren, dachte jedoch: Bald wär mir lieber, Judith möcht sich mehr zu den Männern wenden, statt wider sie zu streiten als eine Amazone.

Der Stadtkammerschreiber hatte die spröde Abweisung der Jungfrau wohl bemerkt. Denn wenn die Mädchen aus Lust an der Reiterpracht des Kavaliers zum Fenster liefen, so tat er's, um ihn wenigstens in Gedanken anzubellen. Er schmunzelte und in seinem Herzen entstand sofort ein Hymnus auf die Virago. Aber seine Verzückung störte der Bürgermeister, der zu seinem Aktentisch zurückkehrend brummte: ‚So sich der Kavalier auf die Judith verstehet, nimmt er diese Despektierlichkeit für einen gnädigen Wink. Kenn die Jungfer, hab sie erfahren! Hat ihre eigene Manier, Wohlgefallen zu beurkunden und Ja zu sagen!'

Nach diesem Wort tobten die Argwohnteufel in Gottliebens Herz wüster als jüngst vor den Fenstern Judiths, als der Kavalier in dem Versteck der grünen Jungbäumchen aus seinen Blicken Amors Pfeile wirbelweis emporgesandt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Gedanken über das französische Revolutionsideal / Von Eduard Stadtler

Seit mehr als einem Jahrhundert herrscht in Europa das politische Ideensystem der großen französischen Revolution. Wer sich zum Liberalismus, zur Demokratie bekannte, war ‚fortschrittlich'; wer sie ablehnte, war ‚reaktionär'. So wollte es im Hörsaal der Universität, auf der Tribüne des Parlaments und in den Spalten der Tagespresse die öffentliche Meinung. Die Kritik gegenüber den unfehlbaren Dogmen der westlichen Staatstheorien verstummte zwar nie; aber ihr fehlte das laute Echo in der Welt. Zaghaft nur wagte sie sich in einigen wissenschaftlichen oder politischen Kreisen hervor.

Der Weltkrieg hat hierin eine gründliche Änderung eintreten lassen. Die Besinnung des deutschen Volkes auf seine staatliche Eigenart und das nationale Selbstbewußtsein, das aus den unvergleichlichen Waffenerfolgen erfloß, haben den Nimbus der von Frankreich und England, unsern besiegten Gegnern, herrührenden politischen Ideale erheblich gemindert.

Dürfen wir nicht aus der Niederlage unserer Feinde auf den Zusammenbruch der in ihren Staaten lebendig wirkenden und vorherrschenden politischen Ideen schließen? Handelt es sich nicht gerade nach dem Urteile unserer Feinde in der weltgeschichtlichen Auseinandersetzung, die sie mit uns austragen wollen, um den Kampf zweier politischer Systeme, um den Kampf zwischen ‚Freiheit' und ‚Militarismus'? Und wenn dem in etwa so ist, wenn der Gegensatz zwischen Deutschland und der Entente-Welt neben dem wirtschaftlichen und rein machtpolitischen auch einen tiefen idealpolitischen Hintergrund hat, warum sollten wir unseren Sieg nicht auch als einen Sieg unserer politischen Eigenart ansehen dürfen? Noch mehr: ist die Überlegenheit unserer preußisch-deutschen Staatsstruktur über die lockeren Staatsgebilde unserer Gegner nicht Grund genug zur Annahme, daß wir Deutsche der Menschheit gegenüber verpflichtet sind, sie aus der Sklaverei abgebrauchter und verderbenbringender politischer Ideen zu befreien, um sie mit den Segnungen eines neuen, eines deutschen politischen Ideals zu beglücken?

Das vom Reichskanzler geprägte Wort von der ‚Neuorientierung der inneren Politik' darf nicht nach dem alten Parteischema einfach als eine Ankündigung der ‚Linksentwicklung' angesehen werden. So einfach ist die politische Neuorientierung nicht. Die Umstellung der politischen Gedanken im Hinblick auf die Zukunftsaufgaben Deutschlands stellt uns vielmehr vor ähnliche Rätsel wie etwa die Umstellung der Kriegswirtschaft im Hinblick auf die kommenden Friedenszeiten. Augenblicklich kann die Neuorientierung nur grundsätzlich angebahnt werden. Phantasten und Propheten mögen sich mit der Klarlegung der Dinge, die da kommen werden, abquälen. Die vorliegenden Darlegungen begnügen sich damit, einige allgemeine politische Erfahrungen und Überlegungen der Vergangenheit mit den großen Erlebnissen des gegenwärtigen Krieges in Einklang zu bringen ohne Rücksicht auf

die Zwangsvorstellungen der überkommenen Parteipolitik.

* * *

Revolution an sich ist ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit in staatlichen Dingen, eine bis zur Wurzel gehende Umwälzung und Zerstörung des bisherigen Zustandes. Der revolutionär gesinnte Bürger bekennt sich theoretisch zum staatlichen Umsturz und, falls er konsequent ist, arbeitet er auch praktisch an der völligen Revolutionierung des Staates. Begrifflich bedeutet also Revolution Negation: Verneinung in der Theorie, Vernichtung in der Praxis. Die fernere Existenzberechtigung des bisherigen Zustandes wird geleugnet, deshalb die gänzliche Vernichtung des Überkommenen angestrebt. Mit der Zukunft und der Sorge um die Neugestaltung der Dinge hat die Revolution als solche nichts gemein; nur in letzter Linie bricht der positive Wille zum Wiederaufbau oder zum Neuaufbau aus Gründen inneren und äußeren Zwanges durch. Das Wesen der Revolution selbst ist Verneinung.

Die Geschichte bietet genug Belege hierfür. Hier sei nur die Große Revolution erwähnt, von welcher ja auch das sogenannte politische Revolutionsideal ausging. Die Bewegung von 1789 war in der Tat eine radikale Umwälzung mit vorwiegend zerstörenden und negativen Tendenzen. Alle Untersuchungen über Ursachen und Wirkungen der Großen Revolution, mögen sie der Verurteilung oder Verherrlichung oder aber der nüchternen Beurteilung der Revolution dienen, kommen zu dem Resultat, daß die Revolution von 1789 ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit war. Gründlichst hat sie mit dem ‚ancien régime‘ aufgeräumt. In Frankreich wurden Staat und Gesellschaft gänzlich aufgewühlt: eine jahrhundertelange monarchische Tradition vernichtet, das ganze bisherige Regierungssystem über den Haufen gerannt, der Verwaltungsorganismus auseinandergerissen, das provinzielle Eigenleben vom Staatsleben gewaltsam losgelöst und mit allen Selbstverwaltungsresten dem Schein einer zentralistischen Volksherrschaft geopfert, die organische Verbindung zwischen Staat und Kirche aufgehoben und eine ganze Reihe kirchlicher Organisationsformen vernichtet, das wirtschaftliche und berufsständische Leben all seiner überkommenen Gemeinschaftsprinzipien beraubt, der ganze Staats- und Gesellschaftskörper mit anderen Worten in einen Zustand chaotischer Konfusion versetzt. Wenn die völlige Zerstörung nicht gelang, so lag das an der Lebenskraft einzelner traditioneller Mächte einerseits und an den natürlichen Inkonsequenzen aller revolutionären Bewegungen andererseits. Aber auch so glich der französische Staat nach der Revolution einem wüsten Trümmerfeld. Das Genie eines Napoleon vermochte eine kurze Zeit Not- und Kunstbauten aller Art aus dem Boden zu stampfen, auch später ward manches Flickwerk dazugetan, von der revolutionären Erschütterung von 1789 hat sich die französische Nation bis zur staatlichen Gesundheit nicht wieder erholt.

Das Zerstörungswerk ging Hand in Hand mit einem gewaltigen gei-

tigen Selbstbetrug des französischen Volkes. Der Irrwahn des Revolutionsideals erfaßte es; der Rausch der revolutionären Phrase umnebelte seinen Verstand.

‚Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!‘ schallte es durch die Welt. Die Zauberformel der Revolution! Ein dünner Schleier trügerischer Worte über einem Abgrund politischer Hohlheit!

Lug und Trug zunächst der revolutionäre Freiheitsbegriff! Unermeßlichkeiten von Menschheitssehnen liegen in dem Wort Freiheit geborgen, aber die Revolution hat ihm seinen idealen positiven Kern geraubt, sein Wesen auf nackte Verneinung eingestellt und die schäbige Karikatur der wahren Freiheit der allgemeinen Prostitution preisgegeben. Frei im Sinne des Revolutionsideals heißt frei von der staatlichen und kirchlichen Autorität; frei von der Monarchie, von der Regierung, von der Verwaltung, überhaupt von jeglichem Vorgesetztentum; frei vom Staat also und seinen bevormundenden Einrichtungen; frei auch von allen Abhängigkeiten im Berufs- und Gesellschaftsleben; frei vor allem von jedem sittlich verpflichtenden Staats- oder Sozialbewußtsein. Aus allen sogenannten Freiheitsforderungen der Revolution klingt immer nur die häßliche und schrille Musik der Verneinung.

Lug und Trug der revolutionäre Gleichheitsbegriff! Eine absolute Gleichheit der Menschen existiert nicht in der Wirklichkeit und kann auch als sittliche Forderung nicht vernunftgemäß begründet werden. Was die Natur scheinbar gleich gestaltet, verarbeitet der Mensch zur Ungleichheit, und was hinwiederum der Mensch zu ebnen sucht, macht die Natur wieder ungleich. Das gilt vom Leben ganz allgemein und gilt auch vom Staat. Die politische Gleichheitsforderung des Revolutionsideals ist wieder nur in einem ganz einseitigen, negativen Sinne verständlich. Desgleichen hat sie nur in negativem, zerstörendem Sinne gewirkt: Die bestehenden Ungleichheiten des ‚ancien régime‘ wurden als ungerecht gebrandmarkt und radikal eingeebnet. Es war ein Werk öder, geistloser Gleichmacherei durch Niederlegen äußerer Schranken ohne Rücksicht auf sittliche Normierung von Rechten und Pflichten; und deshalb ein vergängliches, trügerisches Werk, ebenso vergänglich und trügerisch wie die dumpfen Stimmungen und trüben Instinkte, aus denen heraus die revolutionäre Gleichheitsforderung geboren war.

Lug und Trug auch der revolutionäre Brüderlichkeitsbegriff! In dem Heiligtum, wo die sanfte Freude weilt, kann das Schillersche Wort ‚Alle Menschen werden Brüder‘ Verwirklichung finden. In den zank- und haßerfüllten Gassen der Revolution ist nur ein sansculottistisches Genossensystem denkbar, nicht ein politisches System, das auf Liebe und Brüderlichkeit aufgebaut ist.

Dem trügerischen Blendwerk der Agitationsphrase Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! entsprach die von Irrlichtern der Philosophie, von Parlamentstribunen und Volksrednern geschaffene demokratisch-revolutionäre Staatsauffassung: Der Staat, ein künstliches System von Macht

und Gewalt, ruht auf dem freien Einvernehmen der Individuen. Was Geschichte und Tradition, Monarchie und Dynastie, kirchliche Macht und Beamtengewalt, ständischer Berufsbureaukratismus und kommunale Selbstverwaltung zwischen den Staat und seine einzelnen Bürger einschieben, ist nur unnatürliches Beiwerk, das den Staat belastet und die Individuen beengt. Heil und Fortschritt liegen in der Individualisierung und Atomisierung des Staates. Zurück zum ‚Volk' als der Urkraft, die den Staat frei geschaffen hat und deshalb auch allein seine Ausgestaltung und Vervollkommnung bestens regeln kann! Diese Urkraft ist gesund und kräftig; denn die Menschheitsnatur ist in ihrem Kerne gut, das ‚Volk' will in allem nur das Beste. Fehlt es auch hin und wieder dem ‚Volk' an Wissen, an ‚Aufklärung', so kann man doch die Staatsgewalt ruhig in seine Hände legen. Wenn nur der Staat von allen Schlacken der Vergangenheit revolutionär gereinigt ist. In seiner Einfachheit und Ursprünglichkeit bedarf der Staat nur der natürlichen Berührung mit dem Volksempfinden, um prächtig zu gedeihen. Frei wählt das ‚Volk' seine Regierenden, durch diese schafft es sich selbst gute Gesetze, durch sie kontrolliert es deren Handhabung; mit instinktmäßiger Sicherheit trifft es hierin das Zweckmäßige. — In diesen Gedankengängen wird das ‚Volk' nie als organische Gesellschaft, als weitverzweigte und vielverästelte societas, sondern stets nur als unorganische, zügellose und ungebundene, in Individuen, in soziale Atome aufgelöste Wahlmasse gedacht.

* * *

Die Theorie von der politischen Selbstherrlichkeit des Volkes hat als ‚Demokratische Lehre' höchste Popularität genossen. Warum auch nicht! Sie war bestechend einfach, von blendender psychologischer Wirkung. Ein weltgeschichtliches Trugbild, von der Art der volkstümlichen Vorstellung vom Kreislauf der Sonne um die Erde. Die Wahlmasse wähnte sich eine Kraftzentrale des Staates, von der aller Fortschritt ausgehen, zu der aller Fortschritt in der praktischen Wirksamkeit unmittelbar auch zurückkehren sollte. Die agitatorische Wirkung der demokratischen Thesen der französischen Revolution war außerordentlich groß, eben weil sie allen niederen Instinkten schmeichelten und diese künstlich und wahrheitswidrig adelten. Das idealistische Mäntelchen, das die ganze Blöße der Lehre bedecken sollte, war der optimistische Glaube an die politische Erziehungs- und Leistungsfähigkeit des Volkes. Praktisch führte dieser Glaube zu einer würdelosen Umschmeichelung des Volkes, zum agitatorischen Konkurrenzbetrieb der Parteien. Die demokratische Phrase löste sich auf in demagogische Hetze.

Nachdem in mächtigen Zuckungen der französische Gesellschaftskörper die geistige Guillotinenarbeit der sich überstürzenden Verfassungsänderungen erduldet hatte, war in Frankreich, dem Mutterland der modernen Revolution, der Sieg der Revolutionsideen gesichert. Die liberale Staatsdoktrin setzte sich auch in jenen Kreisen durch, die parteipolitisch einer liberalen bzw. demokratischen Partei nicht angehören wollten. Das demokratisch-

revolutionäre Ideal wurde schlankweg das französische Staatsideal. So haben sich z. B. die französischen Katholiken konservativer und monarchischer Grundrichtung geraume Zeit der Ansteckung demokratischer Staatsgedanken zu erwehren gesucht, und bis zuletzt sind der Demokratie aus ihren Reihen konsequente und energische Gegner erwachsen. Aber die Geschichte des französischen Katholizismus als Gesamterscheinung zeigt uns gerade die völlige Ohnmacht solcher Velleitäten grundsätzlicher Opposition gegen die hereinbrechende Flut der Demokratie: Montalembert, der große Herold des ‚katholischen Liberalismus‘, Lacordaire, sein gewaltiger Geistesgenosse auf der Kanzel von Notre-Dame, später de Mun, der innerlich widerstrebende Führer der zum Anschluß an die Republik neigenden Katholiken, dann ein Piou, ein Marc Sangnier, sie alle beugten sich vor der geschichtlichen Größe der französischen Revolution und brachten ihr das Opfer ihrer katholisch-konservativen Grundstimmungen. Sie hätten sich minder gute Franzosen gedünkt, wenn sie der Demokratie die Huldigungen ihres Geistes versagt hätten. Vom realpolitischen Standpunkt, den ja auch Papst Leo XIII. in seiner Politik gegenüber Frankreich einnahm, lassen sich viele gewichtige Gründe für diese Haltung des französischen Katholizismus anführen: Ein Kompromiß mit der republikanischen Demokratie schien vernünftiger, praktischer, erfolgversprechender als die platonische Treue gegenüber dem alten konservativen Monarchismus. Warum sollte nicht durch eine Vermählung des revolutionär-liberalen Geistes mit dem katholischen Glauben selten schönen Kulturfrüchten der Weg in die Welt geebnet werden? Etwas Universales und Weltbezwingendes ist ja beiden eigen. Es ist nicht nötig, an dieser Stelle diesen Gedankengängen nachzugehen, so sehr die Aufgabe lockte. Hier genügt die Feststellung, daß der französische Katholizismus in den Bannkreis des französischen Revolutionsideals geriet und in diesen geistigen Fesseln immer mehr seine innere Freiheit einbüßte, ohne als Gegenwert mehr an äußerer Freiheit zu erwerben.

Von Frankreich übernahm die abendländische Welt den populären Aberglauben an die alleinseligmachende Fortschrittskraft der Demokratie: die abgöttische Verehrung des Demos, die unbegrenzte Hoffnung auf die Befähigung demokratischer Volksvertretungen, den Geist instinktiver Opposition gegen staatliche und soziale Bindegewalten, den sogenannten ‚Freiheitsdrang‘, den sogenannten ‚Fortschrittswillen‘. Dem blendenden Schein erlag zunächst das Romanentum. Von Frankreich, dem Schöpferstaat moderner Kultur, übernahmen Spanien, Italien, Portugal, Belgien, Rumänien die neuen Ideen. Aber auch die nichtromanische Staatenwelt verfiel dem Zauber des französischen Revolutionsideals. England war durch seine der französischen verwandte Aufklärungsphilosophie und seinen, wenn auch bodenständig gewachsenen, staatlichen Parlamentarismus für das neue Ideal nicht unempfänglich, und wenn die Wirkungen der demokratischen Geistesepidemie dort nur allmählich sich bemerkbar machten, so lag dies zum Teil an der geistigen Nüchternheit des englischen Volkes, an der realpolitischen Abneigung des

Angelsachsentums gegenüber romanischem Phrasengeklingel. Auch in den Vereinigten Staaten schwächte natürliche Stammesveranlagung die Wirkungen der demokratischen Reinkultur. In den germanischen Staaten des Nordens und in Deutschland stemmten sich Staat und Gesellschaft mit Erfolg gegen die fremde Art. Dennoch ward auch hier in der ‚öffentlichen Meinung‘ dem französischen Freiheits- und Revolutionsgeiste gehuldigt, als ob es sich um eine urdeutsche Angelegenheit gehandelt hätte. Die Politik der demokratischen Phrase rauschte orkanartig durch die Welt, alles mit sich fortreißend und forttreibend.

* * *

Den lebendigsten Beweis für die sieghafte, schier unüberwindliche Eroberungskraft der demokratischen Revolutionsidee bildete die Entwicklung des Sozialismus im 19. Jahrhundert. Der Sozialismus war ursprünglich eine theoretisch-wissenschaftliche Geistesreaktion gegen den zur Herrschaft gelangten individualistisch-revolutionären Liberalismus. Die Prinzipien der herrschenden liberalen Strömung waren in ihrer Einseitigkeit so widersinnig, daß diese Reaktion nur zu natürlich war: gegen den individualistischen Geist den sozialen Geist; gegen die mechanische Atomisierung von Staat und Gesellschaft die ‚Vergesellschaftlichung‘; gegen die schrankenlose Freiheit die geordnete Organisation. Polare Gegensätze, wie sie schärfer nicht gedacht werden können. Wo die Ruinen des Revolutionsgeistes dem Auge am sichtbarsten waren, auf dem Gebiete der Wirtschaftsökonomie, setzte die sozialistische Gegenbewegung machtvoll ein. Das Organisationsprinzip sollte das verhängnisvolle und verderbliche liberale Wirtschaftsprinzip des ‚laisser-faire‘ ablösen.

Nun aber wollte es das Schicksal, daß die junge sozialistische Strömung gleich an ihrer Quelle von der allgewaltig dahinbrausenden revolutionären Hochflut gepackt, aus ihrer ersten Richtung gedrängt und in das gemeinsame Strombett der politischen Demokratie getrieben wurde. Das geschah im Jahr 1848, als der wissenschaftliche Sozialismus die politische Arena betrat, dort in einer eigenartigen Verkennung der Lage mit den ‚modernen‘ Waffen der Demokratie und der Revolution das liberal-demokratische Ideal zu bekämpfen suchte und dann in der eisernen Panzerung des Revolutionsgedankens seine gedankliche Eigenart einbüßte. Die Politisierung des Sozialismus, da sie sich solcher Methoden bediente, geschah auf Kosten der reinen sozialistischen Organisationsidee, und es kam auf diese Weise zu jener eigenartigen Mischung von sozialistischer Demokratie und demokratischem Sozialismus, die im 19. Jahrhundert der parteipolitischen Entwicklung der proletarischen Bewegung den charakteristischen Stempel verlieh.

Es war eine Ironie der Weltgeschichte, daß der ursprünglich antirevolutionäre Sozialismus zum rücksichtslosesten Vorkämpfer des französischen Revolutionsideals wurde, und daß es jahrzehntelanger Entwicklung bedurfte, um der reinen sozialistischen Organisationsidee auf dem Umweg

über die gewerkschaftliche Bewegung innerhalb des Sozialismus wieder den Vorrang zu sichern.

Die Erklärung für diese Anomalie liegt klar zutage, und in der Zeit, da sich die Schäden der Revolutionsidee auf wirtschaftlichem Gebiet aufdringlich bemerkbar machten, waren die Wirkungen derselben Idee auf staatlich-politischem Gebiet noch nicht zu übersehen. Ja, es schien sogar, als ob auf diesem Gebiet die französische Revolutionsidee segensreich wirken würde, und daraus erklärt sich ohne weiteres der Wunsch der damaligen sozialistischen Führer, die Mehrung der politischen Segnungen der Revolutionsidee um die wirtschaftlichen Segnungen der sozialistischen Idee eben durch eine Vermählung der politischen Demokratie mit dem wirtschaftlichen Sozialismus zu sichern.

Ohne Zweifel war diese Illusion eine Fernwirkung — und nicht die unwichtigste — der allgemeinen Geistessuggestion, die von der Revolution über die Menschheit kam. Hätte sich der Sozialismus der Politisierung im demokratisch-revolutionären Sinne widersetzt, dann wäre der Zusammenbruch des französischen Revolutionsideals längst eine vollendete Tatsache. So aber pfropfte der Sozialismus auf die halbmorschen, absterbenden Äste des demokratisch-revolutionären Baumes die neuen zukunftweisenden Ideenkeime des wirtschaftlichen Organisationsprinzips und sicherte dem Revolutionsideal eine Zeit der Nachblüte. Deshalb blieb die Demokratie scheinbar etwas Jugendliches, obwohl der Rauhreif der Greisenhaftigkeit sich längst über sie ausgebreitet hatte.

* * *

Konsequent und systematisch hat sich gegen die demokratische Irrlehre das Papsttum gewehrt.

Die katholische Kirche ist eine Gemeinschaft, deren Lebensprinzipien Dauerhaftigkeit und Konservatismus sind. Ein Blick genügt, um den tiefen prinzipiellen Gegensatz zu dem Gemeinschaftsideal der französischen Revolution festzustellen. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit haben im katholischen System einen ganz anderen Inhalt: die Freiheit ist hier keine Negation der Autorität, sondern die innere sittliche Anpassung an dieselbe, sie bedeutet nicht Willkür, sondern freiwillige Einordnung; die Gleichheit ist ebenfalls sittlich geadelt und ihrer mechanisch-gleichmacherischen Tendenzen entkleidet; die Brüderlichkeit ist nur christliche Caritas, nur positiver Drang zur selbstlosen Aufopferung, zum heroischen Altruismus. Die Wörter haben nicht nur einen anderen Sinn, das ganze System des Katholizismus ist antirevolutionär: jeder radikale Bruch mit der Vergangenheit ist verpönt; Stetigkeit in der Ordnung ist der Leitgedanke der Entwicklungsnotwendigkeit; Disziplin, Zucht, Gehorsam die Säulentugenden, auf denen alles ruht. Die Masse als solche ist von der Leitung der Dinge ausgeschaltet, um so mehr lebendige Teilnahme wird von ihr gefordert. Das Volk soll nicht dreinreden, sondern mittun. Der Kreis der Pflichten ist weit gefaßt und greift ins Innerste des Seelenlebens ein, die Rechte sind nur ein Korrelat dazu.

Aus dem ideellen Gegensatz entwickelt sich ohne weiteres der Kampf zwischen der katholischen Kirche und der Demokratie. Die demokratisch-republikanische Staatsform zwar, in ihrer formalrechtlichen Grundlegung, blieb der Kirche gleichgültig. Das haben die Päpste allzeit mit Entschiedenheit erklärt. Aber die demokratische Idee als solche wurde stets bekämpft. Pius IX. hat den Kampf mit rücksichtsloser Wucht geführt; Leo XIII. schlug Brücken zum praktischen sozialen Leben, ohne die Prinzipien zu sehr gegeneinander auszuspielen; Pius X. hat hinwiederum, seiner Art entsprechend, mehr den prinzipiellen Gegensatz betont und in der Kundgebung gegen den Sillon erneut festgelegt, daß die katholische Kirche eine Gemeinschaft oder einen Kompromiß mit der revolutionär-demokratischen Ideenbewegung nicht eingehen könne.

Die Front des Katholizismus gegen die Demokratie war jedoch keine einheitliche und geschlossene. Was zunächst die Behinderung der Offensivkraft der katholischen Idee gegenüber der Revolutionsidee betrifft, so war hierin die bereits erwähnte Haltung der französischen Katholiken von entscheidender Bedeutung. Einesteils mußte das Papsttum mit Rücksicht auf die delikate Stellung, welche die Katholiken Frankreichs gegenüber der Republik als Staatsform einnahmen, den Gegensatz zur demokratischen Ideenbewegung rein defensiv gestalten, andernteils erzwangen die katholischen Demokraten Frankreichs, die ob ihrer kirchlichen Treue höchster Belobigung würdig waren, oft sogar — unter Leo XIII. z. B. — einen direkten Waffenstillstand zwischen den beiden feindlichen Ideenmächten. Der französische Katholizismus aber war ursprünglich für jene Katholiken der übrigen Staaten, welche eine politische Vertretung der katholischen Interessen im modernen parlamentarischen Leben für nötig oder zweckmäßig erachteten, vorbildlich und richtunggebend. Auch für die Katholiken Preußen-Deutschlands.

Das Parteileben der deutschen Katholiken in den Vorläufern der Zentrumspartei knüpft darum ursprünglich an die politischen Bewegungen des französischen Katholizismus an. Die belgischen Einflüsse waren nur Begleiterscheinungen des französischen Einflusses. Daher die demokratische Grundtendenz des katholischen Liberalismus der 40er Jahre. Hier war kein Boden für Sympathien gegenüber dem preußischen Staatswesen. Um so größer hingegen die Empfänglichkeit für all' die oppositionellen politischen Strömungen, welche von Süd- und Westdeutschland her gegen Preußen sich geltend machten. Demokratischer Oppositionsgeist, von verschiedenen Seiten genährt, war deshalb jahrelang der Grundton für die Agitationsbestrebungen der deutschen Katholiken.

* * *

Des preußischen Staates Kampf gegen das französische Revolutionsideal war nicht minder grundsätzlich als der des Papsttums. Der Staat ist nach preußischer Auffassung der Repräsentant der organisierten Gesellschaft, nicht der Repräsentant der Individuen, der Wähler. Noch weniger ist er der Diener der einzelnen. Umgekehrt ist das Individuum Diener des Staates.

Der Mensch ist überhaupt erst Vollmensch, wenn er in irgendeiner Pflichtbeziehung zum Staat steht (Wehrpflicht, Schulpflicht, Steuerpflicht, Pflicht des Staatsdienertums). Eine Freiheit vom Staat nach Rousseauscher Konzeption gibt es nicht, höchstens ein gewisses Maß von Freiheit im Staat. Die Volksmasse als Summe von Individuen ist nur Objekt der Gesetzgebung und Verwaltung; dagegen ist das Volk in seinen sozialen Verkörperungen (Provinz, Gemeinde, Kirche, Berufsorganisation usw.) mit teilhaftig der Staatsmacht. Dementsprechend wertet der preußische Staat die Pflichten des Individuums gegenüber diesen sozialen Verbänden ungleich höher als die sogenannten Rechte der Mitregierung im Staat. Die Regierung selbst wird durch die Tradition erprobter, wenn auch nicht vollkommener Gesetze und durch die Tradition festgewurzelter Verwaltungsbräuche zu einer sittlichen Macht, der sich der einzelne auch dann beugen muß, wenn infolge menschlicher und natürlicher Unvollkommenheiten das Richtige nicht immer getroffen wird. Ein vorzügliches Gesetz in einem Chaos unzweckmäßiger, weil überstürzter und nicht erprobter anderer Gesetze ist von geringem Nutzen. Ähnliches gilt von der Beurteilung der führenden Staats- und Verwaltungspersönlichkeiten: ein guter Durchschnitt, durch die Gesetze der Tradition und der Gleichmäßigkeit erzeugt, leistet mehr als ein demokratisches Chaos, welches von der Willkür der Genies und der Talente hin und her gerüttelt wird. Und nach demselben Prinzip muß der Wert der altbewährten preußischen Staatsfaktoren (Königtum, Beamtentum, Verwaltungsorganisation, Heeresorganisation usw.) ungleich höher eingeschätzt werden als der moderner Volksvertretungen. Da Volksvertretungen dieser Art von problematischer Güte sind, bleibt die Frage der Wahlrechtsform für den Gesamtstaat erst recht von ganz untergeordneter Bedeutung; das allgemeine Wahlrecht mag als Sicherheitsventil für Volksstimmungen da und dort seine Berechtigung haben, der preußische Staat ist so organisiert, daß die wahren und dauernden Volksinteressen auf anderen, ruhigeren, sichereren Wegen besser gewahrt werden können.

* * *

Das Deutsche Reich als Gesamtstaat schien nach außen der demokratischen Idee weniger feindlich gegenüberzustehen. Auch einzelne Bundesstaaten, besonders in Süddeutschland, kokettierten mit der französischen Staatsidee. Aber in Wirklichkeit waren das politische Übergewicht Preußens und der Druck seiner staatlichen Eigenart auf das staatliche Leben Preußen-Deutschlands so groß, daß jener demokratische Schein eben doch nur ein Schein blieb. Zu den Wurzeln und Grundfesten des deutschen Staatswesens drang praktisch das Revolutionsideal nicht durch. Nur das deutsche Parteileben und damit die sogenannte öffentliche Meinung Preußen-Deutschlands standen mehr oder weniger unter der Hypnose der Revolutionsidee.

Es wäre auch anders nicht denkbar gewesen, denn auch im Kampf der Parteien gegeneinander schien die demokratische Ideenwelt die notwendige gemeinsame Basis zu sein. So sehr waren die modernen franzö-

sischen Staatsideen ins Volksempfinden hineingeredet und hineingeschrieben worden, daß sich die verschiedenen Parteien in der Anlage ihrer allgemeinen und speziellen Programme kritiklos auf den Boden des Konstitutionalismus und Parlamentarismus stellten und erst innerhalb dieses angenommenen Rahmens ihre parteipolitische Eigenart fixierten. Es bedarf deshalb kaum der Erwähnung, daß der westdeutsche und süddeutsche Liberalismus einen starken demokratischen und radikalen Einschlag hatte, daß die deutsche Sozialdemokratie das französische Revolutionsprogramm extensiv wie intensiv mit aller Energie vertrat, daß die Zentrumspartei in ihren agitatorischen und organisatorischen Bestrebungen durchaus demokratisch war, daß der Nationalliberalismus und Freikonservatismus in der Praxis mehr noch als in der Theorie, trotz innerer Widersprüche, vor dem parlamentarisch-demokratischen System ihre Verbeugung machten, daß sogar die deutsche konservative Partei bei aller prinzipiellen Abneigung gegen die französischen Staatsideen nie praktisch den — sehr unpopulären — Kampf gegen sie aufzunehmen wagte. Der Firnis der ‚öffentlichen Meinung' über dem deutschen Parteileben!

Der Staat selbst und auch das deutsche Volkstum wurden davon äußerlich berührt, innerlich jedoch nicht erschüttert. Der preußische Staat zumal hatte an seinem Königtum, an seiner Regierungstradition, an seinem Beamtentum einen so felsenfesten Rückhalt, die in ihm sich auswirkende eigene Staatsidee besaß in dem kongenialen preußischen Militarismus eine so überlegene Tatsachengewalt, und die geistige Veranlagung des preußischen Volkes war letzten Endes und in ihrer tiefsten Grundlage so bodenständig ‚preußisch', daß der Anprall der demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts dagegen machtlos bleiben mußte und blieb. Das Schicksal der vielbesprochenen Wahlrechtsforderungen der Demokratie für den preußischen Staat bietet hierfür den striktesten Beweis. Bildlich erinnerte das Gebaren der Demokratie gegenüber dem preußischen Staat nur zu sehr an die Fabel vom Hündchen, das den Mond anbellt, so groß war das Mißverhältnis zwischen dem oberflächlichen Getue der ‚öffentlichen Meinung' und dem wirklichen staatlichen Sein des gewaltigen preußischen Staates. Es ist keine Vermessenheit, anzunehmen, daß bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein — und gerade diese Partei hatte viele selbständig denkende Vertreter — die kraftvolle Überlegenheit des preußischen Staatssystems über das korrupte und dem Verfall preisgegebene demokratische Frankreich anerkannt wurde, und daß diese Erkenntnis manchen zu einer wenig konsequent demokratischen Haltung in der Frage des preußischen Wahlrechts führte. Denn warum haben die äußerlich auf das Prinzip des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts verpflichteten Parteien (Liberalismus, Zentrum, Sozialdemokratie) nicht ernsthaft d. h. mit allen verfügbaren Druckmitteln den Kampf für dessen Einführung in Preußen durchgekämpft? Doch nur, weil selbst in dem demokratisch geölten deutschen Parteileben die ganze Hohlheit und Torheit, die leere Phrasenhaftigkeit der französischen Wahlrechtsdogmen allmählich offenbar geworden war. Nur fehlte es an mutigen

Bekennern. Die Parteidisziplin stand im Wege. Und den Deutschen ist bekanntlich der Disziplinbruch eine halbe Sünde wider die Natur.

Die in intellektuellen Kreisen oft kritisierte Prinzipienlosigkeit des deutschen Parteilebens — man nannte es auch Opportunismus oder Politik des „Fortwurstelns' — erklärt sich zum Teil sehr gut aus dem Umstand, daß die alten Programme und Prinzipien Fremdgewächse waren, welche auf die deutschen Verhältnisse an und für sich nicht, am allerwenigsten auf die tatsachengewaltigen neueren Verhältnisse paßten, deshalb von den Parteien praktisch weggeworfen wurden, aber aus Pietät, Disziplin oder aus weniger edlen Gründen als antiquierter Sonntagsstaat für Wahlzeiten immer wieder zu mißbräuchlicher Nutzung gelangten. Und es konnte niemand wundernehmen, wenn die Prinzipienlosigkeit und programmatische Unsicherheit der deutschen Parteien die gebildete Welt vor der Teilnahme am politischen Leben schreckte. Wie tief die Abneigung, ja der Ekel vor der Politik in diesen Kreisen vor dem Krieg verankert war, konnte der am ehesten ermessen, welcher in täglicher Agitations- und Organisationstätigkeit auf die Gewinnung führender Persönlichkeiten Bedacht nehmen mußte.

Dabei hatte das deutsche Parteileben wenigstens noch feste Wurzeln im deutschen Volkstum. Wurzeln, welche für das Leben und Gedeihen der Organisationen triebkräftiger und gegen die lockere Art der demokratischen Politik widerstandsfähiger waren als die politische Ideologie. Man denkt dabei unwillkürlich an das Verwachsensein der deutschen Parteien mit irgendeinem lebendigen Gesellschaftsglied des Staates. Das Zentrum als Vertretung des katholischen Volksteils, die konservative Partei als Vertretung des Preußentums, der Liberalismus als Vertretung der ‚freiheitlichen' Bourgeoisie aller Schattierungen, die Sozialdemokratie als Vertretung der Arbeiterschaft, sie alle hatten sich aus der Uferlosigkeit und Anarchie der politischen Systeme in den Schoß des lebendig gegliederten und differenzierten Volkstums geflüchtet. Statt nach demokratischem Prinzip die einzelnen Geister der individualisierten ‚gleichen' Wahlmasse ohne Rücksicht auf traditionelle Gliederung des Volks in künstliche politische Wahlsysteme einzureihen, wie das mehr in Frankreich der Fall ist, haben die deutschen Parteien sich den bereits vorhandenen konkreten Interessenschichten des Volkes fast restlos angepaßt. Man hat das vor dem Krieg vielfach bespöttelt und kritisiert, man hat dem Zentrum seine katholisch-konfessionelle, dem Konservatismus seine preußisch-partikularistische, der Sozialdemokratie ihre rein proletarische, dem Liberalismus seine kapitalistisch-bürgerliche Orientierung zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade eine solche Orientierung etwas viel gesünderes und lebenskräftigeres war als die formal-intellektualistische Orientierung der doch zum großen Teil gleichgültigen Masse nach fremdartigen politischen Ideen. Diese deutsche Art politischer Klassifizierung hat denn auch viel dazu beigetragen, den demokratisch-revolutionären Bazillus, der die politische Luft verpestet hatte, für den deutschen Staat unschädlicher zu machen. Die deutsche Demokratie hatte nicht nur

der inneren Struktur des preußisch-deutschen Staates nichts anhaben können, umgekehrt vielmehr hatte das starke, gesunde deutsche Staats- und Gesellschaftsleben sogar die parteipolitische demokratische Strömung wesentlich beeinflußt, vom revolutionären Boden entwurzelt und in anderes fruchtbareres Erdreich versetzt.

Nur der Firnis blieb: als demokratisches Altprogramm der Parteien und als demokratischer Grundton der Presse und der Agitatoren in der öffentlichen Meinung.

* * *

Der Weltkrieg hat in Deutschland die demokratische Scheinkultur weggeräumt und die echte deutsche Staatskraft in ihrer überraschend tiefen Fundamentierung vor aller Welt dargetan. Und für die Welt bedeutet der Krieg das Fiasko, den Zusammenbruch des französischen Revolutionsideals.

Den endgültigen geschichtlichen Beweis hierfür kann erst die Zukunft bringen, wenn nach dem Krieg die Kulturbilanz gezogen werden wird. Aber heute schon summieren sich die Tatsachen — nur Tatsachen regieren im Krieg —, welche das Ende der alten, von Frankreich gezüchteten politischen Begriffswelt künden.

Eine solche Tatsache ist die un- oder antidemokratische Entstehung des Weltkrieges. Kein Volk, im demokratischen Sinne als individualisierte Wahlmasse aufgefaßt, wollte den Krieg. Im deutschen ‚Volk' war die Friedensliebe und das Friedensbedürfnis überwältigend; aber auch das französische ‚Volk' trotz aller Revanchestimmungen, das englische ‚Volk' trotz des aus wirtschaftlichem Neid geborenen Deutschenhasses, das russische ‚Volk' trotz panslavistischer Expansionstendenzen, das italienische ‚Volk' trotz irredentistischer Gelüste, sie alle wollten den Krieg nicht. Und dennoch kam, elementar wie ein Naturereignis, der überall unpopuläre Krieg. Dieser Tatsache gegenüber versagte die Demokratie völlig: sowohl die Demokratie als reale politische Macht im Parteileben oder in der Regierung, wie die Demokratie als staatspolitische Begriffswelt. Die internationale Sozialdemokratie, die kampflustige Vorkämpferin der demokratischen Revolutionsidee, strich die Segeln. Und warum? Weil sie mit dem echten Volksorganismus, mit der organisierten Gesellschaft, mit den lebendigen Gliedmaßen der einzelnen Staaten zu sehr verwachsen war, nicht durch die politische Ideologie, sondern durch die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, um nicht zu fühlen, wie sehr der politisch unpopuläre Krieg inneren wirtschaftlichen, sozialen und machtpolitischen Tendenzen der in Staaten organisierten Völker entsprach.

Eine weitere Tatsache hängt damit aufs innigste zusammen: der anfangs unpopuläre Krieg wurde ein wahrer Volkskrieg. Alle zogen mit Begeisterung aus, die Existenz und die nationalen Interessen ihres Staates zu verteidigen gegen den Feind. Und das konnten sie alle recht wohl tun, ohne im Feind ‚das Volk' zu sehen; denn für jeden war der eigentliche Feind ein Prinzip, eine Kraft, eine Macht, eine Tendenz, die im feindlichen Staat so lebendig schienen, daß sie das Leben des eigenen Staates bedrohten:

In Rußland bekämpften wir den Zarismus und Panslavismus, in Frankreich den Revanchetrieb und den zum Rhein treibenden Eroberergeist, in England den Weltimperialismus. In uns aber bekämpften die Feinde den — Militarismus.

Es war und ist nicht nur Lüge, wenn die Feinde in uns das Prinzip, das sie Militarismus nennen, zu bekämpfen vorgeben. Instinktiv fühlen sie, die Vertreter eines besonderen staatlichen Prinzips, vor allem Frankreich, England und Italien, den tiefgehenden Gegensatz zu unserer staatlichen Eigenart. Rußland fällt nur scheinbar aus dem Rahmen heraus; in dem Streit zwischen Demokratie und Militarismus hält es sich beiseite, weil es nicht den Beruf in sich fühlt, diesen Gegensatz jetzt zu lösen, sondern der Zukunft vertraut, die Allrußlands religiös-politische Weltherrschaft sichern wird. Dieser ‚kosakischen' Idee der Zukunft stehen wir Deutsche ebenso fremd gegenüber wie der demokratisch-revolutionären, und Rußland bekämpft in uns von seinem Zukunftsstandpunkt das gleiche, was die Westmächte in uns von ihrem Standpunkt der Vergangenheit bekämpfen.

Zurzeit triumphiert das deutsche Staatsprinzip über das westliche. Unsere, das heißt vor allem Deutschlands militärische Erfolge sind überwältigend. Aber erst ihre Verwurzelung mit den eigenartigen und vorbildlichen innerstaatlichen Verhältnissen, welche durch die schwere Prüfung des englischen Aushungerungsplanes erwiesen wurde, hat dem Triumph auch die Anerkennung und Bewunderung der Welt gesichert. Die Feinde selbst haben tausendfach in Presse und Parlament, nicht zuletzt in der Kritik der unglücklichen Entwicklung der Ententeunternehmungen unsere Organisationsüberlegenheit anerkannt, ohne allerdings darin mehr als eine technische und rein formelle Angelegenheit zu sehen.

Und doch handelt es sich um einen wesenhaften Sieg. Denn der deutsche Organisationsgeist ist kein Wunderelixier, von militärischen oder politischen Quacksalbern gemischt, es ist auch kein phrasenhafter Schein zur Betörung der Welt, er ist eine Urkraft des deutschen Volkes, deutsche Wesenhaftigkeit. ‚Das Wesen, an dem die Welt genesen soll'. Es ist nichts Neues, Welterschütterndes, Revolutionen Erzwingendes. Der deutsche Organisationsgeist, der uns die Siege geschaffen hat und uns den Endsieg verschaffen wird, ist der äußere Ausdruck der Synthese aller deutschen und preußischen Staats- und Gesellschaftstugenden.

Die große Aufgabe der Zukunft liegt nun darin, diese innere weltbezwingende Kraft zu erhalten und noch mehr als in der Vergangenheit zu entfalten. Das Bewußtsein des deutschen Wesens muß ins deutsche Volk hinein. Und auch im politischen Leben muß das von Frankreich uns aufoktroyierte Gedankensystem von allen Parteien beiseite gelegt werden. Das ‚Umlernen' im Parteileben soll nicht darin bestehen, daß jede Partei für sich erklärt, das Umlernen nicht nötig zu haben, weil der parteipolitische Gegner umlernen müsse, sondern die Parteien sollten allesamt mit dem Joch der ideellen Fremdherrschaft brechen und diejenigen Kräfte, welche

sie dem Deutschtum schon vor dem Kriege entlehnten, zum Zentrum ihrer zukünftigen politischen Art machen.

Ob nicht überhaupt bei der Neuorientierung der Dinge die Vertretung des Volkes für die pflichtvolle Teilnahme am Staat anders geregelt werden könnte, soll hier nur angedeutet werden. Das wäre die logische Folgerung der Tatsachen des Krieges. Aber da es deutsche Art ist, auch Fremdartiges innerlich zu verarbeiten und zu assimilieren, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die bestehende Form der Volksvertretung erhalten bleibt. Aber es müßte eine Möglichkeit geben, das deutsche Parteileben ganz anders als bisher mit dem Volkstum zu verweben. Ständische Vertretung entspricht so sehr der gesamten deutschen Staatsstruktur, daß man den Übergang vom bisherigen System zu einem ständischen Kuriensystem als Wunsch oder Forderung der Zukunft erheben kann.

Das Grundlegende ist und bleibt vorerst die ideelle Abkehr vom französischen Revolutionsideal, die Besinnung auf die deutsche Eigenart. Wir müssen alle den aufrichtigen Willen haben, von welschem Schein zum deutschen Wesen vorzudringen, mögen wir auch, wie der Verfasser dieses, alte Jugendideale auf den Opferaltar legen müssen.

Die Welt erwartet von uns, wenn wir siegen, mehr noch: ein politisches Staatsideal für die Welt. Es genügt nicht, daß wir nach dem Krieg unser deutsches Haus künstlerisch ausstatten und darin mit liebevoller Sorgfalt alle Schätze deutscher Vergangenheit aufstapeln, um im Genuß dieser Errungenschaften dahinzuleben. Wir müssen Kulturlehrer der Menschheit sein und den Staaten den Weg zum Fortschritt, zur Blüte weisen.

Die Revolution von 1789 hat die Welt aus den Fugen gerissen, mit ihren politischen Idealen hat sie die Menschheit betört und während eines ganzen Jahrhunderts die Staatsorganismen mit zersetzenden Krankheitsstoffen belastet. Der deutsche Sieg von 1914—1916 bringt uns ein neues Staatsideal, wo ‚die Freiheit auf Ordnung gebaut‘, die Gleichheit mit Gerechtigkeit gepaart, die platonische Brüderlichkeit durch Pflichtinstinkt und Zucht garantiert sein wird. Volk und Staat werden ineinander wachsen, nicht im Rahmen eines künstlichen und fremden politischen Systems, sondern aus dem innersten Leben der arbeitenden Volksgemeinschaft heraus, durch eine noch schärfere Vereinheitlichung von Staat und Gesellschaft.

Isaaks Opfer / Von Reinhard Johannes Sorge

Isaak: O Vater Abraham!
Abraham: Mein Sohn! Mein Sohn!
Isaak: O Vater, und das Messer in den Händen!
Tu, wie Gott will. Ich bin dein Isaak.
Abraham: Gott will es. Jahwe will es. Her den Hals,
Mein süßer Sohn!
Isaak: Bevor ich hingeh, Vater
Abraham, sag mir nur ganz wenig Worte
Von Gottes Süße, daß ich meine Straße
Hinpilgere in Kurzweil deiner Rede.
Abraham: Gott, Isaak, ist süß. Denk in den Himmeln
Ein Aug, das fliegt, ein Aug, das singt, ein Auge,
Das dich mit Küssen herzt, ein Auge, das
Stets in sich tief ist wie ein Rätsel, wir
Raten und raten eine Ewigkeit
Hinein in dieses Auge —
Isaak: Und wir lösen
Das Rätsel?
Abraham: Nie. Wir starren und es starrt.
Wir fragen im Gesang.
Isaak: Und es gibt Antwort?
Abraham: Immer. Doch wird nie fertig. Und wir hören
Und hören. Immer.
Isaak: Eine Ewigkeit?
Abraham: Wir hören nur und zittern vor Erwartung.
Isaak: Worauf denn warten?
Abraham: Auf das nächste Wort
Aus Gott.
Isaak: Oh schön!
Abraham: Wenn du im Dunkeln sitzt,
Jetzt kommt ein Engel zu dir, blau und silbern
Die Flügel, jetzt ein anderer mit Füßen
Wie Lilien, jetzt einer, der mit Sternen
Dir spielt und rechnet, jetzt des Regenbogens
Schillern gibt dir ein andrer preis, nun naht
Ein Märchen, guckt dich an aus wunderbaren,

Ganz dunkelblauen, wunderlichen Gucken,
Nun kommen ros'ge Engelchen mit Harfen,
Und dann die Lieder, voll ein ganzer Laden,
Wie Perlenschnüre mannigfach, doch plötzlich
Verdrängt dies alles eine mondlichtfeine
Kleine Prinzessin, ganz in Seide, diese
Sagt dir mit ihrer Stimme Silberglöckchen:
Wo ist mein Isaak? und küßt dir dann den Schuh
Und winkt und winkt mit ihren seidenen Schleiern,
Wie Gott mit Wolken winkt an Sonnentagen; —
Sieh, so ist Gott, meinst du? Nein, Isaak,
Vertausendfacht nur schöner!

Isaak: Vater, nun
Stoß zu!

Abraham: Mein Sohn!

Engel des Herrn: Abraham! Abraham!

Abraham: Hier bin ich!

Engel des Herrn:
Gehorsamer! Dein Sohn sei dein! Der Widder
Das Opfer!

Isaak: Warum zürnt mir Gott, mein Vater?

Pascal in der neueren Literatur
Von Charlotte Lady Blennerhassett

Eine der jüngsten Offenbarungen französischer Mentalität ist das stete Anwachsen der mit Pascal sich befassenden Literatur. Wer mit ihr vertraut ist, weiß, mit welch konservativer Treue diese französische Kritik und gelehrte Schriftstellerwelt am Vergangenen festhält und seine Überlieferungen pflegt. Im Gegensatz zum Zwiespalt und Radikalismus in der Politik, mit oft gänzlicher Ignorierung modernen Geschmacks und seiner Produktion wird diese intellektuelle Welt nicht müde, die Vorbilder der klassischen Zeit und die zum Rang von Klassikern erhobenen Vertreter der Romantik durch Vorträge, Studien, Essais, Kommentare zu Neuausgaben usw. stets wieder mit unerschöpflichem Eifer zu beleben, der Ausländern übermäßig, oft überflüssig dünkt. Ein Beispiel davon, Chateaubriand, dessen krankhaft entwickelte Eitelkeit und Selbstvergötterung so gerne mit Napoleon sich vergleicht, besitzt bereits eine Bibliographie, die der des Kaisers an Umfang nicht viel nachstehen dürfte und noch ständig im Zunehmen begriffen ist. Wenn auch der Nachdruck, wie das kürzlich noch von seiten des inzwischen verstorbenen Jules Lemaître geschah, ungleich mehr auf das Schaffen des Künstlers wie auf die Gedankenarbeit des Geschichtsphilosophen gelegt ist. Zunächst wohl deshalb, weil das Durchschnittpublikum der Conferenciers und Essayisten, das an glänzender Rhetorik sein Genügen findet, diese der Mühe überhebt, tiefer im Schacht des Lebenswerkes zu graben, dessen Bestes und der Zukunft Bestimmtes nicht auf der Oberfläche geborgen ist. Der Höhepunkt des Triumphes der Form über den Inhalt, die Dichtung Victor Hugos, verhüllt die Dürftigkeit der Ideen nicht mehr unter dem phänomenalen Reichtum des poetischen Gewandes. Mit ihm hat eines der charakteristischen Merkmale der lateinischen Rasse, le génie verbal, die Grenze, von wo Unheil droht, erreicht, aber auch das Bedürfnis bestätigt, aller geistigen Produktion künstlerischen Ausdruck zu geben. Man denke an Bergson, von dem heute die Meinungen darüber auseinandergehen, ob der Erfolg seiner philosophischen Theorien der optischen Täuschung seiner glänzenden Prosa, ob dem immanenten Wert seiner kühnen Aufstellung eines neuen Prinzips schöpferischer Tätigkeit gebühre? Und nun zu Pascal.

I.

‚Die Provinzialbriefe sind das erste Buch von Genie in der französischen Literatur‘, so der Ausspruch, der unverdächtige, eines Gegners — Voltaire. ‚Pascal, dessen Genius unübertroffen — n'a pas eu de supérieurs —‘ wird von Laplace zu den elf großen Geometern gezählt. Einer der letzten Darsteller Pascals und seiner Zeit, Fortunat Strowski, übernimmt das Urteil, ‚die Provinzialbriefe seien, lediglich vom künstlerischen Standpunkt aus gewertet, das vollendetste Meisterstück der französischen Literatur‘. Zunächst deshalb, weil sie alle Stilarten anwenden und über

alle oratorischen Gaben verfügen. Tragischer Ernst, heitere spottende Ironie, unerbittliche Logik der Beweisführung und spielend gefällige Grazie im Dialog, Gewalt der Leidenschaft und durchsichtige Klarheit des Ausdrucks, kein Wort zu viel, und keines, das zu seinem Vorteil durch ein anderes ersetzt werden könnte, eine Sprache, so neu und lebendig, daß sie von der Persönlichkeit untrennbar und von so schmiegsamer Schönheit ist, daß dieses unvollendete, mitten in einem Satz abbrechende, von der Mystifikation der Anonymität gedeckte Denkmal einer unsterblich gewordenen Kontroverse um seiner selbstwillen und von Generationen angestaunt und bewundert wird, denen sein Inhalt fremd geworden.

In diesem Triumph sprachlicher Vollendung birgt sich ein letzter Rest, ein Etwas, das bei aller theoretischen Kenntnis des Idioms und erprobter Aneignungsfähigkeit dem Ausländer meist entgeht. Wie völlig etwa muß der Deutsche des Englischen mächtig sein, um die Unterscheidung nachzuempfinden, die zwischen John Henri Newmans Prosa, ‚dem königlichen Englisch' z. B., und den bestechenderen Vorzügen der Prosa Walter Paters, ja selbst Macaulays von den besten einheimischen Kennern gemacht wird? Und dennoch liegt uns Deutschen der Genius der Sprache Shakespeares nahe, ungleich näher jedenfalls als der eines La Fontaine oder eines Molière. So haben denn auch die deutschen Arbeiten über Pascal den Nachdruck nicht auf das Werk des Künstlers, sondern auf die Ergebnisse des Denkers gelegt. Zweck und Inhalt des weitaus größeren Teils dieser Forschungen ist vornehmlich die in den ‚Pensées' skizzierte Apologie des Christentums. Und es wiederholt sich eine überraschende Erscheinung: Das Wiederaufleben der Teilnahme an diesem ausschließlich religiösen Unternehmen findet lose Blätter, ohne nachweisbaren Zusammenhang, ohne irgendwie erkennbaren Plan. Pascal, den Geometer, Mathematiker und Physiker, haben Zufälle zum Entdecker auf diesen verschiedenen Gebieten des Wissens gemacht. Übermächtiges Bedürfnis der Wahrheit Zeugnis zu geben und für unschuldig Verfolgte einzustehen, gaben Anlaß zu den Provinzialbriefen, deren bereits erwähnter, vorschneller Abschluß ebenfalls unvorhergesehener, äußerer Umstände wegen erfolgte. Im Jahre des Heils 1658 und im 36. Jahr seines Lebens bereits physisch gebrochen und von Übeln gequält, die 1662 seinen Tod herbeiführten, begann hierauf Pascal, in oft fast unleserlicher Schrift und auf ungeordneten Papierstreifen Gedanken hinzuwerfen. Einwände der Feinde des Christentums, Widerlegungen seiner Verteidiger, Lichtstrahlen religiöser Erkenntnis, Ausbrüche der Begeisterung und Bekenntnisse der Schwäche und Sünde, Widerhall von Prophetenstimmen und bis in alle Tiefen des Herzens dringende Enthüllungen seiner Geheimnisse, das Zeugnis des Zweifels bei Montaigne, die Worte ewigen Lebens bei Augustinus und Paulus, der Notschrei des aus dem Paradies verbannten Geschlechtes nach Adam, das Hohelied erlösender Liebe nach Jesus Christus, das Für und Wider zwischen Irrtum und Wahrheit, die ganze Tonleiter irdischen Schmerzes und die höchsten Wonnen

des Schauens in einer Stunde der Verzückung, das nur annähernd der Inhalt der ‚Pensées'. Pascals Apologie, zu der sie Bausteine trugen, ist nie geschrieben, sie ist auch nie begonnen worden!

Wie mächtig hat der Genius in diesem Geiste gesprochen, wenn solch hingestreute und dennoch unsterbliche Bruchstücke genügen, um bald dreihundert Jahre hindurch die Gleichgültigen aus ihrer Ruhe, die Widersprechenden aus ihrer Sicherheit, die Feinde aus ihren Angriffslinien zu schrekken und auch dann noch den Forschern, ob gleichgesinnt oder nicht, Probleme zu stellen, von denen noch manche ihrer Lösung harren. In der Geschichte menschlicher Geistestätigkeit wohl ein einziges Beispiel, daß es einem Menschen, von dem kein abgeschlossenes Werk überlebt, dennoch gelungen ist, die größten und verschiedensten Geister, ob zu Abwehr oder Zustimmung, ob willig oder nicht, in seinen Bann zu zwingen, vom Ungläubigen Rechenschaft über seine Verneinungen, vom Gläubigen Nachfolge auf dem königlichen Weg des Kreuzes, den er selbst gegangen ist, zu fordern.

In diesem Sinn betreten, führt der Weg durch die Bibliographie Pascals zugleich durch geschichtliche Wandlungen, die ganze Zeitbilder erhellen und dem Verständnis näherbringen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß wir der Schwester, Madame Perier, die erste Lebensbeschreibung Pascals verdanken. Sie schrieb, unmittelbar nach seinem Tode, Eindrücke und Erinnerungen nieder, deren Richtigkeit nie bezweifelt, die aber unvollständig befunden wurden, weil das Augenmerk Gilberte Periers vornehmlich auf das heiligmäßige Leben und Sterben des Bruders gerichtet war. Schon die Aufzeichnungen ihrer Tochter, Schülerin des Klosters zu Port-Royal, sind durch erbauliche Ausschmückungen verdächtig. Bei ihnen beiden, in ihrer Familienkorrespondenz sowie in den an sie gerichteten mit Pascal und seinem Werk sich befassenden Briefen, überwiegt das religiöse Moment. Die von Kirche und Staat den Anhängern von Port-Royal bereitete Lage bestimmt auch ihre literarische Tätigkeit. So wurde Gilberte Periers ‚Leben Pascals' erst 1784 veröffentlicht. Sie ist es, die den Text der ‚Pensées' unverkürzt und unverändert vor das Publikum bringen will, und endlich doch nur dieses erreicht, daß nach Abschluß des Kirchenfriedens von 1668 die sogenannte zweite, tatsächlich erste ‚Edition von Port-Royal', 1670, alle ihr jetzt zu schroff und gefährlich dünkenden Stellen im Inhalt sowohl als im Stil in abgeschwächter Form wiedergibt, wenn nicht häufig einfach unterdrückt. Immerhin besitzt diese Ausgabe unentbehrlichen Wert, denn ihr standen mündliche Überlieferungen von Pascals Freunden zu Gebot, und ihnen hatte er selbst bereits 1657 oder 1658 einen ersten, später allerdings von ihm vielfach veränderten, wo nicht völlig umgestalteten Plan der Apologie vorgetragen. Darüber sind nur Vermutungen, keine Aufzeichnungen vorhanden.

Mit Herstellung des authentischen Textes der ‚Provinciales', die der mildeste und versöhnlichste der Port-Royalisten, Nicole, bereits 1658 in lateinischer Übersetzung dem europäischen Publikum zugänglich machte, be-

faßte sich zuerst 1851 am gründlichsten, wenn auch nicht zustimmend, Abbé Maynard. Seit 1844 und bis zu seinem Ende, 1887, widmete Prosper Faugère sein Dasein mit Benediktinerfleiß und pietätvoller Hingebung dem Studium Pascals und der Herausgabe seiner Manuskripte und Schriften. Wenn auch heute überholt, sind seine Leistungen von bahnbrechender Bedeutung. Ihm folgten für die Provinzialbriefe Lesieur 1867, E. Havet 1889, Molinier 1891, endlich mit F. Brunetière einer der gründlichsten Kenner des 17. Jahrhunderts. In weniger wie zwei Jahren, 1896—1897, erschienen sechs Ausgaben der ‚Pensées', von Didiot, Guthlin, Faugère (in zweiter Auflage), Margival, Michaut, Brunschwicg. Die beiden letzteren teilen sich in den Ruhm, mit Zugrundelegung des autographen Manuskriptes und allen Hilfsmitteln moderner Wissenschaft klassische Ausgaben gegeben zu haben, wovon die von Brunschwicg in der Sammlung ‚Grands Ecrivains de la France' aufgenommen ist. Er, Michaut, und der in der Literatur wohl letzte Jünger von Port-Royal, Professor Gazier, verwandten die gleiche Sorgfalt auf Herausgabe von Pascals kleineren Schriften.

II.

Zwischen Pascal und den hier genannten Forschern liegen zwei Jahrhunderte der Kommentare und Meinungsäußerungen, meist von Schriftstellern ersten Ranges.

Zuerst Bannerträger des 18. Jahrhunderts.

Im ‚Dictionnaire historique et critique' nennt Bayles Artikel ‚Pascal' diesen ‚ein paradoxes Individuum unter dem menschlichen Geschlecht', hebt jedoch den Wert der Religiosität bei einem so großen Denker und Mathematiker hervor und wird seiner ihm unsympathischen Größe dennoch gerecht.

Anders verfährt Condorcet. In einer anonym erschienenen Ausgabe der ‚Pensées' von 1776, der er einen akademischen ‚Éloge' ihres Autors vorausgeschickt hatte, beansprucht er das Recht, die Freiheiten der Ausgabe von 1670 in gegenteiligem Sinn anzuwenden. In der Auswahl von Gedanken, die er aus dem damals zugänglichen Gesamtwerk zusammenstellt, gestalten sich diese zu skeptischer Weltanschauung. Bei aller Bewunderung für den Genius des Schriftstellers, Gelehrten und Entdeckers stellte er es sich zur Aufgabe, seine Gedankenarbeit dem saeculum rationalisticum anzubequemen, ‚dessen Erleuchtungen Pascal fehlten'. Condorcet bezieht sich auf Voltaire. Voltaire, der Antagonist Pascals, hatte bereits 1734 in den ‚Bemerkungen' zu den unter Einfluß der englischen Freidenker verfaßten ‚Lettres philosophiques' ihren Optimismus ‚im Interesse der Menschheit gegen den erhabenen Misanthropen' aufgeboten. Mehr wie vier Jahrzehnte später, 1778, war der Philosoph von Fernay im Gegensatz zu Leibniz und dem ihm verhaßten J. J. Rousseau Pessimist geworden. Über Pascal, ‚den einzigen Mann von Genie, der auf den Ruinen seiner Zeit stehen geblieben', so heißt es, könne nur der Fortschritt des Wissens in Vertretern wie der ihm überlegene Condorcet den Sieg erringen. Die minderwertigen Noten,

mit denen Voltaire des letzteren Arbeit über Pascal versah, spotten in gewohnt verächtlichem Ton über die Gleichgültigkeit des Universums für den auf unserm Sandkorn, der Erde, tobenden jämmerlichen Schulstreit von Theologen. Einer von diesen, selbst gelehrter Mathematiker, Abbé Bossut, begegnete 1779 solchen Fälschungen des Geistes von Pascal mit der ersten, auf möglichste Vollständigkeit gerichteten Gesamtausgabe seiner bis da bekannten Schriften. Der Text der ‚Pensées' ist unverändert nach der Ausgabe von Port-Royal wiedergegeben, aber einer völlig neuen Einteilung unterzogen. Mit drei Ausnahmen, von denen die einzig wertvolle von Frantin zum erstenmal versucht, auf den vorausgesetzt endgültigen Plan Pascals zurückzugreifen, ist Bossuts Klassifizierung bis 1844 maßgebend geblieben. Sie hat noch 1852, durch Havets Übernahme derselben, eine Wiederbelebung erfahren, zunächst seinem vorzüglichen Kommentar zu Dank.

Mit Auffindung des von der Familie Perier beglaubigten Manuskriptes der ‚Pensées', 1842, setzt die Forscherarbeit des 19. Jahrhunderts ein. Victor Cousin, der zuerst über den Fund berichtet, trägt die Verantwortung dafür, sie Jahrzehnte hindurch in falsche Bahnen geleitet zu haben. Im Urteil des unter Einfluß des Rationalismus gebliebenen Deisten und Vaters des Eklektizismus in der französischen Philosophie ist Pascal Skeptiker. Der längst widerlegte Irrtum wäre heute unerklärlich, wüßte man nicht, auf welchen Umstand er zurückzuführen ist. Im Chaos von Pascals hinterlassenen, von unbekannter Hand ohne jeden Versuch der Sichtung aufgeklebten Papierstreifen, seine Notizen enthaltend, stehen Einwände des Unglaubens und Äußerungen des Zweifels unterschiedslos neben den Argumenten der künftigen Apologie. Ihr charakteristischer Zug ist es, Gegnern das Wort zu lassen. Es geschieht so völlig, daß Montaigne, bei dem Pascal die Stimme der Menschheit in Geschichte und Legende, die Weisheit dieser Welt und Kenntnis des menschlichen Herzens wiederfand, eine Rolle zugeteilt wurde, wichtig genug, um den Ausspruch zu rechtfertigen, die ‚Essais' seien Pascals profane Bibel: gingen sie verloren, so könne man sie zum großen Teil in den ‚Pensées' wiederfinden. Montaignes Freund, Pierre Charron, christliche Stoiker wie Justus Lipsius und Du Vair, freidenkende Epikuräer wie Miton und Meré, mit denen Pascal Umgang pflog, sind gleichfalls berücksichtigt. Ihm wurde fortan die ihrer eigenen entsprechende Weltanschauung von Franzosen wie Ernest Havet, Edmund Scherer, Prevost-Paradol, Sully-Prudhomme, Jules Lemaître, von den Deutschen Jetter, Dreydorff, Lotheißen* zugeschrieben.

So konnte und durfte es nicht bleiben.

Gleichzeitig mit Victor Cousins Arbeiten erschienen grundlegende Werke von bleibendem Wert, unter denen einige Meisterstücke.

* In Ermangelung ihrer Schriften zitieren wir nach den Angaben von Lic. Karl Bornhausen, dessen wertvolle Studie ‚Die Ethik Pascals' (in den ‚Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus', Gießen, Töpelmann 1907) auch in Frankreich gebührend gewürdigt ist.

In Deutschland schrieb bereits 1840 Hermann Reuchlin sein großzügiges historisches Werk, ‚Pascals Leben und der Geist seiner Schriften'. Ein diesem eng verwandter Geist, Alexander Vinet, begann in den ‚Etudes sur Blaise Pascal' mit psychologischem Feingefühl und tiefstem religiösem Verständnis in das Leben und Denken seines Vorbilds einzudringen, dessen inneres Wesen kaum einem anderen so nahe stand wie ihm selbst. Wieder zu Lausanne, wo der protestantische Gottesgelehrte Vinet seine irenische Theologie aufbaute, trat, zuerst mit Vorlesungen über denselben Gegenstand, der berühmte Historiker von Port-Royal, Augustin Sainte-Beuve, auf den Plan. Von Ende 1837 bis 1867, wo die abschließende Ausgabe seines ‚Port-Royal' erschien, volle dreißig Jahre also, hat er an dem zur Geistes- und Seelengeschichte eines ganzen Jahrhunderts umgeschaffenen Buch gearbeitet. In nicht wieder erreichter Aneignungsfähigkeit an die ihn begeistert fesselnde und doch seelisch fernliegende religiöse Welt hat ihn ihre Heiligkeit in Bann gehalten, bis die in seiner Brust überlebenden feindlichen Mächte die Oberhand im Denken wie im Leben über ihn gewannen. In der ganzen Geschichte der Literatur kaum ein tragischeres Beispiel des müden Verzichtes auf den — immer vorwiegend intellektuellen — Kultus der in Menschen verwirklichten höchsten Ideale! Wer wagte es, nach ihm zu erzählen, was er erfuhr? ‚Ich will', so schrieb er bei Beginn der geistigen Fahrt, ‚mit Einfachheit die Geschichte eines religiösen Unternehmens schreiben, das das ganze XVII. Jahrhundert ausfüllt, das mit der Reform eines Frauenklosters begann, und dem sich bald die größten Geister und die gelehrtesten Männer aufs engste anschlossen.... Es blieb während dieses ganzen Jahrhunderts groß, und über diese Zeit hinaus werde ich es nur eilig und mit dem Bedauern verfolgen, seine mehr und mehr erzwungenen und verengerten Ergebnisse zu zeigen. Wenigstens überdauern und trösten bis ans Ende heiligmäßige Männer, gerechte und edle Charaktere. Vor allem bei jenen des XVII. Jahrhunderts will ich verweilen: mit Wohlgefallen, mit Ehrfurcht, mich glücklich preisend, in ihnen die letzten wahren Vorbilder jener moralischen Autorität zu erkennen, die heute niemandem mehr zukömmt, glücklich, noch einmal, im strengen Verkehr mit ihnen, den Umgang mit Zeitgenossen ein wenig zu vergessen: noch glücklicher, wer von oben begünstigt von ihnen lernen würde, sich selbst zu erneuern!' Und so viele Jahre später bei Abschluß der Reise: ‚Gefürchtete und gelehrte Seelenführer, berühmte Einsiedler, vollkommene Priester und Bekenner, tugendhafte Laien, ihr alle, Vertreter des Guten und der Wahrheit, denen ich Ehrfurcht gezollt und deren Spuren ich bis ins kleinste gefolgt bin, zu euch überzutreten vermochte ich nicht.... Ich war euer Biograph, ich wage es nicht, mich euren Maler zu nennen, über das hinaus gehöre ich nicht zu euch. Ich ahmte euch nicht nach, ich dachte nie daran, so wie ihr die Prüfungen, die Demütigungen selbst und die Ungerechtigkeiten, die ich nur euretwegen und mit euch erfuhr, zu Füßen des Kreuzes zu legen. Die Religion in ihrer Strenge, das Christentum in seiner Herbheit suchte ich zu verstehen, es zu bekennen vermochte ich nicht.'

Sainte-Beuve, das Weltkind, blieb unbekehrt, der Künstler, der in ihm lebte, hat nicht versagt: das Denkmal, das er schuf, überdauert. Im verschwenderisch von ihm angehäuften Reichtum schöpften die Nachgekommenen noch heute. Der Skeptizismus Pascals aber ist, auch in der von Sainte-Beuve abgeschwächten Form, längst zur Legende geworden, für die Deutschen seit Weingarten 1863, Natorp, Sierp in den achtziger Jahren, Lachmann 1904. Unter den Franzosen ist es Brunschwicg, der das abschließende Urteil abgibt, ‚nicht für seinen Glauben, für sein Seelenheil sei Pascal besorgt gewesen'.

III.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders in dessen zwei letzten Jahrzehnten und im ersten des gegenwärtigen Säkulums, sind der Schriften und kleineren Abhandlungen, der Vorträge und Essais über Pascal so viele, daß jede Aufzählung derselben auf Vollständigkeit verzichten müßte und nur ermüden könnte. In Michauts Einleitung zu seiner Ausgabe der ‚Pensées' von 1896, S. S. LXVII—LXXIV, umfaßt eine solche bereits wieder der Ergänzung bedürftige Bibliographie sieben Folioseiten. Es gilt, eine Auswahl zu treffen und unter vielem Guten das Beste hervorzuheben.

Mit Hinweglassung des von Katholiken und Protestanten behandelten Verhältnisses Pascals zur Theologie, wobei naturgemäß der jeweilige Standpunkt der Autoren in polemischer Form zum Ausdruck kommt, haben sich nach Cousin und besonders seit 1886 vornehmlich die Philosophen Droz, Ravaisson, Hatzfeld, A. Sabatier, Sully-Prudhomme, Rauh, Brunschwicg und Boutroux um Pascal verdient gemacht. Hundert Jahre vorher hatten die Deutschen Jacobi und Neander die Religion des Herzens und die Innerlichkeit des Gottesbewußtseins bei ihm nachempfunden. Es blieb die Wertung des Gelehrten, ein Problem, dessen Lösung nach Bossut und Condorcet von J. Bertrand unternommen, aber nicht auf befriedigende Weise durchgeführt worden ist.

Eine solche Lösung gibt ein genauer Kenner Pascals. Es ist Emile Boutroux, dessen im Sammelwerk ‚Les grands Ecrivains de la France' 1900 erschienener ‚Pascal' die beste Biographie darstellt, die wir über ihn besitzen. Der Geist, in dem sie verfaßt ist, spiegelt sich im kurzen Vorwort: ‚Bevor Pascal schrieb, kniete er nieder und bat den unendlichen Gott, sich alles, was in ihm war, zu unterwerfen, damit diese Kraft sich mit seiner Niedrigkeit vereine. Durch Demütigungen bereitete er sich auf Eingebungen. Es scheint, als ob derjenige, der ein so seltenes, erhabenes Genie in seiner wahren Wesenheit erkennen will, eine ähnliche Methode befolgen und während er, nach Maß seiner Kräfte, vom Wissen, von der Analyse und Kritik, seinen natürlichen Werkzeugen, Gebrauch macht, in unterwürfiger Hingebung an Pascals eigenen Einfluß die erleuchtende Gnade suchen solle, die allein unsern Bemühungen Richtlinie und Wirkung zu verleihen vermag.'

Aus solchen Worten lassen sich Abstand und Fortschritt der neuen von der ihr unmittelbar vorangegangenen Zeit ermessen. In der flüchtigen,

vereinzelten, einer Rezension eingefügten Bemerkung von 1772 durfte Goethe, der von Pascal so viel wie nichts wußte, sagen: ‚Tausende sind Feinde der Religion, . . . , die Christus als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte. . . . Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und Religion lange nicht soviel geschadet als der strenge, kalte (!) Pascal und seine Schule.‘ Wie ein Nachklang solcher Stimmung wird hundert Jahre später bei einem anderen Dichter, bei Sully-Prudhomme, vernehmbar:

‚Pascal sombre et pieux me rend pusillanime,
Il me donne la peur, et me laisse effaré,
Quant il porte au zenith et lâche dans l'abîme
L'homme superbe et vain, misérable et sacré‘.

Aber Sully-Prudhomme, und mit ihm eine ganze Literatur, sind zu besserem Verständnis durchgedrungen. Da wie gesagt nur Auswahl möglich, sei auf Victor Giraud, einen gründlichen Kenner verwiesen, dessen Studien, insbesondere die ‚Noten‘ zu Vorlesungen, die er 1898 in Freiburg in der Schweiz gehalten und dann veröffentlicht hat, eine Fundgrube des Wissens in dieser anspruchlosen Form enthalten, schon deswegen, weil sie Einzelbeiträge zur Pascalforschung, die seinen Namen nicht tragen, mit feinstem Verständnis berücksichtigen und überdies auch der wertvollsten Abschnitte in Literaturgeschichten und Enzyklopädien Erwähnung tun. Obwohl zwischen 1899 und 1905 abermals sechs Einzelschriften über Pascal erschienen, hat Fortunat Strowski, Professor an der Universität zu Bordeaux, Verfasser von vortrefflichen Werken über Franz von Sales und Montaigne, es noch lohnend gefunden, 1906—1908 ‚Pascal und seine Zeit‘ in drei Bänden der von ihm unternommenen ‚Geschichte des religiösen Gefühls im Frankreich des 17. Jahrhunderts‘ einzureihen. Mit Rücksicht auf dieses erweiterte Arbeitsfeld behandelt Strowskis erster Band die christlichen Stoiker nach den Religionskriegen, die Freigeister und ‚Libertins‘, dann die religiöse Reaktion, die mit Vincenz von Paula, den Oratorianern, den Jesuiten und ihren Casuisten, endlich im Gegensatz zu letzteren, mit Saint-Cyran und den Port-Royalisten einsetzte. Von größtem Interesse, wenn für sich betrachtet, erscheint die Rückwirkung der einzelnen Persönlichkeiten auf Pascal doch etwas übertrieben. Die Familie, der er angehörte, zählte zum parlamentarischen Adel; vornehme Aristokraten, wie der Herzog von Roannez, waren seine Freunde. Während seines Weltlebens bedurfte es kaum des Umgangs mit einem Chevalier Meré, um mit den Gepflogenheiten einer epikuräisch gefärbten, ungläubigen oder doch skeptischen Welt theoretisch vertraut zu werden. Gesteht doch Strowski selbst im zweiten, dem Leben Pascals gewidmeten Band, der Einfluß Du Vairs auf ihn ‚sei eine Legende‘. Um so besser ist es in Übereinstimmung mit Adam, Duhem, Boutroux und Brunschwicg, um nur diese Gelehrten zu nennen, gelungen,

den berühmten Streit mit Descartes aufzuklären und die solange gegen Pascal erhobenen Beschuldigungen von wissenschaftlichen Plagiaten endgültig zu beseitigen. Die schöne Abhandlung über die ‚Rede von den Leidenschaften der Liebe‘ erfährt durch die Schlußnote eine Abschwächung: ‚Wäre die Rede doch von Pascal!‘ Die besten Kenner bezweifeln es. Bei den Haaren herbeigezogen und völlig unmotiviert erscheint auch der Vergleich zwischen der Bekehrung Pascals und der von Durtal, dem Helden des Romans von Huysmans ‚En Route‘. Von solch kleinen Entgleisungen des Literarhistorikers ist Strowskis dritter, bester Band trotz einer Anspielung auf Feuilletts Roman ‚Camors‘ freier. Er behandelt ‚das Werk‘. Da die katholische Universität Freiburg in der Schweiz dem Verfasser den Preis für dieses Buch zuerkannt hat, darf vorausgesetzt werden, daß die Orthodoxie mit seinen Schlußfolgerungen einverstanden, keinen Einspruch mehr zu erheben hat. Diese Schlußfolgerungen sind von höchster Tragweite. ‚Ich bin nicht von Port-Royal‘, steht im sechzehnten Provinzialbrief. Pascal hat gelogen, behaupteten die Gegner. Sie hatten ganz unrecht. Pascal nennt sich einen Freund von Port-Royal; zur Gemeinschaft gehörte er nie. Und noch mehr: ‚Die Verfolgten, für die er eintrat, billigten die Art der Verteidigung nicht; nach den Worten der großen Äbtissin Angélique Arnauld, die für sie alle sprach, fanden sie „die Briefe“ zu heftig, zu schön, zu lieblos. Es sollte genügen, die Wahrheit auszusprechen, zu beten, auf Gott sich zu verlassen, Heilige zu werden.‘ Auf Menschenhilfe verzichteten sie. So Strowski in Übereinstimmung mit Gazier, mit Lanson, mit Brunetière usw.

Gegner haben stets behauptet, Pascals Zitate aus den Schriften von Casuisten seien gefälscht. Die Texte sind verglichen worden, unter andern von Strowski: ‚Pascals Beispiele sind vorwurffrei und durchweg korrekt ... Meines Wissens hat er niemals den Wortlaut einer Stelle weder gefälscht, noch verändert oder unrichtig gedeutet.‘ Selbst Sainte-Beuve hatte bekanntlich letzteres noch behauptet. Aber, ‚wo Auszüge statt der Texte gegeben werden, sind diese nach Escobar zitiert. Diese Konstatierung verändert völlig unser Urteil über Pascal. Ihn deckt die Autorität Escobars.‘ (Loc. c. Bd. III, S. S. 96—122.) Soweit die Ausführungen Strowskis, der übrigens mit relativer Verteidigung des Standpunktes der Jesuiten abschließt: ‚Die Jansenisten haben verleumdet, wegen mangelnden Verständnisses für das Christentum der Jesuiten. . . . Sie stellen eine Hypothese auf, sie schmieden sie in feindseliger Absicht und glauben daran: aus ihren eigenen Angriffen, aus den von ihnen erduldeten Verleumdungen und noch bevorstehenden Verfolgungen ist ihr Haß geboren. Es ist ein Beispiel jener kollektiven Leidenschaften, die dem hellsten Verstand die Kaltblütigkeit rauben. Pascal hat sie geteilt. In furchtbarer Weise bringen das die Provinzialbriefe zum Ausdruck.‘ Von Retraktationen ist keine Rede. Auf die Frage, ob er ‚die Briefe‘ bereue, antwortete er ein Jahr vor seinem Tode: ‚Weit entfernt, sie zu bereuen, würde ich, wenn sie heute geschrieben werden sollten, sie noch viel stärker machen.‘

Und nun die entscheidende Frage: War Pascal Jansenist? Mit andern Worten: Hat er die theologischen Meinungen geteilt, die unerachtet aller ihrer Proteste, den Anhängern von Saint-Cyran und Arnauld zugeschrieben, Irrlehren gleichgesetzt und als solche verurteilt worden sind?

Nach V. Giraud ist die Theologie der Provinzialbriefe, alles in allem genommen, jansenistisch in ihrer tatsächlichen Verneinung der Freiheit und zureichenden Gnade, zugunsten der Prädestination und wirksamen Gnade: Christus mit verengerten Armen. Wobei jedoch zu bemerken, daß Pascal in den zwei letzten Briefen, sich selbst vielleicht unbewußt (?), von der augustinischen zur thomistischen Doktrin übergeht. Ohne Zweifel war Pascal Jansenist, aber je mehr man die ‚Pensées' liest, um so mehr überzeugt man sich, daß, hätte er seine Apologie zu vollenden vermocht, er notwendigerweise dazu geführt worden wäre, seinen Jansenismus, wie er es bereits in den ‚Briefen' tat, zu mildern. Denn wozu eine Apologie, wenn der zu Bekehrende nicht frei, sie anzunehmen oder abzulehnen, nicht fähig ist, sein Heil zu wirken. (Giraud loc. cit. S. S. 66, 98 u. a. a. O.)

Diese und so viele andere Meinungsäußerungen sind nur von relativem Wert, denn Pascals eigenes Zeugnis liegt vor: ‚Ich bin nicht von Port-Royal, ich bin allein, ich habe kein anderes irdisches Band wie das mit der heiligen, katholischen, apostolischen und römischen Kirche. Ich erwarte nichts von der Welt und fürchte nichts von ihr. Ich entgehe euren Schlichen, und alle eure Angriffe auf Port-Royal können euch nicht vor meinen Schlägen bewahren. Und was die Gottlosigkeiten betrifft, die zu behaupten ihr mich beschuldigt, so verwerfe ich sie aus ganzer Seele. Insbesondere glaube ich ausdrücklich, daß Jesus Christus selbst für die Verdammten und nicht nur für die Auserwählten gestorben ist.' Übereinstimmend mit dieser Stelle im sechzehnten Provinzialbrief lauten Pensées: ‚Christus der Erlöser Aller.' ‚Wenn man sagt, Christus sei nicht für Alle gestorben, so mißbraucht ihr die Verkehrtheit der Menschen, die diese Ausnahme auf sich anwenden, was die Verzweiflung begünstigt, während man sie davon abbringen soll, um die Hoffnung zu begünstigen.' (Brunschwicg loc. cit. III, S. S. 222, 223.) Auf Grund solcher Lehren verteidigte er die Rechtgläubigkeit seiner Freunde. Strowski stimmt mit Boutroux überein, wenn dieser, die Apologie über die Polemik hinaushebend, in lichtvoller Darstellung die großen Richtlinien ihrer Argumentation, vom Menschen ausgehend um zu Gott zu gelangen, aufdeckt: ‚Pascal stützt sich nicht unmittelbar auf den Glauben wie Jansenius, er trennt nicht, wie Port-Royal, das christliche Leben vom Gebrauch der natürlichen Vernunft. Aus seiner Wanderung durch Welt und Philosophie ist ihm das Empfinden für die Größe der menschlichen Natur geblieben. In der Religion selbst findet er die Grundlage für dieses Empfinden, mag es auch noch so sehr mit Irrtum vermischt sein. Die Philosophie, die Wissenschaft, die Vernunft, die Natur haben folglich bei Pascal ihre Stelle und spielen ihre Rolle in der Begründung der Glaubenswahrheiten' (loc. cit. S. S. 101, 105 uff.). Pascal verfährt empirisch und

bezieht sich auf Tatsachen. Er, der Geometer, verzichtet auf mathematische Beweise, auf die Methode von Descartes. Nicht weil diese falsch, sondern ‚weil sie unnötig, weil sie zu eng und peinlich ist', weil es eine andere Ordnung der Dinge gibt, an die sie nicht heranreicht. Die Syntese, ‚den Übergang zu ihr', wie er es ausdrückt, findet er im Herzen, im Gefühl, das heißt im Gewissen, im inneren Bewußtsein, ‚in der persönlichen Logik'. Wahrscheinlichkeiten, wovon jede an sich ungenügend und von der andern unabhängig, wandeln, wenn zusammengefaßt, das bloß Wahrscheinliche zur Gewißheit: „Dieu sensible au coeur." „Le coeur a ses raisons que la raison ne connait point." „Pensées", E. Braunschwicg. I. p. 97—99, II, 123 200, 201, 203, 206, 208, 377.)* Und es entsteht die berühmte Wette: wagt es jetzt, wenn ihr könnt, auf eure Voraussetzungen hin die Ewigkeit für die Zeit, den unendlichen Wert eurer Seelen für einen verschwindenden Punkt in der Unendlichkeit auszuspielen.

IV.

Noch verdienten die vorzüglichen Einleitungen und Kommentare Brunetières, Michauts und Brunschwicgs zu ihren kritischen Ausgaben der Werke Pascals Erwähnung. Ein noch größeres, endgültiges Verdienst jedoch hat sich Brunschwicg um die Pascalforschung erworben. In einem Folioband von 260 Tafeln und ebenso vielen Druckseiten mit Textwiedergabe und Varianten hat er das in der Nationalbibliothek zu Paris befindliche Manuskript der ‚Pensées' in Phototypie reproduziert herausgegeben. Ein Blick auf dasselbe genügt, um von den ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens sich eine Vorstellung zu machen. Nicht nur daß diese Fragmente, soweit der Verfasser sie niederschrieb, oft fast unleserlich, immer wieder korrigiert oder durchstrichen, überschrieben, später von einem Buchbinder je nach Belieben aufgeklebt worden sind, der kranke Pascal hat auch häufig, zuweilen einem Diener, diktiert. Manches ist überhaupt nicht zu entziffern, während einige der berühmtesten Abschnitte sorgfältig ausgeführt sind. Er wünschte sich zehn Jahre der Gesundheit, um das Werk, das er während vier Jahren vorbereitete, zu vollenden.

Darüber sind alle Sachkundigen einig, daß es niemals gelingen wird, das Geheimnis des Aufbaus, ‚den Plan' der ‚Pensées' zu enträtseln. Andeutungen darüber finden sich in des Neffen Etienne Perier ‚Vorrede von Port-Royal' 1670, im erst 1752 veröffentlichten ‚Fragment' seiner Mutter, im ‚Discours' von Filleau de la Chaise, der anwesend war, als Pascal mündlich über seinen ersten Plan Mitteilung machte, endlich in seiner ‚Unterredung' mit dem Port-Royalisten Saci von 1655. Aber nicht nur stimmen diese Zeugnisse unter sich nicht überein, es ist auch zweifelhaft, ob Pascal, der den Ausspruch tut, ‚das letzte, was man bei Niederschrift eines Buches

* S. H. Brémond ‚Newman', II, pp. 260 ff. über dessen Übereinstimmung mit Pascal.

finde, sei zu wissen, wie man es beginnen solle', die Anordnung des Stoffes in seinem Geist beschlossen hatte? Jedenfalls konnte nach ihm nur eine Klassifizierung nach Inhalt der Fragmente möglich sein. So entstanden die wesentlichsten Ausgaben, die erste hier oft genannte von 1670, die von Bossut-Havet, von Faugère, von Molinier, endlich die letzte von Brunschwicg, der sich keiner Selbsttäuschung über den erzielten Erfolg hingibt, denn er sagt: ,Ohne die Konjekturen vervielfachen zu wollen, ist eines gewiß, und zwar dieses, daß, gleichviel in welcher Ordnung die Pensées noch veröffentlicht werden mögen, Pascals Apologie davon ganz und gar verschieden gewesen wäre, denn sie würde außerhalb aller bestimmten Ordnung von einem Genius bestimmt worden sein, der aller didaktischen Regeln spottete.'

Nach allem, was gesagt, geschrieben und hier nur kurz angedeutet worden ist, erwartet den Verehrer Pascals, wenn er auf der Pariser Nationalbibliothek Einsicht in das berühmte Manuskript Nr. 9202 zu nehmen begehrt, noch ein unvergleichlich rührender Moment. Am Schluß desselben wird er, zwar nicht mehr das einst auf Pergament geschriebene Original, aber die beglaubigte, von Pascal eigenhändig angefertigte Abschrift der unter dem Namen ,Memorial' bekannten Worte finden, die er stets, in sein Gewand eingenäht, auf sich trug. Condorcet und Voltaire nannten das ,Pascals mystisches Amulett'; La Mettrie, Ch. Nodier und andere gelangten, einem ähnlichen Gedankengang folgend, zu der seit 1846 von Ärzten, zunächst Pathologen, bis heute verfochtenen These von Pascals Wahnsinn. Obwohl er bis zu seinem Ende fortfuhr, wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, sollte ein von ihm abergläubisch aufgefaßtes Erlebnis seine ,Bekehrung' veranlaßt haben und, wieder nach Voltaire, sein Gehirn darüber in Unordnung geraten sein. Das einzig auf einer mündlichen Überlieferung beruhende Erlebnis hätte darin bestanden, daß die beiden Vorderpferde seines Vierer- oder Sechserzuges über die Brücke von Neuilly, die kein Geländer hatte, nachdem die Stränge gerissen waren, in die Seine stürzten, der Wagen aber stehen blieb. Zuerst Reuchlin (loc. cit. S. 49—50) hat diese undatierte, unbeglaubigte Historie abgelehnt; in Pascals Leben ist sie jedenfalls bedeutungslos geblieben.

Unverbrüchlich dagegen und mit ganzer Seele hat Pascal, und zwar wiederholt, an direkte Einwirkungen der göttlichen Gnade auf ihn geglaubt.

Das erstemal 1654, am Abend des 23. November, während er im Johannesevangelium las, wurde ihm eine Offenbarung — eine Ekstase oder innere Erleuchtung, wir wissen es nicht —, in der er zwei Stunden lang bis nach Mitternacht, wie von übernatürlichem Feuer durchglüht verharrte. Die lebendige Erinnerung daran bewahrt das Memorial:

Feuer.

Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der Philosophen und der Gelehrten.

Gewißheit, Gewißheit. Gefühl. Wonne. Friede.

Gott Jesu Christi.

Deum meum et Deum Vestrum
'Dein Gott wird mein Gott sein.'
Vergessen der Welt und allem, nur Gottes nicht.
Nur in den Lehren des Evangeliums ist Er zu finden.
Größe der Menschenseele.
'Gerechter Vater, die Welt hat Dich nicht erkannt, ich aber habe Dich erkannt.'
Freude, Freude, Freude, Freudentränen,
Ich habe mich von ihm getrennt;
'Dereliquerunt me fontem aquae vivae'.
'Mein Gott, wirst du mich verlassen?'
Möge ich nicht auf ewig von ihm getrennt sein.
'Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den einzig wahren Gott, erkennen und ihn, den Du gesandt hast, Jesus Christus.'
Jesus — Christus.
Jesus — Christus.
Ich habe mich von ihm getrennt, ich habe ihn geflohen, verleugnet, gekreuzigt.
Möge ich niemals von ihm getrennt sein.
Er bleibt nur nach den im Evangelium gelehrten Wegen erhalten.
Völliger, süßer Verzicht.
Völlige Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen Seelenführer.
Ewig in Freude für einen Tag der Ausübung auf Erden.
Non obliviscar sermones tuos. Amen.

Zu Anfang und am Schluß des Schriftstücks ein von flammenden Strahlen umgebenes kleines Kreuz.

Diesem Zustand der Verzückung in der entscheidenden Nacht war, fast unmittelbar, der Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen, Pascals sogenannte zweite Bekehrung von einem reinbewahrten fromm-christlichen zu dem fortan asketisch-heiligmäßigen Leben vorangegangen, das er bis zu seinem Ende mit steigender Strenge gegen sich führte. Jeder Kommentar würde nur abschwächen, was ihm selbst in höchster religiöser Erregung kaum auszusprechen gelang.

Er aber erlebte nach der Vision das Wunder.

Vierzehn Monate nach derselben, am 23. Januar 1656, erschien der erste der Provinzialbriefe. Ihr ungeheurer Erfolg vermochte zunächst das Port-Royal drohende Verhängnis, die Verbannung seiner Einsiedler, die Aufhebung seiner Schulen, die Verurteilung des Nonnenklosters, nicht aufzuhalten. Da, am Freitag, 24. März 1656, bei Verehrung einer im Kloster von Port-Royal zu Paris ausgestellten Reliquie 'eines Dornes aus der hl. Krone Jesu Christi', beteiligte sich ein zehnjähriges Kind, Pascals Nichte und Tochter seiner Schwester Gilberte Perier, an der Andachtsübung. Sie litt an einer Tränenfistel, die ihr bereits den Knochen angefressen hatte und in Krebs auszuarten drohte. Die berühmtesten Ärzte und Chirurgen erklärten das Übel für unheilbar, nur Brennen mit glühendem Eisen sollte noch versucht

werden. Von Mitleid ergriffen, brachte eine Klosterfrau die Reliquie in Berührung mit dem Auge der Kleinen. Sie fühle keine Schmerzen mehr, sagte ihr diese am selben Abend. Man wartete und schwieg vorläufig, dann aber bezeugten zwölf Ärzte und Chirurgen, nur durch ein wahres Wunder sei Heilung möglich gewesen; es folgten auch unmittelbar darauf noch andere Heilungen. Weder Port-Royal noch Pascal staunten. Die wahre Religion, so hielt er sich ja fest überzeugt, werde noch fortwährend durch Wunder beglaubigt. Da es auch falsche gebe, müsse man prüfen. Das Dornenwunder aber habe Gott geschehen lassen, um dem Hause, das er auserwählte, seine Macht zu zeigen und diejenigen mit Gnaden zu überschütten, die mit allen Strafen des Himmels bedroht werden: ‚Il faudrait avoir perdu le sens pour en conclure qu'elles sont donc en voie de perdition.‘ (‚Pensées‘, loc. cit. III 241, 243, 246, 256—259, 263, 268—273.) Von da an wußte er, ihm sei ein Zeichen gegeben worden: ‚Da Gott keine andere Familie so glücklich gemacht hat, so möge er auch veranlassen, daß er keine dankbarer finde.‘ Aus dieser Zuversicht ist die Verteidigung von Port-Royal fortgeführt und die Apologie des Christentums geboren worden: „Je ne serais pas chrétien sans les miracles‘ wiederholt Pascal mit Augustinus.

Ein anderes Bruchstück dieser Apologie, das von Faugère wiedergefundene, von Pascal ebenfalls eigenhändig niedergeschriebene ‚Mysterium Christi‘ bezeichnet den Höhepunkt seiner inneren Vollendung. ‚Tröste dich,‘ spricht der Heiland zu ihm, ‚du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest. — An dich habe ich in meiner Agonie gedacht, diese Blutstropfen habe ich für dich vergossen!‘ ‚Herr, ich gebe dir alles!‘

Von Gilberte Perier sind die letzten Tage des Bruders, so wie sie dieselben erlebte, geschildert. Dem unsterblichen Dialog des ‚Mysteriums‘ entspricht dieses selige Sterben. Beide klangen aus in der Liebe Gottes. Einer der größten Geister, die der Welt geschenkt worden sind, starb mit dem einfältigen Glauben des Kindes, ein Büßer ohne nachweisbare Schuld, in der Menschen erreichbaren Heiligkeit: ‚Ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello.‘

König Friedrich August II. von Sachsen in Cettinje / Ein Reisetagebuch mitgeteilt von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Das Land Montenegro ist durch die letzten Ereignisse so in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten, daß wohl jetzt viele wünschen, mehr über dieses Land, seine Bewohner und seine Geschichte zu erfahren. Deshalb dürfte es vielleicht manche freuen, von einem Besuche zu hören, den mein Großoheim, König Friedrich August II. von Sachsen, am 31. Mai und 1. Juni 1838 in Cettinje machte. Über die Reise, die er damals an der dalmatinischen Küste unternahm, hat er ein eingehendes Tagebuch verfaßt, das sich in meinem Besitze befindet. Der König verließ am 7. Mai seine Villa in Wachwitz bei Dresden in Begleitung des Geheimrates von Minckwitz, des Obersten von Mandelsloh und des Arztes Hofrat von Ammon. Die Reise ging zu Wagen bis Triest, wo sich der König an Bord eines für die Reise gemieteten Lloyd-Dampfers einschiffte. Dort schlossen sich der sächsische Konsul Sartorio und der Apotheker Dr. Biasoletto der Reisegesellschaft an. Der König wollte hauptsächlich botanischen Studien obliegen.

Am 30. Mai war er in Cattaro und trat von da am 31. die Reise nach Cettinje an. Für diese sei es mir gestattet, eine Reihe Seiten aus dem Tagebuch wörtlich anzuführen, indem ich alles Unwichtige weglassen werde:

„Wir traten etwa um 11 Uhr unsere Reise nach Montenegro an. Es mochte vielleicht 7 Uhr gewesen seyn, als gestern Abend der Bote nach Cettigne abgesendet wurde, und schon war er mit der günstigen Nachricht eingetroffen, daß der Vladika mich in Miraz erwarten werde.

Wir bildeten eine ziemliche Carawane. Außer meinem Gefolge, (von dem sich bloß der Consul Sartorio ausschloß), begleitete uns der Oberst Karascay, der Hauptmann Drescovich, und außerhalb des Thores gesellte sich noch eine zahlreiche Eskorte von bewaffneten Landleuten zu uns, an deren Spitze der Caporilla von Scagliari, Bozsho (Natali) Giuranovich stand. Dies war die interessanteste Gestalt in unserem Zuge. Giuranovich, der Vorstand des an Cattaro anstoßenden Dorfes Scagliari, war ein Mann in den Fünfzigern, von stattlicher Haltung, der sich gern Capitain nennen ließ, da er zur französischen Zeit, bei der gegen die Montenegriner organisierten Landesbewaffnung, Hauptmann gewesen war. Er that sich auch auf seine Sprachkenntnisse, noch mehr aber auf seine klassische Bildung zu gute, indem er gern mit antiquarischen Floskeln um sich warf und auf seine Belesenheit in der Geschichte stolz war. Er saß mit besonderer Würde auf seinem Esel, in seiner schwarzen cattaresischen Tracht, und seiner reichen Bewaffnung. Aber als ächter Bocchese legte er auch einen Beweis seiner Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes ab, denn seine Magd, eine ärmlich fast den Montenegrinerinnen ähnlich gekleidete Person, mußte während

der ganzen Reise sein Thier am Zügel führen, welches sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit, und als etwas ganz natürliches, ohne nur eine Miene zu verziehen sich gefallen ließ. Diese arme Person mochte sich um so unbehaglicher fühlen, da sie das einzige Frauenzimmer in der ganzen Carawane war. Wir hatten kaum Cattaro verlassen, als wir auch schon zu steigen anfingen. Anfänglich ging unser Weg durch das lange Dorf Scagliari hinan. Überall trat die männliche Bevölkerung an unseren Weg, und begrüßte uns mit Schüssen; viele schlossen sich unserem Zuge an. Ich ritt ein Damenpferd, welches mir die Tochter des Jäger-Obersten Eschermann, der mit seinem Bataillon an die montenegrinische Grenze beordert war, überlassen hatte. Dasselbe war aber weder an das, auf unserem Zuge beinahe unaufhörliche Schießen, noch an die schlechten Wege gewöhnt, und erweckte kein unbedingtes Vertrauen. Die vor und neben dem Pferde gehenden Führer, waren aber so aufmerksam, daß eine Gefahr nicht zu besorgen war. Weniger Vertrauen erweckte die Art wie dieselben ihre Gewehre trugen, welche also mit der Mündung gerade nach meinem Gesichte gerichtet waren, und dies war um so weniger angenehm, da diese Leute von blinder Ladung nichts wissen. Eine sehr gewöhnliche Stellung zum Ausruhen war es, die Flinte hinter dem Nacken mit beiden Händen über den Schultern gehalten, zu tragen. Hinter Scagliari verließen wir die Straße nach Budua, und steil bergan zog sich der Weg zwischen kahlen Felsklippen. . . .

Wir mochten etwa eine Stunde gestiegen seyn, als wir uns einer links des Weges stehenden Baumgruppe näherten, die eine Quelle beschattete. Hier stand ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, dunklem Haar, einen kurzen Bart am Kinn, mit kleinen, schlauen, blitzenden Augen; eine ächt slavische Physionomie. Seine Tracht war ein langer schwarzer Überrock, mit einem rothen Gürtel zusammengehalten, weite Pantalons, und auf dem Kopfe ein kleiner Turban. Es war der Vladika von Montenegro, Peter Petrovich. In recht verständlichem Französisch lud er mich ein unter den Bäumen auf einer Steinbank Platz zu nehmen, während er eins seiner Pferde vorführen ließ, um mir dessen Gebrauch anzubieten. Er war bloß in Begleitung zweyer Männer seiner Leibwache dahin gekommen, da in diesem Augenblick, wegen des von den Türken drohenden Angriffes, seine Treuen in dem Gebiete seines Volkes umhergesandt worden waren.

Der jetzige Vladika ist der Neffe des berühmten Peter Petrovich, welcher sein Volk gegen die Türken tapfer vertheidigte und unter dessen Leitung die verwüstenden Einfälle der Montenegriner in Dalmatien stattfanden.

Früher hatte neben dem geistlichen Oberhaupte, eine Art weltlicher Herrscher (gleichfalls unter den Titel des Vladika) in der Familie der Radonich bestanden, welche aber von den Bischof Petrovich verdrängt, jetzt von einer geringen Pension, die ihr die östreichische Regierung zahlt, in Cattaro lebt. Auch bis dahin soll sie der Haß des Vladika verfolgt haben und man erzählte uns, daß einem derselben, durch Emissäre des Vladika

Gift gereicht worden sey. Diese Erzählung wäre allerdings nicht geeignet gewesen, Vertrauen gegen unseren Wirth einzuflößen, wenn sie uns früher mitgetheilt worden wäre, aber theils hat der Gast bei den wilden Montenegrinern nie etwas zu fürchten, theils traue ich auch dem Vladika solche Bosheit nicht zu. Der alte Petrovich hatte sich so viel Achtung bei seinen Landsleuten erworben, daß sie beschlossen seinen Nachfolger jedesmal aus der Familie der Petrovich zu wählen. Er hinterließ zwey Neffen, von denen der Ältere die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge gehabt hätte. Der Vladika muß jedoch Mönch, und als solcher unvermählt seyn; dieß mochte dem älteren Petrovich nicht behagen, er zog daher vor in die Dienste des Schutzherrn der Montenegriner, des Kaisers von Rußland zu gehen, und überließ seinem Vetter, dem Sohn eines jüngeren Bruders des verstorbenen Vladika, die Herrschaft in Montenegro, welche derselbe mit Klugheit und Talent zu führen scheint. Gleich nach seiner Wahl begab er sich nach Petersburg, um dort zum Bischof geweiht zu werden, und durchreiste bei dieser Gelegenheit einen Theil von Deutschland; er erzählte mir selbst, daß er damals in Dresden gewesen sey. Seinen verstorbenen Oheim, ließ er als Heiligen erklären und bewahrt seine Gebeine in seiner Capelle zu Cettigne, als Heiligthum auf.

Obwohl er in dem ärmlichen Orte Gniegussi, auf dem kürzeren Wege von Cattaro nach Cettigne gelegen, geboren und in seiner Jugend wenig Bildung genossen hatte, denn mir versicherten Bewohner des benachbarten östreichischen Gebietes, daß sie ihn oft daselbst in seinen Knabenjahren als Boten gesehen hätten, so erreichte er doch bald eine höhere Stufe der Bildung als seine übrigen Landsleute. Er ist selbst Dichter, und ließ eine kleine Sammlung seiner Gedichte in seiner Druckerey zu Cettigne drucken. Mir selbst sendete er nach einiger Zeit ein Gedicht, womit er meinen Besuch besang, welches die als Übersetzerinn der serbischen Lieder bekannte Dichterinn Therese Robinson gebohrene Jakobs die Güte hatte mir, wie nachstehend zu verdeutschen:

Was erdonnern Montenegro's Berge
Von Kanonenschall und Flintenschüssen?
Und vom lauten Ruf der Kriegessöhne?
Sind es wilde Horden schlimmer Türken,
Eingebrochen Stamm und Stamm zu tilgen,
Stamm an Freyheit edelmüthiger Slaven?
Nicht ein Tag des Kriegs ist's noch des Schreckens,
Der mit Schall besuchet Montenegro;
Nein, ein Tag der Freud, ein Tag voll Feyer
Schien auf uns're überwolkgen Berge.
Friedrich August kühn besucht der Scythen
Kriegerisches Land heut!
Ihm ruft Heil die kampfgeübte Mannschaft!
Berg und Thäler, Wiesen, Wasserfälle

Wiederhallend tönen sie die Antwort.
O gesalbtes Haupt! Dank ewig Dank Dir,
Daß Du uns des hohen Besuches werth hältst;
Ewig wird Dein Name bei uns leben.
Nicht auf kalten Steinen und Metallen,
Nein in unsers warmen Busens Innern,
Stets, so lang im Lande Montenegro
Unsre Stein' und unsre Freyheit währen.

Auf die geringen Einkünfte der, zu seinem Amte gehörigen Ländereyen um das Kloster Cettigne beschränkt, hätten ihm die Mittel gefehlt, einen größern Einfluß auf sein Volk zu erlangen, wenn ihn nicht die Russische Regierung aus politischen und religiösen Gründen, bedeutend fortwährend unterstützte. Dieß veranlaßte ihn auch vor zwey Jahren, eine zweite Reise nach Petersburg zu unternehmen, während welcher er sich auch in Wien aufhielt. Er sah ein, daß ihm die Kenntnis fremder Sprachen nothwendig sey, um sich einen Theil der Civilisation Europas anzueignen, und nahm zu diesem Zwecke einen französischen Sprachlehrer, Namens Jeaumes aus Triest mit sich, welcher bei ihm in Cettigne wohnt, und der ihn in kurzer Zeit so weit gebracht hat, daß ich zwar keine längere, tief eingehende Conversation mit ihm unterhalten, wohl aber mich mit ihm verständlich machen, und manche Auskunft erlangen konnte. . . .

Der kleine türkische Dunkelfuchs, welcher mir vorgeführt wurde, mit Namen Arslan, war, wie mir der Vladika sagte, ein Geschenk des früheren Pascha von Skutari, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand. (nous etions demi-frères sagte er mir.) Mit seinen jetzigen Nachbarn, den Paschas von Skutari und Mostar, so wie den Seraskier von Rumelien, scheint er weniger befreundet zu seyn. Besonders wurde der letzte als ein gar wilder Kerl geschildert, welcher kürzlich einen türkischen Renegaten, der sich in Dalmatien hatte taufen lassen, als er wieder auf türkischen Gebiete betroffen wurde, hatte lebendig schinden lassen.

Ich war sehr froh mich nach dem etwas sehr unsichern Damenpferde, auf dem kleinen Türken zu befinden, welcher über die gefährlichsten Stellen mit solcher Sicherheit hinweg ging, daß ich nur dann abstieg, wenn es entweder der Vladika selbst anrieth, oder eine botanische Entdeckung mich herab lockte, oder die Nähe eines Abgrundes zur Seite mich bedenklich machte. In der That war auch an einigen Stellen der Weg so schmal, daß das Pferd kaum fußen konnte, und ich einen der Begleiter ersuchen mußte neben denselben zu treten. Ja an einer Stelle stellte sogar einer der Führer seinen eigenen Fuß vor, um dem des Pferdes einer meiner Begleiter, einen Stützpunkt zu geben. Auf einem deutschen oder englischen Pferde, wäre der Reiter auf diesem Wege verloren; ein solches Pferd würde nicht vorwärts kommen, und unfehlbar in den Abgrund stürtzen. Unsere Türken aber gingen keck und unbesorgt weiter; an bedenklichen Stellen, sahen sie sich erst die Lokalität genau an, und suchten dann den besten Fleck aus. Oft unterhielt es mich,

wenn kleine Bäche, oder Felsenrisse im Wege waren, dem Pferde ganz die Zügel lassend, die Betrachtung anzustellen, wo wohl Arslan seinen Weg durchsuchen würde, und immer wählte er die sicherste Stelle, welche ich beim ersten Anblick nicht herausgefunden hätte. Zudem war das Pferd äußerst bequem und ging immer munter daher.

In dem hohen türkischen Sattel saß es sich auch ganz gut, mit Ausnahme der sehr weit zurückhängenden Bügel, welche die Beine sehr ermüdeten, und des etwas beschwerlichen Auf- und Absteigens. . . .

Von Miraz aus umgingen wir nun eine Schlucht, über welcher sich wieder eine herrliche Aussicht öffnete. In mehreren Stufen, aber durchaus steil und klippig, senkte sich das Gebirge unter uns bis an das Meer hinab, wo wir in bedeutender Tiefe, das auf einer Halbinsel ins Meer hinausgebaute Städtchen Budua erblickten. Auf halber Höhe zeigte sich das kleine Kloster Stagnevich, welches eine Zeit lang dem vorigen Vladika, vor seinen eignen Landsleuten als Zufluchtsort diente und das seinem Nachfolger noch eigenthümlich gehört, obwohl es auf östreichischem Gebiete liegt. Wir waren bisher durchaus über kahles Felsgebirge hinangestiegen, auf dem sich nur höchst dürftige Vegetation zeigte. Nun aber zeigt sich Strauchwerk, welches doch einigen Schatten gab, den wir indessen wenig bedurften, denn die drückend heiße Luft von Cattaro, hatte hier schon einer kühlern Bergluft Platz gemacht.

Am Eingang dieser Buschgegend befand sich eine Quelle, ein natürlicher Ruhepunkt. Hier saß die ganze Caravane ab, ließ die Pferde grasen, und wir wurden durch einen frischen Trunk erquickt. Links des Weges erblickte ich die Zubereitung zu einer nationalen Mahlzeit; ein ganzer Schöps an einem hölzernen Spieße gebraten. Ich glaubte unsere Führer hätten dieß für sich zubereitet, und in der That sahen diese abentheuerlichen zusammengeschrumpften, aufrecht stehenden Thiergestalten, nicht sehr einladend aus. Aber bald wurde der Schöps auf einem hölzernen Brete daher gebracht, ein Montenegriner zog seinen Handschar und zerschlug denselben in eine Anzahl großer Stücke, welche dann mit den nicht ganz weißen Händen in kleinere zerlegt und mir angeboten wurden, um gleichfalls mit den Händen gegessen zu werden. Der Braten war, abgesehen von dem nicht ganz zu beseitigenden Eckel, vortrefflich. Als Trank wurde hierauf Ziegenmilch gereicht, in welche zur Abkühlung Schnee geworfen war. Diese originelle Mahlzeit erinnerte mich an homerische Zeiten und dieser ganze Halt war überhaupt recht charakteristisch. Zwischen ihren Pferden, die zum Theil an Bäume gebunden waren, lag die bewaffnete Schaar, in ihrer Mitte der kriegerische Bischof und wir Reisende in unserer grell kontrastierenden europäischen Kleidung. . . .'

Als der Weg später sich in die Waldregionen senkte, schreibt der König:

,In den wildesten Schluchten lagen noch bedeutende Schneemassen, und ein paar Mal waren wir genöthigt, solche zu überschreiten. Einmal führte unser Pfad in einer ziemlich steilen und engen Schlucht hinunter, deren steile Felsenabhänge den Pferden keine Bahn darboten, sodaß wir in

der schneeerfüllten Schlucht selbst hinabreiten mußten; unter dem Schnee aber war eine Eismasse verborgen, so daß mein treuer Arslan ins Gleiten kam. Erschrocken über den, unter ihm unsicher werdenden Boden, wollte derselbe sich durch einen kleinen Satz helfen, glitt aber sogleich wieder ein Stück auf den Hinterfüßen hinab; jedoch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, die vier Füße zusammenstellend blieb er stehen, und gab mir Zeit herab zu springen, und so der ferneren Gefahr zu entgehen, die zwar, da kein Abgrund in der Nähe war, nicht bedeutend war, aber doch auf den felsigen Boden mit einem Beinbruch hätte endigen können. Der Vladika, welcher neben mir ritt, war vor Schreck ganz blaß geworden; es konnte ihm nicht gleichgültig seyn, wenn seinem Gaste auf seinem Pferde ein Unglück geschehen wäre. Die Kühnheit, mit welcher der Vladika auf seinem türkischen Rappen, oft im Gallop über die steilsten Felsenhänge hinabjagte, um einen sichern Weg über die einzelnen Wiesenstrecken zu suchen, war bewundernswürdig. Überhaupt zeigte sich dieser Mann zu Pferde erst in seiner eigenthümlichen Natur. . . .

Unser Zug schien das Interesse der Bewohner dieser wilden Gebirge zu erregen. Gruppen von Hirten hatten sich auf den benachbarten Felsspitzen versammelt, und begrüßten uns mit Freudenschüssen. In einem Nu waren diese kühnen Kletterer bei uns, näherten sich ehrerbietig dem Vladika, um ihm die Hand zu küssen und seinen Segen zu empfangen, und schlossen sich dem Zuge an. Das Feuern hörte fast nicht auf, und oft hörte man die Kugeln über unsern Köpfen saußen, denn der Montenegriner hat keinen Begriff davon, daß man ein Gewehr ohne Kugel laden kann. Unglaublich ist die Leichtigkeit mit welcher diese Leute über die gefährlichen Felsenpfade dahin fliegen; es ist ihnen gerade dasselbe über steile Abhänge und von Fels zu Fels neben Abgründen hinzuwandeln, als für uns das Gehen auf ebener Straße. Zwar machte mir der Vladika das Compliment, ich ginge wie ein Montenegriner, indessen war dieß eine gewaltige Hyperbole.

Nach achtstündigem Ritt von Cattaro aus, öffnete sich endlich unsern Blicken ein weites Kesselthal, und an einem Ende desselben, wurde uns das Kloster Cettigne, die Residenz des Vladika gezeigt. Derselbe führte mich einen Umweg, um theils auf bequemeren Pfade dahin zu gelangen, theils von der Seite der Ebene den Einzug zu halten. Das Thal von Cettigne mag etwa eine halbe Stunde lang und eine gute viertel Stunde breit seyn. Der Thalboden ist eben, nur mit einzelnen Felsblöcken hin und wieder bestreut, mit Wiesen und Feldern bebaut und von einigen Wassergräben durchschnitten, welche die Fruchtbarkeit bedingen. Einen Abschluß scheint das Thal nicht zu haben denn es ist rings von steilen felsigen Bergen umringt. Das Kloster liegt an einem felsigen Vorsprung, welcher das Thal in zwey Theile theilt. An diesem ist das Hintergebäude angelehnt, welches der ältere Theil zu seyn scheint, und mit seiner offnen Bogenhalle, ein mehr klösterliches Aussehen hat, als das ganz einfache Vordergebäude, das der Vladika bewohnt. Zwischen beiden befindet sich ein ziemlich enger Hof. Das ganze

Kloster ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche sich den Felsabhang hinanzieht. Bloß an der Eingangsseite ist dieselbe niedriger und hat in der Mitte das Eingangsthor, durch welches man auf einigen Stufen in den kleinen Hof hinaufsteigt, aus welchem man durch eine offne Treppe in das Wohngebäude gelangt, welches gleichfalls ohne weitere Vormauer in die äußere Umfassungsmauer eingebaut ist. Der viereckige Thurm welchen das Hintergebäude trägt, giebt dem Ganzen ein stattliches burgartiges Ansehen, wozu noch eine runde, auf dem, hinter dem Kloster sich erhebenden Felshügel errichtete Warte beiträgt. Das ganze Klostergebäude ist jedoch sehr klein und beherbergt außer dem Vladika nur zwey Mönche. Eine Kirche besitzt dieses Kloster gar nicht; der Gottesdienst wird in einer kleinen unansehnlichen Kammer gehalten, welche als Kapelle dient, seitdem die frühere, vor dem Kloster gelegene, von den Türken zerstört worden ist. Die Trümmer derselben sind noch sichtbar, lassen aber auch vermuthen, daß dieselbe nicht sehr prächtig gewesen seyn mag. Außer dem Kloster befinden sich nur wenige unansehnliche von Bruchsteinen aufgeführte und mit Reissig gedeckte Häuser in Cettigne.

Durch eine lange Haie von Montenegrinern, unter beständigen Festschüssen, erreichten wir den Eingang des Klosters, vor welchem zwey kleine Kanonen aufgefahren waren, welche schon bei unserem Eintritt in die Ebene ihre Salven begannen. Schon war die Sonne hinter die Berge gesunken, und die Blitze der Kanonen erleuchteten das wunderbare Gebäude, und die Schaar der wilden Krieger welche uns umgab. Der Vladika führte mich nun in die für mich bestimmten Zimmer, seine eigene Wohnung. Wenngleich von der Eleganz einer Fürstenwohnung hier nicht die Rede ist, so glichen sie doch einem leidlichen Gasthofszimmer. Die Wände waren, zwar ohne Tapete noch Malerey, aber doch reinlich geweißt; Fenster und Thüren waren ganz wie in unseren Gasthöfen; die Meubels waren einfach, aber durchaus europäisch. Im Schlafzimmer hieng anstatt der Emblèmen der Religion, welche man in der Wohnung eines Bischofs hätte suchen mögen, der Säbel Skanderbeg's zwischen ein paar Pistolen; auf dem Arbeitstisch lagen das Dictionnaire de l'Academie und verschiedene französische Bücher; in dem Vorzimmer, welches als Tafelzimmer diente, war eine kleine Bibliothek meist russischer Bücher aufgestellt, ein Geschenk des Kaisers von Rußland. Auf dem breiten französischen Bette, befremdete mich anfangs das schnäbelnde Taubenpaar als ein, für einen im Cölibat lebenden Bischof, wenig passendes Emblem; ich erfuhr aber später, daß der französische Sprachlehrer des Vladika sein Ehebett für mich hergeliehen hatte. Eine schöne bronzene Pendule mit carrillon, war das Prachtstück der Wohnung, ein Geschenk des Grafen Lilienberg.

Nachdem mich der Vladika auf einige Augenblicke verlassen hatte, erschien er in seinem bischöflichen Ornate, um mir seine förmliche Visite zu machen. Das lange violette Talar und der sehr malerische orientalische Schnitt der griechischen Bischofstracht, kleidete der imposanten Gestalt gar

wohl, und jetzt erst erschien mir die doppelte Eigenschaft dieses merkwürdigen Mannes, als Bischof und Krieger erklärlich.

Derselbe kehrte jedoch in seine frühere Tracht zurück, und in ziemlich dürftiger Conversation wurde die Zeit zugebracht, bis das Abendessen bereitet war. Ich war erstaunt eine gute italienische Kost zu genießen, während ich mir eine montenegrinische Mahlzeit erwartet hatte. Den Proviant hatten wir selbst mitgebracht, die Zubereitung geschah aber durch den italienischen Koch, den der Vladika aus Venedig mitgenommen hatte.

Außer unserer Gesellschaft speißte noch der Vetter des Vladika, und Vicepräsident seines Conseils, mit uns. Derselbe ging zwar wie unser einer angezogen, erschien mir aber bei weitem weniger gebildet als der Vladika, obschon er mehrere Jahre in russischen Diensten gestanden hatte. Während der Vladika außer seiner Landessprache nur etwas französisch spricht, sprach sein Vetter neben der russischen nur etwas deutsch, daher an eine allgemeine Conversation bei Tische nicht zu denken war. Der Vladika war aber nach Kräften liebenswürdig und entwickelte seine Kenntnis der französischen Litteratur, welche sich selbst bis auf Victor Hugo erstreckte. Er erzählte uns auch von seinen Bemühungen einige Bildung unter seinen Landsleuten zu verbreiten, wie er denn in der That in Cettigne eine Druckerey etabliert hat, in der mit russischen Lettern gedruckt wird. Sein Plan ist, eine Schule bei dem Kloster zu errichten, woran es bis jetzt allerdings im ganzen Lande gefehlt hatte; indessen gebrachen auch hierzu die Mittel, und das Volk scheint auch noch keine Neigung zu haben, sich bilden zu lassen. Der Versuch eine Art Schulsteuer einzuführen, ist an dem Freyheitssinne der Montenegriner gescheitert, welche gesagt haben sollen, sie hätten sich von der türkischen Herrschaft frey gehalten, um nichts zahlen zu müssen, wenn sie nun dennoch zahlen sollten, so wollten sie lieber türkisch seyn.

Der Vicepräsident wird für einen geheimen Feind des Vladika gehalten, welcher damit umgeht ihn zu verdrängen und die Herrschaft an sich zu reißen; man wirft ihm vor daß er das Vertrauen, welches der Vladika ihm zeigt, schlecht belohne und zu Intriguen mißbrauche. In der That ist seine Physionomie keine glückliche zu nennen. In dem Benehmen des Vladika gegen ihn war jedoch keine Spur von Mißtrauen zu bemerken.

Vortrefflich ruhte ich in dem Bette des Sprachlehrers und war den 1. Juny schon mit Tagesanbruch wieder munter ...'

Der König unternahm an dem Morgen einen Spaziergang, um nach einer bestimmten Blume, die ihm als dort wachsend bezeichnet worden war, zu suchen. Er fand sie auch in großer Zahl. Dann fährt er im Tagebuche fort:

‚Ohne mir im entferntesten eine Gefahr zu denken, war ich zwischen den vor dem Kloster gelagerten Cattaresen und Montenegrinern hindurch gezogen, denn der freundliche Empfang von gestern schien mir vollkommene Sicherheit darzubieten. Der Vladika, wohl mehr durch die Pflicht der Gastfreundschaft, als durch Besorgniß geleitet, folgte mir aber bald nach und

verließ mich von nun an nicht mehr. Wir durchschritten die Ebene und näherten uns dem östlichen Rande des Kesselthales, wo die vorgelagerten Felsblöcke einige Ausbeute zu versprechen schienen, aber auch hier gab es nichts Neues, und da das Frühstück bereitet war, so kehrten wir ins Kloster zurück. . . .

In einiger Entfernung vom Kloster, am östlichen Ende der wenigen Hütten von Cettigne, stand ein neugebautes etwas besser aussehendes Häuschen, vor welchem wir eine ganz europäisch gekleidete, ziemlich junge Frau antrafen, welche sehr gut deutsch sprach. Es war dieß die Frau des Sprachlehrers Jeaumes, eine gebohrene Triestinerinn, welche ihrem Manne bis in diese Wildniß gefolgt ist, wo es ihr nach ihrer Aussage recht gut gefiel; sie war freylich erst seit einigen Wochen hier. Herr Jeaumes selbst ist ein ächter Franzose, von keinem ganz glücklichen Äußern. Man schreibt ihn auch nicht den besten Einfluß auf den Vladika zu, bei dem er sehr in Gunst zu stehen scheint; er soll der Bewegungsparthey angehören.

Ich bat hierauf den Vladika mir seine Kapelle sehen zu lassen, welches er ungern zu thun schien, wahrscheinlich weil er dieselbe nicht anständig genug fand, vielleicht auch weil einer der Mönche sich eben zum Gottesdienste vorbereitete. Unter den beiden Mönchen befand sich einer, welcher vollkommen gut deutsch sprach.

Vor dem Kloster befand sich ein länglicher Schuppen, mit Reißig gedeckt und einer engen Eingangsthüre; dieser wurde mir als der Pallast des Senats bezeichnet. Ich war neugierig den Sitzungssaal zu sehen und trat hinein, womit der Vladika nicht ganz zufrieden schien; da er sich wohl schämen mochte. Das stallartige Gebäude war in zwey Abtheilungen getheilt; die zur Linken, der eigentliche Conseilsaal, war ein finsteres Behältniß, das nur durch die Thüre einiges Licht empfieng, wenn man nicht die durchsichtigen Stellen der Decke, welche auch für den Regen keinen Schutz bot, als Beleuchtungsmittel gelten lassen will. Rings herum lief eine Art steinerne Bank, für die Senatoren bestimmt, und in der Mitte hing an einem eisernen Haken ein Kessel, in welchem, über den am Boden angemachten Feuer, die Mahlzeit für die Rathsherrn gekocht wird. In der zweiten Abtheilung, die einem elenden Stalle glich, war eine Anzahl hölzerner Pritschen angebracht, auf welchen sich das Lager für die Senatoren befand. Einer derselben wurde noch von uns auf einem Schaaffelle liegend, im Schlafe angetroffen.

Der Senat, welcher dem Vladika berathend zur Seite steht, besteht aus 16 Mitgliedern, welche von den verschiedenen Bezirken, die Nahja oder Perda genannt werden, gewählt sind, und mit ihm berathschlagt derselbe die wichtigern Angelegenheiten des kleinen Freystaates. Es scheint jedoch dieses Collegium keine förmlich organisirte, und ihren Beschluß regelmäßig durchführende Behörde zu seyn, sondern bloß ein Organ des Vladika, um mehr Einfluß auf seine Landsleute zu gewinnen, welche von regelmäßigem Gehorsam nicht viel wissen mögen. Zugleich dient derselbe als oberster Ge-

richtshof, dessen Ausspruche die Exekution auf dem Fuße folgt. Hauptmann Drescovich erzählte uns von der Vollziehung eines Todesurtheils, dem er bei einem frühern Besuch in Cettigne beigewohnt hatte. Der Schuldige wird nach geschehenem Urtheilsspruche seiner Bande entledigt und wurde erst nachdem er ein Stück fortgelaufen war, von den Schüssen der hierzu beauftragten niedergestreckt. Wäre er gefehlt worden, so wäre er wahrscheinlich der Strafe entgangen.

Wir besuchten auch noch die Druckerey des Vladika, und einen kleinen Seitenhof, wo in ausgehöhlten und mit Bretern zugedeckten Baumstämmen, die Bienenstöcke desselben aufgestellt waren.

Vor dem Kloster wurde dann ein Wettlauf zwischen zwey Montenegrinern angestellt, worinn sich ihre Schnelligkeit bewährte. Hierauf mußten ein paar Montenegriner uns ihre Fertigkeit im Springen zeigen, welche allerdings bewundernswürdig war. Diese wilden Bergbewohner sind schon durch ihre Lebensart, von früher Kindheit auf in jeder körperlichen Geschicklichkeit geübt. So sollen sie auch vortreffliche Schützen seyn, indem bei ihnen schon der Knabe mit dem sechsten Jahre die Waffen in die Hände bekömmt.

Auch von ihrer Musick sollten wir eine Idee bekommen, und der alte Diener des Vladika, eine recht verschmitzte Physionomie, wurde nach dem Frühstück hereingerufen. Sein Instrument bestand in der Gusle, einer Art kleiner Geige mit einer Saite, welche einen jämmerlichen Ton von sich giebt und zu welcher in einer sonderbaren kläglichen Weise, in Molltönen, gesungen wurde, wie man uns sagte, Lieder von den Heldenthaten der Montenegriner. Diese Gusle ist auch durch ganz Dalmatien verbreitet; neben ihr ist noch eine Art elender Schalmey in Gebrauch.

Dieser Diener des Vladika, sowie die wenigen gegenwärtigen Mitglieder der Leibwache und des Senats, waren allerdings besser gekleidet als die übrigen Montenegriner. Besonders zeichneten sie sich durch eine rothe Weste, und mancherley Silberverzierungen aus. Die Leibwache des Vladika besteht eigentlich aus 60 Mann, von denen aber die Meisten, wegen der unruhigen Zeiten an der Grenze sich befanden. Wie viel die ganze Bevölkerung des kleinen Freystaates beträgt, läßt sich bei dem Mangel an statistischen Zählungen wohl nicht genau bestimmen, indessen wird sie auf etwa 50 000 geschätzt. . . .

Um 11 Uhr saß ich wieder auf meinem Arslan, welcher von den Fatiguen des vorigen Tages wohl ausgeruht hatte, und den der kriegerische Lärm, das fortwährende Schießen beim Abschied, recht lustig stimmte. Es schien in der That, als ob dem braven Thiere dieses Kriegsgetöne eine Freude machte und er mochte sich hierbei an manches Gefecht erinnern, in das er seinen Herrn getragen. Wir schlugen nun einen andern Weg ein, etwas mehr südlich, welcher etwas besser als der gestrige war. Auch scheint das Gebirge von dieser Seite etwas weniger hoch zu seyn, und war auch weniger bewaldet. Sonst glich die Gegend ganz der gestrigen. Rechts blieb uns das kleine Dörfchen Ugne liegen. Nach mancherley Auf- und Absteigen,

erreichten wir endlich die Paßhöhe des Giurgevo Sdrilo (Georgs-Joch), welches die Grenze des montenegrinischen Gebietes, gegen die östreichische Gemeinde Braichi bildet. Der Vladika hatte mich bis hierher begleitet; er hatte auch die Absicht geäußert mir bis Budua zu folgen, und selbst die Dampfschifffahrt bis in die Bocche di Cattaro mit mir zu theilen. Indessen hatte er am Morgen Nachrichten erhalten, welche ihn besorgt zu machen schienen. Es war an der türkischen Grenze nicht ruhig und eine längere Abwesenheit schien ihm bedenklich. Überhaupt war er an diesem Morgen nicht so heiter als gestern, und man sah wohl, daß ihm manche Gedanken im Kopfe herum giengen. Ich war eben abgestiegen, und den Giurgevo Sdrilo zu Fuß hinangeklettert, da die Südseite dieses Berges gerade manches botanisch Merkwürdige darbot. Als wir die Höhe erreicht hatten, wo sich abermals eine prachtvolle Aussicht nach der fernen albanesischen Schneekette darbot, nahm der Vladika sehr freundlich Abschied. Er blieb mit seinen Montenegrinern, welche uns viele lebhafte Abschiedssalven gaben, noch eine Zeit lang auf der Höhe stehen und sah uns nach, während wir nach dem Thale von Braichi hinabstiegen und die imposante Gestalt dieses merkwürdigen Mannes nach und nach aus dem Auge verloren.‘

Der König ritt nun nach Budua hinunter, wo ihn das Dampfschiff erwartete. Er besuchte noch einige Orte an der Küste, fuhr nach Triest zurück und traf am 21. Juni mittags zu Wagen in dem königlichen Sommerschlosse Pillnitz ein. Die Reise hat damals großes Aufsehen erregt. Der Höhepunkt dürfte aber wohl der Besuch beim Wladika sein.

Zur Geschichte des französischen Nationalismus / Von Hermann Platz

(Schluß.) Die Action française war eine der angefeindetsten Erscheinungen des modernen Frankreich, nicht wegen ihrer nationalistischen, sondern wegen ihrer antirepublikanischen und antidemokratischen Ideale. Die Gefahr, die der Republik von hierher droht, ist kaum zu überschätzen, namentlich seit es ihr gelungen ist, weite Kreise des feudalen Adels und des starrkonservativen Kirchentums in ihren Bannkreis zu ziehen. Aber ihr prinzipiellster und schärfster Gegner war doch der fortschrittliche Katholizismus, der wissenschaftliche und der sozialpolitische. Hier sah man, wie unecht namentlich die Verbindung zwischen dem atheistischen Empirismus eines Maurras und dem christlichen Ethos war, das die der Action française nahestehenden Katholiken auch auf dem neuen Kampffeld vertreten zu können glaubten. Unter dem Decknamen Testis rückte Maurice Blondel in einer aufsehenerregenden Artikelserie der Action française philosophisch zu Leibe.* Er deckt erkenntnistheoretische, religiöse, sozialpolitische und staatspolitische Irrtümer auf, die er auf eine gemeinsame Fehlerquelle zurückführt, auf den Monophorismus. Monophorismus ist die dem Immanentismus entgegentretende einseitige Anschauung, derzufolge alles Leben, aller Fortschritt allein (*μόνος*) von außen herangebracht (*φέρω*) werde (afférence par voie externe). Der Monophorist sieht nur ‚das äußere Geschenk, die von oben her formulierte Offenbarung, die Autorität, die sich an reine Rezeptivität, an passiven Gehorsam wendet'.** Er verkennt ‚die zweifach religiöse Eigentätigkeit der Seelen unter dem Einfluß der Gnade und der Freiheit.'*** Er fürchtet die Eigentätigkeit des Geistes, als sei sie eine unversiegbare Quelle von Gefahren für die Ordnung und Disziplin. Testis verurteilt den Anschluß ähnlich orientierter Katholiken, die glauben, ‚auf dem Boden der Tatsachen, der Resultate' mit den Männern der Action française zusammenarbeiten zu können, die glauben, daß es genüge, den Atheismus und Amoralismus (‚par tous les moyens') theoretisch abzulehnen, um in der Praxis ohne Gefahr der Ansteckung Charakter und Glauben sicherzustellen. Während Testis seine tiefschürfenden Untersuchungen absichtlich nicht in Buchform erscheinen ließ, wandte sich L. Laberthonnière, da der Skandal immer weitere Kreise zog, mit seinem Buche ‚Positivisme et Catholicisme, à propos de ‚l'Action française'† an die breitere Öffentlichkeit. Er geht aus von einer Artikelserie†† des Jesuiten Pedro Descoqs: ‚A travers l'oeuvre de

* A propos de la Semaine sociale de Bordeaux. Annales de Philosophie chrétienne. Oct. 1909 — April 1910.

** Annales . . . Bd. IX. der 4. Serie p. 270.

*** Ebd. p. 591.

† Paris. Bloud et Cie. 1911.

†† Etudes. 20 juilliet, 5 août, 5 septembre, 5 et 20 décembre 1909. In Buchform Paris, Beauchesne 1911.

M. Maurras: Essai critique', die eine wohlwollende Deutung der Lehre und Haltung Maurras' enthielt und zu dem Schlusse kam, daß das Bündnis der Katholiken mit diesem neuen Positivismus berechtigt und grundsätzlich fruchtbar sein müsse. Da es gegenwärtig unzählige Descoqs gebe, ‚die der Religion zu irdischen und zeitlichen Triumphen verhelfen wollen, indem sie sie in die Parteipolitik hineinziehen', die aber schließlich nur den Erfolg haben, ‚durch eine tiefe Entstellung ihren wahren Sinn zu verhüllen',* hielt L. es für seine Pflicht, das Messer an das Geschwür anzusetzen. An dieser Abwehrbewegung haben sich noch mit mehr oder minder bedeutenden Veröffentlichungen beteiligt die Geistlichen Lugan, Pierre, Thellier de Poncheville, Sertillanges, de Lestang, Prérel, der Historiker Imbart de la Tour und der Journalist Hoog aus dem ehemaligen Sillonkreise. Außer gegen Descoqs kämpfen sie gegen Katholiken wie Dom Besse O. S. B., Emmanuel Barbier, den Integralisten, gegen den Kanonikus Gaudeau, den Mitarbeiter an der Schmähschrift ‚La Guerre allemande et le Catholicisme', die der Action française mehr oder minder nahestanden.

Leider hat diese kräftige Gegenaktion nicht verhindern können, daß immer weitere Kreise des französischen Katholizismus an dem Gift des nationalistischen Denkens sich berauschten. In dem Wirbel der Erfolge trat immer sinnverwirrender die Möglichkeit der Wiederaufrichtung alter Ideale hervor. Man sah nur die Tatsache, daß alte konservative Wahrheiten wieder Kurswert bekamen; blieb aber gleichgültig gegen einseitige Formulierung, brutale Geltendmachung, skrupellose Zielsetzung eines atheistischen Geistes.

Man hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Die Schmähschrift ‚La Guerre allemande et le Catholicisme' ist die endgültige Besiegelung des Bündnisses zwischen französischer Kirche und französischem Nationalismus. Hier zeigt sich, wie verhängnisvoll die Politik ‚mit allen Mitteln', die Politik ‚um der Resultate willen', auf die Geistesverfassung weitester Kreise des französischen Katholizismus eingewirkt hat. Möchte die französische Kirche durch diesen bedauernswerten Schritt nicht allzusehr geschädigt werden und die klarblickenden Männer, die dem Inhalt und dem Geiste dieser Schmähschrift fernstehen, nach dem Kriege endlich den Einfluß gewinnen, den sie verdienen!

---

* Catholicisme et Positivisme. p. 8.

Kleine Bausteine

Darben wir? / Von Firmin Coar

Wer die neuesten Preissteigerungen der Lebensmittel am Leibe erlebt, wird denken: ja, obgleich er es nicht in die Öffentlichkeit hinausruft, sondern aus gefühltem vaterländischem Anstande sich damit begnügt, unter Bekannten und Freunden seine täglich schmerzhaftere Sorge durch Klagen und Händeringen etwas zu erleichtern. Wer es erlebt! Das tun nur jene, die auch im Frieden schon rechnen mußten, den Einnahmen und Ausgaben im Haushalte ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten. Wohlhabende und reiche Leute müssen ihren Speisezettel nur etwas teurer bezahlen, müssen ihn nach dem Wochenmarkte vorsichtig einteilen, und fühlen, wenn sie nicht zu den Gemütern zählen, die stets das begehren, was gerade nicht zu beschaffen ist, im übrigen keine Entbehrung. Und die anderen, für die man keine fleischlosen Tage anzusetzen braucht, die von Brot und Kartoffeln und Gemüsen leben müssen, und selbst damit noch ihre liebe Not haben, selbst diese anderen unter uns, die leider am zahlreichsten sind, darben sie? Die Frage klingt grausam. Es ist, als ob ein Reicher einem Armen sage: ‚Was! Not leidest du? Ich spüre nichts davon, und also kannst du, der du durch deine Niedrigkeit schon abgehärtet bist, unmöglich schon am Hungertuche nagen.‘ Von diesem rücksichtslosen Gesichtspunkte aus fragen: darben wir? hieße Gründe suchen, die die Wohlhabenden berechtigen könnten, sich eigensüchtig den Pflichten zur Nächstenliebe und Nächstenhilfe zu entziehen. Es hieße auch die Ausbeutung des Ernährers durch gewissenlose Bauern und Händler beschönigen, statt anzuklagen. Dagegen gibt es aber wohl einen Gesichtspunkt, von dem aus die Frage, ob wir darben, zu Antworten hinführen kann, die nicht erbittern, sondern besänftigen, die nicht niederdrücken, sondern dazu aufmuntern, unter einem viel größeren Nahrungsmangel lächelnd auszuhalten und weise hauszuhalten. Wir dürfen dazu nicht fragen: Kann der Arme noch mehr entbehren, vielmehr: was kann der Mensch, einerlei ob arm oder reich, nicht alles ertragen? in welche Lagen kann der Mensch sich nicht schicken, sich nicht einrichten?

Diese Betrachtung drängt sich einem namentlich auf, wenn man erwägt, was Menschen in früheren Kriegen alles erlitten haben. Beispiele dazu böte mancher Feldzug und manche Belagerung aus der deutschen Vergangenheit. Ein Beispiel aus der französischen Geschichte jedoch überzeugt uns davon am klarsten. Denn wo in deutschen Kriegszeiten wäre eine so große, so reiche, so üppige Bevölkerung der äußersten Drangsal ausgesetzt gewesen, wie es die Bewohner von Paris während der Belagerung um die Wende von 1870 und 71 waren? Und von welcher deutschen Belagerung hätten wir so genaue Schilderungen und Aufzeichnungen wie von

derjenigen von Paris, einer Hauptstadt, die sich für das Hirn der modernen Menschheit hielt! Und wie hoch waren da die Lebensmittelpreise? Und auf wie vieles mußte da eine Bevölkerung, wovon selbst die niederen Klassen Jahrzehnte wirtschaftlicher Blüte hindurch an das behaglichste Wohlleben gewöhnt waren, verzichten? Eine Aufzählung lieferte uns der scharfsichtige und sachliche Sarcey in seinem Tagebuche über die Eroberung der Riesenstadt.

Für Rind-, Schweinefleisch und Brot setzte man schon in den ersten Monaten der Umzingelung Höchstpreise fest. Zwar wurde es nun trotzdem immer schwieriger, sich Rind- und Schweinefleisch zu verschaffen, doch bezahlte man dann keine maßlos unvernünftigen Preise dafür. Brot blieb am längsten von jedem Preiszwange befreit. Da es aber schon früh an Heu und Hafer mangelte, fütterte man die Pferde mit Brot, vergeudete dieses wichtige Nahrungsmittel, bis daß es selten wurde und unter Höchstpreise gestellt werden mußte. Die Pferde schlachtete man darauf, doch Pferdefleisch wurde sehr schnell ein unerschwingliches Gericht. Da führte man auch dafür Höchstpreise ein, die aber bald nur auf dem Papier standen, denn bald waren selbst die magersten Pariser Kutschengäule in den Schlächtereien verschwunden. Freilich konnte man zu einer kurzen Zeit das Fleisch eines elenden Kleppers pfundweise zu demselben Preise von 4—500 Franken kaufen, wie das Fleisch des edelsten Rennpferdes, das an die Tausende wert gewesen war. Wem die vorgeschriebenen 30 Gramm Fleisch täglich mit Brot und Wein (wovon man sehr lange Überfluß besaß) nicht genügten, der mußte für alle anderen Nahrungsmittel immer ungemeinere Preise zahlen. In den Monaten Oktober und November (aus welcher Zeit die folgenden Angaben stammen) kostete eine gewöhnliche Gans 25—30 Fr. (vor der Belagerung 6 bis 7 Fr.); ein Huhn 14 bis 15 Fr. (vor der Belagerung 3 bis 3,50 Fr.); für ein Paar Tauben forderte und erhielt man 12 Fr.; ein Truthahn kostete bis 53 Fr.; ein Paar Kaninchen 36 Fr.; Pökelfleisch und Wurstwaren gab es in einigen Läden bald nur als Warenmuster. Geräucherter Schinken kam auf 16 Fr. und die bekannte Lyoner Mettwurst auf 32 Fr. das Kilogramm. Meerfische zu essen, verlernten die Pariser gänzlich. Flußfische wurden eine große Seltenheit. Ein Karpfen, den man in Friedenszeit für 2 bis 3 Fr. erhielt, brachte dem Verkäufer jetzt 20 Fr. ein. Für ein Gericht von Grünlingen, woran man sich früher für 1,25 Fr. laben konnte, mußten 4, 5, 6 Fr. gezahlt werden. Gesalzener Fisch war auch nicht wohlfeiler. Ein Pfund Stockfisch 2 Fr.; ein Hering bis zu 2,50 Fr. Und wie waren die Preise von Gemüsen? Ein Scheffel Kartoffeln 6 Fr., vor dem Kriege 1 Fr., und jeden Tag stiegen sie im Preise, ohne zügelnde Höchstpreise aufgelegt zu bekommen. Dabei muß man bedenken, daß die Nahrungspreise vor 1870 erheblich niedriger waren als die Nahrungspreise vor 1914. Ein Kopf Wirsing erzielte 1,50 Fr., ein Kopf Blumenkohl 2 Fr., ein Bündchen gelber Rüber (Karotten) 2,25 Fr. Die andern Gemüse verkaufte man für ähnlich hohe Preise. Trockene Gemüse wie Erbsen gab es gar nicht mehr oder selten. Und dann mußte man statt 60 Cts. 5 Fr.

für das Liter zahlen. Frische Butter wurde natürlich auch bald ein Artikel maßlosen Preises. Zuerst kostete das Kilogramm 28 Fr. Später bezahlte man bis zu 45 Fr. Schlechte gesalzene Butter fand man hie und da noch für 14 Fr. das Kilo. Für Öl hatte man den Preis verdreifacht. Schweine- und Geflügelfett war nicht zu erhalten. Es wurde ersetzt durch eine ‚schreckliche' Mischung von Rinder- und anderer Tiere Fett, die man dann auch noch für 3,50 bis 4 Fr. das Kilo verkaufte. Speck verschwand so gänzlich aus der Gegenwart, daß er zu einem Mythus wurde. Keine Käse mehr; keine getrockneten Früchte, weder Rosinen noch Feigen noch Mandeln noch Nüsse!

Die Großbürger, die ihre Frauen und Kinder weit fort in Gebiete geschickt hatten, die vor dem Feinde sicher waren, brauchten leibliche Leiden kaum zu ertragen. Diese Herren aßen meist in den feinen Speisehäusern, worin man durch Wunder an Auffindungskunst, die unbegreiflich bleiben, Leckerbissen auf Leckerbissen bereitete. Diese waren zwar auch nicht sehr zahlreich und mannigfach, dafür aber höchst seltsam. ‚Ich spreche', erzählt uns launig Sarcey, ‚nicht von Maulesel und dem gewöhnlichen Esel, deren Fleisch man überall feilbot. Aber deswegen mag mir doch die Bemerkung erlaubt sein, daß Eselfleisch wahrhaft gut, Mauleselfleisch sogar vortrefflich ist, dem Ochsenfleisch weit überlegen; ein Braten davon ist ein köstliches Gericht. Die wunderlichsten Tiere des Zoologischen Gartens mußten in die Küche. Nach und nach schmeckten wir vom Bären, von der Antilope, vom Känguruh, vom Vogel Strauß, vom tatarischen Grunzochsen! Es gab eine englische Metzgerei, wo diese fabelhaften Tiere zu Preisen verhandelt wurden, die nicht weniger fabelhaft waren. Ich habe Antilope gegessen, wovon das Pfund 18 Fr. kostete. Auf Ehre schwöre ich, daß ein einfaches, gebratenes Kaninchen mir besser gemundet hätte. Zum Ausgleich mit diesen Metzgereien aristokratischer Tiere gab es Schlächtereien für Katzen, Hunde und Ratten. Eine Katze war wohl an die 6 Fr. wert und eine Ratte 1,50 Fr. Vergnüglich war dabei, daß gerade die verwöhnten Großbürger Katzen, Hunde und Ratten aßen, Viecher, die aus dilettantischer Großtuerei als unrein verrufen waren. — „Tragen Sie uns Ratze auf mit Madeiratunke," sagt Amphitryon, der frohe Gastgeber. Und man rief: „Ratze! Versuchen wir's mit Ratze!" Man aß davon vorsichtig mit den Spitzen der Zähne, halb schmollend, halb witzelnd und nicht ohne mit der Gabel etwas zu zaudern!'

Da liest man es: kaum erschwingliche Nahrungsmittel, Speisen, die uns heute schon in der Vorstellung vor Ekel anwidern, würzte der darbende Pariser mit Laune und Witz zu Gerichten um, die er gut verdaute. Wir wollen keine schadenfrohen Glossen darauf schreiben; auch nicht gemeine Witze darüber reißen, wie die Pariser es über unser ‚Stroh'mehl und über unser Kriegsbrot getan haben. Unserem ‚ernsteren' Charakter gefällt es besser, den frohen Mut, womit die Pariser in den Hungerzeiten ihrer Belagerung Katzen, Hunde, Ratten verzehrten, zu würdigen, statt mit Zoten zu beschmutzen. Die Entbehrungen, die eine große Preissteigerung der Lebensmittel uns auferlegt, locken uns zwar nicht überflüssige Heiterkeiten und Späße heraus. Es paßte

zu unserer Stimmung nicht. Über eine etwa über uns kommende Not brauchen wir uns auch nicht hinwegzuhelfen, indem wir uns auf die Gassenwahrheit berufen, daß der Mensch, einerlei ob reich, ob arm, sich in alles fügen könne; daß es in der Tat nur die äußersten Lagen gäbe, die an der Grenze des Todes liegen, denen der Mensch nicht doch noch etwas Behaglichkeit abzugewinnen vermöchte; daß der Mensch so von Lebenslust besessen sei, um selbst ein Leben in Gefahren, Ängsten, Nöten süßer zu finden als gar kein Leben; ja, daß das Leben um so genußreicher sei, je mehr der Tod das Leben bedrohe, vorausgesetzt, daß der Mensch Nerven und Hirn empfängniskräftig genug habe, um Lebens Freud und Leid zu empfinden. Diese Wahrheiten, die in der menschlichen Natur begründet sind, beruhigen uns zwar auch über die Zweifel, ob wir äußerste Not zu ertragen vermögen, ohne sofort unterzugehen und kriegsunfähig zu werden. Besser heben uns den Mut aber Gründe, die uns dazu verhelfen, Nöte nicht nur zu erleiden, sondern freudig auf uns zu nehmen; Gründe, die unserer Rasse besonders eigentümlich sind und die uns als geistige Gaben schmeicheln. Sollten wir durch den Wall unserer Feinde je so ausgehungert werden, daß wir die Tiere unserer zoologischen Gärten, die Bewohner unserer Pfützen und Kloaken essen und buchstäblich ins Gras beißen müßten, so würden wir in demselben Maße, wie wir mit dem Leibe zum Vieh herabsinken, uns mit der Seele zu einer brüderlichen Einigkeit erheben, die diese Handlungen der rohen Natur heiligte. Haben wir nicht schon jetzt, wo wir kaum ernstlich entbehren, wo wir im Vergleiche zu französischen Nöten nur wirtschaftlich mager leben, nicht schon die erfreulichsten Beispiele von Opfermut und Nächstenliebe erlebt! Bekämpfen wir nicht jeden Tag allgemeiner und erfolgreicher den Wucher, den die Schlechtesten unter uns mit Lebensmitteln treiben! Wenn es etwas gibt, was Arme und Reiche in Liebe näher bringt, was die Ideale von Treue und Pflicht zur Richtschnur selbst des Werkeltages macht, dann ist es die gemeinsam ertragene Not. Zur seelischen Würze der leiblichen Drangsal schenkt diese uns all' die mannigfachen, oft persönlich kleinen, oft gesellig großen Zeichen und Wunder von Güte, Milde, Freundschaft. Die werden uns wappnen und zauberhaft stählen, selbst wenn wir kein Schwein mehr im Stalle mästen, kein Bier mehr brauen könnten und sämtliche Haus- und Waldtiere aufgegessen wären. Vaterlandsliebe verschmelzte sich mit Religion. Dem Küchenzettel und der asketischen Empfindung nach würden wir zu Einsiedlern. Man weiß, daß diese es meist zu hohen Jahren bringen und ihr Kampfesmut mit ihrer Entbehrung sich steigert.

Darben wir, wollen wir uns jetzt wieder fragen? Ach ja, wir schränken uns ein; manche leiden leiblich sehr an der Teuerung und an dem Mangel körperlicher Nahrung. Es ist ein Ausnahmezustand, dessen Dauer unser Heer und unsere Verwaltung mit allen Mitteln bekämpfen und auch beseitigen werden. Aber darben tun wir nicht. Darben wird der Deutsche nie!

Kritik

Numantia / Von Wolfgang Riepl

Von den neutralen Ländern hat keines den Haß- und Verleumdungsorgien unserer Feinde so mannhaft und vornehm widerstanden wie das ritterliche Spanien. Schon deshalb müßten wir das Erscheinen eines Werkes willkommen heißen, mit dem ein bayerischer Gelehrter, Professor Schulten-Erlangen, einer der ruhmreichsten Epochen der Vergangenheit Spaniens ein würdiges und unvergängliches Denkmal errichtet hat.* Die reichen Ergebnisse mehr als zehnjähriger Forscherarbeit sind darin niedergelegt, deutscher Gelehrtenarbeit im Auslande, deren nicht geringstes Verdienst es ist, mit einer Nation von glänzenden und stolzen Überlieferungen für beide Teile fruchtbare wissenschaftliche Beziehungen angeknüpft zu haben. Für die Altertumsforschung ist hiedurch Neuland aufgeschlossen und eine Fülle wertvoller Anregungen gegeben worden. Wenn der Verfasser sagt, daß er ein Jahrzehnt, das beste des Lebens, an das Werk gesetzt hat — inzwischen sind es schon dreizehn Jahre geworden —, müssen wir sagen, daß das Werk den Einsatz lohnte. Und daß seine Vollendung durch den Krieg nicht aufgehalten wurde, wenn auch das Erscheinen des zweiten und des auf zwei Halbbände berechneten dritten Bandes — alle sind für den Druck fertiggestellt — einige, hoffentlich nicht zu lange Verzögerung erleiden dürfte, liefert einen rühmlichen Beweis mehr für die Unversiegbarkeit unserer geisteswissenschaftlichen Schaffenskraft, die auch durch die Hochflut der Kriegsliteratur höchstens etwas zurückgestaut, aber nicht zum Stillstand gebracht werden konnte.

Zur Kriegsliteratur in höherem Sinne und von bleibendem Werte gehört auch Schultens Werk. Abgesehen von den überraschend zahlreichen verwandten Zügen neuzeitlicher und antiker Kriegführung behalten die aus der hier erstmals mit völliger Klarheit und überhaupt erreichbarer Vollständigkeit geschilderten Geschichte der keltiberischen Kriege abgeleiteten Lehren und Gesetze auch für den heroischen Kampf, den wir heute kämpfen, ihre Gültigkeit.

Im Mittelpunkt des nunmehr erfolgreich abgeschlossenen wissenschaftlichen Unternehmens steht die Stadt Numantia. Sie verschwindet mit der Zerstörung durch Scipio aus der Geschichte. Zwar erstand sie unter Augustus vorübergehend wieder als unscheinbares Provinzstädtchen, aber seit der Völkerwanderung bleibt sie endgültig verschollen. Selbst Numantias Lage war zweifelhaft geworden wie die von Troja. Man suchte es bei Zamorra oder Soria, obschon Cervantes in seinem Drama ‚Numantia‘ es richtig auf den Hügel von Garray verlegt hatte. Hier suchte es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch der gelehrte spanische Ingenieur Saavedra, aber da er nur die Reste einer römischen, keiner iberischen Stadt fand, erhielt der Zweifel neue Nahrung. Auf einer spanischen Reise 1902 besuchte Schulten den Hügel von Garray und erkannte an der genauen Übereinstimmung der Örtlichkeiten mit der Beschreibung Appians, daß die Stadt

---

* Numantia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1905—1912. Von Adolf Schulten. Band I: ‚Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom.‘ München (Bruckmann) 1914.

nur hier gesucht werden könne. Die Jahre 1903—1905 widmete er dem Studium der geschichtlichen Überlieferung und topographischen Untersuchungen, die zu dem Nachweis führten, daß Appians Erzählung und Topographie unmittelbar auf Polybius, den Begleiter Scipios, den Augenzeugen und Historiker der Belagerung von Numantia, zurückgehe. Dieser Nachweis als Frucht der vorbereitenden Arbeiten ist in einem 1905 in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichtem Buche: ‚Numantia, eine topographisch-historische Untersuchung' niedergelegt. Diese Schrift, in der auch die 1861 aufgenommenen, aber unveröffentlicht gebliebenen Pläne des Hügels und der Umgebung Numantias, von Saavedra mit echt spanischer Liberalität dem Verfasser zur Verfügung gestellt, Verwendung gefunden haben, bildet die philologische Basis des Werkes, das nach wohldurchdachter Organisation in dreizehn Jahren Stück für Stück aufgebaut worden ist und schon der Zeit nach ein Stück Leben bedeutet. Nun wurden die archäologischen Probleme formuliert, und mit den bescheidenen, von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften bewilligten Mitteln von eintausend Mark begab sich Schulten in Begleitung Koenens, des Erforschers von Novaesium (Neuß), im August 1905 nach Soria. Schon in den ersten Tagen der mit fünf Arbeitern begonnenen Grabungen fand sich unter der römischen Stadt der Schutt der älteren iberischen Numantia. Vorübergehend regte sich spanische Eifersucht, als der König nach vierzehn Tagen anläßlich der Einweihung eines Gedächtnisobelisken auf dem Hügel die Arbeit besichtigte, allein spanische Liberalität hielt die Erlaubnis aufrecht, und nach vier Monaten legte Koenen in sechzig Schichtblättern die Aufeinanderfolge der den Hügel bedeckenden Ansiedlungen fest. Unter der iberischen Stadt wurden noch zwei prähistorische Ansiedlungen, die vermutlich von den Ligurern und Kelten stammten, gleichzeitig auch schon auf den umgebenden Hügeln Spuren der scipionischen Werke gefunden. Eine von Wilamowitz-Moellendorff befürwortete größere Bewilligung aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds ermöglichte die Fortsetzung der Arbeiten, und im nächsten Jahre wurden, abgesehen von reichen und wertvollen Einzelfunden, vier Lager vom Einschließungswerk Scipios aufgedeckt, in den nächsten zwei Jahren, 1907 und 1908, die übrigen drei Lager Scipios und Stücke der Circumvallationsmauer u. a., alles in genauer Übereinstimmung mit Appians Bericht. Die Entdeckungen erregten Aufmerksamkeit über die Fachkreise hinaus. Das Archäologische Institut entsandte die Professoren Fabricius und Dragendorff nach Numantia, welche die Bedeutung des Gefundenen hervorhoben. Während wir bisher nur Lager aus der Kaiserzeit kannten, waren hier solche aus dem Jahre 133 v. Chr. entdeckt und damit die Geschichte des römischen Lagers um 150— 200 Jahre nach rückwärts erweitert, zahlreiche wertvolle Denkmäler des älteren römischen Kriegswesens gefunden, deren Sammlung im Numantiasaale des Mainzer Museums zu sehen ist. Nur die eine Hoffnung, das römische Feldlager nach der genauen Beschreibung von Polybius zu entdecken, harrte noch der Erfüllung. Sie fand diese in den nächsten vier Jahren, 1909—1912, die den Abschluß der Grabungen brachten, auf dem Hügel Gran Atalaya bei Renieblas, sechs Kilometer östlich von Numantia. Unterdessen waren aber sowohl die aus dem kaiserlichen Dispositionsfond bewilligten Mittel als auch die Zuschüsse des preußischen Kultusministeriums und des Archäologischen Instituts erschöpft, als von einem österreichischen Altertumsfreund, Herrn L. Angerer, Hilfe kam, nachdem Schulten schon auf eigene Kosten die Arbeit hatte fortsetzen müssen. Auf dem Hügel bei Gran Atalaya wurden nicht weniger als fünf große römische Lager gefunden, drei bis zu sechzig Hektar große für je zwei Legionen eines konsula-

rischen Heeres, zwei für je eine Legion berechnet. Das älteste der großen Zwei-Legionenlager stimmt mit dem Polybianischen Feldlager so vollständig überein, daß es einen monumentalen Kommentar zu der Schilderung des Polybius bietet. Dieses Lager III, mit dessen Auffindung eine neue Epoche für die römische Lagerforschung beginnt, spricht Schulten als das Lager des Nobilior an, von dem aus dieser Feldherr 153 v. Chr. den keltiberischen Krieg begann. Lager IV und V von Gran Atalaya bei Renieblas weichen beträchtlich vom Polybianischen Typ ab, ihr Plan entspricht eher der Heeresreform des Marius. Sie stammen jedenfalls aus wesentlich jüngerer Zeit als die des Nobilior und Scipio, vielleicht aus dem Kriege zwischen Pompejus und Sertorius 75—74 v. Chr. Lager I und II sind erheblich älter als das Lager Nobiliors. Vielleicht sind sie keinem Geringeren zuzuweisen als dem alten Cato, der 195 v. Chr. ein Heer vor Numantia führte. Ein dreizehntes aufgefundenes Lager an der Etappenstraße von Medinaceli (Ocilis) über Almazan nach Numantia dürfte ebenfalls auf Nobilior zurückzuführen sein, ein vierzehntes, zwanzig Kilometer östlich von Sigüenza, steht wohl auch mit den keltiberischen Kriegen in Zusammenhang. So ist durch Schultens Forschungen Lager- und Kriegswesen der republikanischen Zeit, für die uns bisher größere Denkmäler fehlten, um vieles deutlicher geworden, und es ist ein Stück Geschichte, verklärt durch die Namen Scipio und Polybius, wiedererstanden.

Das in den Sommermonaten jeweils durch die Grabungen Gewonnene wurde von Schulten jedesmal in der Zwischenzeit verarbeitet, und so liegt jetzt schon das ganze Werk abgeschlossen vor. Viele und große Schwierigkeiten galt es zu überwinden — erforderten doch die Gesamtkosten an 50 000 Mark —, doch fand die unermüdliche Forscherarbeit seines Urhebers die freundliche Hilfe zahlreicher Mitarbeiter, deren dankbar gedacht wird, und, worauf es nicht zuletzt ankommt, das Glück ist dem Unternehmen stets hold gewesen. Die Drucklegung ist durch die munifizente Unterstützung des Kaiserlichen Archäologischen Institutes, des K. Bayerischen Kultusministeriums und Kriegsministeriums ermöglicht worden. Der bereits gedruckt erschienene, von dem Verlag Bruckmann vornehm ausgestattete I. Band bildet den solid fundierten Unterbau des Ganzen. Er behandelt zuerst Land und Volk der Keltiberer, dann die keltiberischen Kriege, der II. Band wird der Stadt Numantia gewidmet sein, der III. die scipionischen Einschließungslager, ferner die fünf bei Renieblas und die anderen in Keltiberien gefundenen Lager beschreiben.

Die eingehende Behandlung des geographischen und ethnographischen Teiles rechtfertigt der Verfasser mit dem Hinweis, daß Land und Leute Keltiberiens, ungefähr zusammenfallend mit dem heutigen Altkastilien, noch so gut wie unbekannt sind. Es fehlt uns noch eine historische Geographie der iberischen Halbinsel. Nicht nur antiquarisch war Spanien bisher eine terra incognita, auch geographisch ist es infolge des Mangels moderner Karten eines der am wenigsten bekannten Länder. Die dem Werke beigegebenen Aufnahmen von Oberstleutnant Lammerer müssen als die ersten modernen Karten jener Gegend bezeichnet werden, wie denn überhaupt heute so gut als im Altertum der Westen der weniger erforschte und bekannte Teil der Oikumene ist. Ein dankbares Arbeitsfeld winkt hier noch der Forschung. Schulten selbst plant in Gemeinschaft mit Oberstleutnant Lammerer weitere topographisch-historische Untersuchungen zur iberischen Landeskunde, deren nächstes Ziel die Schlacht bei Munda (45 v. Chr.) sein wird, und für die von der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin und der Göttinger Gesellschaft für Wissenschaften neue Mittel bewilligt sind.

Die nach der von ihm so genannten exakten Methode der Geschichtschreibung erschöpfend geführte Untersuchung spannt Schulten in einen weiten Rahmen und führt sie von der Urzeit bis zur lebenden Gegenwart herab. Unter den von Polybius geforderten drei Grundbedingungen exakter Geschichtschreibung: Beherrschung der Quellen, Verständnis für die Realien und persönliche Augenscheinnahme von den Örtlichkeiten legt er auf die letzte ganz besonderen Wert. Denn die Örtlichkeit ist ihm mit Moltke ‚das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit', der ‚fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheiten sich herstellen läßt', zumal in einem Lande wie Altcastilien, das in so vielem den antiken Zustand bewahrt, in dem sich die antike keltiberische Bevölkerung fast unverändert und unberührt erhalten hat. Wenn der Spaten für die heutige Geschichtsforschung eine so unentbehrliche Hilfswaffe geworden ist wie für die heutige Kriegführung — man spricht ja mit ebensolchem Rechte vom Spatenkrieg wie von der Spatenforschung —, so ergibt sich daraus von selbst, daß die sorgfältigste topographische Untersuchung mit der Spatenarbeit Hand in Hand gehen muß. So hat der keltiberische Krieg hier zum ersten Male eine topographische Darstellung gefunden, und dadurch hat, was bisher in der Luft schwebte, festen Boden bekommen. Nur ein solches Verfahren verspricht auch für andere Abschnitte der römischen Geschichte Spaniens, die heute noch dunkel sind, zum Beispiel den Krieg des Sertorius, befriedigende Erfolge. Wie fruchtbar diese topographische Methode für die Forschung sich erweist, zeigt sich augenfällig an einer der denkwürdigsten Episoden des keltiberischen Krieges, dem Überfall der Keltiberer unter Führung Karos' auf das Heer des Konsuls Fulvius Nobilior aus einem Hinterhalt an den Vulcanalien (23. August des Jahres 153 v. Chr.). Die Örtlichkeit dieser schweren römischen Niederlage hat Oberstleutnant Lammerer, der ihre Darstellung in Schultens Werk übernahm, durch topographische Feststellungen genau und unwiderlegbar bestimmt. Hierdurch eröffnen sich dem Fortschritt historischer Kenntnis aussichtsvolle Bahnen.

Die liebevolle Sorgfalt und die plastische Kraft der landschaftlichen Schilderung gehört aus diesem Grunde zu den glänzendsten Seiten des Werkes und erhebt sich zu klassischer Gestaltung. Hören wir z. B., wie der Verfasser die Öde und Einsamkeit der altkastilischen Paramos schildert (Seite 157): ‚Die alte Römerstraße von Caesarea Augusta (Zaragoza) nach Asturica Augusta (Astorga) läuft, nachdem sie zuerst das nördliche Randgebirge überschritten, dann die Ebene von Numantia durchmessen und in allmählicher Steigung die Hochflächen nördlich von Soria erreicht hat, bis nach Uxama über eine endlose Hochsteppe. Es ist das Paramo von Villaciervos. Unendlich und spiegelglatt wie die unbewegte See liegt das Paramo da. Als ein niedriger, gewölbter Damm durchschneidet es, hier besonders wohl erhalten, in fast schnurgeradem Lauf die alte Römerstraße. Nur niedrige, aromatische Sträucher (Tomillos) bedecken die weite Ebene. Sonst kein Baum, kein Strauch. Die Öde ist grenzenlos. Zwischen Catalañazor und Soria, auf einer Strecke von 30 Kilometer ist das Dorf Villaciervos, nach dem das Paramo heißt, die einzige Ortschaft. Selbst die Ventas, die einsamen, für Spanien so charakteristischen Karawansereien der großen Heerstraßen, liegen stundenweit auseinander. Die Gegend scheint wie ausgestorben. Unterwegs trifft man höchstens einmal eine Schafherde, deren Hirten noch den dicken, iberischen Wollmantel, das Sagum, tragen. Im Sommer brütet eine afrikanische Glut über dem Paramo, im Winter liegt der Schnee oft so hoch, daß die Straße durch Stangen bezeichnet werden muß. Nur einmal wird jeden Tag die Totenstille der Landschaft

gestört, wenn die Post von Burgo de Osma nach Soria mit lustigem Schellenklang die Einöde durcheilt. Das ist das einzige Ereignis des Tages. Der Hirt schaut, auf seine Lanze gelehnt, lange dem Stück Welt, das da an ihm vorbeizieht, nach, und die Ventas am Wege erwachen für kurze Zeit aus ihrem Schlummer. Im Dorf Villaciervos läuft jung und alt zusammen und staunt neugierig die wenigen Passagiere an, die ihr Geschäft durch diese Öde führt, während das Auge des Gesetzes, die hier stationierte Gendarmerie, mit iberischem Mißtrauen in das Innere des Wagens späht.'

Die Schilderung des keltiberischen Volkstums schlägt völlig neue Bahnen ein und führt uns diese interessanten Stämme in greifbarer Wirklichkeit vor. Es zeigt sich, daß man von ihnen viel mehr sagen kann, als man bisher geglaubt hätte. Die Keltiberer sind, entgegen der bisher verbreiteten Anschauung, keine iberischen Kelten, sondern in keltisches Land eingedrungene und hier nach Verdrängung der Kelten ansässig gewordene Iberer, Keltiberer genannt zum Unterschied von ihren iberischen Stammesgenossen, die schon längst das fruchtbare südliche und östliche Küstenland der Halbinsel bewohnten und den Kelten nur das rauhe und unwirtliche Tafelland des Inneren und den Westen gelassen hatten. Die Keltiberer, welche später, rund um 300 v. Chr., die Kelten auch aus dem Tafelland und dem Westen vertrieben und sie in die ärmsten Gegenden: Alemtejo, Galicien und die nördlichen und südlichen Randgebirge des Tafellandes zurückdrängten, gehörten zu jenen Iberern, die von der Halbinsel aus noch die Provence und Aquitanien in Besitz genommen hatten, nun aber von dem jüngeren keltischen Zweige, den Galliern, aus der Provence nach der Halbinsel zurückgedrängt wurden. Der Verfasser stellt hier einen Grundirrtum der vorrömischen Geschichte Iberiens richtig, dem auch Forscher wie Kiepert, Müllenhoff, Hübner verfallen waren. Seine Beweisführung ist schlüssig und festgefügt. Es dürfte schwer fallen, daran zu rütteln. Hingegen ist der Abschnitt des Werkes, der sich mit der noch so vielfach problematischen Geschichte des vor den Iberern und Kelten auf der Halbinsel ansässig gewesenen Volkes der Ligurer, seiner Verbreitung, Eigenart, Sprache und seinen Beziehungen zu den anderen vor- und frühgeschichtlichen Stämmen und Rassen befaßt, noch beträchtlich mit hypothetischen Elementen durchsetzt. Schulten vertritt die Anschauung, daß wir in den Basken die Überreste der Ligurer vor uns haben und sucht so aus dem grauen Altertum eine zweite Brücke zu der lebenden Gegenwart herüberzuschlagen.

Die Iberer und demzufolge die heutigen Spanier sind nach Schulten ein hamitisches Volk, gleichen Stammes mit den alten Libyern und den heutigen Berbern, und sind in unvordenklicher Zeit, wahrscheinlich als die iberische Halbinsel und die westlichen Inseln noch mit Afrika zusammenhingen, aus Afrika eingewandert. Im dritten bis zweiten Jahrtausend v. Chr. findet sich der iberische Stamm der Turdetaner an der Meerenge im Besitz jener ältesten Stadt des Westens, die den Phöniziern Tarschisch, den Griechen Tartessos, den Iberern selbst wohl Tart hieß. Auf diese Gegend beschränkte sich zuerst auch der Name des Volkes der Iberer, nach dem der Fluß Rio Tinto Iberus hieß — wohl zu unterscheiden vom Ebro. Die Iberer fanden hier die älteren, wohl ebenfalls aus Afrika eingewanderten Ligurer, die ältesten für uns kenntlichen Bewohner von Süd- und Mitteleuropa bis Rhein und Donau, vor, die sie nach und nach verdrängen, um sich bis 500 v. Chr. über die Pyrenäen hinaus bis zur Rhone auszubreiten, während die Kelten vor 500 in den Westen und das Tafelland eingewandert sein müssen, das die Iberer nicht besetzt hatten, bis diese vor dem jüngeren keltischen,

dem gallischen Stoß nach der Halbinsel zurückfluteten. Auch die Kelten haben ligurische Urbevölkerung vorgefunden. Außer der iberischen Halbinsel finden wir die Iberer in Nordafrika, auf den Balearen und Pityusen, Sardinien, Malta, Pantellaria und dem westlichen Sizilien (Sicaner).

Die schon früher teils aus Denkmälern, teils aus Übereinstimmung der Schädelformen erschlossene Verbreitung der libyschen Rasse über Spanien stellt Schulten auf eine feste Basis, und er erhebt die Identität der Iberer mit den Berbern, die Leibniz vermutete, zur Gewißheit. Sie ergibt sich vor allem aus der Gleichheit der Ortsnamen und sonstigen von der vergleichenden Sprachwissenschaft hergeholten Belegen, aber auch aus der Gemeinsamkeit der Bewaffnung (kleine Rundschilde, zwei Lanzen, Schleudersteine), der Tracht (gefältelter kurzer Leibrock, kurzer Ziegenfellmantel), der Kampfweise, gekennzeichnet durch die Formen des Kleinkriegs (guerilla), des Kopfputzes und der Haartracht, der eigentümlichen Kosmetik (das unappetitliche ‚Seifen' der Zähne), gewisser Unsitten, wie Preisgabe der Braut an die Hochzeitsgäste, der Religion (Mondkult), der Art der Siedelung, bezeichnet durch eine Unzahl kleiner und kleinster Befestigungen (Türme, Nuraghen), das Symbol der Zersplitterung und des Unabhängigkeitssinnes, ferner aus der Gemeinsamkeit des Nationalcharakters mit den Hauptzügen der Treue und Ritterlichkeit, Gastfreundschaft, Indolenz, Kulturlosigkeit, Wildheit und Leidenschaftlichkeit, endlich aus der Schädelform und dem äußeren Typus.

Von den Iberern sind die Keltiberer die iberischsten; darum machten sie in ihren Kriegen den Römern soviel zu schaffen. In der quellenmäßigen Darstellung dieser Kriege gipfelt der erste Band des Werkes, nachdem die ethnographische und geographische Basis durch die umfassendste exakte Untersuchung geschaffen ist. Sind die Freiheitskriege der Gallier von einem Cäsar, die der Germanen von einem Tacitus verewigt worden, so hat der heroische Kampf der Keltiberer um ihre Unabhängigkeit keinen geringeren Darsteller als Polybius gefunden. Sein Werk ist nicht mehr vorhanden, aber soweit es möglich war, hat Schulten mit allen Mitteln der exakten Forschung es wieder hergestellt und als eine Quelle nachgewiesen, die dem iberischen Volkstum den Grund entzieht, Germanen und Gallier um ihre Geschichtschreiber zu beneiden.

Die Schilderung des letzten dramatischen Abschnittes des Krieges, die Belagerung von Numantia, ist aus äußeren Gründen dem II. Band vorbehalten. Die Darstellung der Kriege wird von einer militärischen, politischen und historischen Auswertung gekrönt, die vielfach neue Bahnen einschlägt. Mehr als man bisher glaubte, bestimmen die keltiberischen Kriege und besonders der numantinische die inneren Verhältnisse und die auswärtige Politik Roms. Polybius datiert vom Anfang dieser Kriege eine neue Epoche der römischen Geschichte, die Wendung zum Schlimmen nach dem glänzenden Aufstieg von 221—168. Schulten führt diesen Gedanken weiter aus, begründet ihn und leitet ihn zum Ausblick auf die kommende Monarchie hinüber. Dieser Krieg enthüllt zum ersten Male die Korruption und die völlige militärische und politische Unfähigkeit der Oligarchie. Er ist der unrühmlichste der römischen Geschichte. Militärische Unfähigkeit, Feigheit, Perfidie, Unbotmäßigkeit, Habgier, Meuchelmord kennzeichnen die Kriegführung der Oligarchie, deren Staatswesen aufgehört hat, lebensfähig zu sein. Im einzelnen brachte der Krieg politisch die Verlängerung des Kommandos auf ein zweites Jahr, womit ein Grundpfeiler des oligarchischen Systems umgestoßen wurde. Denn aus dem mehrjährigen Kommando ist die Monarchie hervorgegangen. Die weitere Neuerung, statt der Prätoren Konsuln nach Spanien zu

senden, steigerte die Macht der Statthalter, sie ließ die Macht des Pompejus und der Triumvirn vorahnen. Der Dispens von dem zehnjährigen Konsulatsintervall war ebenso eine Ausnahmemaßregel, welche eine wichtige, gegen monarchische Gelüste aufgerichtete Schranke niederriß, mit anderen ihresgleichen enthüllte sie die Unmöglichkeit, mit der bestehenden Verfassung zu regieren. Treubruch, Gewaltmittel und Verstöße gegen das Völkerrecht kennzeichnen die internationale Politik der Oligarchie. Gleich der Anfang des keltiberischen Krieges bringt die ins Staatswesen tief eingreifende Verlegung des Konsulatsantritts vom 1. März auf den 1. Januar, da sonst die Konsuln zu spät auf den entlegenen Kriegsschauplatz gekommen wären. Aus diesem Anlaß also ist weiterhin der 1. Januar zum Neujahrstag der europäischen Welt geworden. Eine unmittelbare Folge des Krieges ist die Einsetzung eines ersten ständigen Gerichtshofes wegen Erpressung, eine Neuerung, auf der der ganze spätere Kriminalprozeß beruht. Die Einrichtung von ständigen Legaten und des mehrjährigen Kommandos, sowie Hand in Hand damit eines stehenden Heeres, eines der stärksten Hebel zum Sturz der Oligarchie, geht ebenfalls auf den keltiberischen Krieg zurück. An diesem Krieg ist die Republik verblutet. Denn die römischen Bauern konnten dem Staat nicht mehr die nötigen Soldaten stellen. Die Hebung der Wehrfähigkeit war eines der Hauptziele der gracchischen Reformen, wie überhaupt die Gracchen an die Erfahrungen des spanischen Krieges anknüpfen. Das Volk beginnt sich verschiedentlich der Oligarchie offen zu widersetzen. Die Schwäche des Senats gegen die Feldherren zeigte, daß nicht mehr die Regierung, sondern der Feldherr der Herr war, und daß die Zeit nach dem Tyrannen rief.

Entscheidend ist die Bedeutung des keltiberischen Krieges für die kommende Monarchie. Die Scipio 135 vom Volk übertragene Stellung ist ganz monarchisch. Scipio, nicht Gracchus, ist der Vorläufer Cäsars, der erste Herrscher von Volkes Gnaden. Scipios ganze Familien- und Hauspolitik ist tatsächlich schon durchaus monarchisch. Wäre Scipio ein Cäsar gewesen, so würde die Monarchie aus Spanien statt aus Gallien hervorgegangen sein. Die Gründe, warum es nicht dazu kam, sind aus dem Charakterbild dieser merkwürdigen Persönlichkeit abzuleiten, dessen Schilderung eines der fesselndsten Kapitel des Werkes bildet. Scipio hat seine politische Mission nicht erkannt und konnte sie nicht erfüllen. Weil er politisch ein Schwächling war, dauerte der Todeskampf der römischen Oligarchie noch achtzig Jahre weiter.

Besonderes, auch Gegenwartsinteresse, beanspruchen die zahlreichen Seiten des Werkes, die auf jahrelange aufmerksame Beobachtung im persönlichen Verkehr und sorgfältiges Studium gestützt, dem Nachweis gewidmet sind, daß die alten Keltiberer, von den Römern schließlich zwar unterworfen, aber nicht vernichtet, auch nicht einmal wie die Gallier romanisiert und zivilisiert, in den heutigen Bewohnern des rauhen und unwirtlichen Tafellandes, den Altkastiliern, von den Jahrhunderten unverändert und fast unberührt, fortleben, in unüberbrückbarem Gegensatz zu den Küstengebieten der Halbinsel, ein Gegensatz, der vielleicht für die Zukunft noch ebenso bedeutungsvoll werden kann, wie es in der Vergangenheit gewesen ist.

Außer der furchtbaren Nahkampfwaffe der Legionen, dem spanischen Schwert (gladius Hispaniensis), hat das römische Militärwesen auch die Fernkampfwaffe, das Pilum, von dem in Numantia trefflich erhaltene Exemplare gefunden wurden, und den Militärmantel (sagum) von den Iberern übernommen. Auch hier weiß Schulten glücklich die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzu-

stellen. Die vielgerühmte Güte des iberischen Schwertes rührt ebenso wie die der berühmten Toledaner Klingen nicht nur von einem besonders kunstvollen Härtungs- und Schmiedeverfahren her, sondern auch von der heute noch vorhandenen Hochwertigkeit des iberischen Eisenerzes.

Außer einem sorgfältigen Register sind dem ersten Bande fünf Karten beigegeben, alle vom topographischen Bureau des K. B. Generalstabs nach den Aufnahmen und Bearbeitungen von Oberstleutnant A. Lammerer, dem Leiter dieses Bureaus, angefertigt. Die erste stellt die Verteilung der Iberer, Kelten und Ligurer um 500 v. Chr. dar, die zweite Iberer und Kelten um 250 v. Chr., die dritte Keltiberien und den keltiberischen Kriegsschauplatz auf Grund neuerer Aufnahmen und älterer Karten im Maßstab 1 : 500 000, die vierte die weitere Umgebung von Numantia im Maßstabe 1 : 100 000, die fünfte endlich, die nähere Umgebung von Numantia im Maßstab 1 : 20 000 darstellend, ist ein ungemein plastisches und übersichtliches Meisterstück neuester Kartographie. Auf ihr sind die scipionischen Einschließungslager rot eingetragen, und es entsteht dadurch ein Bild, das der Anlage einer modernen Gürtelfestung wie Lüttich oder Verdun überraschend ähnlich sieht, nur daß hier die Gürtelforts ihre Front nach außen, dort nach innen richten.

Probleme der höheren Schule / Von J. Kuckhoff

Der Krieg brachte uns auf dem Gebiete der Schule Erlösung von Fremdem, Nachgeahmtem, von Planlosigkeit und Unklarheit. Alles brachte er auf die einfache Formel: Die deutsche Jugend muß e r z o g e n werden für das deutsche Vaterland!

Die Literatur, die sich mit der Frage, wie dieses Ziel zu erreichen ist, befaßt, ist nicht gering; besondere Beachtung verdient wegen seiner umfassenden Zusammenstellung sowohl wie auch wegen seines Herausgebers ein soeben unter dem Titel ‚Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege' bei Teubner erschienenes Werk.* Es bietet nach einheitlichem Plane die Ansichten erprobter Fachleute auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens der höheren Schule. Trotz der Verschiedenartigkeit der Disziplinen lassen die Verfasser doch meist eine so weise Beschränkung ihrer Sonderwünsche zutage treten, daß das Buch als Ganzes programmatisch für alle Schularten gelten kann, und es zeigt, trotz mancher Widersprüche, daß noch ein Weiterbau auf alter Grundlage möglich und nicht etwa eine revolutionäre Umwälzung notwendig ist.

Ganz allgemein wird der Standpunkt vertreten, daß die E r z i e h u n g s aufgaben der höheren Schule unbedingt den Vorrang verdienen vor der Bildung des Intellekts. Der Krieg hat das ja bewiesen. ‚Für den Nationalstaat ist die Schule der selbständige Träger der Nationalerziehung.' So wie des deutschen Volkes Kraft auf seiner Selbständigkeit, seinem Idealismus, dann aber vor allem auf seinem Pflichtbewußtsein, seinem Verständnis für Unterordnung und Orga-

* Herausgegeben vom Geh. Oberregierungsrat im preußischen Kultusministerium Dr. Norrenberg mit Beiträgen von Reinhardt, A. Fischer, Vorbein, F. J. Schmidt, Lorentz, Lambeck, Rauschen, Richert, Sprengel, Lisco, Engwer, Neubauer, Lampe, Kerschensteiner, Zühlke, Hahn, Pallat, Neuendorf, Erythropel, Kuckhoff.

nisation beruht, so liegt es der deutschen Schule als Abbild des Volkes ob, vertrauensvollen Gehorsam zu pflegen und zu Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit zu erziehen. Der Krieg hat hoffentlich endgültig aufgeräumt mit der freideutschen Jugend, mit dem ‚Anfang‘, mit amerikanischer Schüler-‚Selbstverwaltung‘.

Prof. F. J. Schmidt sieht im Unterrichte nicht mehr den Haupt**zweck**, sondern nur das Haupt**mittel** deutscher Nationalerziehung. Deshalb liegt auch ‚aller spezifischer Fachunterricht jenseits der Schule‘. Die höhere Schule hat ‚schlechterdings für keine der akademischen Fachwissenschaften vorzubereiten‘, sondern nur das ‚Maß derjenigen Persönlichkeitsbildung, das die Unterlage abzugeben hat für die wissenschaftlichen Fachstudien überhaupt‘. Danach soll auch der Gymnasiallehrerstand, der heute von der Universität lediglich als Fachlehrerstand ausgebildet wird, wieder den Erzieherberuf als Hauptaufgabe betrachten als ‚Träger der National-Jugenderziehung‘.

Einheitlichkeit der Bildung allein gewährleistet wahre Durchbildung des ganzen Menschen. Diese kann zweifellos gewährleistet werden durch die Bildungswerte deutscher Kultur, die ihren Weltberuf heute erkannt hat. Deshalb ist in letzter Zeit immer lauter der Ruf nach einer **deutschen** höheren Schule erhoben worden. In dem Norrenbergschen Buche geschieht das vor allem durch A. Fischer, der die deutsche Kultur in den Mittelpunkt allen Unterrichtes gestellt wissen und der dieser Einheitsschule nach oben hin je nach der wechselnden Berufsvorbereitung einen fachlichen Einschlag geben will, wodurch dann eine Mannigfaltigkeit der höheren Schule in den oberen Klassen entstehen würde, wohl ähnlich unseren höheren Schulen nach dem Frankfurter System. Wie das praktisch im einzelnen gemacht werden soll, wird nicht gesagt, darüber sollen die einzelnen Berufsgruppen entscheiden, was doch immerhin im Widerspruch stände mit der Selbständigkeit einer einheitlichen Nationalerziehung. Jedenfalls gehören die Bestrebungen derer, die Deutsch in Verbindung mit Geschichte und Geographie nicht nur in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen wollen, sondern darin sogar den Inhalt der zukünftigen höheren Bildung sehen, zu den weitgehendsten. Es dürfte schwer sein, bei Erfüllung dieser Wünsche die drei Formen unserer höheren Lehranstalten aufrecht zu erhalten. Keine dieser Schulen, meint Prof. Sprengel, leiste heute, was man in dieser Beziehung von ihr verlangen könne. ‚Wir besitzen noch keine in ihrer Lehrverfassung national begründete höhere Schule.‘ Das klingt übertrieben und kann nur behauptet werden von jemandem, der den Inhalt der deutschen Kultur als über alle anderen Kulturen erhaben und in sich abgeschlossen betrachtet. Dabei bleibt gewiß bestehen, daß wir beim heutigen Durchschnittsgebildeten oft einen erschreckenden Mangel an Kenntnis deutscher Kultur, deutschen Schrifttums und deutscher Geschichte — vor allem der neuesten — finden.

Wie der deutsche Unterricht, so muß auch der in der Geschichte in erster Linie in den Dienst staatsbürgerlicher Erziehung gestellt werden. Neubauer sagt: ‚Es handelt sich darum, die Seele des jungen Deutschen, die zunächst in der unmittelbaren Gegenwart und in dem kleinen Interessenkreis ihrer Umgebung lebt, innerlich zu verknüpfen mit dem Volke, dem er entwachsen ist; es handelt sich darum, das Bewußtsein, mit dem Geist und Wesen und mit den Geschicken des Volkes untrennbar verbunden zu sein, zu einem unveräußerlichen Besitz zu machen.‘ Eine hohe Auffassung, von der man nur wünschen möchte, daß sie als Ideal wenigstens Gemeingut nicht nur aller Geschichtslehrer, sondern aller Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten werden möchte. Die Umgestaltung des Geschichtsunterrichtes hat ja schon begonnen mit dem bekannten Erlaß des preußischen Kultusministers, durch

den die Reform sofort noch während des Krieges eingeführt wird. Neubauer hält sie nicht für genügend, wenn nicht die Zahl der Unterrichtsstunden heraufgesetzt wird.

Überhaupt die Vermehrung oder Verminderung der Stundenzahl in den einzelnen Fächern! Wenn etwa ein Dutzend verschiedener Schulmänner, die auf ihren Spezialgebieten als Autoritäten anerkannt sind, über die zukünftige Gestaltung ihrer Unterrichtsgegenstände sprechen, so ist es natürlich, wenn sie der Versuchung nicht widerstehen, gerade für ihr Fach größere Rücksicht bei der Stundenverteilung zu verlangen. Das kann man hier und da auch in dem Norrenbergschen Buche beobachten. Ich glaube nun, daß es eine communis opinio nicht nur unter den Schulmännern, sondern auch in den weitesten Kreisen der Gebildeten ist, daß für das Deutsche, die Geschichte und Geographie mehr Raum geschaffen werden muß auf allen Schulen unter Ausmerzung manchen Ballastes. Aber die Vermehrung der Stundenzahl ist nicht Allheilmittel, jedenfalls wird sie als solches in dem Norrenbergschen Buche nirgendwo gepriesen. Der öde Fachlehrerstandpunkt scheint überwunden, wo immer neue Gebiete als Unterrichtsstoffe in neuen Stunden verlangt wurden und jeder sein Fach als das wichtigste ansah, wo dem Schüler unbedingt von allem etwas gegeben werden sollte und damit als Ganzes nichts gegeben wurde. Erquickend ist, was Kerschensteiner über dieses Streben nach Übersicht in allen Fächern, das er als ‚Wissensmast' bezeichnet, sagt: ‚Es führt kein anderer Weg zur Meisterschaft im Denken als die hohle Gasse der weisen Beschränkung.'

Allgemein begegnen wir in dem Buche einer warmen Betonung des Wertes der sprachlich-historischen Bildung, und zwar nicht nur bei den Vertretern dieser Disziplinen. Man ersieht hieraus, daß die so vielfach vorlaut auftretenden Stimmen, die nicht nur Lateinisch und Griechisch aus dem Lehrplan des Gymnasiums streichen wollen, sondern auch die modernen Sprachen bekämpfen, in ernsten Pädagogenkreisen keinen Widerhall finden. Wichtig ist, daß der Wert des Griechischen mehrfach scharf betont wird, weil ja dessen Erhaltung am ernstesten gefährdet erscheint. ‚Neben dem ursprünglich Deutschen können wir das Griechentum so wenig entbehren wie das Christentum, wollen wir nicht wurzellos werden.' Daß wir etwa darum die Kenntnis des Griechischen als Vorbedingung jeder Bildung ansehen sollten, ist natürlich irrig. Aber ein vor allem qualitativ bedeutender Teil des Volkes soll mit diesem Bildungsstoff ausgerüstet sein.

Das Problem der Jugenderziehung wird im Mittelpunkte aller kulturellen Erörterungen nach dem Kriege stehen. Das beweist das große Interesse, mit dem sich die Allgemeinheit schon jetzt mit allem befaßt, was die Schule angeht. Die Fragen der allgemeinen Volkserziehung werden auch sicherlich schwere politische und Weltanschauungskämpfe auslösen. In das Gebiet der höheren Schule spielen diese Kämpfe nur in geringerem Maße hinein. Immerhin ist es gut, wenn man sich frühzeitig — und das möchte ich an dieser Stelle anregen — auch in katholischen Kreisen darüber klar wird, ob und welche Sonderwünsche und Bestrebungen man auf dem Gebiete des höheren Schulwesens hat. Daß wir in den oben gezeichneten Richtlinien des Norrenbergschen Buches nichts finden, dem der Katholizismus prinzipiell widerstreitet, ist selbstverständlich. Aber wir finden vielfach die Anschauung, daß sich der Katholizismus besonders für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums einsetzen müsse. Prinzipiell liegt dazu kein Grund vor, abgesehen davon, daß ich optimistisch genug bin, zu glauben, daß diese Bildungsanstalt in ihrem Bestande heute gesicherter ist denn je. Eine gewisse konservative Art und der Hinblick auf das Theologiestudium läßt katholische Kreise dem humanistischen Bildungsideal

anhängen. Demnach ist die Bildung in fast allen katholischen Internaten, die von so ungeheurer Bedeutung ist, und auch in all den Rektoratsschulen, die im Rheinland und in Westfalen so außerordentlich zahlreich sind, ganz auf den humanistischen Lehrplan eingestellt. Das führte zur Vernachlässigung der realistischen Bildung, zu der bedauerlichen zahlenmäßigen Rückständigkeit der Katholiken unter den Abiturienten der Realanstalten. Weiterhin bedingt das einen Mangel an katholischen Bewerbern für die Beamtenstellen in Industrie und Handel.

Man muß sich auf den Standpunkt stellen, daß die humanistische Bildung keineswegs zur alleinigen berufen ist. Alle drei Arten von höheren Lehranstalten sind gleichwertig im Bildungsergebnis. Menschheitsbildung ist allerdings etwas anderes als Bildung des einzelnen. Dort darf Humanismus so wenig fehlen wie Realismus, hier kann man auch ohne Lateinisch und Griechisch vollkommen sein. Zugegeben sei, daß natürlich keiner Theologie studieren kann ohne Kenntnis der beiden alten Sprachen. Vom Gymnasialabiturium aber braucht deshalb dieses Studium doch nicht abhängig gemacht zu werden. Denn auch ein realistisch durchgebildeter Mensch kann Theologie studieren, wenn er die Kenntnis der beiden alten Sprachen erwirbt, was nicht gleichbedeutend ist mit Humanismus, ebensowenig, wie den Kellner die Kenntnis mehrerer lebender Sprachen zu einem sprachlich durchgebildeten Menschen macht. Die Gefahr für die Katholiken, wenn sie sich einseitig an die humanistische Bildungsform anklammern, ist sehr groß. Sie verlieren an Einfluß im modernen Leben; der Trost, daß die Gymnasialbildung immer doch die vornehmere bleibt, ist recht schwach und weltfremd.

Die nationale deutsche Schule und die nationale deutsche Erziehung ist sicherlich auch das Ideal der deutschen Katholiken. Bemerkenswert ist, wie in diesem Sinne Professor Rauschen und Direktor Richert die Aufgaben des katholischen und protestantischen Religionsunterrichtes und der religiösen Erziehung unabhängig voneinander als ganz gleichgerichtet ansehen. Wenn dabei kein Vorstoß gegen die Konfessionalität der Erziehung, soweit diese wünschenswert und möglich ist, unternommen wird, sollen die Katholiken vertrauensvoll bei der Lösung der neuen Aufgaben mitarbeiten. Bei all dem ist gewiß die Wahrung der Konfessionalität der Volksschule, ferner des Rechtes der religiösen Erziehung und Unterweisung durch die Kirche heiligste Pflicht. Aber man soll sich hüten, hinter jedem nationalen Einheitsgedanken sofort das Gespenst der Interkonfessionalität der Volkserziehung zu sehen, das, wie ich wohl weiß, vielfach absichtlich durch religionsfeindliche Kreise heraufbeschworen wird, die freilich heute bei der Schulfrage eine recht vordringliche Stellung einnehmen. Das Gespenst kann man am besten bannen durch tatkräftige Mitarbeit bei einer nationalen Aufgabe, die keinen Anlaß zu Weltanschauungskämpfen bieten sollte. Daß sie möglichst zurückgedrängt und nieder gehalten werden, dafür können wir sorgen.

Heinrich Lersch / Von Johannes von Guenther

Als wir vor einem Jahre an dieser Stelle die wesentlichsten Erscheinungen der deutschen Kriegslyrik betrachteten, wiesen wir nachdrücklich auf jenes schnell berühmt gewordene Gedicht von Heinrich Lersch hin, das, wie man erzählte, bereits vor dem eigentlichen Kriegsausbruch entstanden war:

'Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!'

Unterdessen sind nun mehrere Kriegsliederhefte von Lersch erschienen, ein

bekannter Verlag gibt sie in Buchform gesammelt heraus, und die Stimmen mehren sich, die diesen Kesselschmied den Sänger des Krieges nennen; so wird es Zeit, den Lesern mitzuteilen, wie wir uns zu dieser eigenartigen Begabung stellen.

Kurz vor dem Kriege flog uns ein Büchlein ins Haus: ‚Abglanz des Lebens,‘ Gedichte von Heinrich Lersch. (München-Gladbach, 1914.). Ein Vorwort von Emil Ritter versuchte uns den Verfasser nahezubringen und betonte rühmend, daß seine Gedichte in einer gewissen Beziehung zu denen Liliencrons stünden; wir prüften den schmalen Band und mußten mit einigem Mißvergnügen dem Vorredner recht geben, denn wahrhaftig viele der Gedichte standen unter dem Einfluß Liliencrons, dessen saloppe Art gewiß nicht geeignet war, jemanden zur strengen und verantwortungsvollen Arbeit am Vers zu führen. Viel Rhetorik und viel platte Allegorie spukten in den Gedichten, der ganze längst zum Überdruß gewordene Apparat epigonenhafter Lyrik. Freilich, da war auch manches andere in dem Büchlein, das uns aufhorchen ließ, da waren zwei, drei Lieder, in denen ein eigener Ton klang, wenn auch nur dünn, wenn auch leicht verhallend, so doch ein eigener Ton; wir nennen hier nur ein mundartliches Gedicht ‚Der Wiaver‘, sowie aus dem Zyklus ‚Elisabeth‘ folgende ‚Ferne‘, ‚Sehnsucht‘ und ‚Ich liebe dich‘ überschriebene Lieder, deren letztes wir hierher stellen wollen:

Du hast dein Lächeln wie einen Anker in den Grund meiner Seele gesenkt,
Deine Blicke sind Ketten, daran das Schiff deiner Liebe hängt.
Und hoch über mir und tief unter dir wogt das brausende Meer:
Ich halte dich, ich lasse dich nicht, geht noch die See so schwer.

Auch in manchem visionär aufsteigenden Bilde glaubten wir eine Begabung zu erkennen, der aber immer noch das Letzte, Eigentlichste fehlte, das große Erlebnis, das die Verse mit Blut füllt und die Kunst erst zu Kunst macht. Denn die Liebe, die scheinbar diese Feder geführt hatte, diese Liebe hatte sich nicht als mächtig genug erwiesen, aus einer Begabung auch einen Dichter zu machen, und die Rosen, die der Verfasser im ersten Gedicht anrief, die Rosen wurden welk, als Druckerschwärze sie aufs Papier bannte.

Dennoch ist das Erlebnis gekommen; die Rosen der Liebe verwelkten ohne Duft, aber andere Rosen erblühten, Rosen, genährt vom Blute des Kampfes, der Vaterlandsliebe und tiefster Gottes-Inbrunst. Es kam etwas anderes, als der Verfasser im letzten Gedichte des ersten Buches erwartete; dort rief er:

Eilen wir, Seele,
Der Liebe entgegen,
Der alles versöhnenden,
Himmlischen Liebe!

Zerrissene Welt voll Zwietracht empfing ihn und riß ihn empor, der Weltkrieg brandete über ihm zusammen. Heinrich Lersch wurde Soldat, kämpfte in der Winterschlacht in der Champagne und wurde verwundet. Blut füllte seine Verse und schwellte sie mächtig; da war keine blasse Klage mehr, alles wurde Leben und erschauerte in großen Rhythmen erbarmungsloser Kunst. Im Gebrüll der Schlacht drang Gottes Atem in das zitternde Herz, flackerndes Auge wurde klar, lallende Lippe fand das rechte Wort; wo das Wunder leibhaftig geschieht, ist keine Zeit mehr, sich zu wundern: erbarmungslos, wir sagten es schon vorhin, erbarmungslos hat die Hand den Griffel, der sich sträubt, zu führen und getreu aufzuzeichnen, was ihr befohlen und gegeben ist.

So entstand Lerschens zweites Buch: ‚Herz! Aufglühe dein Blut.‘ Gedichte im Kriege. (Jena, 1916), ein Buch so ungleichmäßig, aber auch so dichterisch wie

nur möglich, ein tolles Buch aus dilettantischem Versagen und schmerzlich atemraubender genialischer Kunst, das schwache Herzen in der brennenden Tiefe seines Gotterlebens fast gotteslästerlich anmuten könnte, wenn es nicht eben doch immer so wildheilig und so flammenrein wäre, wie es ist. Vergleichen wir dies an einigen Beispielen.

‚Nun zürnst du, Gott, durch des Menschen eigene Hand,
So groß hast du ihn gemacht, daß er dich fast überwand.
Deine Schrecken sind worden Spiel, dein Gewitter ist ein Genuß,
So groß hast du ihn gemacht, daß selbst er sich strafen muß.
Noch Größeres gabst du ihm, Gott, seine Liebe zu Kind und Weib,
Zur Heimat, die du ihm gabst, die schützt er mit seinem Leib.
Gott, dich lobt nun sein Tod, das Grauen, die Not und der Schmerz,
So groß bist du selbst in des Menschen elendem Herz;
Du bist in der Treue, du bist im Harren, im Sieg,
Dich lobt das Leben, der Tod, die Schlacht und der Krieg.‘
(Aus ‚Im Artilleriefeuer‘ I.)

Oder ein anderes, etwa dieses, das „Hört ihr?‘ überschrieben ist:

‚Hört ihr die Soldaten beten?
— Unser Gott, bist unsere Pflicht!
Aus den Schlünden der Kanonen
Unsere stärkste Liebe spricht.
Schießen wir ihm die Patronen —
Vater unser durch den Lauf,
Und ein Kreuz soll darauf thronen:
Bajonette pflanzet auf.‘

Nicht wahr, da könnte jeder glauben, dies wäre Zynismus, denn es kommt im weiteren Verlaufe des Gedichtes noch schlimmer, es wird sogar von ‚Kugel-Handgranaten-Rosenkränzen‘ gesprochen, aber nun merke man sich den Schluß dieses rasenden Liedes:

Wir sind einmal Henkersknechte,
Gott hat selbst uns ausgewählt,
Kreuzigen die Menschenliebe,
Die in uns zu Tod gequält.
W e n n s i e n i c h t u n s t e r b l i c h b l i e b e,
W ä r s i e G o t t e s K r a f t n i c h t v o l l:
U n d w i r k r e u z i g e n d i e L i e b e,
D a ß s i e e u c h e r l ö s e n s o l l.

Die letzten vier Zeilen haben wir gesperrt drucken lassen, um sie noch mehr zu unterstreichen. Wer hat je gewagt, so erbarmungslos (wir sagen es wieder), so besessen von göttlicher Nüchternheit, so deutlich die gespenstische Notwendigkeit des Krieges zu singen wie dieser Heinrich Lersch? Ist das nicht eine Sprache, wie wir sie seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht wieder gehört haben. Ein Schritt weiter, und wir stehen vor Augustinus und seiner ‚Felix culpa‘, ein anderer — und versehrend schlägt uns die Flamme der heiligen Theresa ins Gesicht. Aber nur weiter mit den Beispielen. Da ist ein Gedicht, ‚Erinnerung‘ überschrieben, da schreit Christus mitten in der Hölle des Weltkrieges zum Vater: ‚Sieh, wie sich die Menschen hassen, / Mich willst du nicht noch einmal kreuzigen lassen?‘ Christus geht schmerztaumelnd, wo Judas hängt:

Er nimmt den Strick. Gott schweigt. Die Schlinge hängt am Ast.
Noch einmal Christus schreit. — Dann schwankt die Last
Des Dulderleibes, der umsonst geblutet,
In Schlachtfeldmitten, wo die Hölle glutet.
Als hätten tausend glühende Zangen mich gepackt,
Zerreißt mein Leib. Ich seh die Seele nackt
Aus meinem schmerzerstarrten Körper fliegen,
Um sich um Christus, unsern Herrn, zu schmiegen.

Und dann nach Christus' Opfer kommt der Friede, Sang und Jauchzen, der süße Frieden.

Will man mehr? Nur noch dies, die letzten Zeilen des Buches, eine Anrufung der Mutter Gottes, diese letzten Zeilen:

O Mutter Gottes, du kannst ja nicht in die prächtigen Häuser der Reichen gehen,
Komm du nur zu uns, wir können die große Gottesliebe verstehen.
Du willst ja nur die Armen, Reinen und Frommen, nur liebende Menschen um dich haben:
O Mutter Gottes, dann komm zu mir, zu uns in den vordersten Schützengraben.

Aber man lese dies lange Gedicht ganz von Anfang bis zum Ende und nehme es in die Schulbücher auf, denn der himmlische versöhnende Kämpfergeist dieses Liedes, dieser deutsche Geist ist es, in dessen Zeichen Deutschlands Aufgang vor sich ging und ewiglich geh'n wird.

Es sind andere Dinge in dem Buche, die uns weniger zusagten, es sind aber auch schöne, melodisch reizend durchgebildete Lieder darin, wie z. B. ‚Soldatenabschied', ‚Das Heer', ‚Soldatenliedchen', ‚Das kleine Kügelein'; Lieder von einer bezaubernden Innigkeit des Tones, wie ‚Abend', ‚Nächte nach den Schlachten', ‚Ein Kamerad', ‚Rückkehr aus dem Kriege', ‚Das Herz', ‚Brüder'. Doch schöne Kriegslieder sind auch einigen anderen Dichtern gelungen; wesentlicher erschien uns das Erleben des ewigen Gottes, das Lersch im Kanonenbrüllen kam, und nur dieses wollten wir hier hervorheben.

Manch einer könnte fragen, wie kommt es, daß dieser Dichter, dessen Zunge in seinem ersten Buche nicht gelöst war, nun so frei und bedeutend spricht? Ja, das ist es ja, wovon wir im Beginn dieser Zeilen sprachen: Kunst wird erst wirklich zur Kunst, wenn das große Erlebnis die Verse mit Blut füllt und die stammelnde Zunge löst. Es ist immer das gleiche Erlebnis, das dem einen hier begegnet und dem andern dort, es ist immer die heilige Weihe Gottes, die des Dichters Adern schwellen macht, das Ungeheuere, das sein menschliches Wesen völlig aufsaugt und in glorreicher Wandlung tönen macht, denn was hier sterblich Fleisch und Blut ist, dort oben wird es unsterblich Wort und Flamme.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Febr. 1916*

Unentwegt geht der Lügen- und Verleumdungsfeldzug unserer Gegner weiter. Zwar sind es nur ‚Worte‘, die bloß seelischen, keinen stofflichen und leiblichen Schaden verursachen, übrigens ein mittelbares Zugeständnis kriegerischer Schwäche sind. Doch bricht sich die Wahrheit der deutschen ‚Taten‘ nur langsam Bahn. Im Zeitalter des Fernschreibers und Fernsprechers hat sie jetzt ‚die kurzen Beine‘ und muß mit Geduld und Beharrlichkeit weiterarbeiten, bis sie endlich durchbringt. In der Entstellung der Geschehnisse und wirklichen Verhältnisse schoß wohl der russische Minister Sassanow mit seiner Rede, die er im Februar in der Duma hielt, den Vogel ab. Wertlos wäre, sie ebenfalls mit Worten widerlegen zu wollen. Ihm und seinen britischen Mitarbeitern gaben die Februar-Erfolge des Vierbundes im Westen und in Albanien die beste Antwort. Den deutschen Friedensfreunden aber, die in ihrer traumbildlichen Verblendung die gegebene Kriegslage nicht berücksichtigen und zum Schaden des Vaterlandes die unrichtige Anschauung vertreten, daß das Deutsche Reich nur die Hand zum Friedensschlusse auszustrecken brauche, sei dringend empfohlen, die von Minister Asquith kürzlich im britischen Unterhause kundgegebenen Friedensbedingungen des Einkreisungsverbandes recht eingehend in sich aufzunehmen. Nichts weniger bezwecken sie als die Vernichtung Deutschlands. Wohl am stärksten beweisen sie durch ihre Ausführungen, daß jedes Entgegenkommen des Vierbundes von den Feinden als schwächliche Nachgiebigkeit ausgelegt und zu noch größeren Forderungen ausgebeutet würde. Noch ist die zwingende Hauptentscheidung des Weltkrieges nicht gefallen, und so lange kann von Friedensverhandlungen keine Rede sein. Zu den stärksten Schlagwörtern, die von den feindlichen Lügen-Ministern und -Herrschern gegen das Deutsche Reich geschleudert werden, gehört die von ihnen als unerläßlich bezeichnete Beseitigung des preußisch-deutschen ‚Militarismus‘, der Wehrherrschaft. Unrichtige militärische Auffassung unserer ausschließlich für hartnäckige Vaterlandsverteidigung bestehenden Wehreinrichtungen, die im Frieden stets die völlige Kriegsbereitschaft sicherten und im jetzigen Völkerkampfe glänzend sich bewährten, darf bei unseren Feinden nicht angenommen werden. Viel wahrscheinlicher dürfte sein, daß das täuschende Schlagwort eben nur ein Glied der Lügen- und Verleumdungskette ist, mit der die gegnerischen Regierungen ihre eigenen und die neutralen Völker fesseln. Denn das Deutsche Reich bewies von 1871—1914 tatsächlich, daß es friedensliebend ist wie auch sein von den Feinden besonders verunglimpfter Kaiser. Nach 26jähr. friedlicher Herrschaft erwartete er im Sommer 1914 offenkundig so wenig den Kriegsausbruch, daß er trotz des Fürstenmordes in Serajewo seine gewohnte Nordlandfahrt ausführte. Eine absichtliche große Lüge ist es also, wenn die eigentlichen Kriegsveranlasser immer wieder die Schuld von sich auf das Deutsche Reich und dessen erhabenen Herrscher abwälzen wollen, dabei unsere im Frieden getroffenen Verteidigungseinrichtungen als kriegerische Angriffsvorbereitungen hinstellen. Von einer Unkenntnis oder bös-

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Januar 1916‘ Hochland, Märzheft Nr. 6 von 1915/16 Rundschau S. 742.

willigen Nichtbeachtung der deutschen Reichsverfassung zeigt auch, wenn die Gegner versuchen, dem Kaiser die Verantwortung für den Kriegsausbruch aufzubürden, denn zur Erklärung des Krieges im Namen des Reichs ohne vorher erlittenem Angriff ist nach Artikel 11 der Reichsverfassung die Zustimmung des Deutschen Bundesrates erforderlich. Damit allein schon war der angeblich von Deutschland auf den Einkreisungsverband ausgeführte Kriegsüberfall ausgeschlossen. In Wahrheit erfolgte jedoch solcher, vom Einkreisungsverband seit Jahren heimlich vorbereitet, gegen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn. Schon am 28. Juli 1914, also vier Tage vor Kriegsausbruch, nahm die französische Regierung 800 heimkehrende Deutsche gefangen, die von Amerika kommend in Frankreich landeten. Bloß deshalb, weil die Streitkräfte der Mittelmächte völlig kriegsbereit waren, gelang es, wirksam dem Überfall zuvorzukommen und sogleich angriffsweise in die feindlichen Gebiete einzudringen. Im zukünftigen Frieden werden wir uns also durch stetige, vielleicht sogar gesteigerte Kriegsbereitschaft gegen böse Nachbarn noch besser schützen müssen. Dazu übersehen bei Anwendung des Schlagwortes ‚Militarismus' unsere Feinde geflissentlich, daß solche Wehrherrschaft bei ihnen in viel ausgeprägterem Maße bestand: bei den Briten zur See, bei den Franzosen und Russen zu Land, wobei von dem Kleinstaat Montenegro, der die allgemeine Wehr- und militärische Dienstpflicht auf die Spitze trieb, ganz abgesehen werden soll. Insgesamt hatten sie eine außerordentliche Überzahl an See- und Landstreitkräften, die sie aber im Kriege glücklicherweise militärisch nicht erfolgreich zu verwerten wußten. In der Zahl allein liegt eben nicht der Erfolg, sondern vor allem in der Tüchtigkeit. Deren vorteilhafte Ausnützung zum Siege ist dann Sache des Führungsgeschickes.

Am eindringlichsten beweisen dies wohl die Erfolge im Seekriege von den an Zahl weit unterlegenen aber kühn und geschickt geführten deutschen und österr.-ungar. Flotten. Betragen doch die Verluste der feindlichen Seestreitkräfte von Kriegsbeginn bis Ende Januar 1916 schon 133 Kriegsschiffe mit rund 500 000 Tonnen. Zwar kam es auf dem Wasserspiegel auch im Februar 1916 wieder zu keiner entscheidenden Schlacht und erfolgten nur einige kleinere Gefechte in der Nordsee und im Adriatischen Meere, dafür aber wurde von den Seestreitkräften des Vierbundes der langsam, doch stetig vernichtende Kampf unter dem Wasserspiegel äußerst wirksam fortgesetzt. Am 18. Februar 1916 war es ein Jahr, daß der Unterseebootkrieg als Vergeltung für die versuchte ‚Aushungerung' der Mittelmächte nach vorheriger Ankündigung in verstärktem Maße einsetzte. Insgesamt wurden 611 feindliche Schiffe, darunter fünfzig Kriegsfahrzeuge, mit einem Gesamtgehalt von ungefähr 1¼ Mill. Brutto-Registertonnen torpediert. Hievon entfallen auf Großbritannien 244 Handelsdampfer, 9 Segelschiffe, 117 Fischdampfer, 26 andere Fahrzeuge und 1 Motorboot, ferner an Kriegsschiffen 5 Kreuzer, 12 Hilfskreuzer, Truppen- oder Verpflegsschiffe, 5 Torpedoboote, 2 ägyptische Kanonenboote, 4 Unterseeboote, 2 Minenleger und 1 Regierungsjacht. Frankreich verlor 28 Handelsdampfer, 5 Segelschiffe, 1 Fischereifahrzeug, 3 Unterseeboote, 3 Truppendampfer, 2 Kreuzer, 1 Hilfskreuzer und 1 Torpedoboot; Rußland 8 Handelsdampfer, 12 Segelschiffe, 2 Minenleger, 1 Torpedoboot, 3 Torpedoschiffe und 3 Kanonenboote; Italien: 14 Handelsdampfer, 4 Segelschiffe, 1 Motorschoner, 3 Kreuzer, 2 Torpedoboote und 4 Unterseeboote; endlich Belgien 6 Handelsdampfer und 2 Fischereifahrzeuge. Außerdem wurden 59 mit Banngut beladene neutrale Handelsschiffe versenkt. Langsam aber sicher trug der

von unseren Feinden anfänglich stark verspottete Unterseekrieg seine Früchte. Durch die Vernichtung von mehr als einer Million Tonnen Laderaum der gegnerischen Handelsflotten wurden die Frachtsätze um 50 bis 75 v. H. und damit die gesamte Lebenshaltung in den feindlichen Ländern außerordentlich verteuert. Dazu betragen in Großbritannien allein die Verluste an Schiffen und Ladungen den Wert von Hunderten von Millionen Mark. Seit Mitte Februar wurden nach Zeitungsberichten schon wieder gegen 40 feindliche Schiffe, darunter 8 Kriegsfahrzeuge teils durch gelegte Minen, teils durch Torpedierung versenkt. Wenn auch durch Neubauten die Verluste zum Teil wieder ersetzt werden, so wächst doch mit der Zeit die Einbuße höchst empfindlich an. Vom 2. März an soll seitens des Vierbundes wegen der zu Angriffen auf Unterseeboote bestimmten und bereits öfters verwerteten Bewaffnung der feindlichen Handelsschiffe nach amtlicher Ankündigung eine erhebliche Verschärfung des Unterseekampfes eintreten. Dann werden sich die Schiffsverluste unserer Gegner erheblich steigern und zu deren allmählicher Zermürbung besonders beitragen. Wird doch von den britischen Machthabern der ganze Krieg mehr nach überwiegend kaufmännischen als nach rein militärischen Bestrebungen geführt. Allmählich könnten sie zur Einsicht kommen, daß die versuchte Vernichtung des deutschen Welthandels an der falschen Vorausberechnung mißlingen wird. Eigene Verluste in solchem Umfange setzten sie anscheinend dabei nicht an. Außer der von ihnen herbeigeführten ruchlosen Zerfleischung der Menschheit kann die Kriegsfortsetzung auch eine allgemeine Verarmung, jedenfalls für die besiegten Völker, herbeiführen. Deshalb möge das deutsche Volk im treuen Zusammenwirken mit seinen Verbündeten alles aufbieten, den Sieg zu erringen und damit den Welthandelskrieg zu gewinnen.

Erfolgreich ergänzt wird der Unterseekrieg in seiner allmählich vernichtenden Wirkung durch den Luftkrieg. Neben der wirksamen Unterstützung der Heerführung durch Aufklärung, Sicherung im Luftkampfe, Beschießung der feindlichen Streitkräfte und Hilfsmittel, dann Lenkung des eigenen Geschützfeuers macht sich auch die Mitarbeit zur Vernichtung feindlicher Schiffe geltend. Besonders aber sind die zerstörenden Luftangriffe auf kriegsfördernde feindliche Befestigungen, Hafenanlagen, großgewerbliche Einrichtungen usw. hervorzuheben. Hervorragenden Erfolg hatte der große, in der Nacht vom 31. Jan. zum 1. Febr. ausgeführte Zeppelinangriff auf die Westküste von Mittelengland, wobei die wichtigen Kriegsanlagen in Liverpool, Manchester, Sheffield, Nottingham, Birmingham, Humber und Great Yarmouth mit Bomben beworfen und nach neutralen Berichten erheblich beschädigt, auch mehrere Kriegsschiffe zerstört wurden. Besonders stark sei die seelische Wirkung gewesen, wie mittelbar die Klagen der englischen Zeitungen über wirkungslose Abwehrmaßnahmen bestätigen. Nach amtlichen britischen Mitteilungen seien außerdem 164 Menschen getötet oder verwundet und 393 Bomben geworfen worden.

Im Westen blieb die allgemeine Kriegslage während des Monats Februar im großen und ganzen nahezu gleich wie im Januar. Noch immer herrscht der Stellungskampf und liegen sich die Gegner von der Nordsee bis zur Schweizergrenze in fortlaufenden Schützengräben auf kürzeste Entfernungen einander gegenüber. Doch besserte sich zugunsten der Deutschen die Lage erheblich, indem diese ihre schon am 21. Januar begonnenen örtlichen Teilangriffe wirksam fortsetzten und damit dem mit lauten Worten schon lange angekündigten großen Frühjahrsangriffe der Feinde durch erfolgreiche Taten zuvorkamen. Überall konnten sie in vielen, hier nicht aufzählbaren Kämp-

sen erhebliche Geländevorteile erringen und dem Gegner beträchtliche Verluste beibringen, steigerte sich doch allein die Zahl der im Deutschen Reiche befindlichen französischen Gefangenen auf mehr als 300 000. (Zum Vergleich diene, daß in dem nur sieben Monate dauernden Krieg 1870/71, ungerechnet die Besatzung von Paris und die in Belgien und der Schweiz eingeschlossenen Entwaffneten, 384 000 französische Gefangene in deutschem Gewahrsam waren.) Einen besonders starken, wohlvorbereiteten und erfolgreichen Angriff begannen die Deutschen am 22. Februar auf die Befestigungen von Verdun. Dank den ungewöhnlich starken Wirkungen der deutschen schweren Artillerie gelang es der tapferen, todesmutigen Infanterie die nördlich Verdun beherrschend gelegene Feste Douaumont (Doppelberg) zu erobern, den äußeren Vorwerksgürtel zu durchbrechen und auch östlich Verdun die Verteidiger auf die Côtes Lorraines (lothringischer Steilhang) zurückzuwerfen, bis Monatsschluß mehr als 200 Quadratkilometer Bodenfläche zu erobern, dazu gegen 17 000 unverwundete Gefangene mit 78 meist schweren Geschützen, 86 Maschinengewehren und unübersehbare Kriegsstoffe zu erbeuten. Noch sind die Kämpfe bei Schluß des 19. Kriegsmonats nicht abgeschlossen, deshalb ist auch eine festbegründete Meinung darüber nicht möglich; im Wesen kennzeichnen sie sich als gewaltsamer Angriff auf die Festung Verdun. Solch abgekürztes Verfahren gestatten der deutschen Heeresleitung die außerordentlichen, noch nicht dagewesenen und bis jetzt von keiner Artillerie erreichten Wirkungen ihrer neuen schweren Geschütze. Mit deren Hilfe wird hoffentlich Verdun, das mit seinen Außenwerken wie ein Keil vorgeschoben in den deutschen Stellungen liegt, bald in deutschem Besitz sein. Dann könnte dem angekündigten großen Frühjahrsangriffe des Einkreisungsverbands mit vermehrter zuversichtlicher Ruhe entgegengesehen werden.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze fanden im Februar größere Infanteriekämpfe nicht statt, auch kleinere verhältnismäßig wenig; bei diesen gelang es jedoch den österr.-ungar. Truppen, einige Geländevorteile zu erringen und damit ihre Stellungen zu verbessern. In der Hauptsache blieb die Kriegslage unverändert wie seit Ende Mai 1915 und zeigte das Wesen des Stellungskampfes mit Geschützfeuer, Handgranaten- und Minenanwendung. Abwechslung erfolgte durch beiderseitige Fliegerangriffe, wobei jedoch die geschickt und kühn geführten österr.-ungarischen bedeutend mehr Erfolge erzielt haben sollen als die italienischen, von denen der auf Laibach gerichtete, großzügig angelegte kläglich scheiterte.

Im Balkangebiete, dem bisherigen Hauptkriegsschauplatze, wurden während des Februar 1916 die Aufräumungsarbeiten stetig fortgesetzt. Bei den Schwierigkeiten des unwegsamen und unwirtlichen Gebirgslandes mit dessen geringen Hilfsmitteln können sie nur langsam vor sich gehen; fast aller Nachschub muß im westlichen Teile mit Tragtieren befördert werden. Gleichwohl gelang es den von albanischen Freiwilligenscharen unterstützten österr.-ungarischen Truppen nach einigen kleineren Gefechten am 22. Februar bei Durazzo die Italiener und ihren sauberen Bundesgenossen Essad, der jenen an Treulosigkeit und Verräterei gleichwertig ist, entscheidend zu schlagen und am 26. Februar Durazzo in Besitz zu nehmen. In schmählicher Flucht und hastiger Unordnung schifften sich die Italiener und Essad-Leute auf Kriegsfahrzeugen ein, den Siegern eine reiche Beute von 23 Geschützen, 10 000 Gewehren, vielen Kriegs- und Verpflegungsvorräten sowie 17 Segel- und Dampfschiffen überlassend. Inzwischen setzten die Bulgaren, von denen amtliche Mitteilungen fehlen, nach Zeitungsnachrichten ihren Vormarsch auf das von angeblich 40 000 Italienern besetzte Valona

fort und besetzten am 13. Februar nach griechischer Angabe den 25 Kilometer östlich liegenden Ort Fieri. Vor ihnen zogen sich serbische Truppen aus der Gegend von Elbassan und Tirana über die griechische Epirusgrenze nach Santi Quaranta zurück und schifften sich nach Korfu ein, wo die Reste der serbischen und montenegrinischen Heeresteile gesammelt und neugeordnet werden. Scheinbar ist das Balkangebiet jetzt nicht mehr Hauptkriegsschauplatz, aber die Aufräumungsarbeiten haben noch zwei wichtige Aufgaben zu erfüllen, die kurz mit Valona und Saloniki zu bezeichnen sind und möglicherweise das Balkangebiet wieder zum Hauptkriegsschauplatze des Völkerkampfes werden lassen.

Im Osten fanden während des 19. Kriegsmonats keine entscheidenden Kämpfe statt, die eine Änderung der allgemeinen Lage hätten herbeiführen können. Wie seit langem schon liegen die schwach nach Osten ausgebogenen Kriegsgrenzen immer noch zwischen Nordrumänien und dem Rigaischen Meerbusen. Größeren Heeresbewegungen setzte vermutlich der mit ungeheueren Schneemengen und strengem Frost eingetretene Nachwinter bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Doch scheinen die Russen nach rumänischen Zeitungsberichten durch erhebliche Truppenansammlungen in Beßarabien einen starken Frühjahrsangriff vorzubereiten, während sie an den beßarabisch-rumänischen und finnisch-schwedischen Grenzen bereits ausgedehnte Verteidigungsmaßnahmen trafen. Nach dänischer Meldung von Anfang Februar beschlagnahmte die russische Regierung 900 deutsche Besitzungen und verwendet nun die Einnahmen daraus für ihre Zwecke. In deutscher und österr.-ungarischer Gewalt befinden sich mindestens 300 000 Quadratkilometer russischen Gebietes mit 10 bis 12 Millionen Einwohnern. Hoffentlich wird hier Vergeltung geübt, um die beraubten Deutschen schadlos zu halten.

Von den türkischen Kriegsschauplätzen bildeten die beiden asiatischen im Kaukasusgebiete und in Mesopotamien auch während des Februars noch die Brennpunkte des Weltkrieges. Leider sind die türkischen Berichte wenig aufklärend und in starkem Widerspruch mit den gegnerischen, besonders den russischen, Veröffentlichungen. Deshalb ist der wirkliche Stand der Dinge nicht einwandfrei zu erkennen. Selbstverständlich sind wir geneigt, unseren Bundesgenossen mehr zu vertrauen als den Feinden. Aber auch hiernach scheinen die türkischen Streitkräfte im Kaukasusgebiet einen starken Rückschlag erlitten zu haben und aus dem russischen Gebiete etwa 150 Kilometer weit in das eigene Gebiet bis Bitlis zurückgedrängt worden zu sein. Im Weltkriege kann keine Niederlage und kein Sieg vorkommen, ohne eine Rückwirkung auf die Gesamtkriegslage auszuüben; in diesem Falle ist solche Fernwirkung schwächer, sowohl wegen der weiten Abgelegenheit als insbesondere der verkehrshemmenden Unwegsamkeit des östlichen Kleinasiens. So bedauerlich der türkische Mißerfolg an sich ist, gibt er doch zu ernsten Bedenken keinen Anlaß. Durch die dortigen Kämpfe werden sehr starke russische Kräfte von anderen wichtigeren Kriegsschauplätzen abgezogen, auch darf man sicher vertrauen, daß es unseren osmanischen Bundesgenossen ebenso wie auf Gallipoli und in Mesopotamien gelingen wird, die eingedrungenen Feinde wieder zurückzuwerfen. Am Tigris kamen inzwischen die Heeresbewegungen zum Stillstand, ein Teil der britischen Streitkräfte, etwa 16 000 Mann, ist südlich Kut-el-Amara von den Türken eingeschlossen, während den Entsatztruppen der Weg dorthin verlegt ist. Ernste Schlappen erlitten russische Truppen durch etwa 40 000 Mann persische Freischaren in Nordpersien, wodurch ihre beabsichtigte Hilfe für die in Mesopotamien bedrängten Briten vereitelt wurde. In Aden am Roten Meere sollen sich die britischen Besatzungstrup-

pen ebenfalls in bedrängter Lage befinden. Doch sind alle die günstigen Nachrichten aus Arabien und Ägypten, ebenso wie die über Aufstände der Mohammedaner in Indien, auf Ceylon und Sansibar nicht verlässig bestätigt und deshalb mit Vorsicht aufzunehmen. An die dortigen Kriegsverhältnisse muß besonders wegen der mangelnden Verkehrserleichterungen ein durchaus anderer Maßstab angelegt werden. Vor allem ist Geduld nötig!

Aus unseren Schutzgebieten kam die betrübende Kunde, daß der Widerstand der deutschen Schutztruppen in Kamerun nach Aufbrauch der Kampfmittel zu Ende ging, unsere tapferen Krieger jedoch bis auf wenige Reste in neutrales spanisches Gebiet sich zurückziehen konnten. Da der Vierbund mehr als 400 000 Quadratkilometer europäisches Gebiet mit mehr als 30 Millionen Einwohnern der Gegner als wertvolleres Faustpfand besetzt hält, können wir beim Friedensschluß mit Sicherheit auf Wiedergewinnung unserer jetzt verlorenen Schutzgebiete rechnen. Dagegen kommen andauernd günstige Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika, wo unsere reichlicher mit Waffen und Schießbedarf ausgestatteten zahlreichen Schutztruppen bis jetzt erfolgreich kämpften.

Im Verhalten der neutralen Mächte trat während des 19. Kriegsmonats eine wesentliche Änderung nur in Portugal ein, wo die unter britischem Druck stehende Regierung, in räuberischer Absicht der maßgebenden englischen Kaufmannschaft, die deutschen Handelsschiffe, die bei Kriegsausbruch in die ‚neutralen‘ portugiesischen Häfen sich flüchteten, beschlagnahmte. Abrechnung bleibt vorbehalten! Unentschieden und schwebend ist endlich noch die U-Bootfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Im inneren Kriegsleben des deutschen Reiches zeigt sich immer mehr, daß die unbedingten Höchstpreise dem Lebensmittel- und sonstigen Warenwucher nicht ausreichend steuern können, indem Hervorbringer und Händler einfach mit den Vorräten zurückhalten, um höhere Höchstpreise zu erpressen. Deshalb sei der Vorschlag der ‚bedingten Höchstpreise‘ erneuert.

Wie günstig übrigens die Gesamtkriegslage für den Vierbund ist, beweisen als sicheres Anzeichen die den Burgfrieden störenden Streitigkeiten der politischen Parteien im preußischen Abgeordnetenhause. Sie werden geführt ohne alle Rücksicht auf den tobenden äußeren Krieg, wie wenn schon der entscheidende Sieg gewonnen wäre und wir im tiefsten Frieden stünden. Daran könnten sich manche ‚Miesmacher‘, die schwarzseherischen, ängstlichen Gemüter aufrichten, die trotz des günstigen Standes immer noch Befürchtungen hegen. Damit zeigen sie teils Kriegsunkundigkeit, teils Mangel an Begabung, die sie bei ungenügendem Auffassungsvermögen mehr den absichtlich unrichtigen, lügenhaften Berichten der ausländischen Zeitungen als den amtlichen Berichten unserer Obersten Heeresleitungen vertrauen läßt. Besser würde sein, wenn sie sich jetzt eifrigst an dem wirtschaftlichen Kampfe mit ‚Silberkugeln‘ beteiligen und nach Kräften die neue deutsche Kriegsanleihe zeichnen würden. Je mehr Geld sie für das Vaterland herleihen, um so mehr tragen auch sie zum Siege bei. Besonders die Auslanddeutschen könnten hier vaterländische Opferwilligkeit durch Taten erweisen. Alle Deutschen sollten eifrigst dazu beitragen, dann können wir um so eher durchhalten und siegen!

Abgeschlossen 1. März 1916.

Generalmajor Friedrich Otto.

Neue Fahrten ins Heilige Land.

Die frommen Pilgerfahrten des Mittelalters nach dem gelobten Land haben einen doppelten Niederschlag gefunden. Den einen in den vielen Pilgerberichten, worin die Reisenden ihre Erlebnisse und Erinnerungen aufzeichneten, den anderen

in den Büchern und Bildern der Mystik. Der echte Mystiker, dem Christus alles, und Daten, Örtlichkeiten, Gebäude und Ereignisse nur Symbole waren, pilgerte aus stiller Klause kraft der Stärke seiner Kontemplation an die heiligen Stätten. Er hatte ein so klares inneres Anschauen, daß er nicht nur betrachtete, wie der Herr den Kreuzweg wandelte oder in die Tiefe des Ölgartens entwich, sondern er ging geistig-leiblich mit ihm, kniete sich an seine Seite, vernahm das bange Rauschen der Ölbäume und sah die heilige Stadt als einer, der durch sie schreitet und ihr Pflaster betritt. So erzählt Heinrich Seuse ‚von dem elenden Kreuzgang, den er mit Christus nahm, da man ihn ausführte in den Tod'. ‚Er fing es an mit ihm an dem letzten Nachtmahle, und richtete sich mit ihm von Statt zu Statt, bis daß er ihn brachte vor Pilatum. Zuletzt nahm er ihn vor Gericht, als wäre er verurteilt, und ging mit ihm aus den elenden Kreuzgang, den er tat von dem Richthaus bis unter den Galgen. . . . Nun wurden der Gassen vier. Die erste Gasse ging er mit ihm aus in den Tod, in der Begierde, daß er sowohl Freunden als auch dem vergänglichen Gute wollte ausgehen und leiden ihm zu Lobe trostloses Elend und willige Armut . . .' So sind ihm denn Wege, Tore und Stiegen nur Anlaß, um an Wege der Buße, Tore zur Stadt Gottes, Aufstiege zu Gott zu denken. Wohl hat er auch Pilgerbücher gelesen. Denn er weiß, daß das Haus von Sankt Annen an dem Wege der Marter gezeigt wurde. Aber er macht sein eigenes Kloster so sehr zu Jerusalem und Golgatha, daß die Abstände von Raum und Zeit gar keine Rolle mehr spielen. Er sieht den Heiland so gut wie leibhaftig: ‚Und da sie ihn also jämmerlich vorantrieben, so gedachte er, wie billig davor alle Augen ernassen sollten und alle Herzen erseufzen.' ‚So er dann brachte Maria unter das Tor zu Jerusalem, so trat er ihr vor am Wege und blickte wieder zu ihr, wie elendiglich sie hereingehend kam.' Zwar ist es nur der Kapitelsaal, der Kreuzgang oder ‚Chores Türe' oder ‚die Stiegen der Kanzel hinauf', die er in seinen einsamen Betrachtungen wandelt, aber ‚das Bild war ihm bisweilen so gegenwärtig, gerade als ob Christus leiblich an seiner Seite ginge' und ‚er bildete sich das, so er nur immer eigentlichst konnte, in sich, als ob der Herr ganz dicht müßte an ihm hingehn'.*

Man sieht aus solchen Berichten, daß sogar tiefste Innerlichkeit nach äußerer Anregung begehrt, aber auch wie wenig sie nötig hat, um sich zur höchsten Glut zu entzünden. Wie verschieden ist die Stimmung solcher Wanderungen von der Geistesverfassung vieler Pilger. Dort ein bloßer Rahmen und überwältigende Herzenserlebnisse; hier eine endlose Reihe äußerer Eindrücke, ein beständiges Fragen frommer Neugierde, ein Haschen und Tasten nach ‚Sehenswürdigkeiten', nach wunderbaren Gegenständen und Örtlichkeiten, eine Sucht, Andenken aller Art zu erobern, eine Gier nach Vielerlei und Erregendem! Diese Gier und Neugier hat an allen Wallfahrtsorten, insbesondere in Palästina, eine zahllose Menge von ‚Mirabilia' geschaffen. Die Pilger fragten. Und es gehört zum sattelfesten Pilgerführer, daß er immer eine Antwort weiß und nie weniger an Merkwürdigem vorzeigen kann, als verlangt und erwartet wird. Damit soll nicht gesagt werden, daß das Reisen an heilige Orte nicht auch wahrhaft tiefe und fromme innere Erlebnisse erwirkt hat. Aber ich finde in der ganzen Pilgerliteratur nichts ähnlich Ergriffenes, Zartes und Frommes, als was der selige Seuse und andere Heilige in der Einsamkeit ihrer Zelle auf ihren geistigen Pilgerfahrten empfunden haben.

Wenn nun die Prahlsucht der Pilgerführer und der heischende Eifer der Reisenden Traditionen gehäuft, Reliquien

* Denifle, die deutschen Schriften des Seligen Seuse. München. 1880. S. 51

aufgestapelt und Legenden in wirrer Menge zusammenphantasiert hatten, so war es wieder notwendig, daß klare Forscher, Archäologen, Liturgiker und andere Geschichtsfreunde hinüberreisten, um kühl prüfend von Ort zu Ort zu wandern, oder sie mußten doch die vorhandenen Aufzeichnungen untersuchen, um darzutun, was junger und was alter Überlieferung angehört. Bischof Keppler ist vor wenigen Jahren nach Palästina gegangen, um zugleich zu beten und zu prüfen. Er führt seine Leser behutsam an die Stätte, die heilig gilt. Hat sie sich als solche erwiesen, dann redet er im Tone des wortgewaltigen Redners zum Gefühl der Pilger.* Ganz anders führt Gustav Klemeth in seinem Buche über die heiligen Orte.** Er wendet sich nur an die Wissenschaft, und er redet so, daß ihm streckenweise nur Fachgelehrte nachprüfend folgen können. Und doch hat der mit topographischen Überlieferungen anderer Wallfahrtsorte Vertraute manchmal das Gefühl, daß er die Zeugnisse seiner Gewährsmänner zu hoch einschätzt. Historische Stätten galten während des ersten Jahrhunderts wenig, ausgenommen die Gräber. Und auch diese wurden vor Vergessenheit nur bewahrt, wenn sich an sie ein Totenkult oder eine andere liturgische Feier knüpfte. Wo das nicht der Fall war, sind beispielsweise in Rom selbst die Gräber berühmter Martyrer völlig verschollen. Daher kommt es, daß die noch bekannten heiligen Stätten durchweg aus späteren Verfolgungen stammen. Wie wenig haltbar andere Lokaltraditionen sind, die scheinbar auf das Altertum zurückgehen, das beweisen die sonst für zuverlässig angesehenen römischen. Wenn man die Zeugnisse für die Geburtsgrotte bei Bethlehem und die dort gezeigte Krippe prüft, so können sie die Echtheit dieser Heiligtümer nur möglich, höchstens wahrscheinlich machen.

* Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. (7. Aufl.) Freiburg, Herder.

** Die Neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas in der Zeit vor den Kreuzzügen. Münster. Aschendorf 1914.

Ein Führer ganz eigener und neuer Art ist Alfons Paquet.* Er geleitet nicht zu den Steinen, sondern zu der Scholle. Nicht zu den Ruinen, sondern zu den Neusiedelungen. Er untersucht nicht, was gewesen ist, sondern forscht nach dem, was ist und sein wird. Nicht einzelne Stätten Palästinas haben es ihm angetan, sondern das Land als wirtschaftlicher, politischer und religiöser Faktor in der geahnten Neuordnung der Dinge. Paquet ist kein Pilger, der sich in der Menge der Fahrtgenossen verliert und darin Gleichstrebende aufsucht, um sich von ihnen zu frommen oder romantischen Gefühlen entflammen zu lassen. Er ist ja ein Vorauseilender, also seinem Wesen nach ein einzelner. Was ihn bewegt, ist noch kein Gemeingefühl und lebt erst als kaum verstandene Witterung in der Brust weniger. Dieser Pilger ist in Wahrheit ein Weltreisender. Er ist darum nicht auf das heilige Land allein als das Ziel seiner Sehnsucht und Träume eingestellt, sondern hat, während er Jerusalem und Jaffa, den Jordan und den Genesareth besucht, immer die Erde als Ganzes mit all ihrem Kräftespiel und Seelenreizen, ihrem Völkerbranden und Rassenkämpfen vor sich. Er sieht zugleich Berlin und Neuyork und ist darum ebenso weit entfernt von der Stimmung eines Sammlers und Antiquars, der entzückt jedes Altertum aus Menschenhand betrachtet, wie von der Hingebung des nur-religiösen Pilgers, dem der heilige Ort die heiligen Geschehnisse vergegenwärtigt. Mancher Leser wird sich an diesem Palästinaführer geradezu stoßen, wenn er nur ganz wenige Worte von Golgatha, dem Ölberg und Genesareth hört, aber keineswegs eine eingehendere Beschreibung der geweihten Stätten, und wenn die allermeisten heiligen Lokaltraditionen überhaupt nicht erwähnt werden. Der selt-

* In Palästina. Jena, Diederichs Verlag.

same Pilger verläßt alsbald Jerusalem, um jüdische Zionistendörfer und schwäbische Templerkolonien zu besuchen. Da bleibt er andächtig stehen, lauscht auf den Preis des Weines und den Erfolg der Orangen- und Mandelzucht, er wägt die Entwicklungsmöglichkeiten der jüdischen und deutschen Kolonisten ab und entzündet sich an der Hoffnung einer innigen wirtschaftlichen Verbindung zwischen Orient und Okzident. Und doch ist das ganze Buch gesättigt mit religiöser Stimmung. Auch Paquet ist voll Ehrfurcht gegen die Gestalt Jesu, ‚die uns fast unbegreiflich werden will'. Mächtig überrieselt ihn der Schmerz: ‚Ach, daß nicht alles, was Odem hat, sein Leben in der Zeit verbringen konnte, da er lebte, und an einem Orte, wo er umherging, um ihn, die größte aller Sehenswürdigkeiten, zu sehen.' Auf Golgatha, diesem Ort ‚der schmerzlich süßen Schauer', sieht auch er die Gestalt des Erlösers am Kreuze. Doch ist es nicht ein Gesicht eigener Intuition und religiöser Versenkung, sondern er stellt das gewaltigste Gemälde, das ein deutscher Seher geschaut und gebildet hat, Matthias Grünewalds Kreuzigung, auf den heiligen Felsen. ‚Plötzlich sehen alle den Gekreuzigten. Seine Haut ist schmutzig und voll grüner Leichenflecken; in den Poren stecken da und dort noch Dornen, beklebt mit braun gewordenem Blut. In den weit aufgerissenen, unflätigen und brandigen Wunden der Hände hängt der tote Körper, von seinem Gewicht herabgezogen. Die grauen, mit einem derben eisernen Zimmermannsnagel übereinander gehefteten Füße sind elefantenmäßig geschwollen, auf einen nassen Holzklotz genagelt, eine einzige, gräßliche Masse. Der Kopf hängt haltlos an dem schlaffen Hals, unnatürlich tief gesunken, fast tiefer als die Schultern, und ein Dornenkranz von fanatischer, stechender Spitzigkeit sticht nach allen Seiten; Dornen von der Länge eines ausgewachsenen Fingers um das ekel gewordene und zerrte Haupt, das von innen her in einem grauen Schatten liegt. Die Unterlippe hängt herab und entblößt die Reihe weißer, schöner Zähne zu einem Grinsen. Die auf einen unbehauenen Birkenkloben genagelten Hände weisen mit gespreizten Fingern in die Ecke. Der Himmel ist schwarz wie altes Schuhleder.'

Paquet ärgert sich nicht an dem abstoßenden Streit der Konfessionen um die heiligen Stätten her. Ihn beschäftigt zu sehr die größere Zukunft. Er sieht in ihr ‚den Menschen einen anderen Tag anbrechen als dieser war'. Wie dieser im einzelnen aussehen werde, das weiß er nicht und quält sich auch nicht mit Formen und Umrissen ab. Aber als Ganzes ist ihm das neue Reich klar: es ist eine geistige Welt über der wirklichen, eine geistige Menschheit, die sich aus der rohsinnlichen hebt. Ihr scheinen der Zionismus der Juden, die Träume der schwäbischen Templer, die religiösen Stimmungen der außerkirchlichen Gesinnung in der Christenheit und schließlich auch die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse entgegenzustreben. ‚Was ist schließlich das „dritte Reich" der Dichter anders als ein Gedanke, nicht weniger groß und traumhaft unbestimmbar als das Reich Gottes der Gläubigen? Alles drängt auf das Entstehen einer großen Ökumene — einer Ökumene im protestantischen Sinne der gemeinsamen Bewegung zu einem geistigen Ziel im Weltganzen. Die Kleinen ahnen es, die Großen folgen. So war es immer. Wozu bisher die Kraft und Phantasie jener kleinen Baumeister nicht ausreichte, das kann einst in Größe vollendet werden, wenn nicht nur die Armen im Geist daran arbeiten.'

Paquet sieht am Genesareth nach erfrischendem Bad, das dem in Hitze erschlafften Geist seine Kraft zurückgibt, Ihn und nochmals Ihn an diesen Gestaden wandeln und wirken und dann in einem großartigen Bild alles, was Ihn betrifft, zu einer einzigen Vor-

stellung zusammengeflossen: ‚Die von Blechinstrumenten begleiteten, lärmenden Lieder der Heilsarmee; die weiße Scheibe der in tiefer Andacht am Sonntagmorgen in einer von Schwalben zwitschernden Kirche empfangenen Hostie; das von Meisterhand geschnitzte Gesicht des gotischen Kruzifixus; die Gebärde des in ein blütenrotes Gewand gekleideten sanften Predigers auf der Höhe eines deutschen Waldgebirges; das Schwarz auf Weiß der Zeitungsaufsätze um Weihnachten und Ostern; die Plakate amerikanischer Kirchenvorträge von eitlen Rednern vor einem eitlen Publikum; die einsamen Bücher des heiligen Augustinus, des heiligen Thomas des Scholastikers; die an fromme Frauen gerichtete Predigt des Meisters Ekehard im Dom zu Erfurt; das Stoßgebet des Sträflings im Zuchthaus; das Seufzen des Arbeiters unter der ewig wiederkehrenden Last von Ziegelsteinen; die Qual des Künstlers, der heute fertig ist mit dem schwebenden Schein von goldenen Strahlen um das Haupt Christi, um morgen ergrimmt die leuchtende Krone wieder auszukratzen und aufs neue an dem Versuch zu verzweifeln, in seine Züge alles zu legen . . . Ich höre das stille, ewige Getöse der Welt um diesen Namen von gewaltigen Dimensionen, JESUS; die Besitzergreifung der Atmosphäre durch seine immer neue, tausendfältige Erscheinung; das ärgerliche Sichwehren der Welt; das Erstaunen der Widerspenstigen; das zornige Donnerwetter des alten Olymp; das triumphierende Dahinziehn des Lammes mit der blauen Kirchenfahne durch ein hohes Licht; die hochzeitliche, mit mystischen Wonnen ersehnte Ankunft des Bräutigams; alle Wunder des Heilands als einen Kranz von holden Ereignissen, einem solchen Wesen angemessen, das die Scharen nach sich zieht als ein Sohn und Abgesandter Gottes.‘ — Christus in dem seligen Heinrich Suso und in Alfons Paquet, dem modernen Dichter voller Probleme und Ahnungen; ein Kreuzzugsprediger wie St. Bernhard, ein Kreuzfahrer wie Gottfried von Bouillon und der Dichter des ‚Der neue Kreuzzug‘, wo die Stimme des Balkanslawen, der ‚Mächte‘ und des Türken durcheinanderhallen, welche Gegensätze! Nicht mehr eine wundersame, heilige Reliquie ist Palästina, um die man ringt als um einen erinnerungsreichen Edelstein, sondern ein Land der Besiedelung, ein Symbol der Vermählung von Ideen und Interessen, um ein Reich von dieser Welt und zugleich darüber ein geistiges Reich edler Menschheit und gottdurchschauerter Seelen aufzubauen. Darum ist Zion heute heiliger und bedeutungsvoller als je. Golgatha ist nicht entwertet, aber neu erstanden. Der Pilger der Zukunft kommt nicht entbehrungsreich mit Muschel und Stab, sondern mit Pflug und Maschine. Er kolonisiert nicht, um nur allein heiligen Boden unter sich zu haben. Aber er ist auch kein grober Ausbeuter, der brutal seine Macht vermehrt. Denn er ist voll geistiger Spannung und ist sich bewußt, daß er das neue Reich, den besseren Tag herbeiarbeiten muß.

Dr. P. Dörfler.

Philosophie

Psychologie und Geschichtsphilosophie. Die großen Fragen nach dem Sinn, Ursprung und Ziel aller Menschheitsgeschichte, die sich gegenwärtig jedem denkenden Geiste aufdrängen, haben eine umfassende philosophische Behandlung erstmals in Augustins überragendem Werk ‚Vom Gottesstaat‘ gefunden. Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade ein Meister psychologischer Selbstbesinnungen, der Verfasser der ‚Bekenntnisse‘, auch zur geschichtsphilosophischen Menschheitsbesinnung in solcher Höhe und Weite sich zu erheben vermochte.

Heute verstehen wir häufig unter Psychologie nur die messende Erforschung der seelischen Außenbezirke, und wenn

sie das wirklich und ausschließlich wäre, dann freilich hätte Wilhelm Windelband recht mit den scharfen Sätzen seiner ‚Einleitung in die Philosophie',* worin er jede Hilfsbedeutung der Psychologie für die historische Einsicht ablehnt: ‚Die Einsichten der wissenschaftlichen Psychologie,' so schreibt er, ‚die in der Aufstellung allgemeiner Gesetze gipfeln, sind für den Historiker völlig gleichgültig. Die großen Historiker haben auf die Experimente und die Enquêten unserer Psychophysiker nicht zu warten brauchen. Die Psychologie, mit der sie gearbeitet haben, war die des täglichen Lebens, war die Menschenkenntnis und Lebenserfahrung des gemeinen Mannes, gepaart mit dem Tiefblick des Genies, des Dichters. Diese Psychologie des intuitiven Verständnisses zu einer Wissenschaft zu machen, ist noch keinem geglückt.'

Aber diese fühlbar gereizten Sätze, in denen noch ein Streit aus jüngster Vergangenheit nachklingt (vgl. hierüber ‚Hochland', Aprilheft 1913, S. 111ff.), schießen denn doch weit übers Ziel hinaus. Rundweg sei zugegeben, daß die sogenannte experimentelle Psychologie, welche eher zu den Naturwissenschaften als zu den Geisteswissenschaften gerechnet werden muß, dem Historiker und erst recht dem Geschichtsphilosophen bisher kaum wesentliche Erkenntnishilfen zu bieten vermag. Aber es heißt doch den Begriff der wissenschaftlichen Psychologie ungebührlich einschränken, wenn man sie allein und ausschließlich auf die dem Experiment zugänglichen Bezirke zu verweisen versucht. Die kurzsichtige Selbstbeschränkung mancher psychologischen Spezialisten, der eine solche Grenzregulierung ganz willkommen sein mag, findet immer nachdrücklicheren Widerspruch bei den weiterblickenden Vertretern auch der experimentellen Psychologie selbst. So warnt z. B. August Messer in seinem unlängst erschienenen trefflichen Abriß des psychologischen Wissens der Gegenwart* ausdrücklich davor, ‚auf die Verwendung des experimentellen Verfahrens allzu kühne Hoffnungen für die Psychologie aufzubauen und zu erwarten, daß es uns in wesentlichen Punkten ganz neue Aufschlüsse über das Seelenleben vermitteln werde. Der Überblick über die experimentellen Methoden hat bestätigt, daß sie niemals die Selbstbeobachtung des eigenen Seelenlebens und das deutende Erraten des fremden ersetzen können, sondern daß sie diese zwei psychologischen Erkenntnismittel ihrerseits voraussetzen und nur ihre Anwendung unterstützen.' Und Messer empfiehlt es gerade der modernen, von naturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen und Methoden so sehr durchsetzten Fachpsychologie mit besonderem Nachdruck, sich an der tiefen Menschenkenntnis, wie sie gerade in den Bekenntniswerken sogen. ‚vorwissenschaftlicher Psychologie' enthalten ist, wieder ausgiebig zu orientieren.

Daraus folgt aber keineswegs, daß der Historiker bei seiner Aufgabe, die ‚singularen Wirklichkeiten' menschlicher Charaktere und Handlungen verständlich zu machen, sich nur auf jene künstlerischen Intuitionen stützen und ihre wissen-

* Tübingen 1914, Verlag J. C. B. Mohr. Geb. M. 10.—. Das programmatisch gehaltene Buch erscheint als erster Band eines ‚Grundrisses der philosophischen Wissenschaften', der, von Fritz Medicus herausgegeben, die Systematisierung des Rickert-Windelbandschen Neukantianismus zu bieten verspricht. Das Grundwerk dieser Richtung bleibt auch fürderhin Heinrich Rickerts methodologische Verselbständigung der historischen Wissenschaften ‚Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung', in deren Neuauflage (ebenda 1913; geb. M. 20.—) die antipsychologische Tendenz noch wesentlich verstärkt ist.

* Unter dem Titel ‚Psychologie' dem Sammelwerk ‚Das Weltbild der Gegenwart' eingereiht. (Stuttgart 1914, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M. 7.50.) Sehr fesselnd und mit allseitigen Ausblicken geschrieben, unterliegt Messer's Buch doch in manchen metaphysischen Andeutungen und in seiner Behandlung der Willensfreiheit noch erheblichen Einwänden.

schaftliche Vertiefung oder auch Berichtigung wo sie möglich ist, verschmähen solle. Soweit die wissenschaftliche Psychologie es sich als Charakterologie angelegen sein läßt, „seelische Individualitäten als solche, sei es in ihrer einmaligen Gegebenheit, sei es in ihrer typischen Struktur zu verstehen", reicht sie auch nach Windelbands ausdrücklichem Zugeständnis in die Kulturwissenschaften, mithin auch in die Geschichte hinein.

Aber mit diesen Hinweisen, die des näheren schon eine ausführliche Auseinandersetzung Messers mit Windelbands „Einleitung" (in den Kantstudien Bd. XX, 1915) ins Feld geführt hat, sind die notwendigen Beziehungen zwischen Psychologie und Geschichte noch keineswegs erschöpft. Nicht nur für das Verständnis der geschichtlichen Einzelheiten, sondern erst recht für die Gesamtauffassung menschlichen Seins und Werdens, Tuns und Lassens, Freuens und Leidens, Liebens und Meidens, Denkens und Wähnens erweist sich jene nicht nur beschreibende und zergliedernde, sondern synthetische, bildschaffende und werthebende Realpsychologie, wie sie besonders Wilhelm Dilthey neben der experimentellen und rein spekulativen angebaut hat, immer deutlicher als unentbehrlich. Nicht nur die Literaturgeschichte wird erst durch jene psychologische Vertiefung, die ihr in Diltheys Schrift über „Das Erlebnis und die Dichtung" gegeben wird, zur eigentlichen Literaturwissenschaft. Alle menschliche Geistesgeschichte — und Geschichte der Menschheit ist immer Geschichte des Geistes — bedarf jenes Aufspürens und Erfassens tiefster seelischer Zusammenhänge, Stufenfolgen, Totalitäten, ohne welches alle historischen Tatsachen dem Geschichtsforscher so unverstandene Einzelheiten bleiben, als die Bewußtseinstatsachen dem atomistischen Psychologen.

Gerade Dilthey hat vielleicht keine Wahrheit häufiger betont als diese: Individuum est ineffabile, d. h. letztes Persönlichkeitswesen bleibt in unserer Begriffssprache unaussprechlich. Aber das Zugeständnis dieses letzten Verständnisrestes, „zu tragen peinlich", diese Einsicht in Erkenntnisschranken, wie sie keiner Wissenschaft jemals entschwinden, und dazu noch manches Hemmnis in Diltheys nie überwundener, positivistischer Denkneigung haben ihn keineswegs gehindert, immer weitergreifend und tieferdringend eine Universalgeschichte der europäischen Geistesentwicklung anzustreben, deren bisher zerstreute Fragmente sich jetzt endlich in seinen posthum „Gesammelten Schriften" zum Ganzen zu runden beginnen* und damit nicht nur die hohe Erkenntnishilfe psychologisch geschulten Menschenverständnisses, sondern auch das unvermeidliche Ausmünden der historischen Gesamtbetrachtung in geschichtsphilosophische, metaphysische Stellungnahmen unwiderleglich vor Augen führen. Geschichte und Psychologie beginnen sich gerade bei Dilthey wieder auf eine Weise gegenseitig zu erhellen, die auf alle Trennungsbestrebungen geradezu beschämende Schlaglichter wirft. Gerade durch seine Arbeiten zur Geschichte der Psychologie, wie die jüngst neuveröffentlichte über „Die Funktion der Anthropologie im 16. und 17. Jahrhundert", weist Dilthey nach, wie einseitig von vornherein alle „naturwissenschaftliche" Psychologie eingestellt gewesen ist, und wie wenig daher befähigt, allem geschichtlich gegebenen Menschenwesen gerecht zu werden. Aber dabei tritt er zugleich an dieses Wesen mit einem feinfühligen Nacherleben des motivierenden „Sinngehalts", einem hierin wurzelnden Nachweis aller hinüber und herüber

* Zuerst erschien Band II über „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation". Leipzig und Berlin 1914 bei Teubner. In Leinen M. 14.—; ein künftig für das tiefere Verständnis des behandelten Zeitraums, zumal seiner philosophischen, religiösen und künstlerischen Entwicklung unentbehrliches Buch.

laufenden Strukturfäden der epochalen Sondererscheinungen, einem Nachkonstruieren der von Stufe zu Stufe sich aufbauenden ‚geistigen Welten' heran, wodurch er praktisch beispielgebend die Psychologie in einem neuen und besseren Sinne als Grundlage aller Geisteswissenschaften erhoben und gefestigt hat.

Privatdozent Dr. Max Ettlinger.

Literatur

Paul Ernst, als Fünfzigjähriger, hat die Theaterleitungen ebensowenig von ihrer Ehrenpflicht überzeugen können, seine Stücke aufzuführen, wie es der jüngere Paul Ernst vermocht hatte. Lediglich Weimar und — Kottbus wagten es, ihn zu Worte kommen zu lassen, Weimar mit dem Mysterium ‚Ariadne auf Naxos', Kottbus mit dem Lustspiel ‚Der Hulla'. Ich sah ‚Ariadne' und bezeuge den starken Eindruck, den das Werk auf mich gemacht hat. Die Tochter des verbrecherischen Königs Minos von Kreta und der lasterhaften Pasiphae hat Theseus vor dem Minotaurus gerettet, hat ihn auch vor dem Könige gerettet, indem sie diesen, ihren Vater, vergiftet. Das Drama mit seinen drei Akten setzt auf Naxos ein, wo Theseus die Königswürde anstrebt, um dem Lande Sitte und Gesetz zu bringen. Er kennt Ariadnes Tat nicht, sie leidet unter dieser Tat, bis der Gott Dionysos ihr erklärt, daß die Götter auch sie in Liebe zu umfassen bereit seien: vor den Göttern seien gut und böse nur verschiedene Punkte in ihrem Plane. Sie braucht diesen Trost, denn Theseus, der von dem Oberpriester auf Naxos ihre Tat erfährt, die Erregung des Volkes erfährt, das ihn mit Ariadne identifiziert, kann über die sozusagen bürgerliche Moral nicht hinaus, er, in dem Ariadne den ‚Helden' sah. In einer sehr schönen Szene, in der Ariadne ihre ganze un- und übermenschliche Liebe vor ihm ausschüttet, sagt er sich mit Verwünschungen von ihr los, verspricht ihr jedoch, sie in irgendein fremdes Land, wo sie sich namenlos verbergen kann, sicher bringen zu lassen, fällt aber, ehe er das möglich machen kann, der rasenden Volkswut zum Opfer. Zu Ariadne aber gesellt sich Dionysos; sie hat sich durch ihre Liebestat so weit von allem Menschlichen entfernt, daß sie fortan nur mit Göttern leben kann.

Dieses Mysterium, das Paul Ernst selbst als einen Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet, weist in der Tat außerordentlich klar und rein des Dichters Wesen. Es hat beispielsweise mit ‚Canossa' oder ‚Ninon de Lenclos' nichts mehr gemein; es ist so sehr rein auf den Geist beschränkt, daß die Form nur mehr wie eine sehr leichte und durchsichtige Hülle erscheint. Alles Menschliche wird durchaus verachtet, der Dialog hat keine Spur persönlicher Färbung mehr, die dramatische Handlung ist bewußt primitiv: man geht und kommt, alle Natürlichkeit verachtend. Alles, was im überlieferten Sinne dramatisch ist, erscheint verbannt, jede Handlung wird vom Schauplatz ferngehalten — es sind nicht Menschen, die gegeneinander geführt werden, sondern Geister, Vertreter von Ideen. Keine szenische Aufmachung lenkt das Auge und damit den Geist ab; ein Schauplatz mit vier Säulen vor dem Meereshorizont geht durch alle drei Aufzüge, das Ganze ist nicht mehr auf Zuschauer berechnet, sondern auf Zuhörer. Und doch wäre es töricht zu sagen, dieses Werk sei kein Drama; es ist eins, aber gänzlich vom Theater befreit, Shakespeare dreht sich im Grabe herum. Mit einer ungeheuren Kraftanspannung hat es der Dichter dahin gebracht, nur das letzte und innerste geistige Wesen darzustellen, es herrscht eine außerordentliche Kühle; denn auch die Leidenschaft, wo sie ausbricht, ist nicht eine rote, dampfende Leidenschaft, sondern gleichsam die Idee einer Leidenschaft. Es liegt beinahe ein Hauch von Scholastik über diesen drei Akten.

Paul Ernst geht nicht vom Menschen

aus, sondern von der Idee. Das ist seine Bedeutung und seine Schwäche. Im Anfang war der Gedanke. Und dieser Gedanke wurde eingekleidet, erweitert, geteilt, entwickelt wie ein mathematischer Lehrsatz. Die Schöpferkraft stieg nicht aus Blut und Herz, sondern aus dem Hirn, und natürlich spricht sie auch nicht zu Blut und Herz, sondern zum Hirn. Der Wirkung und der Verehrung weiterer Volkskreise muß dieser Dichter daher auch entraten können. Er mag aber zuweilen hundert Menschen um sich versammeln, geistige Menschen, schöpferische Menschen, und er wird seines Eindrucks auf sie nicht verfehlen. Aber gerade wegen dieses sicheren und fördernden Eindrucks auf eine Auslese darf Paul Ernst nicht im Dunkel bleiben und untergehen. Erkauft sich das Theater durch schlechte Stücke die volle Kasse, so darf es nur auf Nachsicht rechnen, wenn es zuweilen diese Ausschweifung und Preisgabe gut macht, indem es Werken wie ‚Ariadne' die Aufnahme nicht versagt. Paul Ernst hat das Recht, gehört zu werden; daß Weimar dies erkannte, beruhigt und tut wohl.

Herwig.

Musik

Eine neue Oper von Eugen d'Albert kam Anfang März am Dresdener Hoftheater zur Uraufführung, und zwar mit zweifellosem Erfolg. Wenn dieser Erfolg anhalten sollte, so hat d'Albert seinerseits das künstlerisch Beste dazu allerdings nicht durch seine Musik, sondern durch die Wahl seines Textes beigetragen. Hans Heinz Ewers, der bekannte phantastische Novellist, und Marc Henry sind seine Dichter. Unter dem Titel ‚Die toten Augen' haben sie eine dramatische Fabel entwickelt, die trotz etwas oberflächlicher Psychologie entschieden Bühnenwirksamkeit besitzt. Die blinde Myrtocle wird durch Jesus von Nazareth geheilt. Doch die selbstsüchtig erflehte Gabe des Lichtes gereicht ihr nicht zum Heile; das wehmütige Glück, das sie an der Seite eines mißgestalteten, von ihr aber als schön geträumten Gatten genoß, droht der Sehendgewordenen zu zerfließen. Da gedenkt sie der Lehre des Nazareners von der Entsagung als Ziel des Lebens. Und aufs neue trinken ihre Augen den Tod aus den Strahlen der scheidenden Sonne; wieder erblindet, will sie weiterleben in der Träume Welt für den geliebten Gatten. Man sieht — eine Handlung, die Farbe und Relief hat! Das rührende, ergreifende Geschick Myrtocles und ihres Gatten entwickelt sich auf einem welthistorischen Hintergrund, dem die orientalische Gewandung und mehr noch der geheimnisvolle Zauber biblischer Gestalten bannenden Reiz verleiht.

Leider bleibt d'Alberts Musik völlig im Äußerlichen stecken. Ihre Mache ist zwar meisterlich, namentlich hinsichtlich der farbenprächtigen Instrumentation, aber es fehlt ihr an jeder eigenen tieferen Erfindung. Vielmehr huldigt sie einem wahllosen Eklektizismus, der das Gute — und manchmal auch nicht Gute — nimmt, wo er es findet: bei Wagner, bei Strauß, ganz besonders gerne aber bei Puccini und den italienischen Veristen. Im übrigen erschöpft sich der thematische Gehalt der Oper in vier oder fünf Themen, die nach Tieflandsweise durch unermüdliches Wiederholen dem Gedächtnis gleichsam eingehämmert werden, wodurch sie freilich nicht an Reiz oder musikalischer Bedeutung gewinnen. Vielmehr kommt es dabei manchmal, wie in Myrtocles Psychemärchen, in Maria von Magdalas Christuserzählung zu süßlichen Trivialitäten, die einfach nicht mehr ernst zu nehmen sind. Da aber eine solche Verpflanzung des Salonstils auf die Bühne den bequemen Instinkten des Publikumsgeschmackes entgegenkommt, ist der äußere Erfolg nicht in Frage gestellt, allerdings nur bei einer so in jeder Hinsicht glänzenden Wiedergabe, wie sie die Dresdener Hofoper bot.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Unter den Künstlern, die sich längst vor dem Krieg Westflandern als Studiengebiet ausersehen und die Motive zu ihren Bildern von dort entnommen haben, steht der Deutsch-Österreicher Karl O'Lynsch von Town mit in vorderster Reihe. Wie der Name andeutet, ist die Familie irischer Herkunft, doch geht die Einwanderung in Österreich auf so frühe Zeiten zurück, daß sich alle Spuren von ihr verloren haben, und der Name O'Lynsch von Town in der österreichischen Armee und in den Beamtenlisten schon zeitig angetroffen wird. Karl O'Lynsch von Town hat sich von der anfänglich gepflegten Marinemalerei der reinen Landschaftsmalerei zugewendet, und Westflandern spielt in seinem schon beträchtlichen Lebenswerk (der Künstler ist 1869 geboren) eine jetzt mehr und mehr auch vom geschichtlichen Gesichtspunkt aus bedeutsam werdende Rolle. Einer besonderen Bevorzugung durch seinen Pinsel erfreut sich das kleine, aber durch malerische Luft- und Lichtwirkungen reizvolle Stückchen Erde, das von der Iser oder Yser kurz vor ihrer Mündung ins Meer bei Nieuport durchzogen wird. Es ist der Küstenstreifen von der Panne (La Panne) bis Middelkerke landeinwärts, in dessen Mitte ungefähr die bei Nieuport in breiter Mündung sich ergießende Iser von den mannigfaltigsten Fahrzeugen und den Pfahlwerken der Hafendämme (Estacaden) bunt belebt wird. Machtvolle Wolkengebilde stehen über dieser im Farbenton so reichen Landschaft in wasserdunstiger silbergrauer Luft und laden zu den reizvollsten künstlerischen Stilisierungen von Bildausschnitten ein. Darin liegt nämlich das Wesentliche in der Kunst der Landschaftsmalerei O'Lynschs, daß ihm die Natur nur die Motive zu Schöpfungen leiht, die ein Leben aus sich und mit innerer Freiheit haben, ohne deshalb die Seele der Landschaft, aus der sie geboren sind, zu verleugnen. Sind doch die echten Schöpfungen der Landschaftsmalerei in demselben Maße wirklicher als die sklavisch kopierte Natur, wie, nach dem berühmten Ausspruch des Aristoteles, auch die Poesie wahrer sein kann als die Geschichte. Das sieht man besonders klar, wenn man etwa die Studien betrachtet, die unser Künstler seinen eigentlichen Werken zugrunde legt, Studien, die bei allem Zauber der Farbe und Beleuchtung doch durch die willkürliche und zufällige Begrenzung das Gefühl einer in sich geschlossenen, einheitlichen und notwendigen Welt nicht aufkommen lassen, wie dies umgekehrt bei dem hier wiedergegebenen Bilde, das die Bezeichnung ‚Partie an der Iser' trägt, in hohem Maße der Fall ist. Das gleiche, wenn auch in anderen Formen, gilt von den Alpenlandschaften O'Lynschs, von denen Proben zu geben wir später Gelegenheit haben werden.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
(beide unter den Waffen).
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl
in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Zwei Mütter

J. Eberz/Zwei Mütter



Dreizehnter Jahrgang Mai 1916

Mitteleuropa / Von Götz Briefs

Die deutsche Entwicklung der letzten zwanzig Jahre trug alle Bedingungen der schweren Zukunftsfragen in sich, die jetzt vor uns stehen. Vergegenwärtigen wir uns mit einigen Strichen diese Entwicklung. Seit den neunziger Jahren stockt die deutsche Auswanderung, belebt sich die gewerbliche Tätigkeit, steigert sich unsere landwirtschaftliche Kultur; was an Volk zuwächst, strömt in die Städte, zur Industrie; der deutsche Westen wird zum Brennpunkt eines gewaltig gesteigerten Erwerbslebens, in Ketten von Großstädten stauen sich die Massen; ähnliche Brennpunkte und ähnliche Massensiedelungen entstehen im Zentrum des Reiches. Die deutsche Volkswirtschaft, die in den achtziger Jahren noch überschüssige Kräfte abzugeben hatte, mußte bei dem gewaltigen Schrittmaß ihrer Entwicklung die namenlosen Massen des Ostens und Südostens heranziehen, so sehr, daß die fremdrassige Zuwanderung sozial und kulturell bedenklich wurde. Wie fern lagen die Zeiten, wo fremde Schiffe Sand und Getreide, damals die einzigen Erzeugnisse Deutschlands, als Schiffsballast mitführen mußten! Deutscher Werkeifer, deutsche Unternehmungslust, deutsche Intelligenz, deutsche Schulung erschlossen uns Lebensmöglichkeiten über See. Das wachsende, in Städten eng zusammengedrängte Volk zog seine Nahrung aus der Arbeit für fremde Völker. Die so gestaltete Vorkriegsgegenwart eröffnete der Frage nach der Zukunft unseres deutschen Volkes ernste Aussichten. Friedrich Naumann hat damals in seinem Buch ‚Neudeutsche Wirtschaftspolitik' das Problem mit aller Schärfe in die Worte gefaßt: Menschenexport oder Warenexport?

Und er griff zur Lösung: Warenexport. Diese Lösung dachte er zu Ende in den Forderungen Qualitätsindustrie, Qualitätsarbeiter, gesteigerte Volksbildung, verstärkte Anteilnahme der Massen an der politischen Willensbildung, Demokratie. Daran schloß sich die Ablehnung der Schutzzollpolitik, des Großgrundbesitzes, der politischen Bevormundung, des Feudalismus in jeder Form. Das Buch war mehr als ein wirtschaftspolitisches Programm. Es führte alle Wirtschaftspolitik zurück auf ihre Einrankung in Staatspolitik, Sozialpolitik, soziale Kulturpolitik. Diese Lösung fand breiten Widerhall; ganz abgesehen von der überzeugenden Wärme, dem Glanz der Darstellung und der Werbekraft der Persönlichkeit Naumanns beruhte ihr Erfolg darin, daß sie auf der Linie der tatsächlichen, von der Mehrzahl des Volkes freudig begrüßten Entwicklung lag.

Wir nennen Naumann als reifsten, publizistisch bedeutendsten Vertreter einer Gruppe, die das Heil der deutschen Zukunft vom Kapitalismus, Industrialismus, Handelsimperialismus erwartete; diese Gruppe bezeichnen wir kurz als ‚Westgruppe', weil ihre Lösung auf Expansion zur See nach Westen hinwies. Neben ihr standen eine Reihe weiterer Lösungen, alle mehr Thesenprogramme. Wir beachten hier eine kleine Gruppe von Männern, die entweder aus Abneigung gegen den Industrialismus (Jentsch) oder aus Erkenntnis der Gefahren (politischer wie sozialer und kultureller) der Westentwicklung das Heil von einer Ausdehnung nach Osten oder Südosten erwarteten; eine ‚Ostgruppe', die, politisch als unbequem empfunden, im übrigen nicht so sehr das Ohr der Massen erreichte, teils weil Industrie- und Handelsinteressen wie auch die Volksstimmung den Weg nach Westen wiesen, teils weil sie publizistisch nicht so glanzvoll vertreten war. Zudem schien die gesamte Entwicklung der Voraussetzungen des Problems die Ziele der Ostgruppe zu desavouieren; an der Erstarkung Rußlands, am Nationalismus der balkanischen Welt, am anscheinenden Verfall Österreichs drohte sie zu scheitern. Alle Zeichen deuteten auf die Lösung der Westgruppe.

Da kam der Krieg; ein Kampf von zwanzig Monaten zertrümmerte Voraussetzungen und Annahmen, schuf eine neue Sachlage, stellte das ganze Problem in andere Beleuchtung.

Seine erste Tat war, daß er die Festigkeit der Donaumonarchie bewies, die man im Ausland — und nicht nur da — so oft als in den letzten Zuckungen liegend bezeichnet hatte. Ein zerfallendes Österreich wäre für die deutsche Zukunft ein gefährliches Erbe gewesen, ein starkes Österreich ist eine erweiterte deutsche Lebensmöglichkeit. Der machtvolle Stoß der verbündeten Heere in das russische Reich hinein erschütterte den Wahn vom unwiderstehlichen Rußland, den Zweifel an der Möglichkeit, die deutsch-österreichisch-ungarische Grenze nach Osten ausbuchten zu können; die Kraftanspannung der Türkei, der Vorstoß durch Serbien und der Anschluß Bulgariens eröffneten Wege nach Südosten. Für die von der Ostgruppe geforderte Lösung waren damit die militärisch-politischen Voraussetzungen geboten; gleichzeitig waren negative Annahmen der Westgruppe erschüttert. Der

Verlauf des Feldzugs im Westen schuf Tatbestände, die die Lösung der Ostgruppe bestärkten und die der Westgruppe schwächten. Der deutsche Vormarsch stieß in Nordfrankreich und Flandern auf eine Barre, vor der er noch heute liegt; der gleichzeitig als Parallelerscheinung zur versagenden militärischen Leistung des Vierverbandes einsetzende Wirtschaftskrieg brachte uns durch die Blockade greifbar deutlich die Gefahr der zu schmalen landwirtschaftlichen Grundlage unseres Volks- und Wirtschaftskörpers vor Augen, die Sperre der Ausfuhr lehrte uns die Bedenken einer gewerblichen Ausfuhrwirtschaft; und was an gegnerischen Absichten und Plänen über unsere Ausschließung von Auslandsmärkten zu uns drang, war nicht geeignet, den Weg nach Westen als aussichtsvolle Lösung für die Zukunft gelten zu lassen.

Das war eine völlig veränderte Sachlage. Man versteht es, wenn Jentsch sein vor mehreren Jahren erschienenes Buch* neu herausgab und seine Forderungen als durch die Ereignisse bestätigt auffassen konnte. Aber das Jentsch'sche Ostprogramm ist zu stark mit durchaus individuellen Anschauungen und Forderungen belastet, als daß es bereite Herzen und willige Ohren gefunden hätte. So lag die Wirklichkeit da, Material einer möglichen Idee, eines Willens; und sie drängte zur Idee, zum Willen.

So wurde das Buch ‚Mitteleuropa' (Berlin, G. Reimer).

Es ist kein Zufall, daß der Verfasser der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik' aus dem militärisch-politisch-ökonomischen Tatbestand die Idee Mitteleuropa abstrahierte. Wer schärfer zusieht, findet, daß ‚Mitteleuropa' im Grunde desselben Geistes ist wie die ‚Neudeutsche Wirtschaftspolitik'; etwas wie eine Anpassung an einen neuen Sachverhalt mit all den neuen Gesichtspunkten, Forderungen, Verwicklungen und Lösungen einer solchen Anpassung. ‚Mitteleuropa' ist die ‚Neudeutsche Wirtschaftspolitik' in südosteuropäischer Lagerung, bereichert um die Fülle der aus dieser Richtungsverschiebung erwachsenden Probleme sozialer, nationaler, politischer, wirtschaftlicher, kultureller Natur.

Wie die Persönlichkeit Naumanns aus dem rohen Material der deutschen Vorkriegswirklichkeit Geist und Form und Stil der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik' herauswachsen ließ, so hat ‚Mitteleuropa' noch schärfer seine geistige Prägung. Das ist gleichzeitig Stärke und Schwäche des Buches. Es ist ein anderes, wenn geistige Schuster Mitteleuropa zusammenflicken, ein anderes, wenn ein geistig Schauender und Künstler Mitteleuropa gestaltet. Der eine tastet, der andere erlebt und schaut und haucht den Dingen seinen Geist ein. In Naumanns Buch lebt die überzeugende Wärme der Persönlichkeit des Verfassers, des Künstlers, dem wir gerne folgen auch da, wo wir fühlen, daß seine Abschätzung von Realitäten und seine Einschätzung von Möglichkeiten sich vom Schöpferwillen zu einseitig meistern läßt. Die Stärke der Überzeugung ist die Schwäche der Argumentation. Alle Zustimmung zu ‚Mitteleuropa', die das nicht im Auge behält, ist kritiklos, alle Kritik an ‚Mitteleuropa', die das nicht beachtet, ist schief.

* Jentsch C., ‚Der Weltkrieg und die Zukunft.' Berlin, E. Felber.

Bot die politisch militärische Gestaltung das Material zu ‚Mitteleuropa‘, so beruht die Werbekraft der Idee auf starken Argumenten. Das politische Argument auf knappsten Ausdruck gebracht, lautet: Die Souveränität als Freiheit weltgeschichtlicher Entschließung sammelt sich in wenigen ganz großen Staatsgebieten; Deutschland allein ist an Volk und Raum nicht groß genug dazu; wer den Willen zur deutschen Weltmacht hat, muß aus der Vereinzelung herauswollen und den engen Bund mit Österreich bejahen; umgekehrt ist dieses Österreich politisch verloren, wenn es allein steht. So wird der mitteleuropäische Bund ‚kein Zufall, sondern eine Notwendigkeit‘. Für diesen Bund sprechen militärische Erwägungen; der Schützengraben ist die moderne Form der Kampffront; nach dem Kriege wird sich ein System von befestigten Erdwällen um alle Grenzen legen, die nicht durch Bündnisvertrag gedeckt sind. Im Westen wie im Osten wird eine solche Sperrkette uns umzäunen. Die Frage lautet, ob auch die deutsche Südgrenze grabenbewehrt werden muß; das wäre abgesehen von der finanziellen Mehrbelastung eine militärisch fast unmögliche Grenze. Und weiter: Erst der zusammengeschlossene Block Mitteleuropa ist volkreich genug, militärisch jedem Druck von Westen und Osten gewachsen zu sein. Das ökonomische Argument heißt einerseits: Verbreiterung der landwirtschaftlichen Grundlagen und des Lebensspielraums für das wachsende mitteleuropäische Volk; andererseits: der gewaltige Wirtschaftsverband ist imstande, Wirtschaftssouveränität, Freiheit weltwirtschaftlicher Zielsetzung zu erstreben und zu erzwingen. Es wäre verwunderlich, wenn den Menschen und Künstler Naumann nicht auch übersachliche, rein menschliche Motive auf den Weg nach Mitteleuropa gedrängt hätten: Aus gemeinsamem Kampf und gemeinsamer Not und gemeinsamem Sieg erwuchs ein gemeinsames Verstehen und ein Zusammengehörigkeitsgefühl, österreichisch-ungarisches Blut floß für das Reich und deutsches Blut floß für die Völker des alten Kaiserstaats. Und Blut kittet immer noch stärker als Interessen.

* * *

Die beiden Mächte, die Mitteleuropa bilden sollen, sind keine homogenen Gebilde. Geschichtliche und geographische Umstände, ethnologische Verschiedenheiten geben jeder Macht eine besondere Prägung. Die Donaumonarchie ist mit bedächtigem Schritt durch die Jahrhunderte gewandert, an Land und Ehren reich; Deutschland, ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, traditionsloser, aber straffer und moderner. Zerbröckelungsneigungen und partikularistische Widerstände gegen die Zentralgewalt in Österreich-Ungarn, zentralistische Strömungen in Deutschland; hier reichspolitische, dort nationalistisch-landschaftliche Neigungen. Deutschland, das Land kapitalistischer Hochkultur, mit entsprechend scharfer Klassenabgrenzung und entsprechend starkem sozialistischem Massenwillen, Österreich-Ungarn mehr landwirtschaftlich, mit werdenden kapitalistischen Gestaltungen und daher belastet mit all den Sorgen und Reibungen dieses Überganges. Dem deutschen Lebensrhythmus der Rotation, der Geschäftlichkeit und Arbeitspräzision, der schmuck-

losen schlicht behaglichen Nüchternheit steht in der Donaumonarchie ein Lebensrhythmus unkapitalistischer und weniger versachlichter, genußfreudiger Daseinsbejahung gegenüber. Dem entspricht auch die verschiedene religiöse Schichtung; das überwiegend katholische Österreich, das überwiegend protestantische Deutschland.

Gefühlsmäßige Widerstände und praktische Interessen stehen beiderseits im Wege. Mag man sie noch so hoch veranschlagen, sie müssen vor der weltgeschichtlichen Notwendigkeit, daß Mitteleuropa wird, zurücktreten. Im Wege stehen ferner konfessionelle Unterschiede und vor allem die schwierige Nationalitätenfrage der Donaumonarchie. Aber auch das erachtet Naumann nicht als unüberwindbare Hindernisse auf dem Wege nach Mitteleuropa. Kirchen- und Schulfragen haben aus der gemeinsamen mitteleuropäischen Bundesregelung auszuscheiden. Es muß sich der Typus des mitteleuropäischen Menschen bilden. Die Unmöglichkeit kleiner Volkssplitter, sich militärisch zu behaupten, ist eine Überwindung des Nationalitätengegensatzes. ‚Der Militärstaat zwingt die Nationalitäten, der alte deutsch-österreichische Verwaltungsstaat bindet die wild nachwachsenden Bevölkerungsstaaten.' Unbefriedigte Wünsche bleiben, bis die kleinen Völker in einem großen freien mitteleuropäischen Verbande mit untergebracht sind und in den Hauptstaaten feste Nationalitätsregeln durchgeführt sind. Im übrigen gilt für die Behandlung der Nationalitätenfrage: ‚Staatserhaltende Nachgiebigkeit in allen Dingen, die ohne Staatsgefahr gewährt werden können! Wir verbluten am Nationalitätenstreit, wenn nicht viel mehr sachlicher, fühlbarer Liberalismus auch über Sprachengrenzen hinaus vorhanden ist.'

Der militärische Verteidigungsbund hat seine feste Verankerung, wird zur inneren Gemeinschaft im mitteleuropäischen Wirtschaftsbund. Indem Naumann die Stärke des militärischen Blocks in der wirtschaftspolitischen Untersockelung sieht, befriedigt er das landläufige, stark von wirtschaftsliberaler wie ökonomischer Weltanschauung infizierte Bewußtsein. Ohne hier schon kritisch Naumannsche Denkmotive sezieren zu wollen, muß ich doch bemerken, daß an diesem Punkte scharf seine Eigentümlichkeit, in ökonomischen Kategorien zu denken, auch an politische, soziale und nationale Probleme ökonomische Denkformen anzulegen, zutage tritt. Das militärisch-politische mitteleuropäische Einvernehmen glaubt er durch ein ökonomisches Einvernehmen am sichersten umklammern zu können. Gegen diese ökonomische Untermauerung von Mitteleuropa zum Zwecke des militärisch politischen Bündnisses ließe sich manches kritisch einwenden; mag auch für unser hochkapitalistisches, scharf durch ökonomische Zwecke determiniertes Denken das Wirtschaftsmotiv ein starkes Argument sein, so gilt das keineswegs — wie übrigens Naumann bezüglich der Ungarn, die weit stärker staatspolitisch als wirtschaftspolitisch denken, selbst zugibt — für das vorkapitalistische, ökonomisch überwiegend bäuerlich-handwerkerlich denkende Völkerchaos der Donaumonarchie. Aber sehen wir nicht mit zu kritischen Augen; um so mehr als der mitteleuropäische Wirtschaftsblock neben seiner bezielten politischen Bedeutung Zweck *in sich* ist.

Um das zu verstehen, überlegen wir unser ökonomisches Geschick, wenn Mitteleuropa nicht wird. Für uns Deutsche bieten sich dann zwei Möglichkeiten: wirtschaftliche Anlehnung an Rußland oder England. Das ökonomische Alleinstehen ist für das Volk des Hochkapitalismus und der internationalen Wirtschaftsverkettung durch Kapital- und Warenexport vorbei. Die Anlehnung an Rußland hat ökonomisch verlockende Aussichten, ist aber zunächst eine politische Unmöglichkeit, weil wir ihr Österreich, den Balkan, die Türkei, Vorderasien opfern müßten; es wird auf die Dauer eine ökonomische Unmöglichkeit, weil wir schlechte russische Wirtschaft mit gutem deutschem Namen decken müßten — bis die russische Wirtschaft stark genug ist, uns auch ökonomisch gefährlich zu werden. Zudem spricht unser Kulturgefühl gegen die Anlehnung an Rußland. Eine Anlehnung an England enteignet uns unserer übersee-politischen und wirtschaftlichen Freiheit der weltgeschichtlichen Entschließung, macht uns zum Junior-Partner des englischen Welthauses, degradiert unsere Geschichte zur Territorialgeschichte, zwingt uns, Englands russische Schlachten zu schlagen. So sprechen gewichtige ökonomische und politische Gründe gegen die Anlehnung an Ost und West, und damit bleibt der Rest: Mitteleuropa als ökonomische und politische Notwendigkeit.

Wenn wir die Ausführungen über das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk lesen, stoßen wir auf die geistvolle, klare, plastische Gedankenführung der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik'. Hier lebt der Künstler Naumann, wie wir ihn aus ‚Form und Farbe' kennen, als Beobachter wirtschaftlicher Wandlungen und wirtschaftlicher Neugestaltungen, mögen sie sich in noch so leisen Umrissen an die Oberfläche ringen; hier spürt man die Bildkraft der Intuition, die das noch nicht ins Bewußtsein und ins Begriffliche gehobene Werden erfaßt und das Gewordene in höchster Anschaulichkeit darstellt. Wir müssen es uns versagen, der Gedankenführung im einzelnen zu folgen. Nur die durchlaufenden Grundlinien heben wir heraus.

Charakteristika der deutschen Wirtschaftsweise sind die Arbeitsintensität, die systematisch wissenschaftlich aufgebaute Rationalisierung des Arbeitsprozesses und die Organisierung der wirtschaftenden Einzel-Ichs, der Gedanke der überpersönlichen Wirtschaftsführung von Massen. Volksschule, allgemeine Wehrpflicht, Polizei, Wissenschaft, sozialistische Propaganda: das und eine Reihe weiterer historischer Momente haben das deutsche Wirtschaftstemperament geschaffen, ein Temperament, das so grundverschieden ist vom Charakter des volkswirtschaftlichen Lebens aller anderen Völker, ein Temperament, auf dem unser glanzvoller Aufstieg, in dem unsere Stärke in der Gegenwart und die Gewähr unserer Zukunft beruht. Damit haben wir den Kapitalismus in eine zweite Periode hinübergeleitet, sein Kernproblem in Angriff genommen: die Regelung der Produktion und die möglichst breite Anteilnahme all des arbeitenden Menschenvolks am gesteigerten Ertrag der gemeinsamen Arbeit. Man muß diese Kapitel schon selbst nachlesen, sich freuen an der Feinheit der Gedanken, an der schöpferischen

Tiefe des Blicks, an der klugen Würdigung dessen, was Staat und staatsbegeisterte Philosophie zu diesem deutschen Werden beigetragen haben.

Dieser deutsche Wirtschaftsrhythmus soll das Wirtschaftstemperament Mitteleuropas werden.

Eine unmögliche Forderung, wenn sie dahin zielen würde, mechanisch unseren Wirtschaftsrhythmus auf das Wirtschaftsleben der Donaumonarchie auszudehnen. Das ist auch nicht nötig, denn Österreich-Ungarn hat ja schon deutsche Wirtschaftstemperatur. Und doch fehlt etwas, und zwar etwas sehr Wesentliches, das, aus dem sich die vorhandene Misère des österreichisch-ungarischen Wirtschaftslebens erklärt, der preußisch-deutsche Wirtschaftsgeist als Massenerscheinung. Die Produktivität des österreichisch-ungarischen landwirtschaftlichen wie gewerblichen Lebens ist nicht so entwickelt, wie sie sein könnte; symptomatisch sind die im Vergleich zu den deutschen weit geringern Hektarerträge und die starke Auswanderung. Es ist weniger Kenntnis und Anwendung der Technik, woran es mangelt, sondern etwas Seelisches, eine gewisse wirtschaftspsychische Disposition der Einzelwirtschafter und der Massen, die erst anerzogen werden muß. Soll die Volksmasse des mitteleuropäischen Südens gewinnen von Mitteleuropa, so muß ihre Arbeit ergiebiger werden, das alte Arbeitstemperament muß sich annähern an den Rhythmus des Fortgeschrittenen. Geschieht das, so ist auch für das kommende Mitteleuropa viel gewonnen: nahrungswirtschaftlich kann es sich auf eigene Füße stellen. Aus dieser geringern Leistungsfähigkeit der österreichisch-ungarischen Arbeit erwächst übrigens ein gewichtiges, von Unternehmerseite erhobenes Argument gegen Mitteleuropa, der stärkere Kontrahent fürchtet die Konkurrenz der ärmeren und billigeren Arbeit, der schwächere fürchtet die gefestigte Kraft. Wer freilich weiß, wie schnell unter günstigen Umständen der Ausgleich herzustellen ist, wird Mitteleuropa auch daran nicht scheitern lassen wollen.

Nicht so, als ob wir Deutsche lediglich gebender Teil wären, wir haben für unsere Wirtschaftskultur Wichtiges von Österreich zu nehmen. Die Härte und Schmucklosigkeit unseres Arbeitsmilitarismus soll Geschmack und Form, Stil und Anmut, Rhythmus und Melodik aus der alten Kultur des österreichischen Volkslebens ziehen. Keine einseitige Beherrschung, sondern Mischung des schaffenden und formenden Könnens! —

Es wäre verfehlt, die ökonomische Einheit Mitteleuropas durch Maßnahmen von oben her schaffen zu wollen; wirtschaftlich müssen die Völker ineinanderwachsen, und das geschieht durch die enge Verbindung der Berufsgruppen und Erwerbsstände von hüben und drüben; Gewerkvereine und Banken, Kartelle und Versicherungsanstalten und alle dergleichen Organisationen sollen sich über die Sudeten die Hand reichen.

Aus unseren kriegswirtschaftlichen Erfahrungen taucht hier die Frage auf: wie muß der künftige Wirtschaftsblock gestaltet sein, um in Hinsicht auf die enge Verbindung zwischen ökonomischer und militärischer Widerstandskraft bei künftigen kriegerischen Verwicklungen volle Leistungsfähig-

keit zu entfalten? Die Lösung lautet: Kriegsvorratswirtschaft! All das, was zur Ernährung von Heer und Bevölkerung, zur Gestellung technischer Erfordernisse gehört, muß in Massenvorräten aufgestapelt werden. Daneben tauchen die finanziellen Fragen der Kriegführung auf. Hier liegen nun schwere innere Nöte der Donaumonarchie, es fehlt die Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit der gerade für die künftige Kriegswirtschaft nötigen Wirtschaftspolitik, sowohl bei der Getreideversorgung wie bei der Kostendeckung. Das sind innere Probleme des Doppelstaats, ihre Lösung ist aber unerläßlich für Mitteleuropa. Sind sie gelöst, so kann Mitteleuropa eine gemeinsame Kriegsvorratswirtschaft einrichten. So wächst aus dem Verteidigungszwang von selbst ein Anfang gemeinsamer Wirtschaft heraus.

Wir stehen vor der Frage, ob dieses Mitteleuropa Weltwirtschaftskörper sein kann in dem Sinne, daß es die Macht zu wirtschaftlicher Selbstbestimmung ohne Anlehnung an einen der drei gewaltigen Wirtschaftskonzerne England, Amerika oder Rußland suchen muß. Konkret gesprochen: Hat Mitteleuropa die materiellen Vorbedingungen und die seelischen Kräfte als Voraussetzung weltwirtschaftlicher Souveränität?

Da ist zunächst festzustellen, daß Mitteleuropa nicht in dem Grade natürlich erwächst, wie die anderen großen Wirtschaftsverbände aus altem staatlichem Machtinstinkt vor der Zeit der ‚Menschheitshaushaltspläne' erwachsen sind: Mitteleuropa ist aus altem, herumliegendem, ökonomisch schon geformtem Gestein mit Verstand und Überlegung zu bilden. Was diese Aufgabe technisch und organisatorisch erfordert, haben wir. Die seelischen Eigenschaften der staatspolitischen Elastizität, des biegsamen Geschickes in der Behandlung anderer Völker, der Geschmeidigkeit in der Menschenbehandlung mögen wir zwar im wissenschaftlichen und künstlerischen Nachempfinden haben, aber sie fehlen uns nicht selten im Handeln. Die Enge unserer Vergangenheit klebt uns noch an, dazu noch viel vormärzliche Unselbständigkeit und Unsicherheit; als Volk haben wir noch nicht genügend politischen Takt. Und doch wird der Wille zu Mitteleuropa hier keine unüberwindbaren Hemmungen sehen: Unser Volk wird in seine Aufgabe hineinwachsen; das Männergeschlecht, das aus dem Kriege kommt, das Frauengeschlecht, das im Kriege Männerarbeit tat, wird Reife und Weite des Blicks, Biegsamkeit und guten Willen in den Frieden hineinbringen.

Und nun sehen wir uns das materielle Inventar für Mitteleuropa an. Zunächst das Volk. Wer wird zu Mitteleuropa gehören? Da läßt sich mit Bestimmtheit nur das eine sagen: Kein Mitteleuropa, ohne daß zunächst der deutsch-österreichisch-ungarische Verband gewollt und beschlossen ist. Erst dann kann man anderen, die man zum Bunde einladen will, sichere Zahlen, benannte Größen an die Hand geben. Das Reich und die Donaumonarchie allein sind in ihrer heutigen Wirtschaftsbreite nicht ausreichend als Träger weltwirtschaftlicher Souveränität: die agrarische Basis und die Rohstoffbasis sind nicht umfassend genug. Aber nehmen wir an, Mitteleuropa sei gegründet und habe eine Anzahl nachbarlicher Anschlüsse gefunden; prüfen

wir dann den Bestand an materiellen Voraussetzungen zur Weltwirtschaftsmacht: Gewiß, verglichen mit Menschenzahl, Landstrecken, Rohstoffen, Nahrungserzeugung und Reichtum der drei schon bestehenden Weltwirtschaftsmächte sind wir unterlegen. Aber zum Schluß ist jedes Weltwirtschaftsgebiet ergänzungsbedürftig; Intelligenz, Wille, Arbeitskraft, Planmäßigkeit, dazu Kohlenlager, Maschinen, gewaltige Vorratsstapel ermöglichen uns, viel von diesem Vorsprung wieder einzuholen.

Und nun ein kurzer Blick auf die ‚sozial-politische' Seite Mitteleuropas: Was bedeutet es für die arbeitenden Klassen, die kleinen Leute des Mittelstandes, die mittleren Betriebsgrößen? Ihre Lage ist abhängig von der weltwirtschaftlichen Aktivität dieses Mitteleuropa — und darum müssen sie Mitteleuropa als ihre ureigene Sache ansehen und erkämpfen.

* * *

Bei der technischen Seite der Durchführung Mitteleuropas ist die Zollgemeinschaft bisher am stärksten in Erwägung gezogen worden. Es ist zutreffend, wenn Naumann darin eine unzulängliche einseitige Behandlung erblickt; denn ein ernsthafter Versuch zu einer Zollgemeinschaft kann an den Fragen der Eisenbahntarifpolitik, der unterschiedlichen Steuerbelastung, der Valutaverhältnisse, der verschiedenen Verwaltung, der Unterschiede in der Lebenshaltung nicht vorbeikommen. Zudem widerstreiten österreichische und ungarische Interessen einer ausschließlichen Zollgemeinschaft; an einer solchen hat auch Deutschland kein Interesse, denn das österreichisch-ungarische Absatzgebiet spielt für uns eine zu bescheidene Rolle, als daß wir die ungünstige Situation mit in den Kauf nehmen sollten, in die eine bloße Zollgemeinschaft uns beim Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Staaten bringen würde. Aus diesen und anderen Gründen erscheint eine bloße Zollgemeinschaft undiskutabel; im Rahmen der Wirtschaftsgemeinschaft sind die Zollschwierigkeiten viel leichter zu überwinden, gewissermaßen von innen heraus. Aber Voraussetzung dieser Wirtschaftsgemeinschaft ist, daß Österreich-Ungarn von den überlegenen deutschen Industriezweigen nicht an die Wand gedrückt wird. Sein eigenes Wirtschaftsgebiet muß geschützt werden. Bestimmte auswärtige Absatzgebiete, auf die Österreich-Ungarn Vorzugsrechte zu haben glaubt, müssen ihm einigermaßen gewährleistet werden. Wir müssen dazu die nötige Weite des Blicks und der Gesinnung besitzen. So kommen wir zur Forderung: Eine Zwischenzollinie soll die österreichisch-ungarische Industrie gegen die Überlegenheit der deutschen decken; die Außenmärkte müssen gemeinsam reguliert werden; beides wenigstens als Übergangseinrichtungen; andernfalls wird der Wirtschaftsvertrag ein Entfremdungsvertrag. —

Die gemeinsamen Wirtschaftsfragen Mitteleuropas können durch drei Typen von Verträgen geregelt werden: durch Vorratsverträge, Syndikatsverträge und Handelsverträge in einem besonderen Sinne. Vorratsverträge sichern die gemeinsame Bedarfsdeckung für den Kriegsfall: Kornhäuser, Rohstofflager. Syndikatsverträge gewähren den österreichisch-ungarischen Industriellen die Zölle und die staatliche Unterstützung, die sie bisher hatten, in

Form von Absatzmarktregelungen; sie ersetzen also bei syndizierten Produkten die Zwischenzollinie. Handelsverträge sollen der Doppelmonarchie auf bestimmten Auslandsmärkten eine Vorzugsstellung sichern.

* * *

In welche Verfassung soll sich nun das ökonomisch und sozial so bestimmte Mitteleuropa kleiden? Naumann schwebt ein Oberstaat Mitteleuropa vor, aber als Aufgabe der Zukunft; Gegenwartsaufgabe ist es, die Anfänge für dieses Mitteleuropa zu schaffen, die sich dann, wenn richtig angesetzt, von selbst auskristallisieren werden. Vorläufig ist Mitteleuropa nicht als neuer Staat zu schaffen, sondern als Bund vorhandener, mit Staatshoheit begabter Staatsgebilde. Von vornherein fallen aus diesem Bunde bestimmte Aufgaben heraus: der moderne Staat ist kein Gesinnungsschöpfer und Glaubensregierer; damit scheiden aus der gemeinsamen Regelung aus Konfessionsfragen, Nationalitätsfragen, Schulfragen, Sprachenfragen; nicht unter die Kompetenz Mitteleuropas fallen weiterhin die Gebiete der inneren Verwaltung, der Gemeindeverfassung und der Staatsverfassung im engeren Sinne des Wortes. Es hieße Mitteleuropa mit zu schwerer Fracht belasten, wollte man all das oder auch nur einiges aus diesem ihm aufbürden. Heute schon bestehende internationale Vertragsverhältnisse bieten die Form, in die auch, wenigstens zunächst, die Verträge des mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes zu fassen sind, Formen, die ohne Beeinträchtigung der Souveränität einen überstaatlichen Rechts- und Verwaltungszustand anbahnen. Der Wirtschaftsverband wird mit zwei Typen solcher Verträge rechnen können, Verträge, deren Ausführung jeder Staat mit seinen Beamten ohne Bundeskontrolle übernimmt, und Verträge, die ihrer Natur nach gemischte, gemeinsame Ausführungsorgane verlangen. Letztere Verträge sind die Anbahnung einer gemeinsamen Verwaltung für bestimmte Aufgaben. Beispiel: Aktiengesellschaftsgesetzgebung! Die besonderen Schwierigkeiten dieser Konstruktion — sie verlangt Einheitlichkeit von einem Kollegium, das verschiedene Auftraggeber hat, sie muß zu stark mit dem guten Willen jeder Regierung und der Parlamente rechnen, sie hat zu wenig eigene Bewegung — übersieht Naumann nicht: im Grade, wie der ganze Apparat mit Tradition arbeiten kann, funktioniert er reibungsloser.

Das allmähliche Anwachsen solcher gemeinsamen Verwaltungszentren läßt nach und nach eine mitteleuropäische Zentralverwaltung entstehen, die zweckmäßig an einem Punkt konzentriert wird, wobei einzelne Ressorts dort bleiben können, wo die berufliche Sachkunde am dichtesten vertreten ist.

Eine besondere Schwierigkeit liegt in dem Verfassungsaufbau des zukünftigen Mitteleuropa insofern, als die Vertragskontrahenten jeder in sich schon infolge einer wunderlichen historischen Schichtung verwickelte Konstruktionen sind. Im Reiche verteilt sich die verfassungsrechtliche Kompetenz zwischen verschiedenen Instanzen; freilich hat die Praxis hier eine gewisse Tradition geschaffen, so daß eigentliche Komplikationen zu den Ausnahmefällen gehören. Viel verwickelter, gleichzeitig viel schärfer umstritten

und also traditionsloser liegen die Dinge in Österreich-Ungarn. Die Reichseinheit der Doppelmonarchie ist eingeengt auf geringeren Bezirk; gerade die für Mitteleuropa wichtigen Fragen fallen nicht unter die einheitliche Regelung, sondern sind das Objekt von Spezialverhandlungen vor dem österreichischen wie ungarischen Parlament: die Genehmigung internationaler Verträge, die Heeresrekrutierung. Und für diese Gebiete gleicht sich Österreich-Ungarn immer in befristeten Verträgen aus. Wenn wir also mit der Doppelmonarchie kontrahieren auf diesen Gebieten, so tun wir das zwar mit dem einheitlichen auswärtigen Amt, dieses aber hat sich mit dem österreichischen wie ungarischen Parlament auseinanderzusetzen. Der Ausgleich von 1867 hatte nationalen und staatsrechtlichen Inhalt; alle Wirtschaftsfragen wurden verwiesen unter die Angelegenheiten, ‚die zwar nicht gemeinsam verwaltet, jedoch nach gleichen von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen behandelt werden'. Mehr und mehr ist die Fülle dieser vereinbarten Wirtschaftsangelegenheiten angewachsen, aber man begreift, welche Gefahr für Mitteleuropa in der Befristung und Kündbarkeit der zwischen Österreich und Ungarn getroffenen Wirtschaftsregelung liegt. Trotzdem: ‚die Erbweisheit, die an der Donau in Ausgleichs- und Vertragsverhandlungen zu Hause ist', wird auch hier ihren Weg finden und eine Tradition anbahnen, in der Mitteleuropa entstehen und leben kann. —

Damit sind wir an den innersten Kern des mitteleuropäischen Verfassungsproblems herangekommen: an die allmähliche Sonderung der Nationalstaaten vom Wirtschaftsstaat und vom Militärstaat. Das Nationalitätsproblem trennt sich vom Wirtschafts- und Verteidigungsproblem. Die Lösung ist faktisch eine Überwindung des Nationalitätenproblems bei dem engen Zusammenhang zwischen Nationalitäten-, Wirtschafts- und Verteidigungspolitik; sie setzt die Überlegenheit wirtschaftspolitischer und militärischer Argumente gegenüber nationalpolitischen bei der Frage nach dem Zusammenschluß voraus. Ob die Dinge diesen Weg gehen können und werden, ist Frage für sich; jedenfalls knüpft Naumann an diese Lösung die Möglichkeit des Anschlusses weiterer Staaten an Mitteleuropa an: unter Wahrung ihrer nationalpolitischen Interessen und nationalen Eigenart kontrahieren sie wirtschaftlich und militärisch mit Mitteleuropa. Zur Regelung der gemeinsamen Wirtschaftsangelegenheiten tauchen in der Ferne die Umrisse eines gemeinsamen Wirtschaftsparlamentes auf.

So wird das Weltwirtschaftsgebiet Mitteleuropa. Es ist zugleich Verteidigungsgebiet, denn der Weltwirtschaftskörper muß ein geschlossener Verteidigungskörper sein. Man fühlt deutlich die gedanklichen Einschläge eines Zeitalters imperialistischer Auseinandersetzung von Staaten und von Konkurrenzkämpfen gewaltiger Syndikate. Auch hier ist das ökonomisch-soziale Denkmotiv, gewonnen aus der flutenden Fülle hochkapitalistischer Erfahrungen, ausschlaggebend. Begreiflich, denn das Naumannsche Mitteleuropa ist vom Geist und Fleisch seiner Zeit.

Indem wir das aussprechen, betreten wir den Boden der Kritik. Ihr soll ein weiterer Aufsatz gelten.

Bismarcks politisches Erbe und der Krieg
Von Martin Spahn

Das Erinnerungsjahr an die hundertste Wiederkehr des Geburtstags Otto von Bismarcks liegt hinter uns. Geben wir uns Rechenschaft darüber, so kann uns nicht wundernehmen, daß die Gedenkfeiern auf eine Mindestzahl beschränkt blieben, kurz und still verliefen. Der Krieg ließ es nicht anders zu. Es gab kein ungestümes, gewaltsames Aufrütteln des Gedächtnisses der Nation an ihren Einiger und Werkmeister. Das Merkwürdige des Jahres besteht vielmehr darin, daß sich die Wirkung Bismarcks, je weiter es voranschritt, langsam, ruckweise, scheinbar unbezwingbar, wenn auch dem Umfange und der Tiefe nach noch kaum meßbar erneuerte. Der Krieg nahm im Verlaufe dieses Jahres erst sein wahres Gesicht an. Der Druck unsrer Gegner, die Gefahren unsrer äußeren und inneren Lage, die Schwächen unsrer Vorbereitung kamen nun erst zur Erscheinung, und je schwerer die Zeit wurde, desto deutlicher leuchtete das ernste Antlitz des ersten Kanzlers, der die Staatskunst allezeit als ein so mühevolles, kräftezerreibendes Handwerk genommen hatte, im Bewußtsein seines Volkes wieder auf. Auch die Geschichtschreiber setzten sich wieder mit Bismarck auseinander und prüften, was er uns in unserm Kriege bedeute. Wohl den frühesten Beitrag hatte der Verfasser dieses Rückblicks mit seiner Universitätsrede zum Geburtstage des Kaisers am 27. Januar 1915 beigesteuert: ‚Bismarck und die deutsche Politik in den Anfängen unseres Zeitalters'. Im Sommer veröffentlichte Hans Delbrück ein Bändchen: ‚Bismarcks Erbe'. Zwiespältigen politischen Geistes, wie es für einen Träger seines Namens natürlich ist, erwog Delbrück, welche starken Stützen im Innern des Hauses wir Bismarck noch danken, verweilte kritisch bei den leitenden Gesichtspunkten der Bismarckschen äußeren Politik und ließ uns endlich ohne feste Richtung des Urteils scheiden. Gegen Ausgang des Jahres ergriff auch Erich Marcks das Wort zur Frage: ‚Vom Erbe Bismarcks'. Marcks widmet gleich Delbrück und schwerlich ganz richtig vor allem der äußeren Politik Bismarcks seine Aufmerksamkeit. Aber seine Bejahung der Verdienste des großen Kanzlers um die Grundlegung unsrer Stellung im gegenwärtigen Kriege klingt viel zuversichtlicher als Delbrücks Darlegungen; auch über seine eigene Schilderung der ‚Spätzeit' Bismarcks hinaus, die er in dem zu Beginn des Bismarckjahres erschienenen Lebensabrisse des Helden entwarf, hat seine Auffassung an Einheit und Bestimmtheit wesentlich gewonnen. So spiegelt sich in der wissenschaftlichen Arbeit der seelische Vorgang im Volke wider.

Im festländischen Abendlande hat sich während des vergangenen Jahrhunderts neben dem ersten Napoleon nur Bismarck als Staatsmann ganz geschlossenen Gepräges und von durchschlagender Bedeutung erwiesen. Von Napoleon hat Viktor Hugo in seiner pathetischen Art einmal gesagt: Von wo aus man auch rückwärts schaue, stets steige vor dem Blicke des Wan-

derers an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem düstern Glanze die Gestalt Napoleons empor. Bismarcks Wirkung in die Breite und Weite blendet nicht ebensosehr. Die Kurve seines persönlichen Erlebnisses beschrieb keine gleich mächtig ausladende und ausgangs scharf abfallende Linie. Napoleons Auftauchen haftete etwas vom Aufleuchten eines Meteors an. Die Stürme der großen Revolution bildeten den Hintergrund seines Aufstieges in jungen Jahren. Da er als Mann dem Abendlande eine neue Staatenordnung auferlegte, setzte er sich, ungeachtet seines niederen Ursprungs, ein echter Emporkömmling, selber die Kaiserkrone aufs Haupt. Bismarck fügte sich in vollem Widerspiele dazu zeitlebens den gewiesenen Bahnen deutscher Staatsentwicklung. Er fand sein Genügen daran, der treue Diener seines hohenzollerischen Fürstenhauses, der erste Beamte Preußens und der deutschen Nation zu sein. Dort der Tyrann, hier der Kanzler! Aber nicht nur der äußeren Aufmachung nach war das Hervortreten Bismarcks weniger glänzend. Seine geschichtliche Leistung griff auch nach ihrem sachlichen Gehalte weniger weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; er wirkte nicht im gleichen Maße wie Napoleon europäisch. Darum war, was er tat, in seiner Art nicht minder groß und von nicht geringerer Tragweite in die Zukunft. Aus welchem Grunde und wie sehr, das gilt es zu bestimmen.

Das Erinnerungsvermögen der Völker haftet mit Vorliebe an den sich leicht einprägenden Höhepunkten der auswärtigen Taten ihrer bedeutenden Männer. Von Alexanders Zug bis an den Indus, von Caesars gallischem und Karls des Großen Sachsenkriegen, von der Dreikaiserschlacht zu Austerlitz und der Völkerschlacht bei Leipzig in Napoleons Laufbahn weiß alle Welt zu singen und zu sagen. Das stillere innerpolitische Wirken der großen Staatsmänner, auf das niemals so grelle Schlaglichter fallen wie auf ihre auswärtige Politik, aber auch ihre diplomatische Tätigkeit in langen Friedenszeiten, die wesentlich nur vorbereitenden Charakters ist, entzieht sich zumeist der Aufmerksamkeit der Menge. Bismarcks Schicksal weicht darin von dem seiner Vorgänger nicht ab. Ja, ihr Geschick wurde noch in besonderem Maße das seine. Denn was er in der inneren Politik vollführte, stand im schroffen Widerspruche zu den Wünschen und Zielen der öffentlichen Meinung Westeuropas und damit auch des in der Öffentlichkeit tonangebenden Teiles der deutschen Nation zu seiner Zeit. Unsere öffentliche Meinung begriff kaum den Sinn und das Recht der schöpferischen Taten Bismarcks im inneren Staatsleben, geschweige denn, daß sie ihnen Beifall zollte und sie von Herzen unterstützte. Diplomatisch aber leitete er, vor allem im letzten Jahrzehnte seiner Kanzlerschaft, das Reich so überaus behutsam, erprobte (nach einem seiner treffendsten Bilder aus dem Jägerleben) den ‚Bülten', auf den er treten mußte, so zögernd als sicher und tragfähig, daß das um ihn her aufwachsende Geschlecht, im Zeichen der Siege von 1866 und 70 geboren, vom ersten Hauche eines neuen aussichtsreicheren Zeitalters erregt, ihn überholt zu haben und Höhen vor sich

zu sehen meinte, zu denen er ihm nicht mehr Führer sein konnte. Bismarck blieb deshalb für die Vorstellungswelt der Nation in ihrer Masse, zum mindesten bis zum Ausbruche des gegenwärtigen Krieges, schlechthin der Schmied der nationalen Einheit. Als Inbegriff seiner weltgeschichtlichen Tat galten die Feldzüge der Jahre 1864 bis 1871 in ihrer raschen Aufeinanderfolge, die ebenso plötzliche, wie vollkommen geglückte Überwindung des österreichisch-preußischen Dualismus in der deutschen Staatsentwicklung, die Gründung des Reichs und die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde. Er hatte der Nation den glühendsten Traum ihrer besten Bürger, das stürmische Verlangen aller einflußreichen Wortführer ihrer öffentlichen Meinung erfüllt, obschon in anderen Formen, als es diesen vorschwebte. Durch ihn war das sechshundertjährige schmerzhafte Ringen des deutschen Volkes nach einer nationalen Staatsordnung glückhaft vollendet. Daran ließ sich die Nation genügen; sie achtete nicht weiter darauf, was er in einer noch zwanzig Jahre währenden Kanzlerschaft andauernd Großes schuf. Er aber stand 1871 nicht still, sondern wurde nach kurzem Suchen und Tasten nun auch zum inneren Bildner unseres Nationalstaates. Nach 1871 hat er noch die durch das Schwert und diplomatische Verhandlungen äußerlich zusammengeschweißten Elemente des deutschen Staatslebens allmählich zu wahrer staatlicher Gemeinschaft ineinander verschmolzen. Er flößte dem Reiche die Kraft zu ständigem organischen Wachstum ein, entfaltete in ihm die Möglichkeiten zur Ausbildung eigener, an deutscher Überlieferung sich aufrichtender Art und sicherte ihm zugleich die dafür nötige äußere Ruhe. Erst über diesen Taten gelangte er in den Jahren 1878 bis 1880, den wichtigsten, die seit den Anfängen des Reiches bisher für unsere diplomatische Orientierung wie für unsere innere Gesetzgebung zu verzeichnen sind, auf den Gipfel seines staatsmännischen Könnens. Damals hat er uns die Quellen des Zeitalters erbohrt und gefaßt, in dessen vollem Fluße wir heute den Weltkrieg durchkämpfen müssen. Damals wies er unser gesamtes politisches Leben in die Richtung, in der sich die Voraussetzungen für diesen Kampf im letzten Menschenalter Zug um Zug entwickelten. Wer sich unterfängt, die weltgeschichtliche Bedeutung Bismarcks zu ermessen, darf so wenig wie er selbst beim Jahre 1871 Halt machen, sondern muß insbesondere dem letzten Abschnitt der Kanzlerschaft, den Jahren 1878—1890 liebevolle Würdigung widerfahren lassen. Es war gewiß nicht bloß des großen Mannes ‚Spätzeit'.

Unmittelbar auf die Vollendung des Weges, der unser Volk zum nationalen Einheitsstaate führte, war 1873 wieder ein schwerer Rückschlag im Wirtschaftsleben erfolgt. Der Kulturkampf brachte alte Gegensätze im geistigen Dasein der Nation zu frischem Bluten. Die Wühlarbeit der eben begründeten Sozialdemokratie drohte das Volk auch ständisch tiefer noch als bisher zu zerreißen. Schon minderte sich wieder die kaum gegründete politische Macht. Da gewann Bismarck 1878 durch den Berliner Kongreß der Nation die nötige Ellenbogenfreiheit, damit sie sich vorerst ungehemmt

durch beständige Kriegssorgen ihrer inneren Entwicklung überlassen konnte. Sie hatte zwischen 1848 und 1877 darunter gelitten, daß der volle Druck der großmächtlichen Spannungen unverrückbar über Mitteleuropa lag. Die Siege von 1866 und 1870 hatten den deutschen Boden nicht entlastet, sondern den Druck noch gesteigert. Bismarck schob ihn auf dem Kongresse nach den Balkangebieten und den Küsten des östlichen Mittelmeeres hinüber. Damit ward erst Raum für die fast ein halbes Jahrhundert währende Friedenszeit, deren sich unser Vaterland bis zum Sommer 1914 erfreuen sollte. Von keiner gleich langen Friedenszeit weiß die deutsche Geschichte seit dem Dreißigjährigen Kriege zu berichten.

Bismarck aber schaute sofort weiter in die Zukunft, um die gewonnenen Jahre für die Festigung der staatlichen Stellung des Reichs gegen das Ausland zu benutzen. Seine Erfahrungen seit dem Frankfurter Frieden hatten ihn gelehrt, daß sich das Deutsche Reich auf die Freundschaft keiner andern Großmacht verlassen dürfe. Es lag ihm das Gefühl dafür im Blute, daß sich eines Tages ein großer Bund der andern gegen sein Werk zusammenfinden werde. Deutschlands Lage auf der Erdkugel war derart, daß es dann von seinen Feinden eingeschlossen werden konnte. Daraufhin gab er sich wenige Wochen nach dem Berliner Kongresse darüber Rechenschaft, daß das Reich zur Behauptung seines wirtschaftlichen Daseins gegen jede fremde Mißgunst und Tücke die Bahnen des Freihandels verlassen müsse, auf die es in Nachahmung der Westmächte getreten war. Das Beispiel des Freihandels hatte England gegeben, dessen wirtschaftliche Blüte dank seiner Lage im Weltmeere von jeher von seinem Welthandel abhängig gewesen war. Bismarck gab jetzt die Losung vom Schutze der nationalen Arbeit aus. Er führte sie im Juli 1879 im Reichstag zum Siege. Ihr verdanken wir es, daß unter uns nicht einseitig wie in England der Handel erstarkte, auf den wir unmöglich gleich England wie auf eine einzige Karte unsere ganze Zukunft setzen konnten. Es blieb uns auch eine leistungsfähige und den Betrieb lohnende Landwirtschaft erhalten, und unsere Industrie verlernte nicht, den inneren Markt zu pflegen, wodurch sie sich selbst zu Zeiten des Krieges und ihrer vorübergehenden Wiederverdrängung von den ausländischen Märkten lebenskräftig zu betätigen vermag. Bismarck erreichte diese Sicherung unserer Volkswirtschaft für alle Fälle, ohne daß der Trieb in ihr zum Wettbewerbe mit den anderen Völkern in den überseeischen Gebieten einen Schaden davontrug. Unsere Kapitalkraft wuchs allen düsteren Prophezeiungen zum Trotz bis zu einer solchen Wucht, daß wir jetzt in wenig mehr als einem Jahre schon über 35 Milliarden für die Aufgaben des Krieges zusammenbringen konnten. Die Freihändler in unserer Mitte sind entweder verstummt oder räumen willig ein, daß wir ohne die Schutzzollpolitik des letzten Menschenalters ein wehrloses Opfer englischen Neides geworden wären. In dem furchtbaren Schachspiel, das die festländischen Großmächte seit 1878 spielen, bildete die Schutzzollpolitik den ersten großen Zug des deutschen Kanzlers.

Auf der Stelle bereitete Bismarck auch den zweiten nicht minder bedeutsamen Schachzug vor. Dem Schutze der deutschen Arbeit folgte vom Jahre 1880 an der Schutz des deutschen Arbeiters. Der war damals schon zum Losungsworte eines Teiles der Nation geworden. 1872 hatte sich der Verein für Sozialpolitik gebildet. Im Reichstag hatten die Parteien 1877 unter dem Eindruck des Stimmenwachstums der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum erstenmal in sozialpolitischen Anträgen einander überboten. Aber was sie erstrebten, war von ganz anderer Art und entsprang anderer Ursache als Bismarcks Entschluß. Mit der Aufblüte der deutschen Industrie vermehrte sich die industrielle Arbeiterschaft nach Hunderttausenden, allmählich nach Millionen. Sie bildete gleichsam das stehende Heer der deutschen Volkswirtschaft. Diese Arbeitermassen lebten jedoch noch ohne Standesgefühl und ohne seelische Bindung an den vaterländischen Boden und Wohlstand dahin. Die Sozialdemokratie nährte in ihnen das proletarische Denken und vertiefte das Empfinden der Fremdheit zwischen ihnen und dem nationalen Staatswesen. Bismarck aber konnte die Millionen Deutscher im Arbeiterkittel weniger als irgend ein anderer Staatsmann das Proletariat seines Volkes missen. Er brauchte für das von Feinden umstellte Deutsche Reich die Hingabe und Anspannung aller Kräfte seiner Volksgesamtheit, nicht zuletzt einer für die militärische wie wirtschaftliche Behauptung Deutschlands so wichtigen Gruppe. Er mußte also die Arbeiterschaft am Staate interessieren und versuchte es durch die Arbeiterversicherung, die den Arbeiter mit seiner Hoffnung auf eine Rente in Tagen der Not an den Staat verwies. Auch strengte sich Bismarck auf alle Art an, in der Arbeiterschaft nicht nur ganz allgemein ein Standesbewußtsein großzuziehen, sondern sie sich auch als einen den andern ebenbürtigen produzierenden Stand fühlen zu lassen. Der Arbeiterversicherung folgten bis zum Ausbruche des Krieges die Vorkehrungen für das leibliche und geistige Wohl des Arbeiters, zuletzt noch die groß angelegten Maßnahmen vorbeugender Fürsorge. Wie oft ist mittlerweile dennoch der Versuch des Kanzlers als gescheitert abgetan worden! Da kam der 1. August 1914. An dem entscheidenden Tage stand die Arbeiterschaft mit dem ganzen Volke zur Verteidigung des Vaterlandes auf. Die aus ihren Reihen zu den Waffen eilten, waren keine Proletarier mehr. Gesunden und starken Leibes, blieben sie an Leistungsfähigkeit hinter der bäuerlichen Bevölkerung nicht zurück. Die aber nicht zum Heeresdienste tauglich befunden wurden, besorgen daheim die nicht minder mühsame wirtschaftliche Arbeit. Sie leisten sie, ohne durch Lohnforderungen dem Vaterlande den Widerstand gegen die äußeren Feinde zu erschweren, wie es von ihren englischen Kameraden verlautet.

Der Kanzler hatte indessen sein sozialpolitisches Ziel nicht auf die Verflechtung der Arbeiterschaft in das militärische und staatliche Schicksal der Nation beschränkt. Seine Bemühungen um ihre Erhebung zum produzierenden Stande bildeten nur ein Glied in noch viel weiter ausschauenden Plänen. Er hoffte die volle sozialorganisatorische Kraft, die der Nation

von Ursprung eignete, in ihrer Gesamtheit wieder zu wecken. In seinen Mitte der achtziger Jahre gehaltenen Reden hat er die Förderung der auf eine Verjüngung oder Erneuerung der Stände hindeutenden Bewegung jenes Jahrzehnts als Voraussetzung für die Entstehung eines in sich wirklich tüchtigen und einheitlichen Volkes immer wieder dem individualistischen Prinzip des westeuropäischen Konstitutionalismus gegenübergestellt. Auch dieser Wunsch blieb ihm nicht unerfüllt. Unter dem Antriebe der von ihm veranlaßten wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung erwuchs unter uns eine große Organisation nach der andern, als Macht auch in unserm politischen und geistigen Leben. Es bedarf dafür nur der Erinnerung etwa an den Bund der Landwirte oder die industriellen Verbände, an die Gewerkschaften und die Berufsgenossenschaften, an den Volksverein oder die stete Ausbildung der Sozialdemokratischen Partei. Eng mit Bismarcks sozialpolitischen Absichten hing schließlich die Entfaltung einer neuen sozialen Gesinnung im deutschen Volke zusammen. Sie macht uns im gegenwärtigen Kriege die Unterordnung unter alle die zugunsten der Minderbemittelten gemeinten Maßregeln der Ernährungspolitik erträglich. Vaterländische Begeisterung allein hätte uns schwerlich soweit bringen können.

Sozial- und Wirtschaftspolitik haben die Nation erst innerlich zu einem Ganzen zusammengefaßt. Dank ihnen bemächtigte sich das Reich des auch über 1870 hinaus noch im Kleinstaatswesen verankerten Denkens der Masse des Volks. Sie regten dieses Denken unermüdlich an und weiteten es. Sie erlösten es zugleich aus seiner in den Jahrhunderten der Zersplitterung erfolgten Beschränkung auf innerpolitische Meinungsverschiedenheiten und schlugen uns die Brücke zum Verständnis und zur Beschäftigung auch mit der auswärtigen Politik.

Der dritte Schachzug Bismarcks, zeitlich zwischen der Wendung in der Wirtschaftspolitik und der Wendung zur Sozialpolitik gelegen, war das Bündnis mit Österreich-Ungarn im Herbste 1879. Es wurde erst durch jene möglich und bedeutete in Verbindung mit der Einstellung der inneren Politik ausschließlich auf den Selbstschutz des Vaterlandes auch die Einstellung der äußeren darauf. Das Bündnis löste den Preußischen Staat von der Küste; es löste ihn von der geschichtlichen Freundschaft mit Rußland und England, die ihn anderthalb Jahrhunderte lang gedeckt hatten, und warf ihn, geschmiedet, wie er seit 1870 an Süddeutschland war, auf Mitteleuropa zurück. Der Abschluß des Bündnisses kostete den letzten großen preußischen Staatsmann harte Überwindung. Noch zuletzt bäumte sich in Bismarck der Widerspruch wider den Schritt, der vielleicht niemals mehr ungeschehen zu machen war, leidenschaftlich auf. Er zerknitterte den schon paraphierten Vertragsentwurf und trat auf den mit ihm unterhandelnden Grafen Andrassy so zornig zu, daß dieser eine Handgreiflichkeit befürchtete. Der Kanzler wurde nach einigen Augenblicken wieder Herr seiner Erregung und unterzeichnete. Er fühlte, daß es nicht anders ging. Das Deutsche Reich hatte einstweilen keine freie Wahl. Die Gegnerschaft zu Rußland und zu England war

kaum hintanzuhalten. Der einzige Rückhalt, der sich bot, war die Anlehnung an den Staat der alten Habsburger, der Wiederzusammenschluß des geschichtlichen Einflußgebietes der deutschen Nation von der Nordsee bis zur Adria. Nur dadurch konnte die Stellung des Deutschen Reiches inmitten seiner Nebenbuhler wenigstens zu einer guten Verteidigungsstellung werden, blieb dem Reiche im Kriegsfall eine beschränkte Bewegungsfreiheit erhalten. Nachdem die Entscheidung einmal gefallen war, ließ Bismarck, was der alte Hohenlohe auch Gegenteiliges an Hofklatsch und Diplomatengeschwätz in seine Tagebücher eingetragen haben mag, von dem Bündnisse nicht mehr ab. Er hat es ebenso gefestigt, wie er jede Gelegenheit benützte, die Heeresrüstung des Reiches zu Lande zu verstärken und zu bessern. Den stolzesten Tag des letzten Jahrzehnts seiner Kanzlerschaft erlebte er, als der Reichstag nach Bismarcks berühmter Rede vom 6. Februar 1888 einmütig die Mittel für einen Verteidigungskrieg zugleich gegen Rußland und Frankreich bewilligte.

Ist es nicht, als sähen wir aus dem Strome der Zeit die mächtigen Brückenpfeiler und Wogenbrecher emporwachsen, worauf die Brücke ruht, die uns heute trägt, und die unsere Feinde uns unter den Füßen zu zertrümmern sich bemühen? Bismarcks Hand hat sie noch von 1878 an aufgeführt. Er hat uns noch den Grundriß des Baues entworfen. Hätte er die Fundamente nicht gelegt, wo wären wir heute? Jeden Schritt vorwärts mußte er den Gewalten abringen, die neben ihm im Deutschen Reiche tätig waren. Einen Dilettanten haben die Parteiführer des Reichstags den Greis ob seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik gescholten. In den Ministerien lief er gegen unerhörte Widerstände an. Dort kehrte ihm der Mann, dem er 1867 vertrauensvoll die Leitung der inneren Politik in seiner Eigenschaft als Präsident des Reichskanzleramtes überlassen hatte, schon 1876 bei der ersten Ahnung der nahenden Zeitenwende den Rücken. Monate vergingen im Jahre 1879, ehe sich Kaiser Wilhelm I. in die Notwendigkeit des Bündnisses mit Österreich-Ungarn ergab.

Was soll dagegen die Redensart von dem kontinentalen Gesichtskreise, der Bismarck gebannt habe und ihn von uns, dem Geschlechte des Weltkrieges, scheide? Gewiß, Bismarck war in einem wesentlich kontinentalen Gesichtskreise aufgewachsen, aber er schloß sich nicht in diesen Gesichtskreis ein. Entschlußkräftiger, kühner konnte Bismarck kaum die Voraussetzungen für den ersten Abschnitt der weltpolitischen Betätigung unseres Volkes, für die Zeit des Gegenschlages der großen Mächte gegen Deutschlands Herauswachsen aus der Enge bloß festländischer Interessen und des Durchbruchs in die Weltwirtschaft und zur Weltmachtstellung schaffen, als er es 1878 bis 1880 tat. Die Vorsicht aber, die er danach aufwandte, um die Dinge reifen zu lassen, hat niemand das Recht, mit Kurzsicht und Vorurteil zu verwechseln. So hatte er alle Zeit Politik getrieben; nach der ersten Einstellung auf ein Ziel traf er Sicherungen, beobachtete und überlegte er, bis er im selbstgewählten Augenblick überraschend vorwärts ging.

Diese Art war der Grund all seiner Erfolge gewesen; sie wurde wiederum der Grund, weshalb wir uns heute nun schon ins dritte Jahr gegen den eisernen Druck der uns umringenden Feinde zu halten vermögen. In dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 wurde im Innern der Schutzzoll ausgebildet, der Kampf um die Arbeiterversicherung ausgefochten. In der äußeren Politik faßte Bismarck, nachdem der Rückhalt an Österreich-Ungarn gewonnen worden war, alle Kraft dahin zusammen, den Frieden nicht wieder gefährden zu lassen, ehe unser Volk über die nötige Stärke verfügte, gegen jeden Widerstand sich durchzusetzen. Es war kein Friede um jeden Preis, es war ein Friede, der den Krieg, wenn er denn unvermeidlich wurde, vorbereiten sollte. Oberflächliche Betrachtung möchte uns selbst heute noch die Meinung unterschieben, als habe Bismarck das Reich in jenen Jahren von jenen Zielen wegsteuern wollen, die für unsere auswärtige Politik nach ihm und vollends mit dem gegenwärtigen Kriege maßgebend wurden, maßgebend werden mußten. In Wahrheit war Bismarck nur nicht der Staatsmann, über aufdämmernden weiten Aussichten das Nächste zu übersehen und zu leicht zu nehmen. Das Umgekehrte entsprach eher seiner Natur. Er hielt den Blick immerdar auf Frankreich gerichtet, auf dasselbe Frankreich, über dessen Gegensatz zu uns seine Nachfolger sich hinwegtäuschten, und das unsere öffentliche Meinung weithin schon als unsern künftigen Freund betrachtete. Niemand wußte genauer als der Sieger im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 darüber Bescheid, daß Frankreich noch nicht entscheidend getroffen worden war. Ergab sich gleich für uns durch unsere staatliche Einigung und die Früchte jenes Krieges, durch unsre wirtschaftlichen Fortschritte und durch die allgemeinen Bedingungen der Großmachtpolitik seit 1878 die Möglichkeit wie der Zwang, aus unserer wesentlich durch festländische Machtverhältnisse bedingten Stellung zu einer Weltmachtstellung emporzustreben, so blieb doch Frankreich durch seine Lage in unserer Flanke unser gefährlichster Gegner, durch den Schmerz über Straßburg und Metz auch unser unruhigster Nachbar. Die Vorgeschichte wie der Verlauf des Krieges hat Bismarcks Sehweise vollkommen gerechtfertigt. Wenn wir es militärisch bisher mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatten, so ist Frankreich dieser Gegner gewesen. Die französische Politik aber hat vor allen anderen den Krieg geschürt, bis er endlich ausbrach. Die von unserer Diplomatie vor wenigen Monaten veröffentlichten belgischen Papiere erbrachten die bündigsten Belege dafür, wie emsig die Delcassé und Poincaré das Scheitholz zur Anstiftung des entsetzlichen Kriegsbrandes herbeigeschleppt haben, der heute Europa verwüstet. Die Kriegsneigung Frankreichs bestärkte Bismarck noch in den äußersten Anstrengungen für die Pflege des Friedens. Mit allen Mitteln versuchte er die übrigen europäischen Mächte wenigstens auf Zeit wieder in vertragsmäßige Beziehungen zu uns zu bringen oder doch zu beruhigen und gleichsam zu neutralisieren. Sein Meisterstück war, daß er Italien, trotz des italienisch-österreichischen Gegensatzes, durch Ausspielung vorübergehender Verstimmungen Italiens gegen

Frankreich und wirtschaftlicher Gründe zum Mitgliede des Dreibundes machte. Meisterlich war freilich kaum minder, daß er in Italien unbeirrbar den Bundesgenossen nur für solange sah, als die Weltlage noch ein erträgliches Verhältnis zwischen England und uns zuließ. Selbst mit Rußland hat er nach 1879 wieder Abreden und 1887 gar einen Vertrag zustande gebracht. Seit 1872 überwachte er die Annäherung Rußlands und Frankreichs. Er konnte sie nach 1879 nicht mehr hindern, er hielt sie wenigstens auf. Vielleicht kam in diesem Falle auch der ältere Gegensatz zwischen Rußland und England eher noch zur Reife als der jüngere zwischen dem Zarentum und uns. Ein russisch-englischer Krieg verhieß uns eine erhebliche Vermehrung unseres Einflusses in Europa, während ein russisch-deutscher Krieg gleichen Vorteil England zuzutragen drohte. Dringlicher war Bismarck doch die Niederhaltung des französischen Rachegelüstes durch eine gleichmäßige Friedenspolitik aller andern Großmächte. Sie trieb ihn auch dazu, unter Zurückdrängung seines schon von dem jungen Diplomaten gefaßten und nachher durch viele Erlebnisse genährten Mißtrauens gegen die englische Politik, zum Londoner Auswärtigen Amte neuerdings Fäden der Freundschaft zu spinnen, sobald es ihm die Rückkehr der Konservativen dort zur Regierung erlaubte. Er hatte 1884/85 unseren grundsätzlichen Anspruch, bei der Aufteilung Afrikas mit zuzugreifen und dadurch in die Reihe der Kolonialmächte einzutreten, mit großer Entschiedenheit gerade gegen England durchgefochten. Es war wieder einmal ein Schritt gewesen, der vorwärts getan werden mußte. Dann aber bremste er. Oder vielmehr, er hielt mit dem Aufgebot staatlicher Machtmittel in der Weltpolitik an sich, um England nicht über die Maßen zu reizen, und solange als sich noch Aussicht auf gegenseitige Unterstützung zur Zähmung Frankreichs bot. Daß der deutsche Kaufmann dem Staatsmann in der Weltpolitik den Weg bereiten müsse, war von vornherein Bismarcks Losung gewesen. Noch lange durften wir bei unserem Hinausstreben über die Grenzen einer festländisch orientierten Machtstellung das Schwergewicht in die Weltwirtschaft legen. Eine Erweiterung unseres Einflusses durch sie genügte vorderhand; aus ihr mußten uns erst nach und nach die Mittel zuwachsen, größere diplomatische Einsätze in der Weltpolitik zu wagen. Unterdessen tat unsere Staatskunst besser daran, ihre Bewegungsfreiheit zu bewahren, den Kaufleuten nachzuhelfen oder sie zu verleugnen, wie es die Stunde gebot, und die Deckung unserer mitteleuropäischen Stellung vor allem gegen Frankreich, nächstdem gegen Rußland als wichtigste Aufgabe zu behandeln, bis die allgemeinen Bedingungen erfüllt waren, sei es durch neue Mächtegruppierungen oder mit welchen Mitteln sonst eine über das europäische Festland hinausgreifende Geltung uns zu verschaffen. Hat Bismarck nicht auch damit nachträglich Recht behalten? ‚Wenn ich mir', so beurteilte er im Reichstage selber sein Werk, ‚in der auswärtigen Politik irgend ein Verdienst beilegen kann, so ist es die Verhinderung einer übermächtigen Koalition gegen Deutschland seit dem Jahre 1871.' Mag man immerhin darüber streiten, ob sich nicht der alte Kanzler über der Abwehr

des nach 1871 mannbar gewordenen, immer stürmischer ins Weite drängenden Geschlechts, zumal nach dem Regierungsantritt des vom Geiste dieses Geschlechts ganz beherrschten Enkels seines kaiserlichen Herrn zu spröde zeigte, namentlich in der ostafrikanischen Politik England gar zu sehr entgegenkam, auch im allgemeinen die Vorsicht, die Zurückhaltung übertrieb und sich zu oft zum Anwalt der Rücksichten unserer Festlandslage machte. Gewisse greisenhafte Züge sind in seinen Äußerungen der letzten Kanzlerjahre unverkennbar. Aber die große Linie seiner Politik des Zuwartens büßte dadurch nichts an Richtigkeit ein. Das folgende Menschenalter hat nicht gefehlt, wo es sich im Sinne Bismarckischer Politik um den Frieden mühte, sachte und bedacht, Schritt um Schritt in fast zögernd bemessenen Abständen uns näher an unsere künftige Großmachtstellung heranführte, sondern nur, wo es von jener Linie absprang. Einzig die Eingriffe, die der eine oder andere seiner Nachfolger hier und da ohne Not oder vorzeitig in die Weltpolitik vollzog, haben uns böse Frucht getragen und die Schwierigkeiten unsrer Lage im gegenwärtigen Kriege verstärkt. Die entscheidende Pflicht unserer Politik nach der Gründung des Reichs blieb die Hut des Friedens, die Pflege der Kräfte im Innern des Volkes, ohne deren allmähliche Entfaltung in dem Menschenalter von 1878 bis 1914 wir uns doch wohl nicht mehr vorzustellen vermögen, wie wir den Weltkrieg überstehen sollten. Der Krieg hätte uns dreißig Jahre früher wahrscheinlich zermalmt. Die Aussaat war mit Bismarcks großen Maßnahmen der Jahre 1878/80 erfolgt. Bis die Ernte in die Scheuern gebracht werden konnte, brauchte es Zeit, vor allem Zeit. Der Landwirt in Bismarck leitete hierin wie in allem, was er an fruchtbaren Ergebnissen zu Werke brachte, seinen politischen Verstand in der rechten Richtung. Gründlicher kann deshalb niemand den Sinn seiner Politik ins Gegenteil verkehren, als wer aus seinem Zuwarten nach 1880 den Schluß zieht, daß er nicht mehr der Ahnung fähig war, was der Zukunft unseres Volkes gebührte. Dergleichen Urteile verkennen undankbar, daß der gegenwärtige Krieg unmöglich wäre, hätte Bismarcks staatsmännische Weisheit nicht noch uns und unser Reich auf ihn vorbereitet. Er hat das Spiel angefangen, Gott Dank so sicher und klug, daß es nicht leicht mehr verloren werden kann.

Aber selbst mit der sorgfältigsten Feststellung der Maßnahmen, wodurch Bismarck zu dem furchtbaren Spiele der Gegenwart bei dessen Beginne mitwirkte, wäre die uns gestellte Frage nach seinem politischen Erbe und dem Kriege nicht erschöpfend beantwortet. Noch schwingt ein Seelisches in diesem Kriege mit, das von ihm ausgeht und geprüft und gewogen zu werden verlangt.

Nach seinem Rücktritte hat Bismarck grollend zugeschaut, wie seine staatsmännische Ruhe der deutschen Politik abhanden kam und diese nicht mehr von einem Standpunkte über den Dingen geleitet wurde. Eine der Gewalten nach der andern, die ihm für die Zukunft des Reiches Gefahren in sich zu bergen schienen, wurde im Innern mächtig. Er hatte sich, unbeirrt

durch die mannigfachen taktischen Wendungen seiner Staatskunst, die Gegnerschaft gegen den Absolutismus in all den drei Erscheinungsformen neuerer Zeiten bewahrt, die von den konservativen Denkern seiner Jugendjahre namhaft gemacht worden waren, gegen den in der Überschätzung des Gottesgnadentums oder im Eigenwillen wurzelnden fürstlichen Absolutismus, gegen den hoffärtigen Absolutismus des Beamtentums, wie gegen den unduldsamen Absolutismus der politischen Parteien und der parlamentarischen Führer. Hingezogen hatte er sich stets nur zu dem Volke gefühlt, seiner breiten arbeitenden und produzierenden Masse in Stadt und Land, zu der Nation in ihrer Gesamtheit. Ihr gab er 1866 das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Ihr verhalf er 1870 zu dem Segen eines auf geschichtlicher Grundlage erstellten, der Volksart angemessenen einheitlichen Staatswesens. Sie schützte er von 1878 an durch seine Wirtschafts- wie seine Sozialpolitik. Die Vorsehung hat es so gefügt, daß der Weltkrieg, als er endlich ausbrach, keine überlegene Persönlichkeit am Ruder des Reiches wie an der Spitze des Heeres fand, weder bei uns noch bei unseren Feinden. Unsere Leistung seit dem Beginne des Krieges beruht, abgesehen von den Früchten, die uns die Tüchtigkeit der Väter trägt, auf der wundervollen Hingabe und der gewaltigen Kraftentfaltung eben jener breiten Masse unseres Volkes in all seinen Schichten. Die Nation bestätigt damit nicht nur dem Gründer ihrer Macht, dem Ordner ihres öffentlichen Lebens das Vertrauen, das er in sie setzte. Sie gibt nicht nur ihr Gut und Blut hin, damit sein Werk sich bewähre. In ihr wirkt Bismarcks Seele fort. Alle die geistigen und sittlichen Kräfte, die in ihm lebten, die Widerstände besiegten, schöpferisch sich betätigten, sind in der Nation aufs neue rege geworden. So ist noch hinaus über das, was uns Bismarck durch die Grundlegung unserer gegenwärtigen Stellung bedeutet, sein Erbe unser Volk selber, das Volk, das die Leiden des Weltkrieges trägt, das Volk, das den lebendigen Wall gegen das Dräuen all unserer Nachbarn bildet, das Volk, das den Glauben an die Zukunft unseres Reiches in uns hochhält. Ein und derselbe Sinn waltete dereinst in Bismarcks Dienst für König und Vaterland wie heute in der Hingabe des Volkes an Kaiser und Reich. Friedrich Theodor Vischer hat einmal Bismarck geradezu als das Vorbild unseres Volkes hingestellt, wie ‚schrecklich lebenswahr und dennoch so durch und durch ideal' es sein könne. Mit dieser Charakteristik des Tübinger Philosophen rühren wir wohl an das persönliche Geheimnis, weshalb Bismarck über allen Widerstreit seiner Umgebung und der Parteien, über alle Hemmungen sachlicher Natur hinweg unserem Volke ans Herz wuchs und sich zur Stunde noch als unser getreuer Eckart bewährt. Wurde ehedem Napoleon weit über die Grenzen Frankreichs hinaus der Held legendenhafter Bewunderung für die Massen, so lebte er diesen doch innerlich völlig fremd dahin. Er vermaß sich anders zu sein, anders sich geben zu dürfen, als die weniger vom Glück begünstigte Menschheit, erntete Staunen, aber nicht Liebe und Treue, kam und ging, ohne einen erhebenden Einfluß auf die Seele der Franzosen auszuüben. Bismarck ist jederzeit Blut vom Blute seiner Volksgenossen geblie-

ben. In Liebe und Haß, in der Treue gegen die Gesamtheit, in der Willens- und organisatorischen Kraft, die er aufwandte, erscheint in ihm wirklich nur ins Gewaltige gesteigert, was auch sonst deutsche Art auszeichnet. Die Sicherheit seiner politischen Meinungen, seine Stetigkeit in ihrer Vertretung und Verteidigung, seine Besonnenheit und sein Ernst in ihrer Erfüllung muten, am Durchschnittsmaß der Staatsmänner Europas in den neueren Jahrhunderten gemessen, fast unvergleichlich mächtig an, und doch erwuchs seine Größe im tiefsten Grunde nur daraus, daß er ein ganzer Mann war, geschnitzt aus dem besten Holze des Volkstums, aus dem er hervorging. Preuße von Herkunft, Preuße durch die geistige Richtung, die ihm seine amtliche Laufbahn verlieh, hat er das Reich dennoch als echten Volksstaat gebildet, der den Rahmen für die Sammlung und die Entwicklung aller in unserer Nation beschlossenen Fähigkeiten und Kräfte zwischen 1870 und 1914 abgab.

Je mehr er aber das Reich als deutschen Volksstaat ausgestaltete, desto eindringlicher liebte er es auch, nach 1880 wieder im Geiste der Anfänge seiner öffentlichen Laufbahn von dem Reiche als ‚christlichem Staate' zu sprechen. Was er darunter verstanden wissen wollte, war nichts anderes, als was auch das innerste Wesen seines persönlichen Christentums ausmachte, ein männliches Pflichtgefühl, ein Gefühl tiefster, demütig erhaltender Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen. Kein Staatsmann hat gleich ihm in so vielen und so erschütternden Bildern geschildert, was es heißt, wenn durch jede Handlung das Schicksal von Millionen in Mitleidenschaft gezogen wird. Er hat vom Regieren als einem Wandeln auf gespanntem Seile gesprochen, sein Leben als ein hohes Spiel mit fremdem Gelde, als ein ihn ungeheuer schwer belastendes Wirtschaften mit fremdem Vermögen dargestellt. Er habe nicht davon lassen dürfen, weil er vorwärts mußte, um sein Ziel zu erreichen, aber bis in sein Alter hinein habe den Schlaf seiner Nächte der Gedanke immer wieder gestört, wie anders alles hätte kommen können. Bismarck hatte dereinst in jungen Jahren keine Ruhe gefunden, bis er etwas zu verantworten hatte und sich wirklich verantwortlich dafür fühlte. Die Lockung, nachdem ihm in Deutschland alles unbehaglich geworden war, in englische Kriegsdienste zu treten, hatte der 28-Jährige mit den Worten von sich abgestreift: ‚Was haben die Inder mir zuleide getan?' Mitten in allem äußerlichen Leben der Studententage hatte ihn plötzlich der Wunsch gepackt, ‚innerlich fromm' zu werden. Gibt es deutschere Worte? In der Seele aller Tüchtigen unter uns schwingen sie, einmal gehört, in der sittlichen Bewegung unseres Kriegs ohne Erläuterung, Geist von unserem Geiste, fort. An der Schwelle des Mannesalters erkannte Bismarck einen Gott über sich an, vor dem er die Knie beugen konnte, trat er auf den Boden der politischen Arbeit für die Heimat und den preußischen Staat im Anschluß an eine organisierte politische Partei, gründete er sich Haus und Herd. Wie flutete, nachdem all dieses erreicht war, der inbrünstige Dank durch die Briefe an die Vertraute seines Herzens, an seine Frau. Das Verantwortlichkeitsbewußtsein gegen Gott, Vaterland und Familie hat ihn seitdem em-

vorgeführt und hochgehalten bis an sein Lebensende. Es hat ihm die Kraft gegeben, seinem Volke das Reich zu gründen und zu gestalten. Er schöpfte dieses Bewußtsein aus den Tiefen des geschichtlichen Werdens unseres Volksgeistes. Er erneuerte es zugleich darin. Die religiöse Ergriffenheit, der heilige Ernst des Gemeinschaftsgedankens, der vaterländische Idealismus, die dem Anteile Deutschlands an dem gegenwärtigen Kriege die Farbe geben und so seltsam gegen den vor dem Kriege sich aufspielenden flachen Geist und materiellen Sinn abstechen, werden uns in ihrer reifen und doch noch ganz frischen Männlichkeit nach so viel hundert Jahren unserer Volksgeschichte erst recht begreiflich durch die kürzliche Erneuerung der deutschen Staatsauffassung unter Bismarcks Einfluß und nach seinem Beispiel. Es gilt heute wie die Probe auf die Voraussetzungen, die Bismarck für die äußere Stellung der Nation inmitten der Mächte errichtete, so auch die Prüfung auf das in uns durch ihn belebte Staatsgefühl. Uns tragen im Kriege die Grundlagen, mit denen er von 1878 an unser Dasein unterzog; und wir können durch den Krieg nur wieder zum ehrenvollen Frieden kommen, wenn wir als Gesamtheit bis zum Schlusse den Eifer und die Selbstzucht der Pflicht, die Treue dem Reiche gegenüber betätigen, die ihn bei der staatlichen Arbeit jederzeit leitete. Blieb er, auch auf der Höhe des Lebens, Blut von unserem Blute, so müssen wir nun in dem Grauen und Dunkel des Krieges bewähren, daß wir Wesen von seinem Wesen geworden sind.

Mag denn der Krieg unserer Nation zum Zeichen, daß sie der gegenwärtigen Stunde würdig ist, die Augen endgültig dafür öffnen, wie sehr die urhafte Gewalt unserer seit 1871 vorangeschrittenen Entwicklung auf der Durchgeistigung durch ihren größten Staatsmann beruhte, wie sehr sie ihm anderseits dankt, daß die Entwicklung nicht ins Blinde schweifte, sondern bei Zeiten gesichert wurde. Er kann, er soll ihr deshalb auch heute noch Werkmeister und Führer sein. Wie der Atlas in der Sage des Altertums das Himmelsgewölbe, trägt Bismarck unser ganzes staatliches Dasein der Gegenwart. Wieviel seit 1890 gleich versäumt wurde, wie wenig gleich geschah, in der von ihm gewiesenen Richtung weiter zu arbeiten, seine Art in unserem Volkstum zu hüten, — daß der Gewaltige unsere Politik noch auf die Lage, worin wir den Krieg bestehen müssen, einstellte, daß er in der Seele unseres Volkes noch fortwirkt, gibt uns nächst dem Vertrauen auf Gottes Hilfe und unser nationales Recht die festeste, die ergreifendste Verheißung unseres endlichen Sieges, winke er schon bald oder erst in fernen Zeiten.

XII.
Die Alliierten.

Die Kriegswolken, die so lange schwarz und drohend am Völkerhorizont stehen geblieben waren, fuhren plötzlich in grimmer Wut da- und dorthin, gossen in den betroffenen Städten all ihr Unheil aus, verheerten ganze Landstriche und verderbten nicht nur Saat und Ernte, sondern auch die Schollen, auf denen sie gediehen waren.

Ehe der Krieg in das Städtchen oder auch nur in seine Nähe kam, begannen seine Bewohner schon zu leiden. Mancher Mutter Sohn stand im Sold, kämpfte und blutete heute für einen fernen, fremden Herrn und faulte morgen in einem fernen, fremden Winkel. Da die Gerüchte von ungeheuerlichen Schlachten und die Erzählungen von grausamen Plünderungen, Kontributionen, Erpressungen und Quartierlasten immer wildere Einzelheiten brachten, und die Gefahr, Einquartierungen zu bekommen, stündlich wuchs, wurden die Gesichter der Bürger immer mißlauniger und grämlicher. Sie steckten sich zusammen und murrten: ‚Wir dürfen hämmern und schuften, das Kriegsmaul frißt den mühsam geschaffenen Wohlstand.‘ Nur wenige Optimisten sagten noch heimlich Dank und wahrten ihre Zuversicht. ‚Kein Feind ist ins Ländchen geritten. Noch allweil ist der Himmel über unserem Städtchen, wann auch nit blau, so doch frei von anziechenden Hagelwettern — unberufen, unberufen.‘

Da ward plötzlich — in den ersten Junitagen — Quartier angesagt: ‚Die Franzosen kummen! Zwar sind es diesmal Alliierte unseres gnädigsten Landesfürsten, aber eben doch Franzosen und haben von früherher ein übles Angedenken zurückgelassen!‘ Alte Invaliden knirschten. Sie zeigten ihre Schrammen und Narben, erzählten ihre Kämpfe, und was sie an Niedertracht erlitten. Wenn man einmal mit Wutblicken gegeneinander gerannt ist, dann kann man sich später trotz aller Kontrakte nicht anders als schief und giftig anschauen. Alle kramten in Erinnerungen, alle wußten Histörchen und Franzosenstreiche.

Auch Giacomo Gaudimontius weckte einen großen Zorn aus der Zeit, wo er noch Jaköble Freudenberger und unbebartet gewesen war.

Seine Erinnerungen trieben ihn auf den Friedhof. Sie waren durch manch starken Trunk entzündet worden, so daß sie durch seine Vernunft wie Schatten um ein brennendes Haus gaukelten.

Seine Schwester, die Gertrud, war eines bösen Todes gestorben — drüben im Mühlweiher. Da hat sie sich hineingestürzt, nachdem die Franzosen ihr Gewalt angetan hatten. Der Vater hat ihr das hoch angerechnet; denn wäre sie nicht freiwillig aus dem Leben gegangen, so hätte er sie mit eigenen Händen wegschaffen müssen. Sein Vater ist ein stolzer und zorniger Mann gewesen. Er selbst — Jaköble — hat müssen eine Faust im Sack machen, denn er ist noch zu schwach gewesen, um mit den Franzosen anzubinden. Aber fluchen und wüten hat er schon damals gut gekonnt. Und hat immerzu geflucht und unter Tränen heraus verwünscht — und geschworen hat er: ‚Wann ich einmalen groß bin! ... Drei für die eine!‘ Aber sein Stern hat ihn darnach von allem weggeführt, was der Jugend heiß und heilig auf dem Herzen lag. Er hat genug anderes zu tun gehabt, lauter Mordhandwerk, darüber hat er das eine vergessen.

Jetzt aber freute ihn der Gedanke, daß sein Leben noch nicht ganz zu Milchsuppe und Zuckerwasser geworden sei. Er hat noch eine Schlacht zu schlagen! Grund zur Kriegserklärung ist da. Feldherr ist er und Soldat zugleich. Der Kriegsplan ist entworfen. Er hat zwei Fronten: eine gegen den Français, eine gegen die Stadt. Der Welsche kriegt Hiebe und die lieben Landsleut sollen davon sterben. Pah, die Lausbuben, die da mit Waffen herlaufen, sind noch mit den Mücken geflogen, wie er schon lang ein abgefeimter Kriegsmann gewesen ist! Er weiß, wie man ausfällt und sich deckt, wie man verschleiert und verbirgt und doch zur Hand ist und trifft und verschwindet. — Morgen geht es auf den Schleichposten!

Immer vergnüglicher umschmeichelten ihn diese Gedanken. ‚Gertrudlein,‘ grinste er, ‚ich nimm, sagen sie, viel Sünd mit mir dereinstmal in die Gruben. Aber dies eine söllen sie mir nit nachreden, daß ich hätt eine Vendetta vergessen. Per Bacho, ist das ein Leben, nix morden als Gänserich und Hahnen und Hund und auf keinem anderen Totenfeld rumstolpern denn auf so einem Freithof, allwo es keine Blutlachen, kein frisches Fleisch und kein rechtes Geseufz gibt! Die Dolch tun verrosten und verdursten, söllen wiederum frisch blitzen! Gib acht, sollst deine Satisfaktion haben.‘ — — — — — — — — — — — —

Die Mädchen suchten nach Nestern, wo sie ungefährdet Ruhe und Sicherheit abwarten könnten. Sie gaben sich in den Schutz von Klöstern, geachteten Bürgern und Häusern, die von Mannsvolk wohlgeschützt waren. Manch ein begehrliches Auge aber flammte

und Leichtblütige lachten: ‚Will sehen, will doch sehen! Franzosen sind galante und feine Leut! Schön sollen sie sein und frech. . . . Ich tät schon einen Spaß verstehen.‘

Die Gräfin auf dem Schlosse frohlockte: ‚Die Befreier kommen, die Erlöser! Menschen kommen in dieses Bärenland!‘ Und ihre Mademoiselles und Zofen flochten Kränze und Girlanden und stickten Favorbänder, denn nun werden Elegante zu belohnen sein und Ball und feine Kurzweil werden den schwerfälligen Trott dieses kleinbürgerlichen Exils in Bewegung bringen.

Judith war in einer Erregung, wie sie der Bergbach spüren muß, wenn die Höhenwasser schmelzen, und der Zugvogel, wenn der Herbstwind um sein Gefieder zuckt. Das ruhige Wasser des Lebens begann zu branden und Wellen zu treiben. Große Worte wie Krieg, Rettung und Untergang, Völkernot und Lebensgefahr schlugen stündlich an ihr Ohr. Was die Base Ursula gestern gesagt, wie viel Bier der junge Schmied getrunken und wie der Bürstenmacher seine Frau wieder durchkabatscht hätte, war auf einmal nicht mehr wichtig. Auch die Pfannengespräche und Küchennöte verschwanden aus dem Redestrom und niemand schaute mehr, ob der Strumpfbändel der Tante Naseweis aufgegangen war. Man lauschte dem, was der Kurier von weit jenseits der Pfähle brachte; und man legte Meinung und Wünsche in die Wagschalen der Völker und rang mit seiner Liebe und seinem Hasse für oder gegen ferne Riesenarmeen. Man machte Testamente, ließ sich oftmals auch Nativität stellen und riß die Kinderzäume nieder, die Nachbar und Nachbar kleinlich in Feindschaft geschieden hatten. Man freute sich Freunde um sich zu wissen und erkannte auf einmal wieder, wieviel ein wackerer redlicher Mensch wert sei, dessen bloße Nähe beruhigt und Kraftgefühl ausstrahlt. Jeder wog seinen wahren Gehalt: Was an Mut, Stärke, Überlegung und Klugheit in ihm wohnte; der Großmaulige schwieg und verdemütigte sich, wenn er sah, welch endlose Scharen von feigen und schlechten Gedanken aus seinem Herzen hervorkrochen, so daß er sich in Wahrheit kopflos fühlte. Der Schwache erblickte tausend Gefahren überall und zerging vor Ängsten. Der Tapfere aber wußte nur von ein paar ernsten und bedrohlichen Möglichkeiten. Die anderen rechnete er nicht, weil er sich gewiß war, daß er sie meistern werde.

Judith bebte vor heimlicher Lust zu überwinden und über züngelnde und besiegte Schlangenhäupter zu schreiten. Sie zitterte wie ein Pferd vor dem Beginn des Rennens, wenn es noch von starken

Zügeln zurückgedrängt wird. Geschäftig schob sie die Heere wie Marionetten ein und lauschte auf die Räder des Schicksals, die hörbar gingen. Sie sann, wozu denn sie in den kommenden Nöten nützen könne, sah mancherlei phantastische Wege und Gelegenheiten, aber keine Tätigkeit, die vor nüchterner Erwägung möglich schien. Sie wurde nur von der einen Angst ergriffen, daß diese Ereignisse über sie hinwegbrausen möchten wie ein Wettersturm, der dem lechzenden Land den ersehnten Regen nicht schenkt.

Nach einiger Zeit des Wägens und Planens blitzte endlich eine Hoffnung in ihr auf, die nicht nach Nebel und Regenbogen aussah.

Sie ging zum alten Pfleger des Spittels: ‚Man sagt, der Krieg komme mit einem üblen Schwarm böser Krankheiten an. Könnt ich nicht in den Siechenstuben etwan helfen warten? Will nichts dafür als Gottes Lohn.‘

Der Graubärtige zwinkerte verlegen erst an ihr hinauf, dann zum Fenster hinaus und schnitt nach einigem Besinnen allerlei ungelenke Phrasen.

‚Soldaten seind halt Soldaten,‘ sagte er. ‚Hm, seind halt, wie sie seind, nit, wie sie sein söllten!‘

‚Der edelfest Herr hat sich verhört. Ich möcht die Siechen warten. Nichts anders nicht!‘

‚Ja so . . . Wohl ich hab verstanden. Aber Jungfrau, habet Ihr bedenkt, daß Soldaten allerlei Kontagiones bringen, was da sind Typhus und Blattern. Wär doch ein Jammer, so Euer — ohn' Euch zu flattieren — gar wohl gestaltet Gesicht verunzieret möcht werden. Oder wie leicht ziehet Ihr ein schleichend Siechtum Euer Leben lang nach Euch.‘

‚Hätten alle das bedenkt, so wär wohl niemalen ein kontagiöser Mensch abgewartet und christlich verpfleget worden.‘

‚Ich vermein aber, eben bei Euch‘ — er lächelte im Glücksgefühl eines guten Einfalls — ‚laßt die alten pergamentenen Mägd pflegen. Runzeln und Narben fügen wohl zusammen. Aber im schönsten Weiß, im raresten Rot solchene Wurmlöcher, wär doch ein Jammer! Nein also . . . bedenkt, zum Fegen und Wischen nimmt man doch ebenermaßen alte Lappen und nit feine taffetene Tücher.‘

‚In der Not seind oft Waschlappen rar; herentgegen taffetene Tücher ein Überfluß. So es Wunden gibt, reißt man von Seide und Leinen unachtend, ob sie vordem ein Fürstenzier gewesen. Und es wird in Bälde Not und Wunden geben!‘

Jetzt mußte der Pfleger, um nicht zu unterliegen, mit seiner

wahren Meinung gerade heraus. Er packte mit derber Stimme an und rief: ‚Und kurz und rundaus: Der Franzos brennt und fängt Feuer sogar als eine faulende Wurz. Wir wöllen Gott nit versuchen. Ich rat Euch, tut Euch wohl verbergen, statt auf ein Postament stellen. Es konnt sonsten etwelches ausbrechen, was Eure Schönheit anders als obbesprochen verzehrt. Venus ist eine freche Dirn und heilig ist ihr bloß ein Tor mit sieben eingerosteten Riegeln. Wißt, ich bin Pfleger hie schon an die vierzig Jahr und hab gelernt, von männlich und weiblich nur Löffel und Gabel ohne Argwohn in *einer* Schublad zu lassen.‘

Und wieder lächelnd und gütig fügte er bei: ‚Laßt's also gut sein! Muß förchten, so Ihr pflegt, bilden ihnen die Franzosen, um Euer Gesicht zu sehen, all ein, invalid und siech zu sein.‘

Judith hatte eine starke Antwort auf der Zunge, aber da kam ihr plötzlich der Kapitän in die Quere und entwaffnete sie. Hat der nicht auch in dem Hause, wo Totwunde seufzten und Sterbende in die Ewigkeit ausschauten, süße Worte gelispelt und verliebte Augen gedreht?

Traurig ging sie davon und barg sich in ihrer Stube. Ihre Gedanken murrten: ‚Warumb muß in unserer Stadt sogar der Krieg auf Tändelei und Spiel hinauslaufen? Nichts hat Zug und Größe! Die Burg ist ein Lustschloß, der Fluß ein zaudernder Gesell. Die Mauern und Türm — ach, gut vor Spatzennester! Auf die Soldaten bereitet man sich für, als hätten sie keinen anderen Beruf als Schürzen jagen und der Unschuld nachstellen. Eine Herde Böcke, keine Kriegerschar!‘

Heimlich hoffte sie, daß in der Nähe eine Schlacht geschlagen werde. ‚Denn‘, sagte sie, ‚warumb söllen wir nur das Geschleiche des Krieges und andere seinen Donnergang erfahren?‘ Sie schaute lange das Bild der Großmutter an und seltsame Gedanken gingen durch ihre Seele: ‚Sie meinen, ich hätt nur deine Augen! Vielleicht wenn eine eiserne Schaufel kommt, findet sie auch noch deinen Sinn in mir. Freilich sie muß wohl einen tiefen Schacht graben.‘ — — —

Endlich rückten die Franzosen in die Stadt. Der großen Masse voraus ritten einzelne kleine Abteilungen, grüßten freundlich, warfen Kußhände zu den Fenstern empor, an denen junge oder alte Mädchen sichtbar waren, riefen ihnen ein artiges bon ami! zu, stiegen in abgelegenen Gehöften plötzlich ab, erpreßten einiges Geld und stoben lachend davon. Darauf folgten größere Piketts. Eines davon stieg vor dem Rathaus ab, der Anführer ließ sich vor den Bürger-

meister führen und forderte von ihm dreißig Dukaten für Salvaguardia. Erstaunt und höchst betroffen suchte der Alte Zeit, um sich aus dieser unerwarteten Klemme herauszuwinden. Aber der Leutnant erklärte, er werde spätestens nach einer Viertelstunde weiterreiten mit oder ohne Geld. Wenn ohne, dann könne er sich statthabende Plünderungen selber zuschreiben. ‚Aber seind wir denn nit Alliierte?' staunte der Bürgermeister und vermittelte dieses Staunen durch den Mund seines sprachenkundigen Syndikus an den Franzosen. Dieser antwortete nur mit einem feinen Lächeln und einer Handbewegung, die mehr sagte als eine lange Rede, strich das Geld ein und ritt mit den Seinen an das Tor.

Alsbald kam die Armee in langen, endlosen Zügen aus dem Walde hervor, ergoß sich die Bergstraße herab und verzweigte sich von dort lärmend, lachend, fluchend in all die Gassen und Winkel der Stadt, füllte die Räume von den Scheunen bis zur Ratsstube, von den Kellern bis zu den Dachkammern; wie die tausend und tausend Wellen einer See, so wogten die tausend und tausend Soldaten, preßten und drängten sich, preßten und drängten die eingesessene Bevölkerung eng und hart zusammen. Hier und dort legte sich der Drang rasch und ein fröhliches Murmeln und Summen entstand, hier und dort wirbelte eine erregte, zorngepeitschte Menge drohend und wild in einer Ecke, die Soldaten quetschten und stießen einander, fuhren an den Quartierleuten empor, schalten sie, zerbrachen unschuldige Möbel und beruhigten sich dann unter den zuredenden Worten oder Peitschenhieben eines Offiziers.

Indes die einquartierten Bataillone sich im Städtchen schichteten und lagerten, sich einfügten und mählich beruhigten, ergoß sich der Strom der übrigen die Talstraße hinab zu den Nachbarstädtchen und die Feldwege hinan kreuz und quer gegen die Dörfer, Einödhöfe und Weiler, die bereits wieder auf ‚feindlichem Boden' lagen. Die Rosse wieherten, die Waffen blitzten und vertausendfachten die Sonne, die bunten Röcke leuchteten durch das braune Feld hin. Die Buben sprangen, nachdem die erste Schüchternheit überwunden war, bald in allen Winkeln der Vaterstadt umher, bald eilten sie an die Landstraße, bestiegen Bäume und Meilenzeiger, um das unerhörte Schauspiel recht nach Herzenslust genießen zu können. Jetzt erst erkannten sie, daß zu einem Heere nicht nur Soldaten, Kanonen, Gewehre und Pferde gehören, sondern ganze Massen von Wagen, denen ein Rad brechen, eine Blahe zerreißen und Brotlaibe, Schinken, Pomaden und hundert nie geahnte Dinge entquellen konnten. Mit

Staunen sahen sie die vielen Soldatenweiber und Marketenderinnen. Auch Weiber gehören also zum Krieg! Und wie die Ordonanzen flogen, wie die Eskorten sich stauten, bis ein unsagbares Gewirr und Gewühl sich zu einem eklen Knäuel ballte, aus dem schwitzende Soldaten mit wilden Gesichtern und blutunterlaufenen Wutaugen tauchten, Flüche erschollen, Schmerzschreie schrillten, stampfende Hufe dröhnten und zuckende Peitschen über niedergestürzten Pferden zischten. Und siehe da, wenn man glaubte, dieses ächzende, tobende, sich gleich verschlungenen Schlangen windende Ungetüm müsse sich selbst verschlingen, da löste sich alles still und glatt und selten blieb auch nur ein verendetes Maultier oder eine Radspeiche liegen. Und diese Offiziere mit ihren glänzenden Abzeichen, ihren stolzen Pferden, ihren prunkenden Uniformen! Wie sie grüßten und kommandierten, wie vor ihnen alles Unebene eben, alles Wirre klar, alles Ungewisse gewiß wurde! Gleich einem Zauber wirkte ihre ausgestreckte Hand weithin und dem Winken ihres Fingers gehorchten die wildblickenden Gesellen gleich zahmen Schäfchen. All das machtvolle Dahinbranden, die flutende Männerkraft, das Rollen dieses ungeheuren Wagen- und Kanonenzuges, das aufreizende Lärmen, Schreien hatte eine ansteckende Gewalt. Es brandete, tobte und fieberte auch in den Adern und Pulsen der Gaffer und Beschauer. Eine große Sache! rief ein Ahnen in den Bubenherzen. Eine große Sache! so staunten die Augen gesetzter Bürger, eine große Sache, eine große Sache, so fühlten, wenn auch mit dem Beigemisch von Angst und Bangen die Frauen und alten Leute. Und selbst Judiths Herz fing an erregter zu pochen, als sie von ihrem gar engen und verborgenen Dachstüblein aus, wohin sie sich versteckt hatte, die Menschen zum erstenmal als machtvollen Strom dahinbrausen sah, die sie bisher nur als plätschernde Bächlein oder träumend-faulende Tümpel gesehen hatte. Eine große Sache! rief es in ihr. Aber dann gedachte sie ihrer Erfahrungen, trat von ihrem schmalen Ausguck weg und der wie eisbrechende Föhnwinde brausende Ruf verhauchte in die einbrechende Dämmerung als heimlich-bange Frage: Eine große Sache? — — — —

Der Troß der Durchziehenden verhallte in den Flußweiden und Flußnebeln. Die Stadt blieb mit ihren Quartiergästen und den aus den umliegenden Dörfern zukehrenden Soldaten allein. War es sonst um die Abendstunde still geworden, so erhob sich jetzt an allen Ecken und Enden das hochstimmig heisere Stimmengewirr der Fremden. Fremd klangen ihre Sprachen und ihr Sprechen. ‚Sie

reden wie die Gänse', versicherte ein naseweiser Bub. Fremd war auch ihr Singen. Es tönte gar seltsam und hatte nichts von dem baßgewaltigen Dröhnen der einheimischen Lieder. Nur die Fiedeln, Pfeifen und Kornette klangen wie heimische Laute. Die Abendröte vergoldete den Himmel und glühte da und dort ein Dach, einen Hausgiebel oder sogar die Häuserfront einer ganzen Straße an. Aber auch als das Licht in der Dämmerung zerfloß, lag es auf den Straßen noch wie ein Glühen und Flimmern. Die vielen Uniformen und Waffen färbten das dunkelgerußte Städtchen mit grellen, bunten Tönen.

Da und dort stand eine Gruppe Bürger: ‚Seind leutselig, die Franzosen', versicherten sie einander. ‚Seind feine Leut, nit grob als wie wir Bären!' ‚Schon, schon,' flüsterte ein anderer. ‚Aber was hilft die Leutseligkeit, so sie dich dabei ausziehen! Ob mich einer nämlich leutselig oder grob drangsaliert, ich kehr die Hand nit um!' Sie lachten darüber, guckten um die Ecken und betrachteten das Treiben ihrer Gäste: ‚Wär' doch schön, so man nit allein das armselig Deutsch verstünd, sondern auch ein bißle klingend Welsch kunnt parlieren!' hub einer wieder an, der es gern mit feinen Leuten hielt. ‚Die Welschen', erwiderte ein Grober, ‚verstehen unsere Sprach allbereits sehr flink. Wenigstens die Sprach der Mägdlein. Es ist zwaren nichts Neues nit, daß die Franzosen auf die Weibsbilder aus seind als wie der Teufel auf die Seelen; aber wie sie's heut schon treiben, das ist zuviel, als lang wir noch Fäust haben!' Und der von Zorn und Bier Erhitzte trennte sich von der Gruppe und begab sich auf einen nahen Platz, von woher man das Kreischen von Mädchenstimmen und das Gejohle von Soldaten vernommen hatte. Alsbald entstand dort eine grobe Balgerei. ‚Du hast meine Braut flattiert!' hatte der Aufruf zum Streit gelautet. Darnach klangen die harten Stöße und Hiebe, die wilden Trutzrufe und die grellen Hilfeschreie der Soldaten, die einen Sergeanten herbeiriefen, damit er die Raufbolde trenne. Wutschnaubend, eifersuchtstoll und rachedurstig strichen darnach die aufgereizten jungen Männer durch die Straßen, kehrten in den Schenken zu und noch manch ein Guß allzu hitzigen Blutes wurde schon am ersten Abend abgezapft. Doch konnte der Rapport an den General lauten: ‚Soldaten und Bürger verkehren in bestem Einvernehmen. Nur ein paar Exzesse Trunkener sind zu verzeichnen, die jedoch alsbald geschlichtet wurden.'

Auf dem Schlosse, wo der Stab lag, waren für den Empfangs-

abend Ball und ein Diner mit Wildschwein- und Hirschbraten und dergleichen nordischen Leckereien angesagt. Der Kavalier hatte für das Wildbret Sorge getragen. So ernst hatte er in den letzten Tagen seine Nimrodpflichten genommen, daß er sogar seine Freundinnen in der Stadt vernachlässigte. Nur dem Schattenhaus gönnte er einen heimlichen Besuch, und hiezu zwang ihn, wie er behauptete, das Versprechen, das er Edignen gegeben hatte, Judith vor Mars zu schützen. ‚Vertrauet mir die edle Jungfrau an!‘ bat er. ‚Wo könnte sie sicherer hausen als auf unserem Schlosse? Dort liegt der General, der ritterlichste Held, so ich kenne; unter seinen Augen können nur Mannszucht und Disziplin ihr Gezelte aufschlagen, in seine Nähe wagt sich kein Räuber der Tugend. Dort ist sie sicher wie hinter zehnfachen Mauern. Mein Wort als Kavalier, das Ansehen des gräflichen Hauses, die Gloire des Generals — gibt Euch das genügende Garantien?‘

Die Eltern staunten über die Großmut des hohen Herren, der so edel und weitherzig der Zurückweisung und abweisenden Schroffheit Judiths vergaß und der Feindseligen Schutz und Asyl anbot. ‚Ja so sie will!‘ stammelten sie, ‚uns ist es ein Dienst, hoher Herr, und eine gänzlich unverdiente Gunst!‘ Sie waren nämlich trotz der Abgelegenheit der Dachkammer sehr in Ängsten um ihre Tochter, deren ungewöhnliche Schönheit leicht ein Unglück verschulden konnte, wie es dermaleinst Gertrud, Jakob Freudenbergers Schwester, erlitten hatte.

In freundlichen Gesprächen suchten sie dem Kavalier die Zeit zu vertreiben, bis Judith, die noch in der Sebastianskapelle weilte, zurückkehrte. Die Jungfrau erblickte den Gast zu spät, um ihm, wie sie sonst tat, auszuweichen. Der Vater stellte ihr eindringlich die kommende Gefahr und schließlich das edelmütige Anerbieten des Kavaliers vor, ihr um Edignens willen das Schloß als Asyl anzuweisen.

Judith schien von dieser Eröffnung nicht nur erstaunt, sondern geradezu erschüttert. Es war, als hätte man ihr soeben gesagt, sie sei von den Eltern in die Sklaverei verkauft worden oder diese hätten den Glauben abgeschworen. So drohten ihre Augen, so zuckten ihre erhobenen Hände. ‚Vater! Vater! . . . Mutter!‘ stöhnte sie endlich und schüttelte den Kopf wie eine, die an sich und anderen zu verzweifeln beginnt. Dann starrte sie auf den Kavalier. Wiederholt strengte sie sich an, ihm etwas zu sagen, etwas Aufreizendes, eine Rede, die einem harten Schlag ins Gesicht glich,

aber ihre Würde stritt gegen einen solchen Ausspruch. Nur ihr heftiger Atem und der Grimm ihrer Augen verriet dem Herren, daß er froh sein müsse, ohne Verunglimpfung wegzukommen. Judith verließ die Stube, ohne ein weiteres Wort zu sagen, und sogleich nach ihr klirrte der hohe Gast davon, ein wenig grimm, ein wenig zerknirscht, einem Füchslein gleich, dem ein Wild ausgekommen ist, das aber noch andere Spuren kennt, auf denen nahe und sichere Braten locken. ‚Das geht nun schon einem Jäger bisweilen so,' meditierte er, ‚heut hat er einen Unstern, morgen einen Stern. Heut verfehlt er den schönsten Hirsch, dem er tausend Mühen gewidmet hat; morgen läuft ihm einer ungesucht vor die Flinte! Will zu meinen Franzosen gehen, die sind in solchen Sachen Meister! Will sehen, ob sie mir noch etwas weisen können!'

Die nächsten Tage boten ein sonderbares Bild. Es war so anreizend und widernatürlich, wie wenn plötzlich einmal die Welt in der Weise durcheinandergeschüttelt würde, daß sich Süd und Nord vermischten, aus Eisdecken Mandelbäume hervorsproßten, Gazellen, Dromedare, Strauße zwischen Gockelhähnen, Feldhasen spazierten, aber auch Schakale und Hyänen zwischen braven Hauskatzen und frohen Lämmern umherschlichen. So war alles in der Stadt und Umgebung aus der Ordnung geworfen, voll Reiz, Phantastik, Lustigkeit, Beängstigung, Gefahr gieriger Annäherung und grimmer Unverträglichkeit. Die ‚bons amis' glichen in ihren seltsamen Uniformen und graziösen Formen glühfarbenen Blüten, aus deren Kelchen jedoch Gifte atmen und Schlangen hervorspringen.

Im Schlosse allein fühlten sich die Franzosen ganz wie zu Hause. Hier klang ihnen überall ihre Muttersprache entgegen; denn die ganze Dienerschaft, soweit sie nicht mit Stall- und Feldarbeiten und dem Forst zu tun hatte, bestand aus Landsleuten. Die Bilder und Teppiche, die Laden und Plastiken, die Spiegel und Silbergedecke waren Arbeiten französischer Meister. Sobald sie also die Schloßwege und Waldpartien hinter sich hatten, fühlten sie sich wie auf heimatlichem Boden.

Je mehr sich aber die Franzosen zu Hause fühlten, desto fremder wurde das eigene Heim dem Grafen. Trotz seiner langjährigen Gemeinschaft mit der ausländischen Gattin kauderwelschte er ein wahrhaft barbarisches Französisch. Die Gäste aber qualifizierten den Menschen nur nach dem Vermögen, sich geistreich, gewandt und kavaliermäßig auszudrücken. Da konnte er denn nicht mithalten und war auch zu stolz, sich in eine unbequeme und unnatürliche

Maskerade zu werfen. Darum stahl er sich, so oft es nur anging, in den Wald und trieb sich in dem weiten Revier auf altgewohnte Weise mit dem vertrauten Förster, einem bärtigen, grobschlächtigen Waldmenschen, umher. Da redeten sie zusammen ein Hinterwäldlerdeutsch und ihre Worte waren rauh wie die Bahn der Bergstraßen, über die zu halber Zeit der Wildbach kollert.

Die Gräfin aber ging nicht mehr, sie schwebte. Sie war fast nur noch Geist. Der Körper glich dem feingeschliffenen Glas, das eben noch stark genug ist, um den edlen Inhalt zusammenzufassen. ‚La vertu' war das Lieblingswort, das sie einst ihrer Heimat entführt hatte wie Prometheus den Funken vom Götterherd. Nun klang es wieder und fand Widerhall. Sie funkelte mit ihm in jedes Gespräch hinein wie mit dem edlen Brillantring an ihrer Linken. Dies edle Wort mußte selbst die Güte der Wildschweinsulz preisen. Der Champagner hatte ‚vertu' und die französische Schneiderkunst. Aus dieser Phrase baute sie sich eine Estrade, die allmählich so raffiniert und von olympischem Gewölk und allegorischem Gerank umgeben war, daß sie es vermochte, dem alten Genießer, einem Obristen, der sie umwarb, gelegentlich mit einem zart gehauchten ‚Vertu' in die Arme zu sinken. Jupiter und Mars, Leda und Juno kamen, neigten sich hernieder und erklärten die Liebe der Alternden für heroisch und göttlich. Sie nahmen das galante Paar, ‚das nie gegen die Regeln der précieuses zu Paris verstieß', mit segnenden und helfenden Händen in ihr Konvivium auf. — — —

In den Schenken und verrufenen Winkelhäusern vergnügten sich die gemeinen Soldaten und lebelustigen Mädchen mit weniger Aufwand von antiker Verbrämung und geistreichem Blumenspiel. Sie redeten sich nicht mühsam ein, daß ihr sinnentaumeliges Vergnügen tugendhaft sei. Die Krieger entschuldigten sich — wenn sie es nicht vorzogen, stolz auf ihr Gebaren zu sein — einzig damit, daß sie Franzosen und Soldaten seien. Die Mädchen aber, daß sie freudebedürftig und außerdem gewissermaßen verpflichtet wären, die armen, heimatfernen und im rauhen Kriegshandwerk darbenden Soldaten zu erfreuen. ‚Was han sie denn vom Leben? Morgen seind sie vielleicht Leichname, da soll ihnen vorher doch auch ein klein wenig Lustbarkeit gegunnt sein ... Und schließlich Soldaten seind Soldaten, und Jugend ist Jugend. Haben wir doch auch einmalen etwas anderes als Apfelschnitz schneiden und 's Spinnrädl treten!'

So war ein fauler und schwüler Friede in der Stadt. Der

Physikus kam nicht mehr zur Ruhe. Er lief vom Lazarett zum Hospital, von diesem Haus zu jenem und flüsterte den Chirurgen zu: ‚Der Teufel hole diese Alliierten, sie sind Alliierte des Satans und die französische Sucht hebet unheimblich an zu grassieren. Omnis cancer serpit, schreibet Celsus.‘ — — — —

Plötzlich entstand eine große Aufregung. Mitten auf der Hauptstraße war am frühen Morgen ein welscher Soldat mit durchstochenem Herzen aufgefunden worden. Der Bürgermeister ging zu dem wütenden General auf das Schloß und suchte ihn zu beruhigen: ‚Kann nicht auch ein Franzose den Franzosen erstochen haben? Raufhändel unter den Truppen seind alle Täg.‘

Am anderen Morgen fand man auf dem Papierfleck einen Soldaten, der ebenso am Boden lag, mit demselben Dolche durchstoßen. Jetzt erst sah man Absicht und System in dem Morden. Soldaten und Offiziere begannen nach Rache zu rufen. Vergessen war die Mühe der Bürger um die Soldateska. ‚Ihr seid eine heimtückische Bagage,‘ donnerte der General, ‚seid Verräter und nährt giftigen Haß unter euren dummbiederen Larven! Noch ein Fall, und ich traktiere euch wie eine feindliche Stadt!‘

Unglücklicherweise entstand am späten Abend des folgenden Tages in einer der verrufensten Schenken wegen eines Mädchens eine Schlägerei, bei der mit Messern und Säbeln auf beiden Seiten übel hantiert wurde. Das Geschrei und Gemetzel setzte sich auf den Straßen fort und endete erst, als eine Kompagnie mit blank gezogener Waffe heranmarschierte.

Eben als der Bürgermeister mit einigen Mitgliedern des inneren Rates bei dem Generale vorstellig wurde und den Exzeß als die Ausschreitung trunkenen Gesindels erklärte, an dem die Bürgerschaft gänzlich unschuldig sei, meldete eine Ordonnanz den Mord eines Fähndrichs, der sein Leben unter denselben unheimlichen Umständen wie die beiden Soldaten verblutet habe. Am Rand des Bergwaldes hatten sie ihn erst zu dieser Stunde gefunden. Da zog der General, rasend vor Wut, seinen Degen, hob ihn auf, daß seine Spitze fast in den Akanthusrahmen der Stuckdecke fuhr, zeigte zu dem Mars empor, der grimm auf seinem Schilde ruhte und schwur: ‚Morgen ist Ordre, abzuziehen. Aber es soll nicht scheinen, daß wir ungerächt unsere Toten verlassen. Wie heute der Zorn aus tausend Franzosenherzen lodert, so soll morgen die Lohe eurer brennenden Häuser zum Himmel flackern. Hätte ich Gewalt, ich ließe euch alle mitbrennen! Drei tapfere Kameraden!

Ha, ihr Gesindel, ihr Krautschlucker, habt kaum den Valeur und das Gewicht eines einzigen. Hinaus, aus den Augen! Fort ... sonst! Fort, Heuchler, Larven!'

Die Räte versuchten einen Kniefall: ‚Habt die Gnade, ein einziges Wort ...!'

Aber der erzürnte Soldat schrie noch wütender: ‚Nein, kein einziges ... Euer Atmen beleidigt mich ... Fort, Widerwärtige!'

Da wagten sie nicht, den Löwen länger zu reizen, und gingen zitternd hinaus.

‚Die Stadt anzünden, die unscholdige, kann er das, därf er das?' wimmerte der alte Lohgerber Weidinger. ‚Ist ja ein einiges nit untersucht! Das hant doch klärlich Straßenrauber getan oder Raufbold untereinand, nit Bürger!'

‚Er därf es nit, wir seind Allierte,' brummte der Syndikus bedächtiger. ‚Aber er kann's, hat den Pouvoir... Und hernachen, bald es geschechen ist, hat er es nit einmal 'tan. Da hat es — wir kennen die Kniff der Berichte — die aufgereizte und (wird man schreiben) rechtens aufgereizte Soldateska getan. Die Mordtat aber kreidet man uns unweigerlich an. Die ohnschuldigen Opfer seind nit beraubt gewest etc., etc., spricht, so man will alles gegen uns! ... Darumb, wohlweise Herren, trommelt stante pe den inneren und äußeren Rat zusammen. Wir müssen nolens volens in den sauren Apfel beißen, Kontribution aufbringen, nit gering. In Gottes Namen, wir nehmen halt das Servisgeld wieder auf. Besser die Pfote als das Leben, denkt der Fuchs und beißt sich aus dem Schlageisen.'

Die Soldaten wurden am Morgen nach dieser verhängnisvollen Nacht übermütig und gewalttätig. Sie waren grimm, da sie die Schenken meiden mußten und stets Bereitschaft zu halten hatten. Die Bürger, um keinen weiteren Anlaß zu Streitigkeiten zu geben, machten ihre Fäuste in den Taschen und ließen sich vielerlei Unrecht gefallen. — — — —

Giacomo hatte sich an diesem Tage ruhelos in der Stadt umhergetrieben, jedoch immer in der Nachbarschaft dunkler Winkel, in Gäßchen, wo Schatten lagen, Mäuse pfiffen und Ratten über die Schuhe rannten. Sobald die Sonne sein Antlitz irgendwo getroffen oder ein freies würziges Lüftchen sich seinem Odem gemischt hatte, war er rasch zurückgetreten. Schließlich setzte er sich in eine Schanke, trank viel Schnaps, lauschte auf ferne Gespräche und

war voller Grimm und voller Freude zugleich. Sein Verstand glich einem alten Tuchlappen, der an den Enden zerfasert und zerlocht, aber im ganzen doch von einer derben Festigkeit ist. Die Gedanken und Einfälle glichen bald wilden Traumgeburten, bald Erzeugnissen klar bewußter, zielsicherer Bosheit.

Gegen Abend, als die Leichen der Gemordeten bestattet waren, öffnete er das Friedhofpförtlein und schlich behutsam über das leere Feld.

Giacomo setzte sich unter das Gestäude des Scherbenberges, der sich bei dem Grabe seiner Schwester türmte, und schaute ruhevoll wie nach getanem Tagewerk um sich. So oft von draußen ein Schrei oder Glockenton in die Stille des Friedhofs hereinbrach, lachte er, und dieses Lachen ließ jedesmal ein Netz von Runzeln über sein Gesicht laufen, das um so unheimlicher zuckte, je mehr die Dämmerung an der Zerfetzung seiner Züge mithalf.

Nach einer Weile, als die Ave Maria-Glocke verklungen war, wickelte er ein blutiges Messer aus einem groben Linnenlappen. Mit diesem spielte er wie eine Katze mit der gefangenen Maus. Und wie das Spiel des Raubtieres immer erregter, gieriger und grimmer wird, je mehr der Duft des Blutes seine Sinne reizt, so wurde sein Summen und Murmeln, das Tappen und Greifen seiner Finger immer wilder. Eine tierische Lust leuchtete aus seinen Augen. Auf einmal erhob er sich, riß die Rasendecke des Grabhügels auf, öffnete mit seinen Fingern eine Grube, nahm dann das Messer hervor und stieß es bis zum Knauf des Griffes in die Tiefe des Grabes. Dabei brummte er mit einer gewissen närrischen Zärtlichkeit, durch die immer wieder Verbissenheit und Zorn wetterte: ‚Gertrudlein, siechst ihn jetzen, den Bluatigen. No nit? Wo hast dann deine Blaugucker, sacro diavolo! Aber jetzten hast ihn!‘

Und er klopfte mit einem großen Kiesel so lange gegen das Holz des Heftes, als es noch irgendwie sichtbar war.

‚Jatzen,‘ grinste er befriedigt, ‚jatzen spürst 'n senza dubbio! Guck, Mädle, ist er nit annoch naß und klebrig? Lang' an den Saft und er ist süaß, denn er ist Bluat von deinem Feind, dem Français. Lachst nit?‘ — er lauschte am Boden — ‚ja sie lacht! Gelt, dies ist süaß, was i dir zueschiab, wie a Zuckerstengele. Merkst es, Mädle, brauchst nimma dursten auf Revanche, hab dir drei Herzbrunna auftan. Dein Bruader ist doch noch was nutz. Fluachen alle, segnest doch du. Und jatz machen wir wiederumb zue. Ansonst bringen sie die Wohlriechenheit in d' Nas! Tue jatz schön singa

und lachen! Wirst bald no a Freud gwinna, a große, wart nur! I weiß a besondere Satisfaktion und Gaudium vor di, vor mi, vor unserne Familie. Haben uns allweil den Ratten und Mäus gleichg'setzt. Jatz beißen wir! Hi, Hi! Spitz deine Ohren heunt nacht!'

Und er setzte sich wieder unter das Gestäud und lauschte gespannt in die Dämmerung hinaus. Wie er vorhin das Lachen der Toten gehört hatte, so vernahm er jetzt dann und wann das Brausen ferner Flammen und so oft irgendwo ein Licht aufzuckte, glaubte er einen aufstehenden Brand zu sehen. Durch den beständigen Wechsel von Erregung und Enttäuschung wurde er grimm wie ein Tiger, dessen Hunger und Gier durch die Erwartung einer Beute angestachelt wird. Die Bürger haben ihn um sein Muttergut gebracht. Dafür sollen sie ausgeräuchert und gebrannt werden, die diebischen Füchse, die räuberischen Hamster ... Seine Schwester haben sie um das Leben, seinen Vater um die Ämter und ihn um alle Bräute gebracht, die er sich erkiest hat. — Die Mutter hat (grundschlechterweise) verziehen; er verzeiht nicht, er bringt die Bürger um alles, um alles, um alles!

Wild leuchteten seine Augen bei dem Gedanken an die Erfüllung einer Rache, die schon dreißig Jahre in ihm eingepreßt war. Und er phantasierte weiter: Schon lang hat er keinen Schlachtenlärm mehr gehört und den beizenden Stank brennender Häuser nicht mehr geatmet ... Er hat Heimweh nach solcher Lust ... Und war das immer ein heimliches Einschleichen und um die Wettelaufen mit dem Feuer gewesen! Taschen voll Geld, Arme voll von feinem Gerät! Er wußte heut wohl, wo der Brand den goldigsten Honig aus den vollsten Waben triebe ... da, wo die freche Jungfer auf der Tanne gesessen ist als ein scharfäugiger Vorposten. Den Alten schlüg er über den Haufen und die Jungfer ... ha die! Seine Schwester haben die Franzmänner totgehetzt. Die haben ihren Teil. Nun sollen noch ebensoviel stolze Mägdlein dran glauben ... oder doch eines, aber das gewiß!

Als die Stadt im tiefen Frieden verblieb, sprang er auf, grimmer als Jonas aus seiner Laube: ‚Warumb geschiecht da nichts, ha ... Seind das Soldaten? Weiber seind es! Muaß ich zeigen, was Soldaten in einem derigen Kasus tuen? Bringen die kein Feuer zuweg? Ich bring's!'

Und er stürmte zum Friedhof hinaus.

— — — — — — — — —

Der General maß mit wütenden Schritten die Länge des Marssaales. Manchmal blieb er stehen und starrte auf die im Stuckrahmen sich jagenden Hunde und überdachte seinen Plan, wie er seine Rache ausführen wolle. Er befestigte sich immer mehr in dem Willen, seine Drohung wahr zu machen; die Frage, wie er später das Geschehene vertreten könne, wenn die Alliierten Klage erhöben, machte ihm wenig Sorge. Der Marschall pflegte jeden herauszuhauen, der irgendwo ein Exempel zu der Franzosen Reputation statuiert hatte.

Er trat an das Fenster. Weit dehnte sich das Tal. Schwarze Tannwälder und blaue, ferne Berge umkränzten es. Das Städtchen schmiegte sich in eine Biegung des Höhenzuges, auf dem das Schloß lag. Der Strom des Weltschicksals schien es hier abgelagert zu haben, wie der Bach seine blanken Kieselsteine an einer Windung zusammentreibt und abwirft. Die Mauern schlossen sich rund und sorgsam um ein Gewirr von Giebeln, Steildächern, Fassaden und Türmen, die förmlich ineinander zu krabbeln schienen. Es war ein Bild, wie wenn die Henne breit und ruhesam über ihren überall hervorquellenden Jungen sitzt. Der Turm der einen Kirche nur war majestätisch und kraftvoll; ihr Dach ragte herrschend und formschön aus den übrigen Bauten. Der Kriegsmann hatte schon viele und schönere Städte brennen sehen ... Aber diese waren dann doch Löwen und nicht Lämmer gewesen. Sie hatten vorher wild in seine Reihen eingebissen, hatten sich gewehrt, waren stark und tapfer gewesen. Da war es dann echte Soldaten- und Überwinderlust gewesen, die brennenden Häuserreihen, die verkohlten Balken und geschwärzten Mauern zu sehen. Aber so ein blökendes Schaf zu schlachten — das ist doch nicht weidgerecht! Es macht kein Pläsier ... Soll aber doch bluten! Denn das sanfte Geschöpf hat eben einen abnormen wilden Zahn zum wenigsten. Also! Totum pro parte! Schließlich was liegt an so einem Freßnest? Das Land ist ja gespickt mit solchen alten Kästen, deren Namen niemand kennt und niemand aussprechen kann.

Im Vorzimmer wurden heftige Stimmen laut. Die Wache gebot mit kurzem, militärischem Kommando ‚Halt!‘ Dann gab sie barsch Auskunft, begann höflich zu antworten und schließlich bat sie und beschwor ... umsonst; die andere Stimme blieb fest und stark, heischend und gebietend wie zuerst.

Der General riß die Türe auf. Sein zornig flammender Blick durchmaß den Vorraum. ‚Ah, eine Dame! Ah, eine junge ... und parbleu ... nichts aus dem Alltag — eine Schönheit!‘

‚Bitte, was ist Ihr Begehr?‘ fragte er höflich grüßend und sein strenges Gesicht wandelte sich urplötzlich in lautere feine Liebenswürdigkeit, seine kleine Gestalt reckte sich, um vor der schlanken, hochgewachsenen nicht allzusehr im Nachteil zu sein.

Die junge, schöne Dame war keine andere als Judith.

‚Zu Euch, Herr General,‘ antwortete sie in leidlichem Französisch und trat sofort auf ihn zu.

Eine einladende Gebärde, ein höfliches: ‚Ihr macht mir große Ehre‘ — und Judith stand in dem hohen Marssaal, von Sonne übergossen, von neugierigen Stukkputti, schwärmerischen Grazien und erhabenen Götteraugen angestarrt, indes ihre Blicke durch die hohen Fenster glitten und in einem Moment des Bangens und Sammelns das Tal der Heimat überflogen, das von diesem Rahmen und von dieser Höhe aus merkwürdig fremd und erhaben, in weiten Schwingungen, durch die Ferne verklärt und vereinfacht, heraufgrüßte.

Auch der Krieger schwieg. Er betrachtete seinen seltsamen Gast in steigender Bewunderung, jedoch nicht ohne die kiesende Miene, mit der man Halbdamen zu beschauen pflegt. Ihm war, als blitze aus diesem Auge alles auf, was er je schön geheißen hatte. Und diese Stimme! Die Lust nach einem flotten Abenteuer stieg in ihm auf, so wenig ihm auch der Ernst, das feine Erröten und das trotzige Blicken dieser schönen Augen zunächst Hoffnung geben konnte.

Jetzt sprach Judith in einem Französisch, das gutem, aber allzu jungem Weine glich: ‚Ihr müßt unsere Stadt schonen, Herr General!‘

Die Stimme klang bittend, aber der Satz war ein klarer Befehl.

Harte Linien fuhren über das Soldatengesicht. Der General wurde durch diese Worte unangenehm betroffen, so wie einer, der von Berufsangelegenheiten hört, während er ein vergnügtes Stündchen auskosten will.

Der Zweck des Besuches war ihm klar. Aha, da haben die guten Spießbürger ihre Renommiermamsell geschickt. Sie kennen unsere Schwäche für Frauenschönheit und denken, die lauft leichter Sturm auf das harte Herz. Eh bien, es kommt darauf an, wie freigebig sie sein will!

Er zeigte mit feiner Geste auf das große Deckengemälde, das Mars, von Venus und Amor bedrängt, zeigte, und sagte verbindlich, aber mit leisem Spott: ‚Venus gegen Mars! Das alte Spiel. Ich sehe, daß ich einen schweren Stand haben werde.‘

Über Judiths feine Purpurwangen glitt eine neue Blutwelle, die sie noch tiefer färbte, und sie sprach in ruhiger Würde, leise abweisend und tadelnd: ‚Ich bin nicht Venus. Ich bin das Gewissen. Ich komme nicht zum Spiel. Leben und Tod ist kein Spiel.‘

‚Wenn Ihr das Gewissen seid, dann mögt Ihr Euch wohl verirrt haben‘, lächelte der General. Er zeigte auf die Stadt hinab, wie er vorhin auf das Marsbild gewiesen hatte, nur ernster und mit einem Ruck aufflammenden Zornes, und rief mit erhobener Stimme: ‚Die da unten, die heimlichen Meuchler, könnten wohl einen Besuch des Gewissens brauchen. Sie haben nicht gut getan, Euch zu mir zu schicken.‘

‚Mich hat niemand zu Euch gesandt‘, erwiderte Judith, leise mit dem Kopf schüttelnd, ‚niemand als mein Wille und die Not der Stadt und Eure Not . . . Niemand weiß von meinem Gang zu Euch, niemand im Schloß und keiner in der Stadt. Euren Wachen habe ich getrotzt, und so bin ich hier, vor Gott und vor Euch.‘ — Sie suchte mit flüchtigem Blick ein Kruzifix in dem Saale, vergeblich jedoch, und indem sie nun aus ihrer demütigen Haltung sich aufrichtete und zum erstenmal auch den Krieger scharf anschaute, fuhr sie fort: ‚Und ich muß Euch bitten, recht zu tun. Nicht so, wie die Menschen, die Kavaliere, und vielleicht auch die Sitten Eures Standes recht tun heißen, sondern so, wie es der ewige Richter ansieht. Sein Recht ist Recht und spricht frei. Sein Urteil entscheidet, nicht Menschenurteil und Vorurteil.‘

Der Franzose lächelte ein wenig verwirrt und erkennend, daß er mehr vor sich habe als ein schönes Lockmittel für einen begehrlichen Gimpel. Aber was er bewunderte, war immer noch, wenn auch in gehobener Weise, die Frauenherrlichkeit, die vor ihm prangte in Körperschönheit und Geist, in Mut und magdlicher Verschämtheit. Er wies auf einen schwellenden Divan hin, um Judith zum Sitzen einzuladen; zugleich sagte er mit weicher Stimme: ‚Ihr also seid das Gewissen! Solch einen Blick hat das Gewissen? Ich bin ihm bis zur Stunde nicht begegnet. Aber ich hatte es mir anders — mit bösem Blick und gesträubtem Schlangenhaar — vorgestellt, nicht in der Gestalt der Grazien und geziert mit seltsamer Schönheit.‘

Judith schüttelte unwillig den Kopf. Sie fühlte, wie der Zorn ihr zu Gesichte stieg, da auch dieser Mann, der das Geschick Tausender zu entscheiden hatte, sofort Grundsätze, Rechtsfragen und Pflichten vor dem Zauber eines weiblichen Wesens vergaß. Sie

hatte nicht bedacht, daß sie der Argwohn treffen könne, sie sei in der Absicht gekommen, den General durch ihre Reize zu umstricken. Nur an die Gewalt ihrer guten Gründe und an das klare Recht, das sie vertrat, hatte sie gedacht.

Sie mäßigte mit geübter Willensstärke den empörten Unmut, bedenkend, wieviel vielleicht von ihrem Verhalten abhing, aber es war ihr, als sei sie in diesem Augenblick über den General hinausgewachsen, da er leise schuldig geworden war. Ihre Stimme klang fest und bestimmt, da sie erwiderte: ‚Es ziemt sich mir nicht, hier zu sitzen, denn ich bin nur ein Bürgerskind. Ihr aber, hoher Herr, sollt nicht auf meine Gestalt schauen, ob sie schön oder häßlich sei, sondern auf die Wage, die ich zwischen mich und Euch halte, um die gerechte und ungerechte Sache gegeneinander spielen zu lassen. Zwei Schalen nur sind und in der Mitte ein unerbittlich treu und gerecht wägendes Zünglein. So wie dieses Zünglein sollt Ihr sein, das nichts weiß als rechts — links, Recht — Unrecht. Denn wehe, wer über schönen Augen, über Zorn und Liebe, über Vorteil und Gewinn sich das Urteil fälschen und verderben läßt! Recht — Unrecht, Recht — Unrecht, so läuft die Bahn, alle anderen Wege und Ausflüchte sind durch eiserne Wehr verbaut. Herr General, jeder Mensch — der Mann insbesondere, der Führer am allermeisten — muß diese eine Bahn wandeln, vor allem anderen das Auge verschließen. Er darf nicht fragen Venus oder Hexe, Landsleute oder Fremde, Neigung oder Abneigung. — — — Recht — Unrecht! Das muß er wissen und fragen. Und dann — weiß er einmal, wo Unrecht liegt, so muß er dagegen sein Schwert ziehen. Das Recht aber muß er mit aller Manneskraft, mit Blut und Leben schützen — gegen die eigene Liebe, gegen den eigenen Haß, gegen alle guten und bösen Gewalten. Denn sie verwirren den Streit zwischen Recht und Unrecht und bestechen das Urteil des wohlmeinenden Mannes.‘

Der General war bei der herben Zurückweisung seines Komplimentes blaß geworden. Er biß sich zornig seinen Schnauzbart. Als Judith dann von der eisernen Notwendigkeit und dem alles niederhaltenden Zwang des Rechtes sprach, da begannen seine Augen über die Decke hin und den Wänden entlang von Bild zu Bild zu wandern. Die jauchzende Lust der spielenden Putti, die weiche, träumende, begehrende Welt der antiken Mythologien versuchte über den Johannes im seidenen Gewande, im roten Bänderwerk und in blühendem Gesichte hier unten zu lächeln. Die ausgelassene, jeg-

liche Gebundenheit verachtende Lust der Bilder trumpfte Perspektivkünste und Farbenwunder gegen die Rede Judiths. Der General schaute und sann. Aber so sehr er sich auf Seite der Putti stellte, schließlich wirbelten diese doch als ein reizendes, aber leichtes Gesindel vor der jedem Spielwerk abholden und das Werben um flüchtige Gunst verachtenden Schönheit davon. Das Auge verlor alles, was es suchte. Nur die Rede war da, ein Gefüge harter Sätze, aber wohl abgewogen und zu einem Wuchs geeint. Und doch mutete ihn darin etwas fremd an. ‚Wohl einstudiert!‘ begann es in ihm zu spotten. Welch ein Skribifax mag dir das aufgesetzt haben? Sicher nicht der schlechteste! Moral hervorragend, in Logik gewagt und frech, riecht nach Forum und lateinischer Schule. Aber warte, holde Schönheit, du sollst mir noch vor die Klinge. Wenn dein papierenes Sprüchlein aus ist, werden die hohen Worte auch ausgeklungen haben und du bist mir wie irgendein anderes Mägdlein, das vor Männerkraft Ja und Nein hauchen muß, wie man es begehrt. Ich habe das Disputieren wie das Fechten gelernt und bin nicht umsonst im Salon der Marquise de Rambouillet verkehrt.

‚Wohlan,‘ sprach er, „Ihr ruft die Gerechtigkeit auf und haltet vor mich die strengen Schalen: Recht — Unrecht. Gebt wohl acht, ich nehme an und beginne die Partie. Und sofort werfe ich ein schweres Gewicht auf, will sehen, wie Ihr das Gegengewicht gewinnt. Ich klage an und sage: Meine Soldaten und Offiziere wurden meuchlings ermordet, mitten im friedlichen Verkehr, da die Bürger Wohlwollen heuchelten. Eure Stadt ist eine Mörderin! . . . Sehet wohl auf das Zünglein und die schnellenden Schalen! Ihr seid a priori verurteilt. Euer Unrecht drückt wie eine eherne Last. Und auf dem Zünglein der Gerechtigkeit steht — auch ich kenne moralische Schriften —: Wer das Schwert zieht, kommt durch das Schwert um . . . Aug um Aug! Die Stadt soll leiden, was sie selbst leiden ließ.‘

Judith hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehorcht wie damals, als sie den kühlen Magister Spinoza leibhaftig vor sich gesehen hatte, dessen Reden ihr heute wie heimlich helfende Stimmen Sicherheit und Kraft liehen. Sie hatte das Argument des Gegners bald erfaßt und hob noch, ehe er schloß, die Hand, als wolle sie eine Kugel aussetzen, und dann sprach sie ohne Besinnen: ‚Ich lege in die andere Schale die Unschuld einer ganzen Stadt, den guten Willen einer ganzen Stadt, die Wohltaten ihrer Bürger gegen Eure Scharen — so bleibt Euch nur das Übergewicht des

einen Mörders. Denn, Gott weiß es, der Mann, der die Untat verübt, steht allein und ohne Wisser und ohne Helfer. Er verbirgt das Grauenvolle, was er getan, vor seinen Mitbürgern nicht weniger als vor Euch. Denn jeder in unseren Mauern verurteilt ihn. Für ihn steht der Galgen vor dem Tor. Hat er gestern einen aus Euren Soldaten gemordet, so kann er heute ein Kind unserer Stadt treffen. Er ist einer von den verwilderten und allem Menschentum feindseligen Kreaturen, von denen jetzt überall, nicht allein bei uns, die Straßen unsicher sind. Die Schuld an diesen vielen Schleichern und Räubern trifft wahrlich nicht uns, sondern den langen Krieg, der durch die Lande wütet. Krieg macht roh. Krieg kennt nicht allein Löwen, er zieht auch die Hyänen an. Sie wachsen nicht in unserem Lande, sie werden durch das Blut hereingelockt.... Ihr zürnet, Herr General, — auch wir zürnen. Ihr brennet darauf, die Meintat zu rächen, auch wir wünschen zornig die Gerechtigkeit auf diesen Menschen. Wir fühlen uns so gut betroffen wie Ihr. Auf einer Seite steht hier nicht Franzose, auf der anderen deutscher Bürger. Sondern in diesem Falle steht alles, was Ordnung wünscht und öffentliche Sicherheit, auf einer Seite gegen die heimlichen Verbrecher. Ist es also recht, sich an dem zu rächen, der von der Meintat nichts weiß und unter ihr leidet fast wie Ihr selbst? Herr, reißet die Kindlein aus der Wiege und tötet sie, das ist so gerecht wie die Brennung der Stadt. Denn unsere Schuld an dem Mord ist nicht größer als die Schuld derer, die in den Wiegen und Windeln liegen.‘

‚Es ist Kriegsbrauch, daß die Ausschreitung eines einzigen Bürgers der Ausschreitung der ganzen Stadt gleichgeachtet und gestraft wird.‘

‚Wir sind nicht Feinde, sondern Alliierte.‘

‚Schöne Alliierte, die unsere arglosen Soldaten heimtückisch überfallen! Ich bin verpflichtet, meine Soldaten gegen Meuchelmord zu schützen und die verletzte Ehre unserer großen Nation zu rächen. Ich muß strafen und schrecken.‘

„Mein General, wenn aus einem Rudel Wölfe einer hervorbricht und färbt seine Schnauze mit dem Blut eines lieben Kindes, wird man dann in die Schafherde einbrechen und mit Lämmermord die Wölfe schrecken?‘

Der Franzose kraute in den Locken seiner stolzen Perücke, spielte erregt mit seinem Degen und erhob seine Stimme um so schärfer und drohender, je mehr er sich in die Enge getrieben sah.

‚Ich habe geschworen,‘ wetterte er mit ungnädig zusammengezogenen Brauen.

‚Unrecht zu tun‘, fiel Judith ein, und auch ihre Stimme wurde härter und heischender. ‚Ihr seid ein Edelmann, ein Christ, kein König Herodes. Ihr schämt Euch mehr, geplantes Unrecht zu begehen, als ein übereiltes Wort zurückzunehmen. Glaubt mir, — ich bin zwar nur eine Jungfrau —, aber ich kann fühlen, wie es in Euch tobt; das stolze Nein, das brave Ja wollen vor einander nicht weichen. Wohl Euch, wenn das Recht siegt. Dieser Sieg wird Euch mehr nutzen als all die vielen, die Ihr schon davongetragen habet. Denn wahrhaftig, ich werde mit allen Guten der Stadt zum Ewigen aufrufen: Halte die Hand über dem Edelmann! Und Segen wird über Euch sein; denn wenn es Vergehen gibt, die „Rache!“ zum Himmel schreien, dann gibt es auch Überwindungen und Heldentaten, gibt Dankgebete und Gelöbnisse, die „Segen!“ rufen.‘

Einen Augenblick lang entstand eine Pause, in deren Stille nur das zornige Aufprallen einer großen Fliege gegen die geschlossenen Fenster zu vernehmen war. Der General hatte seine Augen fest in die strahlenden Augen Judiths gesenkt. Indes sie sprach und zuhörte, ging eine Kraft des Vertrauens von ihrem Blick zu dem seinen, der die Gereiztheit des verletzten Stolzes aufzehrte. Noch einen Augenblick prüfte der General das Gesicht der Jungfrau, um durch ihre Züge in ihre Seele zu dringen. Dann sagte er, überzeugt, daß kein Hintergedanke und keine Nebenabsicht hinter der Reinheit dieser Worte lauere:

‚Heldenjungfrau, Ihr habt gesiegt! Ihre Wagschale — die des Rechtes — ist schwer niedergesunken, nicht so sehr von der Unschuld Ihrer Vaterstadt, sondern von der Hoheit Ihrer Gesinnung, von der Kraft Ihres Willens, von dem Adel Ihres Wesens. Ihr habt dem Holofernes Ihrer Heimat das Haupt abgeschlagen, — nicht mit blutigem Schwert, sondern mit dem feinen, unblutigen Degen Ihrer Rede und Ihrer Gründe. Ihr habt gesiegt segnend, nicht verderbend. So kehrt denn als Siegerin zurück in die befreite Stadt und jubelt der Aufatmenden Ihren Triumph und meine Niederlage zu.‘

‚Nicht so‘, sagte Judith demütig. ‚Redet nicht von einem Schwert, nicht von Sieg und Niederlage. Sagen wir: Selig, die überwunden haben — und das habt Ihr, nicht ich. Ich darf und will nicht triumphieren, ich will nur danken. Solange Ihr

im Unrecht ward, standet Ihr klein vor mir. Jetzt, da Ihr edel denkt und groß handelt, steh ich beschämt und meine bösen Worte, die ich zuerst gesprochen, klagen mich an. Ich bin wie eine Diebin hierher gekommen. Also kehre ich auch zurück, und weh mir, wenn irgendeine Seele von meinem Gange zu Euch erführe! Ich würde mich verkriechen vor Scham. Ich fürchte nichts als diese Entdeckung. Aber ich weiß, ein General ist kein Häscher. Gott mit Eurem Entschluß! Ich werde schweigen, da Gott in seinem Himmel allein das Recht zu triumphieren hat, und vor ihm will ich Eure Tat rühmen ein Leben lang.'

Sie wandte sich und ging.

Vergeblich rief der General nach ihr. Er wollte noch ihre weiße Hand küssen und ihren Namen erfahren. Judith schritt unangefochten durch die Wache. Die Anwesenheit des Generals, der ihr nachwinkte, schaffte ihr solchen Respekt, daß die Soldaten salutierten. Der edel Angeregte ließ die Geheimnisvolle auch diesen Sieg noch gewinnen und unternahm nichts, um sich in den Besitz ihres Geheimnisses zu setzen. Judith bog in den Hohlweg ein, der jäh in die Stadt hinabführte, eilte in die Kirche und barg sich in dem Gewoge des dort versammelten Volkes.

XIII.

Der Genius der Stadt.

Der General kehrte in seltsamer Bewegung, sich seiner Weichheit halb schämend, halb von ihr beglückt und in Augenblicke jugendlichen Hochgefühls zurückversetzt, in den hohen Saal zurück.

Da er noch überlegte, wie er das Verlangen seiner Soldaten nach Genugtuung und seinen Entschluß zur Verhinderung jeglicher Gewalttat ausgleichen könnte, meldete sich der Magistrat, der inzwischen nach einem lebhaften Hin und Her in geheimer Sitzung dem Bürgermeister die Vollmacht gegeben hatte, nötigenfalls mit einer großen Summe den Zorn der Franzosen zu besänftigen.

Der General empfing die Abordnung unfreundlich, aber ruhig. Er hörte die schlechte, in einem fürchterlichen Französisch von dem Syndikus hervorgestotterte Rede gelassen an, spielte mit den Spitzen der Tischdecke und schien das ganze Gerede kaum mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Als der stammelnde Syndikus aber auf die Kontribution zu sprechen kam, konnte der General es nicht verhindern, daß sein Kopf in die Höhe fuhr und die düsteren, abweisenden Züge sich anspannten und aufhellten.

Der Bürgermeister, der anscheinend ganz in Ergebenheit versunken dastand, hatte mit seinen klugen Grauäuglein unablässig das Antlitz des Gewalthabers beobachtet. Er verstand zwar von der Rede nichts, aber er vernahm doch das gewichtige Wort Kontribution und sah deutlich das Aufzucken des hochmütigen Soldatenkopfes.

‚Aha!‘ dachte er.

Der General unterbrach jetzt die für Sprecher und Hörer qualvolle Rede des Syndikus und donnerte: ‚Wie, um Geld wollt ihr das Leben meiner Soldaten abkaufen? Glaubt ihr denn soviel Geld zu haben, um nur die Summe für einen einzigen meiner Helden aufzubringen? Ha, unsere Soldaten sind nicht gleich euren Bauernknechten Hellerware. Jeder ist edles Blut, jeder wiegt gegen euch wie Wein gegen Wasser. Wahrhaftig, ihr habt ein verwegenes Wort gesprochen, der Bettelmann tritt vor den Fürsten und sagt: Was kosten deine Güter?‘

Erblassend wandte sich der Syndikus zurück und verdeutschte der Abordnung die Worte des Generals, er stammelte dabei fast, als radebreche er immer noch sein Französisch; so hatte ihn die hochmütige Einschätzung der welschen Soldaten niedergeschmettert.

Der Bürgermeister hatte von der neuen Gegenrede des Generals nicht einmal ein einziges Wort verstanden. Aber wie die Abendsonne durch das Gestäude funkelt, so hatten seine Äuglein hinter den Stachelbrauen hervorgeblitzt und dem Sprechenden um Augen, Mund und Stirn geleuchtet.

‚Aha!‘ dachte er wieder und zog die faltigen Lippen noch fester um den zahnlosen Mund, damit ja kein Schmunzeln erkennbar wäre, wenn der General etwa solch scharfe Lichter auch auf sein Gesicht werfen sollte!

Indes nun der Syndikus mit Angstblicken auf die Befreundeten schaute und mit Angstworten Schrecken um sich her aufriß, kniff der Bürgermeister seine Lider nachdenklich zusammen. Sein Grauauge blickte matt, sein ganzes Wesen bis in die letzte Gesichtsfalte hinein war nichtssagend, sein ganzes Gehaben das eines einfältigen Verblüfften, eines dummen Hartkopfes. Er sagte zu dem Syndikus: ‚Nenn ihm 100 Gulden!‘

Der meinte eine Null überhört zu haben. Aber der Bürgermeister wiederholte ebenso einfältig: ‚Nenn ihm 100 Gulden.‘

‚Aber, Bürgermeister, stimulieren wir nicht etwan also ihme den Gähzorn? Mein halt, der laßt sein nicht spotten, und 100 Gulden das ist nicht anderes denn ein Spott.‘

‚Jetzo', erwiderte der Bürgermeister, ‚auf mein Risiko, folg! Ich nimm allesamt auf mir!'

Der Syndikus drehte sich um, die Abgeordneten machten sich bereit, einen Donnerschlag zu hören, und der Bürgermeister senkte seinen Kopf auf die Seite, um noch besser beobachten zu können.

‚Cent sieurs', der Syndikus sprach die Spottworte leise und stellte seine Füße unwillkürlich so, daß er allenfalls rasch Kehrt machen konnte.

Der General machte eine wegwerfende Bewegung. Er besann sich gar nicht darauf, wie hoch eigentlich die Summe sei. Denn er hatte vor seinen Soldaten einen Titel — Loskauf durch Kontribution — und das genügte ihm. Die Höhe der Summe würde doch von der Sage genannt und weitergetragen.

‚Eh bien', sagte er, ‚damit ihr nicht glaubet, ich hätte mit euch wie ein Krämer gefeilscht und ich wäre so arm, um von euch Geld zu erzwingen. Uns ist es um die Ehre zu tun, sonst um nichts auf der Welt. Ich habe heute eine Stunde weichen Gefühles, wie sie dann und wann auch ein Soldatenherz kennt. Woher dieser Überschwang von Gefühl diesmal gekommen sei — gleichgültig! Aber wenn Ihr einmal die Chronik eurer Stadt schreibet, dann traget unter dem heutigen Tage nicht ein: Die Erhaltung der Stadt wurde durch eine Kontribution erkauft. Nein, schreibt: Dem Edelmut der Franzosen und dem Genius, dem guten Genius der Vaterstadt, der treu über ihr wachte, verdanken wir unser Heil. Im übrigen — das Schwert hängt auch heute noch über euch. Und es wird so lange drohen, bis ihr den Mörder entdeckt und an den Galgen gebracht haben werdet. Ich erwarte darum, daß ihr allen Fleiß daran setzet, den Unhold, von dem ich — euch zu Gunsten — annehme, daß er euch so gefährlich ist, als er es uns war, zu fangen und zu richten. Meine Freiheit zu handeln und, wenn ihr es verdienen solltet, Rache zu nehmen, ist durch das, was wir hier verhandeln, in nichts gebunden. Voilà! Im übrigen: Dank für alle Gastlichkeit! Unsere Tête steht schon vor der Stadt. In einer Stunde haben wir einander los! Scheiden tut nicht weh.'

Die Väter der Stadt bückten und beugten sich, als der Syndikus diese Worte verdolmetschte, voll Demut und bekundeten auf alle Weise ihren guten Willen, ‚die Kanaille zu attrappieren und zu exekutieren'.

Der Bürgermeister wuchs ruckweise aus seinem Nichts empor und ward wieder der Alte, der wußte, wer er war, und es auch

jedem zeigte. Als aber die Worte von dem ‚Genius der Stadt' gefallen waren, wurde er gerührt und feierlich. Vier oder fünf runde Kinne deuteten ihm mit einem leisen Ruck: ‚Der Genius, das ist niemand anderer als du!' Ja, er ist heute der wahre Retter geworden. ‚Genius der Stadt anno so und so' wird einst unter dem Bilde der Ratsstube stehen, wo er einstmals in der Reihe seiner Vorgänger prangen wird.

Und er schritt nach der bangen Audienz siegfroh in die erlöste Stadt hinab, wo sie aus allen Fenstern nach seinem Antlitz ausschauten und an allen Ecken standen, um von einem der Gesandtschaft die Frohbotschaft abzufangen und sie nach Hause oder zum besten Nachbarn oder an den Stammtisch zu tragen. Frau Fama, die die Spässe liebt, war heute dem Bürgermeister hold. Sie machte im Fluge die Stunde vor dem General zum verschleierten Bild von Sais. Sie erzählte mit Ehrfurcht und Bewunderung, mit Grauen und lautem Staunen, was da alles im Verborgenen, unter dem Schleier des Amtsgeheimnisses vor sich gegangen. Klug wußte sie anzudeuten und die Phantasie an dem Helldunkel zu nähren. Nach einer Stunde war der Marssaal ein Heiligtum, geweiht durch das kühne Pochen von Männerherzen und durch die erhabenen, heldenhaften Worte, die darin gefallen waren. Der General hatte eine Summe genannt, die für die Kaiserstadt Wien eine Last gewesen wäre. Aber da hättet ihr sehen sollen . . . unser Bürgermeister! . . . Gewachsen ist der, . . . geredet hat der . . .! Dem General haben die Augen gewässert. Beinah hätt' er die Kontribution ganz geschenkt. Aber wir können uns doch nicht lumpen lassen! Die Hungerleider sollen ihren Bettel haben. Auf so etwas kommt es uns nicht an. Morgen sammelt man von Haus zu Haus und das Loch im Stadtsäckel ist repariert. Wenn der Bürgermeister das in eigener Person macht, wenigstens bei den Hauptbürgern . . . Ha, Genius der Stadt! Das hat der General gut gesagt. Den muß es nicht wenig gedrückt haben, bis er ein solches Lob für seinen Feind hat hervorbringen müssen!

So flüsterte, schrie, sang und lallte Frau Fama. Als es Abend wurde, setzte sie sich zur Ruhe wie eine Fliege, die ihre tausend Eier gelegt hat. Der Ausmarsch der Fremden geschah eilig und still. Um so lauter lärmten die erlösten Bürger. Überall war Leben und Regung. Schnaps, Wein und Bier schürten die Begeisterung und Freude. Sie gaben auch dem letzten schemenhaften Gebilde der Phantasie Feuer, Farbe und phantastische Formen. Je

weiter man die Franzosen von der Stadt entfernt wußte, desto weniger Zügel legte man Zunge und Erfindungsgeist an.

Aber zu später Stunde, lange nach dem Ave Maria-Läuten, zerplatzten die Gebilde plötzlich wie armselige Seifenblasen. Einen Augenblick lang sank der Jubel wie der stürzende Ikarus aus der Sonnennähe in tiefste Nacht. Denn die Feuerglocke schlug an. Also haben die Franzosen gelogen! Brandstifter sind zurückgeblieben!

— — — — — — — — —

Judith war nach ihrem Abenteuer unbeachtet in ihr Kämmerlein entkommen. Aber hier, inmitten ihrer Geräte und Bilder und den vertrauten Gegenständen des Alltags war sie plötzlich zum zitternden Kinde geworden. Eine unerklärliche Angst preßte ihre Brust und die Gedanken waren alle von Furcht beschwert wie Kleidungsstücke, die von Nässe triefen, wenn man mit ihnen aus einem Sturmwetter zurückgekehrt ist. Sie verhängte die Fenster und verriegelte die Türen; immer meinte sie den General zu hören, immer bangte sie, ihr Name und Haus seien entdeckt worden. Der Freudesturm, der sie zuerst beim Niedersteigen aus dem Schlosse geschüttelt hatte, war einer unheimlichen Leere gewichen. Sie lebte unter dem Zwang des Gedankens, daß sie ihr großes Glück gestohlen hätte, und hatte die Gefühle eines reichen Diebes, der fürchten muß, daß ihm alles wieder mit Schande entrissen wird.

In dieser Verfassung suchte sie sich eben durch Gebet zu beruhigen, da drang heller Lichtschein aus dem Garten durch ihr Fenster. Sie öffnete es bebend und neigte sich hinaus. Wahrhaftig der Zaun brennt! Am Schuppen des Nachbarhauses züngelt Feuer empor! Und der es schürt, ist Giacomo! Er kennt den Winkel. Er weiß, wie feuergefährlich und einsam er ist!

Judith sah neben dem sich hin und her tummelnden Giacomo einen zweiten — die Erinnerung an den Raubversuch zeichnete ihr in merkwürdiger Lebendigkeit eine Schattenfigur zu der wirklichen und gegenwärtigen. Diese Groteske betäubte sie so, daß sie einen Augenblick zweifeln konnte, was Gegenwart und Vergangenheit, was Erlebnis und was Traum sei, und sie fürchtete den Verstand verloren zu haben.

Soll sie schreien und die Eltern rufen? Die alten Leute haben unter den Schrecken der letzten Tage schwer gelitten und — wenn das ganze Gesicht nur eine Narrheit und eine Steigerung der tollen Einbildungen ist, die sie seit Stunden quälen! . . .

Ist der da draußen wirklich Giacomo, so ist jedes Zögern und

Verweilen ein Verbrechen an der Stadt. Ist es ein Trug der Einbildungskraft, dann wird er in Tätigkeit und Handlung zerstieben.

Sie schlug ein Tuch um sich, griff zum Rosenkranz, dessen Perlen heilig und geweiht waren, und stürmte durch den von Schatten durchgaukelten Garten zu dem hohen Zaun.

Und plötzlich standen sie sich diesseits und jenseits gegenüber: der Türkensöldling und die Jungfrau. Jedes war erschreckt und empört über das andere. Judith schrie: ‚Zu Hilfe, Feuerio, Feuerio!'

Und sogleich wandte sie sich an den Brandstifter: ‚Giacomo, was tut Ihr? Ihr schüret den Brand zu Eurer Hölle!'

Der Alte stieß teuflisch wüste Fluchworte aus und zischte: ‚Zu deinem Hochzeitsbette, du Hexe! Komm her, es ist weich und warm!'

Er griff nach ihr und streckte seine gewaltigen Hände nach ihren Armen aus. Aber sie schlug ihm den Rosenkranz in sein zerhauenes Gesicht, daß er zurücktaumelte.

Wieder rief Judith: ‚Feuerio, Feuerio!', füllte rasch einen Garteneimer und goß ihn über Flammen und Holzzaun aus. Und nun schlug endlich die Glocke auf dem Wachtturm an und hastige Männer tauchten mit Knütteln bewaffnet in den dunklen Gäßchen auf.

Da grinste Giacomo vergnüglich und listig, schob die Späne und Reisigwellen sorgfältig von Zaun und Bretterschuppen weg und schichtete im Nu ein Feuer auf dem freien ungefährlichen Platz.

Als die erschreckten Leute heranstürzten, sahen sie den Alten wie einen Gaukler um den Brand tanzen. Und plötzlich fing er zu schreien an: ‚Mich plagen die Hexen! Zum Teufel ihr Hexen! Ihr wollt nit schmoren? Seid dannoch verloren! Du da, meine Mutter — auch nit besser. Schürt, schürt, sie springen zum Tanz an des Teufels seinem Schwanz!'

Und er heulte, brüllte und lachte. Die einen standen schaudernd, als sie den Trunkenen sahen. Einige, die selber zuviel Siegeswein getrunken, lachten. Manche glaubten der Gaukelei und freuten sich, daß hier, wenn auch unsichtbar, Hexen verbrannt würden.

Judith goß eben wieder in heiligem Eifer einen Eimer über die Staketen, da schwang sich Giacomo auf einmal auf den Zaun, schlug hell auflachend die Hände zusammen, spuckte in das Feuer und rief: ‚O ihr dummen Leut, imbecilli e stupidi, wollte da nur dies Jungferlein allhie ein weniges erschrecken, derweilen sie meinem Werben nit will Gehör geben. Und ich bin doch von ihr ganz verzaubert und inamorato. Leut, Leut, gelt, wir gäben wohl ein sauberes Paar. Die Judith da und ich . . . Aber kratzen tut sie, seht' — er

zeigte auf sein von dem Schlag mit dem Rosenkranz blutendes Gesicht —. ‚Ist nit gut kosen mit der. Die Küßlein seind teuer.‘ Judith wandte sich zornig und schamerglüht ab.

Giacomo rief ihr höhnend nach: ‚Jungferlein, tust dich schamen deines Herzallerliebsten? O ich Kalbskopf, was tu ich auch ein helles Feuer schüren zum Stelldichein, gelt, im Dunkeln wär's guet munkeln! Auf ein andermal dann!‘ und er fügte seinen Worten noch eine häßliche Anzüglichkeit bei, ehe Judith durch ihr Haustor verschwand.

Zwar war es gefährlich, sich in einen Zusammenhang mit Hexen zu bringen. Allein Giacomo rechnete nach dem Grundsatz: ‚In verzweifelten Fällen muß man verzweifelte Mittel versuchen‘ und hatte gut gerechnet. Die ganze Menge, die sich zusammengerottet hatte, brach in schallendes Gelächter aus. Einer rief es dem anderen zu: ‚Der Giacomo! Nix nit als der Giacomo! Ist nit der Wert, daß wir das Bier ausrauchen lassen! Er hat die Freud zu guet begossen und ist ihm der pudelnärrisch Einfall kommen, ein Freudenfeuer anzubrennen.‘

Da die gefürchtete Franzosentücke sich als ein so harmloser Streich eines Trunkenboldes herausgestellt hatte, waren sie zu aufgeräumt, als daß sie ihm ihren Schrecken hätten entgelten lassen. Zudem hatte keiner Lust, mit ihm anzubinden, denn schließlich kannte man ihn und wußte, wie grimmig, heimtückisch und zu allem fähig er sei. Nur die Trunkenheit pflegte ihn, wie man glaubte, harmlos und gesellig zu machen. Auch hatten viele schon den Verdacht ausgesprochen, daß er die heimlichen Franzosenmorde auf dem Gewissen habe. Nur die nächsten Nachbarn wagten es, gegen ihn zu schmähen, da ihnen der Spaß doch nicht so ungefährlich schien wie den anderen, die ihre Häuser fern wußten. Aber Giacomo zertrat den Brand, der Platz lag in Finsternis und so suchte jeder wieder an das Licht zu kommen — wie leicht könnte auch in ihre Brust einer von den geheimnisvollen Dolchen geraten! Am nächsten Tag ging die Mär von Haus zu Haus, daß wirklich Giacomo der Mörder der Soldaten sei. Viele sprachen sich dafür aus, daß den hochmütigen Gewaltherrn ihr Recht geschehen sei, und alle, die irgend eine Unbill erlitten hatten, gaben noch nachträglich zu dem heimlichen Gerichte ihre Zustimmung.

Aber auf dem Rathaus besann man sich doch darauf, daß man dem Alten wenigstens pro forma eine Kommission auf den Hals schicken müsse, damit man dem General einen Bericht zusenden könnte, wenn es ihm einfallen sollte, die alte Suppe aufzuwärmen.

Die Stadtsoldaten zogen also gegen den Gefürchteten aus; aber sie fanden die Türen verriegelt und die Fensterläden verschlossen. Aus einer kleinen Lucke, durch welche man sonst nach den Einlaßbegehrenden ausschaute, ehe man öffnete, schob sich jedoch das Rohr einer Pistole und Giacomo schrie sie an: ‚Was? Franzosen hie? Bei Allah, ich schieß euch über den Haufen!‘

Da wagte einer zu rufen: ‚Im Namen des Gesetzes. Wir seind nit Franzosen!‘

‚Räuber seid ihr,‘ donnerte Giacomo, und zeigte vorsichtig durch die schmale Öffnung äugend den draußen Stehenden bald einen Büschel seines Struppenbartes, bald die Stirne mit dem Schrammen quer über den funkelnden Augen.

‚Wir seind vom Rat gesandt mit einer Mission!‘

Der Kopf des Wilden schob sich nach diesen Worten weiter durch die Lücke, Giacomo schaute sich um, als wäre er voll demütiger Ehrfurcht; aber ein listiges Grinsen erschien auf seinem wüsten Antlitz.

‚Der Hochlöbliche will sich nach mir umtun? Rare Gunst! Wartet, geb euch allsogleich den Zugang frei!‘

Er trat zurück und öffnete den Riegel.

‚Avanti!‘ rief er, als die Türe aufgesprungen war. ‚So ihr wahrhaftig nit Rauber oder Welsche seid!‘

‚Legt die Pistole weg,‘ kommandierte der Sergeant, vorsichtig unter dem Eingang stehenbleibend.

‚Kann nit,‘ brummte Giacomo, ‚ist mir in die Bratze gewachsen; also schlaf ich, also bin ich wach, leb und sterb.‘

‚Ihr habet die drei welschen Soldaten gemeuchelt!‘

‚Ja!‘

‚So seid arretieret und kombt mit mir in die Fronfeste.‘

‚Wohl, bloß will ich mir die Suppe da annoch kochen. Ma attenzione, derweil sie ein weniges spritzen tut, ihr Herren vom Rat.‘

Er nahm einen kupfernen Kessel, schüttelte seinen Inhalt, ließ davon durch seine Finger gleiten und schob ihn dann an den Herd. Da hörte man draußen ein Rumpeln und Klirren. ‚Es ist Pulver, pur lauter Pulver!‘ schrien die Stadtsoldaten und rannten davon, so schnell sie konnten.

Der Sergeant meldete dem Rat, der Türkenjakob sei ein hellichter Narr. Man könne eher mit einer Katze über ihre nächtlichen Dachpirschen verhandeln als mit dem eine Gewissenserforschung anstellen. Er habe eben einen Kessel mit Pistolenpulver an den Herd

geschoben, als sie in seine Stube eindrangen; der hohe Rat möchte selber untersuchen, ob der Alte gesonnen sei, im äußersten Fall ernst zu machen, seine Soldaten hätten es wenigstens so aufgefaßt und Reißaus genommen. Mit einem Narren wollten sie nicht anbinden.

Die Ratsherrn lachten: Sie wären nicht gern dabei, wenn der Milchhafen überlaufe, die Pulverpfanne gar wollten sie lieber kalt sehen als warm. Und wenn sie allen Narren nachlaufen müßten, dann hätten sie viel zu tun.

Damit war die Untersuchung abgetan.

Nach einiger Zeit merkte man, daß sich Giacomo in der Stadt nicht mehr blicken ließ. Niemand wollte in dem Hause, das sein eigen war, nachsehen, denn sowohl das Hexenfeuer wie die Pulverpfanne waren den Leuten zu Schreckgespensten geworden.

Narr hin, Narr her, dachten sie; schließlich ist es ein und dasselbe, ob er uns als Gescheiter oder Ungescheiter ein Leid antut. Und sie gingen an dem Hause vorbei wie Bienen an einem eingedrungenen Kadaver, den sie mit Wachs umsponnen haben.

Am Tage nach dem Auszug der Franzosen kam der Bürgermeister in Judiths Haus. Er bat um einen Beitrag zur Kontribution. Erstaunt hörte Judith hier zum erstenmal, daß nicht sie, sondern schweres Geld aus der Stadtkasse und die Festigkeit des Bürgermeisters das Übel abgewendet habe.

‚Er hat gebrüllt als wie ein Löwe,‘ sagte der Bürgermeister, der in dieser Nacht sichtlich um etliche Zoll gewachsen war, ‚aber nur, weilen er einen leeren Magen hat gehabt, nicht aus Courage oder Edelsinn. Ich herentgegen hab ihn gleich genommen als was er ist, als einen Wolfen, der Futter will haben und sich kontentieren muß mit dem, was man ihme vorwirft. War er ein Wolf, so ich ein Fuchs. Wir haben uns wohl herumgebissen. Er war der Stärkere — durch sein Korps versteht sich —, ich der Schlauere und hab ihme so standgehalten, so kräftiglich sicher — ohn' Rühmen — als kein anderer der Bürger.‘

Judiths Vater griff tief in seine Silbertaler und Dukaten hinein.

‚Jungfrau,‘ sagte unterdessen der Bürgermeister, ‚glaubet mir, es ist um ein Erkleckliches leichter, ein Heldentum auf der Bühne zu agieren, als in Leben und Wahrheit vor das Antlitz der Tyrannen und Gewalthaber zu treten. Aber wenn die Salus publica urgieret wird, dann‘ — er ließ seinen Hals stolz aus seinen Schultern wachsen, schüttelte wie unwillig über den Gedanken, der sich ihm aufgedrängt hatte, den Kopf und ließ den Satz unvollendet.

Als er das schwere Geld einstrich, lächelte er höflich und gütig und sprach mit einer Handbewegung gegen Judith: ‚Die ist einige Taler wert. Ihr bezahlet gut für die gewonnene Freiheit — splendider denn andere — und doch, im Anbetracht auf eine solche Jungfrau darf es euch nicht gereuen. Bin glücklich, sie vor allem Anhauch von Gefahr befreit zu haben.‘

Judiths Vater dankte in warmen Worten. Die Mutter pries noch lange nach seinem Weggang die kühne und umsichtige Tat des Stadtvaters und brachte das Gespräch immer wieder auf all die Einzelheiten zurück, die sie auf dem Kirchgang erfahren hatte.

Judith war durch die Erzählung des Bürgermeisters und die Einzelberichte von der Straße her in eine förmliche Ohnmacht des Geistes versetzt worden.

Als sie des Würdigen Gestalt durch den Garten hatte schreiten sehen, da war sie vor Schrecken bald rot, bald blaß geworden. Denn sie hatte gefürchtet, ihr Streich sei entdeckt worden und sie habe nun die Lobsprüche und Redeblumen des feierlichen Stadtvertreters entgegenzunehmen. Sie hatte sich schon darauf vorbereitet, wie sie den Bann steifer Überschwenglichkeit mit kindischem und trotzigem Gebaren durchbrechen könne — da hatte er den schmutzigen Handel mit dem General angedeutet, dessen ritterliches Bild sie mit Ehrfurcht im Herzen trug. Die erste Freude über ihr gerettetes Geheimnis überdeckte einen Augenblick die Gefühle des Widerwillens und des Ekels. Dann aber, als die Mutter die Andeutungen des Bürgermeisters in das Licht der Fama rückte, brachen diese mit aller Gewalt hervor und schüttelten sie mit unwiderstehlichem Andrang. Vergeblich suchte sie sich an dem ‚Genius der Stadt‘ zu ergötzen und an seiner komischen Aufgeblasenheit zu weiden.

Sie stürzte sich endlich in ihr Zimmer und überließ sich dort den andrängenden Tränen. Kein Widerstand und kein Aufruf an ihre Energie konnte den gewaltigen Sturm beschwichtigen. Zu viele empörte Wogen stürmten an. Zorn, Haß, Selbstverachtung, Menschenverachtung begegneten sich auf dem wilden Meere ihres erregten Gemütes. Sie schluchzte wie nicht mehr seit den Tagen ihrer ersten Kindheit. Das Weh über die erlittene Schmach stürmte in immer neuer Wucht über sie hin und all ihre frommen und menschlichen Gedanken drängten sich zag und verzweifelt zusammen wie die ohnmächtigen Insassen in einem von Sturzwellen übergossenen Kahn.

Zuerst vernahm sie nur wilde Laute der Empörung. Gleich kurzen, grimmen Stößen der Windsbraut zuckten sie in ihr auf: Das

heißt Kavalier! ... Hui Edelmut! ... Ich Gimpel! .. Worte, Worte, Phrasen! ... Pfui Welt! Weh Trug! Weh lauter Wahn ... Wahnsinn!

Dann stürzte sie das edle Bild des Generals von seinem Piedestal und zermalmte es, wie Moses Aarons goldenes Kalb zerstäubt und in die Winde zerstreut hatte. In ihm zerstäubte sie alles, was von Bewunderung irgendeiner Männlichkeit bisher in ihr gelebt hatte. Sie tat es mit Lust und fand darin ihre erste Beruhigung und Befriedigung.

Aber dann sah sie doch wieder, daß ein leerer Platz in ihr war, wo es vorher geblitzt und geleuchtet hatte und wo ihr Blick mit Wohlgefallen stehen geblieben war. Und noch mehr! Wie an einer Lichtung, über der vor kurzem ein gewaltiger Baum gestanden ist, giftiges Gestäude und wüstes Gebüsch aufwächst, so war an der Stelle der Erinnerung an eine große Stunde ein fratzenhaft verzerrtes, wirres, schreckendes Erlebnis emporgeschossen.

Von neuem empörte sich ihr leidenschaftliches Gemüt, es krampfte und bebte in ihr, als wolle sich die Seele von dem verachteten Körper losringen.

Allmählich fand sich erst eine geordnete Gedankenreihe zusammen und die unartikulierten Klagen, die sich selber niederrissen und im gegenseitigen Anprall auflösten, zogen durch ihr Inneres wie Wetterwolken, die nach langem Hin und Her *eine* Richtung nehmen und von *einer* Gewalt getragen werden.

So hat also der galante Franzose sie nur reden lassen, weil sie eine hübsche Larve hatte und weil er sich das Gesicht wahren wollte! Er hat sich mit ihr einen Aprilscherz gestattet! Innerlich hat er gelacht über ihren Aufruf des Gewissens, ihre Wage der Gerechtigkeit. Das alles ist ihm Kindertorheit gewesen und, er hat an nichts anderes gedacht als an seine Schulden, seine leeren Taschen und den Handel, den er mit dem Rate ausfeilschen wollte. Ehre, Recht, Gericht — Lächerlichkeit! Was galten ihm die getöteten Kameraden, sie waren ihm ein willkommener Anlaß, für sich Vorteil zu gewinnen. Während er sie anscheinend respektvoll, ja mit Ehrfurcht behandelte, hat er sich heimlich über sie lustig gemacht. Und während sie geglaubt hatte, die Macht heiliger Gefühle und Überzeugungen, die zwingende Gewalt der göttlichen Gesetze für die Sache ihrer Vaterstadt aufzurufen, war sie wie ein Kind mit der Puppe in der Hand in den Kreis der Männer getreten, die schacherten und nach Gewinn gierten und kühl wie Krämer ihre massiven Werte abwogen.

O wie schämte sie sich ihrer flammenden Reden, ihrer wogenden Begeisterung, ihres enthusiastischen Dankes! All das hatte der höhnende Mann als einen unnützen und törichten Aufwand über sich ergehen lassen und hatte ihr schließlich ein Theater der Großmut und der Rührung vorgespielt.

Als die Finsternis hereinbrach, war Judith erschöpft von dem Drange der seelischen Kämpfe. Es lag wie der Druck niedergestürzten Schuttes über ihr. Vergeblich öffnete sie das Fenster. Der Blick in den dunklen Garten weckte in ihr die Erinnerung an den peinlichen Vorfall mit Giacomo. Auch hier war sie schmählich enttäuscht und betrogen worden. Wie hatte sie sich gegen den Brandstifter gestürzt in dem Wahn, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um die bedrohten Nachbarn, vielleicht die Stadt vor schwerem Schaden zu bewahren! Wie hatte sie in Angst gerufen und sich auf alles, sogar auf einen Kampf mit dem Gräßlichen bereit gemacht — da war alles auf eine Spielerei und eine Narrheit des Säufers hinausgegangen und sie hatte sich unter dem Gelächter der Leute in ihr Haus zurückflüchten müssen.

Sie zündete ein kleines Öllämpchen an, das in rotem Glase vor ihrem Madonnenbilde stand. Indes sie die gewohnten Gebete verrichtete, wurde sie ruhiger und die Vorwürfe wendeten sich mehr gegen sie selbst als wider den gestürzten Edelmann.

Warum hat sie alles nach eigenem Rat unternommen? Ist das nicht Stolz und Hochmut? Sagt man nicht immer, daß die Pläne der Jugend töricht, die Überlegungen des Alters aber weise seien? Ist nicht auch das Leben Egwolfs daran gescheitert, daß er nach eigenen Gedanken handelte und die Reden der anderen wie eine böse Ansteckung vermied? Indes er die ‚Geht leise und fürsichtig' verachtete, ward er von ihnen verlacht als Tor und Sonderling. Und hatten nicht sie recht bekommen? Sie sind zu Ämtern und Würden aufgerückt und er ist als ein verachteter Habenichts gestorben.

Ein kleiner grauer Nachtfalter hatte sich in die Kammer verflogen und schwirrte nun eigensinnig und gierig um die ruhige, gelbe Flamme.

Judith suchte ihn zu verjagen und sprach: ‚Töricht Ding, willst mir denn nit glauben, das lichte Zünglein ist nit, wie du meinst, süß und hold. Flieg, laß dich doch verwarnen!'

Unterdes kam ihr aber in den Sinn, ob ihre Lebensziele nicht auch so töricht und verfehlt seien. Was ihr groß dünkt, sind vielleicht lächerliche und gefährliche Kindereien, die ihr Leben auf Irrbahnen

führen. Trübe spann sie die Grübeleien weiter. Sie dachte sich: Die kluge Welt blickt auf mich nieder wie ich in diesem Augenblick auf das Nachtvögelein! Und seufzend sprach sie vor sich hin: ‚Ach weh! Solang die Gedanken und Pläne im Herzen bleiben, seind sie schön und fein; geh'n sie aber auf die Straß, dann verlieren sie Gestalt und Schönheit und alles schreit: Hängt ihnen Narrenschellen an! Ach weh, ich bin allweil annoch ein Kind, so bei seinem Ausgang aus der Kleinwelt in die große Welt merket, wie klein sein Größtes, wie armselig sein Reichstes, wie dumb sein Klügstes seie!'

Um nicht ganz in Ohnmacht und Verzweiflung zu versinken, griff sie zu der Legende, von der doch auch gesagt ward, daß darin das Leben von solchen beschrieben sei, die der Welt als Toren erschienen waren. Sie blätterte hin und her und las manch ein Wort über die Verachtung der Welt, über Demut, die in Erniederung jubelt, über Gehorsam, der sich selbst vergißt. Sie nahm diese Äußerungen hin wie gerechte, aber schmerzliche Urteile, wie das Lob einer Kunst, deren Schönheit man noch nicht verstehen, kaum ahnen kann. Auf einmal aber klangen die Sätze des Buches wie Saiten, die auf zartes Geigenholz gespannt werden. Es war ein freudevolles Klingen und Widertönen, Judith horchte mit tiefer Bewegung: ... sein jagendes Herze aber konnte durch all diese Widerwärtigkeiten nicht zur Ruhe gebracht werden. Denn wer da Flügel hat, der hat auch allerwege den Drang zu fliegen und das Heimverlangen nach seinem Reich. Er hat kein Genügen im Reich der Tiefe und nahe dem Staub der Erden ... Als wie eine Taube erhob er sich alltäglich und fragete nach seiner Heimat. Denn damalen wußte er noch nicht, was dann sein Beruf seie, nur daß er allhie nicht wäre. O sehnsüchtig Heischen und Werben! Also wo ist mein Vaterland? Wo mein Weinberg? Wo blinkt denn mein Schwert, das ich führen soll, meine Sichel, so ich in Gottes Saat einsenken darf? Wo denn, heiliger Gott, leuchtet die Schönheit, so ich lieben muß! ...

Judith löschte das Licht und ging zu Bette wie ein Kind, das sich am Herzen der Mutter fröhlich geweint hat.

(Fortsetzung folgt.)

Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg

Von Max Scheler

III. Potenz und neue Verantwortung.

Die bisherigen Versuche der deutschen katholischen Welt, sich der durch den Krieg geschaffenen neuen Welt- und Gemütslage den festen, dauernden Richtlinien der katholischen Weltanschauung gemäß geistig zu bemächtigen, mußten — soweit sie sich literarisch niederschlugen — bedauerlicherweise stark unter dem Zwange erfolgen, sich gegen die Angriffe des Auslandes zu verteidigen. Diese unerfreuliche Aufgabe, besonders durch die französischen Angriffsschriften notwendig geworden, wurde durch das Buch von Rosenberg und die ausgezeichnete Sammlung von Pfeilschifter in vortrefflicher Weise gelöst. Und dennoch erscheint es mir beklagenswert, daß durch diese von außen bedingte Nötigung die ersten Gedanken der deutschen katholischen Welt über sich selbst, über ihre bisherige Stellung im Ganzen Deutschlands und in der Kirche, über ihre zukünftigen Aufgaben usw. nicht in Form einer ruhigen, alles Wesentliche gegeneinander abwägenden Betrachtung der einschlägigen Wirklichkeit sich entfalten durften, sondern unter den Zwang gerieten, Licht und Schatten ebenso zu verteilen, wie es jener notwendig gewordenen Stellung der Selbstverteidigung entsprach. Der Geistes- und Gemütslage, in der die jeder Gruppe heute notwendige Selbsteinkehr, fruchtbare Selbstkritik, gegebenenfalls Reue, Buße und Selbsterneuerung allein erfolgen kann, ist nun diejenige Gemütslage, welche die Verteidigung gegen ungerechte Angriffe nötig macht, so entgegengesetzt wie nur möglich. Wer sich zu beweisen und zu verteidigen genötigt ist, dem fehlt der objektive Blick für sein ganzes Sein. Er muß dasjenige hervorkehren, was er an sich für gut hält und dem er eine starke Beweiskraft gerade für die besondere Seelenbeschaffenheit seines Gegners zubilligt. Alle Gewissenserforschung, auch die Gewissenserforschung eines ganzen Volkes oder einer Gruppe fordert ein ruhiges, von außen möglichst unabgelenktes Beisichselbstsein. Sollte ich unrecht haben, wenn ich wenigstens jetzt die Zeit für gekommen halte, aus dieser inneren Verteidigungsstellung herauszugehen und diese neue Haltung des Beisichselbstseins zu gewinnen? Der großen Versuchung, um des ungerechten oder alle Grenzen überschreitenden Vorwurfes willen auch etwa keimende gerechte Selbstvorwürfe zu vereiteln, kann nur so widerstanden werden. Ich kann nicht finden, daß das reine Gewissen und das heilige Rechtsbewußtsein, mit dem wir diesen Krieg begannen und bestehen, oder daß die gewaltigen Kraftquellen des kriegerischen Vorstoßes, die diese beiden Dinge für uns bilden, durch eine solche Umstellung unseres Blickes berührt oder gar geschädigt werden könnten. Als Deutsche, nicht als Katholiken zogen wir in diesen Krieg. Recht und Pflicht es zu tun und ihn mit Ehren zu führen, war durchaus nicht an die Frage gebunden, einen wie großen Raum der katholische Geist

und katholisches Wesen in Deutschland vor dem Kriege besaßen. Die auch religiös gebotene Vaterlandsliebe einer Gruppe ist echt nur da, wo sie nicht abhängt von der für diese Gruppe mehr oder minder befriedigenden Beschaffenheit des betreffenden Landes, sondern allein davon, daß dieses Land ‚unser' Land ist. Jeder Hauch eines Religionskrieges fehlt diesem Kriege, und gerade darum ist Recht und Pflicht, ihn zu führen, nur soweit von religiösen und kirchlichen Fragen berührt, als das allgemeine religiös-kirchliche Ethos über Krieg und Kriegführung dabei eine Rolle spielt. Hierin ist unser Gewissen rein. In keiner Weise aber sind dieses Recht und diese Pflicht von der Frage berührt, was dieser Krieg und seine Folgen für die innere Beschaffenheit der katholischen Bevölkerungsteile der verschiedenen Staaten und Nationen oder für die äußere Ausbreitung der Kirche und ihres Einflusses bedeute. Weder unser religiöses Heil noch das Heil irgend einer anderen Gruppe von Gliedern der Kirche, am wenigsten aber der Bestand dieser Kirche selbst kann von dem wechselnden Geschick endlicher Staaten und Nationen bedingt sein. Der Bestand und der Beruf der Kirche ist nicht gegründet auf dem Wohle, der Macht und der Selbständigkeit irgendeines irdischen Staates und Reiches. Erst mit dieser lebhaft empfundenen, tief vertrauensvollen Sicherheit des Glaubens im Rücken werden wir einerseits jenen Mut zur Tat finden, der uns auch in den harten Stoff des gegenwärtigen Lebens die christlichen Prinzipien wird einprägen lassen, andererseits die Ruhe und Objektivität, die uns die Verhältnisse in unserem eigenen Lande so betrachten läßt, wie sie wirklich sind; nicht so wie wir momentan das Bild haben wollen, das andere von uns und von unserer Lage in Deutschland haben.

All unsere Tätigkeit wird — wie auch der Krieg ausgehe — in einem neuen, zum Teil durch die Nachdauer des Hasses verengten, zum Teil erweiterten weltpolitischen Rahmen erfolgen. Für die irdische Auswirkung religiöser Lebenspotenzen sind die Veränderungen solcher Rahmen von gewaltiger Bedeutung. Das Werden und die Ausbreitung der Kirche selbst in den ersten Jahrhunderten war an den Rahmen des römischen Reiches und seine Veränderungen geknüpft. In dem wunderbaren Ineinandergreifen der Kausalreihen, die den Wechsel irdischer Machtverhältnisse und den gleichzeitigen Wechsel der religiösen und geistigen Kraftfaktoren bedingen, können auch Kriege einen Sinn erhalten, der mit den Ursachen dieser Kriege und den subjektiven Zielen der Kriegsparteien wenig oder gar nichts zu tun hat. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der gesamte Protestantismus begrüßte in der Schlacht von Waterloo eine neue Aussicht, Hoffnung und Fernsicht für die Entfaltung des protestantischen Prinzips. Aber solchen Sinn zu früh erkennen wollen, das sollen unsere kurzsichtigen Menschenaugen unterlassen. Nicht nur darum, weil nur die Vorsehung die wundersame Verknotung der Gesamtheit der Fäden übersieht, sondern auch darum, weil dieser ‚Sinn' für das Gegenwartswesen notwendig nie eindeutig sein kann. Jeder solche Sinn eines historischen Ereignisses kann sich mit jedem Fortgehen der Geschichte radikal ändern, in dem er späterhin in einen ganz neuen Sinnzusammenhang eintritt.

Gelänge es etwa jetzt unseren Feinden, den sog. „preußischen Militarismus" und die Bismarck'sche Reichsbildung zu zertrümmern — welchen völlig anderen Sinn erhielte die Geschichte 1870—1916, erhielte Bismarcks Gestalt auch für uns, als der Sinn war, den wir über 40 Jahre lang ihr erteilt hatten? Erst nach Ablauf der ganzen Geschichte der Welt hat — streng genommen — jedes Ereignis auch seinen voll eindeutigen Sinn im Sinnzusammenhang des Ganzen. Geschichte ist etwas, was nicht nur darum nie vollendet ist, weil es eine für den Menschen undurchsichtige und auf seine Freiheit gestellte Zukunft gibt. Geschichte ist sinnunvollendet auch in jeglichem Teile, der an ihr vergangen ist: denn jede dieser vergangenen, immer nach Sinneinheiten gegliederten Teil-Wirklichkeiten der Geschichte ist — soweit sie auch zurückliegen mag — ebensowohl der Wiedergewinnung einer neuen lebendigen Wirksamkeit auf die Gegenwart und auf einen beliebigen Teil der Zukunft fähig (Renaissancen, Reformationen usw.) als der Veränderung ihres bisherigen und der Neugewinnung eines Sinnes, die sie erst kraft des ferneren Geschichtsablaufs findet. So ist jeder endgültige Sinn auch der vergangenen Geschichte noch abhängig von dem, was wir tun. Wie die Menschen nicht ausschließlich selbstverantwortlich, sondern auch ursprünglich sittlich füreinander verantwortlich sind, so sind auch die Epochen und historischen Ereignisse durch eine erhabene Solidarität des Sinnes miteinander verknüpft. Die bloß naturhafte Wirklichkeitsbasis der historischen Vergangenheit ist es nur, die unveränderlich und gleichsam unerlösbar hinter uns liegt. Die historische Sinnhaftigkeit und Sinnfülle ihres Gehaltes dagegen sind nicht in gleicher Weise unerlösbar. Sie sind noch veränderlich und gleichsam erlösbar durch das, was wir tun und was wir mit unserer Geschichte anfangen. Und wie es kein noch so verhärtetes böses Herz gibt und keine seiner Handlungen, deren bösen Sinn der Reueakt nicht auslöschen, ja zur mitwirkenden Kraft eines neuen, ohne diese Mitwirkung vielleicht unmöglichen Guten machen kann, so gibt es auch kein Ereignis in der Weltgeschichte, das, wie höllisch es auch aussehe, im Sinnzusammenhang der Dinge nicht zum ersten Keime eines neuen Guten und einer schöneren und besseren Phase der menschlichen Geschichte werden, ja durch uns also mitgestaltet werden könnte. Darum dürfen wir es nicht bloß beklagen, sondern müssen es auch als wesensnotwendige Folge des göttlichen Geschenkes unserer Freiheit ansehen, daß unserer Menschenerkenntnis an keiner Stelle der noch ablaufenden Geschichte der volle und eindeutige Sinn eines vergangenen Geschichtsereignisses je gegeben sein kann. Selbst wenn wir ihn finden könnten — wir sollten ihn nicht suchen. Schließt aber gerade jene freie Mitgestaltung der Geschichte eine volle und eindeutige Sinnerkenntnis schon als Versuch aus, so fordert solche Mitgestaltung doch zugleich, daß wir in jedem Zeitpunkt des nie ruhenden geschichtlichen Stromes die jeweilige Stromrichtung aus dem Lichte unserer Weltanschauung und unseres Glaubens heraus beurteilen, um die gebotene Richtung auch unserer Mitgestaltung zu bestimmen. Wir bedürfen einer Glaubens- und Tathypothese, die sich nicht gleich Hegels Lehre und

anderen solchen Lehren vermißt, in die verschlossenen Wege der Vorsehung einzudringen. Wir müssen vielmehr vom festen Grunde unseres Glaubens und der Existenz einer solchen Vorsehung ausgehen und dann diesen festen, unwandelbaren Bestand mit dem neuen beweglichen Element der historischen Situation zu einem konkreten Leitbild unseres Wirkens und Handelns verarbeiten.

Bevor ich an die Zeichnung eines solchen, auf den neuen weltpolitischen Rahmen bezüglichen Leitbildes herangehe, ist aber der religiösen Potenz selbst zu gedenken, die sich in ihm auswirken soll. Denn ohne diese Potenz, ohne ihre kraftvolle Beschaffenheit und ohne ihre innere Klarheit bedeutet ein neuer weltpolitischer Rahmen gar nichts; ja er kann, je günstiger er sich gestaltet und je mehr er die Verantwortung Deutschlands für Europas und der ganzen Welt Schicksal resp. unseren Anteil an dieser Verantwortung steigert, sogar leicht über die fehlenden geistigen Energien hinwegtäuschen, die diese neue Verantwortung zu vollstrecken hätten.

Die schon erwähnte Haltung der Selbstverteidigung hat es mit sich gebracht, daß wir zurzeit weniger geneigt sind, unser Sein und Verhalten an den großen Prinzipien und Idealen der christlichen Weltanschauung selbst — soweit sie Form und Art menschlichen Zusammenlebens und -wirkens betrifft — zu messen, als auf den Nachweis bedacht sind, es sehe bei uns besser oder doch nicht schlechter aus als bei anderen Völkern. Diese relativ vergleichende Betrachtung und Abwägung unserer religiösen und sonstigen Lebenskräfte und -güter gegen die fremden ist für den Zweck der Verteidigung gegen Angriffe unerläßlich. Nähme sie aber das Zentrum unseres Geistes ein, so müßte jede Art tieferer religiöser Gesinnung ihr alsbald widersprechen. Schon die Form dieser Betrachtung führt mehr zum Hochmut als zur Demut, d. h. zu einer Tugend, die unabtrennbar ist von der Haltung, sich direkt und unmittelbar an Gott und seinem heiligen Willen zu messen. Erwartet gar eine Gruppe einen Zuwachs von Verantwortung zur Führerschaft in dem ihr gegebenen Menschenumkreise, fühlt sie zugleich lebendig genug das nach neuer vernünftiger Formung dürstende Chaos um sie her, dazu die ganze Größe und Gefahr der Selbstzerstörung, in der Europa heute schwebt, so hat sie um so mehr die Pflicht, auf direkte Weise die Wirklichkeit mit ihren Idealen zu vergleichen und mehr nach oben und nach vorne zu blicken als auf das, was sie im Rückblick geleistet hat, oder zur Seite und gar nach unten. An dem gesamteuropäischen Prozesse, der die christliche Weltanschauung als stärksten Geisteskitt Europas in steigendem Maße zersetzte und ihre irgendwie positiveren Vertreter in steigende Opposition zum herrschenden Zeitgeiste brachte, hat auch Deutschland auf eine ihm besondere Weise teilgenommen. Die ‚besondere Weise' bestand erstens darin, daß der Übergang aus einer vorwiegend ideal und geistig gerichteten Periode zu einer vorwiegend real und ökonomisch denkenden Zeit in einer weit plötzlicheren sprungartigen Form geschah, als in anderen Ländern, dazu in jener be-

sonderen spezifisch deutschen Sachlichkeits-Ekstase, die ein Prinzip bis in die äußersten Konsequenzen zu entwickeln pflegt. Ganz richtig urteilte der Generalquartiermeister von Stein in seinem Neujahrswunsch 1915: ‚Unserem Volke würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gedient haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 70/71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht. Der Ausgleich zwischen geistigen und materiellen Kräften war noch nicht vermittelt.‘ Diese Plötzlichkeit einer rein auf Naturbeherrschung, Besitz und Organisation der Kräfte gehenden Machtentfaltung, getragen nicht wie in anderen Ländern durch ein sie begrenzendes Streben nach Glück und Lebensgenuß, sondern durch das harte, in sich unbegrenzte formale deutsche Pflichtethos, hat weit und breit Gesinnungen erzeugt, die der Religion, und besonders der christlichen Religion überhaupt sehr ungünstig gewesen sind. Kein Wunder daher auch, daß nicht erst seit dem Kriege, sondern schon lange, bevor dieser den Haß des Auslandes schürte, dem ausländischen, aber auch dem geburtsdeutschen Beobachter nicht zwar Deutschlands Gesamtwirklichkeit, wohl aber seine repräsentative Gesellschaft, deren Literatur, Wissenschaften, Theater, Universitätswesen aller christlichen Inspiration ferner, ja leerer von aller Religion überhaupt erschien als die Gesellschaft und die analogen Kulturinstitute fast aller anderen Länder — selbst Frankreich nicht ausgenommen, wenn wir nicht zu ausschließlich auf den Staat sehen. In einem Aufsatz ‚Die Religion im deutschen Staate‘ (1912) erzählt Ernst Troeltsch von einem ‚frischen, tapferen schottischen Pfarrer‘, der ihm sagte, in Deutschland möchte er nicht Pfarrer sein, das sei überhaupt kein christliches Land. Und E. Troeltsch, ein liberal-protestantischer Theologe, setzt selbst hinzu: ‚In der Tat, wer nur die deutsche Belletristik, nur das deutsche Universitätswesen kennte, würde mit vollem Rechte sagen können, daß er von der Christlichkeit unseres Landes nichts bemerke. Nicht umsonst taucht in jedem Jahrzehnt in irgendeinem Buche hervorragender Zeitbeurteiler die Frage auf: Können wir noch Christen sein?‘ Ganz richtig hebt Troeltsch auch im selben Aufsatz den gewaltigen Kontrast hervor, der hinsichtlich der sozialen Bedeutung der Religion und der Kirchen zwischen den Ländern englischer Zunge und Deutschland bestand. ‚Die Jingos dürfen es nur selten wagen, das Christentum als den Krankheitskeim des modernen Machtstaates zu bezeichnen, wie dies unser Pangermanismus eifrigst tut, und wie es die stille Voraussetzung der neudeutschen Schneidigkeit ist.‘ In keinem Lande hat lebendige Religion so wenig gruppenbildende Kraft rein aus sich selbst heraus erwiesen, als in den letzten Jahrzehnten bei uns, und in keinem Lande wurde die jeweilige Haltung der Bevölkerungsschichten gegenüber der Religion und Kirche in höherem Maße als bei uns durch außerreligiöse Interessen bestimmt. Und doch waren diese Interessen durch Tradition mit ursprünglich religiösen verschmolzen. Soweit stärkeres und charakteristisches

kirchliches religiöses Bewußtsein vorhanden ist, lebt es in weit größerem Maße als anderswo von der Trägheitskraft dieser Tradition und von den weltlichen territorialen, politischen, sozialen stammhaften Verwebungen, in die religiöse Traditionen eingingen. Im Liberalismus — von einer Handvoll ernster Theologen und Prediger abgesehen — war zur Selbstverständlichkeit gewordene, hochnäsige, bildungsstolze Indifferenz und Verachtung für jeden, der Religion überhaupt pro oder contra ‚ernst' nimmt, in den Massen des Proletariats dagegen war der herrschende Affekt kaum verschleierter Haß gegen eine Religion, von der sie glaubten, daß die herrschenden Schichten sie dem Volke nur ‚erhalten' wissen wollten zu dessen Niederhaltung. So blieb eine vornehmlich traditionalistisch gesinnte Religionshaltung im wesentlichen auf Adel, Bauerntum und einen gewerblichen und handwerklichen kleinen Mittelstand, d. h. auf solche Klassen beschränkt, die in ihrer Bedeutung für die Mitgestaltung des deutschen Totalgeistes durch die Entfaltung des modernen industrialistischen Deutschland als qualitative Gesinnungsmächte immer stärker zurückgedrängt worden sind, und die erst durch die Macht des Stimmzettels wieder einen politisch nicht zu übergehenden starken Machtfaktor darstellen.

Eine zweite Besonderheit der deutschen Entwicklung bestand darin, daß diese in sprunghafter Form und im Rhythmus einer beispiellosen Schnelligkeit zum vorwiegenden Industriestaat vor sich gehende Umbildung der Lebensauffassung der nach außen und nach innen als repräsentativ geltenden Schichten keinerlei ihrer Richtung adäquate Veränderung in der Staatsverfassung zur Folge hatte. Nominell blieben die alten Herrschaftsverhältnisse erhalten. Auch keinerlei wesentliche Umbildung des Verhältnisses von Kirche und Staat fand statt (wie eine analoge Entwicklung in Frankreich sie brachte). Ja nicht einmal ein energischer Kampf der Kirchen mit dem neuen Geiste des doch zu faktisch vorwiegender Herrschaft gelangenden neukapitalistischen Großbürgertums trat ein. Diese Umbildung erfolgte vielmehr rein in der sozialen Sphäre, ohne auf die öffentlichen Institutionen eine mitumbildende Wirksamkeit zu äußern. Eine dritte Besonderheit besteht darin, daß das positivere Christentum in diesem Wandel Deutschlands und seines repräsentativen Geistes gleichsam übersprungen wurde, da die Natur dieses Wandels ja an erster Stelle gar nicht das Christentum, sondern jede Art von Weltanschauung betraf, die Dasein und Leben in geistigen Mächten verankert fühlt, und die in der Bildungsrichtung des Menschen in eine Welt geistiger Zusammenhänge hinein den höchsten Wert des Lebens erblickt. Das heißt, der Wandel konnte darum am positiven Christentum gleichsam vorübergehen, da er eine viel allgemeinere Lebenseinstellung betraf, die allerdings auch Voraussetzung des Christentums ist. Der christliche Theismus war dem Kerne der Denkweise, die in Fichte, Schelling, Hegel gipfelte, d. h. jenem sei es mehr logisch oder ethisch oder dynamisch gefärbten idealistischen Pantheismus im Grunde nicht weniger entgegengesetzt, als der in den dreißiger Jahren anbrechenden, seit der Gründung des Reiches in einem

noch neuen Zug von Schüben sich steigernden Lebensrichtung eines ganz innerweltlich gerichteten, in ökonomischen Interessenfragen zum größten Teile aufgehenden öffentlichen Daseins. Die Voranstellung geistiger Sach- und Persönlichkeitswerte über Macht und Besitz aber teilte dieser Pantheismus mit den älteren deutschen religiös-kirchlichen Lebensmächten. Und gerade darum, weil diese tiefe innere Wandlung — wenigstens der für Ausland und Inland *repräsentativen* Schichten Deutschlands — am Christentum so sehr vorüberging, daß es nicht einmal zu einem resoluten Kampf kam, konnten die christlichen Kirchen politisch weit ungefährdeter bestehen bleiben als in anderen Ländern. Sie mußten sogar — die verschiedenen Kirchen aus verschiedenen Gründen — einen im Verhältnis zu den Weststaaten unvergleichlich größeren *politischen* Einfluß — weit hinaus über ihren Einfluß im noch wesentlich ideal und geistig gerichteten Deutschland — gewinnen, da sie als Schicksals- und Kampfgenossen von einem Staate begrüßt wurden, der nach der geistigen Umwandlung Deutschlands und nach der Umschichtung seiner Gruppen allen Grund hatte, den tiefen Widerstreit zwischen dem neuen, auch ihn innerlich und unoffiziell immer mehr mitergreifenden kapitalistischen Geiste, und seiner auf die ältere deutsche, vorwiegend agrarische Daseinsweise zugeschnittenen feudal-obrigkeitlichen *Form* zu verbergen. Man muß begreifen, daß zwei der merkwürdigsten Phänomene des modernen Deutschland eine gemeinsame Wurzel haben: der Widerstreit eines vorwiegend industrialistischen Massenstaates und einer der Form nach vorwiegend monarchisch-konservativen Beamten- und Obrigkeitsregierung und die Erscheinung von kirchlichen Lebensformen, die fast im selben Maße, als sie jeden zielbestimmenden Einfluß auf die geistig, sozial und ökonomisch *führende* deutsche Gesellschaft *verloren* hatten, gleichwohl durch den Staat hindurch einen politisch *wachsenden* Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung gewannen. Nehmen wir einen Augenblick an, es wäre der neuen großbürgerlichen Schicht der führenden Großindustrie und des führenden Handels gelungen, an Stelle ihres rein faktischen, sehr mächtigen, unverantwortlichen und darum innerlich unbegrenzten, unfaßbaren und unkontrollierbaren Einflusses auf die maßgebendsten Personen des Staates jenen *verantwortlichen* Einfluß zu gewinnen, der (in einer dem parlamentarischen System des Westens angenäherten Form des Auswahlautomatismus) in der Übernahme der wichtigsten Ministersessel seitens dieser Kreise bestanden hätte, ganz gewiß wären in diesem Falle nicht nur zu einem erheblichen Grade die konservativen Kreise und das Zentrum, sondern es wären auch die Kirchen in eine zum Teil mit der Arbeiterklasse *gemeinsame* Oppositionshaltung getrieben worden. Diese dem echten christlichen Geiste zur Entfaltungsrichtung nicht nur Deutschlands, sondern Europas vor dem Kriege durchaus, ja allein im Grunde angemessene Oppositionseinstellung der christlichen Kirchen hätte wahrlich nicht ausschließlich Nachteile gehabt. Sie hätte das geistige Leben der Kirchen befruchtet, hätte sie aus ihrer starken Neigung zur religiösen und geistigen Verknöcherung

aufgestört und hätte vor allem eine tiefere Geistesauseinandersetzung sowohl mit der nun zum Teil gemeinsam oppositionellen Arbeiterklasse wie mit den Mächten von Wissenschaft, Bildung, Kunst angeregt, die beide ihnen unter dem tatsächlichen entgegengesetzten, politisch für sie so viel günstigeren Zustande im Grunde mit vollendeter Teilnahmslosigkeit gegenüberstehen. Eine stark gemeinsam interessierte wie gemeinsam gesinnte radikal-konservative und ökonomisch-demokratische Opposition, die eine so geartete Regierung in Schranken gehalten, vor allem aber die geistigen Einflüsse der regierenden Klasse auf das innerdeutsche Kulturleben zusehends gebrochen hätte, würde unter der natürlichen Mitwirkung des begrenzenden Einflusses, den Verantwortlichkeit auf die bloße Interessenpolitik aller führenden Kreise ausübt, vielleicht ein weit weniger kapitalistisches und materialistisches Deutschland geschaffen haben, als es das Deutschland vor dem Kriegsbeginn gewesen ist. Ich meinerseits zweifle nicht, daß es nach dem Kriege zu einer ähnlichen Umformung der innerdeutschen Verhältnisse kommen wird, ja ich sehe eine der wahrheitschaffenden Wirkungen des Krieges darin, daß schon jetzt nicht geringe Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die Dinge diesen Lauf nehmen werden. Gewiß wird eine erhebliche Erweiterung des politisch verantwortlichen Einflusses der großen Bourgeoisie nur eine Durchgangsphase in unserem öffentlichen Leben bilden und bilden dürfen. Auch darf man in sehr ernster Weise die Frage stellen, ob es zur Nötigung, daß Deutschlands politisches Leben diese Phase jetzt wahrscheinlich durchqueren muß, kommen mußte. Ich meinerseits glaube Gründe zu haben, diese Frage zu verneinen. Doch ist der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet, diese Frage öffentlich zu erörtern. —

So besonderer Natur die Faktoren sind, die zu der Art und zur Größe des Gewichtes geführt haben, das der Katholizismus im gegenwärtigen Deutschland besitzt, so unterlag seine spezifische innere Entwicklung seit der Beilegung des Kulturkampfes doch auch in sehr weitgehendem Maße dem allgemeinen, oben bezeichneten Entwicklungsschema des deutschen religiös-kirchlichen Lebens überhaupt. Dieses Schema vor allem erklärt eine Erscheinung wenigstens mit, die man sich nicht verbergen darf: den fast unermeßlichen Abstand, der zwischen seinem allmählich gewonnenen politischen Gewicht und der Rolle besteht, die er im deutschen geistig-kulturellen Leben spielt. Alles, was in Weltanschauungs- und Lebensgesinnungsbildung sowohl im Inlande wie im Auslande für repräsentativ für das moderne Deutschland galt und gilt und eine stärkere Beachtung über die engsten konfessionellen Kreise hinaus überhaupt erfährt, ist leider von dieser Rolle kaum berührt worden. Wir dürfen diese Tatsache um so ruhiger erörtern, als wir wissen, daß das interne kirchliche und religiöse Leben unter den deutschen Katholiken tiefer und ernster ist als irgendwo. Für jede religiöse Organisation ist aber dies die unbedingte Hauptsache, gegen die alle Leistung und Mitwirkung auf dem Boden der Weltkultur weit zurückzutreten hat. Wenn aber dieses so kraftvolle und innerlich lebendige religiös-kirchliche

Leben gleichwohl nicht jenen natürlichen Ausdruck und Niederschlag im Kulturschaffen und in jener Inspiration, Stilisierung und restlosen Durchdringung aller wesentlichen Arbeitsgebiete des höheren Geisteslebens findet, die es auf allen historischen Höhepunkten gefunden hat, so müssen gerade, weil die Tatsache so sicher steht, auch ganz besondere Ursachen der Hemmung oder Ablenkung wirksam sein, die ihm diesen Ausdruck und diese Formungskraft versagen. Die Energieverteilung der tieferen Kräfte, die aus dem inneren geistlich-kirchlichen Leben und der immer neuen Berührung der Gläubigen mit dem Gnadenschatze der Kirche hervorgehen, kann somit die richtige und dem Range, den das Christentum den verschiedenartigen Gütern auf allen seinen Höhepunkten zuteilte, angemessene nicht gewesen sein. Steht diese Frage der gegenwärtigen Energieverteilung — nicht des Vorhandenseins der religiös-sittlichen Energie selbst — zur Erörterung, so kommen hier nun freilich außer jener allgemeinen für alle deutschen Kircheninstitute gegebenen Situation auch besondere Ursachen für die katholische Kirche, und außerdem noch eine Reihe von Ursachen in Frage, die über die Unrichtigkeit dieser Energieverteilung die Beteiligten leicht hinwegtäuschen können.

Daß die deutschen Katholiken ihr stärkstes Einheitsbewußtsein nicht an einer rein religiösen oder kulturellen oder sozialen Frage ausgebildet haben, sondern in der Reaktion gegen den ihnen aufgenötigten, im Grunde außerreligiösen politisch motivierten ‚Kulturkampf', der sie selbst wieder nicht als Katholiken, sondern als vermeintlich ‚zentrifugale' Elemente des neuen Reiches traf, hat die Lage und den Charakter des Katholizismus in Deutschland in toto in einem Maße bestimmt, das nicht leicht überschätzt werden kann. Eine erste Folge davon war, daß die begabtesten und tüchtigsten Elemente der deutschen Katholiken in allem, was über die Erfüllung ihrer unmittelbarsten kirchlichen Pflichten hinausgeht, bis zur Gegenwart sich unvermittelt in eine wesentlich politische Atmosphäre gehoben fühlten, und daß das Bewußtsein von ihrer und ihrer Kirche Bedeutung in Deutschland an erster Stelle den Schwankungen folgte, welche die Mißerfolge und welche die schließlich immer stärkeren Erfolge dieses Kampfes abwechselnd aufwiesen. Der Katholizismus galt ihnen während des Kulturkampfes als eine Stadt Gottes, als ein zu verteidigendes Bollwerk, um deren inneres, ruhiges Wachstum, um deren Ausgestaltung in Werken ihres eigentümlichen Geistes man sich während dieser Verteidigung natürlich wenig kümmern konnte. — Als aber schließlich Friede eintrat und Position für Position in der Richtung des Werdens einer die deutsche Reichspolitik positiv mitgestaltenden Macht gewonnen wurde, nahm die Aufgabe der für die Katholiken besonders schwierigen Anpassung an Geist und Aufgaben des neuen Reichskörpers soviel Kraft in Beschlag, daß eher noch weniger Kraft zu einem inneren Ausbau und einer stilbildenden Auswirkung der katholischen Weltanschauung übrig blieb als während der doch auch einen stark außerpolitischen religiösen Idealismus mitgebärenden Kampfzeiten. Geist und Aufgaben des neuen kriegsgeborenen

Reichskörpers waren aber im wesentlichen nicht durch das bestimmt, was er als freudig und begeistert begrüßte Erfüllung uralter deutschnationaler, auch katholischer Hoffnungen bot, sondern durch die beiden Hauptkräfte seines Ursprungs: die preußische Vormachtpolitik und der Bedarf einer bestimmten ökonomischen Klassenschicht, der Bedarf des liberalen Bürgertums nach völliger Beseitigung der inneren Zollschranken und nicht so sehr nach einer Festigung der national-kulturellen als der national-wirtschaftlichen Einheit. Wenn schon die Fülle des alten deutschen nationalen Kulturgeistes, niedergeschlagen in unserer großen klassischen und romantischen Dichtung, in den freien philosophischen Gebilden eines universalisierten und idealisierten Protestantismus nicht vermochte, sich mit dem neuen Reichsgeiste auf lebendige Weise zu durchdringen, und dies obgleich hier wenigstens eine stärkere Kontinuität vorhanden war, als sie jetzt das Ausland mit seiner oberflächlichen Scheidung des Deutschlands Goethes und Krupps sieht, so konnte um so weniger die Rede davon sein, daß die katholische Weltanschauung — ich sage nicht dem neuen Reiche seinen Stempel aufgedrückt, was ja schon vermöge des quantitativen Verhältnisses der Katholiken zu Andersgläubigen und Indifferenten ausgeschlossen ist, — nein, daß die katholische Weltanschauung auch nur zu irgendeinem herausfühlbaren Elemente des deutschen Geistes in seiner neuen Gestalt hätte werden können. Nur einige sehr indirekte Folgen dieser Weltanschauung auf dem Boden des Naturrechtes und der staatsphilosophischen Prinzipien trafen mit dem Bedarf des Zeitalters nach sozialpolitischer Milderung der Klassengegensätze, nach Organisation der Arbeit so glücklich zusammen, daß wenigstens auf diesem Boden auch das Katholische eine spürbare Realität in der Gesamtgestalt des neuen Deutschlands erhielt. Daß ein Staatslexikon vielleicht die monumentalste und eigenartigste geistige Leistung der deutschen Katholiken im verflossenen Zeitalter war, ist für die Eigenart ihrer ganzen Situation eminent bezeichnend.[1] Aus dem Gesagten ergibt sich die wichtige Lehre, daß die künftig zu erwartende und zu erstrebende stärkere Durchdringung des deutschen Gesamtgeistes mit Katholizismus — wenigstens von seiten des Ethos her — kein gesondertes Problem ist. Es ist vielmehr nur ein Teilproblem des viel weiteren und größeren, wie weit überhaupt die Fülle des Deutschen in Deutschland in Anlagen und Kräften sich gegen die aller Ehren werten, aber als Stützen eines großen Volkskörpers viel zu einseitigen Kräfte aufarbeiten könne, die das Reich schufen, nämlich gegen die Verbindung des ganz militärförmigen alten preußischen Staates mit dem Wesen und Ethos des neuen Unternehmertums, samt der ihm opponierenden, aber in Blickrichtung und Lebensauffassung auch in der Opposition noch ganz von ihm abhängigen Sozialdemokratie. Das Maßverhältnis der Kräfte des gesamtdeutschen Wesens zum spezifisch preußischen bestimmt im neuzuerwartenden Deutschland zwar nicht eindeutig auch das Maßverhältnis katholischer und außerkatholischer Weltanschauung im deutschen Gesamtgeiste. Aber es ist dafür grundlegend mitbedingend in dem Sinne, daß seine Ausgestaltung zugunsten des gesamtdeutschen Wesens auch eine

Voraussetzung für den stärkeren Einschlag ist, der als katholisches Ethos in das deutsche Gesamt-Ethos einzugehen vermag.

Diesem einseitigen Eingehen der Energie der deutschen katholischen Bevölkerung in das politische Fahrwasser sind eine große Reihe von paradoxen Erscheinungen zuzuschreiben, in denen die Erscheinung des Katholischen in Deutschland so scharf vom Ausland absticht. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist hiebei die Gleichzeitigkeit einer, vom katholischen Ethos aus gesehen, vielleicht übermäßigen und eminent hurtigen Anpassung der deutschen Katholiken an den neuen Reichsgeist in politischer, ökonomischer und organisatorischer Richtung und einer davon ganz gesonderten, eher gegen diese als mit dieser Anpassung sich entfaltenden vom übrigen deutschen Leben ganz abgelösten Winkelkultur, die Kunst, Philosophie, Wissenschaft, schöne Literatur und Literatur der Erbauung gleichmäßig umfaßt. Die relative Armut der deutschen Katholiken und die Tatsache, daß eine relativ zu anderen konfessionellen Schichten viel größere Mehrzahl derselben dem Bauern und dem kleinen Mittelstande angehört, vermögen wohl die primitivere Form der technischen und sonstigen Ausgestaltung dieses abgesonderten Kulturwillens in Buchhandel, Presse und Zeitschriftenwesen, Ausstellungen usw., nicht aber vermögen sie die Tatsache selbst und noch weniger die im Verhältnis zu anderen Ländern — auch Österreich — zweifellos weit geringere Bedeutung des Inhalts dieser abgesonderten Kultur verständlich zu machen. In Deutschland sind — im Unterschied zu Frankreich, England, Italien — die allerhöchsten geistigen Kulturleistungen aus dem bürgerlichen Mittelstande, ja häufig dem Untermittelstande (Kant, Fichte z. B.), hervorgegangen. Dinge wie Herstellung, Ausstattung, Druck, Art der Darbietung und Maß der Verbreitung, können erst in diesem letzten Zeitalter der Bibliophilie, der schönen Einbände, der Verwandlung des Dichtertheaters in ein Regisseurtheater und des literarisch ‚führenden' Deutschland überhaupt in ein völlig undeutsches halb ästhetenhaft abgeschlossenes, halb kapitalistisch-marktschreierisches Wesen, das den verdorbenen Geschmack des Großstadtpublikums mit immer neuen Sensationen zu füttern hat, als tiefere Gründe der Nichtbeachtung der katholischen Leistungen in Frage kommen. Das aber sind Gründe, die für die gleiche Nichtbeachtung bestehen, die in dieser Zeit auch allen außerkatholischen echt deutschen Leistungen höheren Wertes zuteil wurde. Weder zeitlich vorher gelten diese Gründe, noch gelten sie für jene tiefergehende Nichtbeachtung, die bis zum Kriege auch innerhalb der von obigen Modekrankheiten noch nicht erfaßten Bildungsminorität Sitte und fast selbstverständliche Sitte gewesen ist. Der Grund liegt also doch wohl tiefer: im Mangel eines inneren Impulses nach freier Auswirkung der katholischen Weltanschauung im Reiche des Geistes und an der Furcht vor den glaubensschädigenden möglichen Wirkungen einer mehr als apologetischen Auseinandersetzung mit der modernen deutschen Kulturwelt — sei es in der Form maßvollen, aber in der Sache radikalen Kampfes, sei es durch Versuche tieferer Synthesen. Der durch die einseitig politische Bindung der katholischen

Geistes- und Willensenergie bedingte Mangel dieses Impulses war zweifellos auch der Hauptgrund dafür, daß die gewaltigen Krisen, in denen sich im Zeitalter des Hochkapitalismus alle religiösen und kirchlichen Grundfragen und Institutionen innerhalb und außerhalb der Kirche befinden, in den deutschen katholischen Kreisen ein nur sehr geringes Echo, geschweige gar ringende Mitarbeit gefunden haben. Wenn insbesondere die sehr verschiedenwertigen Strebungen und Gedankenansätze, welche die kirchliche Autorität unter dem Namen des Modernismus zusammengefaßt hat, in Deutschland wenig, ja fast keinen Anhang und keine Mitarbeit gefunden haben (im Gegensatz zu älteren Zeiten, da gerade deutsche Theologen und Laien der modernen Philosophie und Geschichtsmethodik oft nur allzu bereit entgegenkamen), so darf man auch diese, an sich erfreuliche Tatsache nicht ebenso erfreulichen Ursachen zuschreiben, als dies meist geschieht. Es war an erster Stelle nicht eine gesteigerte Demut vor dem auf katholischem historischen Boden selbst gewachsenen Weisheitsborne und ein aus ihr folgendes Bestreben, diese Weisheit für die Abwendung der Schäden der Zeit selbsttätig zu heben und in klaren Begriffen auszuprägen, was zu der geringen Anteilnahme an dieser großen inneren Krise der Kirche geführt hat, sondern — außer der engsten Fachtheologie — ein Fehlen jener gesteigerten geistig-religiösen Lebendigkeit, die überhaupt dieses ganze Gebiet von Fragen mit jener tiefen Verantwortung und seelenaufwühlenden Schärfe ergreift, die sie verdienen. Die philosophischen und ethischen Arbeiten des Schreibers dieser Zeilen stehen dem bald kantischen, bald subjektivistischen, psychologistischen, philosophischen Unterbau des englischen, französischen und italienischen Modernismus so fern als irgend möglich ist. Die obige Äußerung kann daher nicht in Gefahr kommen, für eine solche pro domo gehalten zu werden. Es hätte Erwünschteres gar nicht geben können, als daß gerade aus dem deutschen Katholizismus — der ja eine besonders günstige Gelegenheit hat, zu sehen, zu welchen Verstiegenheiten, zu welcher Geistesdürre und -leere, zu welcher Verworrenheit dazu die deutsche Kantscholastik geführt hat — eine zielsichere, auf strengsten Objektivismus aufgebaute Gegenbewegung gegen den Modernismus entstanden wäre, eine Bewegung, die nicht eine falsche ‚Anpassung' an die Moderne, sondern eine wahre geistige Bewältigung der modernen Problemlagen durch eine gründlichere Sachphilosophie gewesen wäre — in welche Disziplin auch die Enzyklika gegen den Modernismus den Schwerpunkt der Frage gegenüber der Geschichte mit vollem Recht legt. Aber hiervon war ebensowenig irgend etwas zu verspüren als vom Modernismus. Versuche in einer nicht vom Verfasser dieser Zeilen geteilten, aber lehrreichen und fruchtbaren Richtung blieben den Bestrebungen der Schule von Löwen und französischen Forschern vorbehalten. Die deutsche kirchentreue Philosophie arbeitete, wo sie Bedeutendes schuf, fast ausschließlich in gelehrter historischer Einzelarbeit oder sie machte, wo sie systematisch war — d. h. Philosophie, nicht Geschichte der Philosophie —, an Theorien und Systeme der auf protestantischem oder indifferentem Boden gewachsenen deutschen Philosophie,

(welche dem Autor gerade zufällig bekannter als andere geworden waren,) mehr aus dem Geist des Opportunismus, als aus dem Geist streng sachlicher Prinzipienforschung verständliche, oft sehr erhebliche ‚Zugeständnisse' — ‚Zugeständnisse', die in der Philosophie immer ungründlich sind und den Schein ihrer Harmlosigkeit nur ihrer mangelnden logischen Sachkonsequenz verdankten. Ich muß gestehen: die logische Einheit und die Einheit des Geistes- und Daseinsstils, die nach der Lektüre solcher Arbeiten ein streng thomistisches, lateinisches Lehrbuch der alten Schule gewährt, ist für mich — so wenig ich dieser Schule mich zugehörig fühle — immer eine Quelle tiefster Befriedigung und jenes geistigen Genusses gewesen, den jedes einheitlich durchgeprägte Werk gewährt. Andererseits bedeutet das Fehlen jener bestimmten Art von ‚falscher Anpassung' bei uns Deutschen, wie sie der Modernismus an die Moderne vollzog, keineswegs, daß bei uns jede falsche Anpassung, z. B. die Anpassung an unseren immer kapitalistischer werdenden Staatsgeist — bei freilich konstantem, feudal-obrigkeitlichem und bureaukratischem Ämter- und Würdenaufbau — gefehlt hätte. Die sehr starke Anpassung, die sich durch die gesteigerte positive Mitgestaltung der Reichsgeschicke wie von selbst ergab, war zwar keinerlei bewußte Anpassung an den Gehalt der *Prinzipien* der außerkatholischen Geistesmächte, aber sie war eine um so tiefer gehende Anpassung darum, weil sie eine meist nur *halbbewußte* Anpassung an außerkatholische Maßstäbe gewesen ist. Besonders in der Selbstbeurteilung, in der Beurteilung des eigenen Schaffens, des eigenen Wertes, der eigenen Überlegenheit ebenso wie der eigenen sogenannten ‚Inferiorität' trat diese Anpassung hervor. Dieses Phänomen ist nur um so merkwürdiger, wenn es mit ausdrücklicherem und starrerem Festhalten engerer Prinzipieninhalte verbunden ist, als es andere katholische nichtdeutsche Schichten aufweisen. Es ist ein Phänomen, das vielleicht die meisten Beteiligten selbst nur wenig bemerken und das in sein vollstes Licht erst da tritt, wo höher gebildete Personen, die nicht aus einer katholischen Familientradition herausgewachsen sind und sich kraft eigener Lebenserfahrung, eigenen Nachdenkens und eigener Geschichtsbeurteilung dem Ideenkreise und der Institution der katholischen Kirche nähern, über ihre Erfahrungen befragt werden. Mit der höchsten Verwunderung, die sich von Berührung zu Berührung steigert, pflegen sie — die sich zum Katholizismus durchgelebt haben — dann zu bemerken, wie gewaltig hoch die bald ausgesprochene, bald verschämt verhüllte Schätzung ist, welche auch hervorragende deutsche Katholiken einer großen Menge der verschiedensten Dinge, Gruppen, Personen, Einrichtungen, Theorien, Literaturwerken usw. im modernen repräsentativen Deutschland entgegenbringen, die sie selbst während des Prozesses dieses Hindurchlebens zur Kirche mit am tiefsten abgestoßen und so abgestoßen haben, daß diese Abstoßung sogar eine mitbedingende Kraft ihrer Hinbewegung zur Kirche geworden war. Ich kenne eine ganze Anzahl von Personen, die diese Erfahrung in verschiedenster Form ausdrückten. Einige gebrauchen das Sprichwort, es sei ihnen, als ob sie ‚vom Regen in die Traufe' gekommen seien.

Andere fanden, daß die moderne deutsche Kultur oder das, was man so nennt, bei den deutschen Katholiken offenbar viel höher geschätzt werde, als ihre Hauptvertreter sie selbst schätzen — ja als sie sich selber schätzt. Wieder andere finden, daß, wenn man innerhalb des katholischen Lebenskreises eben dasselbe, nur ein wenig unvollkommener, primitiver, sozusagen zweiter Garnitur, finde, was man vorher vollkommener, entwickelter und, gleichsam erster Garnitur, ohne Befriedigung besaß, es sich dann wenig verlohne, sich ihm anzunähern. Gewiß! Diese Anpassung an fremde Wertmaßstäbe, teils an das norddeutsch-preußische Nurarbeit-, Nurpflicht-, Nurleistungsethos, teils an das neudeutsche, undeutsche Kraftethos, teils an eine sehr eng historisch bedingte Art von ‚Wissenschaftlichkeit' in Geschichtsforschung und Philosophie, teils an ebenso eng umgrenzte ästhetische Formideale usw., ist eine Art der Anpassung, die sich schwer auf Formeln bringen läßt; sie ist von jener Art, wie sie der ausländische Modernismus der Prinzipien wollte, gar sehr verschieden. Bei uns werden auf jedem Gebiet die Prinzipien ohne jede Anpassung festgehalten; aber die Fülle der lebendigen Folgerungen aus diesen Prinzipien, insonderheit jene Folgerungen, die das Leben selbst in jedem seiner Schritte vollziehen sollte, sind doch häufig in weitestem Maße preisgegeben. Würde man gar sozusagen induktiv zu den einzelnen faktischen Werthaltungen, -schätzungen und -abschätzungen vieler deutscher Katholiken die zugehörigen Prinzipien erst suchen, d. h. so suchen, wie ein Solcher Prinzipien zu gewinnen pflegt, der die Prinzipien nicht durch Tradition, Lehre usw. erhalten hat, sondern sich zu ihnen langsam hinaufgelebt hat, so möchte es sehr die Frage sein, ob diese Prinzipien nicht vielleicht in gleichem oder sogar in noch höherem Maße von den traditionell kirchlichen abweichen würden, als es jene des ausländischen Modernismus getan haben.

Trotz dieser zum größten Teil durch die Eigenart der Situation der Kirchen in Deutschland überhaupt und zum kleineren Teil der katholischen Kirche im besonderen verschuldeten Schwächen des katholischen Deutschtums — Schwächen, deren Erkenntnis allen Plänen von Zukunftsgestaltung vorherzugehen hat —, hat dieses katholische Deutschtum, von seiner Glaubensreinheit ganz abgesehen, Leistungen von einer Größe und einem Reichtum aufzuweisen, die uns das tiefste Vertrauen in seine innere Kraft und deren fernere Auswirkung unter günstigeren Umständen setzen läßt. Aber die eigenartigste dieser Leistungen, seine grundsatzfeste und zielsichere politische Organisation und sein blühendes, straff organisiertes Vereinswesen (katholischer Volksverein, Bonifaziusverein, Gewerkschaften usw.) sind Werte, die es in höherem Maße eigenartigen Begleitumständen der Wirksamkeit des katholischen Geistes im modernen Deutschland als dessen zentralen Springquell selbst verdankt. Es verdankt sie zum größten Teile der ganz hervorragenden Anlage des neuen Deutschen überhaupt zu planmäßiger rationaler Organisation und der diesen Willen leicht aufnehmenden Fügsamkeit und leichten Führbarkeit der großen Massen. Es verdankt sie dazu weniger dem

Zuwachs eigener positiver, aus der Religion selbst entfalteter geistiger Kräfte oder steigender Anerkennung der katholischen Weltanschauung in den führenden Schichten als der steigenden Zersetzung der politischen Umwelt in ökonomische Interessengruppen und dem rapiden Wachstum der bis vor den Krieg das Wesen unseres Staates regierender Parteien, d. h. es verdankt sie Faktoren, die vor dem Staat jede Art von sozialer Ausgleichspartei — was immer der Inhalt ihres Programmes sein möchte — an Bedeutung steigern müssen, auch dann steigern müssen, wenn der Staat und seine Führer ihrem eigenen Geiste nach den inhaltlichen Parteizielen solcher Partei völlig ferne stehen, ja gegebenenfalls ihm innerlich feindlich gegenüberstehen. Das heißt, das katholische Deutschtum verdankt diese spezifischen Vorzüge nicht spezifisch katholischen Kräften, sondern einer unter der Führung Preußens und der bildnerischen Wirksamkeit des Vorbildes seiner Eigenart von Militarismus besonders hochentwickelten allgemein deutschen Anlage; und es verdankt seine diesbezüglichen steigenden Erfolge nicht wachsender Vertiefung seines katholischen Wesens, sondern den steigenden Fehlern und Mängeln von Bevölkerungsgruppen, mit denen das Reich an sich lieber regieren möchte, aber bisher nicht regieren konnte. Auf diese Momente allein darf aber die fernere Entwicklung des katholischen Deutschtums nicht angewiesen sein. Die Dauer der Wirksamkeit, besonders des letzteren sehr negativwertigen Momentes ist mit Sicherheit eine begrenzte; sie wird durch den unser Parteiwesen neukristallisierenden Krieg noch erheblich verkürzt werden. Der beginnende Zerfall der Sozialdemokratie allein beweist es. Vor allem aber ist es überhaupt eine mißliche Sache, daß ein so großer Teil eines Volkes wie die deutschen Katholiken von den Fehlern und der Parteizerklüftung des anderen Volksteiles geradezu leben soll; und dies doppelt, wenn es sich um Fehler handelt, die gerade der ethische Solidaritätsgedanke unserer Religion nicht nur in unseren eigenen Reihen, sondern auch außerhalb dieser Reihen aufs schärfste zu bekämpfen gebietet. Aber auch das erste positivwertige Moment der Organisationskraft und Organisierbarkeit vermag eine freiere, größere Entfaltung des katholischen Wesens in Deutschland nicht zureichend zu tragen, wenn nicht das spezifische, katholisch-geistige Leben in diesen wachsenden Organisationen auch unabhängig von deren Ausbreitung und Verästelung aus seinen zentralen Wurzelpunkten heraus wachsen wird; wenn nicht zu den spezifischen deutschen Leistungen des katholischen Deutschtums auch Wachstum und Leistungen spezifisch katholischer Kräfte im Ganzen des Deutschtums hinzutreten.

Leider ist auch die an sich erfreuliche Annäherung der Konfessionen in Glaubens- und Sittenfragen während der letzten Jahrzehnte vor dem Krieg, von deren sichtbaren Resultaten Professor Kiefl in dem Pfeilschifterschen Buche einige ausgezeichnet dargelegt hat, an erster Stelle nicht durch eine Steigerung des positiven religiös christlichen Gedankens oder durch verständ-

nisvollere Liebe zwischen den Angehörigen der Konfessionen, sondern durch analoge für das ganze Deutschtum negative Momente erwirkt worden, wie wir sie für das Emporkommen der politischen Organisation der deutschen Katholiken tätig fanden. Zu diesen negativen Momenten rechne ich vor allem die wachsende Ausbreitung einer der christlichen Ideenwelt überhaupt feindlichen Stellungnahme sowohl bei den Massen wie — nach dem Tempo noch gesteigert — in der oberen führenden Gesellschaft, eine Erscheinung, welche die Absteckung eines den Konfessionen noch gemeinsamen ideellen Aktionsgefüges als natürliche Reaktion der gläubigen Gruppen erheischte. Hierher gehören Tatsachen wie die starke Kirchenaustrittsbewegung, die erst in den letzten Jahren vor dem Kriege einsetzende erfolgreiche Propaganda für den früher nur in ganz kleinen Zirkeln verbreiteten Monismus aller Färbungen, für Christian Science und Theosophie, vor allem aber die nicht einmal dieser inneren resoluten Kampflage gegen das Christentum mehr fähige, zur einfachen Selbstverständlichkeit gewordene und zur ‚Bildung' gerechnete religiös-metaphysische Indifferenz unserer intellektuell führenden liberalen, auch für den Arbeiter im geheimen vorbildlichen Schichten. Der Protestantismus nahm durch alle diese Bewegungen mehr Schaden als der Katholizismus. Hieraus begreift sich sein Bestreben, sich in allen Fragen der Bekämpfung dieses Übels mit Hilfe des Staates und der Gemeinde (Schulpolitik usw.) auf die katholische Mitwirkung in höherem Maße als vorher zu stützen und das konfessionelle Vorurteil stärker wie früher zurückzustellen. Zu den ‚negativwertigen Momenten' rechne ich aber auch — wenigstens unter religiösem Aspekt gesehen — die Gründe, die zu einer erheblich stärkeren theologischen und historischen Verständigung über Bibelkritik, die Geschichte des Christentums, den Wert seiner Gedanken und Einrichtungen geführt haben. Gewiß lagen hier alle jene oben genannten praktischen Motive der Opportunität oder gar Motive politischer Art völlig ferne. Soweit es sich aber nicht um ein Reflexlicht handelt, das geboren in den Wirrnissen der sozialen Frage und der neuen sozialen Organisationsaufgaben (an die das katholische Ethos so viel besser angepaßt ist als das individualistische des deutschen Protestantismus) auch die historischen Ideen und Institute der katholischen Vergangenheit bis zur Zeit der Urkirche und Frühkirche zurück, schärfer bestrahlte und auch protestantischerseits alles höher bewerten lehrte, was einst das analoge Organisationsproblem bewältigt hat, was dies stärkere Zusammenkommen der Theologen und Historiker doch vor allem durch jene innere Wandlung der deutschen liberalen insbesondere historischen Theologie bedingt, die schon im Jahre 1908 Ernst Troeltsch in einer Arbeit ‚Rückblick auf ein halbes Jahrhundert der theologischen Wissenschaft' mit folgenden Worten sehr treffend charakterisieren konnte: ‚Sie (die neueren Theologen) betrachten den Protestantismus als das Prinzip der freien Forschung in religiösen Dingen'; ‚da, wo man den Protestantismus historisch nicht in diesem Sinne zu deuten wagt, da geht man auch über den Protestantismus selbst hinaus'. ‚Damit aber hat die theologische Wissenschaft ein neues

Gepräge bekommen. Sie ist in Wahrheit konfessionslos, protestantisch nur insofern, als sie die Freiheit der Wissenschaft als eine protestantische Forderung betrachtet und alle Befreiungen vom historischen Protestantismus keine Annäherungen an den Katholizismus sind. Sie hat die allgemeinen wissenschaftlichen Methoden der Schwesterfakultäten akzeptiert.' Oder noch einfacher und schärfer: ‚Man kann die Veränderung auch so ausdrücken: die Theologie ist nicht mehr liberal, sondern wissenschaftlich.' ‚Ob es in jeder Hinsicht ein Fortschritt ist, ist eine andere Frage.' Troeltsch führt weiterhin eine ‚völlige Entzweiung von Wissenschaft und Praxis' im linken und mittleren Protestantismus als eine dieser Folgen an. Ich muß nun gestehen, daß ich in Fällen, da dieses rein historische Forschungsprinzip auf Positionen oder auf Werturteile führte, die den Positionen katholischer Forscher weitgehender entsprechen als die des älteren Liberalismus aus der Tübinger Schule und der später aus der Ritschlschen Schule erwachsenen Theologie, nichts weniger erblicken kann als eine *konfessionelle* Annäherung. Ganz abgesehen davon, daß rein wissenschaftlich theologische Vorgänge die religiös-kirchlichen Einstellungen der Gläubigen (auch noch der Theologen *als* Gläubiger) überhaupt nicht wesentlich abändern können — sondern auf protestantischer Seite eben nur zu jener völligen ‚Entzweiung von Wissenschaft und Praxis' führen konnten, von der Troeltsch spricht, kann in der Abnahme an konfessionellem oder, sagen wir besser, an jedem *religiös normativen Interesse* überhaupt bei der einen der in Betracht kommenden Gruppen und kann in einer *darin* fundierten wachsenden Übereinstimmung mit den Positionen der katholischen Theologen kein Wachstum konfessioneller Verständigung gesehen werden. Selbst im heißesten Glaubensstreit liegt noch mehr Verständigung als in diesem rein zufälligen Sichberühren von völlig divergenten Denkrichtungen — zum mindesten die stillschweigende Verständigung, daß es überhaupt etwas gäbe, worüber hier ernsthaft zu streiten ist: Einen objektiven christlichen Wahrheitskern. Eine konfessionelle Verständigung, die auf mehr beruht als auf diesen angeführten negativen Momenten, könnte nur auf einem anderen Wege erzielt werden. Dieser Weg ist die beiderseitige möglichst tiefe und intensive Aufnahme und Verarbeitung der neuen und lebendigen Erfahrungen dieser Kriegszeit und das schöne Ringen darum, vom beiderseitigen festen Glaubensstande aus die Wurzeln der neuen religiösen und moralischen Zerfallserscheinungen abzugraben. Wer *dieser* Aufgabe besser angepaßt ist, wer hier mehr schenken und geben kann, der wird darin auch der anderen Konfession einen neuen Tatbeweis liefern für die Echtheit, Tiefe und Kraft seines Glaubens und seiner Christlichkeit.

(Schluß folgt.)

Shakespeare als Patriot und Kritiker seiner Landsleute / Von Albert Bencke

Der Dichter ist der geborene Exponent der Menschen seiner Zeit und demnach insbesondere seines eigenen Vaterlandes. Mit demselben Recht als wir uns Goethes als des Kristalls und Brennpunkts des neuzeitlichen Deutschlands rühmen, kann sich auch England mit dem farbenprächtigen Gewande Shakespearescher Dramatik umkleiden und sagen: ‚Das bin ich!' oder zum mindesten: ‚So war ich zur Zeit dieses Großen!'

Aber nicht nur die äußeren Lebensformen eines Volkes wandeln sich schnell, auch der Sinn eines Volkes, bis hinab zum Kern seines Wesens, unterliegt bis zu einem gewissen Grade — denn die Grundcharaktere erscheinen unveränderlich — dem Wandel der Zeit, und da ist es denn nicht uninteressant, mit den Gestalten der Shakespeareschen Dichtung seinen Landsleuten von heute einen Spiegel vorzuhalten und durch den Vergleich der beiden Erscheinungen einerseits die unveränderlichen Merkmale englischen Wesens, andererseits die Wandlung dieses Wesens, wie es sich im Verlaufe von vier Jahrhunderten ergeben hat, aufzuzeigen. Gerade bei Shakespeare, der reiner Dramatiker — im Gegensatze zu Goethe, dem Künstler — ist, ist diese Aufgabe eine verhältnismäßig leichte, denn erstens liegt seinen Menschen, die natürlich durchweg Engländer sind und unter beliebiger Form die Empfindungen eines Engländers der Elisabethära im Herzen tragen, das Herz auf der Zunge — und zweitens ist Shakespeare im besonderen ein warmer Patriot; er umfängt sein Land mit der Liebe, die jedem hochgesinnten Menschen gegenüber seinem Vaterlande eingeboren ist und die bei Shakespeare, vermöge seiner höfischen Beziehungen, seiner Beziehungen zu einem Hofe, dem eine Elisabeth vorsteht, noch eine besondere Steigerung erfährt, die ihn bisweilen in der Stellung des Adoranten erscheinen läßt. Aber bei aller Vaterlandsliebe überschreitet Shakespeare doch nie die Grenzen des gesunden Patriotismus, übersteigert sich nie zu dem Dünkel, der den heutigen Engländer charakterisiert und der als ungesunder Patriotismus zu bezeichnen ist.

Wenn wir eines Beweises bedürften, daß der heutige überspannte Engländerdünkel erst das Resultat einer neuzeitlichen Entwicklung ist, so würden uns die Gestalten Shakespeares eines anderen belehren. Es sind Fürsten, Heerführer, Ritter, die von England in stolzen Worten sprechen, und gar oft erhebt sich der Ton zu Wendungen, die sich dem übertriebenen englischen Nationalstolz anzunähern scheinen, den wir heute kennen, die jedoch immer noch diesseits der Grenzen bleiben, jenseits welchen der ungesunde Patriotismus beginnt. Und wenn dennoch Shakespeares Worte an manchen Stellen den Anschein erwecken, als ob in ihnen schon die kräftige Wurzel von dem vorhanden sei, was später der Welt als englische Arroganz eine gewohnte Erfahrung wurde, wenn schon Shakespeare in England das eigene Land

Gottes sieht, das unter seiner besonderen Obhut steht und das er zu besonderen Schicksalen bestimmt hat, wenn der Ton hier etwas zu hoch gegriffen erscheint, so müssen wir eben, wie bereits hervorgehoben, dem Dichter seine höfischen Beziehungen und den Umstand zugute halten, daß die Zeit der Elisabeth tatsächlich geeignet war, den Begriff des Engländers von der Rolle, die ihm die Vorsehung zugewiesen hatte, groß zu gestalten; wesentlich aber ist, daß sich bei Shakespeare diese Überglorifizierung des Vaterlandes durch eine Kritik seiner Landsleute, die aus der wahren Einsicht in die Mängel ihres Charakters entspringt, ergänzt, so daß auch im Blasen der patriotischen Fanfare noch ein richtiges Maß eingehalten wird.

Fast in jedem Shakespeareschen Drama kehrt der Gedanke wieder, daß ein tätiges patriotisches Gefühl etwas für das Leben Notwendiges sei; dieses Gefühl stellt sich als Stütze und Träger der Persönlichkeit dar, bald ist es anfeuernd, den Pulsschlag des Handelns belebend, zum Groll und Zorn anstachelnd, bald tritt es uns als beruhigendes Moment entgegen, das die wilden Wogen der Leidenschaft glättet und wie ein beruhigendes Opiat wirkt; so in der Gestalt des Bolingbroke in Heinrich III., die diesen beruhigenden Einfluß des patriotischen Gedankens am deutlichsten zeigt. In ihm verdichtet sich das patriotische Gefühl zum Instinkt des häuslichen Herdes. Bolingbrokes Patriotismus ist nichts als eine etwas erweiterte Liebe zum Heim, zur eigenen Feuerstelle, ist im Grunde genommen nichts anderes als Heimweh zum Boden, der sein Haus trägt. Dieser Boden wird ihm aber eben dadurch zu etwas Heiligem, daß er ihn in grenzenloser Liebe umfaßt; eine Liebe, die so tief in sein Wesen eindringt, daß es dem von Natur aus kalten und unsympathischen Kriegsmann einen Teil seiner Rauheit und Schärfe nimmt, seine Seele glättet und besänftigt. Seine Liebe zur Heimat erhebt und reinigt ihn, so daß er trotz seines absorbierenden Herren- und Herrschergefühles unser Herz zu rühren versteht, wenn er in den Seufzer ausbricht:

‚Obwohl verbannt auf fremder Erde wandernd,
Mir bleibt der Stolz, ein Engländer zu sein.‘

Während für Bolingbroke das Vaterlandsgefühl nur der sichere Ruheanker und der feste Boden ist, auf dem er steht und auf dem sich seine Persönlichkeit aufrichtet, wird es bei den mehr aus sich herausgehenden, impulsiven Charakteren der Shakespeareschen Dramatik wie bei Faulconbridge, dem Bastard in ‚König Johann‘ und dem König in ‚Heinrich V.‘ ein unerschöpflicher Antrieb zum Handeln, vor allem also, der Zeit gemäß, zu kriegerischer Tätigkeit. Indem aber das patriotische Gefühl in diesem Sinne anfeuernd und richtunggebend wirkt, löst es gleichzeitig moralische und Vernunftgründe aus und erzeugt dadurch jene sozusagen gedämpfte Exaltation, die den Patriotismus in eine von jeder Ruhmesrednerei und allem Prahlen freie, höhere Sphäre hebt. Faulconbridge ist eine herrliche Verkörperung dieses gesunden, willensstarken Patriotismus, der sich von jeder Niedrigkeit in Gedanken und Handeln gleicherweise fern hält. Er ist der

geschworene Feind jedes Prahlens, jedes Großmauls, das durch wuchtige Worte die andern einschüchtern will, und er haßt die Grausamkeiten auch im Kriege. Das patriotische Gefühl erzeugt vielmehr in ihm eine warme und freigebig spendende Menschenliebe. So beruht auch, da er seine eigenen Charaktereigenschaften als die typisch englischen ansieht, sein Glaube an die Zukunft seiner Nation auf der Hoffnung, daß England sich selber treu bleiben werde, treu seinen Traditionen, seinen Tugenden, Verantwortlichkeiten; daß es gleichzeitig mutig und erhaben über Kleinlichkeit sein werde. In diesem Sinne sagt er:

> ‚So rüste sich die Welt an dreien Enden —
> Wir würgen sie; nichts bringt uns Not und Reu,
> Bleibt England nur sich selber immer treu.‘

Man sieht, Faulconbridge glorifiziert gerade das als englische Eigenschaft, was heute die Nation als politisch handelnde Persönlichkeit verloren zu haben scheint. Mit diesem Charakter hat Shakespeare eine dichterische Kritik des heutigen Zustandes seines Volkes als eines politischen Ganzen geschaffen, das im politischen und moralischen ‚cant‘ so tief versunken ist, daß ein Faulconbridge heute wohl in helle Wut darüber geraten würde.

Faulconbridge ist nur eine große Episodenfigur, eine jener Figuren, die Shakespeare übrigens mit wenigen scharfen Strichen so belebt vor uns hinzustellen weiß, daß oft die Hauptpersonen daneben verschwinden. Dagegen ist Heinrich V. eine bis in die feinsten Züge ausgeführte Gestalt, und wir treffen bei ihm in der patriotischen Tonung einen Wesensverwandten des Faulconbridge; denn auch hier zeichnet Shakespeare in der Person des Königs den typischen Engländer, wie er sich seinem Auge darstellt. Im Gegensatz zu seinen Großen tritt Heinrich dafür ein, daß des Landes Schwert nur für Recht und Gewissenspflicht gezogen werde. Wenn aber das Schwert für die gute Sache gezogen wird, dann muß der Krieg mit eiserner Entschlossenheit geführt werden, die keine Bedenken und kein Zögern kennt!

> ‚Im Frieden zieret nichts den Mann so sehr,
> Als stilles Wesen und Bescheidenheit;
> Doch wenn des Kriegs Trompete ihm ertönt,
> Dann sei er tigergleich in seinem Tun.‘

Krieg muß, wenn er ein gerechter Krieg ist, rücksichtslos geführt werden, aber Heinrich V. ist ebenso wie Faulconbridge ein abgesagter Feind jeder überflüssigen Grausamkeit. Er geht so weit, daß er nicht nur Raub und Plünderung, sondern jedes beleidigende Wort dem Feinde gegenüber verbietet. Nur dann, wenn ein geschlagener Feind die Tatsache, daß er besiegt ist, nicht anerkennen will, wenn er so in seiner Verblendung die Kriegsschrecken verlängert, dann darf der Sieger zu den strengsten und auch

grausamen Maßregeln greifen; denn dann ist nur auf diesem Wege der Krieg schneller zu beendigen. Als Heinrich V. sieht, daß die Franzosen, in absichtlicher Verkennung der Tatsachen, nicht eingestehen wollen, daß sie geschlagen sind, fährt er zornig auf:

,Was kümmert's mich dann, wenn ruchloser Krieg,
In Flammen schreitend drin der Höllenfürst,
Mit blutbefleckten Händen Gräber füllt
Und mit Verwüstung Mord und Jammer eint?'

Aber Shakespeare kannte auch seinen englischen Mob, die rohe Volksmenge, die stets bereit ist, patriotischen Instinkt und Kriegswut miteinander zu verwechseln. Das sind die Menschen, die, innerlich und äußerlich ungewaschen, dem Kriegsfuror nachgeben und ihn mit Gründen rechtfertigen, die den klaren Blick verwirren. Im ,Coriolan' sagt der scheinbar patriotische Sprecher der Volksmenge:

,Ich bin für den Krieg, sage ich, er übertrifft den Frieden wie den Tag die Nacht, er ist lustig, wachsam, gesprächig, immer was Neues! Friede dagegen ist Stumpfheit, Schlafsucht, er ist faul, träg und unempfindlich. Ja, und er macht, daß immer einer den andern haßt!'

Hört man hier nicht die berühmten Worte heraus, die Sir Edward Grey kurz nach Ausbruch des Krieges zu einer diplomatischen Persönlichkeit sprach, und erkennt sich der Lenker der äußeren Geschicke Englands nicht im Sprecher des römischen Mob wieder? Das ist eine Tat der vorausschauenden Kunst des Dichters und zugleich eine dichterische Ironisierung des modernen England. Der Mann schließt mit den Worten: ,Ich will Krieg für mein Geld,' eine Äußerung, die bei dieser Gestalt komisch gemeint war; denn der Vorredner des römischen Proletariates beansprucht eben deshalb die allgemeine Aufmerksamkeit der zuhörenden Volksmenge für sich, weil er kein Geld hat und aus diesem Grunde der Krieg für ihn der beste Helfer ist. Wenn man einzelnen warnenden Stimmen, die sich in England erheben, Glauben schenken darf, wäre diese komische Doppelbedeutung von Wort und Tatsache, vielleicht im heutigen England auch bald am Platze; dennoch könnte man den Ruf ,Krieg für mein Geld' als Motto über das einleitende Kapitel einer Geschichte des heutigen Weltkrieges schreiben.

Shakespeares Patriotismus hat, wir zeigten das schon an der Figur des Bolingbroke, sicherlich schon den typischen englischen Einschlag einer gewissen Überspannung des Nationalstolzes, aber er weiß doch haarscharf die feine Linie zu ziehen, die zwischen diesem Stolz und überheblicher Selbstglorifizierung liegt. Heinrich V., jene Verkörperung Shakespearescher Muse, die am stärksten im patriotischen Feuer geglüht ist, macht an einer Stelle die prahlerische Bemerkung, daß ein Engländer drei Franzosen wert ist (letzthin ist der nun trocken gesetzte Marschall French in bezug auf die Deutschen in denselben Fehler verfallen), aber gleich darauf entschuldigt er sich für

die prahlerischen Worte, die er eben gesprochen, und äußert die Befürchtung, daß die Luft Frankreichs ihn demoralisiert habe (von French ist eine derartige feinfühlige Revokation nicht zu erwarten gewesen, obwohl sie hier erst recht am Platze gewesen wäre). Ebensosehr wie Shakespeares Verkörperung des patriotischen Engländers jede eitle Ruhmsucht und Prahlerei verabscheut, ebensosehr verurteilt sie auch die blinde, kritiklose Anbetung der eigenen Nation. Die Bürger der Shakespeareschen Welt kritisieren frei und offen, was ihnen an ihrem Staate und ihren Mitbürgern mißfällt, und es ist durchaus nicht ihre Sache, Lobeshymnen über ihr Vaterland und alles, was dazu gehört, anzustimmen. Die Stellen sind zahlreich, in denen eine scharfe Kritik an damaligen englischen Institutionen und Sitten geübt wird, und aus allen spricht das Bestreben, seinem Lande zu helfen und ihm den Weg zu zeigen, auf welchem jenes Ideal politischer und sozialer Führung erreicht werden kann, welches Shakespeares Geist vorschwebte.

Was das äußere Wesen und die Sitten des Engländers seiner Zeit betrifft, die Shakespeare mit feinem Humor geißelt, so zeigen sie sich uns heute noch so, wie sie einst Shakespeare gesehen. Wir alle wissen, wie es bei den Engländern mit den Sprachen hapert, und das war damals schon der Fall. Portia, Shylocks Retterin, sagt von ihrem englischen Freier:

‚Ihr wißt, ich sage nichts zu ihm; denn er versteht mich nicht, noch ich ihn. Er kann weder lateinisch, französisch, noch italienisch. Er ist eine feine Mannsfigur, aber wer kann sich mit einer Holzpuppe unterhalten?‘

Das ist heute, wie es damals war, und Shakespeares ‚dumb show‘ (stumme Puppe, Holzfigur) würde die soziale Stellung in der allgemeinen Anerkennung der Welt nicht gefunden haben, wenn man ihr in der Weise Portias begegnet wäre.

Shakespeare war besonders schlecht auf die üble Trinkergewohnheit seiner Landsleute zu sprechen, und auch in diesem Punkte hat sich das Bild nicht verändert. Als Jago im ‚Othello‘ ein Trinklied anstimmt, das mit den Worten beginnt: ‚Dann laßt mich mit der Kanne klinken‘ und mit dem Passus endet: ‚Und der Kriegsmann, der soll trinken,‘ worauf dann Cassio den Jago wegen des hübschen Liedes lobt, sagt dieser:

‚Ich lernte es in England, wo sie alle sehr becherfeste Becherer sind. Die andern, euer Deutscher, Däne oder gar euer tonnenbäuchiger Holländer, die sind nichts im Trinken gegen den Engländer.‘

Cassio fragt darauf:

‚Ist euer Engländer wirklich ein solcher Meister im Trinken?‘

Jago antwortet:

‚Und ob! Er trinkt dir den Dänen ohne viel Aufhebens unter den Tisch‘, und übertrifft natürlich im Trinken auch den Deutschen und den Holländer weitaus.

Ein Charakterzug des Engländers ist eine gewisse Naivität, die alles Neue mit Begeisterung bestaunt, und die es möglich macht, daß man den Engländer mit einem geschickt hergerichteten bunten Lappen leichter düpieren

und ihm das Geld aus der Tasche ziehen kann, als einem anderen Westeuropäer. Deshalb wimmelt das England von heute — wenigstens vor dem Kriege — von ‚shows‘ und allen möglichen Sportveranstaltungen, deren Urheber bei uns kaum auf ihre Rechnung kämen.

Als Trinculo im ‚Sturm‘ zum ersten Male des Kaliban ansichtig wird und nicht weiß, was er aus dem Ungeheuer machen soll, sagt er:

‚Wenn ich nun in England wäre, wie ich einstmals gewesen bin, und hätte diesen Fisch nur gemalt, jeder Pfingstnarr gäbe mir dort ein Stück Silber. Da wäre ich mit dem Ungeheuer ein gemachter Mann; jedes fremde Tier macht dort seinen Mann. Wenn sie keinen Deut geben wollen, um einem lahmen Bettler zu helfen, so wenden sie zehn daran, einen toten Indianer zu sehen.‘

Wir brauchen nur einen Blick in die heutigen englischen Zeitungen zu tun, um diese Sucht, dem Verlangen des Publikums nach neuen Mätzchen nachzukommen, schwarz auf weiß zu sehen. Die üblichen Überschriften der einzelnen Notizen in Riesenlettern, die in einem Teil der englischen und auch der amerikanischen Presse modern geworden sind, sind für dieses künstliche Anstacheln des ohnehin im Volke vorhandenen Neuheitsbegehrens ein sprechender Beweis.

Eine Stelle im ‚Hamlet‘ gibt uns einen Maßstab dafür, wie Shakespeare die Fähigkeit seiner Landsleute, ihre gesunde Urteilskraft zu betätigen, sehr gering einschätzte. Der Totengräber bemerkt da seinem am Grabe der Ophelia schaufelnden Gehilfen, daß Prinz Hamlet nach England geschickt wurde, weil er verrückt ist. Der alte, spaßige Philosoph sagt:

‚Er soll seinen Verstand dort wieder kriegen, und wenn er ihn nicht wiederkriegt, so tut's da nicht viel.‘

Hamlet, der das Gespräch belauscht und hinzugetreten ist, fragt, warum das dort nichts mache, und der Alte antwortet:

‚Man wird's ihm da nicht sehr anmerken, denn die Leute sind da eben so toll wie er.‘

Auch sonst ist Shakespeare gerade kein Bewunderer des Geistes seiner Landsleute. So sagt in ‚Heinrich V.‘ einer der französischen Herren, daß das neblige, rauhe, trübe Klima Englands in den Einwohnern sehr oft ein gewisses frostiges Temperament und eine Geist und Gemüt sehr beeinträchtigende Blutkälte erzeuge. Daß ferner die Riesenmahlzeiten an Fleisch, nebst dem dazu gehörigen Getränk, die Leistungsfähigkeit des geistigen Rüstzeuges des Engländers herabmindern. Und diese ziemlich scharfe Kritik wird bald darauf durch einen französischen Verteidiger der Engländer sehr matt abgewehrt, wenn dieser sagt, daß die Engländer zwar rauh und roh an Sitten seien, daß sie aber auch den Mut der rassenreinen englischen Bulldogge besäßen. Shakespeare läßt also die Anwürfe, die den Engländern auf seiten des Geistes und Gemütes gemacht werden, zu, um ihnen dafür die höchstgeschätzte Hundetugend zuerkennen zu können. Das Kompliment ist gerade nicht schmeichelhaft für seine Landsleute.

Shakespeares Königstragödien sind das nationale Epos der Engländer genannt worden und sie verdienen diesen Namen. Da uns aber der Dichter lebendige Persönlichkeiten vor Augen führt, sind sie ungleich mehr als ein Epos; aus der pragmatischen Verknüpfung der Dinge gestaltet der Dichter eine Tragödie der Menschheit, denn alle diese Könige sind, mit Ausnahme von Heinrich V., der die Gestaltung eines nationalen Heros ist, von Leidenschaften und Irrungen umhergeworfene, durch kleine und große menschliche Schwächen um das ihnen von Natur aus zukommende Menschenglück betrogene Spieler, denen das Schicksal auf die eine oder andere Weise den gerechten Lohn für ihre Handlungen bereitet. Ihr Glück ist brüchig wie sprödes Glas, und da alle diese Könige und Fürsten das Leben der Nation in sich zusammenfassen, der Charakter der Nation sich in ihnen spiegelt, werden wir auf die Frage nach der Ursache dieses Zusammenbruches von königlichem Glück und nationalem Ruhme geführt. Shakespeare gibt uns an zahlreichen Stellen die Antwort darauf. Er sagt uns, daß das Glück des Königs und der Ruhm der Nation nur dann von Dauer seien, wenn Nation und König mäßig, tugendhaft leben, nach Weisheit streben, mutig und dabei großherzig sind. Niedertracht, Hinterlist, Falschheit und Grausamkeit ruinierten Nationen sowohl wie Könige. Das ist eine große Lektion, die Shakespeare seinem Volke durch den Mund des sterbenden John of Gount erteilt, vielleicht einer der erhabensten patriotischen Nachrufe, die je aus dem Geiste eines Dichters entsprossen sind. Fernab steht Shakespeare in diesen Worten von jedem zügellosen Aufrühren des patriotischen Temperamentes, fernab von jedem protzigen, engen Nationalstolz. Es ist vielmehr ein Wehruf, den ein reiner Patriot ausstößt bei dem Gedanken, daß all die Gaben, all die Größe und der Ruhm, mit dem Natur und Geschichte sein Volk bedacht haben, dahinschwinden könnten und verschwendet würden, wenn die Herrscher dieses Landes selbstsüchtig und frivol, unfähig würden, die großen Aufgaben zu erfüllen, welche die Verantwortung für dieses Land auf ihre Schultern legt, und wenn die Nation dem Wege, auf dem diese Führer vorangehen, willig folgt. Diese Verse, recht verstanden, sind keine bloße Kritik mehr, sie werden vielmehr eine Anklage gegen das heutige England. Gerade durch den Nachdruck, den der Sterbende auf die herrlichen Gaben legt, die Natur und Geschichte seinem Lande verliehen, läßt er die Verantwortung für die Verwaltung dieser Güter, die Schmach, die mit einem gemeinen, ungerechten Verbrauch derselben verbunden ist, um so schärfer hervortreten. Der sterbende Patriot apostrophiert da sein England als:

,Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst der starken Mauer leistet,

Des Grabens, der das Haus beschirmt und schützt
Vor weniger beglückter Länder Neid,
Der segensvolle Fleck, dies Land, dies Reich, dies England,
Dies teure, teure Land so teurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so hehr!'

Wie sieht es mit der durch gerechte Verwaltung seines Gutes unter dem Konsortium Edward Grey-Delcassé erworbenen ,Reputation' heute aus, und wie hat Shakespeare die heutige Situation vorgeahnt, wenn er John of Gount fortfahren läßt:

,Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
Des Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptun zurückwirft, ist nun in Schmach gefaßt
Mit Tintenflecken und Schriften auf verfaultem Pergament.
England, das anderen obzusiegen pflegte,
Hat schmählich über sich nun Sieg erlangt! —
Oh, wich dies Ärgernis mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod.'

Wenn man diese Worte im heutigen England recht verstünde, müßten sie wie Drommetenstöße wirken, die vor die Schranken des Gerichtes rufen.

In ,Heinrich V.', dem einzigen geschichtlichen Stück Shakespeares, in welchem ein englischer König gesund und glücklich die Bühne verläßt, wird dieses schöne Schicksal mehr als einmal damit begründet, daß das Streben Heinrichs stets auf die Erfüllung des höchsten Ideals gerichtet war, daß ihm damit der Lohn für dieses Streben wurde. Heinrich V. tritt überall als der Vorkämpfer für Ehre und Rechtlichkeit auf, und dazu ermahnt er auch seine Landsleute:

Entehrt nicht eure Mütter, zeigt es nun,
Daß, die ihr Väter nennt, euch wirklich zeugten.
. . . Schwört alle,
Daß eures Stammes ihr euch würdig zeigt.'

Daß der Kern des gesunden Patriotismus die Achtung vor der Nation, vor dem Ruhm der Nation ist, die auch die Achtung der anderen in sich schließt, das ist die Lektion, die der Dichter seinen Landsleuten beständig und beständig wiederholt; wir finden diesen Aufruf für wahren Patriotismus in den ersten sowohl wie in den letzten Stücken Shakespeares, der Dichter bleibt sich in diesem Grundsatz seines Wesens immer gleich, und dies versöhnt uns völlig mit der gelegentlichen Überspannung seines Nationalgefühles, das hoch emporsteigt, um von seinem Volke viel zu verlangen. Dieses so von Shakespeare erschaute Vaterland ist ein Ideal, aber ein Ideal, dem man nahe kommen konnte, wenn man der guten, alten Tradition getreu blieb, die in des Dichters Sinn als etwas Reales lebte. Das zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Werk. ,Cymbeline' ist

eines seiner letzten Stücke, das einige der köstlichsten Früchte seines reifsten Genius enthält. Auch hier finden wir wieder den nachdrücklichen Hinweis, daß die Aufrechterhaltung der Tugend der Vorfahren, die Heilighaltung der Tradition die sichersten Zeichen für das Vorhandensein eines gesunden Patriotismus in der Volksseele sind. Cymbelines Weib, die Königin von England ist es, aus deren Mund die — soweit uns bekannt — letzten Worte strömen, die der Dichter über den wahren Patriotismus an sein Volk richtet. Da sind Boten des römischen Kaisers Augustus an den englischen Hof gekommen, um den Tribut, den Julius Caesar einst dem Volke auferlegt, und der seit langem von dem zu nationaler Kraft erwachten Volke nicht mehr gezahlt worden war, einzufordern. Der schwache König, Cymbeline, fühlt nicht das Zeug in sich, den römischen Sendboten die Zahlung des Tributes zu bestreiten, aber sein Weib erweckt den edleren Geist in ihm, indem sie ihm die hohen Ahnen ins Gedächtnis ruft und, ähnlich wie John of Gount, jede Niedrigkeit als den Anfang vom Ende gerade dieses Landes bezeichnet. —

Das ist in großen Zügen die Lehre, die Shakespeare seinem Lande als Patriot und Kritiker erteilt, eine Lehre, die aus gesteigertem Nationalstolz, aber auch aus einer hohen Auffassung der sich daraus ergebenden Pflichten entspringt. Das, was Shakespeare geißelt, was er als Scham und Schmach bezeichnet, weil es den großen Traditionen der Vergangenheit widerspricht, wir sehen es heute in England üppig in die Halme geschossen; wir sehen, wie Verleumdung und Niedertracht, wenn auch nur von einigen verhältnismäßig Wenigen, geübt, die breite Masse des Volkes hinter sich herziehen, die öffentliche Meinung degenerieren, das Rechtsgefühl fälschen und die Ehre der Nation einsetzen lassen für Handelsware.

Verstünde das heutige England seinen Shakespeare zu lesen, es würde sich reuig an die Brust schlagen und bekennen, wie weit, wie himmelweit die Nation von dem Wege abgewichen ist, den ihr einst ihr größter Genius gezeigt. Der Engländer von heute wird lange nicht mehr den Trost Bolingbrokes haben:

‚Obwohl verbannt, auf fremder Erde wandernd,
Mir bleibt der Stolz, ein Engländer zu sein.‘

Kleine Bausteine

Deutsche Kolonisation
Von Hans Siegfried Weber

Das deutsche Volk ist das kolonisatorisch begabteste Volk der Weltgeschichte. Wenn wir die letzte Zeit dies weniger beachtet haben, so lag das im Grunde genommen in einer Geringschätzung unserer eigenen Kräfte. Deutsche Kolonisation ist grundverschieden von der englischen, die in dem letzten Laufe der Geschichte eine so große Rolle gespielt hat.

Die englische Kolonisation ist kaufmännischer Art und erobert die Länder durch kapitalistische Methoden und macht sie ihren Zwecken dienstbar. So will der Engländer nur Vorteile von den Völkern haben und bringt ihnen Zivilisation, aber keine Kultur. Englische Kolonisation haftet auf der Oberfläche.

Die deutsche Kolonisation geht in die Tiefe; sie ist Bauernkolonisation, und alles andere erhebt sich erst auf diesem Grunde. Und wie das Wort Kultur von colere, den Acker bebauen, kommt, so ist der deutsche Kolonisator als Kulturträger im tiefsten Sinne des Wortes zu den anderen Völkern gekommen.

Die Eigenart deutscher Kolonisation wird man am besten durch eine kurze Betrachtung der großen deutschen Kolonisationsperioden erkennen. Der Deutsche hat die größte Kolonisation der Weltgeschichte, die Wiedereindeutschung der Länder östlich der Elbe, durchgeführt. Die ersten Kolonisatoren, die Holsteinischen Schauenburger und Erzbischöfe von Bremen, führten Flandern und Westfalen auf ihre Besitzungen und schufen schon damals, wo überall die Leidenschaft herrschte, freie Bauern. Der deutsche Orden, der im 13. Jahrhundert von dem Herzoge von Masovien ins Culmer Land gerufen wurde, hat dann durch west- und mitteldeutsche Bauern seine Gebiete besiedelt. Und doch bildet dieses Kolonisationswerk nur einen Teil, und keineswegs den größten in der Kolonisation des deutschen Ostens. Slawische Herrscher zogen Deutsche herbei, um die Landeskultur zu heben. ‚Die deutsche Kolonisation ist unsern östlichen Nachbarn keineswegs überwiegend oder gar ausschließlich mit dem Schwerte aufgezwungen worden, wie sie und ihre westlichen Freunde so gern den teutonischen Kriegerhorden vorwerfen und wie es oberflächliche Deutsche leichtfertig nachbeten. Die Kolonisationsgebiete, die nichtdeutschen Fürsten unterstanden — und sie betragen weit mehr als die Hälfte der Ansiedlungslande —, haben wegen dieser Frage nie einen Tropfen Blut fließen sehen.‘ (Dietrich Schaefer.) So ist es denn kein leerer Schall, sondern tiefe Weisheit, was gesagt worden ist: ‚Nicht das Schwert des Ritters, sondern der Pflug des Bauern eroberte das Land.‘ Der deutsche Bauer zog hinein in

das Land und gewann unwirtliche Gebiete der deutschen Kultur, und das deutsche Volkstum zog mit ihm hinein in jenes Land, und damit war die deutsche Kultur siegreich gegenüber der slawischen.

Ein neues Geschlecht wuchs in Ostelbien heran. ‚Die Bestandteile dieser Bevölkerung waren aus allen Gauen von Alldeutschland, vom Norden, Süden und Westen und darüber hinaus hingestrebt und gaben die Kolonisten des Ostens ab. Während sie die neuen Länder okkupierten und zivilisierten, den alten Einsassen deutsche Art und deutsches Wesen erschlossen, floß auch zu ihnen gelegentlich manch Tröpflein leichtlebigen slawischen Blutes hinüber, das der Qualität der Mischung wahrlich nicht zum Schaden gereichte. Es ist richtig: so entstand eine neue Rasse hier, aber nicht etwa slawischer oder gar, wie vor kurzem eine erheiternde Stimme jenseits des Rheins deklamierte, slawisch-finnischer Art, sondern durch und durch deutschen Gehalts, und diese Mischung ist ein Extrakt aus dem edelsten Sekte Alldeutschlands; alle nicht germanischen Kolonistenelemente haben sich einfach germanisieren lassen müssen.‘ (Beheim Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisation.)

Diese Kolonisation der Gebiete jenseits der Elbe ist eine Tat des deutschen Volkstums gewesen. ‚Diese Kolonisation hat daher auch nicht zu einer Machtsteigerung des deutschen Staates geführt. Wie die Reichsregierung, das Kaisertum, an ihr nicht beteiligt gewesen ist, so hat sie von hier auch keinen Vorteil gehabt.‘ (Dietrich Schaefer.)

Aber das so errungene Kolonialland wurde die Wiege eines neuen Staates, der dem Adler gleich seine Schwingen zum Himmel emporhob und an dem deutsches Wesen noch einmal genesen sollte. In des heiligen deutschen Reiches Erzstreusandbüchse wurde durch die harte Arbeit der Kolonisten der Boden für die deutsche Kultur erschlossen. Aber der brandenburgisch-preußische Staat ist nicht so sehr das Werk seiner Bewohner als das seiner Fürsten, der Hohenzollern. In jahrhundertelanger Arbeit wurde das Volk von ihnen erzogen zum Dienste für seine Fürsten und für den Staat. Aus diesem Pflichtbewußtsein der Hohenzollern heraus entsprang auch die Hohenzollernsche Kolonisation.

Der große Kurfürst übernahm bei seiner Regierung ein durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges entvölkertes und verwüstetes Land. Und dieses elende ausgesogene Gebiet wurde durch sein Werk ein Staat, der sich in die Reihe der übrigen Großmächte stellen konnte. Nur durch die großzügige Kolonisation, die der Große Kurfürst betrieb, ward dies möglich. Die Kolonisten für die Hebung der Landeskultur und für die Wiederbevölkerung seiner Gebiete fand er in den um ihres Glaubens willen vertriebenen Protestanten. Auf die Aufhebung des Ediktes von Nantes antwortete der Hohenzoller mit dem Edikte von Potsdam, das den Grundstein lieferte für alle nachfolgenden Hohenzollernschen Kolonisationen.

Friedrich Wilhelm I. nahm dann die Salzburger in seinen Landen auf und wußte durch diese wackern Gebirgsbauern seinem Volke neues Blut und neue Bauernkraft zuzuführen. Friedrich der Große hat dann für

die Hebung der Landeskultur den Kolonistenstamm aus den benachbarten, außerpreußischen Ländern gewonnen. Nach den Forschungen von Schmoller verdankt das damalige Preußen ein Drittel seiner Bevölkerung Kolonisten und Kolonistennachkömmlingen. Damit ist aber auch das Ende der altpreußischen Kolonisation gekommen.

Die bisher geschilderten Kolonisationen sind dem deutschen Volke zugute gekommen. Durch und für das deutsche Volk wurden sie ausgeführt. Daneben geht aber eine Kolonisation von Deutschen für das Ausland.

Als der deutsche Staat jämmerlich am Boden lag, da zogen viele Deutsche hinaus in die Welt, weil ihr Vaterland ihnen keine Heimstätte bot. Uneigennützig, wie es des Deutschen Art ist, denn deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben, wurde der Deutsche zum Kulturdünger für fremde Völker. Das Kulturwerk des Auslanddeutschtums im Dienste fremder Völker ist leider noch allzuwenig durch die wissenschaftliche Forschung erschlossen worden. Wohl wissen wir, daß ohne den Anteil der Deutschen das Reich des Sternenbanners niemals sich zu dieser Größe aufgeschwungen hätte, wie es der Fall ist. Aber auch hier wurde das Deutschtum nur im Rahmen der Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika betrachtet. Und dennoch ist die Tat dieser Auslanddeutschen, die ja leider für immer dem deutschen Volke entrissen sind, noch am bekanntesten. Aber fast unbekannt ist das Deutschtum in Rußland.

Als die französischen Revolutionsheere und Napoleon im Süden unseres heutigen Deutschen Reiches das Land verwüsteten und die Bevölkerung schutzlos diesen Einfällen preisgegeben war, da zogen aus jenen Gebieten die russischen Herrscher ihr Kolonistenmaterial, um ein Kulturwerk, ähnlich den Hohenzollernfürsten, im russischen Reiche durchzuführen. Was der Deutsche für den russischen Staat geleistet hat, das ist noch allzuwenig bekannt.

Aber neben diese Bauern, die Rußlands Kolonisatoren wurden, tritt auch der Aristokrat in den baltischen Provinzen, der in der Schicksalsstunde des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation preisgegeben wurde und dann unter russischer Herrschaft die Landeskultur zu ungeahnter Blüte emporhob.

Diese Deutschen in Rußland sind nun seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 dem Verfalle anheimgegeben. Daß Undank der Welt Lohn ist, haben diese Deutschen, die dem russischen Reiche so viel Gutes erwiesen haben, erfahren müssen. Heute werden diese deutschen Kolonien, die zwei Millionen Seelen beherbergen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Das deutsche Volk hat sich lange Zeit um seine Brüder im Auslande nicht gekümmert. Es ist dies in unseren unglücklichen staatlichen Verhältnissen begründet. Die Deutschen haben am längsten von allen Völkern den nationalen Staat vermissen müssen. Volk und Staat haben sich lange gesucht und erst 1871 gefunden. Jetzt erst erwachte ein deutsches Nationalgefühl.

Zuerst wurde nur von einigen weitblickenden deutschen Volksmännern, dann aber auch, als das deutsche Volk Weltpolitik trieb, von einer größeren

Anzahl die Bedeutung des Auslanddeutschtums für das Deutsche Reich erkannt. Die Auslanddeutschen wurden für die deutsche weltwirtschaftliche und kulturelle Betätigung erschlossen. Insbesondere die Wirtschaftskraft dieser Auslanddeutschen machte man für die deutsche Volkswirtschaft nutzbar, und es ist kein Zufall, daß überall dort, wo Deutsche im Auslande wohnen, der deutsche Export größer ist als dort, wo dies nicht der Fall ist. So ist z. B. Brasilien ein Beweis hierfür. In den nördlichen Häfen verkehren hauptsächlich britische Schiffe, während im Süden, wo geschlossene deutsche Siedlungen sind, die deutschen Schiffe die Oberhand haben. Man blieb jedoch keineswegs bei rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten stehen, sondern kümmerte sich auch darum, daß diese Auslanddeutschen deutsche Sprache und deutsche Art bewahrten. So ist im Jahre 1881 der Deutsche Schulverein (jetziger Name: ‚Verein für das Deutschtum im Ausland') entstanden, der die deutsche Schule im Auslande pflegen will, da hierdurch das Auslanddeutschtum der deutschen Kultur erhalten werden kann.

Aber auch ein Jahrzehnt nach der Gründung des neuen Deutschen Reiches mußte man immer klarer erkennen, daß bei aller Pflege des Auslanddeutschtums manche deutsche Volkskolonie trotz aller Bemühungen der Reichsdeutschen dem Verfalle anheimgegeben war. Die Rettung dieser Auslanddeutschen aus ihrer feindlichen Umgebung konnte man nur durch Rücksiedlung nach dem Deutschen Reiche im Wege der neudeutschen inneren Kolonisation durchführen.

Mit dem Tode Friedrichs des Großen war ja sozusagen die altpreußische Kolonisation erloschen. Die individualistischen Strömungen, die ihren Ursprung in der französischen Revolution haben, waren einer Neubelebung der altpreußischen Kolonisation nicht günstig. Erst Otto von Bismarck erkannte klaren Blicks, daß das deutsche Bauerntum dem Volke erhalten werden müsse und nicht dem freien Spiel der Kräfte anvertraut werden dürfe. Aus solchen Gedankengängen heraus ist die Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen gegründet worden.

Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission bietet eine merkwürdige Analogie zu der altpreußischen Kolonisation. Wie hier das Kolonistenmaterial aus dem übrigen Deutschen Reiche genommen wurde, so wurden jetzt die Kolonisten auch aus dem Reiche außerhalb Preußens, aber auch aus dem Auslanddeutschtum genommen. Von der Ansiedlungskommission sind insgesamt 5427 deutsche Rückwanderer, darunter 4900 aus Rußland, angesiedelt worden. Sie nehmen den vierten Teil sämtlicher Ansiedler ein.

So bot sich den Auslanddeutschen, die draußen in der Welt in ihrer Existenz gefährdet waren, ein Rettungsanker in der Ansiedlungskommission. Damit verband man in glücklichster Weise die Kolonisation des Auslanddeutschtums im Dienste fremder Völker mit der neudeutschen inneren Kolonisation im Dienste des deutschen Volkes.*

---

* Vgl. hierzu meine Abhandlung im Dezemberheft 1915 der ‚Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik' (Conrads-Jahrbücher, herausgeg. von Wirklichem Geheimen Ober-

Die Ansiedlungskommission blieb mit ihren Bestrebungen für die Rücksiedlung Auslanddeutscher nicht allein. In der inneren Kolonisation der übrigen Provinzen Preußens bediente man sich ebenfalls als Kolonisten der Auslanddeutschen. Zwar steht das gesamte Kolonisationswerk noch in den Anfängen und konnte aus diesem Grunde auch eine Rücksiedlung nicht in dem Umfange einsetzen, wie das Auslanddeutschtum gefährdet ist, aber immerhin hat z. B. die Ostpreußische Landgesellschaft 370 deutsche Bauern aus Rußland auf Bauerngütern in Ostpreußen untergebracht.

In der inneren Politik Deutschlands wird in der Zukunft die innere Kolonisation eine der vornehmsten Aufgaben sein. Hierbei werden uns die Deutschen aus Rußland ein wertvolles Material liefern. Es wäre seinerzeit ein Abkommen mit Rußland zu treffen, wonach den zwei Millionen deutschen Bauern in Rußland die Auswanderung nach dem Deutschen Reiche freisteht und sie auch eine entsprechende Entschädigung erhalten. Wird dies nicht erreicht, dann wird es heißen: ‚Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück'.

Eine Kriegserinnerung in Beethovens Missa solemnis/Von Eugen Schmitz

War der Krieg von jeher der gefährlichste Gegner geordneter künstlerischer Entwicklung, so verdankt ihm andererseits die Kunst doch auch so manche fruchtbare Anregung. Dichtung wie Bildnerei fanden seit Homers Zeiten in der Verherrlichung kühner Kampfestaten eine dankbare Aufgabe, und auch die Musik stand dabei nicht abseits: sie war es vornehmlich, die den volkstümlichen Kriegsliedern die begeisternden Sangesweisen und damit erst das echte, rechte Leben lieh, und sie widmete sich auch in höheren Kunstformen wie Oper, Kantate, Programmkomposition mit Vorliebe kriegerischen Schilderungen. Ja selbst die Kirchenmusik konnte sich derartigen Einflüssen nicht immer ganz entziehen: ein merkwürdiges Beispiel hiefür bietet kein Geringerer als Beethoven in seiner ‚Missa solemnis'. Für alle die, welche neben den schweren politischen und wirtschaftlichen Sorgen der gegenwärtigen Kriegszeit auch an die Bedrohung unserer g e i s t i g e n Kultur denken, liegt ein gewisser Trost in der Erinnerung, daß der deutschen Nation und der Welt das Himmelsgeschenk der Beethovenschen Kunst unter nicht besseren Verhältnissen zuteil wurde: fällt doch die größere Hälfte von des Meisters Leben und Schaffen in die Zeit des furchtbaren Weltbrandes, den des großen Korsen unersättliche Machtgier entfacht hatte, und der unser Vaterland vorübergehend an den Rand des Verderbens brachte. Mehr als einmal warf dieser Krieg recht fühlbar seine Schatten auch in

---

Regierungsrat Dr. Ludwig Elster) über Rücksiedlung Auslanddeutscher nach dem deutschen Reiche.

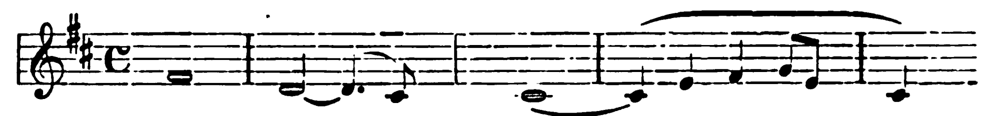
Beethovens stilles Künstlerdasein; kein Wunder also, daß er im Schaffen des Meisters tief ausgeprägte Spuren hinterließ, nicht nur in Gelegenheitswerken wie der monströsen Komposition der ‚Schlacht bei Vittoria‘, sondern auch in gewaltigsten Offenbarungen des Genius wie ‚Fidelio‘, ‚Eroika‘ und — ‚Missa solemnis‘.

Mit der Idee, in einer Messenkomposition kriegerische Erinnerungen anklingen zu lassen, steht nun freilich Beethoven nicht allein; wir haben es hier vielmehr mit einem dem Gesamtempfinden seiner Zeit eigenen Zug zu tun. Den Zeitgenossen der französischen Revolution und der Eroberungszüge Napoleons war die Kriegsgeisel stets in so fühlbarer Nähe, daß der Gedanke daran nie zum Schweigen kam, selbst beim Gebete nicht. So geben denn auch dem Kirchenkomponisten von damals liturgische Textstellen wie das ‚Et in terra pax hominibus‘ im Gloria oder das ‚Dona nobis pacem‘ im Agnus dei der Messe oft Anlaß, einen Seitenblick auf die stürmische Gegenwart zu werfen und dem erflehten Ziel der Sehnsucht, dem Frieden, die rauhe Wirklichkeit, den Krieg gegenüberzustellen. Kriegerische Töne, wie Trompetenfanfaren u. dgl., dienen der Andeutung solcher Gedanken. Wenn wir also Beethoven beim ‚Dona nobis pacem‘ seiner Hohen Messe ähnlich verfahren sehen, konnte er sich dabei auf mannigfache Vorbilder stützen. Wir kennen diese heute, da es an systematischer Durchforschung der einschlägigen Literatur noch fehlt, einstweilen nur teilweise; allein trotzdem dürfen wir kühn behaupten, daß sicher keines von ihnen auch nur annähernd gleich großzügig in der Konzeption und vertieft in der Auffassung sich gab wie das Beethovensche Beispiel. Selbst Haydn muß da zurückstehen, obwohl gerade er mit zwei seiner berühmtesten Messenkompositionen Beethoven die wohl fruchtbarste Anregung geboten hat. Zunächst mit der unter dem Eindruck der Schlacht bei Abukir (1. August 1798) komponierten ‚Nelson-Messe‘, dann noch mehr mit der zwei Jahre älteren ‚Pauken-Messe‘, die der Meister denn auch schon äußerlich durch die Aufschrift ‚in tempore belli‘ entsprechend charakterisierte. Das Agnus Dei dieses Werkes beginnt mit Klängen von rührender Innigkeit, bald aber mahnen, wie A. Schnerich in einer einschlägigen Analyse treffend bemerkt, leise Paukenschläge und beklommene Synkopen der Streicher an drohende Gefahr. Der Gedanke an den Frieden erweckt dann plötzlich freudige Stimmung, aber auch in diese klingen Seufzer aus tiefster Seele hinein.
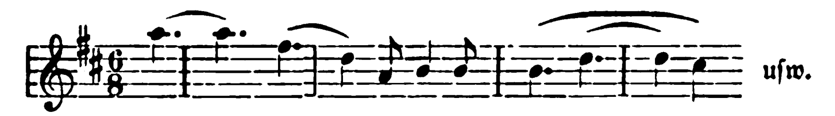
Daß Beethoven beim ‚Dona nobis pacem‘ seiner Hohen Messe speziell an dieses Haydnsche Vorbild dachte, läßt die verwandte Art seiner Disposition im Aufbau des Satzes erkennen, wiewohl er in den äußeren Konturen und in der geistigen Vertiefung, wie erwähnt, weit über das von dem älteren Meister Gebotene hinausging. Gleich allen übrigen irgendwie problematischen Offenbarungen des Beethovenschen Genius hat auch das Agnus Dei der ‚Missa solemnis‘ sich mannigfache und dabei nicht immer glückliche Deutungen gefallen lassen müssen; den wahren künst-

lerischen Willen des Meisters ergründen wir am sichersten, wenn wir uns möglichst nur an das Werk selbst halten.

Die erste Hälfte unseres Agnus Dei ist ein schlichtes, tiefempfundenes Adagio. Gleich das den Bläsern anvertraute Einleitungsmotiv



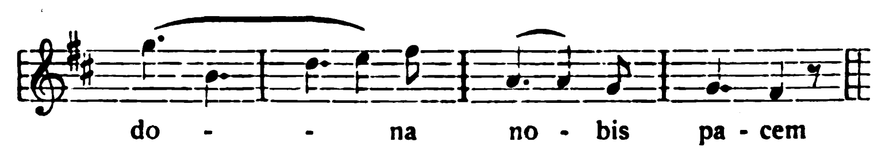
fixiert die Stimmung bangender Erwartung, in deren Zeichen der ganze Satz steht, und die durch das zunächst ziemlich dunkel gehaltene Klangkolorit (Baßsolo, Männerchor, Fagotte, Hörner) weiter markiert wird. Mit dem sukzessiven Eintritt der höheren Singstimmen bemächtigt sich des Ganzen eine steigende Bewegung; der flehende Ausdruck erhält namentlich durch die Orchesterfiguration einen leidenschaftlich erregten Charakter, mit dem das ‚miserere nobis‘ immer eindringlicher sich durchringt. Wie in verklärter Verzückung wiederholt am Ende der Chor den Ausruf ‚Agnus Dei‘. — Da deutet eine unerwartete Ausweichung nach g-moll eine neue Wendung der Stimmung an. Mit dem sich anschließenden ‚Dona nobis pacem‘, der Bitte um Frieden, hat das Flehen des Betenden den eigentlichen konkreten Inhalt gefunden; die vorausgehende allgemeine Bitte um Erbarmen war gewissermaßen nur der Anlauf zur Kündung dieses tiefsten Anliegens, und so stellt sich auch musikalisch das bisherige Adagio nur als großartiges Vorspiel zum nunmehr folgenden Hauptteil, der ‚Bitte um inneren und äußeren Frieden‘, wie Beethoven den Satz vielsagend überschrieben hat, dar. Damit sind wir auch zum eigentlichen Kernpunkt unseres Problems vorgerückt. Als Allegretto vivace, im Ton eines lieblichen Pastorales beginnt das merkwürdige Stück. Wie in frohem Reigen umranken die Führungen der Singstimmen das einfache Hauptmotiv der Oboen und Klarinetten:



das später in melodischen Wendungen wie
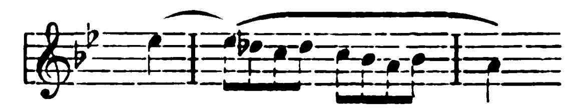


seinen liebenswürdig heiteren Charakter weiter ausprägt. Es ist ein Bild des **Friedens** in den anmutigsten Farben gemalt, dessen Beschaulichkeit zuletzt in erhabene Feierstimmung ausklingt:



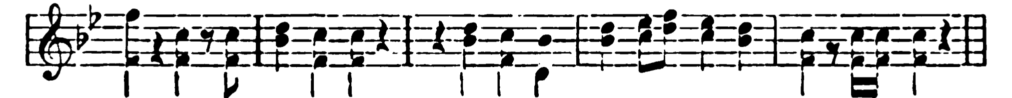
Und doch machen sich, kaum merklich aber unverkennbar, bereits beunruhigende Elemente, wie z. B. der begleitende Streicherrhythmus
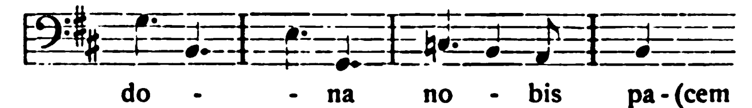


geltend, die den jäh erfolgenden Umschwung vorbereiten. Auf einem breiten A-dur-Schluß hat der Chor das Wort ‚pacem‘ mit steigender Zuversicht des Ausdrucks mehrmals wiederholt; da setzen unerwartet wie ferner Kanonendonner dumpfe Paukenschläge ein, gequälte, langgezogene Seufzer lösen sich im Streichkörper aus:
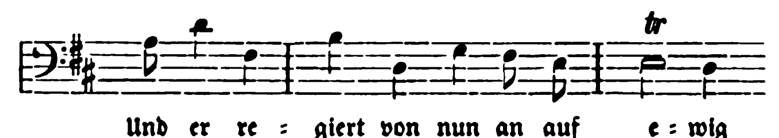


kriegerische Trompeten klingen leise darin:



und unter Tremolobegleitung stimmen die Singstimmen in ängstlichem Rezitativ abermals das ‚Agnus Dei . . . miserere nobis‘ an, das sich schließlich zu wilden Rufen der Verzweiflung steigert. Damit scheint die Gefahr noch einmal gebannt; die Musik kehrt in die früheren Bahnen zurück und nimmt die anmutige Friedensschilderung von vorher wieder auf, teilweise etwas bereichert im Ausdruck und mit noch tieferer Steigerung des feierlichen Schlusses. Das oben angegebene Sextenmotiv des ‚Dona nobis pacem‘ erfährt nämlich eine erweiterte fugierte Durchführung, und zwar in einer Gestalt



die es als Zitat des berühmten Fugenthemas



aus dem ‚Alleluja‘ von Händels ‚Messias‘ erscheinen läßt. Auf die künstlerische und aktuelle Bedeutung dieser Reminiszenz werden wir noch zurückkommen. Jedenfalls scheint mit diesem Triumphgesang ein logischer Abschluß erreicht, und man könnte glauben, das Tonstück sei nun zu Ende. Da bricht nochmals der ruhige Gang der Entwicklung ab. In jähem Presto stürmt das Orchester einher; aus zwei Themen



die unschwer als verzerrte Umbildungen der oben angeführten Hauptmotive der ‚Friedensmusik‘ zu erkennen sind, entwickelt sich ein breites streitbares Intermezzo, dessen wuchtig aufeinanderplatzende Akzente oft an die heroische Sinfonie gemahnen. Am Höhepunkt gellt, umtost von dröhnenden Trompeten-, Posaunen- und Paukenklängen, abermals als wilder Schreckensruf das ‚Dona pacem‘ des Chors dazwischen. Und abermals gelingt es ihm, die entfesselten Elemente zu beruhigen, abermals wird mit den bekannten anmutsvollen Weisen die Friedensstimmung zurückgewonnen, um sich nun bis zum Schluß zu behaupten; einmal noch erinnert ein drohendes Paukensolo an den überstandenen Sturm, dann klingt der Satz auf dem Friedensmotiv in breiter Feierlichkeit aus. —

Blicken wir nun auf das so gewonnene Bild des Beethovenschen Tonsatzes zurück, so erscheint dieser seinem Grundgedanken nach ebenso einfach wie verständlich: er gibt anschließend an die liturgischen Worte die damals beliebte kontrastierende Schilderung von Krieg und Frieden. Schwierigkeiten bietet der Auffassung jedoch die Ausführung im einzelnen. Was will vor allem das zweimalige Auftreten der Kriegsmusik besagen? — Das ist die für das volle Verständnis ausschlaggebende Frage. Daß es sich dabei nicht einfach um einen willkürlichen Pleonasmus oder um eine Rücksicht auf ebenmäßigen aber dabei abwechslungsreichen äußeren Formbau handelt, versteht sich bei Beethoven von selbst. Es muß dieser Anordnung vielmehr eine tiefere künstlerische Absicht zugrunde liegen, und diese zu erfassen hat Beethoven selbst einen Fingerzeig gegeben durch die, wie erwähnt, dem Satze beigefügte Überschrift: ‚Bitte um inneren und äußeren Frieden‘. Die zwei kriegerischen Episoden sollen demnach die zwei verschiedenen Arten kennzeichnen, wie der menschliche Frieden gestört werden kann: äußerlich und innerlich. So weit sind sich alle Erklärer einig. Auch die Auffassung der knappen ersten Episode als Abbild des ‚äußeren Krieges‘ erscheint um so selbstverständlicher, als Beethoven hier mit einer gewissen unverkennbaren Realistik malt; klingt doch das angedeutete kriegerische Trompetenmotiv sogar fast ein bißchen an das gegenwärtig wieder mit solcher Begeisterung aufgenommene österreichische Schlachtenlied vom ‚Prinz Eugenius‘ an. Auch das Zitat des Fugenthemas aus dem Händelschen ‚Alleluja‘ im Sinne einer die Überwindung der Kriegsgefahr feiernden Danksagung ist ein realistischer Zug, denn die Händelschen Oratorien, die eben damals in Deutschland Fuß zu fassen begannen, waren den Zeitgenossen der Befreiungskriege mehr als einmal Dolmetscher der eigenen vaterländischen Gefühle. In Wien speziell hatte die Gesellschaft der Musikfreunde nach der Leipziger Völkerschlacht als Siegesfeier eine Kolossalaufführung des ‚Samson‘ gebracht, der eine ähnliche des ‚Messias‘ bald folgte. Beethoven, der be-

kanntlich ein glühender Verehrer Händels war, durfte also sicher darauf rechnen, daß seine Anspielung richtig verstanden werde. — Vergleichen wir nun mit dieser realistischen ersten Kriegs- und Siegesepisode die zweite, so muß sofort der ganz andere Stil derselben auffallen. Hier ist von äußerer Malerei wenig oder nichts zu spüren; selbst die solistisch hervortretenden Rufe der Trompeten, Posaunen und Pauken haben mehr den Charakter rein musikalischer Akzente als den der Nachahmung kriegerischer Fanfaren, und die thematische Entwicklung in Form eines freien Fugatos auf Grund der umgebildeten, ins Gegenteil verkehrten Friedensmotive weist ebenfalls durchaus in die Sphären rein psychischen Ausdrucks. Wenn also diese zweite Kriegsepisode gemäß Beethovens Überschrift als Störung des ‚inneren Friedens' aufzufassen ist, so darf dies doch nicht im Sinne irgendwelcher realistischer Ereignisse geschehen. Die unbegreiflicherweise sogar von Kretzschmar vertretene Ansicht, Beethoven habe hier im Gegensatz zum äußeren Krieg ein Bild des ‚Bürgerkrieges', eine Art Erinnerung an die Schrecken der französischen Revolution geben wollen, ist also durchaus abzulehnen. Sie erscheint ebenso verfehlt wie die Deutung des ersten Satzes der ‚Eroika' im Sinne realistischer Schlachtenbilder. Es handelt sich vielmehr offenbar um die Schilderung von Seelenkämpfen, der Friede, der hier bedroht wird, ist der Friede im Innern des Menschen, der Friede mit sich selbst und dem Geschick; der Feind, mit dem es zu ringen gilt, ist der im Herzen wütende Sturm der eigenen Leidenschaften und Triebe. Ließe darüber der Charakter der Musik noch einen Zweifel offen, so würde dieser beseitigt durch eine Bemerkung Beethovens in den Skizzen. ‚Stärke der Gesinnungen des inneren Friedens über alles . . . Sieg!' schreibt der Meister da und deutet damit die Tendenz seiner Schöpfung offen und klar dahin, daß furchtbarer als alle Schrecknisse äußeren Krieges der Kampf mit sich selbst ist, und daß nur ein Sieg in diesem Kampfe das Unterpfand wirklichen, dauernden, gegen alle Bedrohungen gewappneten Friedens bietet.

Und nun erkennen wir unser Tonstück erst als typische Offenbarung des allen Dingen auf den Grund sehenden und stets den innersten Kern ans Licht ziehenden Genius' Beethovens. Eindrücken von außen und dem Geschmack seiner Zeit folgend brachte der Meister die ‚Kriegserinnerung' in seinem Agnus an, sie mit der ihm eigenen lebendigen Anschaulichkeit durchführend. Allein damit war für ihn nur das Vorspiel zur weiteren Ausführung des Gedankens auf psychischem Gebiet gegeben, und so gestaltet sich ihm die anekdotische Anregung zu einem jener großen Seelengemälde, die seine Musik als tiefste Künderin der Geheimnisse des Daseins erscheinen lassen. In diesem Sinne ist die zweite ‚Kriegsepisode' im Agnus der Hohen Messe die unmittelbare Vorstufe zum gigantischen Eröffnungssatz der Neunten Sinfonie.

Kritik

Der ‚proletarische Charakter' des Urchristentums* / Von Franz Meffert

In der Behandlung des Urchristentums ist das Schlagwort vom ‚proletarischen Charakter' desselben geprägt worden, und die sozialistische Agitation sucht die darin zusammengefaßten Gedanken für ihre Werbearbeit flüssig zu machen. In dieser Fruktifizierung des Urchristentums lassen sich unschwer zwei Phasen unterscheiden, entsprechend jener Entwicklung, die gezeichnet ist in den Worten ‚vom Kommunismus zum Sozialismus'.

Solange der Kommunismus als ‚Endziel' die Köpfe beherrschte, wie das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Fall war (Weitling!), mußte es sich das Urchristentum gefallen lassen, als kommunistische Sekte ausgedeutet zu werden. Die Unterlagen dazu mußten die bekannten Schilderungen der Apostelgeschichte (2, 44 f.; 4, 32 ff.; 5, 1—11) über das Leben in der Urgemeinde abgeben. Es war ein leichtes, die Unrichtigkeit dieser Darstellung aufzuzeigen, und zwar an der Hand der angerufenen Stellen selbst. Denn Kommunismus als Aufhebung des Privateigentums hat in der Urgemeinde nie bestanden, das ergibt sich ohne weiteres aus der rühmenden Erwähnung des Barnabas wegen des Verkaufs eines Ackers (4, 36) wie aus der Ananias-Sapphira-Perikope (5, 4). Die Urgemeinde zeigt lediglich das Bild einer freien, durchaus religiös, aber niemals sozial orientierten Liebestätigkeit.

Das Bild ändert sich in demselben Maße, in welchem die Gedanken des Hegelianers Marx sich durchsetzen und jene Geschichtsauffassung Platz greift, welche man heute mit dem etwas irreführenden Ausdruck der ‚materialistischen' — besser wäre technisch-ökonomischen — zu nennen sich gewöhnt hat. Ihre Hauptgedanken gibt ein neuerer Anhänger, der Professor für alte Geschichte an der Universität Messina, Ettore Ciccotti, in seinem Buche ‚Der Untergang der Sklaverei im Altertum' (deutsch von Oda Olberg, Berlin 1910) in folgenden Sätzen wieder: ‚Gesetze, Sitten, Ideen, Staatseinrichtungen sind gleichzeitig mehr oder weniger fernliegende Folgeerscheinungen und Anpassungsformen an den Daseinskampf der menschlichen Gemeinschaft in jedem Stadium ihrer Entwicklung. Das künstliche Milieu, die ökonomische Struktur, die gleichzeitig Geschöpf und Schöpfer der Gesellschaft ist, gestaltet sich beständig um, um mit dem Entwickeln und Fortschreiten derselben Ursachen, die sie hervorgebracht haben, mit dem Vervollkommnen der Mittel, aus dem natürlichen Milieu Vorteil zu ziehen. In den Eingeweiden des Alten entstehen so automatisch neue künstliche Milieus und neue ökonomische Strukturen und als deren Folgen neue Formen juristischen und moralischen Lebens.' (S. 31 f.).

Der Hegelianer Marx! — das darf man nicht aus den Augen lassen; wer sich einmal mit den Schriften von Rodbertus, Lasalle, Marx und Engels — um

* Kiefl, ‚Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums'. Verlag Kösel, Kempten-München 1915.

nur die Koryphäen des älteren Sozialismus zu nennen — befaßt hat, weiß, welch beherrschende Stellung hier Hegels dialektisches Spiel mit der 'Negation der Negation' einnimmt. Mit dieser Marxschen Geschichtsauffassung wird für den wissenschaftlichen Sozialismus das Urchristentum ein Produkt der sozialen Zersetzung der antiken Gesellschaft; damit ist dann die Bedeutung Jesu Christi selbst für die 'Entstehung' des Christentums illusorisch, und in der Nachwirkung der Hegelschen Zerstörung der geschichtlichen Bedeutung der großen Persönlichkeiten für die Geschichte tauchen schon Versuche auf, die Existenz Christi zu leugnen (Bebel, Guyot, Lacroix, Säuberlich, Niewenhuis).

An diesem Punkte trifft die sozialistische Erklärung des Urchristentums mit einer großen Gruppe protestantischer Theologen zusammen, in welchen ebenfalls Hegelscher Geist sich auswirkt. Kiefl hat uns diese Nachwirkung Hegels in seinem Buche 'Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie' (Mainz 1911) geschildert, zu welchem das vorliegende die Fortsetzung bildet. Kiefl hat in diesem neuen Buche das Verdienst, den philosophischen Hintergrund, auf welchem sich die Behandlung des Urchristentums durch den modernen Sozialismus aufbaut, scharf herausgearbeitet zu haben.

Den Auftakt zur Proletarisierung des Urchristentums gab der einstige Bremer Pastor und weiland erster Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes Alb. Kalthoff in seinen zwei Büchern 'Das Christusproblem' (1902) und 'Die Entstehung des Christentums' (1903), in denen er 'Grundlinien zu einer Sozialtheologie' zeichnen wollte. Ihm ist die ganze neutestamentliche Literatur lediglich ein Zweig der jüdischen Apokalyptik, der Messianismus nichts als die religiöse Ausprägung des sozialen Rachegedankens und das entstehende Christentum nichts als eine soziale Bewegung, womit die Verlegung der Heimat des Christentums von Jerusalem nach Rom zusammenhängt, da er und alle seine Nachfolger nur hier in der antiken Großstadt die erforderlichen Massen von Proletariern finden können, aus deren Wünschen und Sehnsüchten das Christentum entstanden sein soll. Christus selbst ist dazu nicht weiter notwendig, denn er ist nur einer jener vielen Sklavenbefreier, die kamen und gingen; was in Wirklichkeit hinter den Schilderungen der Evangelien über Christus steckt, ist die Geschichte der proletarischen Klasse und ihrer Kämpfe. Troeltsch in seinem großen Werke 'Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen' (Tübingen 1912, S. 19) nennt Kalthoffs Theorie 'die radikale Vollendung der Biedermannschen Dogmatik'; unrecht hat er nicht, und Kiefl meint mit Recht: Zum erstenmal war damit der Gedanke Hegels über das Christentum in seiner vollen Konsequenz enthüllt (S. 18).

Gefolgschaft auf diesem Wege erhielt Kalthoff zunächst von sozialistischer Seite von Kautsky in dem Buche 'Der Ursprung des Christentums' (Stuttgart 1908). Kautsky meint zwar, daß seine intensive Beschäftigung mit dem Klassenkampf des modernen Proletariats ihn zur Bearbeitung dieses Themas besser befähige als die Professoren der Theologie und Religionsgeschichte; der objektive Beurteiler wird hingegen den Eindruck gewinnen, daß die Parteibrille für Kautsky recht verhängnisvoll geworden ist und ihn zu einer Mißhandlung der Texte geführt hat, die im Interesse der proletarischen Charakterisierung des Urchristentums gelegen sein mag, mit dem Tatsachenbestand aber schlechthin unvereinbar ist. Von der materialistischen Geschichtsauffassung irregeführt, ist ihm das Urchristentum eine wirtschaftliche Reaktion gegen das pauperistische Massenelend, eine Schöpfung des deklassierten arbeitsscheuen Lumpenproletariats, das sich des kommunistischen Gedankens zur Schröpfung der Reichen bedient.

Im selben Jahre wie Kautskys Schrift erschien auch Deißmanns Buch ‚Licht vom Osten' in der ersten Auflage, in welchem die soziale Theologie den Versuch unternimmt, das Urchristentum ganz und gar mit der sozialen Unterschicht zu verschmelzen. Gegen Kalthoff und Kautsky erhebt Deißmann den Vorwurf, daß sie sich nicht in langwieriger Kleinarbeit bei der Menschenmasse der Kaiserzeit heimisch gemacht und darum bei einem Hexensabbat heimatloser Ideen geendigt hätten. Zwar will Deißmann den religiösen Charakter des Urchristentums festhalten und lehnt daher die Auffassung desselben als einer sozialen Emanzipationsbewegung ab; allein es bleibt ihm doch auch nur Schöpfung der unteren Klassen; denn von unten nach oben steige der Saft in den Bäumen, und Raabe muß als Zeuge dafür angeführt werden, daß die Befreier aus der Tiefe der Menschheit steigen. Es mag genügen, den Satz (S. 301) anzuführen: ‚Wie am Anfang Jesus der Zimmermann steht und Paulus der Zelttuchweber, so steht am wichtigsten Wendepunkt des späteren Christentums wieder ein homo novus, der Bergmannssohn und Bauernenkel Luther' — um zu illustrieren, wie der ‚Zimmermann Jesus' und der ‚religiöse' Charakter seiner Gründung gemeint ist.

Das Urchristentum also eine Schöpfung des Proletariates! Um das plausibel zu machen, läßt Deißmann in farbenreicher, blendender Darstellung die antiken sozialen Unterschichten vor uns erstehen, in deren Leben uns Papyri und Ostraka so manchen interessanten Blick tun lassen. Aber was Deißmann uns zeigt, beweist gar nichts für die Hauptthesis, und mit seinem philologischen Detail bewegt er sich durchaus an der Peripherie des Neuen Testamentes. Kiefl hält ihm deshalb mit Recht entgegen: ‚Von da bis zu der These, daß die weltumgestaltende Kraft des Christentums Erzeugnis dieser untersten Kulturschicht ist, gähnt ein Abgrund, den Deißmann vorläufig ebenso wie Kalthoff und Kautsky nur mit Phantasien ausfüllen konnte' (39).

So ist denn das Schlagwort vom ‚proletarischen' Charakter des Urchristentums für viele die kürzeste Formel geworden zur Zusammenfassung all jener Faktoren, welche zur ‚Entstehung' des Christentums geführt haben. Daß die Apologetik an dieser Theorie nicht gleichgültig vorübergehen darf und kann, liegt auf der Hand, geht es doch letzten Endes um die Frage, ob das Christentum eine Frucht der sozialen Not oder ob es die lichtgeborene göttliche Kraft ist, welche zur Erlösung von der sozialen Not vom Himmel gestiegen ist, und um die andere, ob dem Geistigen oder dem Materiellen die Herrschaft im Weltprozesse zukommt (Kiefl XXIX).

Indes der Versuch, die sozialen Unterschichten der Antike zum Mutterboden des Urchristentums zu machen, erweist sich als verfehlt, und folgende drei Tatsachen legen ein unnachsichtliches Veto dagegen ein: 1. das Vorhandensein starker nichtproletarischer Elemente in den urchristlichen Gemeinden; 2. die direkte Frontstellung des Urchristentums gegen alle irgendwie gearteten proletarischen Sonderinteressen, und 3. der durchweg nur-religiöse Charakter des Urchristentums.

Zu 1: Um den nurproletarischen Charakter des Urchristentums zu beweisen, wird aller Nachdruck gelegt auf die Worte des Paulus an die Korinther (I. Kor. 1, 26 ff.). Allein trotz allen Druckes will es nicht gelingen, mit diesen auf eine einzige Gemeinde sich beziehenden Worten das ganze Urchristentum in das proletarische Schema zu pressen. Denn dem widerspricht eine Wolke gegenteiliger Zeugnisse. Ist es doch gar nicht schwer, aus konkreten Angaben des Neuen Testamentes zu zeigen, daß auch Nichtproletarier zu den Gliedern der ersten Gemeinde zählten, und zwar gerade dort, wohin die Verfechter dieser Theorie den Ursprung des

Christentums verlegen müssen — in Rom. Wir wollen von Einzelheiten, wie sie in der Grußliste des Römerbriefs (Kap. 16) sich finden: die Christen ‚im Hause des Narzissus und des Aristobulos‘ absehen oder davon daß nach dem in Rom geschriebenen Brief an die Philipper (4, 22) das Christentum Eingang gefunden hat in den Kaiserpalast; aber das sei erwähnt, daß in Rom auch die Beamtenaristokratie dem Christentum sich anschloß, wie dies ersichtlich ist aus dem Fall des Konsuls T. Flavius Klemens und seiner Gemahlin Domitilla, nahe Verwandte Domitians (vgl. zum Ganzen Harnacks Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 3. Aufl. 1915, II, 30 ff. zur intensiven Verbreitung). Dasselbe Bild wie die Reichshauptstadt zeigen die Provinzen: Plinius berichtet an Trajan über Bithynien und Pontus, daß sich hier ‚multi omnis ordinis‘ dem neuen Aberglauben zugewendet hätten.

Man nehme dazu den Gesamteindruck der Briefe Pauli, diese erste Quelle über die urchristlichen Gemeinden. So wenig die Areopagrede anmutet wie ein ‚Proletarierstücklein‘, so wenig diese Briefe. Es möge Harnacks Gesamturteil über diese Briefe folgen: Diese Literatur läßt nirgendwo erkennen, daß sie aus einer proletarischen Bewegung entstanden ist oder daß sie sich an Leute richtet, die man einfach als ganz ungebildet bezeichnen dürfte. Was Paulus seinen Adressaten zumutet — selbst wenn man ihn als Briefschreiber für einen pädagogisch unbekümmerten Mann hält, wozu aber kein Grund vorliegt, — übersteigt nicht nur weit den kindlichen Standpunkt Ungebildeter, sondern setzt Gemeinden voraus, deren Mitglieder in der überwiegenden Zahl ein respektables Verständnis besessen haben müssen. . . . Wüßten wir nicht aus bestimmten Angaben, daß sie sehr viele Proletarier gezählt haben, aus der Art und Höhenlage der Literatur könnten wir es nicht ersehen. (Aus Wissenschaft und Leben II, 260, vgl. S. 177 f.)

Zu 2: Hier ist hervorzuheben die gänzliche Außerachtlassung aller proletarischen Sonderinteressen, ja die direkte Frontstellung dagegen. Es sind durchaus religiöse Themata, welche hier angeschlagen werden und die höchsten spekulativen Wahrheiten (Phil. 2, 7 ff.) werden zu moralischen Exhorten verwertet. Aber wir hören nichts von dem in einer Proletarierbewegung vorauszusetzenden Klassenhaß. Das Material, das Kautsky auf seiner Suche zusammengebracht hat, ist wahrhaft ärmlich und nichtssagend; und welcher Gewaltexegese bedurfte es, um diese klägliche Beute heimzutragen! Wir hören auch nichts vom Staatshaß: An der Stelle Röm. 13, 1 ff., wo Paulus um des Gewissens willen Unterwerfung unter die Obrigkeit fordert, die ihm der Gehilfe Gottes ist, müssen alle Versuche, dem Urchristentum eine staatsfeindliche oder wenigstens staatsnegierende Anschauung zuzuschreiben, zu nichte werden. Wir hören überhaupt nichts von sozialen Neuerungen: im Gegenteil, immer wieder kehrt in den Apostelbriefen die Mahnung zur bedingungslosen Anerkennung der bestehenden politischen wie sozialen Ordnung wieder. Und so durch und durch konservativ zeigt sich das Urchristentum, daß es selbst den Sklaven den Gehorsam gegen die Herren, selbst ‚schwierige‘ Herren (I. Petr. 2, 19) predigt, also ganz und gar nicht daran denkt, die Sklaverei als soziales Institut zu befehden und Emanzipationsgelüste in den Sklaven wachzurufen.

Diese Stellungnahme des Urchristentums zur Sklaverei ist geradezu vernichtend für die neueren Proletarisierungsversuche. Es bedarf nicht langer Ausführungen, daß, wenn das Urchristentum eine proletarische Bewegung gewesen wäre, dies sich zu allererst und in hervorragender Weise in einer Inangriffnahme sozialer Verbesserungsbestrebungen, vorab in der Lage des Sklavenstandes hätte

zeigen müssen. Allein nirgends auch nur der geringste Ansatz zu solchen Bestrebungen. Wir sehen wohl eine umfassende Liebestätigkeit, die sich auf alle Notleidenden erstreckt, und die von allen Beobachtern mit dem höchsten Lobe und der größten Bewunderung bedacht wird. (Vgl. Ratzingers ‚Geschichte der kirchlichen Armenpflege'; Uhlhorn, ‚Die christliche Liebestätigkeit in der alten Kirche'; in Harnacks Mission I, 154 ff., ‚Das Evangelium der Liebe und Hilfeleistung'; Troeltsch a. a. O. 134 ff.). Aber diese großartige Liebestätigkeit ist, wie bereits gesagt, gar nicht sozial orientiert, denkt nicht im entferntesten daran, soziale Einrichtungen abzuändern, sondern ist ‚die soziologische Auswirkung des religiösen Phänomens im Urchristentum' (S. 112). Allein — das hebt Kiefl mit Recht scharf hervor —: ‚damit ist noch nicht die Frage nach der Stellung des Urchristentums zur sozialen Frage im heutigen technischen wissenschaftlichen Sinne des Wortes beantwortet, in welchem gerade die sozialistischen Theorien es gefaßt wissen wollen. Das ist die Frage, wie weit das Grundschema soziologischen Verfahrens und Fühlens, wie es das Christentum in der Beziehung auf das religiöse Objekt hervorgebracht hat, bewußt oder unbewußt in die andern soziologischen Typen hineingetragen ist' (S. 114). Es ist ohne weiteres klar, daß das Urchristentum aus seiner religiösen Sphäre nirgends herausgetreten ist. Am durchschlagendsten erhellt die — wenn wir so sagen wollen — soziale Uninteressiertheit des Urchristentums aus dem Rat, den der Apostel Paulus den Sklaven gibt, die in der Lage sind, die Freiheit zu erlangen. Es ist das die berühmt gewordene Stelle I. Kor. 7, 21: ‚Jeder bleibe in dem Stande, in welchem er berufen ist. Bist du als Sklave berufen? Laß dich's nicht anfechten! Und wenn du auch frei werden kannst, so bleibe nur um so lieber dabei! Der Sklave, der im Herrn berufen ist, ist Freigelassener des Herrn. Andererseits, der als Freier berufen ist, ist Christi Sklave. Ihr seid teuer erkauft. Werdet keine Menschenknechte! Jeder bleibe bei Gott, Brüder, in dem Stande, in welchem er berufen ist.'

Der Gedanke, daß ein Sklave, der die Freiheit erlangen kann, dennoch Sklave bleibt, ist dem Alten Testament nicht fremd. Exod. 21, 5 ff. ist eine feierliche Zeremonie vor Gericht angeordnet für den Sklaven, der die ihm im Sabbatjahr winkende Freiheit ablehnt mit den Worten: ‚Ich liebe meinen Herrn und mein Weib und Kinder. Ich will nicht frei werden.' Dies allein schon spricht dafür — wenn es auch der Kontext nicht täte —, daß in der Tat das Wort so zu verstehen ist, wie es lautet. Es wollte vielen recht grausam erscheinen, daß Paulus den Sklaven raten solle, selbst in dem Falle, wo sich ihnen die Möglichkeit bietet, die Freiheit zu erlangen, darauf zu verzichten und in ihrem alten Dienstverhältnis zu bleiben. Aus diesem Empfinden heraus ist lange Zeit eine ‚mildere' Erklärung beliebt geworden, welche die Worte des Textes ‚mach um so lieber Gebrauch davon' dahin ergänzen will: nämlich von der Möglichkeit, die Freiheit zu erlangen, daß also der Apostel den im Grunde überflüssigen Rat gebe, doch ja die Möglichkeit der Erlangung der Freiheit auszunützen.

Es ist nun von höchstem Interesse, die Geschichte der exegetischen Behandlung dieser Stelle von den griechischen Vätern bis auf die Gegenwart kennen zu lernen. Kiefl (S. 57 ff., ‚Das exegetische Problem') stellt hier ein umfassendes Zeugenverhör an und läßt griechische und lateinische Erklärer aus allen Jahrhunderten zum Worte kommen. Das Ergebnis ist überraschend: das ganze Altertum und Mittelalter hat den Völkerapostel dahin verstanden, daß er den Sklaven den an höchsten Idealismus appellierenden Rat gebe, daß sie auch dann, wenn ihnen die Freiheit winke, aus freien Stücken in ihrem alten Dienstverhältnis ausharren

sollten, ein Rat also, der von denen, an die er gerichtet ist, ein heroisches Opfer fordert im Interesse der Allgemeinheit — denn ein stärkerer Appell zur Unterlassung revolutionärer Umwälzungsbestrebungen läßt sich nicht denken — und im Interesse der Stärkung und inneren Aufrichtung jener Sklaven, welche keine Aussicht auf Erlangung der Freiheit hatten, und für die daher das Beispiel solcher, welche freiwillig das Joch trugen, versöhnend wirken mußte. Für derartige Leistungen und die Erfüllung evangelischer Räte hat die Theologie der Reformatoren keinen Platz, und so sind es denn zuerst die Reformatoren Luther, Calvin und Beza, welche die ‚mildere' Erklärung einführen. Die Katholiken sind der alten Auffassung bis auf wenige Ausnahmen treu geblieben und können es heute erleben, daß, während die orthodoxen Lutheraner sich auf Luther versteifen, ‚die großen modernen Werke, welche sich bei dem Zusammenhang der Paulinischen Ideenwelt und der neutestamentlichen Zeit- und Kulturverhältnisse befassen, ohne irgendeine nennenswerte Ausnahme zu der Auffassung der Väter zurückgekehrt sind' (Kiefl, S. 102). Es sei gestattet, hier zwei dieser modernen protestantischen Theologen zu Worte kommen zu lassen: J. Holtzmann, dessen ‚Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie' von Jülicher und Bauer neu herausgegeben worden ist (Tübingen 1911), der zugesteht, daß Luther hier vom Paulinismus abgewichen ist: II, 253: ‚die Paulinische Ethik . . . wird dem sittlichen Gehalt der Gesellschaftsordnungen des natürlichen Lebens nicht allseitig gerecht und trägt den Verhältnissen und Verpflichtungen desselben keineswegs so allseitig Rechnung, wie wir das unter heutigen Lebensbedingungen erwarten. Luther ist daher mit seiner Lehre vom irdischen Berufe tatsächlich auf diesem Punkte vom Paulinismus abgetreten, wie er auch die asketischen Motive, welche sich aus der Paulinischen Metaphysik ergaben, überwunden hat'. Sodann W. Bousset-Göttingen, der für die J. Weißsche Übersetzung der Schriften des Neuen Testaments die beiden Korintherbriefe bearbeitet hat: II, 101: ‚Man hat wohl vielfach dem Christentum diese Stellung namentlich zur Sklavenfrage zum Vorwurf gemacht . . . Man soll sich aber nur einmal überlegen, was daraus geworden wäre, wenn Paulus der jungen Geistesmacht des Evangeliums eine andere Richtung gegeben hätte, . . . wenn er das Evangelium in unmittelbare Verbindung mit den Emanzipationsbestrebungen der Sklaven gebracht hätte. Das Christentum wäre rettungslos mit jenen revolutionären Bestrebungen versunken, es hätte vielleicht einen neuen Sklavenaufstand herbeigeführt, und wäre mit diesem niedergeschlagen . . . Aber das Evangelium hat auch unmittelbar nichts mit jenen sozialen Fragen zu tun; es will eine neue Religion sein . . . aber keine Neugestaltung äußerer gesellschaftlicher Verhältnisse. Es steht auf dem großen Grundsatz der Umbildung und Erneuerung von innen heraus, nicht von außen herein . . . Es ändert an den vorhandenen sozialen Gegensätzen nichts, aber es bringt innerhalb dieser Verhältnisse ein neues Gemeinschaftsleben, in welchem die alten Gegensätze durchaus nicht mehr gelten . . . Paulus gebührt das weltgeschichtliche Verdienst, das Evangelium nicht in die Bahnen voreiligen Sturmes und Dranges geführt zu haben, sondern auf die des Wachstums von innen heraus und des langsamen geschichtlichen Werdens unter Wahrung der inneren Freiheit der christlichen Gemeinschaft gegenüber den rechtlichen und sozialen Verhältnissen.'

Wie geringes Verständnis der Idealismus des Apostels sonst bei modernen Erklärern findet, mag J. v. Walter (Die Sklaverei im Neuen Testament, Bibl. Zeit- und Streitfr. 1914) beleuchten, der den Weltapostel in seltsamer Weise kritisiert: ‚Wenn Paulus so sehr Idealist gewesen sein soll, daß er die Freilassung für etwas Unwesentliches gehalten hat, so dürfte letzteres schwerlich von den zahl-

reichen Sklaven gegolten haben, die die Bürde Tag um Tag zu tragen hatten.' Nun der Apostel hat die Freilassung nicht für etwas Unwesentliches gehalten, sondern für etwas recht Bedeutsames, und dennoch war er ‚so sehr Idealist', daß er den Sklaven den Rat des heroischen Verzichts und Opfers zugemutet hat.

In katholischen Kreisen hat vor einigen Jahren Alfons Steinmann in seinen beiden Schriften ‚Sklavenlos und alte Kirche' (1910) und ‚Paulus und die Sklaven zu Korinth' (1911) versucht, eine Lanze für die ‚mildere' Auffassung ein-zulegen, ohne viel Zustimmung zu finden.

Wie weithin die Stellung des Christentums zur Sklaverei verkannt ward, hat aller Welt die ungeheure Aufregung kundgetan, welche durch die Oeffentlich-keit ging, als (1910) in der Sitzung der bayerischen Reichsratskammer infolge einer Äußerung des Ministers Fraundorfer der Regensburger Bischof Henle auf die Worte Pauli (I. Kor. 7, 1) verwies und das Christentum als eine religiöse Bewegung charakterisierte. Jene hochgradige Erregung, welche diese Worte hervorgerufen, und namentlich die maßlose sozialdemokratische Hetze hatte ihren Grund in dem unbegreif-lichen Mißverständnis, als solle damit das Recht und die Pflicht des modernen Menschen bestritten werden, auf geordnetem gesetzlichem Wege mit Anspannung aller Kräfte den sozialen Aufstieg der Menschheit zu fördern, (XIX) während es in Wirklichkeit sich um die historische Frage der Stellung des Urchristentums zu der da-maligen Institution handelte.

Hat also das Christentum nichts getan für die Aufhebung und Beseitigung der Sklaverei? Man braucht nicht zu fürchten, die Verdienste des Christentums zu schwächen, wenn man, wie es aus falscher Konnivenz gegen die sozialistische Oppo-sition nicht immer geschehen ist, mit allem Nachdruck an der Tatsache festhält, daß das Christentum allerdings nicht direkt gegen die Sklaverei angegangen ist; der Ruhmestitel, die Menschheit von der Sklaverei erlöst zu haben, bleibt ihm dennoch ungeschmälert. Das Christentum hat tatsächlich die Sklaverei aufgehoben, aber nicht weil es eine soziale, sondern weil es als eine rein-religiöse Bewegung in die Geschichte trat und sich diesen seinen religiösen Charakter gewahrt hat, obwohl es nicht an manchen Lockungen gefehlt hat, sich auf das soziale Gebiet zu begeben.

Damit kommen wir zum dritten Punkte: dem rein religiösen Charakter des Urchristentums, das von den Dingen dieser Welt gar nichts zu sehen scheint, weil sie tief unter seinem Horizonte liegen. So stark ist der Eindruck dieser rein religiösen Gesinnung, die zuerst das Reich Gottes sucht, hinter dem alles übrige zurücksteht, daß der eschatologische Irrtum in der Beurteilung der Ethik Jesu entstehen konnte. (‚Interimsethik!') Diese auffallende Uninteressiertheit den Dingen dieser Welt gegen-über sowohl bei Jesu selbst wie beim Urchristentum, glaubte man nicht anders erklären zu können, als aus dem Gedanken, daß das Urchristentum so sehr von dem Gedanken an das unmittelbar bevorstehende Ende der Welt erfüllt gewesen sei, daß sich ihm eine Anteilnahme an den Weltdingen überhaupt nicht mehr ver-lohnte! Richtig gesehen hat dieser Einwand allerdings, aber nur sofern er die Gleich-gültigkeit des Urchristentums gegen die Welt feststellt, nicht aber wo er nach Grün-den dieser Haltung sucht. Diese liegen nicht in der Erwartung des nahen Weltendes, sondern in dem rein religiösen Charakter des Urchristentums. Daß dieser auch in der Richtung auf die Dinge dieser Welt sich auswirkte und auswirken mußte, liegt auf der Hand. Das zeigt sich gleich in dem Fall der Sklaverei. Weil es eine religiöse Bewegung war, ist es dem Urchristentum gelungen, die Sklaverei unmöglich zu machen, weil es zuerst die Gesinnungen der Menschen änderte und diese auf eine sittliche Höhenlage erhob, auf welcher die Sklaverei selbst unmöglich geworden. Das

Ergebnis der historischen Untersuchung ist dies, daß das Christentum durch religiöse und sittliche Hebung der Menschheit durch Verbreitung seiner religiösen und sittlichen Ideen dem Institut der Sklaverei den Boden untergraben hat (186). Wie es die Sklaven erzogen hat, so auch die Herren zu einer menschenwürdigen Behandlung der Sklaven. Indirekt auf die Beseitigung der Sklaverei hingearbeitet hat die Kirche vom 5. Jahrhundert ab, als sie wirklichen Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse gewann. Es ist ein aussichtsloses Beginnen, die Verdienste des Christentums herabzusetzen durch Hinweis auf die Stoa und die römische Gesetzgebung oder auch den Umschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Wie sehr Brentano in seinen diesbezüglichen Auslassungen daneben gegriffen, mag man bei Kiefl selbst nachlesen. S. 200 ff.

Alle noch so schönen philanthropischen Gedanken über Beseitigung der Sklaverei vom Boden des Heidentums aus mußten unfruchtbar bleiben, solange nicht ein unermeßlicher Umschwung in der Wertung der Arbeit vollzogen war; dieser aber war auf Grund wirtschaftlicher Erwägungen nicht zu erzielen, sondern nur auf Grund religiöser. Weinands ausgezeichnete Schrift ‚Antike und moderne Gedanken über die Arbeit‘ (1911) hat hiefür treffliches Material erbracht; eine rein philosophische Argumentation hätte es nie vermocht, die Arbeit zu rehabilitieren. Praktisch hat die Kirche im Interesse der sozialen Hebung der Sklaven und dem Ausgleich der Gegensätze gearbeitet, indem sie den Sklaven den Zugang zum Priestertum und Mönchtum eröffnete, in dem sich Senatoren und Sklaven zu freier Arbeit zusammenfanden.

Daß die Kirche die Freilassung von Sklaven als religiöses Werk begünstigt hat, ist bekannt. Wer dagegen die Freilassung von Sklaven, wie sie aus den Inschriften von Delphi bekannt sind, ausspielen will, sollte nicht übersehen, daß die Motive auf anderm als idealem Boden lagen und es abgezielt war auf eine Vermehrung der Klientel zu politischen Zwecken.

Im übrigen hat noch keiner von all den vielen Kritikern des Urchristentums gezeigt, wie dieses die ihm von ihnen gestellte Aufgabe einer sofortigen und gänzlichen Beseitigung der Sklaverei eigentlich hätte anfassen sollen und können, ohne die Sklaven, denen es dienen wollte, in größeres Elend zu stürzen. Spartakus ist jedenfalls nicht der Name eines Wohltäters und Erlösers der Sklaven! Daß es die Sklaven vor übereilten Putschen und damit einer Verschlechterung ihrer Lage bewahrt hat, darf ebenfalls dem Verdienstkonto des Urchristentums gebucht werden! Nicht als soziale, nicht als proletarische Bewegung erweist sich das Urchristentum der unvoreingenommenen Betrachtung, sondern als rein religiöse. Und weil es eine solche war, darum konnte es auch die Sonne sein, deren wärmende Strahlen das Antlitz der Erde erneuen und das Wachstum sozialen und kulturellen Aufstieges schaffen.

Eindringlichst sei auf Kiefls inhaltreiches Buch verwiesen, das nicht bloß dem wissenschaftlichen Arbeiter reiche Anregung gewährt, sondern auch dem Manne der Praxis, dem die hier behandelten Probleme allenthalben begegnen, sichere Orientierung gibt.

Vom literarischen Expressionismus
Von Franz Herwig

> Wer die blühenden Wiesen kennt
> Und die hingetragene Herde,
> Die, das Maul am Winde, rennt:
> Junge Pferde! Junge Pferde!
> Paul Boldt.

Es wird nicht nötig sein, die Veränderungen der Literatur seit den achtziger Jahren umständlich vorzuführen; jeder, der ein wenig aufgemerkt hat, kennt diese Veränderungen, die sich allesamt anspruchsvoll ankündigten, alle von einer besonderen Ästhetik getragen wurden und letzten Endes nichts anderes waren als Ausströmungen des jeweiligen Zeitgeistes. Eine Torheit zu glauben, Literatur oder jede andere Kunst hinge in der Luft. Selbst die Artisten waren und sind durchaus im Zusammenhang mit dem Zeitgeist: beim Nihilismus angelangt, fanden sie nichts anderes zu wollen als die Form. Nun ist seit einigen Jahren eine Bewegung entstanden und stärker geworden, die, verwirrt und abgestoßen durch die mannigfaltigen und auseinanderstrebenden Erscheinungen des Lebens, nach dem Zusammenfassen strebt, nach dem Deuten, dem Ausdrücken, ja nach dem Führen. Ich habe diese Bewegung in der Literatur seit ihrem ersten Auftreten im Verlag Rütten und Loening in Frankfurt verfolgt, habe sie ein bescheidenes Unterkommen in der ‚Neuen Rundschau‘ finden sehen, bis sie, ernsthaft gefördert durch die ‚Frankfurter Zeitung‘ und die zu ihrem Wohle gegründeten ‚Weißen Blätter‘, nun in dem Verlage Kurt Wolff, Leipzig eine warme und gut ausgestattete Wohnung bezog. Da sie zweifellos ein bedeutsamer Faktor geworden ist, muß man zu ihr Stellung zu nehmen versuchen.*

In dem Almanach neuer Dichtung ‚Vom jüngsten Tage‘ bemüht sich Kurt Pinthus in einer ausnehmend hitzigen und bohrenden Darstellung das Wesen der neuen Dichter deutlich zu machen. Man muß gestehen, daß er große Worte nicht spart, und daß, wer ihn hört, glauben muß, nun werde die eigentliche deutsche Dichtung ihren Anfang nehmen. Man möge sich aber erinnern, daß jede Bewegung, die ein auch nur beschränktes Neues gibt, mit ihrem Wollen verschwenderisch umzugehen pflegt. Gedanken sind leicht und frei, man kann sie verschießen wie Pfeile. Uns können diese Gedanken nur soweit kümmern, als sie zur Beleuchtung gleichsam dienen; im übrigen aber geht uns nur die dichterische Leistung an, was sie ist und was sie werden kann. Wenn Kurt Pinthus sagt: ‚Die jüngsten Dichter schwangen sich aus Rausch und Verzweiflung von der Sinnlichkeit ins Geistige empor‘, so wird man wohlwollend aufhorchen und weiter erstaunend vernehmen, daß sie dann ‚verzweifelt und gestärkt aus dem Geistigen ins Ethische aufwuchsen‘. Wenn derselbe weiter behauptet, ‚Abschilderung der Erscheinung erfasse nicht das Wesen des Wirklichen‘, so wird ihm niemand ins Wort fallen. Er ruft: ‚Von der

* ‚Vom jüngsten Tag‘, ein Almanach neuer Dichtung. (M. 2.50.) René Schickele, ‚Trimpopp und Manasse‘. (M. 1.80.) Derselbe, ‚Aïssé‘. (M. –.80.) Franz Kafka, ‚Die Verwandlung‘. (M. 1.60.) Kasimir Edschmid, ‚Das rasende Leben‘. (M. –.80.) Marcel Schwob, ‚Der Kinderkreuzzug‘. (M. –.80.) Carl Sternheim, ‚Die drei Erzählungen‘. (M. 4.50.) (Daraus auch einzeln: ‚Busekow‘, ‚Napoleon‘, ‚Schuhlin‘. [je M. –.80].) Alle im Verlag Kurt Wolff, bezw. Verlag der ‚Weißen Bücher‘, Leipzig.

Expansion zur Konzentration! Nicht Erschütterungen der Sinne, sondern Erschütterungen der Seele!' Und erklärt als den gemeinsamsten Willen der jüngsten Dichtung dieses: ‚Die Wirklichkeit vom Umriß ihrer Erscheinung zu befreien, uns selbst von ihr zu befreien, sie zu überwinden nicht mit ihren eigenen Mitteln, nicht indem wir ihr entfliehen, sondern, sie um so inbrünstiger umfassend, durch des Geistes Bohrkraft, Beweglichkeit, Klärungssehnsucht, durch des Gefühls Intensität und Explosivkraft sie besiegen und beherrschen.' Die neueste Dichtung will ‚hinbringen zum Wesentlichen, zur Essenz nicht nur der Erscheinung, sondern des Seins'. Das ist groß gewollt, wie jedermann zugeben wird, groß, aber doch nicht neu. Diesen Willen hat noch jeder Dichter gehabt, den die göttliche Kraft geheimnisvoll bewegte, und wenn Pinthus ankündigt, daß nun die prophetische Verkündigung allgemeinster Tugenden und Gefühle ertönen werde: Güte, Freude, Freundschaft, Menschlichkeit, Schuld und Verantwortung —, so ist diese Prophezeiung für uns keine; diese Tugenden und Gefühle wurden immer gesungen, solange es Dichter gibt. Wenn man nun der letzten Jahre vor dem Kriege sich erinnert und der in ihnen deutlich werdenden Opposition gegen den Materialismus — auch in den Kreisen, die ihm so lange gehuldigt —, so haben wir den Untergrund, aus dem die neueste Dichtung erwuchs, und wollte man diese Dichtung nach ihren Zielen, ihren vorgesetzten Zielen beurteilen, so müßte man allerdings wie Kurt Pinthus mit Überschwang einen guten Einfluß dieser Dichtung auf Deutschland und die Welt erhoffen.

Aber uns gehen die Ziele nur mittelbar an, wesentlich allein ist das Können. Wie steht es nun damit? Ich habe neben manchem Verstreuten, an Erzählungen gelesen: René Schickele, ‚Trimpopp und Manasse' und ‚Aïssé', Franz Kafka, ‚Die Verwandlung', Marcel Schwob, ‚Der Kinderkreuzzug', Kasimir Edschmid, ‚Das rasende Leben', und Karl Sternheim, ‚Die drei Erzählungen', und ich muß offen gestehen, daß ich das Programm in diesen Erzählungen nicht wiedergefunden habe. Eins freilich ist ihnen allen als verhältnismäßig Neues gemeinsam: sie sind Verdichtungen, Auszüge, Formeln. Das Fleisch ist sorgfältig von den Knochen getrennt, das Gerippe ein wenig verschleiert, so daß die Menschen und Vorgänge etwas Gespenstisches bekommen. Die Romantiker haben so angefangen, auch Hebbel, man denke an seine Erzählung ‚Die Kuh'. Es gibt keine charakteristische Rede mehr, alles Zufällige ist ausgemerzt, die Umgebung spielt keine Rolle mehr, die Menschen haben nichts Menschliches als ihre Leidenschaften. Und weil diese alles Menschlichen entkleideten Menschen in maßlosen Leidenschaften wüten, verstärkt sich der Eindruck des Gespenstischen zum Quälend-Grotesken, und da alle Übergänge fehlen, so wirkt das unmittelbare Neben- und Nacheinander von seelischem und geistigem Rausch nicht nur verblüffend, sondern abstoßend komisch. Wie in Sternheims ‚Busekow', wo eine Straßendirne in den Armen eines Berliner Schutzmanns die — heilige Schrift erklärt. Wäre ein psychologischer Übergang da, so könnte eine solche Wandlung natürlich wirken, aber das Natürliche ist ja nun verpönt, Rausch steht neben Rausch, man verachtet den Realismus und wirft mit ihm, wie das immer so geht, auch sein Gutes zum Fenster hinaus. In dieser Wut gleichen sich übrigens alle diese neuen Dichter. Und sie gleichen sich nicht nur darin: ihre Art zu denken, zu empfinden, zu sprechen ist so gleichförmig, daß man von einer geistigen Uniform sprechen kann. Schickele ist ein wenig unruhiger, spielerischer als die andern, Kafka ist ein wenig verbohrter, Schwob einfacher und artistischer, Sternheim grotesker und Edschmid trunkener — aber schließlich ist jeder einzelne wieder unruhig, verbohrt, einfach, artistisch, grotesk und trunken, ohne daß ein einziger die Persönlichkeit sein könnte, von der man die Gesundung der Literatur erwarten könnte. Stilistisches

Vorbild ist ihnen natürlich kein Deutscher, sondern Flaubert, der auf Chateaubriand zurücksah, als er von ‚dem Zauber des prachtvollen Stils träumte, mit seinen königlichen Kurven und seiner wogenden, federngeschmückten, drapierten Phrase, stürmisch wie der Wind jungfräulichen Urwalds, farbig wie der Hals des Kolibris, zart wie die Strahlen des Mondes durch die Kleeblattrose der Kapellen'. Aber da sie nur das Wesentliche wollen, so haben die neuen Dichter diesen Stil knapper gemacht, spitzer und ausschweifender — alle, und sie sind auch darin uniform.

Und was erzählen sie nun? Sie erzählen vor allen Dingen vom Ungewöhnlichen, von überhitzten Verhältnissen, überhitzten Menschen. Schickele erzählt in ‚Trimpopp und Manasse' von zwei Nebenbuhlern; die Halbjungfrau, um die es sich handelt, verlobt sich mit dem Juden nächtlicherweise in seiner Wohnung, ihr Bruder, der Offizier ist, verhaut den Juden, worauf dieser, nachdem ein arischer Freund von ihm den Leutnant im Duell totgeschossen hat, in die Fremdenlegion flieht. Trimpopp, der Nebenbuhler, der im Patentamt arbeitet, verrät eine Anmeldung an einen Fabrikdirektor, um Geld zu haben. Da ihm dieser mit dem Geld nicht zu Willen sein will, macht ihn Trimpopp kalt, schmeißt ihn in den Geldschrank und schlägt die Tür zu. Worauf er als eine wirkliche Erlösung ebenfalls die Fremdenlegion begrüßt. — Die Erzählung ‚Aïssé' von Schickele ist erotische Mystik; ihre Etappen sind Liebe, Beichtstuhl, Indien. — Kafka erzählt in ‚Die Verwandlung', wie ein Reisender verrückt wird, erzählt davon, indem er sich in den verrückt werdenden Mann versetzt. — Schwobs ursprünglich französisch geschriebener ‚Kinderkreuzzug' spielt mit dem Katholischen, das er vom Standpunkt eines natürlich freien, aber von unsauberer Mystik verwirrten Geistes sieht. — Edschmids Buchtitel: ‚Das rasende Leben' kennzeichnet auch den Inhalt, der Erzähler wendet sich, ehe er beginnt, schon an den Leser und meint, seine Novellen sagten nicht: leben, sondern: rasend leben. Am Schlusse jeder Novelle steht er nochmals auf und erklärt die Moral von der Geschicht'. Woraus man sieht, daß dieser Mann sich nicht zutraut, mit der reinen Darstellung das zu wirken, was er wirken will. — Sternheims ‚Drei Erzählungen' betreffen den Schutzmann Busekow, von dem ich vorher schon sprach, Entwicklung, Höhe und Sturz eines Kellners, der Napoleon heißt, und die Geschichte des mittelmäßigen Musikers Schuhlin, für den Weib und Schüler sich erniedrigen und opfern müssen.

Alle diese neuen Dichter sehen die Dinge höchst zusammengesetzt, oder vielmehr sie sehen nur höchst zusammengesetzte Dinge. Es interessiert sie nur das Ungewöhnliche, das Absonderliche, sie stürzen sich mit leidenschaftlichem Ungestüm auf das mühselig Gesuchte. Geschlechtlichkeit und Pathologisches beherrscht ihren Darstellungskreis vollkommen, und es ist wirklich nicht gut abzusehen, wie die versprochene ethische Betätigung eintreten könnte. Sie nehmen die Eigenart, die der Meister auf der Höhe seiner Kraft aus sich selbst schöpft, vorweg, greifen also eigentlich jeder Entwicklung vor — wenn nicht diese Eigenart eine bloß angenommene ist (was wahrscheinlich scheint) und somit eines Tages von ihnen abfällt wie eine Schale, damit die wesentliche Eigenart sich entwickeln kann. Man muß die Krankheit sozusagen dilatorisch behandeln; das Überwiegen des Animalischen und Pathologischen im Stofflichen allein genügt nicht, um sie abzutun: die Jugend gebärdet sich oft. Ja, man könnte sagen, alle großen Dichter haben so angefangen, von der eigenen schäumenden Verwirrung auf das diesem Wesen Ähnliche in der Welt gestoßen — wenn nicht in den großen Dichtern der Kern einer zukünftigen Sittlichkeit schon undeutlich sichtbar wäre. Dieser Kern aber fehlt hier. Und ich vermag einfach nicht daran zu glauben, daß auch nur

einer dieser Dichter ‚ins Ethische' wirklich wesenhaft emporwachse. Was ich ihnen zumute, ist der leidenschaftliche Schrei n a c h dem Ethischen, die Sehnsucht nach ihm, die sie selbst nicht erfüllen können, sondern die irgend ein anderer Mensch erfüllen wird, der weit ab von ihrer Gruppe heranwächst. Daß diese Gruppe sich ehrlich mit den Zielen identifiziert, die ihr Interpret Pinthus ihnen zuspricht, glaube ich unbedingt. Das ist ein Grund, weshalb ich mich hier mit ihnen auseinandersetze. Ein anderer Grund ist die zweifellos große Macht, die sie in der Presse bereits gewonnen hat. Die Expressionisten der Literatur werden von der Zeit getragen; daß sie die Zeit einmal führen werden, kann ich nicht glauben: sie werden aber laut nach dem Führer rufen dürfen. Vorläufig sehe ich sie einfach als junge Pferde, von denen einer der ihrigen, Paul Boldt, dichtet, junge Pferde, die herdenweis hin und her galoppieren, die Nase am Wind, ungebärdig sind, reiterlos — indessen der Koppelmeister am Gatter steht und diesen Jahrgang wie jeden andern vor ihm auf das Spiel seiner Muskeln prüft.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für März 1916*

In unserer Zeit ist es im dichtbevölkerten Europa, wo auf den häßlichen Trieben von Neid und Mißgunst sogar große Parteigruppen sich aufbauen, schwieriger als in früheren Jahrhunderten, daß hochbegabte einzelne Menschen sich aus dem Brei der Menge herauskristallisieren, am schwierigsten wohl im deutschen Volke. Bei diesem steht die geistige Durchschnittsbildung der Menschen auf besonders hoher Stufe, ist demnach der Wettbewerb der Gebildeten viel stärker und gesteigerter wie anderwärts, wo breite Volksschichten ohne alle Schulkenntnisse sind. Unter Blinden ist der Einäugige König! Unter den Sehenden aber bringt allein reicher Besitz von Geist, Wissen und Können zur Führerschaft. Bei den Kriegsmännern besteht die gleiche Erscheinung wie unter den Staatsmännern. Wie schwer wird es dem ohne einflußreiche Beziehungen nur auf sich selbst angewiesenen, wissenschaftlich gebildeten und geistig hochbegabten Offizier, sich zur Geltung zu bringen. In Deutschlands Kriegsmacht sind eben die Offiziere auf durchschnittlich hoher Bildungsstufe; außerordentliche Leistungen und Glück gehören dazu, um besonders hervorzutreten. Je zahlreicher die Streitkräfte sind, um so schwieriger ist dies für den einzelnen, namentlich bei dem in Heer und Flotte auf das Höchste gesteigerten Willen zum Siege, der jetzt alle Führer und Kämpfer der deutschen Kriegsmacht beseelt. So ist es denn in unseren Millionenheeren erst zwei Feldherren gelungen, durch ihre großen Taten volkstümlich zu werden: den Generalfeldmarschällen von Hindenburg und von Mackensen. Schmerzlich bedauert das deutsche Volk, daß sein Liebling Hindenburg schon lange nicht mehr in der Lage war, die glänzende Führerbegabung für den Angriff zu verwerten, daß er sie seit dem Herbste 1915 teils wegen der winterlichen Erschwernisse, teils wegen der allgemeinen Kriegslage nur im Verteidigungskampfe betätigen konnte.

Gleiches Bedauern herrscht wegen des Abganges von Großadmiral von Tirpitz, der durch seine hervorragenden Leistungen das besondere Vertrauen des deutschen Volkes genoß. Allgemein gesprochen ist kein Mensch unersetzlich; wenn einer erkrankt oder stirbt, muß doch ein anderer seine Tätigkeit übernehmen und fortsetzen. Aber bedeutende Männer, die wirkliche Ausnahmsmenschen waren, sind eben doch nicht voll zu ersetzen, wie sich nach den Abgängen der größten Deutschen des 19. Jahrhunderts, zuerst Moltkes, dann Bismarcks, folgenschwer zeigte. Auch Tirpitz wird schwer zu ersetzen sein, denn er ist ebenfalls ein Einziger. Aus Gesundheitsrücksichten erfolgte am 15. März sein Rücktritt. Jetzt im Kriege gilt es, ausschließlich mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Was geschehen ist, gehört der Vergangenheit an. Über das Schicksal des Einzelnen geht die Walze der Kriegsereignisse rücksichtslos glättend hinweg.

Deutlich zeigt der Verlauf des Seekrieges seit dem Wechsel des Marinestaatssekretärs, daß im Kampfe unter dem Meeresspiegel im 20. Kriegsmonate die vom deutschen Volke befürchtete Abschwächung nicht eintrat. Nach den von ausländischen neutralen wie feindlichen Zeitungen gebrachten nichtamtlichen Angaben über Schiffsverluste scheinen sich

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Februar 1916‘ Hochland Aprilheft 1915/16, Rundschau S. 115.

diese seit Anfang März sogar erheblich vermehrt zu haben. Hiernach wurden durch die Seestreitkräfte des Vierbundes in diesem Monate an feindlichen Handelsschiffen mindestens versenkt: 40 britische, 8 französische, 1 belgisches, 2 italienische, 1 russisches und 1 japanisches, insgesamt 53 Fahrzeuge. Dazu kommt noch etwa ein Dutzend mit Banngut beladene neutrale Handelsschiffe, die feindlichen Häfen Zufuhren bringen sollten. Übrigens wurden solche auch von unbekannt gebliebenen Tauchschiffen ohne vorausgehende Warnung torpediert. Nach den durchaus zuverlässigen amtlichen Berichten des deutschen Admiralstabes geschah dies nicht durch deutsche Unterseeboote. Ziemlich sicher liegt die Vermutung nahe, daß feindliche, wahrscheinlich britische Seestreitkräfte unter falscher oder ohne Flagge holländische Handelsschiffe meuchlings angriffen, um die Niederlande zum Kriege gegen das Deutsche Reich zu reizen. An der Klugheit der — nicht wie Italiener und Portugiesen bestechlichen — Holländer wird der durchsichtige Versuch wohl scheitern.

Auf dem Wasserspiegel erfolgte wie bisher keine entscheidende Seeschlacht, doch fand vor der flandrischen Küste am 20. März ein für uns erfolgreiches Gefecht zwischen drei deutschen Torpedobooten und einem britischen Geschwader von fünf Zerstörern statt, die nach einigen erhaltenen Volltreffern mit hoher Fahrt davon dampften. Als besondere Leistung der deutschen Kriegsflotte ist hervorzuheben, daß am 4. März der Kreuzer Möwe, Kommandant Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, nach mehrmonatiger erfolgreicher Fahrt im Atlantischen Meere mit 4 Offizieren, 29 Seesoldaten und Matrosen der britischen Flotte, dann 166 Besatzungsmannschaften feindlicher Dampfer, darunter 103 Indern als Gefangenen, sowie einer Million Mark in Goldbarren heimkehrte. Dreizehn britische, einen französischen und einen belgischen Dampfer, die zum größeren Teil versenkt, zum kleineren Teil als Beute in neutrale Häfen gesandt wurden, brachte die Möwe auf. Außerdem legte sie an mehreren Stellen der englischen Küste Minen, denen u. a. das britische Schlachtschiff Eduard VII. zum Opfer fiel. Großes Staunen und allseitige Bewunderung bei Freund und Feind erregte dieser erfolgreiche doppelte Sperrdurchbruch auf der ganzen Erde; mit Stolz blickt das deutsche Volk auf seine kühnen Seeleute, deren Leistungen den in der Kriegsflotte herrschenden, für die Zukunft vielversprechenden Geist, wie ihr großes Geschick erweisen. Zu erwähnen ist noch der erhebliche Verlust unserer Feinde an Kriegsfahrzeugen durch Unterseeboote und Minen des Vierbundes; laut nichtamtlichen Zeitungsmitteilungen wurden im März vernichtet 1 großer Kreuzer, 2 Zerstörer, 1 Torpedoboot, 1 Minensucher und 1 Hilfskreuzer der britischen Flotte, dann 1 Zerstörer und 1 Hilfskreuzer der Franzosen, endlich 1 russisches Torpedoboot, zusammen 9 Kriegsschiffe.

Immer größere Ausdehnung nimmt der Luftkrieg an. Bei der langen Dauer des Völkerkampfes, besonders bei dessen Stillstand durch die Schützengräben, die den Heeresbewegungen zeitkostende Hemmungen entgegensetzen, wächst beiderseits der Drang, die Stellungen der Gegner zu überfliegen. Hieraus entsteht von selbst eine außerordentliche. Mehrung und fortwährende Verbesserung der Luftschiffe und Flugzeuge, wie sie im Frieden wohl nie gefördert würden. ‚Not bricht Eisen' und lehrt Fliegen. Dank dem hochentwickelten deutschen Stoffgeschicke gelang es, nachdem bei Kriegsbeginn die Gegner zuerst bedeutende Flugüberlegenheit besaßen, das Gleichgewicht bald herzustellen und in der letzten Zeit sogar einen erheblichen Vorsprung zu gewinnen. Besonders an Luftschiffen besteht solcher; den Zeppelinen vermögen die Feinde vorläufig nichts gleichwertiges entgegen-

zusetzen. Aber auch die deutschen Kampfflugzeuge nach Fokker'scher Bauart ermöglichten unseren Fliegern nach den amtlichen Zahlenangaben mehr als dreimal so viel feindliche Luftkämpfer herunterzuholen, als uns verloren gingen. Besonders wirkungsvoll waren die zahlreichen deutschen Luftangriffe mit Zeppelinen und Flugzeugen auf englische und schottische Gebiete Großbritanniens. Wenn sie den Kriegsverlauf zwar nur mittelbar beeinflussen können, so werden sie doch vom deutschen Volke lebhaft und dankbarst begrüßt. Denn ihre bedeutenden Wirkungen lassen die brotneidigen Eilandsbewohner höchst empfindlich an den Leiden des Krieges teilnehmen und sind wohlverdiente Vergeltung für die niederträchtigen Versuche, die Völker des Vierbundes wirtschaftlich und leiblich auszuhungern. Neben den hiebei unvermeidlichen Menschenverlusten sind ihnen besonders die starken Zerstörungseinbußen an Stoffwerten höchst schmerzlich.

Im W e s t e n setzte sich der Stellungskrieg fort und ist die Lage für die Deutschen dort zwar gebessert, aber im großen und ganzen noch ebenso wie schon seit vielen Monaten. Am Ende des 20. Kriegsmonats dauert die Festungsschlacht bei Verdun, die schon am 22. Februar 1916 begann, immer noch an. Stetig rücken die Deutschen gegen den Festungskern vor, fast täglich Fortschritte machend, doch bereitet ihnen der hartnäckige, tapfere Widerstand der Franzosen sehr schwer zu überwindende Hemmungen. Dennoch wird den deutschen Angreifern schließlich der Festungssieg zufallen. Der Gewinn wird sehr groß sein, denn jetzt schon ist der bei Verdun in die deutschen Stellungen gefährlich einspringende Keil erheblich abgestumpft. Das Bedeutungsvolle des deutschen Angriffs liegt bereits darin, daß er dem von den Einkreisungsmächten schon längst beabsichtigten und sogar öffentlich angekündigten großen Frühjahrsangriff zuvorkam, ihn störte und damit alle ihre Entwürfe über den Haufen warf. Deshalb können wir dort der nächsten Zukunft vertrauensvoll entgegensehen.

Auf dem i t a l i e n i s c h e n K r i e g s s c h a u p l a t z e blieb der Hauptsache nach die Lage im März nahezu gleich wie seither; an einzelnen Stellen konnten unsere Bundesgenossen einigen Geländegewinn durch Zurückwerfen der Italiener erzielen. Wohl zur Entlastung der bei Verdun bedrängten Franzosen erfolgten vom 13. März ab am Isonzo starke italienische Angriffe, die aber schon am 16. März wegen außerordentlich großer Verluste wieder eingestellt wurden. Bei den folgenden kleineren Kämpfen und Gegenangriffen der österreichisch-ungar. Truppen nahmen diese mehr als 1000 Mann gefangen, eroberten am 19. März die italienische Stellung am Rambon und am 26. März die vor den Podgorahöhen. Aus einer Erklärung des italienischen Kriegsministers in der Kammer über die Familienunterstützungen ging mittelbar hervor, daß das Land zur Zeit etwa 1 600 000 Mann unter den Waffen hat. Auf Geldschwierigkeiten in Italien läßt das geringe Ergebnis der dortigen Kriegsanleihe schließen. An wirklichen Neuzeichnungen sollen neben den etwa gleich hohen Konvertierungen nur etwa 1½ Milliarden Lire erfolgt sein. Für Heer und Flotte betragen die Kriegskosten monatlich nahezu eine Milliarde, das Geld wird also kaum für 2 Monate Kriegführung reichen.

Im B a l k a n g e b i e t e kam es während des 20. Kriegsmonats zu keinen größeren Zusammenstößen. An der griechischen Grenze in Richtung Saloniki erfolgten nur einige Vortruppen-Gefechte und beiderseitige Fliegerangriffe, die auf die Kriegslage keinen ändernden Einfluß ausübten. In Albanien erlangten die Spitzen der österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen bei Valona Fühlung mit den dortigen italienischen Streitkräften, doch erfolgten dort noch keine

Kämpfe. Anscheinend werden auf dem Balkangebiete die Heeresbewegungen durch örtliche militärische Schwierigkeiten stark beeinflußt. Hieraus, wie aus der geringen Wegsamkeit des Landes dürfte der dortige Stillstand in den Heeresbewegungen zu erklären sein.

Während des 20. Kriegsmonats fanden im Osten entlang der zusammenhängenden Stellungen zwischen Rumänien und dem Rigaischen Meerbusen zahlreiche heftige Kämpfe statt, wobei sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte, von einzelnen örtlichen Gegenangriffen abgesehen, fast ausschließlich auf die Abwehr der russischen Angriffe beschränkten. Besonders heftig waren diese vom 18.—28. März gegen den deutschen linken Flügel nördlich des Wilija-Flusses bis Riga. Mit 30 Infanterie-Divisionen, also mehr als 500 000 Mann und einem für östliche Verhältnisse erstaunlichen Aufwand von Geschützmunition wurden sie ausgeführt, wobei die russischen Verluste nach vorsichtiger Schätzung mindestens 140 000 Mann betrugen. Nach dem aufgefundenen Befehl des russischen Höchstbefehlshabers vom 4. (17.) März Nr. 537 bezweckten sie die Vertreibung der Eindringlinge aus den von ihnen besetzten Gebieten Rußlands. Wahrscheinlich sollten sie zugleich die bei Verdun stark bedrängten Franzosen entlasten. Dank den vorzüglichen Gegenmaßregeln des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, sowie der Tapferkeit und zähen Ausdauer der deutschen Truppen erstickten sie im Sumpf und Blut. Alle russischen Angriffe brachen im deutschen Feuer unter schweren Verlusten zusammen. Seit Kriegsbeginn fielen nach schwedischen Angaben bereits über zwei Millionen Russen, hievon mehr als 125 000 Offiziere, darunter 277 Generale. Sonach trifft ungefähr auf 18 Mann 1 Offizier, auf 7000 Mann 1 General, was für diesen annähernd dem Kriegssollstande entspricht, während es für die übrigen Offiziere ein höchst ungünstiges Zahlenverhältnis ergibt. Entsetzlich lauten die Nachrichten über das Flüchtlingselend in Rußland. Nach amtlicher Zählung der von den russischen Truppen beim Rückzuge in das Innere des Reiches aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Einwohner beträgt die Zahl dieser Flüchtlinge etwa vier bis fünf Millionen, demnach den sechsten Teil der im Frieden vielleicht 26 Millionen starken Bevölkerung des von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen besetzten russischen Gebietes. Von selbst ergibt sich hieraus der Rückschluß auf die Folgen für die nach deutschen Begriffen ohnehin ungeordneten inneren Zustände Rußlands.

Bei der großen Entfernung der türkischen Kriegsschauplätze von Europa wird hier ihre Wichtigkeit für den Ausgang des Weltkrieges leicht unterschätzt, denn die Wirkungen der in Asien sich abspielenden Kämpfe machten sich bei uns kaum mittelbar geltend. Bei dem Mangel an schnellen Verkehrsverbindungen in den eisenbahnlosen, wenig wirtlichen, unwegsamen Ländern vollziehen sich die Heeresbewegungen sehr langsam, auch können deshalb beiderseits im Vergleiche zu den europäischen Millionenheeren auf asiatischem Boden verhältnismäßig nur schwache Streitkräfte Verwendung finden. Dennoch kreuzen sich da wichtige Hauptbestrebungen der beiden gegnerischen Mächtegruppen; zunächst drehen sich die Kämpfe um die Selbständigkeit Persiens. Durch völlige Vernachlässigung seiner militärischen Einrichtungen wurde dieses amtlich neutral gebliebene, nahezu wehrlose große Reich zum Zankapfel der kriegführenden Staaten. Dem festländischen Vierbund bildet Persien das Durchgangsland nach Indien und dem fernen Osten. Auf der anderen Seite will der seebeherrschende Einkreisungs-Verband diesen Weg versperren, indem Großbritannien und Rußland schon vor dem Kriege versuchten, in Persien sich die Hand zu reichen und das

Land aufzuteilen. Den Persischen Golf will Großbritannien beherrschen, um den deutschen Welthandel auf der dort ausmündenden Bagdadbahn zu verhindern, Rußland aber will durch Persien den freien Zugang zum offenen Meer erlangen. Für die Zukunft ergibt sich hieraus, daß die britischen und russischen Ziele nicht übereinstimmen werden und zu späteren Reibungen führen können. In der Gegenwart aber sind beide Kriegsmächte noch weit von ihren Zielen entfernt, soweit sich dies nach den vorliegenden dürftigen Berichten erkennen läßt. Im Kaukasusgebiete wurden im 20. Kriegsmonate die russischen Fortschritte mit dem Entfernen von dem rückwärtsbefindlichen leistungsfähigen Eisenbahnnetze zuerst verlangsamt, dann völlig gehemmt, weshalb die russische Heeresleitung eifrigst bestrebt ist, Nachschub-Eisenbahnen herstellen zu lassen. Den Türken gelang es nach ihren amtlichen Berichten, die durch die russischen teilweise bestätigt werden, große Verstärkungen heranzubringen. Den Russen aber, die in Nordpersien bis Ispahan vordrangen und sich mit den Briten bei Bagdad vereinigen möchten, bereiteten kriegerische Volksstämme Persiens erfolgreichen Widerstand und verhinderten weiteres Eindringen. In Mesopotamien und im Yemen besteht die schon im Februar ungünstig gewesene Lage der dortigen britischen Truppen noch fort, wurde durch deren erhebliche verlustreiche Mißerfolge sogar teilweise verschlechtert, wie in den jüngsten Verhandlungen des britischen Unterhauses ziemlich unverhüllt zugegeben wurde. In England bestehen daher große Besorgnisse namentlich für die am Tigris befindlichen Streitkräfte. An der ägyptischen Grenze, die jetzt für die Türken einen Nebenkriegsschauplatz bildet, kam es im März zu keinen größeren Zusammenstößen, auch an den Dardanellen erfolgten nur kurze Geschützkämpfe meist mit britischen Kriegsschiffen. Im wesentlichen kennzeichnet sich für die Türkei die Kriegslage als vorübergehender Stillstand.

Aus dem einzigen deutschen Schutzgebiet Ostafrika fehlen unmittelbare amtliche Berichte. Inhaltlich englischer Veröffentlichungen unternahmen die dortigen britischen Streitkräfte nach anfänglichen Mißerfolgen Anfang März 1916 unter Ausnützung ihrer technischen Hilfsmittel einen groß angelegten Angriff gegen Deutsch-Ost-Afrika mit zahlenmäßig weit überlegenen Kräften und erzielten auch einen gewissen Erfolg. Zunächst geriet das in diesem Kriege schon viel umkämpfte Kilimandscharo-Gebiet durch Umgehungen in die Gewalt der britischen Übermacht, wobei die Steppen rings um Kilimandscharo die ausgiebige Verwendung von Kraftwagenkolonnen wie seinerzeit in Deutsch-Südwest-Afrika begünstigten, ferner zwei neugebaute Nachschubbahnen die Heranführung schwerer Artillerie begünstigten. Doch konnte die tapfere deutsche Schutztruppe der gefährlichen doppelten Umfassung ausweichen und in ein hartnäckige Verteidigung ermöglichendes Gelände zurückgehen, nachdem sie den Briten, wie die ‚Times' aus deren Hauptquartier berichtete, ungeheure Verluste beibrachten. So verlor das 7. Unionregiment ein Drittel seines Bestandes, während die Burentruppen aus Südafrika noch schwerere Einbuße erlitten. Kämpfend zogen sich die Deutschen langsam längs der Tanga-Bahnstrecke zurück.

Durch einseitige britische Berichterstattung wird die innere Lage in Indien als äußerst günstig dargestellt, doch sind starke Zweifel hieran berechtigt. Lehrreich in dieser Hinsicht ist unten genannte, schon vor zehn Jahren veröffentlichte, doch jetzt erst in Deutschland verbreitete Schrift.* Darin wird

* ‚Die englische Herrschaft in Indien'. Von William Jennings Bryan, Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika. Versand dieser Schrift von Amerika aus vom Präsidenten Wilson verboten.

die allgemeine Unzufriedenheit der Inder mit der britischen Herrschaft und der hiedurch aufgespeicherte Zündstoff geschildert. Im Amt seien allerdings tüchtige Männer, aber sie arbeiten einseitig nur zum britischen Vorteil, doch nicht zum Besten der indischen Bevölkerung. Zwar sei die jetzige Regierung besser als die der früheren Handelskompagnie, aber auch sie beute das Land bis zum Notstand aus. Besonders hart drückt die Ausschließung der Inder von den Ämtern, dann die parteiliche Behandlung der Briten und Inder bei Gericht. Schlimmer als die russische Selbstherrschaft sei die unverantwortliche britische in Indien, denn sie wird nicht dort von eingeborenen, sondern von fremden Beamten ausgeübt, auch werden die außerordentlich hohen Steuern aus dem Lande herausgenommen und nicht dort verbraucht wie in Rußland. Bei dem Mangel jeder Selbstverwaltung und Volksvertretung besitzen die Inder keinerlei Bestimmungsrecht auf Höhe und Verwendung der Steuern; deren größter Teil fließe nach England. Infolge der anwachsenden Verarmung nahmen Hungersnöte und Seuchen an Zahl zu und vermehrten die Sterblichkeit. Nur für Heer und Verwaltung, nicht aber für Landverbesserungen werden Staatsgelder ausgegeben. Unter dem Vorwande, daß die Inder nicht einsichtig genug, außerdem durch Stammes- und Bekenntnisunterschiede zu zersplittert seien, wird ihnen die Selbstverwaltung vorenthalten, zugleich die Möglichkeit der Schulbildung äußerst eingeschränkt. Weniger als zehn v. H. können lesen und schreiben, wodurch ein völliger Stillstand in der Entwicklung herrscht. Trotz dieses geistigen und stofflichen Druckes erwachte in Indien ein Auflehnungsgeist, der jetzt während des Krieges die Briten zwingt, dort mehr als dreimal so viel heimische Truppen wie im Frieden bereit zu halten.

Ursprünglich veröffentlicht im Jahre 1906. (Druckort und Verlag sind nicht angegeben.)

Von den bisher *neutralen Staaten* trat das seit Jahrhunderten von Großbritannien abhängige *Portugal* im März in den Kampf des Einkreisungsverbandes gegen den Vierbund. Sein andauernd feindseliges Verhalten, schließlich die räuberische Wegnahme der in portugiesischen Häfen liegenden deutschen Handelsschiffe zwangen das Deutsche Reich, ihm am 9. März den Krieg zu erklären. ‚Ein Feind mehr!' — aber wie Italien keiner, der Ehre bringt. Im Gegensatz zu den stolzen Spaniern, die sich stammrein hielten, mischten sich die Portugiesen seit jeher mit den Farbigen ihrer zahlreichen überseeischen Niederlassungen und empfingen damit viele zersetzende seelische Einflüsse, die auf das Heimatland schlimm wirkten. Während dieses früher geraume Zeit seebeherrschende Großmacht war, ist es allmählich ein von Großbritannien abhängiger Mittelstaat geworden, der andauernd von inneren Parteikämpfen durchwühlt und durch Unordnung im Haushalt nach außen hin trotz seiner reichen Hilfsquellen geringes Ansehen genießt. Nach der Zählung vom Jahre 1900 enthielt das europäische Gebiet mit Azoren und Madeira auf 91 943 qkm fünfeinhalb Millionen Einwohner, während die auswärtigen Besitzungen mit 2,089 879 qkm damals siebeneinviertel Millionen Menschen bewohnten. Im Frieden wurden jährlich in Heer und Flotte etwa 30 000 Rekruten eingestellt, so daß bei 25 Jahrgängen auf eine Kriegsstärke von rund 700 000 Mann gerechnet werden kann, die nun britische Söldlinge sind. Außerdem sind in den Niederlassungen etwa 13 000 Mann farbige Schutztruppen vorhanden. Trotz dem völkerrechtswidrigen Verfahren des Einkreisungsverbands beteiligte sich jedoch von den übrigen neutralen Ländern keines mehr am Kriege; besonders bedrängt wurde außer Griechenland neuerdings auch Holland, doch vermochten beide Staaten noch ihre Selbständigkeit zu wahren. Während Groß-

britannien seine eigene Kriegsmacht möglichst schont, sucht es ‚mit Geld und guten Worten' die kleineren Mächte zu zwingen, ihm Söldlingsdienste gegen den Vierbund zu leisten.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches tritt als dauernde unerfreuliche Erscheinung der Lebensmittel- und Warenwucher hervor, der begünstigt wird durch die unbedingte Preisfestsetzung nach Angebot und Nachfrage, statt bedingt nach den Selbstkosten der Hervorbringer und Händler. Ferner ist zu beobachten, daß versucht wird, die Kriegsgewinne der Besteuerung zu entziehen durch gesteigerten Ankauf von Juwelen, Altertümern und Kunstwerken, die zwar keine Zinsen tragen, doch dauernden Kapitalswert behalten. Sonst war dies ein Schlich der Stiefmutter, um den Stiefkindern das Erbteil zu verkürzen. Auch betrügerische Bankbrüchige taten dies. Hoch erfreulich ist dagegen das Ergebnis der 4. Reichskriegsanleihe mit fast 11 Milliarden Mark, von denen bei Niederschrift dieser Betrachtungen schon mehr als die Hälfte eingezahlt wurde. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit beweist damit, daß es den festen Willen zum Durchhalten und Siegen besitzt. Um Sein oder Nichtsein handelt es sich!

Für den Vierbund ergibt die Monatsabgleichung nach ‚Soll und Haben' eine sehr günstige Kriegslage, die bei dem guten Willen, mit dem sich seine Völker den nötigen wirtschaftlichen Beschränkungen unterwerfen, mit voller Berechtigung einen siegreichen, wenn auch noch keinen baldigen Ausgang des großen Völkerkampfes erwarten läßt.

Abgeschlossen 1. April 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Fragen des Seekriegsrechts. Obwohl die großen Entscheidungsschlachten dieses Weltkrieges zu Lande geschlagen werden, tauchen die interessantesten völkerrechtlichen Probleme auf dem Gebiete des Seekrieges auf. Der englische Versuch, Deutschland auszuhungern, und die Erwiderung dieser Rechtswidrigkeit durch den deutschen Unterseebootkrieg, ferner die Benutzung der englischen bewaffneten Handelsschiffe und die Lieferung von Waffen und Munition durch amerikanische Bürger haben eine große Zahl neuer Streitigkeiten hervorgerufen. Dabei ist bemerkenswert, daß fast alle diese Probleme in irgendeiner Weise zusammenhängen, so daß sich nur derjenige ein vollkommenes Urteil über die einzelnen Fälle bilden kann, der die Gesamtheit der Gegenstände beherrscht. Wer heute ein Buch darüber schreiben will, ob die Versenkung der ‚Lusitania' statthaft war oder nicht, muß zunächst einmal dartun, daß England das Konterbanderecht zur Aushungerung Deutschlands mißbrauchte und demgemäß Deutschland zu Repressalien berechtigt war. Die Prüfung dieser Vorfragen setzt eine völlige Beherrschung der Regeln des Handelskrieges voraus. Die Aufgabe, in dieser Weise den ‚Lusitania'fall zu erörtern, hat sich der durch sein großes Werk über die erste Haager Konferenz besonders bekannt gewordene Würzburger Gelehrte Geheimrat Christian Meurer gestellt, dessen Schrift ‚Der Lusitaniafall, eine völkerrechtliche Studie' (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1915, III, 109 S., Preis M. 2.—) allen Interessenten empfohlen werden kann. Es gibt kaum eine bedeutsame Frage des gegenwärtigen Seekrieges, die in dieser ausgezeichneten Darstellung nicht zum wenigsten berührt wird.

Meurer geht davon aus, daß England Deutschland mit Hilfe des Konterbanderechts auszuhungern sucht. Diese englische Absicht ist unzulässig. Denn mit Hilfe dieses Mittels darf immer nur dem Heere und der Flotte, niemals aber der Zivilbevölkerung die Zufuhr abgeschnitten werden. Zwar ist es schwierig, im Einzelfalle zu unterscheiden, an wen die Transporte gerichtet sind. Aber das

Völkerrecht hat doch gewisse Richtlinien hierfür aufgestellt. Meurer weist zur Charakterisierung des englischen Vorgehens auf eine noch wenig beachtete Tatsache hin. Bekanntlich hat England die Londoner Deklaration, die zum ersten Male in der Geschichte des Seekriegsrechts eine Regelung des Konterbanderechts gab, nicht ratifiziert. Anlaß zu dieser ablehnenden Haltung des englischen Parlaments gab vor allem die Bestimmung des Artikels 34 der Londoner Erklärung, wonach die Sendung von Gegenständen der relativen Konterbande nach einem befestigten Platze des Feindes oder nach einem anderen der feindlichen Streitmacht als Basis dienenden Platz der Beschlagnahme unterliegt. Man fürchtete in England, daß in einem Kriege Großbritanniens jeder englische Hafen entweder als befestigter Platz oder wenigstens als Zufuhrbasis oder als Stützpunkt für militärische Verproviantierung angesehen und dadurch die Zufuhr für die englische Zivilbevölkerung vollständig abgeschnitten würde. England lehnte also die Genehmigung der Londoner Erklärung ab, weil nach seiner Meinung die Möglichkeit bestand, das Konterbanderecht würde infolge des Artikels 34 zur Aushungerung der feindlichen Zivilbevölkerung benutzt werden, und ihm diese Kampfart nicht dem Völkerrecht zu entsprechen schien. Das nun, was England damals ausdrücklich als zu weitgehend ablehnte, wandte es gegenüber Deutschland an. Man kann dazu noch folgendes bemerken: Die Londoner Deklaration war in der Tat in bezug auf das Konterbanderecht kein großer Fortschritt, da hier sowohl die Listen der absoluten wie der relativen Konterbande sehr weit gefaßt und auch die Lehren von der fortgesetzten Reise nicht ganz beseitigt waren. Die Bestimmungen waren ein Kompromiß und bedeuteten nur insofern einen Fortschritt, als an Stelle der bisherigen Unsicherheit eine Klarheit getreten wäre. In verschiedenen früheren Seekriegen waren die aufgestellten Konterbanderegeln milder gewesen. Das haben auch einige bedeutende deutsche Gelehrte betont; ja, Männer wie v. Bar und Nippold sind so weit gegangen, die Ratifikation der Londoner Erklärung zu bekämpfen, weil nach ihrer Meinung darin das Konterbanderecht zu rückständig geregelt war. Das war wohl zu weit gegangen. Sicherlich aber ist, daß die Londoner Deklaration insgesamt wohl das Maximum von Rechten darstellte, die bisher in einem Seekriege den Kriegführenden zustanden. Wenn nun England diese Rechte erheblich erweiterte, wenn es insbesondere neue Vermutungen für die feindliche Bestimmung der Ware aufstellte und den Gegenständen auf den Konterbandelisten neue Waren hinzufügte, so war dies ganz gewiß ein Bruch des Völkerrechts.

Gegenüber diesem Verhalten Englands hat Deutschland mit der Repressalie geantwortet, daß innerhalb eines bestimmten Kriegsgebietes alle feindlichen Kauffahrer in Grund und Boden geschossen werden sollen. Die Frage, in welcher Weise Vergeltung geübt werden darf, ist im Völkerrecht bestritten. Vielleicht hätte Meurer noch eingehender prüfen können, ob die vom Völkerrecht geforderten Voraussetzungen hier gegeben sind, und weshalb diesmal nicht nur feindliches Staats-, sondern auch Privateigentum zur Vergeltung zerstört werden darf. Auch wäre es vielleicht gut gewesen, bei Gelegenheit der Besprechung künftiger Rechtsänderungen darauf hinzuweisen, daß de lege ferenda das Rechtsgebiet der Repressalien eine Neuregelung verlangt. Wir haben in diesem Kriege gesehen, daß die durch Englands Verhalten notwendig gewordenen Gegenmaßregeln zu einer schweren Erschütterung der Grundlagen des Völkerrechts führen.

Meurer geht dann ausführlich auf die (auch von mir auf Seite 373 im zweiten Band des letzten Jahrgangs von

‚Hochland' [Juniheft 1915]) besprochenen Fragen ein, ob die ‚Lusitania' ein Hilfskreuzer bezw. ein bewaffnetes Handelsschiff war. Diese Probleme sind für den vorliegenden Fall von geringerer Bedeutung, da die ‚Lusitania' auch versenkt werden durfte, wenn sie ein gewöhnliches Handelsschiff war. Aber sie sind von grundsätzlicher Wichtigkeit für eventuell später auftauchende Fälle. Wenn ich Meurer recht verstanden habe, so läßt er dahingestellt, ob die ‚Lusitania' ein Hilfskreuzer war. Er geht also nicht so weit wie einige andere Autoren, z. B. Arndt, Hatschek und Kohler. Diese weisen u. a. darauf hin, daß die ‚Lusitania' auf der offiziellen englischen Liste der Hilfskreuzer stand, und deshalb das deutsche Unterseeboot zu der Annahme berechtigt war, die ‚Lusitania' sei ein Kriegsschiff und dürfe als solches versenkt werden. Diese Auffassung verdient aufs schärfste bekämpft zu werden, da sie jede Rechtssicherheit zerstört. Erst in dem Augenblick, wo ein Handelsschiff in ein Kriegsschiff wirklich umgewandelt ist, d. h. unter militärisches Kommando gestellt wird, die Kriegsflagge führt usw., darf es als ein Kriegsschiff behandelt werden. Es kann hier ganz außer Betracht bleiben, wie zu entscheiden ist, wenn einmal eine solche Umwandlung in ein Kriegsschiff vorgenommen ist und später eine Rückumwandlung erfolgt. Das ist ein besonderer Fall, über den gewiß keine großen Meinungsverschiedenheiten entstehen werden, wenn man die Sachlage richtig ins Auge faßt. Solange aber eine Umwandlung in ein Kriegsschiff nicht erfolgt ist, muß das Schiff als Handelsschiff gelten, und es ist Willkür, anzunehmen, die ‚Lusitania' habe schon allein deswegen ohne Anhaltung torpediert werden dürfen, weil sie auf der Liste der englischen Hilfskreuzer stand. Denn diese Liste bezeichnet ja nur, daß gewisse Schiffe zur Umwandlung vorgesehen sind. Es folgt aus ihr noch nicht die Tatsache der erfolgten Umwandlung. Solange ein Schiff noch nicht umgewandelt ist, kann ein Kriegsschiff deswegen noch nicht allein in gutem Glauben über eine erfolgte Umwandlung sein, weil das Handelsschiff für eine event. spätere Umwandlung vorgesehen ist. Im Lusitaniafalle wußten auch wohl die deutschen Behörden, daß das Schiff formell noch ein Handelsschiff war. Führte es doch die Handelsflagge und beförderte es 1500 Passagiere. Man könnte nun entgegnen: Soll denn der Gegner ein Handelsschiff, das vielleicht bald als Kriegsschiff benutzt wird, schonen? Davon ist aber in Wahrheit keine Rede. Ein solches zur Umwandlung bestimmtes Handelsschiff kann wie jeder andere feindliche Kauffahrer auf Grund des Seebeuterechts weggenommen und nötigenfalls zerstört werden, freilich im Gegensatze zu der Behandlung von Kriegsschiffen nur nach vorheriger Anhaltung und Rettung der Mannschaft (abgesehen von dem Falle der Repressalie, der im Lusitaniafall gegeben war).

Was die bewaffneten Handelsschiffe angeht, die ich in meinem ‚Seekriegsrechte' für zulässig erklärt habe, so ist Meurer anderer Meinung. Er meint, den Kriegsschiffen stände das Recht der Anhaltung zu und die Handelsschiffe hätten keine Kombattantenstellung. Das Problem ist zu tiefgreifend, um hier erörtert zu werden. Jedenfalls sind Meurers Bemerkungen, denen nach dem Aufkommen der Unterseeboote de lege ferenda zuzustimmen ist, sehr bemerkenswert. Meurer erörtert die Wirkung der Kriegsgebietserklärung auf neutrale und feindliche Schiffe, ganz kurz auch auf neutrale Ladungen feindlicher Schiffe. Seine Ausführungen weichen hier erheblich von dem ab, was ich in meinem Aufsatze über den Lusitaniafall in der ‚Österreichischen Zeitschrift für öffentliches Recht' (1915 Nr. 3) ausgeführt habe.

Bei allen seinen Ausführungen geht Meurer sehr genau auf den amerikanischen Standpunkt ein und polemisiert dagegen. Er gibt auch die wichtigsten Stel-

len der zahlreichen Noten, die auf den Lusitaniafall bezüglichen sogar wörtlich wieder. Das vermehrt den Wert der meisterhaften Darstellung und ermöglicht eine Kritik dessen, was in diesen Notenwechseln steht.

Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, was Meurer über die amerikanischen Waffenlieferungen sagt, die er in Übereinstimmung mit Zitelmann, Zorn und dem Referenten für rechtswidrig, nicht nur für unbillig hält. Ich stimme Meurer ganz zu, wenn er den springenden Punkt darin erblickt, daß die Amerikaner in einem nie dagewesenen Umfange Waffenlieferungen an unsere Gegner senden. Das hat ja auch nach uns die österreichische Note an Amerika hervorgehoben. Die Frage der Waffenlieferungen steht unter dem allgemeinen Gesetze der Neutralität. Darnach muß eine Neutralitätsverletzung als vorliegend erachtet werden, wenn der einen Partei zum Schaden der anderen eine wesentliche Unterstützung geleistet wird. Nun war früher die Lieferung von Waffen niemals in solchem Umfange möglich, weil die Kriegführenden regelmäßig selbst über zahlreiche Munition usw. verfügten und, wenn der Krieg einmal länger dauerte, doch immer diese Waffenlieferungen nur eine beschränkte Bedeutung für den Ausgang des Kampfes hatten, weil die Gewehre und Kanonen nur eine begrenzte Menge Munition gestatteten. Das ist anders geworden, seitdem infolge der Entwicklung der Maschinengewehre und der Schnellfeuerkanonen ungeheure Munitionsmengen nötig geworden sind. Heute bedeutet eine große Überlegenheit in dieser Hinsicht den halben Sieg, während früher über eine bestimmte Menge hinaus die Munition gar keine Verwendung finden konnte. Man bedenke, daß jetzt in einer Schlacht schon mehr Munition verschossen wird wie im ganzen Kriege 1870/71. Also können doch nicht mehr die alten Spezialbestimmungen über Munitionslieferungen Neutraler maßgebend sein, sondern es muß hier auf den Geist des Neutralitätsrechtes zurückgegriffen werden. Daraus aber ergibt sich, daß die einseitige Lieferung an die eine Partei eine so bedeutende Unterstützung darstellt, daß sie als ein Bruch des Neutralitätsrechtes von seiten des Staates, der sie duldet, aufgefaßt werden muß. Diese und ähnliche Fragen werden in der Meurerschen Arbeit trefflich erörtert.

Außer der Meurerschen Schrift ist noch eine andere Arbeit über das gleiche Thema: ‚Der Lusitaniafall im Urteile deutscher Gelehrter‘ (Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1915, 139 S.) erschienen. Darin sind neben den amtlichen Urkunden etwa zwanzig Urteile sehr namhafter deutscher Gelehrter über die Torpedierung der ‚Lusitania‘ abgedruckt. Alle kommen zu einer Bejahung der Frage der Zulässigkeit. Die Mehrzahl der Urteile sind freilich ziemlich kurz. Nur wenige, vor allem Professor Fleischmann, haben die Frage wirklich nach allen Seiten hin beleuchtet. Immerhin ist die Sammlung höchst schätzenswert, da sie die Stimmung bedeutender Gelehrter einwandfrei wiedergibt. Besonders hervorgehoben seien die Ausführungen Fleischmanns über die deutsch-amerikanischen Handelsverträge von 1799 und 1829 — er hält sie im Gegensatz zur herrschenden Auffassung nicht mehr für gültig — und Strupps Darlegung der Schadenersatzfrage im Unterseebootkriege. Auch im übrigen finden sich in diesen Ausführungen manche scharfsinnige Betrachtungen im einzelnen. Für die spätere Behandlung des Falles wird man diese Schrift ebensowenig wie diejenige Meurers entbehren können. Dr. Hans Wehberg. (m)

Die Parität in Preußen. Die Klagen der Katholiken in Preußen über imparitätische Behandlung seitens der Staatsgewalt sind Jahrhunderte alt. Im Ausgang des letzten Jahrhunderts unter-

nahmen Dr. Julius Bachem und W. Hankamer die mühsame Arbeit, in einer Denkschrift ‚Die Parität in Preußen' (erste Auflage 1897, zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage 1899) den ganzen Bereich der Paritätsfrage aufzurollen, eine überaus verdienstliche Untersuchung, die den preußischen Katholiken erst die Augen öffnete über das riesengroße Unrecht, das durch Jahrhunderte ihnen zugefügt worden war. Danach ist die Paritätsfrage nicht wieder zur Ruhe gekommen, zahlreiche Einzeluntersuchungen trugen neues Material hinzu. Für die geschichtliche Seite waren von besonderer Wichtigkeit die von Dr. Joh. B. Kißling in seiner ‚Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche' niedergelegten Forschungsergebnisse. Am meisten einer Neubearbeitung bedürftig war aber die in der Denkschrift von 1897 mit vielem Fleiß zusammengebrachte, aber doch recht lückenhafte Paritätsstatistik, die spezielle Nachweisung der Berücksichtigung der verschiedenen Konfessionen und Bekenntnisse bei der Besetzung der Staatsämter. Der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Andreas Grunenberg hat sich der Aufgabe dieser Neubearbeitung unterzogen und wenige Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges als Frucht mehrjähriger Arbeit ein umfangreiches Werk veröffentlicht, in welchem er eine genaue Nachweisung über das Religionsbekenntnis der höheren Beamten in Preußen nach dem Stande vom Jahre 1910 gibt*. Er nennt seine Arbeit ‚eine Teiluntersuchung des weiten Gebietes' und macht darauf aufmerksam, daß weitere Untersuchungen über die mittleren und unteren Staatsbeamten, die Volksschullehrer und die in der Selbstverwaltung angestellten Beamten das Bild ergänzen müssen. Immerhin hat er das wichtigste Teilgebiet durchgeprüft, und es ist ihm auch das Verdienst nicht zu bestreiten, daß er für die Methode der Untersuchung den Weg gezeigt hat.

Die Erhebungen, die sich auf im ganzen 27 228 höhere festangestellte Beamten erstreckten, waren sehr schwierig, da sie fast ausschließlich mit Hilfe von freiwillig mitwirkenden Privatpersonen ausgeführt werden mußten. Um die Zuverlässigkeit des Materials gegen jeden Zweifel sicher zu stellen, hat der Verfasser die Behörden gebeten, dasselbe mit dem amtlichen zu vergleichen, ein Ersuchen, das angesichts der hartnäckigen Weigerung der preußischen Staatsregierung, für eine ausreichende Konfessionsstatistik zu sorgen, leider nur geringen Erfolg versprechen konnte. Der Erfolg beschränkte sich denn auch auf einen Beschluß des Staatsministeriums vom 8. Mai 1913, daß die Mitteilung amtlichen Materials an Privatpersonen nicht ohne Genehmigung der Ministerialinstanz stattfinden dürfe. Die Ministerien aber, mit Ausnahme des Innern und der Justiz, haben jene Bitte ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Mit berechtigter Genugtuung kann der Verfasser indes darauf verweisen, daß bei der Vergleichung seines Materials mit dem amtlichen dieser beiden Ressorts sich nur ganz unwesentliche Differenzen ergeben haben, und so darf das von ihm gezeichnete Gesamtbild als durchaus zuverlässig erachtet werden.

Die Ergebnisse der Ermittlungen, die nach den verschiedensten Richtungen hin überaus lehrreich sind, sollen hier nicht skizziert werden; es genügt zu sagen, daß die tatsächliche Zurücksetzung des katholischen wie auch des jüdischen Volksteils bei der Besetzung der höheren Beamtenstellen zugunsten des evangelischen Volksteils evident gemacht wird. Bemerkenswerte Nebenerscheinungen sind die geringere Eignung der katholischen und

* Das Religionsbekenntnis der Beamten in Preußen. Band 1: Die höheren staatlichen Beamten. Berlin 1914, Puttkammer & Mühlbrecht. 439 S. 10.– M. – Es ist bedauerlich, daß das Buch durch Mängel der technischen Anordnung des Stoffes und zahlreiche Satzfehler verunziert ist, ein Tadel, den ein angesehener Verlag hätte vermeiden müssen.

jüdischen Beamten für die leitenden Stellen und die Tatsache, daß die Verhältniszahl der katholischen Beamten, die allgemein erheblich geringer ist als der katholische Bevölkerungsanteil, diesen trotzdem recht häufig übersteigt in den fast ganz evangelischen Gegenden, dagegen in den überwiegend katholischen Landesteilen fast ohne Ausnahme erheblich zurücksteht. Von besonderem Wert ist die für jeden Amtsbezirk vollzogene Durchrechnung der absoluten und der Verhältniszahlen der Konfessionsbevölkerung. In diesem statistischen Teil der Untersuchung sprechen nur die nackten Zahlen, und für den, der sie verstehen will, eine sehr deutliche Sprache.

Hätte Grunenberg nichts weiter getan, als diese minutiöse Statistik besorgt, er würde für den Emanzipationskampf des katholischen Deutschland sich ein bleibendes Verdienst erworben haben. Seine Arbeit ging indes noch weiter. Er fügte hinzu eine Untersuchung über die Ursachen, aus welchen die nichtevangelischen Bevölkerungsteile an den höheren Beamtenstellen in Preußen mehr oder minder ungenügend beteiligt sind. Die Art, in der diese Untersuchung geführt wird, erscheint mir ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der bisher meist angewandten Methode, die darin ihre Stärke sah, die Beschwerden sowohl des katholischen Volksteils wie das Unrecht auf seiten der preußischen Regierung möglichst zu häufen. Nicht als ob jene Beschwerden keine Anerkennung verdienten, aber es blieben bei solcher Art der Untersuchung die dem katholischen Volksteil selbst zur Last fallenden Ursachenreihen allzu leicht im Hintergrunde verborgen, und — m. E. wichtiger noch — die Schärfe der Anklagen ohne die Milderung, die die Zurechnung der eigenen Fehler und die Beurteilung des Verhaltens des Gegners aus dessen Gedankenwelt heraus fordern, mußte die Wirkung tun und hat sie auch getan, daß man eine ehrliche und ruhige Diskussion von vornherein ablehnen zu dürfen glaubte. Und doch muß diese vorausgehen, wenn wir weiter kommen wollen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die anderen die Mehrheit und die beati possidentes sind.

Die Zubilligung solcher Momente, die — wie der Jurist sagen würde — die subjektive Rechtswidrigkeit ausschließen, muß um so leichter möglich sein, als sie im wesentlichen nur für die Vergangenheit Geltung haben, heute aber — und dies muß, um jedes Mißverständnis auszuschließen, mit aller Schärfe betont werden — nicht mehr entschuldigen können. Mit dieser Maßgabe nun kann auch vom katholischen Standpunkt aus zugegeben werden, daß die preußische Verwaltungstradition des großen Zuges nicht entbehrte, daß die eigenartige Zusammenfügung des preußischen Staates (durch die Angliederung katholischer Teile an das evangelische Stammland) die Bevorzugung der evangelischen, nämlich der altländischen Beamten natürlich machte, daß die evangelischen Beamtenfamilien, der evangelische Landadel und das evangelische Pfarrhaus ein ausgezeichnetes Beamtenmaterial gestellt haben.

Es muß auch billigerweise anerkannt werden, daß die neugewonnene katholische Bevölkerung dem preußischen Staate zunächst wenig Liebe entgegenbrachte, allerdings auch dazu keinen besonderen Anlaß hatte. Die aus den geistlichen Kleinstaaten herübergekommenen katholischen Beamten waren überdies durchweg dem hochstehenden preußischen Beamtentum nicht ebenbürtig. Alles trug dazu bei, den Evangelischen hier eine Domäne einzurichten, und was wir heute beklagen, ist zum guten Teile nur die Folgewirkung von Tradition und Familieneinfluß in der evangelischen Beamtenschaft. Auch die in späteren Jahrzehnten von katholischer Seite — gewiß aus ehrenwerten Gründen — beobachtete Zurückhaltung von dem öffentlichen Dienst mußte diese Wirkung verstärken.

Die vorurteilslose Prüfung dieser Ur-

sachen der heute bestehenden Zurücksetzung der nichtevangelischen Volksteile, wie sie Grunenberg in vorbildlicher Weise angestellt hat, ist für uns nicht nur wichtig durch die offene Kenntlichmachung der eigenen Fehler, sondern noch mehr dadurch, daß sie im gegnerischen Lager die Stimmung vorbereitet, aus der heraus wir Gerechtigkeit erwarten dürfen. Von protestantischer Seite ist oft darauf hingewiesen worden, und diese Anschauung ist auch vom evangelischen Standpunkte aus zu würdigen, daß die katholischen Beamten nicht in gleicher Weise die absolut treue Staatsgesinnung bewähren könnten, wie die evangelischen Beamten. Von katholischer Seite ist dies oft genug widerlegt worden, aber die besten theoretischen Widerlegungen zerstören nicht die gegnerische Anschauung, da diese eben vornehmlich auf Stimmung beruht. Viel besser wird diese Stimmung behoben werden durch die rückhaltlose Anerkennung, was das protestantische Preußen und speziell das evangelische Beamtentum Großes gewirkt haben, und daß für die tatsächliche Bevorzugung des evangelischen Volksteils die Katholiken durch ihr eigenes Verhalten mitschuldig sind.

Die sehr eingehenden Untersuchungen von Grunenberg über die Anteilnahme der Konfessionen an der höheren Bildung erbringen den Nachweis, daß die oft gegebene Begründung der Imparität mit der nicht genügenden Bildung der katholischen Beamten in keiner Weise stichhaltig ist. In diesem Zusammenhang macht der Verfasser auf ein ‚Schuldkonto‘ des katholischen Volksteils aufmerksam, das bislang wohl nicht genügend gewertet worden ist: nämlich die sehr geringe Beteiligung an der Unteroffizierlaufbahn. Etwa die Hälfte der mittleren und der größte Teil der Unterbeamten gehen aus dem Unteroffizierstande hervor; viele Söhne dieser Beamten, die zumeist in Städten domiziliert sind, widmen sich dem Studium. Wenn durch diese Verhältnisse die Katholiken zurückgedrängt werden, so ist das ihre eigene Schuld. Zustimmung verdient auch die Meinung des Verfassers, daß die Zurückhaltung der Katholiken von dem Offizierberuf eine Quelle unserer Schwäche ist und weder mit finanziellen noch mit ethisch-religiösen Gründen gerechtfertigt werden kann.

So gibt der Verfasser nicht nur das Maß der Zurücksetzung des katholischen Volksteils an, sondern zeigt auch Wege zur Besserung. Die preußischen Katholiken werden diese Winke sorglich beachten müssen. Das Studium seines Werkes aber muß auch den Nichtkatholiken empfohlen werden, handelt es sich doch um eine Frage, die unser ganzes Volk berührt und deren Lösung schicksalbedeutend werden kann. Grunenberg hat eine gute Grundlage für die sachliche Erörterung der Paritätsfrage gelegt; wenn die Diskussion mit der gleichen Sachlichkeit geführt wird, muß sie positiven Gewinn bringen.

Diese im Juli 1914 niedergeschriebene Besprechung konnte damals hier nicht mehr veröffentlicht werden, weil auch für diese Zeitschrift die ‚Kriegsaufgaben‘ alle andern Interessen zurückdrängten. Unterdes haben wir begonnen, unsere Gedanken darauf zu richten, wie es nach dem Kriege — dessen Ende heute leider noch nicht abgesehen werden kann, aber doch einmal kommen muß — mit den innerpolitischen Verhältnissen in unserm Vaterland bestellt sein wird, und jede dieser Betrachtungen wird von der Bestimmung ausgehen müssen, wo wir vor dem Kriege gestanden haben. In der ersten Kriegszeit sind wir vielleicht geneigt gewesen, über dem Erleben der großen ‚neuen‘ Zeit die Tatsache etwas zu vergessen, daß sogar das gewaltige Kriegserleben nicht das frühere einfach aus der Welt bringt — heute ist auch die Beurteilung der zu erwartenden Wirkungen der Kriegszeit nüchterner geworden. Es darf deshalb jetzt an das Grunenberg'sche Buch erinnert werden, dessen Thema ganz gewiß durch die Kriegszeit nicht ‚überholt‘ worden ist.

Wenn der Krieg selbst weitere Beiträge zu der Paritätsfrage geliefert hat, so verbietet es sich vorerst aus verschiedenen Gründen, darauf einzugehen und etwa zu versuchen, Ergänzungen oder eine Art Nutzanwendung anzufügen; vielmehr halte ich es für zweckmäßig, an der ursprünglichen Niederschrift nichts zu ändern und nur hervorzuheben, daß sie keine Beziehung zu der Kriegszeit hat. Erwähnen möchte ich noch, daß in der ‚Zeitschrift für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik‘ (Nr. 23/24 vom 15. Dezember 1915) der bekannte Statistiker Dr. Otto Most, der Protestant ist und politisch auf liberalem Boden steht, dem Grunenberg'schen Buche eine ‚im allgemeinen wohl anzuerkennende Objektivität‘ zuzuerkennen sich veranlaßt gesehen hat, er nennt es einen ‚beachtenswerten, neuartigen und gründlichen Beitrag zu einem konfessions- wie verwaltungspolitisch gleich bedeutsamen Problem‘. Br.

Literatur

Volkskunst. **Wenn einer sich bei** diesem bloßen Schlagwort abwendet und alle Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, dem Volke Kunst zu vermitteln, belächelt, so kann man ihm das nicht allzusehr verargen. Die Mißerfolge auf diesem Gebiete sind zu groß, und die Macht des Schundes gegenwärtig zu gewaltig. Und gleichwohl wird es immer wieder idealgerichtete Menschenfreunde geben, die dem ironisch-hochmütigen: ‚Laßt jedem seine Freude!‘ das hilfsbereite, gütige: ‚Mich erbarmt des Volkes‘ entgegensetzen. Diese letzteren sind dem freigeistigen, philanthropisch gerichteten Bürgertum, dem klassenbewußten Sozialismus entwachsen und schließlich auch den katholischen Kreisen, die sozial arbeitende Vereine führen. Es ist gewiß interessant, daß eine im Verlag einer großen Arbeiterzeitung* erscheinende Monatsschrift sich ‚Volkskunst‘ nennt. Sie hat ihre Geschichte und ist der jüngste Versuch, namentlich auf dem Gebiete des Vereinstheaters etwas Erzieherisches zu leisten. Und man darf sagen, sie ist die erste, die ihrer Aufgabe gewachsen, von unerbittlichen Richtern geleitet ist und jeden Kompromiß mit dem Schund ablehnt. Auch wird sie ihrem Titel insofern gerecht, als sie ihre Absichten nicht allein auf Hebung des Theaterwesens beschränkt, sondern sehr beachtenswerte Versuche macht, die in Vereinen versammelten Mengen des Volkes edel zu unterhalten und durch die besten Bildungsmittel zu fördern und zu bereichern. Die schöne Literatur ist für die Katholiken immer noch das Aschenbrödel. Man glaubt nicht so recht an ihre Macht. Sie ist weiten Kreisen, auch der Oberschicht, mehr eine Spielerei als eine der Urgewalten. Es gibt allzuviele führende Persönlichkeiten, die sich rühmen, Literatur nicht zu lesen und mit einem gewissen mitleidigen Lächeln von ihrem Jus canonicum, ihrem Bürgerlichen Gesetzbuch und ähnlichen wuchtigen Gedankenkolossen auf jene herabblicken, die ihre Zeit mit ‚schöner Literatur‘ vertun. Da man in der Kunst nur Unterhaltung sucht und sieht, glaubt man in ihr etwas Weichliches, Schwächliches, eine Konzession an zarte Gemüter sehen zu müssen. Dazu kommt, daß der Geist der Askese in den Klöstern manchmal gegen eine richtige Pflege der Dichtkunst streitet. Es ist ja das ein alter Konflikt: Soll die Abtötung bei der Entsagung von Speise und Trank, Familie und Gesellschaft stehen bleiben oder soll sich ihr Adept auch gegen die Kunst verschließen? Die Klöster des Abendlandes freilich haben in alter Zeit die schöne Literatur als Nahrung des Geistes vielfach neben die religiöse gestellt und ihren echten Bildungswert anerkannt. Wenn man beispielsweise liest, wie eine heilige Radegunde Latein und Griechisch pflegt, die Kirchenväter liest und einen Dichter wie Venantius Fortu-

* Westdeutsche Arbeiterzeitung. M.-Gladbach. Schriftleiter Emil Ritter.

natus bis an ihr Lebensende hegt und fördert, während sie gleichzeitig die härteste, ja grausame Selbstzucht übt, so möchte man jene Kreise, in denen sie sich bewegte, wegen ihrer Bildungsfreundlichkeit beneiden. Bekannt ist ja die Unbefangenheit, mit der auch mittelalterliche Frauen die Dichter pflegten. Es war gewiß die Unbefangenheit der Kraft und Gesundheit. Unsere moderne Zeit ist auf der einen Seite schrankenlos, auf der anderen überempfindlich geworden. Wer durch Erfahrung weiß, mit welcher Kleinlichkeit bei Empfehlungen von wertvollen Werken man häufig rechnen muß, wie das Natürlichste als anstößig zurückgewiesen wird, der verzweifelt solchen Hütern der Volksgesundheit gegenüber an dem Erfolge einer Propaganda des wahrhaft Edlen und Tiefen. Den so Behüteten selbst aber ergeht es wie den Zöglingen, die alle Augenblicke aus entrüstetem Bonnemund hören müssen: ‚Aber das ist doch nicht anständig!‘ Sie tun mit Entzücken sobald als möglich das Unanständige. So kann man denn nicht selten beobachten, daß Jünglinge und Mädchen, die jahrelang mit der allerzimperlichsten Literatur aufgepäppelt wurden, sofort nach ihrer Entlassung nur mehr die ‚allermodernste‘ in sich aufnehmen. Die ‚gute‘ Nahrung war nicht gesund. Darum ziehen sie die schlimme vor. Sie haben nie eine wahrhaft gute kennen gelernt, darum verachten sie nicht nur die ihnen als gut anempfohlene, sondern entfremden sich aus dem Instinkte der Auflehnung gegen Unechtheit und Unfähigkeit ein für allemal gegen alles, was aus den Kreisen ihrer Erzieher stammt. Sie sind bisher mit moralisch einwandfreiem Schund erzogen worden. Jetzt lesen sie gut gemachte Bücher ohne Rücksicht auf moralische Bedenken. Es ist nicht nur das Pikante, was sie reizt, sondern die augenscheinliche Kraft und das hohe Können, die überall zutage treten und die sie dem schlecht und schwach Erzeugten vorziehen. Wenn man Gelegenheit hat, verschiedene Institute einzusehen, so findet man, daß auch Zöglinge, die daran sind, in das Leben hinauszutreten, fast nur kleine Blättchen kennen, Zweckliteratur, aber keine der großen führenden Zeitschriften. Höchstens noch eine meist mit Polemik angefüllte Literaturzeitschrift sehr einseitigen Gepräges. So kommen sie also in betreff eines wichtigen Bildungsmittels vollständig unberaten und unkundig in die Welt hinaus. Die Blätter, die sie bisher sahen, werden sie später gewiß nicht mehr halten, auch werden sie es kaum wagen, dieselben in Gesellschaft zu verteidigen. Es würde ihnen auch schlecht gelingen. Natürlich greifen sie dann zu den Allerweltszeitschriften, die eine unentrinnbare Reklame machen. Hätten sie sich heranreifend an Gutes, jeder Konkurrenz Gewachsenes, gewöhnen können, so würden sie ihm treu geblieben sein. Denn nur das Schwache und Minderwertige pflegt man satt zu bekommen.

Wenn man also im Volke Verständnis für Kunst sehen will, so muß dieses zuerst in den Kreisen der Volksbildner lebendig sein. Man braucht nur alte Pfarrerbibliotheken (um von anderen ganz zu schweigen) mit modernen zu vergleichen, so wird man finden, daß der literarische Bildungsstand in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Der Realismus hat wie eine grobe, üppig wuchernde, schnell nutzbare Pflanze die feineren Edelsorten des Geisteslebens überschattet. Man findet soviel unmittelbar in praktische Werte Übersetzbares, da der Weg über die großen Dichter und Denker zu schwierig und zeitraubend erscheint. Man müßte erst wieder den Glauben aufwecken, daß das Rüstzeug, das aus den Kammern der Großen geholt wird, für ein langes Leben ausreicht, während man die ephemeren Erzeugnisse für den Augenblick wohl brauchen kann, dann aber in die Rumpelkammer werfen muß. Die tieferen Werte bedeuten keine Schlager, die der Komiker und Rezitator für alko-

holbeschwerte Menschen noch verwerten kann, sie bedürfen der Vorbereitung wie ein Acker, der edle Saat aufnehmen will. Aber wenn unsere Fluren aus Weide- und Jagdland zu Weizenfeldern geworden sind, sollten wir nicht auch unser Volk aus primitiven Geistesgenüssen zu höheren erheben können? Gewiß wird es gelingen, wenn die gebildete Schicht, die sich um das Volk kümmert, erfüllt ist von Begeisterung für das wahrhaft Schöne und vom Glauben an seinen veredelnden Wert. Solange aber das Gros der führenden Kreise seinen Stolz nur in praktischem Können sieht und in dem, was es an Literatur genießt und nicht genießt, seine volle Verständnislosigkeit der Kunst gegenüber zeigt, ist von einer Volkskunst, wie sie die eingangs erwähnte ‚Volkskunst' anstrebt, gar nicht zu reden. D.

Theater

Berliner Theater. Wann immer ich Herrn Sudermann von seinen Freunden der Berliner Kritik behandelt sah, und es geschah nicht gerade mit Samthandschuhen, konnte ich mich zumeist eines Gefühls des Mitleids nicht erwehren. Tut der Mann nicht sein Bestes? konnte man sich fragen, und machen seine Werke nicht immerhin mittleren Ansprüchen einige Freude? — Aber die Sache liegt doch nicht so einfach. Sieht man nach längerer Zeit wieder einmal ein Stück von ihm auf den Brettern, so erkennt man bald, daß in der neueren deutschen Literatur kein zweiter derartig grobkörniger Talmi-Onkel mit bedenklichen Geschmacksmitteln Erfolg einheimst. Schon der Titel seines neuesten Dramas reizte mich; es handelt sich um eines aus dem vor dem Kriege entstandenen Zyklus: ‚Die entgötterte Welt'. ‚Götter' und ‚Gutgeschnittne Ecke' klingt nicht gut zueinander, selbst wenn die Begriffe als Gegensatz gedacht sind. Ich konnte zudem anfangs mit dem für ein Drama unappetitlich feuilletonistischen Titel keinen rechten Sinn verbinden, bis die Dichtung mich belehrte, daß es sich um ein ‚Grundstück' handelt. Die Arbeit führt uns in die Welt der Schieber und des Bauschwindels. So ist die Wahl des Motivs an sich schon eine nicht ganz saubere; denn zwischen diesem und der Behandlungsart der Dichters tut sich nicht eine hinreichende Kluft auf, sichtbar gemacht durch die überlegene Statuierung eines Problems, das den Dichter uns in seiner ganzen Art als von der durch ihn gegeißelten Welt getrennt und zum Ankläger berufen erscheinen ließe, der in der Tat von ihr so verschieden, daß er uns mehr nur die Idee ihrer Gemeinheit zeigt und dadurch ihren Anblick im Spiegel des Geistes erträglich macht, nicht aber mit einem gewissen Behagen den Sumpf des Alltags selbst aufdeckt, in dem diese Amphibien und Reptilien ihr gefährliches Dasein fristen. Der Griff erscheint auch dadurch nicht erhöht, daß Sudermann diese stumpfeste Lebenssphäre mit der der modernsten, in vielem angreifbaren Kunst verquickt und den bekanntesten Berliner Kunsthändler in durchsichtiger Maske als ‚Kunstschieber' auf die Bühne bringt. So einfach sind diese Dinge doch nicht; mag jener Kunsthändler auch jenem Milieu entsprossen sein, so unterscheidet er sich doch noch von den Konsumenten, mit denen er arbeitet; die modernste Kunst aber, wo sie nur original auftritt, hat doch ganz andere Entstehungsbedingungen als die Welt, die Sudermann sieht und die allerdings hier in Berlin größtenteils zu ihren Bewunderern zählt: Berlin W.W. Der Kritiker eines liberalen Berliner Blattes glaubte verkappten Antisemitismus in dem Stück entdecken zu müssen und höhnte den Dichter wegen mangelnden Mutes, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Aber so steht es nicht bei Sudermann. Man ist vielmehr der Empfindung, und da liegt der ganze

Nachteil des Stückes, der Mangel an sittlicher Wirkung sowohl, wie das Unzulängliche seiner Durchführung: wie es unter Juden Sitte ist, daß sie selbst ihre Schäden offen, wenn auch mehr nur witzelnd beim Namen nennen, ohne die wirkliche Absicht einer gründlichen Reform, die ja auch außerhalb ihrer Möglichkeit läge, nicht aber dulden, daß ein anderer, nicht zu ihnen Gehöriger das Gleiche sagt: so ist man der Empfindung, daß hier einer im Grunde seine eigenste Umgebung schildert — wenn er auch, obgleich er ihr mit Haut und Haaren angehört, nicht an ihren schlimmsten Gepflogenheiten Anteil hat, da sie sich bei ihm in Kunst umsetzen —, und sie darum bei allen Vorwürfen so schildert, daß diese Welt sich durch ihren Dichter nicht verletzt, vielmehr angenehm unterhalten fühlt. Da liegt nämlich der große Irrtum Sudermanns: nicht die modernste Kunst, die er tadelt, und die leider von jenen Kreisen mit Beschlag belegt worden ist, ist der eigentliche Ausfluß ihres Geistes (oder höchstens in ihren nachahmenden Auswüchsen), die eigentlichste Kunst dieser Umwelt ist die Kunst Sudermanns. Er ist der Hausdichter dieser Kreise, d. h. dieser im Grunde philiströsen, bourgeoisen Fäulnis, die nur bei entarteten Sprossen ins ‚Moderne' ausschlägt, weshalb sie sich durch ihn auch nicht verletzt fühlen. — In ihm setzt sich das bedenkliche Empfinden dieser Gesellschaftsschicht nicht nur in Kunst, sondern in entrüstete Kunst um. Bezeichnend ist, daß die gröbste Gestalt, der Bauschieber Dänsch, dem Dichter am echtesten gelang. Aber Brandstetter, der Idealist, gehört im Grunde ganz derselben Umwelt an, er ist der verfeinerte Grad, ihr Idealist. Brandstetter ist Sudermann. Um Menschen handelt es sich in dem Stücke aber überhaupt nicht. Es blieb bei Schemen von Typen. Es stehen sich hier nicht wirklich individualistische Träger entgegengesetzter Gesellschaftsklassen und Lebensideale gegenüber, — sie reden nur ein jeder ein anderes Programm, und die Art, wie sie es tun, beweist, daß sie alle vom gleichen Holze sind, und der Dichter, der sie reden läßt, mit ihnen. Und der gröbste, Dänsch, gelang am handgreiflichsten. Selbst wenn nach der Meinung des oben angeführten liberalen Blattes die Figuren mit germanischen Namen maskiert seien: Dänsch müßte ihn behalten. Und es ist, wenn man derart Masken lüften will, vielleicht als der gelungenere Zug des Dichters hier anzusehen, daß er als die gröbste Gestalt dieser materialistischen Zeit den slawisierten Preußen einführt; der befaßt sich noch nicht mit Kunst — während die feineren und um so gefährlicheren Äußerungen der Korruption von dem ‚anderen' Teil dieser Gesellschaftsschicht geführt werden. — Das Thema ist kurz dieses: Brandstetter, Besitzer eines Verlagshauses, Stadtverordneter, beabsichtigt, ein Volkstheater zu gründen. Er ist von edlen Motiven getragen. Bei den Verhandlungen um das Grundstück, in denen die ‚gutgeschnittne Ecke' des Herrn Dänsch die wichtigste Rolle spielt, wird er jedoch von den Spekulanten zu Fall gebracht, indem sie ihre eigenen niedrigen Triebe ihm unterschieben: er hat einen Sohn, der schreibt Theaterstücke; dem hat er, so heißt's, den Direktorposten zugedacht; und seine eigene Nichte, von ihrem ‚Dämon' getrieben, bildet sich zur Nackttänzerin aus, seine Tochter malt futuristische Bilder: so leitet das Haus des Idealisten als Übergang zur anderen Partei, der geistigen, der am heftigsten gegeißelten Korruption. Aber im Grunde ist, wie wir sagten, alles eins: der Dichter wie der Idealist Brandstetter — dessen Tochter und Nichte schon sichtbar entarten —, sind von gleichem Holz, nur weniger derb geschnitzt, und der Konflikt an sich ist so dürftig wie nur denkbar, weil es dem Dichter an geistiger Überlegenheit und Distanz fehlt und

dieser Brandstetter kein Mensch ist: er ist der Schatten der vorübergehenden besseren Rührung der Gesellschaftsschicht, gegen die er kämpft, und mit der er sich zum Schluß gerührt aussöhnt. — Das Unterhaltende an der Arbeit Sudermanns ist die nicht ungeschickte feuilletonistische Ausgestaltung des Äußeren der einzelnen Figuren, wobei er aber in Geschmack, Witz und Ton sich immer innerhalb der Grenzen eines ‚Berliner-Tageblatt'-Plauderers hält. Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß diese Gesellschaftsschicht, ich meine Berlin W.W. in der Gestalt dieses slawisierten Preußen ihren Hausdichter fand, vielleicht gerade weil er wie Dänsch die weniger echte Seite des Deutschtums vertritt: denn dieses slawische Kontingent im Preußentum hat jenem ‚anderen' Teil wohl hauptsächlich die ungehemmte Bewegungsfreiheit ermöglicht.

Reinhardt fügte seinem bisherigen Shakespeare-Zyklus den Macbeth in einer gelungenen Darstellung ein. Vielleicht stand er bisher davon ab, weil es ihm an der entsprechenden Vertreterin für die Lady fehlte — die hat er nun in der vielbewunderten Hermine Körner, vielleicht der anziehendsten Schauspielerin, die augenblicklich die Reichshauptstadt birgt. Man fand ihre Auffassung der königlichen Mordanstifterin neu und befremdlich, weil sie fern der überlieferten Theaterdämonie als Lady mit blonden Zöpfen in Erscheinung trat, und glaubte darin eine Verkleinerung, Lieblichkeit und Naivität zu sehen. Eine arge Täuschung, und ich finde, sie kam dem Urbilde, wie es vom Dichter gewollt, sehr nahe; mag auch jede Zeit dem herrschenden Frauentypus und der Frauenauffassung nach die Gestalt verkörpern: Hermine Körner erinnerte an eine Figur von Ibsen oder Strindberg, doch ohne die Mörderin ins modern Neurasthenische zu übertragen und ihr die innere Größe zu nehmen, die den Typen der neueren Dichter fehlt. Sie war ein Weib, wie Strindberg das Weib sieht; kalt und böse im Ehrgeiz von Natur, und ein solcher Typus ist die Lady auch bei Shakespeare, nur vergrößert durch die Zeit und den romantisch-lyrischen Schwung, der den heutigen Dichtern mangelt. Doch das Ehepaar Macbeth sind vielleicht die Gestalten Shakespeares, denen noch am wenigsten von der Größe der Vergangenheit und darum auch tragischer Wirkung anhaftet. Ich kann in ihm nichts anderes sehen als ein ziemlich unkompliziertes Paar von Durchschnittsmenschen, das aus Ehrgeiz zum Verbrecher wird: ein Motiv, das eine höhere Anteilnahme und tragische Wirkung ausschließt, die ich denn auch bei jeder Macbeth-Aufführung vermisse. Ich finde, dieses anerkannte Meisterwerk Shakespeares, das seines lyrischen Schwungs und seiner psychologischen Durchbildung wegen als Buchdrama so fesselt, wirkt von der Bühne nicht und ist undankbar für den Schauspieler. Es kommt zu keiner eigentlichen Steigerung, Entladung, Befreiung, weil das Thema, d. h. der Beweggrund des handelnden Charakters, keine zuläßt. So bleibt die meisterhafte Schilderung der Zustände auf einer verhältnismäßig gleichmäßigen Höhe, die erregt, aber nicht hinreißt und befreit, und ist in ein mystisches Halbdunkel getaucht wie bei einem Rembrandtschen Gemälde, dem auch die scharfen Konturen des dramatischen Pathos fehlen. — Die Aufführung bot viel Treffliches. Wegner hat seinen Macbeth, den er früher am Hebbel-Theater spielte, durchgebildet und hatte gelungene Augenblicke. In der Mimik wäre diesem Künstler mehr Freiheit und Natürlichkeit zu wünschen. Hinsichtlich der Inszenierung hatte Reinhardt auf die Drehbühne verzichtet und sich der dreigeteilten ‚Münchener Shakespeare-Bühne bedient, auf der ein Vorhang den zweiten Plan vom dritten scheidet, um den Szenenwechsel zu beschleunigen. — Die Bankettszene war viel-

leicht etwas zu modern illuminiert. In ihr und in der Ankündigungsszene, da die Lady den Brief ihres Gemahls liest, hatte Hermine Körner ihre überraschendsten Impulse. Rudolf Klein Diepold.

Musik

Zum Gedächtnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Wenn in diesen Tagen die Heldengestalten aus den ruhmreichen Kämpfen vor hundert Jahren in unserem Gedächtnis wieder aufleben, so begegnet uns unter ihnen ein Mann, dessen Name aufs engste mit dem gewaltigen Völkerringen von damals verknüpft ist, und der trotzdem auch in der Geschichte der Tonkunst einen Ehrenplatz verdient. Es ist das Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Neffe Friedrichs des Großen und glühende Hasser Napoleons, der seine Vaterlandsliebe durch den Heldentod im Gefecht bei Saalfeld am 16. Oktober 1806 besiegelte. Ein Kopf von vielseitigster Begabung: ein ausgezeichneter, tapferer Soldat, ein weitschauender Politiker und dabei ein begeisterter Freund von Kunst und Wissenschaft mit selbständigem schöpferischem Talent im Felde der Musik. So konnte ihm neuerdings im Rahmen von Breitkopf & Härtels Musikbüchern Elisabeth Wintzer eine knapp gefaßte Lebensbeschreibung widmen, die mannigfachstes Interesse erweckt. Wir lesen da von manchem kecken Kriegerstücklein des beim Heere ungemein volkstümlichen prinzlichen Offiziers, wir lernen seinen staatsmännischen Scharfblick kennen, der ihn bereits damals einsehen ließ, daß Preußen und Österreich einen ‚Germanischen Bund‘ schließen müßten, um Rußland auf der einen und Frankreich auf der anderen Seite abzuwehren. Wir verfolgen des weiteren mit Teilnahme die menschlichen — oft allzumenschlichen — Geschicke Louis Ferdinands, und wir können endlich die Entwicklung der musikalischen Talente des Prinzen bewundern und damit der Seite seines Wirkens nähertreten, die in gewissem Sinne heute noch lebendig ist; sind doch erst vor zehn Jahren die Kompositionen Louis Ferdinands in monumentaler Gesamtausgabe bei Breitkopf & Härtel durch Hermann Kretzschmar wieder neu veröffentlicht worden und haben seither achtsamste Anerkennung gefunden.

Der Prinz genoß von Jugend auf guten musikalischen Unterricht und hatte auch in späteren Jahren stets treffliche musikalische Berater um sich, und zwar neben kleineren Talenten, wie Himmel und Dussek, zeitweise sogar einen Louis Spohr. Der Kronzeuge für seine musikalische Begabung ist aber kein geringerer als Beethoven, der bekanntlich, als er Louis Ferdinands Klavierfantasien hörte, die Äußerung tat, dieser Prinz spiele gar nicht prinzlich oder königlich, sondern wie ein echter Musiker. Es mag das Fühlen einer gewissen künstlerischen Geistesverwandtschaft gewesen sein, das den Meister zu solcher bei der skrupellosen Strenge seines Urteils ganz ungewöhnlicher Anerkennung veranlaßte. In der Tat gehört Louis Ferdinand als Musiker zu Beethoven. Zunächst weil er einer der frühesten verständnisvollen und begeisterten Verehrer des Meisters war. Unter den mannigfachen Anekdoten, die dies erhärten, sei hier nur eine besonders charakteristische nach Elisabeth Wintzers Erzählung als Beispiel mitgeteilt.

‚Louis Ferdinand kam im Jahre 1794 auf einer Reise zum Fürsten Lobkowitz, der auf seinen Gütern in Randnitz und Eisenberg in Böhmen lebte. Dieser musikliebende Fürst, der sich so um Beethovens Werke verdient machte, hielt ein eigenes Hausorchester zur Aufführung der neuesten Werke des Meisters. Damals hatte gerade die „Eroica“ bei ihrer ersten öffentlichen Aufführung eine Niederlage erlitten. Noch war das Publikum nicht reif für Beethoven. Da plante Fürst Lobkowitz eine Überraschung für Louis Ferdinand: er ließ ihm die „Eroi-

ca" aufführen. „Mit gespannter Aufmerksamkeit, die sich mit jedem Satze steigerte", hörte der Prinz zu, seine Begeisterung kannte keine Grenzen: als man geendet, bat er um eine Wiederholung! Und als eine Stunde vergangen war, ließ er sich das große Werk zum dritten Male vorspielen! So legte Louis Ferdinand den Grund zum Populärwerden seines großen Meisters.'

Aber auch im Stil seines eigenen Schaffens kam er Beethoven überraschend nahe. Und zwar keineswegs im Sinne einer plumpen Nachahmung, sondern durch den geistigen Gehalt. Prinz Louis Ferdinand hat fast nur Kammermusikwerke — Trios, Quartette, Variationen usw., im ganzen beiläufig ein Dutzend Opus-Nummern — hinterlassen, von denen hinwiederum die langsamen Sätze am höchsten stehen: und hier ist nun der geistige Berührungspunkt mit Beethoven gegeben. Wie im Beethovenschen Adagio das Pathos der Klopstockschen Epoche eine innerlich gereifte und vertiefte Nachblüte erlebt, so klingt auch bei Louis Ferdinand dieser Ton verstärkt an; am ausgeprägtesten zeigt sich das in den — künstlerisch überhaupt am höchsten stehenden — Klavierquartetten Werk 5 und 6, deren edel gesangvolle langsame Sätze gleichsam die Vorahnung des tragischen Geschicks ihres Schöpfers durchzittert. Solch weihevolle Verklärung tiefster Schmerzensstimmungen in schlichtester Ausdrucksweise mit romantischen Schlaglichtern findet sich in der Zeit nur bei Beethoven und Louis Ferdinand — bei keinem dritten! Und damit ist die ganze ungewöhnliche Bedeutung unseres Hohenzollern-Künstlers wohl zur Genüge gekennzeichnet. Aus vollem Herzen läßt sich darum unserer neuen Biographie Louis Ferdinands zustimmen, wenn sie die Schilderung des musikalischen Schaffens ihres Helden mit den Worten beschließt: ‚Sie wird wieder aufleben, diese durch und durch volkstümliche Musik in der Zeit der neuen deutschen Kultur, der wir entgegengehen und zu der die geschichtlichen Ereignisse vor hundert Jahren eine Saat waren, für die mit vielen anderen auch Louis Ferdinand sein Blut vergoß.'

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Joseph Eberz ist der Urheber der Zeichnung, die an der Spitze dieses Heftes als Kunstbeilage wiedergegeben ist. Das Werk entstammt einer Folge von 15 litographierten Blättern, die unter dem Titel ‚Kämpfe' in einer Mappe vereinigt, zu den beachtenswerten Erscheinungen sogenannter Kriegskunst zählen. Der Künstler, der vornehmlich auf dem Gebiet der religiös-kirchlichen Malerei tätig ist, gehört jenem noch kleinen Kreis ernst Schaffender an, der durch eine Kunst des Ausdrucks in Form und Linie sich frei zu ringen sucht von der konventionellen Sprechweise nicht bloß der klassischen Epigonenkunst, sondern vor allem auch all jener neuzeitlichen Befreiungsexperimente, die sich nach äußerlichen Gesichtspunkten und Techniken bald Realismus, bald Naturalismus, bald Impressionismus nannten. Nun ist mit der sog. Ausdruckskunst oder dem Expressionismus zunächst zwar auch nur wieder ein neuer Ismus ins Leben getreten; denn im Grunde war große und echte Kunst aller Zeiten immer und in erster Linie auch Ausdruckskunst, und wer dieser Tatsache eine theoretische Formel mit Ausschließlichkeit und programmatischem Eigensinn unterlegt, beweist damit, wie sehr ihm noch das rechte Verständnis der Totalität eines Kunstwerkes fehlt. Daß man heute mit dieser Formel operiert, ist nur als eine Reaktionserscheinung verständlich, insofern als man damit eine bisher bewußt der natura-

listischen oder impressionistischen Theorie zuliebe vernachlässigte elementare Forderung jeder tieferen künstlerischen Anlage hervorheben möchte. Es ist Schicksal und Kennzeichnung aller mittleren, anlehnungsbedürftigen und unselbständigen Talente, von denen die Welt voll ist, daß sie sich schnell und leicht solchen stets mit ähnlich gerichteten Zeitforderungen parallel gehenden Theorien überantworten, dann aber auch bloß das darin Geforderte in ihrem Hervorbringen ausprägen, in gewissem Sinne demonstrativ hervorkehren. Auf solche Weise entstehen dann Werke, bei denen man auf den ersten Blick die Zugehörigkeit zur Richtung und Schule erkennt, von der sie ausgehen, und die der also Abhängige nur bei starker Begabung einmal überwindet. Daß dies bei Joseph Eberz der Fall wäre, möchten wir wünschen und hoffen. Es liegt, wie auch das Bild ‚Zwei Mütter' erkennen läßt, in ihm die Fähigkeit, Gefühl nicht nur bloß subjektiv empfindsam, sondern in solchen Linien und Formen auszusprechen, die sich mit sachlicher Selbstverständlichkeit dem Beschauer darbieten und der tektonischen Geschlossenheit des jeweiligen Werkes keinen Eintrag tun. Was wir bei ihm noch vermissen, ist der Wille zur zeichnerischen Durchbildung und Bewältigung auch der scheinbar untergeordneten Teile, die es beim echten Kunstwerke niemals in dem Sinn geben kann, als ob nicht überall gleichmäßig künstlerische Gewissenhaftigkeit und Formstrenge zur Geltung kommen müsse, was übrigens nicht gleichbedeutend ist mit der Ausführung im einzelnen. So ist z. B. auf dem erwähnten Bilde bei der hingeschmiegten Gestalt mit dem Kopftuch die untere Partie von den Knien ab von geringem Ausdruck und fast leer und tot, während die sitzende Mutter eine zart und tief durchempfundene Gestalt ist. Noch mehr ließe sich in dieser Hinsicht sagen von dem zweitbesten Blatt der Folge, dem einsam sterbenden Krieger, worin neben groß Gewolltem fast auch alle Unarten und formalen Roheiten dieser Richtung offenbar werden. Der landschaftliche Rahmen, in den die Einzelbilder aus der Tragödie dieses Krieges jeweils hineingestellt sind, hat meist räumliche Größe und Bedeutung und betont die seelische Note des Bildes in seiner Weise. Obwohl bei den meisten Blättern andeutende Attribute von Kampf und Krieg vermieden oder doch nur soweit gegeben sind, als sie streng zur Sache gehören, ist, wie dies das Blatt ‚Zwei Mütter' deutlich macht, der Inhalt des Bildes dennoch eindrucksmäßig klar und bestimmt, d. h. wir sind auch ohne alles erzählende Beiwerk uns unmittelbar der Eigenart der Umstände und des Vorganges bewußt. In dieser Tatsache liegt eine Bewährung typisierender Fähigkeit, die uns nicht zuletzt im Hinblick auf die Aufgaben religiös-monumentaler Kunst, denen sich dieser noch junge Maler bereits zugewendet hat, mit Erwartungen erfüllt.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Ed. von Steinle / Hungrige ſpeiſen.





Dreizehnter Jahrgang Juni 1916

Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg

Von Max Scheler

IV. Neue Lage und neue Aufgaben.

1. Unsere Begegnung mit den Zurückkehrenden.

Allen Fragen voran — besonders allen Fragen mehr politischer Art — steht eben darum die religiös-ethische: Wie sollen wir denen begegnen, die aus dem Kriege zurückkehren, — zurückkehren mit aufgewühlten Seelen, auf alle Fälle gesteigerten religiös-metaphysischen Sinnes — fragend, zweifelnd und doch mit einem neuen Selbstgefühl durchwoben, das sich nicht durch spitzfindige Beweise und nicht durch Forderung kindlicher Unterwürfigkeit wird abspeisen lassen, das vielmehr männlich von uns verlangen wird eine klare, überzeugende ernste Deutung der geschauten und gelittenen furchtbaren Realität und Angabe von Wegen, sie zu heilen. Das ist keine Frage landläufiger Apologetik, sondern eine Frage der *geistigen Mission* des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche.

Viele sind der Wege und Seitenwege zum wahren Glauben — so viele als das Göttliche selbst Wege und Seitenwege besitzt, zu uns und zu unserem Herzen zu gelangen. Auch für bestimmte historische Weltsituationen sind diese Wege nicht die gleichen. Für diejenige Situation, in der wir uns befinden, ist der Weg über das christliche *Ethos* der nächste und gegebene. So meint es wohl auch die höchste kirchliche Autorität, die in einer der großartigsten und tiefsten ihrer Kundgebungen die christliche *Liebes-*

idee und ihr Ideal in den Mittelpunkt gestellt hat. Nach Liebe hungert die Welt wie nie zuvor, und wer zu ihr die Herzen wecken, wer ihr die rechte Richtung auf den rechten Wegen geben kann, der rechtfertigt auch den Glauben mit, der die Kraft hat, sie also zu geben. Schon diese so einfache Tatsache gibt unserem Glauben eine besondere göttliche Mission in dieser Zeit und legt uns eine besondere Verpflichtung auf. Denn ist nicht — wie besonders Möhler in seiner Symbolik ausgeführt hat — der Wurzelpunkt der Differenz zwischen unserer und der protestantischen Auffassung der Kirche in der Heilsbedeutung gegründet, welche die Liebe im Gefüge der religiösen Akte hier und dort besitzt? Und ist es nicht für die Wiederbefreundung der Völker ebensosehr wie für die Fortbildung des typischen Bildes des Deutschen im Bewußtsein des Auslandes, desgleichen für die Heilung der Schäden, die der Krieg in jedem Lande geschlagen hat, von der höchsten Bedeutung, daß die gewaltige Kraft, die in der rechten, von allem bloßen Humanitarismus scharf unterschiedenen religiösen Liebesidee dann liegt, wenn sie mit dem konkret zur Kirche ausgestalteten Prinzip der sittlichen Stellvertretung Aller mit Allen in Schuld und Verdienst vereinigt ist, sich auf eine neue Weise, klar und fest sowohl in Begriffen wie in der Praxis darlege? Die Moral bloßer Pflicht, Arbeit, Pünktlichkeit, Gesetzlichkeit auf individualistischer Grundlage, die unserer Jugend, sei es in den Formeln Kants oder in anderen, bisher gelehrt und gepredigt wurde, ist nicht nur theoretisch unhaltbar;* daß sie nicht zureicht, das ist jetzt auch ihren früheren Bekennern fühlbar geworden. Auch handelt es sich hier nicht um unfruchtbare Ermahnungen zu einer abstrakten Menschenliebe, sondern um die Wiedergewinnung der metaphysisch-religiösen Überzeugung, daß Liebe auch die Urkraft faktisch ist, die den Weltzusammenhang trägt, daß aus diesem Bekenntnis mit Notwendigkeit eine ganz bestimmte Kirchenidee hervorgeht, und um den wahrhaften anschaulichen Aufweis der packendsten Beispiele von Menschen und solchen Institutionen, die nach dieser Überzeugung eingerichtet waren und nach denen das Leben wahrhaft gelebt wurde.

Man gebe unserer Jugend möglichst einfache und großzügige Darstellungen dieses Tiefpunktes unseres Glaubens in die Hände und beginne alle weitere Sinneslenkung durch die allmähliche Erweiterung der Folgerungen, die sich hieraus ergeben. Überhaupt ist es ja von großer Wichtigkeit, daß man in aller Begegnung mit den neu aufgewühlten Gemütern nicht die abgeleiteten Dogmen, Lehren, Gebräuche zuerst oder en bloc mit den unserer Situation entsprechenden einfachen und höchsten Grundideen unseres Glaubens in den Vordergrund stelle, sondern vielmehr diese einfachen Grundideen selbst immer neu herausarbeite und immer nach Abmessung der inneren Ferne und Nähe, die jemand zu unserer Welt-

* Vergl. des Verfassers ‚Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik', I. und II. Teil im ‚Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung', Halle, Niemeyer, 1916.

anschauung schon besitzt, auch das bemesse, was ihm ferner geboten werden soll. Stellt sich in dieser Darbietung eine Hemmung ein — bedingt durch die tausendfältigen Vorurteile des betreffenden Menschen und die aus ihnen resultierende Ablehnung irgend eines Punktes —, so gehe man nicht weiter und freue sich herzlich der schon erreichten Geistesgemeinschaft. Jede schon vorhandene Geistesgemeinschaft, wie partiell immer sie sei, erkenne man an und hüte sich, durch das alte Theologenlaster der Konsequenzmacherei sogleich zeigen zu wollen, wohin ‚eigentlich' die noch bestehende Differenz führen und treiben würde. Der Katholizismus gäbe sich selbst verloren, wenn er in der Form das protestantische Prinzip in sich aufnähme, daß er sich als Protestantismus gegen die moderne Welt auftäte. Die innere, in den Seelen selbst wirksame Sachlogik unseres Glaubens ist erhaben und tief genug — ist nur einer seiner höchsten Punkte ergriffen —, um der Unterstützung durch immer neue subjektive ‚Beweis'mittel eines menschlichen Lehrers nicht so stark zu bedürfen, als man häufig meint. Und die Psychologie belehrt uns, daß jeder Gedanke, zu dem ein Mensch frei sich selbst aus einer lebendig ergriffenen Grundidee heraus hingeführt fühlt, in ihm gewaltig viel tiefere Wurzeln schlägt als der Gedanke, zu dem er durch auch noch so bündig scheinende Beweise sich bloß ‚überführt' sieht. Verlernen wir dabei die alte deutsche Untugend, unsere Gedanken in zu geschlossenen Systemkolonnen zu entwickeln, die der Breite und Fülle der Lebenserfahrungen der Menschen nicht gerecht werden; und auch die zweite Untugend, jedes Zusammengehen und -wirken bei nur teilweiser Geistesgemeinschaft deswegen auszuschlagen, weil eine ganze und volle unmöglich ist. Der Verfasser ist kein besonderer Freund Englands — aber hier können wir wirklich von den Engländern lernen, welche die Kunst teilweisen Zusammengehens einer Gruppe mit einer Mehrheit von anderen Gruppen bei begleitender menschlicher Achtung der Personen und unter kluger Zurückstellung der trennenden Momente in besonderem Maße besitzen. Die zwiefache Gefahr endlosen Streites oder falscher Gedankenanpassung da, wo die Verhältnisse zur Einheit des Handelns zwingen, wird auch für das Verhältnis von Konfessionen durch die Beachtung dieses Prinzips erheblich vermindert.

Solches Verfahren entspricht auch allein dem Wesen und der Wachstumsform der katholischen Kirche, ihrem grundbejahenden Charakter und der Breite ihres Fundamentes in den Dingen. Sie darf ihren erhabenen Vorzug, die ethisch-religiösen Gesamterfahrungen und Teiloffenbarungen der Gruppen der Menschheit weit reicher, breiter und tiefer in sich aufgenommen, nach dem Höchstpunkt der Offenbarung in Christo abgemessen und zu ihm hinzentriert, dann aber das so geläuterte Nährelement in ihren großen geistigen Organismus hineingearbeitet zu haben, nicht dadurch aufgeben, daß sie durch die Notwendigkeit, sich von religiösen und kirchlichen Gruppen eines weit engeren und dünneren Fundamentes abzugrenzen, auch ihr eigenes Fundament mitverengt und den Prozeß eines ferneren gleichartigen Wachs-

tums selbst unterbricht. Nur darum vermag sie z. B. auf die Resultate der jungen religionsgeschichtlichen Forschung, vermochte sie schon auf die Neuwertung der Antike in Humanismus und der deutsch-klassischen Literaturepoche mit so viel tieferer Ruhe zu blicken als andere Kirchen, weil sie selbst in dieser Geschichte zwar nicht verankert ist, aber von ihrem göttlichen Anker aus durch sie so offen und willig sich nähren ließ. Sie könnte dies in Zukunft nicht mehr, wenn sie, anstatt überall das Positive und Gute zu bejahen, sich verführen ließe, sich nur reaktiv zu verhalten.

Aber zu den genannten spezifischen Punkten der Stärke und Zeitangemessenheit des katholischen Ethos gehört, immer im organischen Zusammenhang mit diesem Höchstpunkte, noch weit mehr. Ich nenne hier nur einige, ohne die Sache erschöpfen zu wollen. — Wir hatten — wie schon Fr. W. Foerster in seinem Aufsatz ‚Christus und der Krieg' schön und treffend ausgeführt hat — die heroischen Elemente der christlichen Vorbilder, insonderheit diese Elemente im Bilde Christi selbst zeitweise zu sehr unterdrückt. Oder noch besser: wir hatten übersehen, daß alle die spezifischen Kardinaltugenden und sittlichen Werte, die bei endlichen Menschen nur in scharf gesonderten typischen und in solchen Mustern erscheinen, die auch alle die spezifischen Fehler ihrer spezifischen Tugenden haben müssen, zwar durch die göttliche Liebe und den heiligen Erlöser- und Gesetzgeberberuf des Heilands einzigartig überragt, neugestaltet und in Ihm ihrer sonstigen spezifischen Fehler beraubt sind, daß sie aber gleichwohl in Ihm vorhanden sind, und daß jene höchsten der Berufe und Tugenden Christi gleichsam auf den Pfosten jener menschlicheren sich organisch erheben. Es ist nun aber, wie mir scheint, geradezu ein Gesetz des sittlichen Erkennens, daß die Nichtachtung der höheren Zwischenwert- und Zwischenidealstufen, auf denen sich die höchste Wertstufe und das höchste abschließende Sittenideal erhebt, nicht nur zur mangelnden Würdigung von Erscheinungen führt, die eben diesen Zwischenstufen entsprechen, sondern auch zu einer Senkung, Herabminderung, Vermenschlichung — in heutiger Zeit wäre sie Verbürgerlichung — der höchsten Wertstufe und des höchsten Ideals. Ein geistiges Auge, das in unserem Herrn den gelassenen, sorglosen, verschwenderisch spendenden, aber auch den leidensstarken und tapferfrohen Helden nicht gewahrt, wird — obzwar Er gar sehr viel Höheres ist und Gewaltigeres als ein Held — auch den Erlöser und Hohepriester nicht voll gewahren. Und ebenso kann der Erlöser für das geistige Auge nicht sichtig werden, das nicht auch den höchsten Priester, den Arzt der Seele — den ‚Heiland' im engeren Sinne — oder den gestrengen Herrn und Richter oder den Künstler und Dichter in Ihm gewahrt, obzwar Er gar sehr viel mehr ist als dies alles zusammen. Da nur Verwandtes sich voll zu verstehen pflegt, so kann sich unser begrenzter Blick der ganzen Fülle Seiner sittlichen Vorbildlichkeit nur dadurch leise annähern, daß man aus den Bildern und Eindrücken der verschiedenen Berufstypen immer neue Belehrung schöpft und alle diese Bilder dann zu einer gewissen

synthetischen Einheit im Geiste bringt. Nicht nur das Bild, das der Held von Ihm besitzt, oder das Bild von ganzen Völkern, die einer vornehmlich heldischen Moral huldigen, ist durch das des Priesters und des homo religiosus zu ergänzen — auch das Bild des Priesters durch das Bild des Helden von Ihm. Darum sollen auch unsere Priester lernen von unseren jungen zurückkehrenden Helden, was *ihnen* im Krieg Jesus gewesen ist. Analog mag es z. B. eine ganz besonders gefärbte Arztensgüte unseres Herrn geben, die vielleicht nur der Arzt an Ihm vollständig nachfühlt. Gleiches gilt auch von den Bildern, welche die spezifisch begabten Nationen von Ihm besitzen, wie vom ‚russischen Christus' mit seiner besonderen Art von Demut oder von jenem Christus, dem nach einem Worte Gladstones jeder zu dienen hat, der ein ‚echter Gentleman' ist. So fest und dauernd die Gestalt Christi für das begriffsmäßige und urteilende Bewußtsein festgestellt ist — jene nur anschaulich zu fassende und zu fühlende Fülle Seiner sittlichen Wesenheit vermag kein besonderer ethischer Typus, kein Berufsideal, keine Nation, keine Rasse der Menschengeschichte vollständig und adäquat zu umspannen. Trotz Seiner Unveränderlichkeit entfalten die Begabungen, Interessen, die Nöte, die Verwandtschaften mit einzelnen Zügen Seines Wesens, seitens der Menschentypen, der Berufe, der Zeiten und Völker immer neue Seiten und Ansichten, immer neue Reichtümer und Geschenke unseres Herrn. Und darum darf keines dieser Bilder so erstarrt und fixiert werden, daß es im tieferen Eindringen in Sein Wesen nicht mehr wachsen könnte. Auch darf nicht sofort ‚Widerspruch' genannt werden, was nur ein Wachstum unseres Anschauungsmaterials ist, nach dem wir erst unsere Urteile zu bilden haben, die sich ja allein widersprechen können. Je größer eine Zeit, aber auch je größer ihre Not, desto größer muß der fühlbare Zuwachs zum Bilde des Herrn sein — wenn anders die Zeit auf Seine Hilfe noch vertraut. Darum kann nur eine ehrfürchtigere Fernstellung gleichsam des Ganzen Seiner sittlich-religiösen Fülle, eine Zurückstellung aber zugleich zu einfacher und eingerosteter Formeln, die Ihn umschreiben oder Seine Forderungen in anwendbaren Regeln erschöpfen wollen, uns dem Kerne Seines Wesens näher führen.

Diese ehrfürchtige Fernstellung ist notwendig auch darum, weil jede Zeit neigt, nach ihrem eigenen besonderen Charakter das Bild des Herrn zu vereinseitigen. So ist gewiß, daß die jungen germanischen Völker die Neigung zeigten, Jesus unter dem Schema ihres heldenhaften Herzogsideals aufzufassen, die Gefolgschaftstreue der Mannen auch in die Nachfolgeidee mit aufzunehmen; Ihn in Epos, Lied und Malerei auch mit solchen Zügen behaftet darzustellen. Die Zeit selbst pflegt von diesen Beschränkungen und Verengungen des göttlichen Meisters durch ihre eigenen Vorbildskategorien wenig zu merken — und erst die folgende Zeit beginnt sie gemeinhin zu sehen. Es wäre undemütig zu meinen, daß *wir* weniger dem Tribut der Zeit unterworfen wären als andere Zeiten — nur darum, weil uns unsere eigene Enge so wenig bewußt ist. Was unsere Vorfahren in bezug auf

die Heldenattribute, die sie dem Herrn verliehen, sicher zu einseitig und zu viel taten, das taten in der langen Friedensperiode vor dem Kriege wir zu wenig. Wir neigten, Sein Bild zu verbürgerlichen und je nachdem entweder Sein Einzigartiges in der historischen Umwelt seiner Zeit verschwinden zu lassen oder die von Ihm gepredigte Liebe zu politisch, zu sozial, zu volksapostelhaft zu fassen. ‚Hilligenlei‘, das schreckliche Buch, Uhdes Bild, die blaß-nazarenischen Auffassungen des Herrn in der Malerei überhaupt — auch häufig der kirchlichen —, die sozialistischen Konstruktionen über das Urchristentum, die Ernst Troeltsch, die ich selbst und die zuletzt Kiefl bekämpft haben, sind nur die äußersten Karikaturen dieser allgemeinen Neigung gewesen. Sie selbst war allen Gläubigen dieser Zeit mehr oder weniger eigen. Nietzsches sachlich grundverkehrte, überschießende Angriffe auf das Christentum waren von diesen Karikaturen leider ganz bestimmt. Aber auch Urteile, z. B. von Fr. Paulsen, Chr. Sigwart und anderen über die ‚Einseitigkeit‘ der christlichen Moral und ihre Unfähigkeit, der ‚heroischen‘ Seite des Lebens gerecht zu werden, könnte ich anführen, die erst durch diese vorhergehende Verengung verständlich werden.

Wie es nun aber gilt, die heldenhaften Elemente, die herbe Leidenskraft, die ‚Freiwilligkeit‘ der Ablehnung dargebotener Weltherrschaft um des Gottesreiches willen (im Unterschied vom Nicht-haben-können), die Ritterlichkeit in der Behandlung eigener Neigungen im Bilde des Herrn wieder hervorzukehren, so gilt es nicht minder, den Zurückkehrenden zu zeigen, daß dies alles nur ein über allem rohen Eudämonismus und Utilitarismus der Lebensauffassung zwar hocherhabenes Verhalten, aber doch nur die Basis ist für ein mögliches christliches Leben, ein notwendiger Stützpunkt der eigentlich christlichen Persönlichkeit im ‚Charakter‘ des Menschen — keineswegs dieses Leben und diese Persönlichkeit selbst. Heldengottheiten und Volksgottheiten stehen in einem inneren Wesenszusammenhang, — genau wie Menschheitsreligion und Erlösergottheit. Der Grundakt des Willens, aus dem der Held erwächst, ist der Akt der Selbstbeherrschung und Selbstregierung; der Wert, an den er die hierdurch gesammelten Kräfte hingibt, die Steigerung des Gesamtdaseins seines Volkes. Erst seine Selbstherrschaft und Selbstbeherrschung berechtigt ihn zum Herrschaftswillen über andere und zur Forderung ihres Gehorsams. Daß aber auch dieses herrschaftliche Wollen das Ziel eines an sich Guten in sich aufnehme, ja daß es mehr Regungen der Neigung und des Triebes unterdrücke, die von Natur aus Richtung auf das Schlechte haben als solche mit Richtung auf das Gute, das liegt in solcher Selbstherrschaft noch gar nicht. Wo der Mensch in sich unterdrücken müsse, wo sich hingeben, was seinem Wesen nach nur einem Höheren und einer Gnade verdankt werden kann und darum von unzeitigem Wollen nur abgesperrt werden muß, das weiß der Mensch, der nichts kann als sich selbst beherrschen, noch nicht. Er kann Liebe, Mitleid, Güteregungen ebensowohl unterdrücken wie Anwandlungen der Angst, der Furcht, der Schwäche, der Faulheit. Und ebensowenig weiß der Nur-

held, was denn nun mit dem gesteigerten Leben seines Volkstums anzufangen sei — wenn es da ist. Er bedarf in dem allem höherer Unterweisung. Auch der Teufel ist mehr wie bloß schwach, auch das Böse wurzelt im Willen, nicht im Triebe, und auch der Teufel könnte noch Teufel sein auf eine heldenhafte Art. Daraus folgt, daß es nun gilt, jene im Kriege so gewaltig geübte Selbstbeherrschung auf die Verwirklichung höherer als bloßer Lebenswerte (auch solche der Gesamtheit) zu beziehen, ihre neuentfalteten zentralen Energien in die Bahnen der Liebe und des Geistes zu leiten und den trotzigen Willensstolz zu brechen, der aus bloßer Heldenhaftigkeit so leicht erwächst. Erst der im Herzen demütige Held, dessen Selbst- wie Fremdherrschaft sich im geheimen als ein heiliges Dienen weiß, und dessen Seelentiefen auch im rauhen Befehl still und voll zarter Milde bleiben — dazu immer bereit und geöffnet, das nie durch den Willen zu Erreichende aus der Höhe aufzunehmen und es zur neuen Kraftquelle auch des Willens werden zu lassen —, erst dieser ist der überbarbarische, der christliche Held.

Wie die Heldenhaftigkeit und die Selbstbeherrschung, so muß auch die solidarische Kameradschaft zwischen Offizier und Untergebenen, muß der neue Gefühlsdemokratismus mitten in der scharfen Disziplin und Grad- und Dienstabstufung des Soldaten — der nichts mit politischer Demokratie zu tun hat — als Ausgangspunkt genommen werden für die Hineinbildung der religiös-sittlichen, über die bloß naturhafte Volkssolidarität in Kampf, Leiden und Verantwortung erhabenen christlichen Solidaritätsidee selbständiger individueller Personen in Schuld und Verdienst. Gerade hier liegt ein Hauptpunkt unserer Stärke. Das Ethos unserer andersgläubigen Volksgenossen kennt im Grunde das regsame Gefühl einer u r s p r ü n g l i c h e n — d. h. nicht erst auf Versprechungen fundierten — Mitverantwortung eines jeden für jeden, kennt die Idee einer organischen und unsichtbaren Verwebung aller Teile der sittlichen Welt in Zeit, Raum und darüber hinaus im Gottesreich nur mangelhaft. Ihm ist Mitverantwortung immer erst eine Folge von selbstverantwortlicher freier Übernahme einer fremden Verantwortung, nicht ist sie ein u r s p r ü n g l i c h e s, jede Handlung und jedes Erleiden zart begleitendes und alle Handlungen — eigene und fremde — überspannendes sittliches Erlebnis, ein Erlebnis, das nur den je besonderen Punkt, für wen die immer empfundene Mitverantwortung gerade gilt und w o f ü r sie gilt, häufig ehrfurchtsvoll dahingestellt sein lassen muß. Die Korpus-Christi-Idee der Kirche — das Vorbild aller echten christlichen Gemeinschaft überhaupt — ist entweder durch die moderne Entwicklung zur atomisierten Gesellschaft der politischen Demokratie aufgelöst worden oder — wie vielfach bei den konservativen Schichten — in die heidnische Vorstufe einer allmächtigen, zu grenzenloser Forderung an das Individuum befugten Volks- und Staatssubstanzialität zurückgefallen, für welche die individuellen Personen ausschließlich ‚Glieder' sind. Durch dieses grundfalsche Entweder-Oder, in das sich die Parteien nur zu gerne teilen, ist nicht nur die wahre Gemeinschaftseinheit auch unseres Volkes als Gesinnungseinheit stark zerbrochen

worden; es wurde hierdurch auch die Hochspannung des christlichen Lebensideals ins Bequeme und Leichte gezogen — jene Hochspannung, die gerade in der Erlebnis*synthese* liegt, daß wir uns gleichzeitig als freie, selbstverantwortliche, geistige, individuelle Seelen mit Ewigkeitszielen wissen, die nicht auf kumuliertem Vätererbe beruhen, sondern aus den Schöpferhänden Gottes frei hervorgehen — und gleichwohl *auch* als wahrhaftige ‚Glieder' einer sittlichen und teils solidarischen Körperschaft, deren höchstes unsichtbares ‚Haupt' Christus ist. Es gilt also gleichzeitig, den Individualismus der ‚liberal' Denkenden nicht — wie es heute so oft geschieht — zu leugnen, sondern zu vergeistigen und mit religiös-sittlichem Gehalt zu durchdringen und unter energischer Abwehr jenes bald mehr heidnischen, bald mehr modern-pantheistischen Staatsbegriffes (Fichte, Hegel, Marx) die im Kriege so stark erlebte Volkssolidarität als *Unterstufe* der sittlich-religiösen Solidarität der Menschheit (und jene als nur berechtigt, *wenn* sie durch diese tiefere Solidarität überwölbt ist) gegen den liberalen und demokratischen Individualismus festzuhalten. Eben hierzu ist jene Kameradschaft des Krieges wohl geeignet. Sie muß zunächst in das Grundverhältnis der Stände, Berufe und Klassen im Leben des Friedens hineingeleitet werden, als eine Gefühlsschwingung, die auch hier so wenig wie im Kriege diese Gruppen-, Standes- und Organstellungsunterschiede der Menschen im Staate aufheben, gleichwohl aber die im Kriege so stark erlebte Stellvertretung im Tod, Leiden und im Dienen an dem Ganzen auch in Schaffen und Arbeit bewahren soll. Vom ‚Kameraden' zum frei die Verantwortung für das Ganze auf sich nehmenden und in jedem Schritt empfindenden Bürger und ‚Volksgenossen' und von diesem zum ‚Bruder in Gott' führen *Stufen*, die in ihrer Rangverschiedenheit weder übersehen noch in der Weise *übersprungen* werden dürfen, als könnte man sofort die letzte Stufe erklimmen. Das kann man nicht! Dieser Sprung mißlingt so sehr, daß er den ganzen Menschen sicher unter die zweite und erste Stufe zurückfallen läßt.

Aber die spezifische Kraft, die unser Glaube in der sittlich-religiösen Solidaritätsidee bei gleichzeitiger Festhaltung des Ewigkeitsinnes der persönlichen Individualität besitzt, ist dadurch nicht erschöpft. Dieselbe Idee und die Gefühlskraft, die sie trägt, ist gemäß der besonderen Güterarten, welche die an Umfang verschiedenen menschlichen Gruppen zusammenschließen, in abgestufter Weise auf *alle* Gruppen auszudehnen. Zunächst auf die Völker und Nationen. Hier wird sie wie von selbst zum Prinzip des Zusammenklangs und der Achtung der Völkerindividualitäten, ihrer Freiheit und Selbständigkeit. Jedes Volk ist für das Ganze der solidarischen Menschheitsaufgabe unersetzlich und einzig in seiner Art. So lautet das schon im ersten Aufsatz genannte Prinzip kosmopolitischer Ergänzung aller Anlagen und Leistungen. Das ist nicht eine opportunistische ‚Verbindung' des nationalen mit dem ‚internationalen' Gedanken, das ist ein *drittes*, selbständiges Prinzip, das jene beiden zu bloßen Teilwahrheiten herabsetzt. Indem wir es den Zurückkehrenden lebendig entwickeln werden, werden wir

den schönsten Beruf betätigen, der gerade unser nach dem Kriege wartet: der furchtbaren, gerade uns doppelt spürbaren moralischen Isolierung unseres Volkes entgegenzuarbeiten, die der Haß einer Welt um dieses Volk gezogen hat. Es sei hier nicht untersucht, ob es ein Zufall oder eine tiefere Notwendigkeit ist, daß die deutsche katholische Bevölkerung zu einem erheblichen Teile mit denjenigen ethnischen und territorialen deutschen Bevölkerungsteilen zusammenfällt, die der Haß des Auslandes nur begleitend, nicht zentral getroffen hat. Auf alle Fälle erleichtert und gebietet uns dies diese schönste Aufgabe. Ihre ernste Inangriffnahme ist aber nur möglich, wenn wir — immer auf der unbedingten Grundlage des Vertrauens und Glaubens an unser Volk und den guten Kern seiner Staatseinrichtung — gleichzeitig nach außen und nach innen operieren. Bloße Rede fruchtet nach außen wenig. Frucht bringt nur, daß wir in allen grundlegenden Richtungen, die das Bild des deutschen Menschen in der Welt bestimmen — im Ausland selbst wie an den Grenzen unseres Landes —, unsere katholische Art, unser Ethos, unseren Geist unter strengerer Festhaltung seines Eigentümlichen und weniger mitgerissen durch die norddeutsche hochkapitalistische Entwicklung weit schärfer zur Erscheinung bringen als bisher. Nicht die Inhalte unseres Glaubens — was wir nicht fordern dürfen —, aber die katholische Lebens- und Kulturform, die besondere Stilform katholischer Menschlichkeit, ihre größere Weitherzigkeit, Milde, Weichheit, Friedfertigkeit — sagen wir ruhig auch ihr so oft selbst in unseren eigenen Reihen als „Inferiorität" beklagtes gemildertes Tempo in Arbeits- und Emporkömmlingswillen, ihre tiefere, hingegebenere Weltfreudigkeit und ihre heitere Harmonie, ihr konkreterer Realismus gegenüber den abstrakten Ordnungs- und Einheitsgedanken, ihre volksverwurzeltere Naivität und ihre vertraulichere, unbekümmertere Art, aus lebendigen Traditionen heraus resolut zu leben und das Gewachsene immer mehr zu lieben als das wenn auch noch so klug Gemachte —, diese und noch weniger in Begriffen faßbaren Züge des katholischen Wesens dürfen nicht wie bisher fast unsichtbar neben dem repräsentativen Deutschen und seinem Geiste stehen, sondern sie müssen sich ihm wahrhaft so einweben, daß sie auch in seinem Gesamtbilde, in Institutionen, Werken, Waren, daß sie besonders im Umgang mit dem Ausland und der Verwaltung angrenzender Länder fühlbar werden. Soll dies möglich sein, so müßten wir uns dieses unseres menschlichen Stilgefüges und seines besonderen Wertes auch wieder schärfer bewußt werden und müssen dieses Gefüge als Ideal auch festhalten da, wo es in manchen Dingen, die in Deutschland vor dem Kriege am höchsten im Preise standen, zur sog. „Inferiorität" führt. Ja, wir müssen einmal die Ideale und Maßstäbe, bei deren Voraussetzung das Urteil „Inferiorität" erst einen Sinn gewinnt, energisch in Frage ziehen, die nicht immer für ihren Wert allzu vielversprechende historische Herkunft dieser Ideale aufdecken und eventuell diese Ideale, nach denen wir ‚inferior' wären, nicht aber unsere sog. Inferiorität ruhig, aber scharf bekämpfen.

Die einzig mögliche ,Inferiorität' für eine Gruppe kann doch nur sein, daß sie nicht nach dem Stile ihrer Ideale lebt, nicht aber daß sie nicht nach fremden oder solchen lebt, denen sie sich unwillkürlich anzupassen vielleicht nur zu geneigt war. Soll dieser Prozeß einer schärferen Selbstscheidung vonstatten gehen, so gebietet aber auch echte Vaterlandsliebe, daß die katholischen Deutschen das Märchen zerstören helfen, es sei ausschließlich nur ,Neid auf deutsche Tüchtigkeit', dazu nur Irrtum und Mißverständnis, was den Haß einer ganzen Welt gegen uns Deutsche hervorrief. Ganz abgesehen von allen besonderen Gründen verbietet uns allein schon das sittliche Solidaritätsprinzip anzunehmen, es sei die ganze Welt von nichts als von Neid, von nichts als von sittlicher Täuschung erfüllt. Dabei legen wir, wenn wir von Neid sprechen, der Welt eine Art von ausschließender Schätzung dieser ,Tüchtigkeit' unter, die ja ein Gefühl des Neides erst möglich machte, die sie aber faktisch weit weniger besaß und besitzt, als wir uns in unserem Subjektivismus häufig einbilden. Es ist ganz richtig an der Neidthese, daß ein großer Teil der Völkerwelt das Gefühl hatte, mit dem besonders hervorstechenden Typus neu-norddeutscher Tüchtigkeit und im Falle der zunehmenden und noch gesteigert gedachten Weltgeltung seiner Anforderungen an Arbeit, Ordnung, Genauigkeit, Pünktlichkeit, Anpassungsfähigkeit an fremde Bedürfnisse usw., seiner Maße auf allen Gebieten des Lebens nicht konkurrieren zu können und dahinter ,inferior' zurückbleiben zu müssen. Neid aber ist das noch nicht. Ich kenne ganze Rudel von Menschen, mit denen ich an solcher ,Tüchtigkeit' nicht nur nicht konkurrieren kann, sondern auch gar nicht konkurrieren will, ohne sie im mindesten zu beneiden. Manche von ihnen bedaure ich sogar trotz, ja ein wenig wegen ihrer ,Tüchtigkeit', deren Exzeß sie hindert, auch noch tugendhaft und weise zu sein. Man braucht nicht immer konkurrieren zu können und zu neiden, wenn man bei erzwungener Konkurrenz schlecht abschneidet. Es ist auch möglich, daß man neidlos nicht konkurrieren will, darum aber folgerichtig bei erzwungener Konkurrenz den Konkurrenten nicht überflügeln, sondern den Zustand, konkurrieren zu müssen, beseitigen wollen muß. Geben daher auch wir katholischen Deutschen, deren Ethos uns erlaubt, hier das Ausland etwas besser zu verstehen als diejenigen Volksgenossen, deren etwas eingeschränkte und vermauerte Selbstgefälligkeit sich immer nur beneidet wähnt, dieser Tüchtigkeit denjenigen Wert, der ihr gebührt — aber auch nicht mehr. Und dann sehen wir soweit auf unsere Geschichte, um genau wahrzunehmen, daß die sittlichen und geistigen Anlagen unseres Volkes doch ganz erheblich reicher sind, als daß sie durch den kategorischen Imperativ plus dieser Tüchtigkeit gedeckt werden können; und daß die Einseitigkeit dieses Bildes, das die Welt von uns besitzt, nicht ausschließlich im schlechten Sehen, sondern auch darin gegründet ist, daß die Entwicklung des modernen Deutschlands viele dieser ethischen Anlagen unseres Volkes nicht gerade unterdrückt, aber doch bis zur Unsichtbarkeit verborgen hat. Aus dem vielstimmigen Chore der deutschen Stämme, der deutschen Kirchen, der Stände und Berufe usw.

klangen die Töne eines fast grotesken einseitig ökonomischen Arbeitsernstes mit oft unmotivierter Kraftbetonung gemischt und begleitet von dem schrillen Geklimper einer national unselbständigen, sensationell aufgeputzten Literatur und Kunst so auffällig und aufdringlich heraus, daß diese unmusikalische Musik wahrlich kein Herz gewinnen konnte, geschweige andere Völker zur Nachfolge auffordern. Das Vornehme in Deutschland und die faktisch so gewaltige Fülle dessen, was sich in Kontinuität mit der ebenso zarten als erhabenen Seelengeschichte unseres Volkes wußte, schlich still, unerkannt und ungewertet jenseits dieser Aufgeregtheit einher und begann schon in der Gefahr, es mit der deutschen Öffentlichkeit, sei es pro, sei es contra zu tun zu haben, eine Kalamität zu sehen. In kleine und immer schärfer sich vom Markte absperrende Kreise flüchtete auf allen Gebieten jenes Gute, das die bloße gnadenlose Tüchtigkeit begnaden, adeln und liebenswert hätte machen können. Geist und Bildung (vertreten z. B. durch unsere Universitätsgelehrten) zogen sich aus dem politischen Leben, die höhere Dichtung aus dem kapitalistisch gewordenen Theaterwesen zurück. Diesem schroffen Dualismus von Arbeit und Seele haben wir wiederum das Solidaritätsprinzip und den Gedanken ihrer beiderseitigen Durchdringung unter Führung der Seele entgegenzuhalten, und zwar nach allen Richtungen: Volklich (Deutsches Reich — Österreich), stammhaft (Südwest—Nordwest), konfessionell und beruflich. Die eifersüchtig verängstigte Abschließung aber fast aller feineren Geister in Wissenschaft, Kunst, Religion vom Volkstum und von einer nur mehr automatisch arbeitenden Öffentlichkeit — eine Haltung, die jetzt den Wert stolzer Vornehmheit trägt, muß den Unwert demutloser verwegener Selbstgerechtigkeit aufgeprägt erhalten. Das Bewußtsein, welche Opfer, welche Entsagung die breiten Massen und die Führer der ökonomischen Arbeit zu bringen haben, damit es den freien geistigen Berufen ermöglicht werde, zu sein, wie sie sind, zu leben, wie sie leben, muß ihre Vertreter durchdringen. So wie weiland Kant, als er zum ersten Male Rousseau las und sich ernst und gewissenhaft frug, welches Recht er denn habe, in einer Welt, die dreiviertel aller menschlichen Kräfte bloß zur Lebenserhaltung und zum negotium aufbraucht, das otium des Philosophen pflegen zu dürfen, müssen auch unsere Träger höchster Kultur einmal lernen, ihre Existenz problematisch zu setzen. Jener selbstgenügsamen Arbeitstüchtigkeit aber muß gezeigt werden, daß das Chresimon ohne das Kalon und ohne freien Aufschwung der anbetenden Seele zum Höchsten den Sinn keines lebenswürdigen, menschlichen Lebens erschöpfen kann, daß ferner die Kunst, sich auf edle Weise zu freuen und die Welt zu genießen, nicht minder gelernt, geübt und einer inneren Erziehung und Kultur unterworfen werden muß als die Kunst zu arbeiten und Geld zu verdienen; endlich, daß ein grenzenloser, ausschließlich sachlich durch die Forderung des Amtes oder des Geschäftes bestimmter unmenschlicher Arbeits- und Pflichteifer wenig bewundernswert ist, daß er vielmehr höchst lächerlich ist — ein Skandalon vor den Weisen und Religiösen aller Zeiten —, mindestens so lächerlich, als

der Epikureer verächtlich, der sich durch seine Genußsucht um die Freude bringt, und psychologisch erklärbar nur daraus, daß in einem armen, dürftigen, Bewunderung und Liebe wenig erweckenden Lande eine verwickelte Geschichte einen Volkstypus schuf, der die Form seines zwar einseitigen, aber an sich herrlichen heroischen Ethos eines unbedingten Ordnungsgeistes und Staatssinnes vermöge einer tief einschneidenden Wandlung der Zeit (die den ökonomischen Wert über die politischen und ethischen Werte des Staates setzte) auf Inhalte und Gegenstände der Betätigung übertrug, die den relativen Selbstwert politischer Werte nicht entfernt besitzen und die nichts sind, wenn sie nicht auf den M e n s c h e n und auf die Beförderung seines G l ü c k e s zurückbezogen werden. Mit demselben inneren Pathos und der leidenschaftlichen Unbedingtheit, mit der stolzen Gleichgültigkeit gegen Leben, Wohl, Glück, mit denen Kleists Prinz von Homburg in den Kampf zieht, kann man unmöglich — Würste und Semmeln machen wollen, wenn man nicht selber grotesk-komisch und ob der ‚kapital-enorm-kolossalen‘ Wurstleistung, mit der kein anderer Wurstmacher konkurrieren kann, allen Wurstmachern der Erde hassenswert erscheinen will. Überhaupt muß der Geist des ‚kapital-enorm-kolossalen‘ aus unserer Gesamterscheinung etwas zurücktreten. Und dazu ist als Erstes nötig, daß wir die m a c h b a r e n und u n m a c h b a r e n — im höchsten Falle in ihrem Wachstum liebevoll p f l e g b a r e n Dinge erheblich schärfer voneinander unterscheiden lernen. Ob wir nun auf so verschiedene Sachen blicken wie die Erörterungen über Bevölkerungspolitik von rechts und links (man denke nur an die schauderhafte Drohung mit dem Gebärstreik vor dem Kriege, durch die man einer gleich schauderhaften, einseitigen staats- und industriepolitischen Abzweckung des immer neuen Wunders der Menschengeburt begegnen wollte), oder ob wir den Blick auf unsere Verwaltungs- und Sprachenpolitik in Polen, Dänemark und im Elsaß richten, ob auf manche Züge der verflossenen Außenpolitik (Panther), ob auf die Formen, wie man deutschen Geist künstlich zu verbreiten gedachte (Austauschprofessuren), ob auf unsere Kolonisationsmethoden, ob auf unsere vielen neuen Religions-‚gründer‘ und Schulübermenschen, ob auf die vermeintlich kulturgestaltende (!) Absicht mancher unserer Verleger, ob auf weitverbreitete Anschauungen über die vermeintlichen, nur wieder durch Gewalt faßbaren Gewaltkräfte, die das englische Weltreich schufen — immer wieder dieselbe Erscheinung, Unmachbares machen zu wollen, nur Quellendes und Wachsendes ‚gründen‘ zu wollen (wie schrecklich schon der Ausdruck Reichs‚gründung‘!), oder fremdes Gewachsenes auf diese unsere neumodische Art als gegründet und gemacht anzunehmen —, überall jene primitiv-jugendliche Wollens-Tuns-Gewalt-Überschätzung, die auch Ruedorffer in seinem Buche so treffend gegeißelt hat. Überall das Verkennen des alle Kulturverbreitung leitenden Gesetzes von einladendem Vorbild und unwillkürlicher, durch einen Zug der Seele bestimmter Nachfolge, überall der Mangel an Sinn für die Indirektheit des Wirkens, an die sich das Werden g e w i s s e r Güter allein knüpfen kann,

und die dann folgende Verwunderung, daß es auch trotz der kapitalsten Willensanstrengung — ‚nicht geht'. Ach, nur wegen dieser Willensanstrengung, dieser ewigen Hochspannung auf nur durch willentliche Nichtintention zu Erreichendes, wegen dieses mangelnden Sinnes für Geschenk- und Gnadenhaftigkeit alles Besten in dieser Welt ‚geht' es so oft nicht!

Diese einseitige norddeutsche Energie-Anspannung des rationalen Willens hat Gewaltiges und dauernd Vorbildliches auf dem Boden unseres Staats-, Wirtschafts- und technischen Lebens geschaffen — aber sie hat in den Dingen und dem Wesen gewisser für ein Volk unentbehrlicher Werte ihre strenge Grenze. Nimmt sie die ganze Seele in Beschlag, färbt sie ab auf immer weitere Teile der deutschen Bevölkerung, so muß sie langsam den Blickpunkt der Gesinnung wider die beste Absicht der Menschen und sogar entgegen der vielleicht ideal gerichteten Weltanschauung dieser Menschen auf immer niedrigere und niedrigere Schichten des Daseins und der Welt der Werte hinlenken. Denn das ist ein Gesetz unseres Lebens, daß die Dinge, je höher sie in der Ordnung ihres Ranges stehen, unmittelbarer Herstellbarkeit durch den rationell bestimmten Willen um so weniger fähig sind. Glaube, Liebe in den Seelen, die Schönheit von Wald und See, die Heiligkeit, die Harmonie, die Heiterkeit der Existenz, ein Gebet, das sich zum Herrn hinaufschwingt und sein Ohr fühlbar erreicht, der Genius und sein aus ihm drängendes Werk, Kindersegen — alles, worin wir unser Dasein enden und abschließenden Sinn gewinnen fühlen —, sogar die frohgespürte Kraft unseres rationellen Willens selber noch bedürfen zwar eines wollbaren Systems von Vorkehrungen, welche Verhinderungen und Störungen des Werdens dieser Dinge abhalten, sie selbst aber kommen ungerufen, ‚Kindern Gottes gleich', wie Goethe sagt, und der Magier, der alles dies herbeizitieren möchte, stört vielmehr ihren Weg zu uns. Nur die untere Welt des Mechanisierbaren ist dieser Art willensmäßiger Faßbarkeit und künstlicher Organisation völlig fähig: so der Drill, nicht aber die Erziehung, die dreiviertel von der Vorbildhaftigkeit des Erziehers lebt; so der Fortschritt gemäß einer Methode in den Wissenschaften, nicht aber das Auffinden der Methode selbst und ihr Geist; so die Verfassungsgesetzgebung im Staate, nicht aber die freie nach Verantwortung dürstende oder sie ängstlich meidende kritiklüsterne Gesinnung, die sich ihrer bedient. Mag nun auch unter den deutschen Katholiken, schon infolge ihrer Überpolitisierung, die nicht immer so ‚königliche Kunst' des Wollens stark überschätzt worden sein, so ist doch die Fülle der Punkte des äußeren und inneren Universums, welche katholischer Weltanschauung noch für pflegbares Leben und Wachstum, für Geschenk und Gnade, für Wunder und Zufall durchlässig erscheinen, von Hause aus größer und mannigfaltiger über die Welt verstreut, als dies bei der Weltanschauung anderer Gruppen der Fall ist. Es ist nur not, daß wir diese Tatsache auch schärfer in die Erscheinung treten lassen, daß wir Liebe und Kontemplation, die sich mit dem Gehalt und Sinn der Dinge befruchtet und in ihr Wesen eindringt, dem Hypervoluntarismus und dem rationalistischen Bestreben, die bunte Welt in

das Rechenexempel eines geschlossenen beherrschbaren Kausalnetzes aufzulösen, überall entgegensetzen. So in der Philosophie und den Wissenschaften, deren geheimer jüngster Zug von selbst in diese Richtung zielt, so in Staat, Verfassung und Sitte. Urgegebene oder organisch gewachsene Weltelemente zu bewahren vor rationaler Unifizierungswut (sie bedrohe nun Nationen und Sprachen oder die Stämme und Bundesstaaten in unserem Reiche) — das ist eine Formel, unter die sich vieles bringen ließe, was wir zu tun haben.

Ein zweiter spezifischer Kraftpunkt unseres Ethos wie unserer Ethik kommt hinzu: die Idee der Abstufung der Weltgüter. Die Verschiebung des alten herrlichen preußischen Staats- und Sachgeistes auf grenzenlose wirtschaftliche Arbeit und Geldverdienen der Individuen, die unserem norddeutschen Kapitalismus das Spezifische gibt — sowohl den Zug edlen Pflichtgeistes wie seine geheime groteske Donquichotterie, — wäre nicht möglich gewesen, wenn der Gedanke einer hierarchischen Abstufung der objektiven Werte (und ihr folgend der objektiven Güterwelt) nicht durch ein rein subjektives Gesinnungsethos und durch die falsche Lehre, es komme bei allem sittlich bedeutsamen Tun nur und ausschließlich auf das Wie und gar nicht auf das Was an, fast völlig verdrängt worden wäre. Auch die Standesidee verlor damit ihre tiefere Verwurzelung. Denn nur dann läßt sich der Charakter einer grenzenlosen Pflicht nicht jedem beliebigen Inhalt z. B. auch dem Geldverdienen oder der Erzeugung von Nähnadeln aufdrücken, wenn es ein dauerndes Maß auch für die Ordnung und Rangabstufung des materialen Lebens- und Kulturgehaltes eines Volkes gibt und wenn bei abirrenden oder einseitigen Entwicklungen des Volkslebens eine Berufung an dieses Maß erlaubt ist. Der urkatholische Gedanke solcher Abstufung und die alle Besten — nicht nur unseres Volkes, sondern ganz Europas — beherrschende Idee, daß die Zukunft nicht mehr der bloßen Entfaltung maximaler, individueller und rationaler Kräfte und Leistungen gehören werde wie in dem die Neuzeit beherrschenden liberalen Konkurrenzsystem, sondern der Idee einer organisatorischen Bemeisterung dieser Kräfte und der Idee ihrer Unterwerfung unter ein konkretes sittliches Volks- und Gesamtideal, ziehen sich gegenseitig an und gehören innerlichst zusammen. Die besondere Ausprägung, die dieser Gedanke im Thomismus gefunden hat, eine Ausprägung, welche die mittelalterliche Standesordnung und ein vorwiegend agrarisch-handwerkliches Dasein zur Voraussetzung hat, entspricht freilich nicht mehr den Aufgaben unserer Zeit. Um so mehr entspricht ihnen der aller katholischen Ethik zugrundeliegende Gedanke einer solchen objektiven, an sich gültigen Abstufung der Güterwelt überhaupt, und einer ihr entsprechenden dauernden Ordnung der menschlichen Stände, Berufe und Gruppen. Nur unter der Voraussetzung dieses Gedankens kann ein ernster Versuch, die atomisierte moderne Gesellschaft wieder zu organisieren, ihr ein dauerndes Haus ihres Lebens zu zimmern, und zwar nach allen Rich-

tungen hin, angefangen von dem Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen, den Trusts und Syndikaten bis zur übernationalen Organisation der Staaten — ein sinnvolles Bestreben sein. Nur unter dieser Voraussetzung kann auch das zerrissene metaphysische Kontinuitätsgefühl des Menschen zwischen seiner besonderen Tätigkeit in Beruf, Arbeit, Lebensgenuß und der Weltordnung samt ihrem Schöpfer wieder hergestellt werden. In einer unter Inspiration des religiösen Gedankens organisierten Menschengemeinschaft hat die kleinste Arbeit eines jeden einen weit über ihren unmittelbaren Zweck und die individuelle Absicht des Einzelnen hinausgreifenden fühlbaren Sinn. Er weiß sich in ihr einen geheimen Befehl vollstrecken, der durch die verschiedenartigen Gesamtheiten, denen er angehört — Stand, Berufsgemeinschaft, Volkstum, Nation usw. —, mit verschiedener Stärke hindurch ertönt, der aber seinen letzten Ausgangspunkt im Gesamtsinne hat, den Gott, der Herr dieser Weltordnung, gegeben hat. Dieser Sinn und diese höhere Weihe der Arbeit ist dem modernen Menschen verloren gegangen und damit ein Weltsinn seiner Arbeit überhaupt. So steht er neben der Welt, in seine subjektiven Zwecke verstrickt, die sich immer anarchischer widerstreiten — nicht wahrhaft in der Welt. Wir Deutschen sind in das System der freien Konkurrenz im Innern des Staates weit mehr durch die nationale Konkurrenz mit anderen Nationen (besonders mit England), in denen dieses Prinzip historisch schon viel früher ausgebildet war, langsam hineingezogen worden, als daß es sich aus unserem deutschen Wesen selbst heraus entfaltet hätte. Deshalb verlor bei uns auch die ökonomische Bemühung des Einzelnen — und dies gerade in den höheren, verantwortungsvollen, führenden Unternehmerschichten — bis heute nie ganz jenes begleitende Gefühl eines Amts- und Dienstcharakters an das höhere Volksganze, ein Gefühl, das auch Nationalökonomen wie Rodbertus, A. Wagner, Sombart, Jaffé und andere so scharf hervorhoben. Das deutsche Wesen und der katholische Gedanke haben hier eine tiefeursprüngliche Formverwandtschaft. Nur wird auch dieser schöne deutsche Vorzug zu einem Nachteil, nämlich zu einem gleichsam automatischen und versachlichten und darum noch unbegrenzteren Mammonismus, wenn er nicht mit dem Gedanken der Wertabstufung der Güter und der Organisation der Stände und Berufstätigkeiten verbunden ist. Daß wir solches Ethos und solche Ethik der Abstufung der Güter wiederfinden sollen, ist heute auch von Philosophen (z. B. Külpe) und von protestantischen Theologen wieder anerkannt worden. Unter den letzteren ist es Ernst Troeltsch, der ausgezeichnet auseinandersetzt (siehe dessen ‚Grundprobleme der Ethik'), wie sachlich unmöglich es ist, die evangelische Sittenlehre mit Hermann und anderen auf eine autonom-formale, rein subjektive Gesinnungsethik zurückzuführen, und ihr reiches, lebendiges, vom Dreigestirn der Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe bestrahltes Inhaltsgefüge auf jenen leeren, öden und übersteigerten Pflichtgedanken zu reduzieren, mit dem Kant edle, aber sehr einseitige und für das Ganze des Menschenlebens völlig unzureichende typische Züge des

Preußentums (besonders Friedrich des Großen) apologetisierte und diesem ganz eng historisch und lokal bedingten Ethos den Schein eines Gebotes der ‚reinen Vernunft‘ selbst gegeben hat. Troeltsch hat an der gleichen Stelle gleichfalls eine solche Güterabstufung gefordert — freilich ohne dabei über den historischen Relativismus hinaus zu gelangen. Troeltsch selbst sieht auch ein, daß ‚eine solche Lösung des Problems sich in mancher Hinsicht der katholischen annähert‘ (Ges. Schriften, 2. Band, S. 667), und er findet, daß die augustinisch-neuplatonische Idee einer Stufenfolge der Güter einen Hauptvorzug der katholischen Ethik ausmache. ‚Dadurch gewann und besitzt die katholische Ethik eine Beweglichkeit, Anpassungs- und Nuanzierungsfähigkeit, die die protestantische Ethik bei ihrer Egalisierung der sittlichen Forderung und bei ihrer Individualisierung durch den bürgerlichen Beruf nicht besaß. Diese hat dadurch an Strenge und Ernst, an bürgerlicher Leistungsfähigkeit gewonnen, aber sie ist eben damit auch etwas nüchtern und ganz überwiegend bürgerlich geworden.‘ (A. a. O.) Durch eine innige Verknüpfung des Abstufungsgedankens der Güter und Berufe und des Solidaritätsgedankens wird es auch allein möglich sein, für die Lösung unserer wirtschaftlichen, sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Aufgaben ein höchstes Urteilsprinzip zu finden. Keine größere Gefahr liegt heute vor, als die immer weiter sich ausbreitende Meinung, es könne und solle ein noch dazu im Kriege und durch den Krieg geborener Staatssozialismus im Frieden bestehen bleiben, ja noch erweitert werden; und es läge, sofern dies geschehe, darin ein Mittel, die Wunden zu heilen, die der Kapitalismus auch unserem Volke physisch und moralisch geschlagen hat. Sehen wir von der weltwirtschaftlichen und regierungstechnischen Unmöglichkeit der Sache hier ab, so ist schon dies ein radikaler Irrtum, daß Staatssozialismus als solcher, d. h. Vermehrung der Staatsbetriebe irgendwelche Gewähr dafür sei, daß diese Betriebe in weniger kapitalistischem Geist, d. h. weniger im Geist grenzenlosen Mehrhabenwollens betrieben würden als Privatbetriebe, und daß solcher Staatssozialismus — zumal wenn er aus einer durch den Krieg noch gesteigerten Herrschaft der auch vorher herrschenden Klassen von oben ‚gemacht‘ wird — einen stärkeren Ausgleich der Besitzunterschiede herbeiführen müsse. ‚Kapitalismus‘ bedeutet weder die naturnotwendige Phase einer ökonomischen Gesamtentwicklung, noch eine vorwiegende Art der technischen und kooperativen Gütererzeugung (durch Maschine und bestimmte Betriebsformen, d. h. Industrialismus), noch eine Form der öffentlichen Rechtseinrichtungen (freie Konkurrenz im Gegensatz zu Staatsbetrieb). Das Wort bedeutet primär allein ein bestimmtes Wirtschaftsethos und die Herrschaft eines bestimmten Menschentypus, der es trägt. Darum kann auch ein Staat — sofern er durch diesen Typus vorwiegend repräsentiert ist — selbst genau so kapitalistisch gesinnt sein, wie andererseits der Einzelne zu anderen Zeiten nicht kapitalistisch gesinnt war. Zum Solidaritätsprinzip aber verhält sich der Staatssozialismus prinzipiell so, daß er — wenigstens in gesteigerter und systematischer, nicht bloß beiläufiger Form verwirklicht — als eine furcht-

bare, alle individuelle Freiheit und Regsamkeit, alles kraftvolle und hohe Gefühl der Selbstverantwortlichkeit aufsaugende bittere Medizin für gewaltige, unerträgliche Schäden nur da notwendig werden kann, wo das Wirtschaftsethos von allem Solidaritätsgefühl und -bewußtsein völlig entleert worden ist; wo darum nur noch die Form des Staatszwanges und die rationale Gesetzesform imstande sind, diejenige Mitberücksichtigung des Allgemeinwohles zu erzwingen, die in einem durch das Solidaritätsprinzip und -gefühl bewegten Wirtschaftsganzen die Kraft dieser ethischen Arbeitsbeseelung aus sich heraus und ohne Staatszwang herbeiführt, und zwar so herbeiführt, daß sich die diesem Gefühle folgenden, durch es gespeisten Wirtschaftssitten von unten her in freien Genossenschaftsbildungen des Berufes, der Produktion und Konsumtion und in deren Rechtsbildungen niederschlagen. Ein unitarischer Reichsstaatssozialismus ist also gerade vom Solidaritätsgedanken aus, von der in ihm festgehaltenen individuellen Selbstverantwortlichkeit und Eigenart auch des ökonomischen Individuums aus aufs allerschärfste zu bekämpfen. So würden wir der ‚Bienenstaat' ja wirklich werden, den schon jetzt das Ausland als eine furchtbare Karikatur von uns malt. Die indirekten Folgen des Geistes-, Glaubens- und Gemütszwanges, den solche noch fernere Übersteigerung des modern zentralisierten und durch den Krieg noch neu zentralisierten Staates im Gefolge hätten, wären gar nicht abzumessen — und dies um so weniger, als die Klassen und Gruppen, aus denen die Funktionäre dieser neuen Staatsaufgaben notwendig zu entnehmen wären, doch wohl nicht nur als ökonomische Fachleute und Techniker, sondern als ganze Menschen mit all ihren spezifischen Vorurteilen ihre Tätigkeit ausüben würden.

Wenn wir darum in einem übersteigerten Staatssozialismus die Heilung der vom kapitalistischen Ethos zerfressenen europäischen Gesellschaft nicht zu sehen vermögen, sondern bloß eine Übertragung dieses Ethos auf den Staat, so ist es nur um so mehr notwendig, daß der Katholizismus aus den Tiefen seiner Weltanschauung eine eigentümliche, sowohl theoretisch wie praktisch nach allen Richtungen wohlabgewogene Stellung zur Gesamterscheinung des Kapitalismus gewinne. Es wird also auch nötig sein, daß man sich in strengerer, gründlicherer, radikalerer Weise als bisher mit dieser Gesamterscheinung und mit den mannigfachen Hypothesen auseinandersetze, die zu ihrer geschichtsphilosophischen und historischen Erklärung seit Karl Marx von Gelehrten wie Max Weber, W. Sombart, Franz Oppenheimer, W. Rathenau, E. Jaffé usw. aufgestellt worden sind. An dieser Stelle auf diese weitschichtige Frage einzugehen, ist nicht möglich. Nur von der Gewinnung der geistigen Disposition, es ernsthaft zu tun, sei hier einiges gesagt.

Wenn ich meinen Eindruck des bisherigen Gesamtverhaltens (des praktischen und theoretischen) der deutschen Katholiken vor dem Kriege, auch der katholischen Gelehrten und Politiker zum Kapitalismus in einige Schlagworte zusammenfassen darf, so möchte ich sagen: Sie war zu opportunistisch, sie ermangelte eines genügenden inneren geistigen Abstandes zu dem Eigentüm-

lichen des Kapitalismus in seiner historischen Ganzheit, ein Abstand, der freilich nur erwachsen kann erstens aus der vollen Erkenntnis des Kapitalismus, zweitens aus dem tiefen, auch gedanklich, religiös, philosophisch und historisch unterbauten Bewußtsein und Gefühl, daß er dem Christentum, der Kirche, der katholischen Weltanschauung und ihren Wurzeln als etwas Fremdes, Anderes und im Kerne ganz Unversöhnliches gegenübersteht; daß Katholiken, die als solche ihren Glauben und ihr Ethos auch leben und breit und stilvoll darstellen wollen, in einem Leben unter der Herrschaft des kapitalistischen Ethos und des aus ihm hervorgegangenen Kultursystems nur wie in der Fremde leben können und nie in seinem Gehäuse sich wahrhaft wohnlich einzurichten vermögen. Weiter finde ich in diesem Gesamtverhalten eine mangelnde Erkenntnis des systematischen Charakters des kapitalistischen Lebenssystems d. h. der inneren notwendigen Abhängigkeiten, die zwischen seiner ökonomischen Seite, der aus seinem Ethos hervorgegangenen Weltanschauungstendenz, seinem Verhalten zur Religion, seiner gesellschaftlichen Gliederung, seiner Wissenschaft und seiner Kunstideale, seiner Auffassung des Geschlechtslebens bestehen — der Tendenz nach auch da bestehen, wo sich einzelne Gruppen und Individuen von der Auswirkung solcher Tendenzen freihalten. An Stelle dieser Erkenntnis finde ich auch unter den Katholiken noch weithin die Ansicht, es handle sich hier nur um ein paar ‚Auswüchse' einer normalen und sinnvollen Geschichtsentwicklung, und zwar begrenzt auf das rein praktisch-ökonomische Gebiet der Güterproduktion und Verteilung, die durch ein wenig Sozialpolitik zu heilen seien — um Dinge also, mit denen Glaube, Weltanschauung, Philosophie, Kunst, Wissenschaft im Grunde nichts oder nur wenig zu tun haben. Und ich fand weiter — und zwar besonders bei den deutschen Katholiken — eine durch die früher geschilderte besondere Stellung der Kirchen im Reich und der katholischen Kirche im besonderen begreifliche zunehmende Befangenheit, ja eine halbbewußte Gefangennahme, weniger durch die praktischen Impulse vielleicht, die das kapitalistische Ethos demjenigen, der es besitzt, erteilt, als vielmehr eine Befangenheit durch die diesem Ethos entsprechenden Maßstäbe, Ideale, Werte, samt einem heimlichen Sichmessen an diesen Idealen und Werten. Gerade hier finde ich die ‚falsche Anpassung' an ein Modernes, das doch schon zusehends in der Selbstauflösung begriffen ist und das alle tieferen, vorschauenden Geister — welcher Herkunft auch immer — gegen sich hat, am stärksten, weil am wenigsten bewußt verwirklicht. Während gerade jene großen oder doch bedeutenden religiösen Menschen, die tiefere Wirkungen auf die spezifisch moderne Welt ausübten und Wege zu ihrem Ohr und ihrem Herzen fanden — ich trenne hier mit Absicht nicht national und konfessionell und nicht nach Standpunkt —, während ein Tolstoi, Leontjew, Dostojewski und Mereschkowski z. B. in Rußland, ein Kirkegaard und Johannes Jörgensen in Dänemark, Eucken, Rathenau, Bonus, J. Müller, Troeltsch, Förster in Deutschland, Newman und seine Freunde und Nachfolger in England, Renan, Paul und Auguste Sabatier, Ollé Laprune, Loisy, Blondel, Mignot, Bourget, Mercier,

Claudel, Jammes in Frankreich und Belgien und noch viele andere jedenfalls und trotz ihrer unermeßlich verschiedenen Grundanschauungen in irgend einem Grade aufs tiefste leiden an dem furchtbaren Problem ,Christentum und Kapitalismus', während sie alle in irgend einem Grade Abkehr von seinem Geiste und ein Neuwerden in einer irgendwie gefaßten göttlichen Macht predigen, kann man bei den deutschen Katholiken nichts oder doch nur sehr wenig dieses Geistes erblicken; besonders nichts, was auch ein überkonfessionelles Gehör fände. Es wiegt eher dort und da das Bestreben vor, die Überweltlichkeit des Lebenszieles zwar im Prinzip festzuhalten, aber gleichzeitig immer neu beweisen zu wollen, daß die Aufgaben, die das hochkapitalistische Wirtschaftsleben dem Menschen setzt, mit dem katholischen Ethos durchaus verträglich seien. Selbst die Geschichte wird gerne unter diese Beleuchtung gerückt und damit sowohl die Eigenart des Modernen als des Alten in dem ihr Charakteristischen verdeckt. Um indes nicht mißverstanden zu werden, möchte ich hinzufügen, was ich unter der Einhaltung einer ,geistigen Distanz' gegenüber dem Kapitalismus verstehe.

Da ist zu allernächst denn scharf zu trennen die Frage des inneren geistigen Verhaltens der Katholiken als Glieder ihrer Kirche zum Kapitalismus (samt dem diesem Verhalten entsprechenden öffentlichen Wirken in Staat, Parlament, Gemeinde, Erziehung und Lehre) und das praktische Streben des Katholiken, als Privatperson oder als Mitglied einer ökonomischen Organisation ökonomisch aufzusteigen und einen steigend höheren Anteil an der nationalen Güterproduktion und Konsumtion zu gewinnen. Dieses letztere Streben muß in all seiner bisherigen Energie nicht nur erhalten, sondern nach Möglichkeit noch gesteigert werden. Gerade je mehr die in dem System des Kapitalismus liegende sittliche Anormalität dem Katholiken zur Klarheit seines geistigen Bewußtseins kommt, und je entschiedener er einsieht, daß unter der Herrschaft des kapitalistischen Geistes jede Art von geistigem Einfluß auf die Gesellschaft an den ökonomischen Aufstieg geknüpft ist — ein furchtbares, anormales, durchaus nicht universales Gesetz! —, desto klarer und zweckbewußter muß sein praktischer Wille werden, durch diesen Aufstieg auch seinen verlorenen geistigen Einfluß zurückzugewinnen und zu steigern. Das ganze Elend unseres geistigen Lebens beruht ja eben darauf, daß heute eine kleine Clique, die zum Träger des hochgespanntesten kapitalistischen Geistes geworden ist, durch ihre Wortführer (die bewußten und unbewußten), durch ihre Presse, durch ihre Zeitschriften, Verlage, ,Mäzene' usw. allein vermöge ihres Kapitalbesitzes entscheidet, welches Theaterstück, welche Komposition als gut und schlecht gilt, wer als repräsentativ für deutsche Kultur und deutsches Wesen anzusehen sei. Darf man doch seit langem in unserem Lande Dinge über Gott und unsere heiligsten Einrichtungen ungestraft und ungeächtet sagen, die man nicht nur über keinen Prinzen, sondern über keinen der führenden Leute des Kapitalismus sagen darf — ohne daß man ihre Macht zu spüren bekomme. Das Kapital besitzt heute seine Gelehrten, Publizisten, Hofnarren

— selbst seine Mystiker für Arbeitsferien; es besitzt eine ganze Klasse geistiger von ihm abhängiger Drohnen und unbewußter Dienerschaften; und nur darin besteht deren Hauptscheidung, ob sie sich stärker auf die Macht des Unternehmertums oder die gleichfalls gewaltige Macht der organisierten Arbeiter und ihrer Klassen stützen. Ist ja doch in der Arbeiterklasse nach einem jungen seiner Natur nach vergänglichen Rauschzustand derselbe kapitalistische Geist mächtig geworden, der die Arbeitgeber dieser Klasse durchdringt. Jeder irgendwie geartete geistige Einfluß ist heute an den ökonomischen Aufstieg seiner Träger geknüpft — also auch der Einfluß des katholischen Geistes. Ist aber nun dieses kein Widerspruch, daß wir den Kapitalismus mit Hilfe derselben Mittel bekämpfen wollen, die er selbst uns liefern soll? Es gibt heute ein kleines Häuflein von — fast möchte ich das Paradoxon gebrauchen — katholischen Pietisten und Romantikern, die einen solchen Widerspruch behaupten, die ein gewolltes, zeitloses Abseitsstehen, fast einen Willen zur Armut (und doch nicht das edle freiwillige Mönchsgelübde der Armut), begleitet von einem bitteren Insichgekehrtsein und ein wenig sentimentalen Klagen über die ‚schreckliche Zeit', von den Katholiken fordern. Ich habe ihnen stets widersprochen. — Jetzt wo es das flüssige Eisen der Zeit in jeder Richtung zu schmieden gilt, ist ihre Stimme doppelt falsch und gefährlich. Ich empfinde ihr Verhalten dem Geiste nach als wenig übereinstimmend mit dem katholischen Ethos. Schon darum, weil dies ihr Ethos eigentlich extrem individualistisch ist, und weil es das Gesamtheil preisgibt für die fromme Gefühlsseligkeit kleiner Kreise; ich empfinde es auch darum so, weil alle echte Frömmigkeit sich an den objektiven Inhalten des Glaubens, an großen Sittenvorbildern und im Prozesse der Formung und Leitung der Welt nach diesen Vorbildern entzündet — wogegen Reflexion und Selbstbeobachtung der frommen Gefühle die wahre Frömmigkeit abschwächt und tötet. Ich empfinde es endlich so, da es die echte Weltliebe, d. h. die Liebe zur Welt Gottes vermissen läßt, damit aber auch den Drang verlöschen macht, die Welt auch am heutigen Tage liebenswert für alle zu gestalten; da es die Welt — die Welt Gottes — selbst zu verraten scheint, um des heutigen üblen Zustandes willen, in dem sich die Welt befindet. Vor allem aber: Gerade dieses scheinbar ‚vornehme' Verhalten ist eine innere Fesselung an den Kapitalismus, und sein Geist ist gleichfalls eine mangelnde innere und geistige Distanznahme zu seiner Gesamterscheinung. Und dies hat wieder zur Folge, daß diese große, herrliche Gotteswelt dem also Unzufriedenen durch sein Gebanntsein in die bloße soziale Gegenwart gleichsam versteckt wird. Verständlicher scheint mir die Haltung jener, die ich die ökonomischen Moralisten unter den Katholiken nennen möchte. In ihrem Verhalten zu den Individuen predigen sie gegen den materiellen Geist der Zeit, gegen die zu große Sucht zu genießen und um materieller Genüsse wegen reich zu werden usw., d. h. sie predigen so, wie man es auch in China und Japan und zu allen Zeiten tun soll, aber auch zu allen Zeiten tun kann. Sie sehen aber

dabei folgendes zu wenig: 1. Der Kapitalismus als Lebensgesinnung hat mit so allgemeinen Dingen wie Genußsucht, Streben reich zu werden usw. nur sehr wenig zu tun. Der asketische Verzicht auf sinnvollen Genuß gehört ja gerade zu seinem Wesen, und wenn nicht Welthaß, so ist doch Stumpfheit gegen die Werte und alles höhere Glück der Welt seine Seele. 2. Der Kapitalismus ist zwar nicht, wie die Sozialdemokraten sagen, nur eine Folge von ‚Verhältnissen' und ‚Einrichtungen', die von aller Menschenkraft unabhängig und auch ihren Zielen entgegen den ‚Geist' einer Zeit überhaupt erst bildeten; er ist vielmehr selbst eine bestimmte Abwandlung des historischen Geistes, aber obzwar ‚Geist' doch objektiver und durch Prozesse von Jahrhunderten gültig gewordener Geist und daher für die Einzelindividuen allerdings ein Schicksal, dessen inneren Sondergesetzen sich auch ihr praktisches, ökonomisches Streben notwendig anzupassen hat, so sehr sie dabei das Ganze dieses Geistes und Schicksals von sich und ihrer Seele innerlich fernhalten mögen.

Wie nun die Katholiken dieser Gruppe diese Tatsachen übersehen, so vergessen sie damit auch, daß Moralpredigten an die Individuen so wenig ändern können wie bloßer Staatssozialismus nach irgendwelchen moralischen Maximen gerechter Verteilung der Güter, da ja eben der Staat dieses Geistes nicht etwa böswilligerweise voll ist, sondern genau so voll sein muß wie die allein durch die objektiven geistigen Mächte der Zeit gebildeten Einzelindividuen — will er nicht im internationalen Verkehr untergehen. Und sie sowohl wie auch die erst erwähnte Gruppe von Katholiken vergessen ferner, daß es gegen einen falschen Geist der Zeit niemals ein anderes Kampfmittel gegeben hat und geben kann — so man das rechte Ziel entgegen der Zeit im Auge hat — als Kampf mit den Mitteln der Zeit. Mit der ganzen Schulung der antiken Rhetorik und Dialektik bekämpfte Augustin den eitlen Geist der spätantiken Rhetoriker und Dialektiker. Denn er hatte diesen ‚Geist' als Geist genügend vergegenständlicht und aus dem Kerne seiner Seele ausgerodet, um die Formen seiner feinsten Technik wider ihn handhaben zu können. In der Zeit und mit Hilfe ihrer Technik den Geist der Zeit zu überwinden — auch uns selber noch, soweit wir diese Technik gebrauchen müssen —, das scheint mir auch heute die notwendige Einstellung für alle katholischen Aufgaben. Wenn also die politische Organisation, die einen großen Teil deutscher Katholiken in sich befaßt, wenn katholische Organisationen aller Art den ökonomischen Aufstieg der katholischen Volkskreise emsig zu bewirken streben, so soll dies Verhalten nicht nur bleiben, sondern sich eher noch steigern.

Jene größere geistige Distanz, die erst eine ernsthafte theoretische und praktische Gesamtstellung zum Kapitalismus möglich macht, schließt dieses gebotene praktische, ökonomische und politische Verhalten keineswegs aus. Haben wir sie aber gewonnen, so dürfen wir auch nicht mehr an der schweren Gewissensfrage vorübergehen, ob, so lange als der kapitalistische Geist und der Menschentypus, der sein Träger ist, die offene

oder versteckte Herrschaft in Europa führen, es für die innere religiös-sittliche Hochwertigkeit einer christlichen Kirche ein gutes Zeichen sei, daß sich ihre Vertreter behaglich in diese Herrschaft teilen, oder ob es nicht ein besseres Zeichen sei, wenn in solchem sozialem Gesamtzustande die Kirche bewußt leide und — bei aller tatkräftigen Wahrung ihrer Interessen — zu den herrschenden Klassen des neukapitalistischen Typus in bewußter Opposition stehe. Ich bekenne frei, daß mir in einer kapitalistischen Welt eine leidende opponierende Kirche fast a priori eine Notwendigkeit erscheint. Ich kann daher — so beklagenswert die Lage der Kirche in Frankreich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege gewesen ist — in dieser einen gewaltigen, jungen, religiösen und sozialen Idealismus entbindenden Lage prinzipiell nur den ehrlichen wahrhaftigen formalen Ausdruck der gewaltigen Spannung erblicken, die zwischen dem christlich-kirchlichen Ethos und dem kapitalistischen Wesen und der aus ihm abgeleiteten Regierungsformen faktisch besteht. Ehrlichkeit, offene und radikale Auseinandersetzung der Gegensätze — das war immer ein Vorzug des sonst so wahrlich nicht fehlerarmen französischen Wesens. Diese elende, leidende Lage der Kirche unter einer im Kerne wesentlich plutokratischen Regierung sagt nur in einem großen weithinschauenden Symbole die Wahrheit aus: Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon. Auch die Übervorsicht und die Sprödigkeit, welche die deutschen Katholiken — nicht immer — aber doch im ganzen großen gegenüber jedem antikapitalistisch gerichteten Zusammengehen mit den sog. ‚revolutionären' Parteien gezeigt haben, sollten sie durch eine tiefere Besinnung auf das, was gemäß der katholischen Weltanschauung Grund und Wesen aller Revolution und alles revolutionären Geistes ausmacht, und was Grund und Wesen des heute Europa durchfressenden Revolutionsgeistes ausmacht, auf grund der Lehren des Krieges neu überprüfen. Christlich und katholisch ist nach meiner Anschauung die Grundvorstellung, daß feste, wohlgeordnete Herrschafts- und Dienstverhältnisse zwischen den historisch gewachsenen Ständen — alle verwoben im christlichen Solidaritätsgedanken, nicht nur das unter Menschen Seinsollende darstellen, sondern auch die tiefste geheime Sehnsucht der menschlichen Natur. Ist dieser grundkonservative Glaube wahr, so schließt er die geschichtsphilosophische Maxime in sich, jede historisch gegebene Revolution oder einen vorfindlichen revolutionären Geist niemals auf eine primäre aktive Bösartigkeit der Massen zu schieben, die sich gegen eine an sich wertvolle und berechtigte Herrschaft auflehnten, sondern primär stets und immer auf Abfall und auf ursprünglich, wenn auch dann vererbte und tradierte freie Schuld einer herrschenden Schicht. Überall und zu allen Zeiten suchte das Volk den guten Herrscher. Alle Revolutionen waren nur Stationen auf dem Wege dieses schweren Suchens. Der materialistische Revolutionist, der keinen vernünftig teleologischen Sinn der Weltordnung kennt, von welcher Ordnung auch die soziale und politische nur ein Bestandteil ist, mag den ‚vollaktivistischen' Glauben haben, es gebe eine ursprüngliche revolutionäre Energie in den Massen,

welche wirklich neue Phasen der Geschichte einzuleiten vermöchten. Der Christ glaubt es nicht. Auch der Teufel ist nur ein abgefallener Engel. Auch das Böse ist nur Folge eines freien, zentralen Willensaktes, der ‚sub specie boni' sich vollzieht: es ist nichts an sich Gewolltes und keine bloße Überwältigung des Wollens durch den unteren Trieb. Auch die moralische Hölle, in der sich zur Zeit Europa selbst verzehrt, ist nur ein furchtbares Mahnzeichen, daß es begonnen hat, die Herrschaft über seine Angelegenheiten zu verlieren, und daß die wesentlich kapitalistischen Hände, in die diese Herrschaft teils direkt wie in Frankreich und durch die Zersetzung der englischen Adelsherrschaft und des Oberhauses auch zusehends in England, teils indirekt und Gott Dank noch gehemmter durch die älteren Fürsten und Feudalgewalten bei uns und in Österreich überging, sich unfähig erwiesen haben, diese Angelegenheiten zu verwalten. Die erstaunliche politische Unsicherheit der im Kampfe befindlichen Völkerinstinkte und der Regierungen hinsichtlich der Kriegsziele, die zum Teil eine allgemeine europäische Erscheinung ist und die von der wunderbar einheitlichen technischen Heeresorganisation und Kriegsführung besonders unseres Volkes so grotesk absticht, ist nicht die Schuld der Personen der leitenden Staatsmänner. Sie ist nur eine Teilerscheinung der Herrschaft der kapitalistischen Interessen, die sich als bloße Interessen von Haus aus nicht einigen können, ja eine Teilerscheinung der Herrschaft der Mittel über die Zwecke, der Technik über das Ethos in unserer Zivilisation überhaupt. Wundern wir uns darum nicht, wenn dieser Krieg mit einem seinen ungeheuren Opfern an Blut und Gut völlig unproportioniertem Maß von politischen Effekten auf allen Seiten und für alle Kriegsparteien enden sollte. Sein gewaltiger Heilsinn, sein Mahnzeichensinn wird gerade dann nur um so reiner erstrahlen und um so deutlicher auch dem trübsten Auge sich merkbar machen. Ist nun — so sei mir erlaubt zu fragen — nach dem moralischen Ultimatum dieses Krieges, dieses Umkehrrufes Gottes an alle Völker Europas bezüglich Erhaltung und Verlust der bisherigen Führerschaft dieses Erdteils in der Zukunft der Welt, nicht die Zeit gekommen, da sich alle Gruppen jeder Nation und in jeder Nation, die an der Herrschaft des Menschentypus kapitalistischer Gesinnung leiden oder doch gemäß ihrer traditionellen Weltanschauung hätten leiden sollen, trotz aller sonst differierender Interessen und Ansichten stärker zusammenzuscharen hätten, um dieses gemeinsam Feindliche energisch zu bekämpfen? Auf diesem Boden könnten sich finden das Älteste und das Neueste, die Kirchen und die Massen, Adel und Volk, der Geist und die Arbeit. Nur resolute Oppositionsstellung einer zu lange schon mit einer fragwürdigen Herrschaftsschicht paktierenden Gruppe kann unter Umständen ihre und ihrer Weltanschauung Rettung sein. So rettete z. B. Disraeli den englischen Konservativismus, indem er ihn in das Lager der Opposition überführte. —

Aber kein Willensentschluß, keine Art Neuorientierung vermöchte gegen den Europa zerstörenden Riesen, den Geist des Kapitalismus und Mam-

monismus ernste Erfolge erzielen, käme nicht ein organischer Prozeß all denen, die an diesem Kultursystem leiden, zu Hilfe: Der Prozeß des langsamen Ab- und Aussterbens des rechnerischen Menschentypus samt seiner Erbanlagen, des Typus also, der die kapitalistische Wirtschaft und Kulturgesinnung in allen Ländern trägt. Auf diesen Prozeß selbst sei hier nicht eingegangen. Aber jedenfalls ist es dieser Prozeß, der wie für alle mehr gläubige als kritische Denkweise, so auch für die Sache der deutschen Katholiken, für die Ausbreitung ihres Wesens und ihrer Weltanschauung heimlich wirkt — der indirekt auch macht, daß sich eben durch diese Ausbreitung langsam neue Maße des Lebens bilden und verbreiten müssen, Maße, nach denen die kapitalistische ‚Inferiorität' der Katholiken zu einer menschlichen Superiorität werden wird. Es ist nicht ohne eine gewisse Heiterkeit zu sehen, welche teils gutgemeinten, nur wenig wirksamen, teils lächerlichen, teils allen Ernstes unsittlichen und verwerflichen ‚Maßregeln' und gesellschaftlichen Sittenänderungen gegenwärtig in allen Kulturstaaten die vorwiegend liberalen Kreise sich selber vorschlagen, um den schon vor dem Kriege auch bei uns so plötzlich aufgetretenen Bevölkerungsrückgang in ihrer Mitte einzudämmen — im großen ganzen freilich so, daß sie dabei ihre Weltanschauung, ihr Ethos, ihre Lebensgesinnung entweder möglichst wenig zu ändern brauchen oder sogar — wie im Falle der Forderung der sozialen und moralischen Billigung der unehelichen Geburten, ja deren Auffassung als einer abfindungswürdigen ‚Leistung' der unehelichen Frauen an den Staat und seinen Industrie- und Militärbedarf — noch in die Richtung des Libertinismus steigern können. Ein preußischer Geheimer Kommerzienrat, der eine hohe Gemeindestellung seiner Stadt bekleidet, sagte mir jüngst, man müßte sich ernstlich überlegen, ob man die Monogamie beibehalten könne. Ich möchte hier nicht näher auf diese große Frage eingehen. Nur als symptomatisch hebe ich hervor den Tiefstand ebenso wie die kindliche Naivität einer Denkweise, welche Ordnung und Ziel des geheimnisvollen Vorgangs des Menschwerdens primär als eine staatspolitische Angelegenheit betrachtet und nicht an erster Stelle als eine allgemeinmenschliche religiös-sittliche Frage ansieht, als eine Frage, deren rechte oder je bessere Lösung auch der betreffenden Nation und dem betreffenden Staate zugute kommen, niemals aber in unmittelbarer Abhängigkeit von der Idee einer bestimmten nationalen Wohlfahrt oder eines momentanen Staatsbedarfs primär gestellt und ausschließlich auf Nation und Staat abgezweckt werden darf. Aber leider ist diese Denkweise über die menschliche Natur in so abgründiger Täuschung begriffen, daß sie vermeint, es könne der Industriebedarf und der Bedarf des Staates an Militär für die ‚Kriege der Zukunft' — wie man gerne hinzusetzt — es den Müttern besonders verlockend erscheinen lassen, viele Kinder zu gebären. Welche sinnlose Überschätzung der Öffentlichkeit und des rationellen Willens! Je größere Triumphe aber die Narrheit auf diesem Boden auch feiern möge, desto wichtiger wird es, daß die bewährten Weisheiten der christlichen Geschlechtsmoral mit ihrem streng for-

malen Grundsatz an der Spitze, es sei besser, daß ein Mensch lebe, als daß dies nicht der Fall sei, mit ihrer prinzipiellen Ablehnung der sog. ‚Rationalisierung' der Fortpflanzung — sei es in negativer oder positiver Richtung — und mit der allgemeinen durch Priester und Beichtstuhl erfolgenden Verurteilung aller die Fortpflanzung ausschließenden Maßnahmen und Mittel, innerhalb der Kirche durchgeführt, theoretisch noch tiefer begründet und in dieser Begründung auch über die Grenzen der engeren Kirchenangehörigkeit verbreitet werden. Denn auch hier liegt ein spezifischer Kraftpunkt des katholischen Ethos, der nicht nur unserem Volke quantitativ zugute komme, sondern bei kraftvoller Durchführung die tiefste und stärkste Gewähr bietet, daß allmählich ein anderer qualitativer Menschentypus an die Spitze der europäischen Angelegenheiten gelange als der bisher an dieser Spitze befindliche. Und dieser Gesichtspunkt der Qualität ist viel wichtiger als jener der bloßen Quantität.

2. Der neue Rahmen.

Dürfen wir annehmen, daß das gesteigerte Verantwortungsgefühl für das Schicksal Europas, das mit Deutschland überhaupt auch die deutschen Katholiken durch diesen Krieg gewannen, und daß ein in den angedeuteten Richtungen erfolgendes Wachstum der Potenz des deutschen Katholizismus einen günstigeren außer- und innerpolitischen Rahmen zur Entfaltung finden werden, als vor dem Kriege bestanden hat? Zu dem, was ich über die vermutlichen kirchenpolitischen Rückwirkungen des Krieges bereits vor eineinhalb Jahren in meinem Buche ‚Der Genius des Krieges' bemerkt habe, möchte ich hier nur einiges Wenige hinsichtlich der deutschen Katholiken hinzusetzen, das nicht im entferntesten den Anspruch macht, die große Frage zu erschöpfen.

Vor allem: Besteht Aussicht, daß auch aus äußeren mehr politisch gearteten Gründen jene geistige Energieverteilung des katholischen Deutschtums, die mir als einer der wichtigsten Punkte erschien, sich in der Richtung ändere, daß ein höheres Maß von Energie in außerpolitisches und außersozialorganisatorisches geistiges Wirken eingeht — auf religiösem, erzieherischem, literarischem, philosophischem, künstlerischem Gebiet — als bisher?*

* Es handelt sich bei dieser Frage durchaus nicht darum, die grundfalsche Scheidung eines politischen und eines religiösen Katholizismus im Sinne zweier Denkweisen oder gar geschiedener Gruppen wieder einzuführen oder auch nur vorauszusetzen. Der ‚religiöse Katholizismus' beruhte nur in einem zur Tugend umgebogenen Akt der Resignation; er widerstreitet als eine Form pietistischer Vereinsamung sogar dem Wesen einer Weltanschauung, welche die Einprägung des Reiches Christi in den spröden Stoff der menschlichen Wirklichkeit zum Nutzen der menschlichen Gesamtheit — und nicht bloß einer religiösen Aristokratie oder Sekte — anstrebt. Auch das politische Handeln ist eine Form dieser Einprägung. Es muß also mit dem Glauben und dem religiösen Ethos in fühlbarer organischer Kontinuität stehen.

Was das sozialorganisatorische Wirken betrifft, so ist es fast selbstverständlich, daß sich diese wertvollste und erfolgreichste Richtung der bisherigen Energie der deutschen Katholiken nach dem Kriege schon darum erhalten und weiter differenzieren wird, da es ja die furchtbaren Schäden zu heilen gilt, die der Krieg hervorgebracht hat. Indem sich aber ganz ungesucht in seinem Verlaufe auch die geistige Verarbeitung der kaum zu überschätzenden religiösen und sonstigen Erfahrungsfülle unserer zurückkehrenden Krieger direkt oder indirekt durch neue und erweiterte Berührungen mit deren Anverwandten usw. einstellen wird, können gerade aus diesem Nehmen und Geben die mannigfaltigsten Impulse auch geistigen Schaffens gewonnen werden; darum ist Beteiligung der Studenten und Gebildeten gerade hier mehr wie je wünschenswert. Hier sehe ich also keinen Widerstreit, sondern nur das Verhältnis der gegenseitigen Förderung.

Etwas anders steht es mit der rein politischen Betätigung und den ihr und ökonomischen Zwecken dienenden Organisationen. Die Existenz und Notwendigkeit dieser politischen Betätigung braucht gewiß nicht im mindesten in Frage gezogen zu werden. Dennoch bestehen meines Erachtens starke Gründe zur Annahme, daß sie sich in Zukunft eines geringeren Maßes von Energie zu bedienen brauchen, als dies bisher der Fall war. Dazu wäre freilich die unverzügliche Abschaffung der Reste der Kulturkampfgesetzgebung erste Bedingung — eine Bedingung, deren Eintritt um so aussichtsvoller ist, als die Hauptelemente des bisherigen Widerstandes gegen diese Abschaffung nach dem Kriege kaum an politischem Boden gewinnen dürften. Je mehr die Ursache zu wirken aufhört, die seinerzeit die katholische Geistesenergie so einseitig in die Politik hineinzog, desto mehr muß auch eben diese Wirkung sich ermäßigen. Daß uns aber kulturkampfartige neue Probleme auf die Dauer nicht bevorstehen — wie immer der Krieg an diesen oder jenen Punkt solcher Natur gerührt haben mag —, dafür bürgt nicht nur die gesamte Entwicklungsrichtung, die das Deutsche Reich bis vor Kriegsbeginn genommen hat, samt der neuen, positiven, sich um ‚Mitteleuropa' drehenden Aufgaben, sondern sogar noch die besonderen neuen, früher angedeuteten Möglichkeiten, die nach meiner Ansicht für eine stärkere Oppositionsstellung des Zentrums zur künftigen offiziellen Reichspolitik bestehen. Träte eine dieser Möglichkeiten ein, so könnten es sicher nicht kulturkampfartige Probleme sein, die sie hervorriefen, sondern an erster Stelle Fragen der christlich-positiven Weltanschauung überhaupt, bei denen das Zentrum auch Konservative und Protestanten, an zweiter Stelle Fragen einer demokratischeren Gestaltung der Besitzsteuer und analoger Verhältnisse, bei denen es die soziale und politische Demokratie an seiner Seite hätte. Kulturkampfartige Fragen wären auch dann ausgeschlossen, wenn sich meine gelegentlich ausgesprochene Vermutung, es werde der Krieg liberal oder freikonservativ gesinnte Finanzkreise, die schon bisher eine starke indirekte Mitherrschaft ausübten, auch nominell und formell in höherem Maße als bisher an die verantwortlichen Spitzen der Staatsleitung führen,

bestätigen sollte. Wie solches auf die allgemeine Politik zu wirken pflegt, davon hatten wir im Falle Dernburg ein Beispiel, dessen Lehre nicht vergessen werden sollte.

Etwas skeptischer kann man bei Aufwerfung der Frage sein, ob und wie weit etwa zu erwartende Annexionen oder doch Angliederungen von Territorien mit katholischen, dem Reiche innerlich und wohl noch auf längere Dauer widerstrebenden Volksteilen an die deutsche Machtsphäre nicht Zündstoffe für kulturkampfartige Probleme enthalten könnten. Die Vorsicht gegenüber diesen Zündstoffen scheint mir zu gebieten, daß, wie immer die Lösung dieser schweren Fragen erfolge — sie nicht so erfolge, daß der reichsdeutschen politischen Vertretung katholischer Interessen eine zu starke und einseitige, politische und moralische Verantwortung für das politische Ergehen dieser widerstrebenden Volksschichten aufgebürdet werde. Dies scheint aber nur dadurch vermieden werden zu können, daß diese Volksschichten entweder staats- und verfassungsrechtlich vom deutschen Reiche völlig abgesondert bleiben, oder — so dies nicht der Fall sein könnte — innerhalb des Staatsgefüges, dem sie einverleibt werden, unter dem Genusse einer möglichst vollständigen politischen Freiheit ihre eigenen, von der Vertretung der katholischen Interessen der Reichsdeutschen gänzlich abgesonderten Vertretungen besitzen. *Mitteldinge dürften hier von Übel sein.*

Es mag vielleicht solchen evangelischen Kreisen, deren Haltung zu den Annexionsfragen auch durch die Furcht bedingt ist, daß ein Zuwachs katholischer Bevölkerungsteile zur Machtsphäre des Deutschen Reiches der politischen Vertretung eines großen Teiles deutscher Katholiken einen erheblichen Machtzuwachs bringen werde, eine Beruhigung sein, wenn wir — die wir eine gewisse *Entspannung* der politischen Energie des deutschen Katholizismus herbeisehnen — diese Furcht nicht nur nicht teilen können, sondern prinzipiell und unter Voraussetzung des Gesagten, eher das Gegenteil von solchem Zuwachs erwarten. Denn je größer das quantitativ bedingte, natürliche auch politisch wirksame Schwergewicht des katholischen Elementes im politischen Gesamtkörper des Reiches ist, desto mehr kann die Anspannung der künstlichen politischen Willensenergie — die stets eine Sache der Minoritäten zu sein pflegt — relativ vermindert werden. Je verschiedener zugleich die ökonomischen und sonstigen Interessen dieses Elementes sind, desto schwieriger muß es auf die Dauer werden, deren Vielfalt durch eine zu zentral geleitete und zu einseitig oder doch zu unmittelbar kirchlich inspirierte politische Organisation zu umspannen. Und gleichzeitig muß eben durch diese teilweise politische Entspannung ein stärkeres Maß katholischer Geistesenergie für Nichtpolitisches *frei* werden, und es muß der Katholizismus unseres Landes eben damit innerlich leichter und im Atem gleichsam tiefer und freier werden, in dem er sein geistiges Wesen auf nichtpolitischem Boden ausschwingt.

Diese Überlegung besitzt auch ihre nicht geringe Bedeutung für die

erheblichste Verschiebung des Rahmens der Wirksamkeit der katholischen Kräfte, die wir von der Zukunft zu erwarten haben: Jener ‚neuen Arbeitsgemeinschaft des Friedens' mit Österreich-Ungarn, ‚im Dienste der wirtschaftlichen und kulturellen Wohlfahrt der immer enger verbündeten Reiche', die nach den Worten der letzten gewichtigen Rede des Reichskanzlers vom 5. April d. J. ‚der Kriegsgemeinschaft' folgen wird. Es gibt nur wenig so Treffliches, was insbesondere über eine notwendig gewordene Revision unserer Geschichtsauffassung, mit kurzen Worten Friedr. Naumann in seinem bekannten Buche über diese konfessionelle Seite des Problems ‚Mitteleuropa' gesagt hat (S. 63—70). Er fordert, ‚daß wir in Mitteleuropa eine Geschichtsauffassung gewinnen, bei der Katholik und Protestant ohne ein Aufgeben ihrer geistlichen Werte und Ehren sich als Bestandteile einer gemeinsamen Vorzeit begreifen', und er findet, daß jene neudeutsche Geschichtsauffassung (Treitschke wird als Beispiel genannt), nach der ‚Luther das deutsche Christentum brachte und dieses über den großen Kurfürsten, Friedrich II., Kant, Hegel zum neuen deutschen Reiche führte' in einer ‚möglichst geraden Linie von Wittenberg nach Berlin', eine protestantische Geschichtskonstruktion ist, die ‚als grundlegende Reichstradition nicht aufrecht erhalten werden kann, nachdem der Kulturkampf von allen Seiten beigelegt wurde und von keinem wieder wachgerufen werden soll und wird'. Er führt dann so ehrlich und offen, wie es seine Art ist, die protestantischen Bedenken angesichts der Tatsache an, daß ‚bei Gemeinsamkeit von Deutschland und Österreich-Ungarn der deutsche und mit ihm der ungarische Protestantismus als Minderheitspartei erscheint'. Diese Bedenken bezögen sich vor allem auf die Gefahr, daß sich ‚leicht eine ganz Mitteleuropa füllende päpstliche Partei bilden kann, die sich dann für weltpolitische oder handelspolitische Leistungen in einzelstaatlichen, konfessionellen Bevorzugungen bezahlen läßt und die nach außen hin den Charakter des Deutschtums als katholisch und nicht als evangelisch in die Erscheinung bringt'. Was seine eigene Person betrifft, so setzt Naumann hinzu: ‚Auch ich gestehe, daß für mein geschichtliches Denken hier eine große Sorge bleibt, und zwar um so mehr als im Kriege die Verbindung zwischen den Evangelischen Englands und Deutschlands sehr gelockert ist und wir nicht wissen, ob sich das Gemeinschaftsgefühl des deutsch-englisch-amerikanischen Protestantismus so bald wieder herstellt.' Was eine ‚leicht ganz Mitteleuropa füllende päpstliche Partei' betrifft, so erkennt Naumann, indem er auf die gar sehr verschiedenen Grundhaltungen der Klerusse der verschiedenen österreichischen Nationen und Staaten und die nicht minder verschiedenen Interessen ihrer katholischen Bevölkerung hinweist, dieses Gespenst einiger evangelischer Kreise als das, was es ist: eine pure Angstphantasie. Aber die Bedenken, die auch ihm, selbst unter der kaum von irgendjemanden in Frage zu ziehenden Voraussetzung, daß ‚die Kirchen- und Schulfragen niemals mitteleuropäische Bundesangelegenheiten werden sollen und dürfen', verblieben sind, möchten wir durch eine wohlbegründete Vermutung erschüttern. Jenes quantitative Über-

gewicht ist nur vorhanden bei gleichzeitig mannigfaltigsten Interessen der national verschiedenen katholischen Bevölkerungsteile des neuen ‚Mitteleuropa'. Hinzu kommen die neuen kulturellen Anziehungen, die sich zwischen süddeutschen und österreichischen, nordostdeutschen (schlesischen und polnischen), nordwestdeutschen und belgischen Katholiken im ganzen jenes breiten neuen Geistesbereiches wie von selbst ergeben werden. Dies alles aber bringt für christlich Soziale wie für das deutsche Zentrum, also für beide Teile, notwendig ein gewisses Maß von politischer Dezentralisation mit sich und damit zugleich auch eine Tendenz zu schärferer und reicherer Differenzierung der politischen Vertretungen der gesamtkatholischen Bevölkerung von ‚Mitteleuropa' überhaupt: also das Gegenteil einer ‚einheitlichen päpstlichen Partei'. Dieser Vorgang aber kann der nach unserer früheren Betrachtung erwünschten Energienverteilung der katholischen Kräfte nur günstig sein. Aber auch abgesehen hiervon kann eine — wie gesagt, nicht durch eine gemeinsame Schul-, Kirchen- und Kulturpolitik getragene —, sondern durch gesteigerten Verkehr und teilweise Wendung des deutschen Lebensstromes nach Südosten erfolgende natürliche Lebensdurchdringung auch auf geistigen Gebieten dem Katholizismus beider Länder, ja dem gesamten geistigen Leben in der uns erwünscht scheinenden Richtung nur förderlich sein. In Österreich hat die katholische Weltanschauung teils durch die Verschiedenheit der Volkscharaktere, teils durch die vom Reiche sehr abweichende soziale Gliederung ihrer Vertreter und besonders des Klerus, teils dadurch, daß die Hände der österreichischen Katholiken ein geringeres Maß von Schwielen des politischen Kampfes aufweisen als bei uns (auch religiös zur einseitigen Betonung der Unterscheidungslehren im ganzen weniger genötigt waren), einen gleichsam offeneren und naiveren, auch einen aufnehmbareren und geistig verdauungskräftigeren Charakter behalten als in unserem Lande. Zu weniger scharfer Organisation genötigt, aber auch — schon durch den Volkscharakter und die nationalen Gegensätze — zu solcher Organisation minder befähigt, hat sie doch weit stilbildender auf das Gesamtleben und dies auch weit hinaus über die Grenzen der Konfessionsangehörigkeit gewirkt. Die ganze Kraft, deren sie fähig ist, entfaltet ja eine religiöse Weltanschauung überhaupt erst da, wo ihre stilbildende Wirkung so mächtig ist, daß sie auch die Gegner ihrer Dogmen und Einrichtungen noch auf fast unbewußte Weise zwingt, sich geistig nach den Stilformen zu verhalten, die sie ausgeprägt hat. Wer hierfür Gefühl besitzt, wird auch z. B. in der außerkirchlichen Literatur, Philosophie, Kunst Österreichs, ja oft selbst der antikirchlichen bis zur Gegenwart, diesen katholischen Lebensstil wahrnehmen. In dieser stilbildenden Kraft aber können wir in höherem Maße die Schüler des österreichischen Katholizismus sein als dieser unser Schüler. Vor dem Kriege waren die Berührungen des höheren Geisteslebens überhaupt zwischen beiden Ländern auffällig gering. In Philosophie, Nationalökonomie z. B. fehlten sie fast völlig; selbst in den Fachkreisen war der Geist dieser und anderer Geisteswissenschaften wenigstens ein gar sehr

verschiedener, und die Berührung nur äußerlich. Man denke nur an die Wirksamkeit Kants, die bei uns übermäßig, dort gegenüber Herbart, Franz Brentano, dem englisch-französischen Positivismus ganz geringfügig war. Die ungarische Akademie gar ließ ihre Berichte in französischer Sprache drucken. Die deutsche Philosophie stand mit der englisch-amerikanischen in weit tieferem Konnex als mit der österreichischen. Literatur und Malerei beider Länder, überhaupt sehr stark unter der Mitwirkung fremder Vorbilder arbeitend — verkehrten aufs stärkste unmittelbar mit Paris, aber sehr wenig untereinander. Schon jetzt und schon in den letzten Jahren vor dem Kriege beginnend, hat sich z. B. hinsichtlich der Philosophie und Literatur hierin ein erheblicher Umschwung vollzogen. Zwischen der österreichischen Philosophie, besonders der Brentanoschen Schule und der deutschen, herrscht engere Wechselwirkung. Die unter Husserls Führung in Deutschland aufkeimende Phänomenologie hat ihre Keime gleichfalls in der Lehre Franz Brentanos und ist durch ihn hindurch auch mit gewissen Grundideen der Scholastik verknüpft. Auch in der experimentellen Psychologie hatten sich stärkere gegenseitige Einflüsse angebahnt. Eine besonders von Prag ausgehende junge literarische Richtung (z. B. Werfel, Brod) gewinnt in Deutschland zusehends an Anhang. In all diesen Dingen darf man nichts ‚wollen' — geschweige mit politischen Mitteln. Und das kosmopolitische Prinzip ist im früher bestimmten Sinne auf alle Fälle als höchster Grundsatz zu wahren. Aber man darf hoffen, daß sich durch einen stärkeren Strom des deutschen Lebens nach Südosten und durch die schärfere kritische Beleuchtung, unter welche die Gesamtäußerungen des englischen und amerikanischen Geistes unter uns — doch wahrlich nicht ohne sehr tiefgehende und umfassende Gründe — gekommen sind, die schon vorhandenen geistigen Berührungen mit Österreich noch erheblich steigern werden.

Wenn unter diesen Wirkungen das Gefühl evangelischer Weltgemeinbürgerschaft in unserem Lande leiden sollte, so wäre seitens unserer andersgläubigen Volksgenossen nichts ein größerer Irrtum als die Meinung, daß uns dies eine geheime Freude bereite. Die starken gegen die russische Orthodoxie gemeinsamen Grundlagen des abendländischen Christentums, vor allem aber das christliche Gemeinbewußtsein und allgemeine Missionsinteresse gegen das Außerchristliche und gegen den Unglauben in unserer europäischen Mitte, müssen uns jede Erschütterung übernational zusammenhaltender echter, gleichsinniger religiöser und sittlicher Mächte auch dann aufs tiefste bedauern lassen, wenn kirchenpolitische Vorteile für die katholische Kirche oder Steigerung ihres Einflusses in Deutschland damit verknüpft sein sollten. Was ich meinerseits nur für fraglich halte, ist: ob die Gleichsinnigkeit des englisch-amerikanischen Protestantismus mit dem deutschen, und auch dem neudeutschen in den Jahren vor dem Kriege, nicht aus Gründen und Motiven erheblich überschätzt worden ist, die nicht ursprünglich der religiösen Sphäre angehören, sondern stärker als in dieser Sphäre in allgemeinen Angliederungs- und Amerikanisierungstendenzen wurzeln, die sich

im Gefolge der Entfaltung unseres Welthandels und unserer Außenpolitik eingestellt hatten. Für das eigentliche Luthertum und seine Reste, dem übrigens die Tendenz auf kosmopolitische religiöse Verknüpfung der Völker von Hause aus am wenigsten von allen protestantischen Gruppen einwohnt und das die am meisten organischen, bodenständigsten, historisch durchschlagkräftigsten — darum freilich auch für die Reinheit religiöser Ideen gefährlichsten Verwebungen mit bestimmten territorial engbegrenzten Menschentypen, Standestraditionen und Vorurteilen einzugehen liebt, ist die Weltenweite der Verschiedenheit des religiösen Geistes vom englisch-amerikanischen Religionstypus zu offenkundig, als daß darüber etwas besonderes zu sagen wäre. Sein Kern steht — nicht dogmatisch, aber psychologisch — heute noch dem katholischen Wesen näher als der englisch-amerikanischen Grundform des Protestantismus. Nicht genau das Gleiche gilt natürlich für den modernen deutschen Protestantismus, der aus der so stark von der englischen Aufklärung bestimmten deutschen Aufklärung wesentlich mit herauswuchs. Doch war auch diese Verbindung lange äußerst indirekt. Soweit der Protestantismus insbesondere durch die klassische und romantische deutsche Literatur und durch die deutsch-spekulative Philosophie der Fichte, Hegel, Schleiermacher sich bewegen ließ und sie bewegte, soweit er die mehr oder weniger pantheistische Metaphysik dieser Strömung als Unterbau und die ihr eigentümliche Tendenz nach harmonischer Einheit von Glauben und Wissen als Prinzip wählte, war er vom englisch-amerikanischen Typus so ferne als nur denkbar möglich. Anders wurde es mit dem so stark und eingreifend wirksamen Auftreten der Theologie Albrecht Ritschls, der in mehr als einem wesentlichen Punkte diesem englischen Typus nahe kam. So in der Wahl einer mehr positivistischen und sensualistischen als wie kantischen philosophischen Erkenntnistheorie als Basis der Theologie, in seiner Leugnung jeder Art von Metaphysik und natürlicher Theologie, seinem scharfen Kampf gegen alle mystischen und beschaulichen Elemente der Frömmigkeit und gegen alle Askese, in seiner scharf dualistischen Trennung von Glauben und Wissen unter gleichzeitiger Umdeutung des Glaubens in einen willensartigen Akt, in seiner ganz antilutherischen Verkleinerung der Erbsünde und Leugnung der bei Luther so wichtigen ‚gottgewollten Abhängigkeitsverhältnisse' des Menschen, in seiner einseitigen Isolierung des Jesusbildes aus allen tieferen religions- und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen mit Antike, Judentum und Orient und ähnlichen Zügen mehr. Ethisch aber scheidet sich die von Ritschl und seiner Schule wieder stark hervorgehobene Verneinung jedes über die religiöse Beseelung des Berufs hinausgehenden Gottesdienstes und sakramentalen Kultus dadurch von der lutherischen Berufsidee, daß der Beruf, der bei Luther mehr ein historisches als gottgewollt empfundenes Schicksal ist, das man demütig auf sich zu nehmen und dessen Pflichten man treu zu erfüllen hat, bei Ritschl ganz ein frei und individuell gewähltes wird, und daß eine rastlose, positive Aktivität auf die Welt (in Staat, Wirtschaft usw.) die Sanktion einer

Arbeit für das Reich Gottes erhält. Die letzteren Elemente dieses Ethos sind aber nachweisbar aus dem Kalvinismus und seinen englisch-amerikanischen Fortbildungen entlehnt. Es waren auch innerhalb des deutschen Protestantismus schon lange vor dem Kriege starke Kräfte an der Arbeit, die Voraussetzungen und Hauptideen dieser Theologie zu entwurzeln. Ihre philosophische Grundlage entspricht der Zeitphase neudeutscher Geistesgeschichte, da Philosophie sich auf etwas naturwissenschaftliche Erkenntnis- und Methodenlehre beschränkte, um nach dem materialistischen Rausche der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre zunächst überhaupt wieder einmal etwas mehr als bloß historisch da zu sein — d. h. sie entspricht einer Phase, die schon längst als völlig überwunden gelten kann. Damit erklärt sich aber auch jener strenge Dualismus von Glauben und Wissen, den diese Theologie zur Grundlage hat. Wie ihre historische Basis vor der jungen Religionsgeschichte und der Geschichtserforschung der ersten christlichen Jahrhunderte zerschellt, hat Troeltsch in einer Auseinandersetzung mit Niebergall sehr lehrreich gezeigt. Es ist auch darum nicht zu erwarten, daß sich die Züge, die eine gemeinsame Stilbasis protestantischer Frömmigkeit zwischen dem deutschen und englisch-amerikanischen Typus bilden könnten, in Zukunft verstärken werden.

Weit wichtiger und für Zukunftsaspekte einer ganz anderen Größenordnung bedeutsam, erscheint mit für die Auswirkung unserer religiösen Kräfte ein anderes: das schon seit dem russisch-japanischen Kriege langsame Hervortreten einer historischen Weltepoche, in der die seit den Anfängen der europäischen Geschichte gegebene Selbständigkeit, Eigenentwicklung und gleichsam europäische Immanenz der Geschichte der „germanisch-romanischen Völkerwelt" — mit welchem treffenden bescheidenen Ausdruck L. v. Ranke das ersetzte, was z. B. ein Bossuet und Hegel früher sehr unzureichend ‚Weltgeschichte' genannt hatten — zum Abschluß kommt und die Tatsache, daß durch den gewaltigen Prozeß eines aktiven Hereintretens der großen asiatischen Völkerwelt in die Geschichte und ihren Gang eine eigentliche „Weltgeschichte" erst entsteht. Verschlagenen und verträumten Riesen gleich wischen sich die großen halbasiatischen und asiatischen Völker langsam aber zusehends — vom europäischen Kapitalismus aufgeweckt — den Schlaf von Jahrhunderten aus den Augen. Ein heftiger Drang beseelt sie, einst noch ein anderes zu werden als bloßes Objekt europäischer Kolonisation und Ausbeutung — ein anderes als Dienstboten Europas. Mit dem gewaltigen Prozeß der Besinnung Rußlands auf sein wahres Wesen — vollzogen in seinen großen Schriftstellern, in seiner nun wohl endgültigen Abwendung von der seit Peter wechselnd wiederkehrenden Europäisierungspolitik — begann es. Das kluge energische, anpassungsfähige Japan ergriff die Fahne Ostasiens und fordert ‚Asien für Asien'. China erzittert in einer Revolution, von der niemand ahnt, was sie in ihrem brennenden Schoße birgt. Indien steht vor einem Wendepunkt seiner Entwicklung. Durch die mohammedanische Welt rast das bisher nur da und dort aufglühende Feuer

des heiligen Krieges. Wie immer man diese Tatsachen — jede im Grunde unmeßbarer und grenzenloser Möglichkeiten schwanger — einschätzen möge: wer fühlte nicht, daß Europa gründlich aufgehört hat, der allein wesentliche und ausschlaggebende Schauplatz der Weltgeschichte zu sein und daß sich die erst in der Bildung begriffene Weltgeschichte in einer noch vor vierzig Jahren ganz unerhörten Weise nach Asien hinüber spielt? Daß und wie Europa samt seinen amerikanischen Kulturkolonien erst durch diese neue Weltlage das Bewußtsein seines eigentümlichen, positiven begrenzten Wesens und Geistes erhalten hat und noch mehr erhalten wird, daß Europa erst hierdurch endgültig aufhören wird, seinen Geist mit dem Weltgeist selber zu verwechseln und sich als die selbstverständliche Zentralsonne der Weltgeschichte vorzukommen, habe ich in dem Abschnitt meines Kriegsbuches ‚Die geistige Einheit Europas' eingehend ausgeführt. Was man mit einer erstaunlichen Naivität bisher für Europäisierung gehalten hatte, war und wird sein nur an sich durchaus wünschenswerte steigende Mechanisierung der unteren menschlichen Lebens- und Bedürfnisgebiete — nicht zentrale Umwandlung des Geistes jener Völkerwelt. Ja, die tiefen, bis in die letzten Kategorien der Gottesanschauung, Weltanschauung und Daseinswertung gehenden Differenzen dieser Völkerwelten von dem europäischen Wesen werden sogar im Maße, als die Zivilisierung und Mechanisierung wächst, auf diesem immer gleichmäßigeren Hintergrunde erst ihre volle Plastizität und Schärfe für Anschauung und Gefühl gewinnen.

Damit aber rückt die geheimnisvollste Stunde, welche die historische Zukunft der Kulturmenschheit in sich birgt, heran: die Stunde einer Auseinandersetzung der metaphysischen und religiösen Lebensgrundlagen Europas und Asiens. Und so wie jener aktive Eintritt Asiens in die menschliche Gesamtgeschichte etwas grundsätzlich Andersartiges ist wie eine bloß quantitative Erweiterung europäischer Kolonialpolitik oder gar sogenannter ‚Europäisierung', so wird auch diese ‚Auseinandersetzung' etwas anderes bedeuten als einen bloßen quantitativen Fortschritt und eine Erweiterung der bisherigen europäischen Missionsmethoden. Einmal stärker als bisher ausgestattet mit den leicht übertragbaren, mechanischen Methoden und Erfindungen, für Arbeit und Krieg, denen Europa es zeitweise verdankte, daß es diese Völkerwelt nur als Objekt seiner Tätigkeit ansehen konnte — und nicht als gleich würdige Subjekte der Geschichte —, wird dieselbe Völkerwelt auch aufhören, sich im Geistig-Religiösen nur als Objekt der christlichen Mission zu empfinden — und insbesondere als Objekt der vorzüglich englischen Missionsmethoden, deren religiöse Erfolge sich immer erst auf der Zivilisationsverbreitung und den Bedürfnissen des englischen Handels aufzubauen pflegten. Soll dem Christentum überhaupt, soll dem abendländischen Christentum, das wir für den reineren und höhergearteten Ausdruck der vom Herrn gestifteten Religion halten, bei dieser Auseinandersetzung Heil wiederfahren, so wird ein irgendwie gearteter stärkerer Zusammenschluß der abendländischen Kirchen und Sekten ganz ungewollt und wie von selbst

eintreten müssen; ja in Phasen, deren zeitliche Größe freilich noch ganz unmeßbar ist, auch ein tieferer Zusammenschluß der abendländischen und morgenländischen Kirchen.

Nicht gelehrte, philosophische und theologische Verhandlungen, nicht gutwillige, aber durch des Gedankens Blässe angekränkelte Unionsversuche der Kirchen nach Art unseres hochgesinnten, hierin aber von den Vorurteilen der Aufklärungsperiode abhängigen Leibniz, sondern die innere religiöse Kraft in der Bewältigung dieser Aufgabe, dazu die Fülle und Breite der Verwurzelung der Kirchen und Sekten des Abendlandes und seiner Kulturkolonien in der Ganzheit der religiösen Gesamterfahrung der Menschheit, werden es dann entscheiden, um welche derjenigen abendländischen religiös-kirchlichen Komplexe herum, die auf den Titel der ‚wahren Kirche Christi' Anspruch erheben, dieser steigende Zusammenschluß erfolgen wird. Dies natürlich nur soweit, als menschliches Ermessen und menschliche Kraft hier überhaupt in Frage kommt. Und welches kann und wird nach diesem Ermessen diese Kirche sein?

Als Katholiken glauben wir natürlich — den Weissagungen des Herrn und Stifters der Kirche folgend — ohne weitere Vernunftgründe, es werde die unsrige sein. Sehen wir aber von diesem Glauben einmal hier ab, so sei es erlaubt, diese Ausführungen mit einem Gedanken zu beschließen, der hier nur ohne die tiefere Begründung, deren er fähig ist, angedeutet sei.

Sucht man religiöse, deskriptive (nicht normative) Idealtypen, unter die man asiatische und europäische Religiosität trotz der so tiefen religiösen Differenzen innerhalb beider Religionskreise einordnen kann, so drängten sich mir bei Gelegenheit jahrelanger ausgedehnter Studien die folgenden auf.

Asiatische Religiosität — betreffe sie die vielfachen religiösen Formen Japans, Chinas oder Indiens, hier jene des Brahmanismus oder Buddhismus, ja auch die spezifisch asiatischen Elemente des Judentums und des Mohammedanismus — tendiert zu einem Idealtypus, innerhalb dessen Bereich der menschliche endliche Geist die ursprüngliche und die intensivste Aktivität gegenüber dem hat, was für ‚göttlich' oder als Gott gilt, oder was doch den absoluten Grund und Sinn alles Seins auszumachen scheint. Selbsterlösung des Menschen durch Erkenntnis oder sonstige innere geistige und äußere kultische und asketische Akte ist hier der Weg zu Gott. Dieses ‚Göttliche' selbst oder dieser Weltgrund ist bei den sämtlichen, als spezifisch asiatisch empfundenen religiösen Weltanschauungen wesentlich inaktiv (z. B. der Himmel bei den Chinesen als Ordnung, das die Welt erträumende Brahman) gefaßt und ist dem sich ihm nähernden Gemüte als immer zunehmende Stille, Ruhe, Verschwebung aller lebendigen Regsamkeit und Aktivität in pures Sein, Nichts oder Ordnung gegeben. Gleichzeitig aber gehört es zu diesem Idealtypus, daß der ihm Angehörige der Sinnenwelt sich vorzugsweise passiv, quietistisch, gleichgültig über ihre Beschaffenheit verhält und keinen aus seiner Religion selbst herausfließenden

Antrieb empfängt, diese Sinnenwelt zu bearbeiten, zu formen, rational zu gestalten; keinen Antrieb wenigstens, der über das pädagogisch-technische Ziel hinausgeht, entweder des Kultus selbst oder einer Art Vorbereitung zu Kult und Askese bezw. einer Vorbereitung der innerlich aktiven Selbsterlösung vom Bann des Irdischen. Man möchte geradezu sagen: Weltarbeit, Weltformung, Zivilisation irgendwelcher Art ist hier nur Erweiterung und Vorbereitung des Kultes, d. h. des spezifischen irgendwie geordneten Dienstes am Göttlichen.

Der weiteste Abstand von diesem Idealtypus ist von Religionsformen gebildet, bei denen der Mensch gegenüber dem als göttlich Geltenden sich ausschließlich empfangend, aufnehmend, passiv verhält, das Göttliche aber seinerseits ganz wesentlich Aktivität ist (in irgendeinem Sinne des Schaffens, der Weltlenkung, der Erlösungsliebe, des Offenbarens, des Begnadens usw.), gleichzeitig aber der Mensch die höchstgesteigerte Aktivität auf die Sinnenwelt in Arbeit, Formung, Zivilisationsbildung entfaltet. Die extremsten Formen dieses Idealtypus stellen ohne Zweifel die protestantischen christlichen Konfessionen dar — unter ihnen wieder die gesteigertste Form des Kalvinismus und der aus ihm abgeleitete, englisch-amerikanische religiöse Menschentypus. Passivität gegenüber dem aktiv gedachten Göttlichen, höchste Aktivität aber auf die Welt und die dem Asiatischen ganz entgegengesetzte Tendenz, den Kult in die Welt- und Berufsarbeit aufgehen zu lassen, sind also hier wesentlich, d. h. aller Gottesdienst ist hier Berufsdienst. Homo religiosus europaeissimus möchte ich darum den englisch-amerikanischen, immer mehr oder weniger puritanischen religiösen Menschentypus nennen und ihm den indischen Typus als den gesteigertsten asiatischen entgegenstellen.

Von diesen beiden Idealtypen aus gesehen, stellt sich uns Wesen und Geist der katholischen Kirche gleichwie eine harmonische Synthese dar — ich sage nicht, sie sei in einem genetischen oder logischen Sinne eine solche Synthese. Alle ihre Vorstellungen über das Verhältnis von Freiheit und Gnade, Gottesdienst und Weltdienst zielen in die Richtung dieser Harmonie. Ja sie erscheint geradezu als die Brücke zwischen Asien und Europa als religiöser und metaphysischer Einheiten. Und wie kann es anders sein? Ward sie nicht geboren und geprägt zu einer Zeit, da das spätere Auseinandertreten der europäischen und der asiatischen Geschichte nur erst Möglichkeiten waren? Ist nicht ihre spezifische Idee von Hierarchie, Priestertum, Sakrament, Anbetung, spezifischem Dienst am Göttlichen von dem Geiste Asiens stark mitbestimmt und mitgenährt? Wie sollte diese Kirche nicht auch gemäß der einfachsten menschlichen Überlegungen zur Führung in den zu erwartenden Auseinandersetzungen berufen sein, berufen zu einer Stunde, da das Sichineinanderleben Europas und Asiens auf völlig neuer gewaltig erweiterter Stufe wiederbeginnt, das während des historischen Ursprungs der Kirche kurz und vorübergehend zwischen den geographischen Ausläufern Europas und Asiens aufflammte — der Glaube darf sagen, so aufflammte, als wäre dieses Aufflammen für die möglichst tiefe Einsenkung des gött-

lichen Geistes in die menschliche Völkerwiege und in die vielseitigsten Kräfte dieser Völkerwelt von Gott besonders gefügt gewesen? Keine Religionsform, die auf zu enger, zu spezifischer, zu europäischer oder gar nur nordeuropäischer Basis ruht, keine, welche die lebendige Kontinuität zu dem religiös-metaphysischen Wesen Asiens verloren hat, kann die Führung der Christenheit in dieser Auseinandersetzung gewinnen. Nur was jetzt schon, ja schon seit seiner Geburt am universalsten religiös genährt ist, wird erwählt sein können, die erweiterte Geschichtssphäre des Universums mit seinem eigentümlichen religiösen Geiste aufs neue zu nähren.

In der erhabenen Sicht dieser Aufgaben wird unserem Volke und Österreich, wird ‚Mitteleuropa' keine der kleinsten Rollen zufallen. Dies schon — wenn aus keinem anderen Grunde, so aus Gründen unserer und Österreichs geographischer Lage, die uns zur Welt Asiens von vornherein in eine mehr als überseeische kolonisatorische und d. h. immer wesentlich äußerliche Beziehung setzt. Geht der hohe Besitz des bisher französischen Patronats über die Christenheit des Orients, ein Besitz, mit dem Frankreichs Regierungspolitik entgegen vielfacher Warnung schon vor dem Kriege so leichtsinnig gespielt hat, ganz oder teilweise an uns über, so erwächst uns gerade für die voraussichtliche welthistorische Zukunft eine ganz besonders starke Mitverantwortung für unserer Kirche Geschick im Südosten, ja für die rechte Form der Ausbreitung des christlichen Geistes überhaupt. Auch um diese Verantwortung zu tragen und um ihr gerecht zu werden, ist die Steigerung unserer religiösen und geistigen Potenz unter dem Lichte dieser Ausblicke eine Notwendigkeit.

Ich sprach in meinem Buche vom Genius des Krieges über eine zu erwünschende und zu erwartende ‚Steigerung des Einflusses der germanisch-slawischen Völkerwelt im ganzen der Kirche'. Ich möchte aber über den Sinn dieses Ausdruckes nicht mißverstanden werden. Es ist zunächst die Wesensart der Kirche, alle Kinder, Gruppen, Völker, die ihrer geistlichen Leitung anvertraut sind, mit gleicher Liebe zu umfassen — so zu umfassen, wie die gegenwärtige höchste Autorität es in vorbildlicher und für den gesamten Erdkreis sichtbarer Weise getan hat. Es ist weiter ihre Art, die reichen Individualitäten der Volksgeister zu ehren und ihre besonderen Begabungen in das reiche Gefüge ihrer lebendigen Ziele mit möglichster gegenseitiger Anpassung beider aneinander hineinzustellen. Der Vorwurf, der uns deutschen Katholiken von andersgläubigen Volksgenossen so oft mit all der hiezu möglichen historischen Unterbauung gemacht wird, daß die institutionellen Formen unserer Kirche das Gepräge des romanischen Geistes — zurück bis auf das alte Imperium romanum — an sich trügen, ist aber von obigem Grundsatze aus gesehen nicht gerechtfertigt. Er ist es ebensowenig, als der gewaltig erweiterte Vorwurf, den wenige Überradikale, wie Schopenhauer, Lagarde, Dühring, Nietzsche in gewissem Maße, neuerdings A. Bonus, dem Christentume überhaupt machen; es sei ein asiatischer Import oder es sei eine bloße Fortsetzung des Judentums, derer sich der

‚germanische Geist‘ oder der europäische zu schämen hätte. So wie es einfach unverrückbar wahr ist, daß Asien auf religiösem Gebiet entdeckerischer gewesen ist als Europa, und im Judentum zuerst die Grundlage aller höchsten Religionsformen, der persönliche Theismus, gefunden wurde, so ist es auch einfach wahr, daß der romanisch-lateinische Geist überhaupt — und nicht nur im kirchlichen — eine tiefere Begabung in der Auffindung klarer, festgefügter, dauerhafter Lebensformen erwiesen hat als der germanische, individualistischere und weniger klare Geist. Das gilt für das Recht, für die formellen Mittel des ökonomischen Verkehrs vom Kreditpapier bis zur doppelten Buchführung, für die Formen der Dichtung und das Formale in den Künsten bis zu den Methoden der modernen exakten Wissenschaften, die ja auch in Italien und Frankreich zuerst gefunden wurden. Warum sollte es für die kirchlichen Institutionen und zu einem großen Teile auch für die religiösen Gedanken- und Kultformen nicht gelten? Auch zeitlich und historisch ist es ja nur eine sonderbare Naivität, die in der falschen Ausdehnung des nur für die mechanische Zivilisation gültigen Fortschrittsbegriffes auf die Gesamtheit höherer Güterwelten wurzelt, zu meinen, es müsse jedes Zeitalter, das auf irgendeinem Gebiet Neues und Mustergültiges hervorbringt, auch auf allen anderen Wertgebieten, z. B. der Religion, gleichfalls etwas Neues und Mustergültiges hervorbringen können; und es sei a priori ausgeschlossen, daß ein einzigartiges Zeitalter der Geschichte vermöge einer in Zukunft nie wiederkehrenden Harmonie besonderer Kräfte und äußerer sozialer, politischer und sonstiger Konstellationen etwas aus sich hervorgehen ließ, was dauernden Wert auch für die gesamte Zukunft der Geschichte hat — da die Hervorbringung die ewige und zeitlose vor Gott stehende Wertreihe an einem bestimmten Punkte am deutlichsten abspiegelte. Wie das Erstgesagte diejenigen vergessen, die eine Religion und Kirche ‚aus den Tiefen des germanischen Geistes‘ wünschen, so vergessen das Letztgesagte diejenigen, die diese zerdachte und vergrübelte, jedes tieferen Gemeingeistes bare Zeit oder etwas ganz Unbestimmtes, was auf sie folgen soll, für fähig halten, eine funkelnagel-‚neue Religion‘ aus sich zu gebären.

Sprach ich also von einem stärkeren Einfluß der germanischen Völker in der Kirche, so ward an Institutionelles, Dogmatisches und dergl. nicht im entferntesten gedacht. Ich meinte nur zweierlei: einmal, daß gerade die Kräftigung der religiös-kirchlichen Elemente und Gruppen in den romanischen Ländern, die einem vermutlichen Sturze der positivistischen, freimaurerischen, auf alle Fälle antikirchlichen Regierungen derselben Länder wahrscheinlich folgen würde, nicht unabhängig von dem erhofften Siege der Mittelmächte sei; und daß diese Tatsache in einem uns günstigen Falle auch von der Leitung der Kirche nicht vergessen werden dürfe. Sodann meinte ich, daß jenes höhere Maß von Verantwortung, die uns im Orient erwächst, so wie sie einmal durch eine Reinigung unserer Grundsätze und Gesinnung von aller Art früher angeführter falscher Anpassung erst verdient werden kann, ein andermal auch eine stärkere Würdigung unseres

besonderen Wesens seitens der kirchlichen Spitze von selbst zur Folge haben werde, als bisher zu dieser Würdigung Gründe bestehen mochten.

Es gibt aber keinen Punkt, den ich erwähnte, keine die deutschen Katholiken und ihre Kirche betreffende Forderung, und keinen Wunsch und keine Hoffnung, deren Erfüllung nicht an die oberste Bedingung geknüpft wäre, daß die Spitze der katholischen Kirche, der Hl. Vater, in Zukunft eine andere und gewichtigere Garantie seiner Freiheit, Souveränität und faktischen Selbständigkeit in der Ausführung aller ihm geboten erscheinenden Akte besitze, als die Italiens, eines einzelnen Staates. Die Folge ergibt sich von selbst. —

Europa — wer immer sein Bewohner sei — hüte den heiligsten Rest übernationaler spiritueller Autorität, den es — daran so unsäglich arm geworden — heute noch besitzt! Es behüte ihn wie seinen Augapfel! Denn im Bestande dieser Autorität, in ihrer vollen Freiheit und Selbständigkeit — in der freien Fern- und Weltsicht dieses geheiligten Auges — hat die Geschichte, hat dieser Krieg mit blutigen, weithin leuchtenden Flammenzeichen auch einen letzten Hort der eigenen Freiheit und Selbständigkeit des europäischen Geistes der Welt sichtbar und deutlich werden lassen.

Krieges Frühling

Blüte am harten Holz: — so Innigkeit
Im Aug' des Helden — reine Würde um
Stählern Gewaffen — Glaubenslicht in Nacht
Und banger Trübsal dieser dumpfen Erde.

Blüte am harten Holz; denn Hölzer blühn,
Aus Bitternissen steigen Lilienschäfte:
So beut des Krieges Strunk uns heilige Sprossen,
So treibt des Kreuzes Baum den Retter uns.

Reinhard Johannes Sorge.

Judith / Roman von Peter Dörfler

(Fortsetzung.) Der Bürgermeister sonnte sich nicht allzulange im Genusse seines Ruhmes. Frau Fama ließ ihn plötzlich im Stiche und entzog ihm all den Schimmer ihres erfindungsreichen Geistes. Denn liebt sie auch die Späße, so liebt sie doch noch mehr das Dunkel und das Geheimnis. Die Tat des Bürgermeisters, mochte sie noch so sehr durch Hohlspiegel und Dämmerungen gezeigt werden, blieb zuletzt doch eine nüchterne Geldsache. Wie nahe lag die Vermutung, daß der General feineren, abenteuerlicheren Einflüssen erlegen war als denen der leeren Tasche und des vollen Stadtsäckels! Cherchez la femme! Die Fama schwebte einige Augenblicke um das würdige Haupt der Gräfin, wies im Vorübergehen auf die Erlauchte, gaukelte aber dann rasch weiter, um den Lorbeer einer Ungenannten und einem Helden, der für Geheimnisse und Abenteuer wie geschaffen war, zugleich zu schenken.

Wozu zog der Baro täglich durch das Städtchen? War er nicht begierig nach Ruhm und Ehre wie keiner? Und schlagen ihm nicht viele Herzen? In wenigen Tagen war er der Franzosenheld und die Geniusflügel wurden dem entrüsteten Bürgermeister abgenommen. Gottlieb Jakob stellte sich zwar auf seine Seite und flocht seiner Tat unzählige Alexandriner. Aber was nützt die Leier des Poeten, wenn die Mädchen und Frauen singen: ‚David hat zehntausend erschlagen!'

Bald hatte die blasse Vermutung Farbe und Gestalt, eine ansprechende Fabel, rührende Einzelheiten und große Worte, hatte — was zu ihrer Verbreitung notwendig war wie die Wolle für gewisse Samenkörner — ihr geheimnisreiches Dunkel.

Es ging von Mädchenmund zu Mädchenmund, von Spinnstube zu Spinnstube: Der Bürgermeister hätte lange seine Goldfuchsen sehen lassen dürfen, wenn der Baro nicht gewesen wäre. Der hat die Bresche in das harte Soldatenherz geschossen.

Und nun folgte der Bericht über die Heldentat des herrlichen Kavaliers. Er lautete gewöhnlich ungefähr so:

Auf einer Saujagd war der Kommandierende plötzlich von einem gewaltigen Eber angerannt worden. Der edle Herr hatte seine Flinte verschossen. Nur schwaches Unterholz und Gestäude standen in der Nähe, die Lage des Bedrängten war folglich eine verzweifelte. Da brach der Baro auf seinem Apfelschimmel aus dem Gehölz, ein Druck der Ferse, das edle Tier stand wie zu Stein erstarrt, ein Schuß krachte und das wildfunkelnde Auge des grim-

men Tieres war erblindet, sein Gehirn zerfetzt. Der Eber wälzte sich und verendete.

Da senkte der Gerettete vor dem Baro seinen Degen, stand einen Augenblick vor innerer Bewegung still, dann sagte er: ‚Die neunfache Krone, Herr, für mein Leben, seid Ihr zufrieden?‘ Da reckte sich der Retter, von des Augenblickes Größe erfaßt: ‚Nein,‘ rief er, ‚Exzellenz, ich bitte um diese Stadt‘ — seine Rechte zeigte auf die im Abendfrieden dämmernden Häuser hinab — ‚dort lebt eine Jungfrau, würdig der Krone, würdig, der Lohn für Ihr gerettetes Leben zu sein. Schenkt ihretwegen der Stadt die Strafe und verzichtet auf Revanche.‘

Niemand war, der die Reden der Geschäftigen bestätigte, niemand unter dem Volke, der ihnen offen widersprach. Einige Allzukühne und -eifrige wagten es sogar, dem Bürgermeister zuzumuten, er möchte in feierlicher Deputation den Dank der Stadt an den Baro übermitteln und dem Retter eine Urkunde und Donation bestellen.

Allein der Alte gab eine so höhnische Antwort, daß die Bittstellerinnen mit verbrannten Schnäbeln abzogen und es nicht wagten, ein zweites Mal vorzusprechen. ‚Der Baro hat nicht vor uns gebittet,‘ sagte er, ‚sondern vor die „eine grafenbürtige Tochter“ der Stadt. Soll die ihme danken! Ist ihme ja um anderes nicht zu tun gewest als um seinen Schatz.‘

Zu Gottlieb Jakob aber sprach er bitter: ‚Ich hab mich müssen für den Tyrannen hinstellen, wie er hat den Degen wider mich gezuckt, hab für den Ratsherrn die Kontribution durchgesetzt, da sie — die heillosen Knicker — ihre Säck haben zugedruckt als wie der Wolf sein Gebiß, hab unterhandelt und nach deme den Bettelsack getragen, und jetzo will der Fant, der hier nichts als fürs Schürzenjagen gut ist, mir den „Genius der Stadt“ — zitiere aus des Generals seinem eigenen Mund — wegschnappen.‘

Gottlieb Jakob erwiderte: Die Gerechten und Klugen dächten anders als der Chor toller Weiber. Und selbst da habe er nicht lauteres Glück. So sei ihm jetzt endlich ganz sicher, daß den Baro die Schönste und Edelste der Stadt, auf die er ausgewesen sei als wie der Geier auf die Taube, wie einen dummen Buben abweise, so daß er sich jetzt, da die Tauben entflogen oder rar geworden, mit Mäusen begnügen müsse. Im übrigen: Post nubila Phöbus! Wie wäre es, wenn man nach Abzug der üblen Einquartierungen ein Fest

feierte und dabei seine Tat in einer Weise verherrlichte, daß es niemand mehr wagen könnte, nach seinem Kranz zu greifen?

Allein der Bürgermeister war ein klügerer Staatsmann als Gottlieb Jakob. Er wußte wohl, daß die Stimmung in der Stadt keineswegs für ein fröhliches Fest sei, und daß man die Franzosen nicht reizen dürfe. ‚Nein,' sagte er, ‚lieber Stadtkammerschreiber! Post nubila Phöbus . . . Dein Sprichwort ist hinkend. Denn annoch sind die Wolken nur zum Verschnaufen abgezogen. Morgen kann's wieder ärger stürmen denn je. Erst muß etwelches vom Friedenskontrakt verlauten, alsdann kann man erst Festivitäten in Erwägung ziehen, so die Stadt noch aufrecht ist und nicht Asche und Kohle.' — — — —

Alsbald entstand unter den Sippen zweier Bürgersmädchen ein Streit darüber, wer denn die grafenbürtige Tochter der Stadt, also die eigentliche Befreierin sei. Aus beiden Häusern war ausgesprengt worden, man könnte wohl sagen, wer die Geheimnisvolle sei, aber man wolle sich nicht vor der Zeit rühmen.

Es kam zu Hohnreden: ‚O, ihr habet sicherlich den Star im Aug; darumben sehet ihr so falsch und schiech und habt jeglichen Ritt des hohen Herren als eine Huldigung vor eure Dickbackige gehalten. Alsobald der Kavalier sagte: „Gut Wetter heunt!", habt ihr's allbereits für eine Werbung angesehen!'

Die andere Partei prahlte: ‚Dürften wir nur herausrucken mit Beweisen, hernachen! Wir könnten euch die Gaumen tröpfeln machen!' Darauf höhnten die Gegner: ‚Ja freilich, ihr därft nit herausrucken, aber einig derohalben, weil eure Beweise gleich rotbäckigen Äpfeln wären, so ja mehrerenteils inwendige Fäulnis sind. Ihr lüget euch selbst an, wir aber wissen, was wir wissen, wöllen jedoch lieber vor Neidohren schweigen!'

Und beide Familien hätten wirklich Beweise vorbringen können. Sie hatten sichere Versprechungen und schöne Angebinde, feine Ringlein und Ketten und rosafarbene Briefe. Aber die eine wie die andere hatte versprochen, noch einen Monat Stillschweigen zu wahren und ihr Glück heimlich zu tragen. Von dieser Verheimlichung hänge der Ausgang gewisser Unterhandlungen und Abmachungen ab, die durch eine frühzeitige Offenbarung gestört, ja gefährdet werden könnten.

Aber da war auch im Schlosse eine sehr schöne französische Mamselle, die seit langer Zeit Versprechungen erhalten hatte und

jetzt gar sehr auf Erfüllung drängte. Sie war wirklich aus adeliger Familie und nur ihre Armut hatte sie in den Dienst der Gräfin getrieben. Dieses Fräulein merkte mit Schrecken, wie die Verheißungen immer matter wurden, die Schwüre und Beteuerungen aufhörten, die ‚Ewig' verstummten und Verlegenheit, Kühle und abweisende Gleichgültigkeit gegen sie wuchsen.

Aber es wuchs auch ihre Not, die bittere Not eines verführten Mädchens. Und diese Not trieb die Unglückliche immer wieder zu dem erkühlten, ihr ausweichenden Liebhaber, schließlich sogar vor die Gräfin; auf den Knien flehte sie den Kavalier um Einlösung seiner Versprechen an und auf den Knien die Gräfin um ein Fürbittwort oder einen Machtbefehl. Da dies alles erfolglos blieb und die Gräfin ihr sogar als einer Verführerin die Türe wies, da öffnete sich der verzweifelte Mund gegen die Dienerschaft im Schloß, dann, als die Halbverzweifelte aus dem Hause verjagt wurde, gegen den Bürgermeister auf der Amtsstube, wo Gottlieb Jakob seine Augen erst wie ein gereizter Löwe rollen ließ und sie dann, bei dem Gedanken an Judith, mit gerührten Tränen übergoldete. Als sie auch auf den Amtsstuben nichts fand als Mitleid oder Vorwürfe, da wandelte sich ihr Weinen auf einmal in tolles Lachen; sie stellte sich auf die Straßen und erzählte jedem, der es wissen wollte, in ihrem gebrochenen Deutsch von des Kavaliers schmählichem Verhalten. Durch dieselben Tore und Straßen, durch die der ‚Baro' früher einen Schwarm von Neugierigen und Bewunderern gezogen hatte, schritt nun die Frechgewordene und berichtete mit greller Stimme Episoden ihrer Liebesabenteuer.

Einmal, als sie am oberen Tor stand und die jungen Burschen gegen den Kavalier aufhetzte, indem sie ihn als einen lächerlichen Feigling zeichnete, da kam dieser vom Schloß herab geritten, stolz und prahlend, als wäre er wirklich der Genius der Stadt. Die Mademoiselle vertrat ihm den Weg und die Burschen sperrten ihm das Tor.

‚Du nimmst mich mit zum Altar!' schrie die Rasende.

‚Marsch, ich kenne dich nicht!' antwortete der Kavalier scharf und stolz, wie man zu frechen Bettlern spricht.

‚Aber i c h kenn dich, und du hast mich einstmalen gar wohl erkannt! Wohin soll ich dein Kind legen?'

‚Weich mir aus der Bahn, freche Verleumderin, ansonsten trab ich über deinen Schandleib weg!'

Die Bürgerssöhn', Handwerksmeister und Gesellen, die in

großer Zahl umherstanden, murrten um den Reiter her und erhoben drohend ihre eisernen und eichenen Werkzeuge. Denn sie sahen sofort, auf welcher Seite die Lüge stand und waren ergriffen von der Schönheit und dem Elend der Fremden.

‚So reitet über Euer eigen Fleisch und Blut weg, Herr Kavalier,‘ schrie das Fräulein und warf sich dicht vor dem Pferd auf die Knie.

‚Sehet Leut, so fußfällig hab ihn oft gebeten: „Lös ein dein ritterlich Wort!“ Und er immer: „Da hast Geld, geh zu deinen Eltern, hernachen führ dich auf mein Schloß!“ Ich bettle: „Warumb nit jetzten? Warumb muß ich erst Schand leiden?“ Er drauf: „Du verstehest nichts, bist ein dumm Ding, weißt nit, was point d'honeur ist, Kavaliersehr!“ Ich ruf': „Wohl, aber was ist hernach Jungfernehr? Was um eines Kindes Ehr? Hab' auch alten und stolzen Namen!“ Da tut er wild: „Reiz mich, treib mich zum äußersten, nachhero kannst sehen, ich geh zum tiefsten Wald, wo in zehn Jahren nit hinkommt Wildspur oder Jägerhallo und da sterb ich den einsamen Tod, den Tod der Verzweifelten und Verlorenen!“ Ich jauchze: „O nimm mich mit! Ja, so geeint im Sterben wie im Leben, so ist's gut! Ich sage jubelnd Ja!“ Und da . . . da kneift er aus. Worte, Worte weiß er, aber keine Tat! . . . Herr Kavalier, war's so oder nicht? Soll ich noch von einem Handel erzählen?‘

Des Kavaliers Augen waren hilfesuchend umhergeirrt. Aus den Fenstern blickten fremde, falsche Augen zu ihm her. Jedes Mädchen tat, als wäre es selbst betrogen worden. Die Kinder wurden aus dem Umkreis verjagt, denn die Männer rüsteten sich, als wollten sie ihn auf offenem Platze vierteilen. Das Tor war schon verriegelt und auch hinter ihm bauten sie Hindernisse. Jedes Wort der Anklägerin schien einen neuen Feind auf den Plan zu rufen; schon spürte man die Glut des wachsenden Zornes gleich dem Wehen eines sich rasch durch den Holzstoß fressenden Feuers. Da erkannte der Kavalier, daß hier wettern und fluchen ebenso fruchtlos sei wie lächeln und winken. Die groben Bürger waren wohl gar imstande und zwangen ihn zu einem Bekenntnis, wenn nicht gar zu einem Eheverspruch. Wehe, wenn er diesem Volk in die Klauen fällt!

Da entschloß er sich zur Flucht, riß das Pferd herum und sprengte in gestrecktem Lauf dem Schloßberg zu, verfolgt von Steinwürfen, Hohngelächter und Spottrufen. — — —

Bisher waren nur einzelne Schwatzbächlein über die Vorgänge im Schlosse zu den Bürgersfrauen des Städtchens gedrungen.

Manche hatten mit Wonne an seinen Wassern getrunken, andere aber wiesen sie als Gifttränke, gemischt von Eifersüchtigen und Böswilligen, zurück. Nun aber drang die Flut in jedes Haus, in die letzten Winkel.

Die Väter und Brüder der Mädchen, die von dem Baro Gunst erfahren hatten, gingen erschreckt mit den jungen Schwärmerinnen ins Gericht! ‚Habt ihr nit vermerkt, daß hie kein Edelmann hat Gunst verliehen, sondern ein Mephistopheles ist schmeichelnd umgangen? Wie stehet es umb euer Kränzlein und wie um eure Tugendlichkeit?‘

In den Häusern der beiden ‚grafenbürtigen Jungfrauen‘ entstand vor allem ein Zittern und Rumoren. Die Väter gingen ernstlich daran, ihre rotbackigen Äpfel zu untersuchen und zu prüfen, ob sie nicht etwa von innen heraus gefault seien, wie die Feinde versichert hatten. Und sie sollen hinter ihren vier Wänden getobt und gerast haben. Nach außen jedoch erschienen sie still, ruhig und traten sicher auf. Die Jungfrauen trugen beim nächsten Umzug die Kränzlein. Bei Gottlieb Jakob wurden darum zwar Spottverse bestellt, aber er berief sich auf seine Philosophie und wies die Zumutung eines Pasquills stolz von sich. Heimlich aber schmiedete er eine Anzahl stacheliger Verse und trug sie seinen Stühlen und Wänden vor, wenn der letzte Krug des Haustrunkes zur Neige ging. Das war seine Rache an dem Kavalier.

Judiths Eltern erfuhren wohl zuletzt, daß ihr Edelmann sich als Fuchs entpuppt hatte und viele Gänse gestohlen habe. Da erschraken die beiden grauen Leute fast wie der Reiter, als man ihm sagte, wie er über den Bodensee geritten sei. Und sie wurden rot voreinander wie Kinder, die sich ihrer Torheit schämen. Sie sagten kein Wort über den Kavalier, entschuldigten und schmähten ihn nicht, aber Judith, die ihnen bisher immer als launisches, kurioses Kind erschienen war, wuchs plötzlich vor ihnen in die Höhe als eine, die große Klugheit unter einem krausen Wesen verberge. Und die Mutter hob die Hände schaudernd empor, sah mit Grausen in den Abgrund, der gegen ihr Kind heraufgegähnt hatte, und dankte dafür, daß ihre Tochter als ein so unbeugsames Nein gewachsen sei.

Droben aber im Schloß lag der Kavalier vor der Gräfin auf den Knien und schluchzte wie ein Kind. Alles sei in Verzweiflung und Wut geschehen, die unerhörte Liebe habe sich vergiftet und die Härte einer Jungfrau habe ihn hart gemacht wie der Tod. Die Liebe der Schönen sei ihm zugeflogen wie die Mücken dem Licht. Nur

die eine, die er habe erobern wollen und um die er sich heiße Mühe gegeben habe, sei kalt und ungerührt geblieben. Es habe ihn wahnsinnig gemacht, wenn sie ihn behandelte schlimmer als einen bettelnden Hund, dem man doch Brocken hinwirft, und er habe seine magnetischen Kräfte im Zorn und Trotz an anderen versucht, um zu sehen, ob er denn noch der alte, unwiderstehliche Kavalier sei. Unglücklich sei er gewesen und darum habe es ihn gedrängt, unglücklich zu machen.

Die Gräfin legte ihre weiße Brillantenhand auf den schwarzlockigen Scheitel des zerknirschten Adonis und flüsterte: ‚Die Liebe ist eine Raserei, aber eine göttliche. Darum hatten die Götter Wonne an den Verirrungen und Aventures der jungen Feuerseelen und letzten sich an den galanten Irrsalen, sich erinnernd an die eigenen Brände und an die Trunkenheit ihrer Jugend. Champagner braust und schäumt über. Schilt man darüber den edlen Wein? Ist nicht gerade das seine Tugend? Eine Frau hat an Euch gefehlt. Eine Frau hat die heißeste Sehnsucht, den Fehler ihres Geschlechtes an Euch gut zu machen. Bleibet bei uns und laßt die Sippe unten bellen! Ihr geifernd Geschrei dringt nicht bis in unsere Höhen. Laßt sie nach ihren Gesetzen leben, wir leben nach den unseren! Was wissen sie von unseren Tugenden und Höhen! Ich freue mich, daß Euch das Gekläff der aufgeschreckten Meute die gemeine Stadt entleidet hat. Auch Zeus stieg, von der Schönheit der Menschentöchter angezogen, in die Tiefe, aber er kehrte immer wieder zu seinem Olymp und seiner Juno zurück. Die Griechen haben einen Zeus verstanden. Ihre verlassenen Töchter haben ihn geliebt. Diese Barbaren hier werden Euch nie verstehen. Ihre Kraft und Tugend ist, zu schimpfen ... Kennt Ihr denn Eure Juno nicht? Sie hat Euch lange irren sehen und sehnt sich, Euch wieder im Olymp zu bergen.‘

XIV.

Bange Stille.

Als die Franzosen weggezogen waren, da erging es dem Städtchen wie einem Kohlbett, wenn der letzte aus dem großen Weißlingsschwarm, der es umflattert hat, abgestorben ist: Alsbald regt es sich in grauen Gespinsten, Eier wachsen, Würmer kriechen hervor und fressen an dem fetten Kohl.

Die Franzosen hatten derlei Nöte, Schrecken und Ängste hinterlassen, die erst allmählich zündeten und Gemüt und Blut bedrückten. Das Städtchen war ganz unversehens voll Eiter und Gebresten,

die es vorher nicht gekannt hatte. Man redete von nichts als von Krieg und Krankheit. Denn diese Furien blieben noch lange in der Nähe stehen. Junge Leute waren ernst und schwermütig, grämlich und schwarzsehend geworden, und das ganze Städtchen schien gealtert. Wie die erste Augustwoche die Kornfelder bleicht und die stolzen Ähren niederknickt, so wurden in diesen wenigen Tagen viele Scheitel grau und stramme Männernacken hängend und schlapp. Die Franzosenangst hatte mehr Schuld an diesem Herbsten als die Franzosenwillkür.

Judiths Eltern, immer schon sorglich und trübblickend, voll furchtbarer Erinnerungen an eigne Erlebnisse und an Erzähltes, hatten die Franzosen herankommen sehen, gleich als wären sie Zeichen, die dem jüngsten Tage vorausgehen; sie hatten während dieser ganzen Zeit gelebt, als wären die letzten Greuel der Verwüstung schon angekündet, und als müßten die Flammen und Blutbäche, das Zähneknirschen und Weheklagen jeden Tag hervorbrechen. So groß war die Furcht ihrer greisen, durch die Mühen langer Jahre gebrochenen Herzen, daß sie auch jetzt nicht aufzuatmen vermochten. Die Maria Eva Burchhardin, eine alleinstehende Jungfer, war aus Franzosenangst ins Wasser gegangen, und der alte Joachim Dillitzer, ein Vogelsteller und weltscheuer Mensch, hatte sich in den Keller verkrochen, und als ihn endlich Hunger und Unrat aus seinem Verstecke trieben, da war er mit einem Schürhaken rasend durch die Straßen gesprungen, sinnlos um sich schlagend und blindwütig schreiend. Endlich war er in Krämpfen niedergefallen und hatte sich erst im Hospital wieder erholt, ausgenommen den Verfolgungswahn, der ihm als üble Beigabe verblieben war. Immer wieder tauchten ähnliche Schreckensbotschaften und üble Vorzeichen, die auf schlimmere Übel hinwiesen, auf und verschüchterten die geängstigten Gemüter wie Tauben, aus deren Mitte der Hack eine Beute geholt hat. Zu jener Herbstzeit fingen gar die Bäume zu blühen an und deuteten auf Unordnung und Verwirrung der Natur. Die Sternkundigen schrieben von einer gefährlichen Konjunktion der Gestirne, und an den Freitagen wurden zur Nachtzeit ungewöhnlich viele Sterngeschosse beobachtet.

Judiths Mutter betete unaufhörlich um einen glückseligen Tod. Und sie meinte, das könne einzig und allein dann geschehen, wenn ihr Kind nicht für die Wut und Willkür der kommenden bösen Zeiten zurückbliebe. Sie betete darum, daß Judith entweder ein Asyl in einem Kloster finde oder mit ihr aus der Welt flüchten

dürfe. Die einst so tapfere Frau war jetzt voll Beben und Zittern, und sie konnte sich nicht mehr vorstellen, daß sie noch einmal eine Heimsuchung überdauere. Sie vermochte nichts mehr zu denken, als wie die Welt ein Jammertal sei und wie sich die Tage immerfort bösern müßten.

Judith, die bisher neben ihren Eltern gelebt hatte, fing nun an, auch mit ihnen zu leben. Bisher waren die Eltern stark, ruhig, friedvoll über dem Leben gestanden. Sie nur war die zage, schwankende und bösträumende gewesen. Nun zum ersten Male genügten sie sich nicht mehr selber. Judith schaute auf und sah, wie schneeweiß, gebückt, gebrechlich und trostbedürftig die Greise waren. Die Sorge und innere Not verfeinerten und veredelten ihre Züge. Judith empfand, was sie oft bei ihrer Sankt-Elisabethhaften Schwester gedacht und scherzweise ausgesprochen hatte: ‚Wie schön seid Ihr!‘ Sie setzte sich vor ihre Mutter und schaute sie oft lange liebreich an.

Die Mutter sprach: ‚Was guckst denn, Judithle?‘

‚Mutter, Ihr seid so gar schön!‘

‚O‘, machte die Greisin, ‚derweil die Runzeln gleich Totenwürm in meinem Gesichte herumkreuchen! Wundert mich! Du magst doch sonsten die Runzeln nicht leiden.‘

‚Eure Runzeln sind aber schön wie Heilige Schrift.‘

Da sagte die Alte schmerzlich-gütig: ‚Glaub es wohl auch, daß ich dem Tod bald gefallen tu. Bin schön fürs Grabhaus worden. Das mag solchene Schönheit leiden.‘

‚Ich laß Euch dem Tod nicht!‘ rief Judith entschlossen. ‚Ihr gehört mir. Der Räuber soll nur kommen! Ich getrau mir mit ihm fertig zu werden.‘

‚Sei nit vermessen, Kind!‘

‚Bin nit vermessen, Mutter. Die Liebe ist stärker als der Tod.‘

‚Nein, Kind, der Tod ist stärker als die Lieb. Ausgenommen nur die göttliche Lieb. Die hat ewiglichen Herzschlag.‘

Als die beiden zittrigen Greise darauf allein in der Stube waren, sagte die Mutter: ‚Du Vater, die Judith ist eine! Vermißt sich anzubinden leibhaft mit dem Tod. Wir haben ihr viel den Willen lassen, jetzo vermeint sie, vor ihr buckeln Himmel und Erd.‘

Der alte Vater sagte: ‚Mutter, tu mir nit schelten auf unser Kind! Die Judith ist wohl recht. Und ich hab sie halt gern ohne

Maßen. Vielleicht, daß sie's doch erbitten tuet, daß die bösen Vorzeichen seind wie mannigfach die viele Bluest im Maien. Sie fällt ab und bleibt kein Früchtlein nit am Baum.'

Und beim Gedanken an seine Judith flammte das schwache Flackerlichtlein auf wie eine sterbende Kerze, die nochmal Speise gefunden hat.

Die kleine fümfjährige Dietmud, des derzeitigen Lautenwirts Töchterlein, kam fleißig in das Schattenhaus. Einmal kurz nach diesem Gespräche stellte sie sich vor dem ,Ähnle' auf und winkte der Greisin, bis sie das Runzelgesicht zart und zierlich mit ihren dicken Pfötlein streicheln konnte. Und sie schmeichelte: ,Ähnle, wie du schön bist!'

,Ei,' verwunderte sich die Greisin, ,was man lieben tut, ist alles schön. Tuest mi wohl arg lieben?'

,Ja,' sagte das Kind, und dann geheimnisvoll: ,Weißt, die Judith hat mir's angeben, was ich soll sagen. Aber ich tu's nit verraten. I darf's nit verraten. Gelt, ich hab's nit verraten!'

Da freute sich die Greisin über die Schmeichelrede des Kindes noch mehr, als wenn sie wirklich aus seinem einfältigen Herzen geflossen wäre, denn sie erkannte, wie erfindungsreich Judith darauf ausging, ihr Freude zu machen.

Als Judith einmal auf einem abgelegenen Wege wandelte, um niemand zu begegnen und ruhig einsame Türme und weltabgelegene Siedelungen bauen zu können, da sah sie vor sich eine Prozession von Kindern, die Kreuz und Fahnen trugen und laut beteten. Hinter einem Busche blieben sie stehen und umringten eine Vertiefung, die sie gegraben hatten. Die Kinder waren von ihrem Tun ganz hingenommen und so wenig auf eine Begegnung mit Erwachsenen bedacht, daß sie Judith gar nicht bemerkten. Sie sangen laut: ,Requiem aeternam dona ei, Domine!' Judith blieb erschreckt stehen, lauschte und beobachtete. Bald hörte sie ein Weinen, das übel nachgeahmt war. Aber ein Mädchen, das eine Puppe in der Hand trug, weinte aus jammerndem Herzen wahrhaftig und vergoß bittere Tränen. Ein Knabe nahm dem traurigen Kinde die Puppe aus der Hand und legte sie in die Grube. Nun schrie die Beraubte wild auf, warf sich auf die Knie und bedeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze. Alle anderen Mädchen, die bisher mehr ein Lachen als ein Weinen gespielt hatten, schluchzten nun in echtem Herzweh mit.

,Memento homo, quia pulvis es,' rief der große Bub wiederum

im Tone der Liturgie und schaufelte mit einem Stichel dreimal Erde auf die Puppe hinab. Sie spritzten dann Wasser in das Gräbchen und sangen laut: ‚Requiescat in pace. Amen!' Darauf warfen sie Schollen auf die Puppe und deckten sie zu.

Judith schauderte und eilte bebend, als hätte sie ein Spukbegräbnis miterlebt, ihrem Hause zu.

Sie fand ihre Eltern ruhig und still wie zwei Vögel, die sich auf den Balken gesetzt und den Kopf in das Gefieder gesteckt haben, am Tische sitzen.

Wohl hatten sie eine trübe Stunde. Sie sprachen nicht miteinander, und Judith war so gedrückt, daß sie keinen Scherz über die Lippen brachte.

Endlich sagte die Mutter, indem sie ein kleines Büchlein vom Balken griff: ‚Wöllen eine Andacht halten, um die Zeit zu füllen und die letzten Täg zu nützen!'

Das Büchlein war von der ‚Bruderschaft vom guten Tod' herausgegeben und wollte die Kunst zeigen, wie man alle Todesfurcht besiegen könne.

Sie beteten also die Andacht durch und fühlten darin so viel Trost, daß sie beschlossen, die Gebete allabendlich zu wiederholen. So wurden sie mit dem Tode vertraut wie der Arme mit einem vornehm-düsteren Haus, vor dessen Eingang er oftmals steht und mit Schauer und Sehnsucht wartet, bis er zum Eintritt gerufen wird.

Als sie nun so alle zusammen gegen die stummen Pforten starrten, da flogen sie auf einmal auf, und zwei Särge standen in der Stube. Vater und Mutter, die ohne viel Worte in unzertrennlicher Liebe nebeneinander hergegangen waren, ertrugen die Trennung durch den Tod nicht länger als eine bange Woche lang. Der Vater schloß die Augen zuerst. Die Mutter begrub ihn und legte sich dann selbst zum Sterben.

In Judith tobten die Gefühle wie wilde Rosse, die sich in die Stränge verwickelt haben, und da sie es ihnen verwehrte, sich wider Gott zu wenden und gegen ihn zu murren, so kehrten sie sich gegen sich selbst und gegen die Menschen. Als sie kamen und sagten: ‚Gott tröste dein Leid, Judith,' da war ihr, als höhnte man sie, und als freute man sich heimlich, die Stolze auch einmal beschenken zu können. Welches Recht hatten denn diese Leute, die Toten zu betrauern und die Tochter zu bemitleiden? Welches Recht, ihr ins Gesicht zu schauen, ihre Tränen zu zählen und ihren Jammer

abzuwägen, so wie man Waren wiegt? All die Geschäftsteilnahme und geräuschvolle Aufmerksamkeit erschienen ihr widerwärtig wie Maskeraden und Narrenschellen. War all diesen Leuten doch an ihr und ihren Eltern nichts gelegen gewesen, solange sie lebten, warum nun dieses große Rennen und Schauen um den toten Leib? Gottlieb Jakob weihte den „Manen" der Eltern ein Lied. Judith zerriß es. Als er ihr begegnete, nach Worten der Teilnahme ringend, da neigte sie ihren Kopf so tief, daß sie seinen Gruß nicht sehen mußte, und ging steif und eilig, wie gegen eine Windsbraut ankämpfend, an ihm vorüber.

Die Leute verdroß diese Art zu trauern. Haben wir den Tod verschuldet? schmähten sie. Die jungen Männer aber fanden die schwarzumhüllten Glieder noch herrlicher als die buntgewandeten: Schwarz das Haar, schwarz die Augen, schwarz das Kleid, trotzig der Sinn und dazu ein liebholdes Gesicht, das mußte sie in Bewegung setzen wie ein Honigtropfen die Wespen. Von dem reichen Erbe sprach man nicht. Aber es spielte doch gleißend in alle Phantasien hinein. Judith fertigte die Anträge mit knappen Worten ab: ‚Ein Jahr Trauerzeit will ich halten,' sagte sie. ‚Ehe es um ist, beleidigt mich, wer an derlei zu denken wagt. Was darnach sein wird, weiß Gott allein.'

Judith zählte damals dreiundzwanzig Jahre. Die Werber rechneten eins dazu, stellten auch das unberechenbar Ungewisse des Darnach in die Rechnung und zogen schließlich alle sicheres Silber dem ungewissen Golde vor. Sie machten es auch darin wie die Füchse mit den unerreichten Trauben, daß sie über die Stolze höhnten und durch das ganze Städtchen wundersame Sagen über ihre Narrheiten verbreiteten. Wenn man von Sonderlingen sprach, dann nannte man sie. Dieses Gerede konnte um so üppiger gedeihen, je weniger sich Judith um irgendein Gerücht kümmerte, und je mehr sie sich von allem Verkehr abschloß.

Als Judith einmal von der Kirche heimkehrte, da entstand zufällig um sie her ein großes Gedränge. Dutzende von Kleinkinder- und Bubenstimmen riefen:

Durethe
hat Läus und Flöh
Wie ein alter Dorenschleh!

Gleichzeitig sah sie auch die Veranlasserin dieses Geschreis, eine alte, verhutzelte und verbuckelte Jungfer, die mit erhobenem Krummstock gegen die höhnende Kinderschar einstürmte und grün und blau

im Gesichte, eine Tabakpfeife im Mund, voll ohnmächtiger Wut schmähte und fluchte. Einen Augenblick lang fuhr es ihr durch den Kopf: So wirst auch du einmal ein Kinderspott! Der Gedanke lähmte einen Nu ihren Entschluß, der Bedrängten zu helfen. Dann aber schritt sie mitten unter die schreiende Schar. Und siehe, alle verstummten, und sie brauchte nicht einmal ein Wort der Anklage zu sagen. Die Kinder stoben furchtsam auseinander, als wäre der schwarze Mann unter sie getreten. Das Trauerkleid, das scharfe Gesicht und die Erzählungen, die über Judith im Umlauf waren, bannten allen Übermut. Hinter einer Hecke hörte Judith einen Buben seinen Genossen zuraunen: ‚Die geht allnächtens auf'n Freithof. Da summt sie, und die Toten kommen aus den Truhen und tanzen über ihren Gräbern bis umb Mitternacht. Die kann etwas!' Und sie sah vier Bubenaugen durch das Gezweig schimmern, rund und neugierig, aber scheu vor Angst.

In der Tat konnte man Judith außer in der Kirche nur noch auf dem Friedhof begegnen, und zwar immer zu einer Zeit, wo kaum andere Besucher zu erwarten waren. Doch verließ auch sie um die Dämmerzeit gerne den Bereich der dunklen Kreuzchen und war froh, wenn sich kein Schatten aus der geheimnisvollen Tiefe hob. Denn sie mußte ohnedies alle Kraft aufrufen, um die Gespenster, die ihre Grübeleien schufen, nicht übermächtig werden zu lassen.

Sie hatte ihren Garten und ihr Haus zur Einsiedelei gemacht. Niemand durfte die Schwelle dieser heiligen Klausur übertreten. Nur ein altes Weiblein kam zu ihr und brachte ihr täglich Milch und Brot und was sonst zum Leben notwendig war.

Ein großer zottiger Hund, bei dem man immer nur das Gehege der grimmen Zähne sah, gleichwie bei dem Dornbusch die Stacheln, bewachte sie so gut, daß alle Sagen von den ungeheuren Schätzen kein Gelüste nach Einbruch aufkommen ließen.

Gottlieb Jakob schrieb ihr von Zeit zu Zeit ein Gedicht. Als etliche Trauermonate vorbei waren und Judith gleichwohl wieder mit gesenktem Kopfe an ihm vorüberging, da ehelichte er eine reiche Witwe, die ihn zu einem schweren und angesehenen Bürger emporhob. Am Tage vor seiner Verheiratung schrieb er einen Abschiedsbrief an Judith:

Ewiglich geliebte Jungfrau!

Wenn ich jetzo im Hause meiner Braut von Liebe spreche, so denke ich an Euch. Wenn ich Treue gelobe, also ist es die Treue

gegen Euch, die ich erneuere. Ich rede zu meiner zukünftigen Ehefrau sehr oft von Lieb und Treue, aber einzig nur, damit ich einmal recht von Herzen und laut und überschwenglich heraussagen kann, was ich für Euch fühle. Ist das ein Betrug? Jene, so es hört, entzücket sich schon am bloßen Wort und berauscht sich am Klang der Stimmen. Ich gebe ihr derowegen Überfluß. Wenn die Seele Euch zufliegt, so ahnt jene es ja nicht und braucht darum nit darben. Ich muß immer in Gedanken um Euch sein. Denn ich allein weiß, wie Ihr leidet und nach Offenbarung Eures Wertes lechzet und um verschlossene Türen weinet. Die anderen sehen nur das Kuriose, so Euch anders macht als sie. Aber sie sehen nicht den Adel, so Euch anders macht als sie; nur die unterscheidlichen Fehler, nicht die unterscheidliche Größe. Euer Trutz ist Heroismus: Alles oder nichts, etwas Großes oder nichts, den Beruf meiner Natura oder keinen! Welch eine Devise! Ach, kunnt ich ebenermaßen trutzig und standhaftig sein, ich hätte Euch erobert und nicht nur ein Weibchen, so auf einem Haufen Goldes steht. Ich habe Euch, o tugendsamste Jungfrau, verloren, obwohlen ich Euren Wert besser erkannt habe denn ein anderer. Der Stieglitz kunnte die Adlerbraut umflattern, aber nicht herabholen. O daß einmalen im Ablauf der Gottwerdung die Schicksale so fielen, daß Euer Wesen zum Baum, meines zum Quell würde, der aus Euren Wurzeln fließet. Mein Spiegel würde Euer Bildnuß empfahen und selig festhalten in strahlenden Sonnentägen und in lichten Mondnächten, täte es verlieren im Ansturm des Boreas, tausendmal wiedergewinnen und wiederverlieren. O selig Suchen und Besuchen! Ihr seid ein Mirakelbild — aber noch sind die Pforten Euerer Seele verschlossen und harren der großen Zeit entgegen, da Ihr die aufgehäuften Schätze hingeben wöllt. Euer Auge ist so gebildet, daß Ihr wohl das Kleinste in fernsten Lüften und das Verborgentliche in den Tiefen wahrnehmen könnt, aber nicht die Liebe, so vor Euch steht, und das Edle, so sich an Euch herandränget. O hätte ich Balsam für Euer Auge! Käme ein Siechtum, das Eure Kraft bändigte und schwächte; denn Ihr seid zu stark, zu überschäumend, zu groß für uns Schreiber und Handwerker, für uns arme Philister und Krämer. Meine Leier tönet immer noch Euch zu Glorie und Ruhm. Da ich die Gedichte, so ich Euch im Verlauf der Zeit dedizieret hatte, aus dem einigen Drang, sie zu hören und mein Leid auszuschreien, meiner Braut rezitierte, da ist ihr Herze in dem süßen Wahn, sie seie die

Sonne, die solchen Bluſt gewecket, ſchier zerſchmolzen vor Wonne, und entzücket rufete ſie aus: ‚Du biſt unſterblich und ich in dir!‘ — Wären die Lieder unſterblich — ſie ſeind es nicht —, welche Grauſamkeit des Schickſals, daß dann in den Augen der Nachwelt eine andere den Platz tät einnehmen, ſo Euch mit Rechten gebühret. Oder wär derohalben nicht gerade eine Abſicht des Schickſals und ein Wunſch Eures Herzens erfüllt, nämlich nicht mit dem Körper, ſondern mit dem Geiſte zu wirken und unter den Menſchen zu regieren. Ihr ſeid ja immer Inkognito unter denen Leuten gewandelt. Ich allein habe es gewaget, Euch hinter das Tor zu ſchauen.

Ihr ſeid wiſſend, daß ich nit an Eure Ewigkeit glaube. Aber ich glaube wohl an Ewigkeit. Meine Kraft, ſo heute in Menſchenadern pulſieret, wird nach Jahrzehnten im Meer brauſen und wogen oder im Löwenblut branden. Meine Phantaſie ſiehet Tauſende von Wandlungen. Nur ein einiges wird mir, ſo hoffe ich, treu verbleiben: der Gedanke an Euch. Im Rauſchen der Wipfel meines Baumes, in der Urkraft des Löwen, wenn er gegen Sonnenaufgang brüllt, und im Glockenton der wandernden Welle ſoll immer etwas mitklingen von Affektion zu Euch. Es kann nicht anders ſein. Denn Ihr ſeid ja ein Teil meines Weſens und müßt derohalben in aller Umgeſtaltung und Umformierung irgendwie in mir bleiben. Einen Troſt habe ich konſervieret: So faſt Ihr mich mit Kälte behandelt habt — meine Lieder, meine Zweifelgedanken ſeind doch in Euerem Köpfchen (wann auch nit im Herzen) hängen blieben, wenn auch nur wie blaſſer Herbſtnebel. Und ſo Ihr in Träumen Eure Marionetten ziehet, ſo bin ich unter den Figuren, obzwar nur als Lakai und Sklave, als ein Ketzer und Stieglitz. Aber ich bin doch in Euch. Und wenn Ihr Euch gegen Erinnerungen wehret wie gegen böſe Mückenſchwärme, dann ſeind auch die hartnäckig andrängenden Töne darinnen: ‚Judith, lieb Kind, gib acht!‘.. Alſo bin ich dann doch mit Euch. Ihr könnt mich nit mehr ganz austreiben.

Es iſt mein letzter Brief, den ich an Euch ſchreibe; darumb meine ich, daß ich auch das Letzte und Tiefſte ſagen müſſe, ſo mich emovieret. Ich ſchöpfe, grabe und find kein Ende nicht. Allweil hab ich das Beſte annoch nit geſagt. Immer drängt ſich noch ein ander Wort für das Lebewohl, und jetzo ſchon verſpür ich, wie ich ſpäter darnach hungern und dürſten werde, Euch die jetzo vergeſſenen tiefſten Offenbarungen meines Herzens zu vermelden. — Ich weiß, Ihr

klaget über ein unnütz Leben. Aber etwan ist der Sinn Eueres Daseins dieser: Ihr müßt zeigen, daß es wirklich nicht übermenschlich ist, all den Flitter und Prunk, das Geschwätze und Eintagsfliegengesäusel, das Geliebsel und Getänzel, das Pfauenräderschlagen und Titelprotzen in der Tat zu despektieren, wie sie es verdienen. Wir alle seind Büsche, Ihr seid ein grader Stammen; wir sind hängende Zweiglein rechter und linker Hand und aller Enden. Ihr lasset Euer Wesenheit einig bolzengrade aufwärts treiben. Ihr erweiset uns, daß der Mensch nicht notwendig muß im Staub kreuchen, vielmehr Kräfte hab, sich zu erheben und grade und aufrecht zu wachsen ohngeacht alle Stürm und umbiegende Finger. Sie benamsen Euch Fisch. Ich heiße Euch lieber einen ruhenden Vesuvius. Sie halten Euch für eine, so lebenderweis sich vergraben und ertötet. Ich weiß, daß Ihr Euch nur samblet, um hernachen Leben und Kraft ohngleichen zu erzeugen. Sie sagen: Sie ist starr und steif und ohnhandlich. Ich bin wissend, daß Ihr nur jeglichen Compromiß mit denen niederen Elementen refutieret. Ihr seid der erhabene Mensch, da wir nur Halbtier sein. O Ihr, meine Herrin und Göttin — sans phrase — was für große Ding erhoffe ich von Euch. Der Leib ist von Euch getrennet, aber mein Seel ist ewig Euer! Ewig (adäquat gesprochen) — als Mensch oder Baum oder Bär oder Welle, in jedweder Formierung und Umformierung.

Schließe mit diesem.

Gehorsamster und allergetreuester Diener
Gottlieb Jakob Obscurissimus.

Judith dachte gerührt und lächelnd: ‚Die nächste Umformierung wird sicherlich einen Pudel aus ihm machen: Närrisch und treu! Kann ihn als Ehegemahl nun und nimmer brauchen, als ein Pudel wär er mir willkommen zur Stund, und er fügte gar wohl in meinen Tiergarten.‘ — —

An Judith hatte in dieser Zeit sich nämlich eine merkwürdig reiche Tierwelt herangemacht, die um so bunter wurde, je mehr sie sich von Menschen abschloß. Unter ihnen führte sie ein Leben halb nach der Weise des hl. Franz — nur wilder und friedloser —, halb als eine sich selbst zerfleischende Büßerin.

Überallhin begleitete sie ihr zottelhaariger Hund, der mit schwefelgelben Augen blickte und allzeit eine grimme Miene wies. Er schien auf sie eifersüchtig wie ein Drache auf seine gewaltsam entführte Braut. Er teilte mit seiner Herrin die Verachtung gegen die Menschen und den Haß gegen das Katzengeschlecht. Die Hecke

des Gartens wuchs hoch und dicht um den Garten. Denn keine Schere durfte sie beschneiden, außerdem wehrte der hohe Palisadenzaun jedem Eindringling. Auf der hohen Tanne, die zu Judiths großem Schmerze Zeichen des Alters und Siechtums offenbarte, und auf dem hohen Wartturm hatten sich immer mehr Schwärme von Dohlen niedergelassen. Eine von diesen zähmte Judith, gab ihr einen Ring an den Fuß und machte sie zu ihrem Liebling. Das Tier nahm sich alsbald das Recht aller Lieblinge heraus, wurde frech und zudringlich, ging in der Kammer der Herrin ein und aus und stahl nach Herzenslust, was ihre Gier reizte. Judith wehrte ihr und den Schwestern nicht, da die entwendeten Silberknöpfe und Kettlein alle der geliebten Tanne zugute kamen, auf der die frechen Mißbraucher der Freundschaft ihr Nest geborgen hatten.

Es war Judiths Herzenslust, an Sturmtagen den Schwarm der schwarzen Vögel aus dem Geäste aufwirbeln zu sehen, als wären sie losgeschüttelte Früchte des dunklen, herben Baumes. Sie zankte mit ihnen, wenn sie recht wild tobten, und hatte doch eine solche Freude an dem kraftvollen Spiel und urwilden Gekreisch, daß sie wünschte, mit ihnen fliegen und flattern zu dürfen. Hätten Nachtigallen im Gebüsche gesungen, so wäre ihr der Sang zu schwer und süß auf das Gemüt gefallen; das heisere Krächzen und Schelten aus derben Kehlen und Schnäbeln, das frech-räuberische Geschau der stramm und stolz daherschreitenden Vögel weckte in ihrer Seele tiefste Naturgefühle. Es war, als sprächen Wald und Berg, Heide und Moor zu ihr. Denn wenn diese sprechen könnten — so schien es ihr —, müßten sie solche Stimmen haben.

Schmerzlich und niederdrückend war ihr in diesen Tagen wieder der Gang zu ihrem Gott. Er wurde immer ein Bußgang voll bitterer Selbstanklagen. Einst hatte Judith wie die vielen Christen die Reuegebete der Psalmisten und Propheten in den Mund genommen, um an ihnen erst Sündenbewußtsein und Bußeifer zu wecken. Jetzt waren sie ihr der wahrhafte Ausdruck ihrer Zerknirschung. Deprofundis und Miserere waren wie Saiten, die erst über ihr Herz gespannt den tiefen Widerhall und den wahren Klageton fanden. Jedes Gebet klang aus in die Worte: ‚O ich habe umsonst gelebt, umsonst von dir Kraft und Odem, Seele und Geist bekommen! Umsonst deine Gnade, deine Lehre, deine Wahrheit. O vergeudete Tage, tote Stunden! In Hochmut ertränkte Kräfte! Ich bin anders als die andern Menschen, denn ich bin schlechter als

sie. Ich zwängte mich nicht durch die Tore des Lebens; denn ich wollte mich nicht bücken und beugen. Ich bin ein Schmetterling, der in der Larve erstickte, eine Blüte, die in der Knospe erfror. O Herr, warum bin ich so stark, daß ich mich nicht beugen konnte, und so schwach, daß ich meine Bosheit nicht meistere?' Ihr unnützes Leben lag zu mancher Stunde wie eine Schlechtigkeit und untilgbare Schande vor ihr.

Dann zog wieder ein Schwall von Fragen durch ihren Sinn: Der du mit Blatt und Pilz, mit Raben und Tauben ein Vorhaben hast, planteſt du nicht auch etwas mit mir? Soll denn meine Sonderbarkeit mein Wesen bedeuten? Ist diese nicht vielmehr Schatten eines verborgenen Lichtes? Herr, wo ist mein Licht, und wem soll es leuchten? Bin ich denn ein Ast, der von dir, dem Lebensbaum, losgerissen ist und darum nur welken kann? Ist kein Herbst und keine Frucht von mir zu erwarten?

Wenn sie so kniete und ihr Leben überdachte, dann hörte sie in sich wehklagende Stimmen: Armes Leben, die Welt nicht lassen können und doch die Welt nicht lieben! Hier unselig leben und dort nichts zu erhoffen haben! Freundlos hier und freundlos dort. O ich Dieb, ich unnütze Mitesserin!

Manchmal jedoch rief sie in ihrer Verzweiflung: Herr, ich kann dir nichts sagen als: Zeige mir, was ich wollen soll: Und ich will! Ich will! Zeige mir ein Ziel, und kein Weg wird mir zu sauer sein. Ich weiß nur, was ich nicht will; ich kann nur sagen: Ich mag nicht! Nie im Leben habe ich mit aller Leidenschaft und Inbrunst sagen können: Ich mag! Ich liebe! Nur das eine Mal, und da war es vielleicht Sünde. Schenke mir doch Liebe! Du kannst mich doch nicht geschaffen haben, um Raben zu füttern und mit Tauben zu spielen! Oder muß ich denn mein Werk nur träumen? Begnügst du dich damit, daß ich in meiner Stube gegen Heiden und Mohren Schlachten kämpfe und gegen schwarzen Tod und Aussatz anrücke? Und in Träumen Heiden bekehre?'

Verklärend in diese Leidgedanken klang nur ein Wort: ‚Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht, sie ernten nicht.' Ihre Vogelschar kreischte ihr Mut zu und weckte einige Flocken leichten Sinnes.

Aber sie hatte doch kein Vogelherz und sah wohl, daß die Meisterworte kein Faulbett für träge Naturen sein wollten, sondern vielmehr ein Antrieb für schwache, sich verzettelnde und verzehrende Sorgeseelen.

In ihrem Innern harrten, wie sie täglich aufs neue spürte, zuviel gespannte Federn des Zweckes, als daß sie die Ruhe einer Quietistin gefunden hätte. Da standen ganze Scharen von Plänen und Sehnsüchten, reckten sich, gähnten wie hungernde Löwenmäuler, ließen ihre ruhemüden Kräfte spielen, wetzten Krallen und begehrten nach Taten. ‚Herr‘, rief sie einmal in Verzweiflung, ‚laß doch nochmals ein Heer über uns kommen, aber keines von Alliierten — weh des pesthauchenden Friedens —, sondern eine Armee mordschnaubender Assyrier von einem Holofernes geführet! Etwan, daß hernach die großen Zeiten anrücken, die großen Menschen und größeste Zwecke!‘

XV.

Der Hungerbach.

Die Monate Mai und Juni des Jahres, da Gottlieb Jakob sein drittes Kind geboren ward, zeigten sich kalt und regnerisch. Der Fluß hatte nie sein klares Wasser. Er war ständig schmutzig und gelb, stieg an die Ufer bedrohlich hinauf und verbarg Steine, Fische und grünes Kraut in mißmutiger trüber Flut.

Und auf einmal gegen Ende des Heumonats geschah ein seltsames Naturereignis. Durch das Tal, mitten her, lief ein tiefer Graben, in dem man seit Menschengedenken nur Tümpel und Schneewasser gesehen hatte. Er hieß Hungerbach, und siehe, dieser füllte sich auf einmal an einem sonnenhellen Tag mit Quellwasser, das an einem waldbedeckten Hügel, eine halbe Stunde oberhalb des Städtchens, hervorschoß. Als seine Wasser aus den Brunnen der Tiefe ausbrachen, erschrak nicht allein der Schäfer, der in seiner mageren Zeit, da ihm alle guten Wiesen und Felder verboten waren, seine Herde auf die üppige Weide dieser seltsamen vernarbten Scharte trieb, die sich quer über das anmutige Gesicht des Tales zog. Das ganze Städtchen erschrak mit ihm; denn die alten Leute wußten zu erzählen, daß es immer eine schlimme Vorbedeutung habe, wenn der Hungerbach hervorbreche. Sei er nicht nomen et omen und prophezeie er nicht ein mageres Jahr, so gewißlich Krieg oder Pestilenz. Der Hungerbach künde so deutlich Gottes Strafe an wie ein Komet. Sie erschraken noch mehr, als das Wasser, ganz ohne Geräusch und Gewalt, langsam und sachte schleichend, den Rand des Grabens überquellend, in den Straßen erschien, die Keller füllte, die Brunnen trübte und allen Verkehr hemmte. Es war keine Gefahr, daß jemand ertrank oder von der Wildheit der Wellen fortgerissen wurde, denn das Wasser tat so seicht und unentschieden, als

wüßte es nicht woan und woaus, und wäre nichts als eine außerordentlich große Pfütze. Der Rat der Stadt, der innere und äußere, setzte sich zusammen, um zu erwägen, ‚wie man die Wassersnot inhibieren und in eventum unschädlich machen könne'. Der Syndikus zog eine alte Urkunde hervor, in der geschrieben stand, daß schon Anno 1622, also im Jahre der großen Pest, da 530 Sterbefälle in das Totenbuch eingetragen werden mußten, ein Beschluß des Rates gemacht worden sei, einen Kanal vor den Mauern der Stadt zu ziehen, groß genug, um die Wasser des Hungerbaches, der etwa alle Menschenalter einmal übertrat, in den Fluß zu leiten, ehevor sie alle Keller, Straßen und Winkel mit Feuchtigkeit und Schmutz füllten und die Luft mit dem Gestanke der Fäulnis und die Gärten und Tümpel mit pesthauchenden Kröten und Maurachen verderben könnten. Es sei damals infolge der argen Zeitläufte unterlassen worden, aus den Worten Werke zu machen. Das müßten sie nun büßen. So wollten sie also für die künftigen Generationen Fürsorge treffen, nicht achtend, daß auch sie nicht im goldenen Zeitalter steckten. Der Stadtphysikus habe frei gesagt, wenn der Hungerbach vor hundert Jahren ein Pestwasser gewesen sei, so könne er solches auch heute noch abgeben.

Darauf faßten sie einen Beschluß, den der Syndikus aus dem alten Pergament mit geringer Änderung einzelner, nicht mehr gebrauchter Wörter Gottlieb Jakob in die Feder diktierte. Dann gingen sie mit schweren Sorgengesichtern auseinander.

Nur die Buben waren am Hungerbach nicht erschrocken. Zwar schauten sie zuerst mit großen Augen auf das sonderbare Wasser und blinzelten mit scheuen Blicken gen Himmel, ob sich seine Schleusen nicht auch öffneten gleich den Brunnen der Tiefe, und ob nicht Sintflut entstünde. Aber der Himmel schien all sein Wasser in die Erde abgegeben zu haben. Er selbst strahlte blau und goldig, und eine Sintflut war wohl nicht im Hinterhalt. Da schnappte einer aus dem Munde des Stadtkammerschreibers das Wort auf: ‚Jetzo seind wir ein deutsches Venedig, und die Zunft der Gondolieri muß als eine neue gestiftet werden zu den anderen altgebackenen hin.' Und gleich schrien alle Buben: ‚Venedig!' Sie stellten sich auf Bretter und Balken, in Schweinskisten und Backtröge, nahmen lange Stangen in die Hand und waren Gondolieri mit nackten Waden und Armen und mit großem Geschrei.

Auch Judith freute sich des vielen Wassers. Der Garten war zum Teil überschwemmt, und nur die Ecke mit der Tanne und der

Platz vor dem Stiegenhaus lagen frei und grün in der trüben Flut. Vor dem Hause aber, nach der Seite des Stadtgrabens, war alles eine große Flut. Zwar konnte man während des Tages deutlich sehen, daß die Wasser nur seicht waren. Die Schierlingsstengel und großen Grashalme ragten fest und ungebrochen hervor, und da und dort erschien ein großer, grüner Fleck in dem anscheinenden Meer.

Aber als die Dämmerung hereinbrach, da hätte man wahrhaftig meinen können, am Gestade weiter, tiefer Wasser zu stehen. Über Judith kam die Lockung in die Ferne, die aus allen Wellen klingt. Sie widerstand der geheimen Mahnung der plätschernden, murmelnden, ja redenden Flut nicht lange. Als die Angelusglocke verklungen war, nahm sie, ungeachtet der Erinnerung, daß nun die bösen Geister des Feldes Gewalt haben, eine alte, breite Türe, legte sie flach ins Wasser und stach mit ihr wie mit einem Floß vom Ufer ab. Sie trieb es nicht gegen die Stadt zu, sondern talaufwärts. Der Wind wehte warm aus dem Süden, kräuselte die Wellen und spielte mit ihrem Haar. Die Nacht brach rasch herein. Die Hügel und Wälder verschwanden, und nur das Wasser leuchtete aus der Tiefe. Man hätte meinen können, mitten im Ozean zu fahren. Und Judith hielt diesen Gedanken mit Wonne fest. O, wenn sie so hinausfahren und ein neues Land entdecken könnte wie Kolumbus! Oder wenn da drüben ein brennendes Schiff stünde und sie dürfte ein Rettungsboot durch den Wellengischt treiben! Wenn die ganze Stadt in Sturmnot bebte und nicht mehr mit einer Handvoll Dukaten zu retten wäre und einem kühnfrechen Jungfernwort, sondern nur mit Schweiß und Blut, mit Marter und Tod?

Sie blickte in die Ferne und träumte ein Meer. Die Missionäre hatten so harte Arbeit in Indien und China. Sie brauchten nicht nur Männerkraft, sondern auch Frauenarbeit. Wie, wenn sie ihr Haus verkaufte, ihren Garten, ihre Tanne, wenn sie ein Schiff nahm und über den Ozean fuhr? Den heiligen Vätern erst das Geld auf den Tisch legte, dann nach Arbeit fragte, nach pestkranken Hindus und fiebernden Mongolen? Wenn sie ein Beispiel gab und zeigte, daß die Christusmagd Schlangen und Fieber, Hitze und Fremde nicht scheut um der Liebe willen! O das Meer und die Ferne — bringen ihr die Erlösung! Einmal das Meer unter den Füßen haben, vom Meer geschaukelt werden, endlich einmal eine Größe erleben! Der Himmel ist auch groß, allein ihn können nur die Blicke befahren. Alles Schauen und Betrachten führt keinen Schritt aus der Enge der Heimat und Untätigkeit hinaus. Keine

Gefahr droht, keine Aufgabe lockt, man liegt behaglich in seinem Tal wie das Kind in der Wiege. O Meer, Meer, o Abgründe unermeßlich unter dem dünnen Brett. O Meer, o Meer, deine Wellen reißen aus dem behaglichen Boden fort zu großen Weltteilen und kühn blickenden Menschen, wo man kämpfen und ringen muß jeden Augenblick, und wo man die Zukunft der Völker sät. Du lehrst erkennen, wie groß Gott ist und wie rebellisch gegen Menschentum die Schöpfung, die wir unterwerfen sollen.

Judiths Stange fuhr jetzt in die Tiefe, ohne Grund zu erreichen. Das Floß glitt wohl über eine Kiesgrube hinweg oder war unvermerkt in eine Talsenkung gelangt. Die Wellen waren plötzlich bewegter und gewaltsamer und trieben das Floß in wiegenden Stößen westwärts. Durch die Ritzen der schlechtgenagelten Bretter quoll das Wasser und netzte Judiths Fuß. Sie sah nichts mehr von ihrem Hause. Nur die Tanne dunkelte aus grauen Dünsten, und die wenigen Lichter der Stadt warfen einen schweifigen Schimmer in die Nacht. Judith lachte vor Wonne über die Gefahr und vor Seligkeit über das große Bild, das die wenigen Lichter mit Nacht, Wasser und einigen Baumgruppen dichteten. Aber einige Augenblicke später fühlte sie schon wieder Grund, ja ihr Floß fuhr auf einen Maulwurfshügel auf und war nicht mehr weiter zu bringen. Da faßte sie finsterer Unmut und häßliche Ernüchterung an. Ja, so ist das Leben! Kulissen und nur Kulissen! Der Schein von Großartigkeit, eine Spiegelung von Tiefen; Pfützen, die ein Meer und einen Himmel vorlügen; Bretter und Kinderspiele, die ein Traum zu Giganten macht; Tändeleien, die als Gefahren und Aufgaben gedeutet werden! Alles, was Glanz scheint, entlarvt der nächste Augenblick als Betrug. Und schließlich scheitert das ganze stolze Menschentraumschiff an einem Maulwurfshaufen.

Im Zorne watete sie in das Wasser, stemmte sich an, wiegte und schob, bis das Floß endlich wieder flott wurde. Der Schweiß troff ihr auf der Stirne. Der Widerstand hatte sie erregt und ihre Sehnsucht nach größeren Hindernissen und Widerständen gewaltig aufgeschreckt. Wirre Pläne zogen durch ihren Sinn, indes sie da- und dorthin trieb, bis sie endlich völlige Erschöpfung zwang, bei ihrem Hause zu landen.

Eben in dem Augenblick, als Judith zu Hause angelangt war, brachten Buben auf einem der primitiven Flöße ihre alte Dienerin an das Ufer.

Das verschüchterte und geängstigte Weiblein schaute auf die

Wellen hin wie auf drachenerfüllte Abgründe. ‚Allweil noch steigt die Flut,‘ jammerte sie, ‚die Sintflut kommt . . . oder ist das Meer ausbrochen?‘

Judith griff dieses Wort freudig auf: ‚Agath, das Meer, das Meer! Bald kommen Schiffe angesegelt. Dann steig ich ein und fahr nach India.‘

‚Nach India, Judith, nennet doch das Land nit! Das ist ja das Pestland, hat es noch der Pater Guardian predigt am Sonntag. Man soll so etwas nit berufen. Denn wenn auch ’s Land bleibt, wo es ist, die Pest könnt kommen, wie ich’s schon hab erlebt.‘

‚Ohne Spaß, Agath — ich will aufs Meer, ich fahr nach Indien.‘

Jetzt ging ein flüchtiges Lächeln über das Gesicht der Alten: ‚Ja wohl,‘ sagte sie, ‚so als wie die Bueben heut. Die schreien allweil: Einsteigen nach Venedig und Roma, nach Indien und Portugal. Der mich hat hierher gestichelt, hat gar geschrien: Einsteigen zum bessern Jenseits!‘

Judith schüttelte das triefende Naß von ihren Kleidern, richtete sich sodann auf und sagte mit erhobener Rechten und lauter Stimme: ‚Und ich gelob Euch, ich hab genug an den Pfützen; ich will ans Meer und fahre drüber hin ins Pestland.‘

Die Alte erschrak vor Judiths Ernst, bekreuzte sich und ging betend in das Haus. — —

Im nächsten Augenblicke bekreuzte sich auch Judith und zog sich erschreckt in den Türrahmen zurück. Denn sie sah einen Mann durch die Flut schreiten, der ihr zuwinkte. Doch sogleich darnach lachte sie wieder hell auf, denn der winkende Mann war doch wohl nichts anderes als ein Wurzelstock, der vom Wasser talabwärts getrieben wurde und lange Gespensterarme auszustrecken schien.

Aber als sie einige Schritte vortrat und an einem Eschenstamm sich festhaltend, vorwärts neigte, da schrie es aus dem buschartigen Gestrüppe heraus: ‚Heda, Jungfer — allweil noch Jungfer! Ha, ha, ha, der Bräutigam ruckt an, gestiefelt und gespornt!‘

Der so rief, war kein anderer als Giacomo. Judith sprang sofort in das Haus zurück, und ihre alte Dienerin schloß die Tür.

Giacomo setzte alsbald den Klopfer in Bewegung und schrie, daß es hallte: ‚Oiho, oiho, Sposa mia, per Bacho bin ein sauberer Kerl, obzwaren du mich verkratzt hast . . .‘ Das übrige war Unflätigkeit, deren niederträchtiger Häßlichkeit Judith nur dadurch entgehen konnte, daß sie in den Garten floh.

Endlich tappte er davon, um noch rechtzeitig durch das Einlaßtörchen zu kommen; er stieß mit seinen mächtigen, oben breit auseinandergehenden Stiefeln grob und heftig in das Wasser, so daß es bei jedem Schritte hoch aufspritzte.

Der Torwart empfing ihn mißvergnügt und zeigte schon durch seine Miene an, daß er nicht gesonnen sei, dem einstmaligen Spielkameraden auch nur eine der vorgeschriebenen Umständlichkeiten zu schenken.

Aber Jakob Gaudimontius hatte sich dessen wohl versehen und kramte mit sieghaftem Triumphieren in Bewegung und Lachen seine Pässe hervor. ‚Gesundheitspaß vor allem, du unsauberer Fink und Winkelschmecker!' brummte der Gestrenge. ‚Bist sicher austriebenerweis heimwarts getrollt!' Und als der Gartbruder ihm den Vorweis übergeben hatte, prüfte er ihn wie stets bei anrüchigen Gesellen nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Ohren und hielt gleichsam Buchstaben um Buchstaben an, wobei er nicht versäumte, zwischenhinein den Suspekten mit einem rasch über das Papier hinausschießenden Blick zu überfallen: ‚Wir Bürgermeister und Rat der Churfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München in Oberbayern entlegen, urkunden hiemit, daß in allhiesiger Stadt und Gemein, auch selbiger Revier herum einige Gefahr der Pest, noch andere Kontagion und ansteckende Seuche nicht, sondern (Gott sei Lob und höchstschuldiger Dank) allerseits gut, gesund und frische Luft sich befinde. Zu Urkund dessen ist Fürweisern dieses die Foede und Attestation mit fürgedrucktem Insiegel erteilt worden etc.'

Der Torwart besah Siegel und Unterschriften und ärgerte sich sehr, als er nirgends eine Unstimmigkeit finden konnte.

Er ließ also Giacomo in die Stadt. Kaum hatte dieser dem Gestrengen den Rücken gekehrt, da grinste er boshaft und murmelte: ‚O Wartl, bist ein Schafskopf gewesen, bist es, wirst es sein! Glaubt der, ich weis ihm eine Blöße, so er mit seinen Schafsaugen einen Ausfall nach mir vollführet! ... Hahi, Haho, die Luft in der Stadt Münken ist gesund ... attestier es ebenermaßen ... und ich bin seithero nirgendwo herumgekrochen, komm auf der graden Straß aus der Stube des Churfürsten ... o die graden Straßen ... da kombt unsereins ja nit fürwarts ... und jetzten will do sehen, ob ich nit eine Warterin bekomm. He du Nest, wehr dich, ich ruck ein als dein Eroberer und ein unwiderstehlicher Kriegsheld! Mein Verbündeter wird euch Mores zeigen!'

Als er in die engen Gassen kam, flohen die Buben, die sich

noch da und dort herumtrieben, vor ihm wie gejagte Vögel, vergaßen alle ihre großen Worte und die seemännische Tapferkeit und suchten zu ihren Müttern zu kommen. Diese blickten erschreckt durch die Scheiben: ‚Was, der — der Hexenknecht, — ist der Bach darumb kommen, umb den anzuschwemmen? Der ist ja schlimmer denn eine Sucht!‘

Und sie trieben ihre Mägdlein von den Fenstern: ‚Alleh! Weg, der spritzt die bösen Worte als wie die Attern das Gift und hat Freud, das Unschuldige zu vergiften als wie sein Gefreund, der leidige, den man nit soll nennen.‘

Als Giacomo den Sergeanten traf, lachte er ihm zu: ‚Was guckst — bin als ein Gut-Freund kommen, so ihr wöllt, wann nit — — hab allzeit noch mein feines Süpplein parat. So's euch gelustet, nachhero: Hussa, nur heran!‘

Alle, die Giacomo sahen oder von seiner Rückkehr hörten, hatten das Empfinden, eine schwere, dunkle Wolke drücke auf sie herab und beschatte sie bis hinein in die erschauernde Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Das Problem der deutschen National-erziehung / Von J. Kuckhoff

Die Reformvorschläge, die während des Krieges auf dem Gebiete der Schule und Erziehung laut geworden sind, haben an Umfang und Tiefe das ganze deutsche Volk zu einer nie da-gewesenen Teilnahme am Schulleben Deutschlands aufgerufen. Es hat sich der Glaube als ein ganz allgemeiner gezeigt, daß wir die Zukunft Deutschlands in unserer Erziehung begründet sehen müssen. Alle Vorschläge, die gemacht werden, finden sich zusammen unter dem Worte 'Einheitsschule', ohne daß freilich Klarheit darüber bestände, was man denn eigentlich unter diesem Sammelnamen zu verstehen hat. Klar ist hier eigentlich nur das hervortretende unklare Gefühl, daß wir als einiges deutsches Volk nach dem Kriege auch zu einheitlichen deutschen Erziehungszielen kommen müssen, daß die Schule eine nationale und deutsche sein müsse.

Alle Schulen sollen einig sein in dem Endziele der Erziehung des Deutschen, der bereit und fähig ist, an seinem Platze und nach dem Maße seiner Fähigkeiten und unter möglichster Ausbildung und Ausnutzung derselben für die Förderung und Ausbreitung deutschen Geistes und deutscher Kultur zu arbeiten, der zu dem Ende teilnimmt am deutschen Volks- und Staatsleben, unserem Lande auch wirtschaftlich und politisch die Stellung schaffen hilft, in der wir einzig die Weltsendung des Deutschtums, an die wir alle glauben, zu erfüllen vermögen.

Daß das wesentlich politische Ziele sind, darf auch der Pädagoge sich nie verhehlen. Er wird sich sagen müssen, daß die Schule nicht ihrer selbst wegen da ist, sondern daß sie dem Volke zu dienen bestimmt ist. Sie ist ein Bild des Staates. Geboren wurden die Ideen einer Nationalerziehung in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands als Vorbereitung seiner Wiedergeburt in den Freiheitskriegen. Damit war aber noch lange nicht die neue Schule geschaffen. Und auch, wenn man sagt, daß der Schulmeister unsere Siege bei Königgrätz und Sedan gewonnen habe, so ist das nur insofern richtig, als auch im Lehrer die innere Befreiung des Volkes lebendig wirkte, und er so die Jugend zur Befreiung des Landes von äußeren Fesseln befähigte. Die Schule kann dem Volke, wenn sie ihm aufgedrungen wird, niemals zum Segen gereichen, sondern nur als Dressur wirken. Deshalb hat sie auch kein Leben, wenn sie aus humanitären oder staatsmännischen Erwägungen heraus eingerichtet wird, wie es sich bei Comenius und Friedrich Wilhelm I. gezeigt hat. Die *nationale* Schule kann darum nur die *allgemeine Volksschule* sein.

Als das preußische Volk durch die befreienden Ideen vor hundert Jahren neu geboren war, da suchte man die Erziehungsideen Fichtes und Pestalozzis in die Formen der Gesetzgebung zu fassen. Es entstand unter des Staatsrats Süvern Leitung — den Namen gab der Minister von Altenstein — ein

Schulgesetzentwurf in den Jahren 1817—1819.* Er wurde vergessen wie so manches andere aus der großen Zeit, und wir blieben bis heute ohne Schulgesetz. In dem Süvernschen Entwurf ist die nationale Einheitsschule im großen und ganzen fertig durchdacht. Der § 4 lautet: ‚Alle diese Stufen (der Schule: die allgemeine Elementarschule, die allgemeine mittlere Stadtschule, die höhere Schule) müssen auf ihren Endzweck so fest gerichtet sein, daß sie zusammen wie eine einzige große Anstalt für die Nationaljugendbildung betrachtet werden können. Es muß daher ihre ganze Anlage auf einem in sich übereinstimmenden System der letzteren beruhen, welches sie im inneren Zusammenhange untereinander erhält und keiner Stufe eine Abweichung von dem allgemeinen wesentlichen Charakter des Ganzen gestattet. Vermöge desselben muß jede Stufe ihren eigenen Zweck verfolgen, weil aber dieser in dem allgemeinen Endzwecke enthalten ist, zugleich auf die nächste höhere Stufe vorbereiten können.'

In welch hohem Maße die Pädagogen von damals die Schule als nationale Erziehungsanstalt ansahen, also die Schulfrage als eine politische ansahen, geht aus den Worten hervor, mit denen eben derselbe Süvern 1809 vier Lehramtskandidaten zu Pestalozzi entsandte: ‚Vollendet werden Sie sein, wenn es Ihnen klar ist, daß und wie die Erziehung eine Kunst, und zwar die höchste und heiligste ist und wie sie zusammenhänge mit der großen Erziehungskunst der Völker, ja eines mit ihr ist.'

So einfach demnach und sozusagen selbstverständlich für eine einheitliche Nation die Idee einer Einheitsschule ist, ebenso schwer ist ihre Ausführung in der Wirklichkeit, weil sich hier in gar engem Raume die Dinge stoßen. Wie stellt sich denn nun das System der Schulen dar, das der Idee der Einheitsschule entspräche? Soviel Köpfe, soviel Sinne! Hier trifft der Spruch sicher zu. Kaum ein Politiker, kaum ein Schulmann stimmt mit dem anderen überein.

Am konsequentesten, aber so recht vom grünen Tisch eines menschheitsbeglückenden Idealismus aus verfaßt, ist folgendes (liberal-sozialistische) System: Der Mensch ist bildungsbedürftig von dem Augenblicke an, in dem er zu denken beginnt, bis zu dem Zeitpunkte, in dem er als vollberechtigter Bürger und Erwerbstätiger in die soziale Gemeinschaft eintritt. Da muß er geistig gebildet und zum Staatsbürger und Menschen erzogen werden. Diese Beeinflussung nimmt etwa 14 Jahre in Anspruch: vom 3. oder 4. bis zum 18. oder 19. Lebensjahre. Alle bedürfen in dieser Zeit der Erziehung und Bildung, und zwar alle, abgesehen von den geistig minderwertigen, der gleichen. Darin sind nun verschiedene Stufen zu unterscheiden. Das Kind gewinnt seine Kenntnisse zunächst spielend etwa bis zum 7. oder 8. Lebensjahre. Dazu ist die Spielschule oder der Kindergarten

* Die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Preußen vom Jahre 1817 bis 1868. Aktenstücke mit Erläuterungen aus dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin 1869.

notwendig. Sie wäre nicht notwendig, wenn die Familienerziehung in ihrer alten Form noch allgemein möglich wäre. Durch die Entwicklung des Wirtschaftslebens, das Vater und Mutter zur Erwerbstätigkeit — vielfach sogar außer dem Hause — zwingt, wurde diese naturgemäßeste Erziehung des Elternhauses vor allem in den unteren Schichten zum guten Teile unwirksam gemacht. Man geht aber noch weiter und behauptet, daß der Kindergarten nicht nur als Ersatz zu gelten habe, sondern daß er im sozialistischen Sinne einer allgemeinen Staatserziehung notwendig sei.

Die nächsten sechs Lebensjahre des Kindes erfordern das Erlernen der Fundamente des Wissens in seinen wesentlichen Teilen: Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Muttersprache steht im Mittelpunkte. Das wäre die allgemeine Volksschule oder Elementarschule. In dem Umfang der zu erwerbenden Kenntnisse, nicht aber in ihrer Organisation entspräche sie etwa unserer heutigen Volksschule. Damit ist nicht etwa die Bildung, sicherlich nicht die Erziehung des Menschen und Bürgers vollendet.

Im 15. Lebensjahre kann man schon unterscheiden, ob ein Knabe oder Mädchen — das System setzt natürlich die Gleichheit der Geschlechter in pädagogischer Beziehung voraus — eher zur Gewinnung technischen Könnens oder theoretischen Wissens geeignet ist. Beide Gruppen gebrauchen aber zunächst noch einer weiteren Aneignung von Wissen, die eine für späteres Studium, die andere zur Vervollkommnung der technischen Leistungsfähigkeit, nämlich beide als zukünftige Bürger und Glieder der Gesellschaft. Dabei wird jede Differenzierung der zukünftigen Tätigkeit nach ethischen oder sozialen Wertbestimmungen ausgeschlossen. Das ist die Fortbildungsschule im weitesten Sinne. Man könnte sie etwa bürgerliche Schule nennen, nach ihrem Zwecke, nicht nach der Gesellschaftsschicht, der ihre Schüler angehören. Aus dieser Schule, also mit dem 18. oder 19. Lebensjahre, sollen einerseits die handarbeitenden Klassen, Arbeiter und Handwerker, auch untere Beamte im Staatsbetriebe, in der Industrie und im Handel hervorgehen. Nach der abstrakten Theorie wäre dabei sogar eine Ausbildung als Lehrling in einem bestimmten Fache während der Schulzeit zu verwerfen, es sei denn, daß und inwieweit die mittlere Schulstufe als Arbeitsschule gestaltet würde.

Andererseits müssen die rein theoretisch Vorgebildeten aus der bürgerlichen Schule zu den mittleren Beamtenstellungen im Staate, in der Gemeinde, im Handel und in der Industrie übergehen, oder aber sie gehen zu weiterer Ausbildung zur Hochschule. So hätte demnach eine Auslese stattgefunden, und nur die hervorragend Begabten kämen auf die Schule, die sie zu Führern der Gesellschaft und des Staates — nach der Theorie aber ohne soziale Hervorhebung — befähigte in der Verwaltung, der Justiz, im Lehramte, in den leitenden Stellungen der Staatsbetriebe und Privatunternehmungen.

Das ist die äußerste Konsequenz der politischen Idee der Einheitsschule, wie sie nur vom Sozialismus in reinster Form vertreten werden kann

und auch vertreten wird. Man sieht, daß diese Idee von sozialistischen Grundgedanken gar nicht freizuhalten ist. Es ergeben sich daraus im Gegensatz zu den heute bestehenden Verhältnissen für die Organisation des Schulwesens folgende Schlußforderungen: Das gesamte Schulwesen ist nach Organisation und Verwaltung dem Einheitsstaate des Deutschen Reiches zu übertragen. Jeder Unterschied der gesellschaftlichen Abstammung unter den Schülern fällt fort, nur das Bedürfnis der — theoretisch — gleichstehenden Gesellschaft und in späteren Jahren die geistige Befähigung sind maßgebend. Ferner muß jeder Unterschied der Konfession aufhören, weil die Schule keine Mitglieder einer Kirchengemeinschaft, sondern nur Bürger für den religionslosen Staat heranbildet. Deshalb kann die Schule auch nicht interkonfessionell sein, d. h. sie kann einen Religionsunterricht überhaupt nicht zulassen, ebenso ist ein ‚mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung übereinstimmender Sittenunterricht' zu verwerfen, weil auch dieser niemals etwas Einheitliches sein, nicht unter staatliche Dogmen gestellt werden kann, also subjektiv verschiedenartig für jeden Lehrer sein muß. Die sozialistische Schule ist religionslos.

Die beiden Geschlechter sind gleich zu erziehen, weil der sozialistische Staat ja keinen Unterschied der Rechte zwischen Männern und Frauen kennt. Der Staat ist der einzige Unternehmer aller Schulen. Private Schulen können nicht gegründet werden und jeder, der eine höhere Schule besuchen will, muß zunächst die niedere durchlaufen haben. Die freie Wahl einer Schule ist ausgeschlossen. Ebenso gibt es nur eine Schulart mit einem einzigen Bildungsgang, das ist die deutsche Schule. Fremdsprachen und alle Spezialstudien bleiben der Hochschule vorbehalten. Eine Bezahlung für irgend einen Unterricht ist ausgeschlossen, weil die Schule eine notwendige Institution des Staates ist. Umgekehrt müssen sogar in der allgemeinen Zwangsschule alle Lernmittel nicht nur, sondern auch jeder Unterhalt bis zur Beendigung der allgemeinen Schulpflicht frei sein.

Es gehört viel Mut dazu, eine solche ‚Einheitsschule' zu fordern. Verkehrt wäre es, wenn man diese Ideen einfach mit der Behauptung abtun wollte, daß es Utopien sind. So unmöglich ihre Verwirklichung im einzelnen ist und so verkehrt sie auch wäre, es liegt doch in dieser ganzen politischen Denkungsart ein Kern von Recht und pädagogisch richtigem Instinkt, ich möchte sagen, es waltet hier ein Fluidum, das zu solchen Konsequenzen geführt hat aus politischen Erwägungen heraus, das aber in seiner Anregung einen vernünftigen Kern enthält.

So wie es heute ist, zeigt unser deutsches Erziehungswesen auch nicht in den Grundzügen die notwendige, eines einheitlichen Volkes würdige Einheitlichkeit. Ich will versuchen, ganz kurz die große Desorganisation durch Hervorhebung einiger Punkte zu zeichnen. Nach Landesteilen und Provinzen verschieden beginnt in Deutschland der Schulzwang mit dem 6. oder 7. Lebensjahre. Zwang zum Besuche der allgemeinen Volksschule besteht nicht, wenn der notwendige Unterricht im Hause selbst oder in einer

Privatlehranstalt erteilt wird. So in Preußen nach dem allgemeinen Landrecht. In den meisten Landesteilen ist die Volksschule unentgeltlich, die Aufbringung der Schullasten ist verschieden geregelt durch Abwälzung auf die Gemeinden oder durch Schulsteuern, teilweise mit Beihilfe des Staates. Die Schulen sind nicht überall konfessionell, hier herrscht rechtlich das bunteste Allerlei. Die Koedukation ist meist nicht die Regel, gilt meist nur als Aushilfsmittel auf dem Lande, wo größere Schulsysteme nicht möglich sind. Es gibt viele Sonderschulen für die sogenannten besseren Gesellschaftsschichten, die Vorschulen zu höheren Lehranstalten, außerdem z. B. in Berlin/W noch besondere Privatschulen für Kinder solcher Eltern, denen die Vorschulen noch nicht vornehm genug sind.

Das Alter, in dem die Kinder ‚besserer' Eltern auf die höhere Schule übergehen, ist nirgendwo eng begrenzt, auch ist die untere und obere Altersgrenze ganz verschieden festgesetzt; von der 4. Klasse an gibt es überhaupt keine Bestimmungen mehr über das Alter der Schüler. Für den Übergang auf die mittleren Schulen (in Preußen Mittelschulen genannt), und auf die höheren Lehranstalten (Mittelschulen in Süddeutschland) entscheidet meist eine Prüfung auf diesen Anstalten selbst, ein organischer Übergang auf Grund einer Versetzung aus der niederen Schule findet fast nirgendwo statt. An höheren Lehranstalten, die eine Einheit lediglich bezüglich der Berechtigungen zeigen, gibt es im allgemeinen vier Arten, das Humanistische Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule und die Reformschule nach Frankfurter und nach Altonaer System. Daneben aber haben wir die verschiedensten berechtigten und nicht berechtigten Privatschulen, Kadettenanstalten, Landwirtschaftsschulen, Handelsschulen, zahlreiche Rektoratschulen. Sie erfassen durschnittlich die Jugend zwischen dem 10. bis 20. Lebensjahre, beziehungsweise bis zum 16., jedoch ohne jede feste Norm. Denn es ist die Regel, daß das Alter auf den mittleren und oberen Klassen der höheren Lehranstalten um mindestens drei Jahre schwankt. Für solche, die die Volksschule ganz durchlaufen haben, gibt es Fortbildungsschulen und Sonntagsschulen (allgemeine und Fachschulen), Handwerker-, Ackerbau- und Kaufmannsschulen privater und öffentlicher Natur. Auch für solche, die die 6. Klasse einer höheren Lehranstalt absolviert haben, gibt es wieder besondere Schulen zur Vorbereitung auf irgend einen Beruf als Künstler, Techniker, Kaufmann, für Forstfach und Bergbau. Schließlich nehmen die Universitäten, Akademien, Politechniken die Absolventen der höheren Schulen auf. Daneben stehen in einer besonderen Reihe die Lehrervorbildungsanstalten.

Alle diese Anstalten stehen organisch fast gar nicht in Verbindung, sie bauen sich nur wenig aufeinander auf; bezüglich der Konfession und Koedukation gibt es auf den höheren Lehranstalten große Verschiedenheiten. Meist, so in Preußen, sind sie grundsätzlich interkonfessionell, nicht religionslos; ebenso ist in Preußen die Scheidung der Geschlechter die Regel, jedoch gibt es viele Ausnahmen. Grundsätzlich gibt es auch in den höheren Schulen

keine soziale Scheidung, wohl aber in der Praxis. Denn abgesehen von Ritterakademien und feinen Pensionaten und Internaten sind die höheren Lehranstalten heute keine Standesschulen mehr, es sei denn in dem Sinne, daß alle Angehörigen der besseren und finanziell gut gestellten Klassen ihre Söhne ausnahmslos in diese schicken, ohne Rücksicht auf Begabung. Trotzdem wird die Zahl der Akademikersöhne auf den höheren Lehranstalten im Verhältnis immer geringer. Die Bluterneuerung der oberen Schichten findet über den Mittelweg der mittleren Erwerbsberufe und der mittleren Beamtenschicht statt. Während der Besuch der Volksschule meist unentgeltlich ist, wird auf den mittleren und höheren Schulen Schulgeld in der verschiedensten Höhe bezahlt. Über Befreiung von Schulgeld bestehen keine bindenden Bestimmungen; sie gilt allgemein als eine Unterstützung, ein Recht darauf besteht nicht. Auf den Universitäten und sonstigen Hochschulen werden Honorare für einzelne Vorlesungen oder für das Semester bezahlt in der verschiedensten Abstufung nach den einzelnen Fächern und Fakultäten, so daß ein Studium als teuer, das andere als billig bezeichnet wird. Neben den öffentlichen Lehranstalten gibt es in allen Stufen solche, die private geschäftliche Unternehmungen darstellen oder von Korporationen, Verbänden oder Kirchengemeinschaften unterhalten werden.

Es ist doch wohl berechtigt, daß man in diese Buntscheckigkeit wenigstens einigermaßen Einheitlichkeit zu bringen sucht. Heute besteht ein Durcheinander, das vielfach direkt zweckstörend wirkt, insofern es die Erziehungsberechtigten zu ganz falscher Zuführung ihrer Söhne zu einer Schullaufbahn verleitet, deren Ende sie gar nicht abzusehen vermögen. Außerdem drängt es die Jugend oft in einen Bildungsweg, der wirtschaftlich und sozial gar nicht zweckentsprechend ist, der von werktätiger Arbeit abführt und zum Beamtentum drängt, wo man allerdings immer weniger günstige Erwerbsbedingungen, aber eine gewisse Lebensversorgung findet. Deshalb müssen wir aus sozialen Erwägungen heraus mehr Einheitlichkeit erstreben, und auch pädagogisch ist es von Bedeutung, daß dem wilden Experimentieren im Schulwesen eine Ende gemacht wird und Schulnormen aufgestellt werden, die ohne die freiheitliche Entwicklung in den Einzelstaaten zu unterbinden, für das *Reich* bindend sein müssen. Dazu kommt die Verwirklichung der weniger faßbaren demokratischen Idee der allgemeinen Volksbildung.

Die Organisation des Schulwesens durch ein deutsches Schulgesetz zu regeln, dürfte vorläufig weder möglich, noch auch empfehlenswert sein. Unmöglich, weil es eine grundlegende Änderung der Bundesverfassung voraussetzte, nicht empfehlenswert, weil seine Voraussetzung eine zentralisierte Unterrichtsverwaltung wäre, die man nicht wünschen kann im Interesse der durchaus bewährten selbständigen Verwaltung des Schulwesens durch die einzelnen Bundesstaaten. Damit soll nicht gesagt werden, daß wir nicht eine *landesgesetzliche* Regelung, wo sie, wie in Preußen, noch fehlt, unbedingt wünschen müssen.

Wenn aber auch ein Reichsschulgesetz unmöglich ist, so ist doch eine

einheitliche Regelung verschiedener Punkte der Organisation sowohl wie auch des inneren Aufbaues unbedingt notwendig. Die Frage der Schulpflicht muß zunächst einmal über das ganze Reich festgestellt und einheitlich geregelt werden. Das Alter für Beginn und Beendigung der Schulpflicht muß überall gleich sein, außerdem müssen Vereinbarungen getroffen werden über vorzeitige Entlassung aus der Schule, über die Benennung der Schulen, auch für die Länge der Ferien, nicht etwa gleichzeitige Dauer, über den Beginn des Schuljahres. Vereinbarungen bestehen heute nur über die Geltung der Zeugnisse der höheren Lehranstalten, und diese Übereinkunft hat nicht etwa mit den gleichen Zielen der Schulen etwas zu tun, sondern sie wurde bedingt durch die notwendige Gleichheit der verschiedenen Berechtigungsscheine, vor allem des Abiturienten- und Einjährigenzeugnisses. Dazu besteht die Reichsschulkommission im Reichsamte des Innern in recht bescheidener, selten beachteter Existenz. Für alle Schularten müssen einheitliche Schulziele im Deutschen Reiche aufgestellt werden, die Berechtigungen sind Nebensache.

Notwendig wäre ferner eine einheitliche Regelung der Aufbringung der Schullasten, nicht etwa in dem Sinne, daß das Reich die Schullasten übernimmt — das wäre ja ganz ausgeschlossen —, sondern im Sinne einer gerechten Verteilung auf Staat und Gemeinden auf Grund einer Vereinbarung zwischen den Bundesstaaten. Ferner sollte der Grundsatz der Schulpflicht vom Reiche ausgesprochen werden sowie auch die Forderung, daß jeder Bundesstaat für die staatsbürgerlich gegebenen Schulbedürfnisse auch die nötigen Schulen zu schaffen habe, damit jedem Deutschen sein Bürgerrecht der Erziehung und Bildung, das der Schulpflicht entspricht, garantiert wird. Diese Garantie entspricht auch dem Ziele der Erziehung zum deutschen Staatsbürger, ein Bürgerrecht, das sinngemäß im Art. 3 der Verfassung des Deutschen Reiches anerkannt ist, und über das dem Reiche nach Art. 4 die Beaufsichtigung zusteht. Weiter geht die Befugnis des Reiches nicht; sie erstreckt sich also nicht auf die Formen und Organisation der Schule, sie gewährleistet nur die deutsche nationale Erziehung.

Bezüglich des Schulgeldes sollte man in allen Bundesstaaten dahin streben, daß eine Erhebung desselben für Volksschulen und Fortbildungsschulen überhaupt ausgeschlossen wäre. In jedem Schulgeld liegt eine Beschränkung. Es stellt eine soziale Ungerechtigkeit dar, indem es kinderreiche Familien höher belastet als andere, während umgekehrt die Kinderlosen und Kinderarmen die Last der öffentlichen Erziehung nach ihrem Vermögen mittragen sollten. Jede Schule ist eine Unternehmung im Interesse des Staates, nicht zur Befriedigung von Eigeninteressen. Man sage nicht, daß es billig sei, wenn der Begüterte für die Bildung seiner Kinder auch bezahle. Das wäre nur anzuerkennen, wenn er wirklich die Aufwendungen durch sein Schulgeld deckte, die der Staat für seine Kinder macht. Auch eine Abstufung des Schulgeldes nach dem Vermögen

des Erziehungspflichtigen trifft nicht notwendig den Leistungsfähigen. Der Kinderlose bleibt ja doch frei. Es sind gerade die kinderreicheren Mittelschichten, die ihren Kindern das fehlende Vermögen durch eine sichere Anstellung zu ersetzen bestrebt sind. Dazu bedarf es der höheren Schulbildung. Zu mindestens 70 Prozent gehören die Eltern der Schüler der höheren Lehranstalten der Schicht an, die ein Jahreseinkommen von 3000—6000 M. bezieht. Das ist sicher nicht zu hoch gegriffen. Deren Kinder besuchen fast alle oder doch zum allergrößten Teil die Schulen, auf denen Schulgeld bezahlt werden muß. Das bedeutet schon bei drei und vier Kindern eine schwere Last. Jedenfalls müßte als Grundsatz festgestellt werden, daß unter einem Einkommen von 3000 M. die Zahlung jeglichen Schulgeldes fortfällt und daß von da an bis zu einem Einkommen von 6000 Mark nur für ein Kind Schulgeld in einer öffentlichen höheren Schule zu entrichten ist. Das entspräche etwa den Grundsätzen der preußischen Einkommensteuer mit ihrem Kinderprivileg. Für Kinder unbemittelter Eltern, die eine höhere Schule besuchen, sind außerdem Beihilfen notwendig, die aber nicht den Charakter der Unterstützung tragen dürfen, sondern auf die ein Recht besteht.

Auch der Grundsatz der Unentgeltlichkeit der Lernmittel ist anzustreben, wenn der Verwirklichung auch in nächster Zeit manche Schwierigkeiten entgegenstehen dürften. Seine Berechtigung ergibt sich aus denselben Erwägungen heraus, die auch für die Schulgeldfreiheit angeführt worden sind. Die Beschaffung der Lernmittel vor allem in der allgemeinen Volksschule ist für die meist sehr kinderreichen Familien der unteren Volksschichten eine ungeheure Last, von der sich der Bemittelte mit meist wenigen Kindern gar keinen Begriff macht, vor allem, wenn man die Höhe des Einkommens damit vergleicht. Man stelle einmal die Summen, die für die Ausbildung der Kinder im Rahmen des Staatszwanges ausgegeben werden, in den einzelnen Steuerklassen in Vergleich, und man wird finden, wie lächerlich gering sie beim Millionär, wie überaus schwer lastend sie beim Arbeiter und Beamten sind.

Der Alimentation der Schulpflichtigen durch den Staat rede ich nicht das Wort. Nicht weil ich das als eine Utopie betrachte, sondern weil der Grundsatz der Familienerziehung aufrecht erhalten werden muß. Der Familie aber wird das Kind entzogen, wenn es den ganzen Tag in der Schule bleibt und seine Mahlzeiten nicht zu Hause einnimmt. Außerdem steckt in dieser Forderung allzuviel sozialistischer Zukunftsstaat. Damit soll nichts gesagt werden gegen die Notwendigkeit der Schulspeisungen, wenn sie zum Ersatz des fehlenden häuslichen Lebens erforderlich sind. Man kann sich dabei auch auf den Standpunkt stellen, daß diese Speisungen Sache der Allgemeinheit und nicht der öffentlichen Wohltätigkeit sind.

Wir müssen weiterhin eine gleiche Dauer der Schulzeit für das ganze Reich haben für Volksschule so gut wie Fortbildungsschulen und die Festsetzung der Schulpflicht für diese allgemein, nicht nur für die gewerblichen

Fortbildungsschulen. Auch wäre die einheitliche Abgrenzung für das Alter der Schüler der höheren Lehranstalten zu wünschen.

Die bestehende Freizügigkeit durch das ganze Reich verlangt eine möglichste Gleichstellung aller gleichstrebenden Schulen im Reiche. Der Umfang der Lehrziele und Lehraufgaben auf der Volksschule wie auch in den verschiedenen Arten der höheren Schulen ist abzugrenzen. Heute kennen wir überhaupt noch gar keinen einheitlichen Zweck und Lehrgang des deutschen Volksschulwesens. Der sollte aber doch beim einheitlichen deutschen Volke derselbe sein. Empfehlenswert wäre auch eine gewisse Einheit in der Festsetzung der Höchstzahl der Schüler in den einzelnen Klassen und für die einzelnen Schulen. Auch die Schulgesundheitspflege, die Art der körperlichen Ertüchtigung, Anlage der Schulhäuser, der Spielplätze läßt eine gewisse Einheit als wünschenswert erscheinen, wobei es sich teilweise um Fragen der militärischen Vorbereitung und Gesundheitspflege handelt, die an sich schon dem Reiche unterstehen.

Schwieriger dürfte es schon sein, eine einheitliche Regelung für den inneren Aufbau des Schulwesens zu finden. Es wäre eine wohltätige Wirkung, wenn von Reichs wegen in die Vielgestaltigkeit des mittleren und höheren Schulwesens eine gewisse Einheit gebracht würde. Das höhere Bildungswesen hat ja durch die Festsetzung der Berechtigungen eine gewisse Angleichung erfahren. Diese fehlt aber vollständig im mittleren Schulwesen.

Die Berechtigungen, die mit dem erfolgreichen Besuch der 6. Klasse der höheren Lehranstalten verbunden sind, drängen übermäßig viele Schüler in diese Anstalten, für deren späteren Beruf der Besuch einer höheren Bürgerschule viel zweckentsprechender wäre. Hier sollten die mittleren Beamten in der Industrie, im Handel und in der Staatsverwaltung und in den Staatsbetrieben vorgebildet werden. Auch die mittleren selbständigen Erwerbstätigen wenden sich aus falschen Voraussetzungen und wegen der vermeintlichen sozialen Höherstellung, die vor allem mit dem ‚Einjährigen' verbunden zu sein scheint, viel zu sehr den höheren Lehranstalten zu. Für sie sind die Fachschulen da, die in Verbindung mit praktischer Ausbildung für den Beruf des Kaufmannes, des Landwirtes, des Technikers vorbereiten sollten. Unser Wirtschaftsleben verlangt möglichste Ausnutzung aller Kräfte unter Vermeidung eines Zuviel an Ausbildungszeit. Heute opfert man planlos viele Jahre überflüssiger Aneignung von Wissensstoffen, die für die Zwecke des wirtschaftlichen Lebens nicht nutzbar gemacht werden können, nur um eine ‚Berechtigung' zu ersitzen.*

Wir müssen gerade im mittleren Bildungswesen Klarheit zu schaffen suchen zwischen Bildungsschulen und Berufsvorbereitungsschulen. Seine Weiterbildung müssen wir vor allem im letzteren Sinne anstreben. Das ist

* Ich darf hier auf meine im Volksvereinsverlage erschienene Schrift verweisen: ‚Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben, Erwerbsaussichten und Berufsberatung für Schüler höherer Lehranstalten.'

eine soziale Forderung, deren Erfüllung zu einer in allen Bundesstaaten anerkannten Gleichstellung dieser Schularten mit dem mittleren Abschnitte der höheren Schulen führen wird, und dadurch dem ungesunden Streben zu den höheren Lehranstalten, die reine Bildungsanstalten bleiben müssen, ein Ende machen soll.

Danach wären die Grundgedanken der Einheitsschule mit ihren politischen und sozialen Forderungen etwa folgendermaßen zu verwirklichen:

Die Schulpflicht für jeden Deutschen beginnt mit dem vollendeten 5. Lebensjahre. Bis dahin gehört das Kind der Familie. Ersatz der Familienerziehung durch Kinderhorte ist nur da notwendig, wo erstere versagt oder unmöglich ist. Die Schulpflicht dauert allgemein elf Jahre. Das 1. bis 4. Schuljahr umfaßt die allgemeine Volksschule, die, sofern sie eine Unternehmung des Staates ist, für alle gleich sein muß. Deshalb sind Vorschulen für höhere Bildungsanstalten zu verbieten. Läßt jemand sein Kind privatim vorbilden, so hat es sich einer Prüfung zu unterwerfen, wenn es in eine höhere Klasse eintreten will. Sonst regelt sich der Aufstieg automatisch nach erfolgreichem Besuch einer niederen Schulstufe in die höhere. Prüfungen sind hier überflüssig. Vom 5. bis 11. Schuljahre teilen sich die Schulen in verschiedene Gruppen. Die meisten Schüler werden weiter die Volksschule besuchen, und zwar bis zum 8. Schuljahre, nach dem sie in die Fortbildungsschule übertreten, die nicht eine ständige Schule ist, sondern in der Art der gewerblichen Fortbildungsschule neben die praktische Ausbildung zu einem Beruf oder die Erwerbstätigkeit des Jugendlichen bis zum 11. Schuljahre tritt.

Daneben stehen vom 5. Schuljahre an die gehobenen Schulen, die sich in zwei Gruppen scheiden:

1. Die Mittelschule (höhere Bürgerschule). Sie lehrt neben dem intensiveren Betrieb der Lehrgegenstände der Volksschule auch eine Fremdsprache wesentlich zum Erwerb der Sprechfähigkeit, weniger zu Zwecken der Geistesschulung, wie das die höheren Lehranstalten tun. Außerdem treibt sie die Realien, die das moderne Wirtschaftsleben fordert, lenkt zur Arbeitsfreudigkeit hin durch Arbeitsunterricht und lehrt die Elemente der Staatsbürgerkunde. Sie umfaßt sechs Jahrgänge. Ihr gleichgestellt ist die Präparandie, die allerdings nur drei Jahre umfaßt nach vollständigem Besuch der Volksschule.

2. Die unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten. Sie haben wie die Präparandie ihren Hauptzweck in der Vorbereitung auf die oberen Klassen einer höheren Lehranstalt. Sie können nicht etwa mit den Mittelschulen zu einer Art von Schulen verschmolzen werden, sondern sie haben gesonderte Zwecke zu erfüllen. Wir können nicht zugeben, daß eine Gymnasial-, Realgymnasial-, Oberrealschulbildung oder die Reife für das Lehrerseminar in der gleichen Schule erworben werden kann, die auch den mittleren Kaufmann und Beamten, den Angestellten vorbildet. Schwer dürfte es auch fallen, für alle Arten höherer Lehranstalten einen gemein-

samen Unterbau über das 6. Schuljahr hinaus zu finden. Die Reformanstalten sind nur in beschränktem Maße für gleichartige Anstalten möglich. Das Gymnasium verlangt jedenfalls seinen gesonderten neunjährigen Bildungsgang, weil es eine geistige Schulung durch die alten Sprachen anstrebt und gerade in den unteren Klassen dazu in ausgedehntem Maße des Lateinischen bedarf. Neben den unteren und mittleren Klassen des humanistischen Gymnasiums ist dann wohl ein gemeinsamer Unterbau für die beiden anderen Anstalten, das Realgymnasium, das mehr die neusprachliche Ausbildung bezwecken, und die Oberrealschule, die eine rein mathematisch-realistische Anstalt sein soll, möglich.

Über der Vielgestaltigkeit der Lehrpläne in diesem mittleren Bildungswesen steht die Einheit des vaterländischen Zweckes der Erziehung zum Deutschen. Das wird dadurch erreicht, daß die Unterrichtsgegenstände Deutsch, Geschichte und Staatsbürgerkunde zusammen mit körperlicher Ertüchtigung den gleichartigen Kern aller Schulen ausmachen müssen. Daß auf diese Lehrgegenstände in Zukunft mehr Gewicht gelegt werden muß, versteht sich von selbst. Aber nicht zum Schaden der Fächer, die den eigenartigen Inhalt einer jeden Schulart bilden. Vielmehr muß mehr Einheitlichkeit gefunden werden, indem man sich lossagt von dem Aberglauben, daß jede Lehranstalt von allem etwas bieten müsse. Man könnte unglaublich viel Zeit gewinnen auf dem Gymnasium durch Beschneidung der Realia, auf den realistischen Anstalten durch Beschneidung der Sprachen.

Danach verbleibt für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten, die auf das Studium in erster Linie vorbereiten sollen, nicht mehr viel zu sagen. Sie umfassen über die Schulpflicht hinaus, die nur elf Jahre umfaßt, das 12. bis 14. Schuljahr. Sie stellen eine Auslese dar, die durch den oben gezeichneten Ausbau des mittleren Schulwesens ganz von selbst erfolgen wird. Das Lehrerseminar reiht sich ihnen gleichgeordnet nach Abschluß der Präparandie an.

Das Berechtigungswesen wird damit eine bedeutsame Vereinfachung erfahren. Es gibt im großen und ganzen nur noch zwei Zeugnisse. Das mit dem heutigen ‚Einjährigen' gleichstehende Abgangszeugnis der mittleren Schule und das Abiturientenzeugnis. Auch derjenige Jugendliche, der die Volksschule bis zum Ende besucht hat, dann in die Lehre eintritt und damit gleichzeitig die Fortbildungsschule besucht hat, um nach Beendigung der Lehre noch eine Fachschule zu absolvieren, kann das Zeugnis der mittleren Berechtigung erlangen, wenn er diese Fachschule ständig mindestens zwei Jahre mit Erfolg besucht hat. Damit würde auch ein übertriebener Andrang zu den mittleren Schulen verhindert werden. Es kann sozial nur heilsam wirken, wenn derjenige, der auch sechs Jahre eine höhere Schule besucht hat oder auch noch länger dazu gebraucht hat, sich am Ende doch nur seinem Altersgenossen, der praktisch ausgebildet ist und sich dazu die nötige theoretische Ausbildung erworben hat, gleichgestellt sieht. Der ‚Einjährige', wenn er denn nach dem Kriege militärisch noch weiter vorhanden sein sollte,

hätte damit seinen Nimbus eingebüßt. Auch erübrigte sich damit zum guten Teil die Notwendigkeit des Übergangs des Absolventen der Volksschule mit dem 9. Schuljahre auf eine höhere Schule, wenn er die ‚Berechtigung' einfacher erreichen kann.

Die Abiturientenzeugnisse aller höheren Lehranstalten mit neunjährigem Bildungsgange sind vollkommen gleichzustellen. Insofern die gewonnene Bildung für das Studium eines bestimmten Faches auf der Universität nicht ausreicht, muß diese für Vervollständigung der Kenntnisse sorgen. Der Nachweis wird erbracht durch Ergänzungsprüfungen in den ersten Semestern.

* * *

Wir haben uns gewöhnt, den Staat als den alleinigen Veranstalter und Träger allen Bildungswesens anzusehen. Es hieße die Entwicklung zurückschrauben, wenn man seine Berechtigung dazu bestreiten wollte. Man kann darüber streiten, ob es eine notwendige Betätigung des Staates darstellt, allen Bürgern ein notwendiges Maß von Wissen zu vermitteln; die Zweckmäßigkeit dieser mit der Zeit allgemein gewordenen Einrichtung wird man nicht bestreiten können. Der Staat ist heute der geeignetste Unternehmer des Bildungswesens. Anders ist es mit der Erziehung, denn Unterricht und Erziehung sind keine übereinstimmenden Begriffe, sie ergänzen sich nur so, daß Unterricht ein Mittel der Erziehung sein kann. Der Staat unterstützt also nur die Erziehung, an der er, insofern sie die besten Staatsbürger zu bilden berufen ist, ein hervorragendes Interesse hat. Nun ist das Bildungswesen Mittel der nationalen Erziehung.

Die Erziehung zum Menschen aber ist Sache der Familie und der Kirchengemeinschaft. Denn die Pflicht der Erziehung ist in erster Linie eine Gewissenspflicht, indem der Erziehungspflichtige Rechenschaft über die Seele des Kindes abzulegen hat. Die Behinderung dieser Erziehungspflicht bedeutet also einen Eingriff in die elementarsten Menschenrechte. Der Staat kann in das Erziehungsrecht der Eltern nur insofern eingreifen, als er ein bestimmtes Maß von Wissen von seinen Bürgern verlangt. Dafür kann er auch den Nachweis fordern, der gegeben ist mit dem ordnungsmäßigen Besuch einer von ihm unterhaltenen und beaufsichtigten Schule. Wird dieses Maß von Kenntnissen privatim vermittelt, so kann er stufenweise Prüfungen vorschreiben. Ja er kann auch den Besuch einer Schulstufe von dem erfolgreichen Besuch der nächst niederen abhängig machen. Es steht ja jedem Erziehungsberechtigten frei, auf die Vorteile des öffentlichen Schulbesuches und damit auf die damit verbundenen Berechtigungen zu verzichten. Jedoch geht die Befugnis des Staates positiv nicht so weit, daß er nach eigenem Entscheid seiner angestellten Lehrpersonen einen Schüler gegen den Willen der Eltern einer bestimmten Schullaufbahn zuweist. Wohl aber kann er ihn wegen mangelhafter Fähigkeiten und Leistungen von einer bestimmten Schullaufbahn ausschließen, nie aber von der Möglichkeit, durch Prüfung, also auch ohne Besuch der Staatsschulen, den Erwerb der zu einem Zeugnis nötigen Kenntnisse nachzuweisen. Die Einheitsschule, als Zwangs-

schule gedacht, wäre auch pädagogisch ein Rückschritt, da sie den freien Wettbewerb unterbände und an Stelle der wirklichen und vermeintlichen Standesschule und Standeserziehung eine öde Dressur und Abstempelung nach einseitig intellektueller Ausbildung setzte. Das Ergebnis wären Drahtpuppen ohne Seele.

Zwingt aber der Staat alle die Erziehungsbedürftigen, deren Eltern nicht selbst für deren Bildung aufkommen können oder wollen, in die allgemeine Schule, so hat er für die Dauer der allgemeinen Schulpflicht auf die Erziehungspflicht der Eltern, die, wie gesagt, eine Gewissenspflicht ist, Rücksicht zu nehmen. Er hat demnach auch die religiöse Bildung mit in den Lehrplan aufzunehmen, außerdem aber darf er die religiöse Gemeinschaft nicht hindern, ihren Erziehungsaufgaben gegenüber der Schule nachzukommen. Die allgemeine Schule muß also, weil die Religion nur als Konfession an den Menschen herantritt, konfessionell geschieden sein.

Die Familie wie die Kirche sind bildende Elemente des Staates, sie ergänzen ihn. Sie bergen in sich die beiden wichtigsten Erziehungswerte, da sie den Menschen einmal in die menschliche Gesellschaft einführen, das andere Mal ihm sein ihm innewohnendes Streben nach seiner überirdischen Bestimmung erleichtern. Der Staat kann Familie und Kirche in ihrer Erziehertätigkeit so wenig ersetzen, wie er sie in ihrer Existenz verneinen kann. Es ließe sich immerhin ein Staat denken, der auf Mehrheitsbeschluß seiner Bürger hin bestände, damit aber wäre nicht gleichzeitig die Möglichkeit gegeben, daß er auch die menschliche Freiheit der Selbstbestimmung außer Kraft setzte. Danach ist die Schulaufgabe des Staates eine bürgerlich bildende, nicht eine menschlich erzieherische. In staatsbürgerlichem Sinne kann er auf die Erziehung einwirken, doch ist damit die Erziehung nicht erschöpft.

Dadurch, daß die im Vordergrunde der Einheitsschulbewegung stehenden Männer stets die konfessionslose oder religionslose Schule als notwendige Form hinstellen, sind die Verteidiger der christlichen Schule vielfach zu der Anschauung gekommen, daß alle Bestrebungen, die eine Umgestaltung des deutschen Schulwesens unter der Flagge ‚Einheitsschule' oder ‚Nationalerziehung' wollen, zu bekämpfen seien. Dadurch ist von vornherein eine Verständigung unmöglich gemacht. Schuld daran tragen aber nicht die Verteidiger der christlichen Schule, sondern deren Gegner, die das Wort von der allgemeinen deutschen Nationalerziehung oder den Ausdruck ‚Einheitsschule' mißbräuchlich verwenden. Die Einheitsschule als Volkserziehungsanstalt ist von ihren ersten Vertretern keineswegs im Sinne einer konfessionslosen oder religionslosen Schule angestrebt worden. Nach dem oben angezogenen Gesetzentwurfe aus der Zeit nach den Freiheitskriegen handelt es sich lediglich um eine allgemeine Volkserziehung in der Form der Konfessionsschule unter geistlicher Aufsicht.* Haben aber die ersten Verfechter der Nationalerziehung die Einheitsschule so aufgefaßt, dann mißbrauchen

* Man vergleiche in dem Entwurfe von Altenstein die §§ 6, 3; 85; 86, 4; 88.

diejenigen diesen Namen, die damit die religionslose Schule bezeichnen. Um Mißverständnisse auszuschließen, wäre es allerdings vielleicht besser, wenn man nicht von der Einheitsschule spräche, sondern von einer deutschen Nationalerziehung. Damit könnten wir Gegensätze zunächst ausscheiden und das erstreben, was jeder Deutsche heute als den Inhalt unseres Bildungs- und Erziehungswesens ansehen muß.

Wir brauchen das, was Süvern in seinem Promemoria zu der zu erlassenden neuen Schulordnung im Jahre 1817 geschrieben hat, und was zunächst damals für Preußen Geltung hatte, nur für unsere Zeit auf das Deutsche Reich zu übertragen.

‚Jeder Staat wirkt durch seine Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung erziehend auf seine Bürger ein, ist gewissermaßen eine Erziehungsanstalt im großen, indem er unmittelbar durch alles, was von ihm ausgeht, seinen Genossen eine bestimmte Richtung und ein eigentümliches Gepräge des Geistes wie der Gesinnung gibt . . . Gesetzgeber und Lenker der Staaten, welche dies erkannt und danach ein festes Ziel, wonach dahin durch die gesamte Organisation und Leitung derselben die Bürger geführt werden sollen, klar ins Auge gefaßt hatten, sahen zugleich ein, daß zu einer solchen Nationalerziehung im großen die Nationaljugenderziehung vorbereiten und des ganzen Werkes Grund legen müsse, und begründeten deswegen ein mit ihrem ganzen System für die erstere übereinstimmendes System der letzteren.'

Das deutsche Volk fühlt in dem Riesenkampfe um seine Existenz erneut wie in den Freiheitskriegen seine Einheit, es will ihr Ausdruck geben, es will sie festigen, sich in ihr stets erneuen durch Erziehung seiner Jugend zu guten fürs Vaterland und deutsche Kulturgemeinschaft strebenden Bürgern auf dem Wege einer gleichstrebenden Nationalerziehung.

Dazu brauchen wir keine deutsche Reichsschule, die mit ihrer Spitze in einem Reichsschulamte den Erfolg haben müßte, daß alle Bundesstaaten auf eine selbständige Schulverwaltung verzichteten.

Die heute bestehende Reichsschulkommission als Unterabteilung des Reichsamtes des Innern ist notwendig zur Regelung eines einheitlichen Berechtigungswesens für das Reich. Das Auslandschulwesen, das naturgemäß auch zur Zuständigkeit des Reiches gehört, steht unter der Verwaltung des Auswärtigen Amtes. Es dürfte schwierig sein, es davon zu trennen, weil dadurch eine Erschwerung der Geschäftsführung veranlaßt würde. Die Bundesstaaten werden jedenfalls auf die Schulverwaltung nicht verzichten können, weil gerade die Erziehung ein wesentlicher Inhalt des Staatszweckes ist und sie eher schon ihre finanzielle als ihre ideelle Selbständigkeit preisgeben können. Ein moderner Staat aber, der keine Schule mehr in seiner Hand hat, spricht sich selbst das Todesurteil. Nur derjenige, der die Bundesstaaten nur als eine dekorative Variation deutscher Staatsverfassung gegenüber anderen Staatsgebilden ansieht, der den deutschen Einheitsstaat schaffen will, kann die Einheitsschule als Reichsschule erstreben.

‚Kultur': Das Schreckgespenst des Angelsachsentums / Von J. Mattern-Baltimore

Seit einem Jahr und mehr schon tobt dieses menschenmordende und seelenvergiftende Ringen der Völker. Und immer noch und immer lauter hören wir den wilden Schrei, der geradezu zur Banalität geworden: Deutschland hat ihn entfacht, diesen Krieg, Deutschland hat gedrillt und gerüstet ein halbes Jahrhundert lang und hat nun ausgeholt zum Schlag, der die Welt erobern und auf den Trümmern des britischen Imperiums ein deutsches Weltreich errichten soll. Soweit die englische Flagge weht, soweit die englische Zunge reicht, hallt es das Echo wider: Deutschland, ja Deutschland!

Für den Mann des Volkes bedeutet Eroberung soviel wie politische Abhängigkeit, vielleicht Tribut, militärische Dienstleistung und Ähnliches. Für den Gebildeten, den Intellektuellen bedeutet Eroberung Schlimmeres, nämlich die Bedrohung seiner, der englischen, der angelsächsischen, Zivilisation. Seine Begriffe von Freiheit, Gesetz, Verfassung, Moral werden den Vorstellungen weichen müssen, die der Eroberer von eben diesen Dingen hegt. ‚Der deutsche Gedanke soll die Welt durchdringen!' ‚An deutschem Wesen soll die Welt genesen!' Finden sich nicht diese und ähnliche Gedanken in Menge in der deutschen Literatur der letzten zwanzig und mehr Jahre? Hat nicht schon vor einem Jahrhundert Fichte seine Landsleute gelehrt, daß das deutsche Volk erkoren sei, die Welt zu verjüngen und neu zu beleben?

Tatsache ist, daß sich der deutsche Gedanke d. h. deutscher kultureller Einfluß längst vor dem Kriege geltend gemacht hat, wo immer deutsche Ansiedelung stattgefunden und wo immer deutscher Handel sich Bahn gebrochen. Tatsache ist ebenfalls, daß dies schon längst vor dem Kriege die englischen Gemüter mit Angst erfüllte vor den Dingen, die da kommen sollten. Ist doch die englische Zivilisation bisheran die vorherrschende, die tonangebende gewesen auf dem weiten Erdenrund. Keiner hat dies unzweideutiger ausgesprochen als der im Jahre 1914 verstorbene J. A. Cramb, Professor der neueren Geschichte am Queens College in London, in seinen in den Jahren 1912/1913 gehaltenen Vorlesungen über Deutschland und England. Ziel und Absicht des britischen Imperialismus ist es, so verkündet Cramb, ‚allen Menschen innerhalb des britischen Weltreiches eine englische Denkweise (mind) zu geben; allen innerhalb seiner Sphären die Macht zu verleihen, die Ereignisse des Lebens, der Vergangenheit, der Zukunft, vom Standpunkt des Engländers zu betrachten'. Eindringlicher noch und ernster als seine Vorläufer, die Lords Salisbury und Roberts, predigte Cramb seinen Landsleuten von der unabwendbaren Gefahr des Krieges mit Deutschland, das es auf den Sturz des britischen Weltreiches und auf die Verdrängung der englischen Zivilisation durch die der Deutschen abgesehen habe. Kaum ein Jahr später wurde die drohende Gefahr zur Wirklichkeit. England und Deutschland stehen einander gegenüber im Kampf um das Sein oder Nichtsein der englischen

Weltmacht, um das Fortbestehen oder das Schwinden des ‚englischen Gedankens in der Welt'. Daß England sich ohne Not in diesen Krieg eingelassen, um sich eines schon von allen Seiten bedrängten Rivalen ohne viel Gefahr für sich selbst zu entledigen, daß Deutschland keinen gewaltsamen, sondern einen friedlichen, kulturellen Wettbewerb beabsichtigte und verfolgte, beeinträchtigt in keiner Weise die stetig wachsende Befürchtung Englands und seiner politischen und geistigen Kolonien, daß am Ende ein Sieg der deutschen Waffen und als Folge eines solchen Sieges ein Vorherrschen deutschen Wesens d. h. deutscher Kultur ins Bereich der Möglichkeit gehören. Dazu kommt, daß, wo und wann immer ein Neues, ein anderes das Bisherige, das Althergebrachte zu verdrängen droht, dies Neue und andere als etwas Feindliches, etwas weniger Gutes, als etwas Böses, etwas Scheußliches betrachtet und dargestellt wird.

So nur läßt sich erklären, daß, was immer Englisch heißt und je geheißen hat, sich aufbäumt in Angst und Entsetzen gegen alles, was deutsch ist oder einen deutschen Anstrich hat. So und nur so lassen sich erklären jene traurige Verwirrung der Begriffe, jene eigenwillige Umwertung und Entwertung der Vorstellungen von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit. Nur so läßt sich erklären, daß, was bis zum Juli 1914 als einzig dastehende Leistungen und Erfolge deutschen Könnens und Schaffens in Wort und Schrift gepriesen wurde, seither als der Ausbund barbarischer Afterkultur verschrien und verhöhnt wird, daß, was früher wahr gewesen, heute zum Trugbild, zur Lüge geworden ist.

Ein recht drastisches Beispiel dieser volte face haben wir in verschiedenen sich widersprechenden Äußerungen des Ehrenpräsidenten der Harvard-Universität, Dr. Charles William Eliot, des Nestors der amerikanischen Gelehrten. Diese Äußerungen, die in wirksamer Weise in der Neuyorker Wochenschrift ‚The Fatherland'* zusammengestellt sind, sind entnommen einer Rede, die Eliot im Jahre 1913 bei Gelegenheit eines Banketts der ‚German Publication Society' in Neuyork gehalten hat,** und dem im Jahre 1915 erschienenen Buche ‚The Road towards Peace.***

Einige der krassesten Widersprüche folgen hier in Übersetzung:

Politische und soziale Freiheit:

1913.

‚Diese beiden Prinzipien (der allgemeinen Erziehung, bürgerlicher, industrieller, sozialer und politischer Freiheit) haben ihren Ursprung genommen im protestantischen Deutschland, und Amerika ist der größte Vorteil aus diesem Vorbild erwachsen.'

1915.

‚Die deutsche Regierung ist die autokratischeste in Europa ... Das

* Band II, Nr. 25.

** The Irving Preß, New York, 1913.

*** Houghton Mifflin Compagny, New York, 1915.

deutsche Volk weiß nicht, was politische und soziale Freiheit, wie wir sie (in England und Amerika) genießen, ist.'

Universitätswesen und akademische Freiheit:

1913.

,Die deutschen Universitäten, welche unsere ersten amerikanischen Studenten besucht haben, waren teils Neuschöpfungen, teils Rekonstruktionen auf alten Grundlagen ... Unsere Studenten brachten mit sich zurück mannigfache Erfahrungen und reiche, fruchtbare Anschauungen ... Sie hatten in sich aufgenommen jene vornehme Idee der akademischen Freiheit der Studenten und der Lehrer. Diese akademische Freiheit bedeutet die Lossagung von Überlieferung, Vorurteil und Autorität, sei es die Autorität der Regierung oder der Kirche.'

1915.

,Die Deutschen belieben von ihrer akademischen Freiheit, von der Freiheit ihrer Gelehrten zu reden, aber diese Freiheit wird sehr überschätzt in der Schilderung des deutschen Universitätswesens. Die deutschen Universitäten werden hauptsächlich vom Staate unterhalten und beherrscht, und es gibt keine Freistiftungen, die mit den Universitäten wetteifern könnten. Um lebenskräftiges Lehren in sozialer und religiöser Freiheit zu finden, muß man zurückgehen auf Individuen einer früheren Zeit.'

Literatur, Wissenschaft, Kunst:

1913.

,Amerikas Verbindlichkeit gegen Deutschland auf dem Gebiet der Erziehung und Bildung ist in der Tat weit- und tiefgehend ... Es ist unmöglich, zu beschreiben oder sich vorzustellen, was für eine großartige Gabe dies für Amerika gewesen ist ... Amerika ist tiefer in der Schuld Deutschlands als in der irgendeiner anderen Nation, weil das Feld deutscher wissenschaftlicher Arbeit weiter und tiefer war als das irgendeines anderen Volkes.'

1915.

,Deutsche Philosophie und Literatur sind, wie deutsche Industrie, verhältnismäßig jung. Es war nicht zu erwarten, daß sich dieselben so bald hervorragend gestalten würden. Das deutsche Volk hat noch keine leitenden Geister auf dem Gebiete des Denkens, in der Literatur, der Philosophie und Dichtkunst hervorgebracht, die den Vergleich mit den Besten anderer Völker aushalten könnten.'

Ethik:

1913.

,Die teutonischen Völker legen größeren Wert auf Wahrheit in Rede, Denken und Handeln als andere Völker ... Sie lieben die Wahrheit, sie suchen sie und werben um sie. Sie achten den Mann, der die Wahrheit spricht und der Wahrheit gemäß handelt, sei es zu seinem eigenen Nachteil ...

Sie suchen ihre Handlungen auf Tatsachen zu stützen, nicht auf Grillen, auf Wahrheit, nicht auf Einbildungen ... Es besteht unter allen teutonischen Völkern ein Band der Einheit, eine wirkliche Gleichheit des Geistes, eine Gemeinsamkeit in Hingebung und Verehrung.'

1915.

‚Deutschland hat entwickelt und angenommen die Religion der Tüchtigkeit und ihr Dogma: Macht ist Recht. Es hat mit Verachtung von sich gewiesen die christlichen Lehren der Demut und Sanftmut, der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, der Brüderlichkeit und Liebe ... Die zivilisierte Welt sieht jetzt, wohin die neue deutsche Moral — das Tatkräftig-, Männlich-, Hart-, Blutig- und Herrscherssein — führt ... Die Deutschen wissen nicht, wie freie Völker die Heiligkeit von Abmachungen kommerziellen und politischen Charakters, von Ehrensachen gar nicht zu reden, betrachten.'

Ehrenpräsident Eliot ist allerdings ein Greis, dem man seine Eskapaden als Dummheiten einer zweiten Kindheit schließlich noch verzeihen könnte. Leider finden wir ihn aber in erlauchter Gesellschaft jüngerer Kollegen, bei denen eine solche Entschuldigung nicht vorgebracht werden kann. Auch ist Ehrenpräsident Eliot in ‚Neu-England'* geboren, was ebenfalls nicht von allen denen gesagt werden kann, die mit ihm ins gleiche Horn blasen, wenn es heißt, gegen Deutschland und deutsche Kultur loszuziehen. Ob aber diese Deutschenhasser nun in England oder in Neu-England oder sonstwo in Amerika geboren sind, macht in der Tat wenig Unterschied. Sie sind mit wenigen Ausnahmen alle englischer Abkunft, sie sind englischen Blutes und Geistes.

Freilich haben die Vereinigten Staaten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre politische Freiheit von England erklärt, dieselbe mit deutscher (und französischer) Hilfe in hartem Kampfe errungen und haben dieselbe auch bis auf den heutigen Tag bewahrt. Aber es ist ihnen trotz deutschen, irischen und anderen Einflusses nicht gelungen, sich freizumachen von Englands geistiger und kultureller Bevormundung. Der Amerikaner englischen Blutes sieht noch jetzt, wie Cramb sagt, die Ereignisse des menschlichen Lebens vom Standpunkte des Engländers an. Seine Begriffe von Freiheit, Recht, Religion, seine Ideale auf politischem und sozialem Gebiete sind noch heute vorwiegend englisch. Seine Literatur ist zum größten Teil nicht einheimisch, sondern ausländisch, englisch. Die ursprünglichen Kolonisten waren eben überwiegend Engländer, und die englische Sprache als das Bindeglied zwischen Eingewanderten und Mutterland hat sich natürlich als stärker bewiesen als alle politischen Gegensätze und Zänke. Daß dem so ist und schließlich ja auch sein muß, sollte jedem einleuchten, der sieht, wie in demselben Maße, in dem die Kenntnis der deutschen Sprache unter

* Boston, Massachusetts.

den Amerikanern deutscher Abkunft verloren gegangen, auch das Verständnis und Mitgefühl für Deutschlands Stand und Recht in der gegenwärtigen Weltkrise mangeln.

So teilt denn der Amerikaner englischen Blutes mit seinem europäischen Vetter die Furcht vor dem deutschen Sieg und die Abneigung gegen alles, was Deutschland zu diesem Siege verhelfen soll und wird.

Eliots gänzliche Verneinung deutscher politischer, sozialer und akademischer Lehr- und Studienfreiheit, sowie jeglicher Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst beruht auf dem großen Irrtum, daß er, wie so viele andere, den deutschen Begriff Kultur und den englischen Begriff culture als identisch zu betrachten scheint. In denselben Fehler fällt zum Beispiel auch Franklin H. Giddings, Professor der Sozialwissenschaften an der Columbia-Universität zu Neuyork, der in der deutschen Kultur ‚jene angenommenerweise wichtigen Faktoren der Zivilisation: Idealismus und Moral', vermißt.*

Giddings Kollege, Frank Jewett Mather, Professor der Kunst und Archäologie an der Princeton-Universität, unterscheidet zwischen Kultur und culture und definiert die beiden Begriffe. Aber er sieht in Deutschland außer Kultur wenig, das an culture oder Zivilisation erinnert.** ‚Kultur', so schreibt er, ‚ist die organisierte Wirksamkeit einer Nation im weitesten Sinne — ihre erfolgreichen Leistungen in bürgerlicher und militärischer Verwaltung, in Industrie, Handel und Finanzwirtschaft und in zweiter Hinsicht in Gelehrsamkeit, Literatur und Kunst. Kultur besitzt eine Nation als ein Ganzes . . ., dem der einzelne untergeordnet ist. Kultur ist also kein Attribut des Individuums . . .' Als das nächste deutsche Äquivalent für das englische culture gibt er ‚Bildung', und ‚Bildung', so behauptet unser Professor, ‚ist das gerade Gegenteil von Kultur'. ‚Deutschland', so heißt es weiter, ‚hat bitter wenig culture, weniger, als es vor hundert Jahren hatte, und es scheint nicht einmal ein Bedürfnis danach zu haben . . . Es hat willig die culture einiger weniger Individuen der Kultur des Reiches als Ganzem geopfert. Es ist daher nicht wunderlich, daß Deutschland, beurteilt nach der Zahl gebildeter (cultured) Individuen, heute auf einer sehr tiefen Stufe steht.' Professor Mather ist der Ansicht, daß ‚nicht nur Frankreich und England, Italien und Spanien, sondern auch Rußland und Amerika gewiß ein Anrecht haben, für sich einen höheren Grad von culture zu beanspruchen' als Deutschland, und daß sogar ‚ein spanischer Bauer, ein italienischer Kellner feinere Bildung besitzen mag als ein deutscher Universitätsprofessor'. Culture (Bildung) hat nach Mathers Definition als Ziel die Schöpfung des ‚aufgeklärten, mit den besten Werten der Vergangenheit und der Zukunft betrauten, menschenfreundlichen Individuums'. Die der ‚Bil-

---

* The Baltimore Evening Star, Nov. 16, 1914. Ursprünglich in einer der Neuyorker Zeitungen.

** The New York Times, Nov. 9, 1914.

dung eigene Offenheit und Phantasie‘ ist nach seinem Urteil ‚entschieden verderblich für eine hochorganisierte nationale Kultur‘.

Dem Weisen von Princeton macht die Angst vor einem deutschen Siege zu schaffen. Er kennt die Geschichte des Altertums und weiß Schlüsse zu ziehen. Er schreibt: ‚Die Spartaner und Mazedonier hatten Kultur im Übermaß und haben gewöhnlich die Athener, die nichts weiter als eine sehr hohe Bildung besaßen, im Kampfe übertrumpft. Die Römer hatten Kultur, und die hellenische Welt trug das römische Joch.‘ Er gibt zu, daß ‚Deutschland unzweifelhaft eine bewundernswerte Kultur‘ hat, und er sieht Sieg für die cultured Allies nur im Zusammenschluß der ganzen ‚gebildeten Welt‘ gegen das ungebildete Deutschland mit seiner Kultur.

Schon wittert der Professor die Gefahr der Kultur in Amerika. ‚Wenn irgendeiner meiner Leser‘, so schreibt er, ‚sich noch unklar ist in betreff des Unterschiedes zwischen Kultur und culture, so mag er seine meistbegabten Freunde auf ihre Sympathien im gegenwärtigen Kriege hin untersuchen . . . Fast ohne Ausnahme wird er finden, daß dieselben in zwei Klassen fallen. Die geistigen Eigenschaften seiner deutschgesinnten Freunde werden ohne Zweifel ziemlich drastisch dartun, was Kultur ist, während die Bedeutung von culture sich an den mehr begabten Freunden der Alliierten bekundet.‘

Professor Mathers Definition von Kultur wird einer gelinden, aber treffenden Kritik unterzogen in der Newyorker Wochenschrift ‚The Nation‘,* die der Meinung ist, daß der Professor sich zu sehr an ‚Verwaltung, Disziplin, Handel und Industrie‘ klammert, während doch Kultur für die Deutschen dasselbe bedeute, was für die Amerikaner der ‚standard of living‘ ist. Die ‚Nation‘ definiert Kulturgeschichte als ‚die Form der Geschichte, die sich befaßt mit dem sozialen Leben, mit Rasseneigenschaften, Gebräuchen, Ernährung, Behausung, Hygiene, Bekleidung, Möbeln, Hausgeräten, Moral, Sitten, Aberglauben . . .‘, und als treffende Übersetzung von Kultur empfiehlt sie: civilisation,** progress, social evolution. ‚Recht verstanden‘, so schreibt die ‚Nation‘, ‚ist deutsche Kultur so ziemlich dasselbe wie unsere guten alten angelsächsischen Tugenden — Fleiß, Ordnung, kindlicher Gehorsam und Vorliebe für Wasser und Seife.‘ Die ‚Nation‘ übt keine Kritik an deutscher Kultur, sie tadelt nur jene, die da behaupten, daß ‚die höchste Stufe der Kultur prädestiniertes Eigentum der deutschen Rasse ist‘, wie dies Adolf Lasson, Professor der Philosophie an der Berliner Universität, in den beiden unter seinem Namen im Ausland zirkulierenden, kindlich naiven Briefen und außer ihm nicht wenige andere seiner Landsleute der Welt zu verstehen gegeben haben.

Ein gewisser J. Hambleton Ober stellt selbst Eliot und Mather in den Schatten. Er wirft die These auf, daß die alten, unzivilisierten Ureinwohner

* Nov. 19, 1914.

** Bei den bisher angeführten Autoren ist civilisation gleichbedeutend mit Bildung, culture.

Südamerikas, die heidnischen Inkas, mehr Anstand oder Ähnliches besaßen, als die Deutschen trotz ihrer vielgepriesenen Kultur aufzuweisen haben. Nach Ober hat ‚die deutsche Kultur, weit entfernt, eine neue Kultur zu sein, schon vor fünfhundert Jahren geblüht, und zwar in einer Nation, die keine Zivilisation ihr eigen nannte‘ . . . Aber selbst im Vergleich zur Kultur dieser Inkas ist die deutsche Kultur nach Obers Urteil ‚degeneriert und barbarisch‘.*

Jedoch alle drei, Eliot, Mather und Ober, kommen einem als wahrhaftige Lobhudler vor, wenn man ein Schmutzwerk liest wie Thomas F. A. Smiths ‚The Soul of Germany‘, in dem das deutsche Geistesleben in den Kot gezogen wird in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Lob und Dank, daß Smith wenigstens kein Amerikaner ist! Selbst seinem Landsmann, dem Lord Cromer, der ja auch ganz Erkleckliches auf diesem Gebiete geleistet hat, ist denn doch dieses elende Machwerk etwas zu stark. In seiner Besprechung dieses opus im ‚Spektator‘ (London, Aug. 7, 1915) gibt nämlich Lord Cromer die Möglichkeit zu, daß die Schwierigkeiten, die Smith mit der bayerischen Behörde gehabt hat, ihn unbewußt gegen Deutschland eingenommen haben.

Dr. Smith hat zwölf Jahre in Deutschland zugebracht, wie er im Vorwort dartut. Vier Jahre hat er an der Berlitz-Schule in Nürnberg unterrichtet. Von 1905 bis zum Ausbruch des Krieges war er an der Universität Erlangen als Lektor des Englischen angestellt und erhielt als solcher im Jahre 1911 Pensions- und bayerisches Bürgerrecht. Im Juli 1914 ging er nach England, ohne zum neuen Semesteranfang zurückzukehren und ohne die in der Anstellungsakte bedingte sechsmonatige Kündigung einzureichen. Daraufhin wurde er von den bayerischen Behörden im Oktober aus dem Universitätsdienst entlassen und wegen Verletzung der Dienstpflicht in den Anklagezustand versetzt.

Einige wenige von den Hunderten von giftigen Schlangenbissen werden genügen zu zeigen, wie der Engländer Dr. Smith die als bayerischer Staatsangehöriger und Professor der Universität Erlangen gemachten Erfahrungen ‚verwertet‘ oder besser gesagt ‚um- und entwertet‘.

So steht es geschrieben in ‚The Soul of Germany‘:

‚Tausende von jungen Burschen (fellows), denen eine gute Erziehung mangelt, die nie den guten Einfluß eines guten Heims gefühlt, füllen die Universitäten, wo sie mit Gelehrsamkeit gepfropft werden, ohne sich den guten Ton eines gentleman anzueignen. Die Universität hat nichts zu schaffen mit solch verächtlichen Kleinigkeiten, wie feine Formen, guter Ton, Charakterbildung . . .‘

Den gentleman beanspruchen die Leute aus Albion als ein einheimisches Gewächs, so gut wie die Deutschen ihre Kultur als ihr eigenstes Produkt erklären. So schreibt zum Beispiel der Engländer P. E. Matheson:**

---

* The Baltimore Evening Sun, July 23, 1915.

** National Ideals. Oxford Pamphlets, Nr. 82.

‚Das Wort gentleman repräsentiert gewisse Eigenschaften, die wir für durchaus bewundernswert und charakteristisch für unsere nationale Erziehung halten ... Es sind die Eigenschaften nicht einer Klasse, sondern die der Nation ...‘

Der Vorwurf, daß das deutsche Erziehungssystem von der Volksschule bis zur Universität, wie Smith an anderer Stelle ausführt, von Charakterbildung nichts weiß und nichts wissen will, ist ziemlich allgemein in der außerdeutschen Literatur. So bringt zum Beispiel die amerikanische Zeitschrift ‚The Educational Review‘, April 1915, den Abdruck eines Artikels aus der Londoner ‚Times‘, Januar 5, 1915, von Bischof Weldon. ‚Erfahrung zeigt‘, so schreibt der englische Kirchenfürst, ‚daß bei den Deutschen seit einigen Jahren das Wort Kultur nicht Kenntnis, Gelehrsamkeit, Kunst, Literatur bedeutet oder wenigstens nur in zweiter Linie. Erziehung oder Kultur wird sonderbarerweise in Deutschland nicht von der ethischen, sondern von der materialistischen oder physischen Seite betrachtet, nicht als ein Mittel zur Förderung von Bildung (civilisation), feiner Sitten (refinement) und Herzensgüte (sympathy), sondern als ein Instrument für Eroberung.‘

Weiter lesen wir in ‚The Soul of Germany‘:

‚Fern von den Schranken des Elternhauses und dessen Einfluß — und guter Einfluß im Elternhaus ist sehr selten im modernen Deutschland —, findet sich der Student in einer Atmosphäre eines intellektuellen Materialismus, von dem alle religiösen und moralischen Kräfte verbannt sind. Er entdeckt bald, daß er, um in dieser Welt als Held zu gelten, sich den raufenden, saufenden, polternden Don Juans anschließen muß.‘

‚Wir dürfen nicht vergessen, daß die Produkte der deutschen Schulen der Brutalität die höchsten Stellen in der Diplomatie, in der Armee, der Marine, kurz, in jedem Felde des öffentlichen Lebens einnehmen. Es sind in der Tat die Leute aus den Schulen der Brutalität, die Deutschlands Geschick seit mehr als einem Jahrhundert geleitet haben. Ihr Ehrenkodex besteht darin, zu lächeln und Bücklinge zu machen, während sie den Freund in Stücke hauen.‘

‚Die Lüge ist immer der Grundstein der deutschen Politik gewesen.‘

‚Denunziation [ist] durchaus nicht beschränkt auf Schuljungen und deren Lehrer, sie ist ein Krebsschaden, der sich mit unendlichen Wurzeln durch die ganze Nation gefressen hat.‘

‚Die Erziehung der Frau ist fast lediglich intellektuell. Die deutsche Schule für beide Geschlechter ist nicht dazu da, den Charakter zu bilden. Auch hat die Anmut und Würde der jungen Dame keine besondere Rolle gespielt in der Ausbildung für ihre Lebensweise. Trotz ihrer Kenntnisse ist sie besser gerüstet für die Küche als für den Salon.‘

‚Eben dadurch hat sie eine noch höhere Mission verfehlt, nämlich das Recht und die Macht, den Charakter und die Ansichten ihrer eigenen Kinder zu bilden. Ihre Söhne betrachten sie als weiter nichts als die Haushälterin und lernen daher nie etwas von jener Ehrfurcht vor der Weiblichkeit und

jener Inspiration edelster Ritterlichkeit. So verfehlt sie gänzlich, in des Jünglings Herz eine höhere Achtung für ihr Geschlecht einzuprägen als die, welche ihm gestattet, Kellnerin und Ladenmädchen als sein Spielzeug zu betrachten, das er später für seine Frau-Haushälterin aus seinem eigenen Stande über Bord wirft.'

Und so geht's weiter auf allen Gebieten — ad nauseam! Nach Smith ist ‚deutsche Kultur zum besten nur die allgemeine Regel des Drillmeisters'. ‚Kultur ist nur ein Äußeres . . ., sie ist ein Kalkanstrich . . . der das Grauen des deutschen nationalen Charakters verdeckt . . .' ‚Kultur, von welcher Seite man sie auch betrachtet, bietet ein Bild von Fäulnis und von Entartung. Der Geist ist längst entschwunden, nur das Phlegma ist geblieben. Hurra-Patriotismus hat die Liebe zum Vaterland verdrängt, knieschwache Heuchelei den Geist der Unabhängigkeit.'

Während hier Dr. Smith den Deutschen als ihre einzige Tugend das Phlegma zugesteht, scheint ihnen der Londoner ‚New Statesman' selbst diese Eigenschaft abzusprechen. In einem Leitartikel der Nummer vom 13. Februar 1915, in dem von der Hysteria (von deutscher Hysterie natürlich) die Rede ist, versteigt sich der ‚New Statesman' zu der Behauptung, daß ‚Europa nicht glücklich sein wird, bis Deutschland zu seinem Bier, seiner Wurst und seinem bewundernswerten Phlegma zurückkehrt'.

Da wir mal bei Bier und Würsten sind, soll folgende Perle der ‚Deutschen Kulturgeschichte' aus C. R. L. Fletchers ‚The Germans. Their Empire. How they have made it'* nicht vergessen sein. Der englische Verfasser und Gentleman schreibt: ‚Es ist kein schönes Bild, zu sehen, wie ein dickleibiger Professor, wie tief auch seine culture gehen mag, dasitzt, sein Bier trinkt und seine sehr miserable Zigarre am Mittagstisch raucht, während seine Frau beständig aufsteht, ihm ein neues Glas Bier einzuschenken oder ihm eine neue Zigarre zu holen.'

Wenn nach Jahren die Leidenschaften, die diese Weltkrise entfacht, sich legen, wird Dr. Smith u. a. einsehen, wie unsterblich er sich blamiert hat. Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Deutschland hat er natürlich hie und da Gelegenheit gehabt, menschliche Schwächen und Schattenseiten des deutschen Systems kennen zu lernen, wie eben jeder Fremde in jedem Lande sie kennen lernt, wenn ihm, wie dies in Dr Smiths Fall geschehen ist, Regierung und Bewohner in entgegenkommender Weise Beschäftigung, Freundschaft und Familienverkehr gewähren. Er hat dann gehandelt wie der Reisende aus Witzland, der auf einer Reise durch Fremdland in Fremdstadt von einem rothaarigen Kellner bedient wurde und in sein Tagebuch die Eintragung machte: Bewohner von Fremdland sind rothaarig und saugrob.

In der Zwischenzeit aber tun Smiths grauenhafte Übertreibungen dem deutschen Ansehen hier im Lande der allzu gläubigen amerikanischen Vettern

* Oxford Pamphlets, Nr. 6.

nicht geringen Schaden. Einmal, weil Smith es verstanden hat, alle seine Absurditäten auf einem Schein von Wahrheit aufzubauen, und dann, weil er in manchen Punkten Ansichten entwickelt, die hier schon vor dem Kriege vorherrschten. So schrieb schon im Jahre 1913 der Amerikaner Price Collier in seinem vielgelesenen Buche ‚Germany and the Germans from an American point of view‘* wie folgt: ‚Man mag mit dem Messer essen und doch eine Autorität im Brückenbauen sein; man mag seine Serviette unter das Kinn stecken zur Abwehr gegen die allbekannten Grillen von Flüssigkeiten . . ., und man kann doch eine Autorität der Seifenfabrikation bleiben; man mag einen Frack und gestickte Weste zum Gabelfrühstück tragen und trotzdem in russischer Geschichte bewandert sein; man mag keinen Begriff haben von fair play, von Verschwiegenheit und Höflichkeit, keine Spur von Ritterlichkeit besitzen, und doch kann man eine Art von Gelehrter sein . . .‘

Price Collier braucht, wie Eliot und Giddings, Kultur und culture im gleichen Umfang der Bedeutung, wenn er z. B. zugesteht, daß es in ‚Deutschland unter 1000 Einwohnern mehr Individuen mit culture gibt als in irgend einem anderen Lande‘, jedoch herrschen diese, so fährt er fort, ‚nicht mit Liebenswürdigkeit, sondern mit Gewalt‘; oder wenn er seine Leser versichert, daß ‚in keinem anderen Lande der cultured group von Nationen das Tier Mann so naiv hoffärtig, so ergötzend selbstbewußt, so unbewandert in den Dingen der feinen Welt, so uneingedenk nicht nur der Rechte des weiblichen Geschlechtes, sondern selbst der einfachen Höflichkeit, die der Stärkere dem Schwächeren zollt‘, ist; oder wenn er behauptet, daß ‚die Deutschen nur ein klein wenig hinter uns anderen hermarschieren im Seifen- und Wasserkultus‘.

Dr. Smiths würdiger und in seinen Schmähungen fast ebenbürtiger Kumpane ist ein Engländer mit dem guten deutschen Namen Hueffer. ‚When Blood is their argument‘** und ‚Between St. Dennis and St. George‘*** sind seine ‚Meisterwerke‘.

Im Vorwort zum ersten dieser beiden gibt er als Ziel und Absicht seines Buches den Versuch, ‚das Gesicht dieses Barbarismus, der die lateinische und angelsächsische Zivilisation vierzig Jahre lang mit Verachtung behandelt und eingeschüchtert hat, zu enthüllen‘. Er gibt zu, daß er diesen Barbarismus zu enthüllen versucht ‚by hook and crook‘, d. h. auf gut deutsch mit ‚erlaubten und unerlaubten‘, mit ‚anständigen und verpönten‘ Mitteln. In diesem Sinne hofft er, der Leser werde es als selbstverständlich betrachten, daß er ‚mit einem Hasse, der einer grausamen und kalten Entrüstung entsprungen ist, alles aus den Quellen auslesen und zusammentragen wird, was nach seiner Ansicht Preußentum, Materialismus, Mili-

* New York, Charles Scribners Sons, 1914, copyright, 1913.

** Hodder and Stoughton, New York an London, 1915.

*** Hodder and Stoughton, London, New York, Toronto, 1915.

tarismus und die Manie für Organisation scheußlich in ihren Resultaten und unheilvoll für die Menschheit erscheinen läßt'.

Man muß es Hueffer lassen, er ist seinen Ankündigungen nichts schuldig geblieben, er macht Smith ehrliche Konkurrenz. Von besonderem Interesse für Amerika ist sein Urteil über die Wertlosigkeit und Gefahr des gegenseitigen Austauschs von Professoren mit Deutschland, wenn er schreibt: ‚Das deutsche Kultusministerium, so kann man wohl behaupten, durchstöbert die Welt nach begabten Professoren. Mit den Vereinigten Staaten hat es ein System des Austausches eingerichtet. Das ist natürlich eine ganz nette internationale Erfindung, und es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn nicht die Qualität der deutschen Pädagogik so außerordentlich verderblich für reines Lernen wäre. Die Absicht ist in der Tat die, daß die fremden Professoren, die in den Rädern des furchteinflößenden (formidable) und unerbittlichen Systems der deutschen Universität einmal gefangen sind, germanisiert, d. h. daß sie mechanisch und pedantisch werden, während die deutschen Professoren, denen in fremden Landen und Gelehrtenstühlen Gastfreundschaft geboten wird, als Leute, die sich durch Fleiß und Charakterstärke auszeichnen, und in denen die preußische Methode schon zur zweiten Natur geworden ist, den äußerst schädlichen Appetit für Philologie noch weiter reizen.'

Den Gesamteindruck, den er von deutscher Kultur hat, faßt er in folgenden Sätzen zusammen: ‚Der Deutsche ist, kurz gesagt, ein außerordentlich mutiger Kerl mit der gewaltsamen Absicht, mit äußerst mageren Mitteln einen guten Eindruck zu machen. Und die persönliche Vorstellung, die ich von Deutschland habe, ist die des Stuckhauses pseudo-klassischen Stils, mit Frontpark, in vornehmer Allee voll solcher Herrschaftshäuser, bewohnt von vier Familien, von denen eine jede ein schmutziges, mühsam und bedrohlich arbeitsreiches Dasein führt inmitten ekelerregender sanitärer Verhältnisse; die aber nichtsdestoweniger einmal die Woche ins Restaurant gehen, wo's blinkt und glittert, die einmal die Woche ins Theater gehen, die „Lustige Witwe" zu hören oder „Wallenstein" oder eins der Stücke von Galsworthy zu sehen.'

Denselben Vorwurf äußeren Scheins bei häuslichen unreinen und ungesunden Verhältnissen finden wir bei Dr. Smith. ‚Kultur', so schreibt er, ‚bedeutet pünktliche Züge, guten Straßenbahndienst, prächtige Theatergebäude, schimmernde Restaurants, kerzengerade Männer mit Heidenherzen in brillanten Uniformen, mit Säbeln und Revolvern bewaffnete, dicke Polizisten, die das Volk wie ein Pack Hunde behandeln. Nebenbei bedeutet Kultur nichtswürdige (vile) sanitäre Einrichtungen in den Häusern. Aber dies sind ja keine nach außen tretenden Erscheinungen und können daher außer acht gelassen werden ... Kultur besteht aus Äußerlichkeiten und hat nichts zu tun mit Dingen, die unter der Oberfläche verborgen liegen. In der Tat, die Fähigkeiten, über Kant und Nietzsche zu diskutieren und über die neuesten Abgeschmacktheiten Straußscher Musik zu schwärmen, geben einen Ablaß für

die Genüsse der freien Liebe, und putzige, gutsitzende Uniformen das Recht, alle Begriffe von Menschenrecht mit Füßen zu treten.'

Hier ist Dr. Smith unvorsichtig genug gewesen, die Katze aus dem Sack herauszulassen. Also auch ihm muß Nietzsche herhalten!

Wenn ein Deutscher über Nietzsche diskutiert, so ist das in Smiths Augen ein Nationalverbrechen. Wenn aber Dr. Smith und andere seines Kalibers gedankenlos und eingestandenermaßen mit bösartiger Absicht aus Nietzsches Tiraden ‚alles auslesen und zusammentragen, was . . . Preußentum, Materialismus, Militarismus und die Manie für Organisation scheußlich in ihren Resultaten und unheilvoll für die Menschheit erscheinen läßt', so ist das natürlich ein edles, die ‚Zivilisation' förderndes Werk! Wahrlich, wenn man das Geschreibsel dieser Smith, Hueffer u. a. liest, kommt man unwillkürlich zu dem Schluß, daß Nietzsches ‚Götzendämmerung', ‚Unzeitgemäße Betrachtungen' u. a. gewisse Leutchen des bißchen Verstandes beraubt haben, das sie vielleicht vor dem Kriege einmal besessen haben. Während Smith, Hueffer und Genossen sich bewußt zu sein scheinen, daß es besser für ihre ‚Beweisführung' ist, ‚den Geist, der stets verneint,' nicht direkt und offen als ‚Belastungszeugen' ins Feld zu führen, versichert uns J. H. Muirhead in seiner Broschüre ‚Why we are at war' mit wirklich rührender Naivität, daß schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren ‚der Verfasser der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" den Deutschen jeden Funken von culture abgesprochen, und daß er seine Landsleute davor gewarnt zu glauben, daß deutsche Bildung (culture) den Sieg über Frankreich errungen habe.' Ferner zitiert Muirhead ‚den Verfasser der Götzendämmerung' zum Beweise dafür, daß es ‚längst keine deutschen Philosophen mehr gibt', daß ‚deutscher Ernst, deutsche Tiefe und Leidenschaft in intellektuellen Dingen mehr und mehr in Verfall geraten', daß ‚Erziehung zur Zweckmäßigkeit herabgewürdigt worden und ihr erhabenes Ziel verloren hat'.

In dem zweiten der beiden erwähnten Werke überbietet Hueffer noch seine vorige schon ganz erstaunliche Sammlung schmeichelhafter Titel und Eigenschaftswörter um ein Erkleckliches und fordert schließlich, daß Deutschland vom Erdboden vertilgt werde. ‚Wieviel Mühe ich mir auch gebe', so bekennt er, ‚ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß die deutsche politische Maschine abgeschafft werden muß durch die Macht eines geeinten Europas. Es hat keinen Zweck zu sagen, daß wir nach dem Kriege mit Deutschland zusammen leben müssen; denn wenn Deutschland nach dem Kriege noch besteht, wird es uns nicht bestehen lassen. Es würde vorzuziehen sein, daß das deutsche Regime durch Aktion von innen her aufgelöst werden könnte, aber das deutsche Volk ist so gänzlich unfähig, so gänzlich unvorbereitet, sich selbst zu regieren, daß diese wünschenswerte Lösung gar nicht zu erwarten ist. Der deutsche Wähler ist ein Narr mit obszönem Sinn, und seine Obszönität wird von den Journalisten einer unaussprechlichen Korruption stetig angepeitscht zu wahnsinniger Wut. Und über dieser unaussprechlichen Verdorbenheit, diesem Wirrwarr der Obszönität, wacht

stets eine Bande kalter, zynischer Wesen, die Beamten des Staates und die Fürsten . . . Das deutsche öffentliche Leben ist ein Meer von Skandalen, von Fäulnis und von unglaublich schmutzigen Affären.'

Hueffer singt hier dasselbe Lied, in das vor kurzem auch Rudyard Kipling zu seiner ewigen Schande eingestimmt: Germania est delenda! Oder wie der englische Hofdichter es so gemütvoll ausdrückt: Nach dem Kriege wird's kein Deutschland mehr geben . . . Dies ist ein Krieg der Ausrottung seiner [der deutschen] Rasse!' Germania est delenda! So schrieb's schon vor zwanzig Jahren die ‚Saturday Review'. Freilich, die ‚Saturday Review' war ehrlich genug, den wahren Grund für ihren Kampfschrei zu verraten, nämlich: Deutschlands für England allzu schnell wachsenden Überseehandel! Hueffer und Genossen dagegen ermangeln des moralischen Mutes der ‚Saturday Review' und verkriechen sich hinter Winseln und Heulen über Deutschlands angebliche Verkommenheit in Recht und Sitten als einer Gefahr für das ‚unverdorbene' Europa, ja für die ganze ‚unschuldige' Welt.

‚The New Statesman, eine der wenigen englischen Zeitschriften, die wenigstens dann und wann einen ehrlichen Versuch machen, sich aus dem Sumpf der Verleumdung und Verlogenheit herauszureißen, scheint dieses Pharisäergeschrei ihrer Landsleute gelegentlich denn doch müde geworden zu sein. In der Nummer vom 29. Mai vorigen Jahres macht der ‚New Statesman' das bedeutungsvolle Eingeständnis, daß ‚Krieg erklärt worden ist nicht nur deutschen Soldaten und Matrosen, sondern deutscher Reputation'.

Derselbe Wunsch des Delenda est Germania unterliegt natürlich auch der Aufforderung des sogenannten American Rights Committee an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, ohne weiteres alle Beziehungen mit den Zentralmächten abzubrechen; sowie der kürzlich von gewissen Herren der Harvard-Universität bei Gelegenheit einer patriotischen Versammlung in Boston den Zuhörern unterbreiteten und von diesen in begeisterter Weise applaudierten Resolution, ‚alles in ihren Kräften Stehende zu tun, einen Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und den teutonischen Alliierten herbeizuführen'.

Die unermüdliche antideutsche Propaganda eines ‚Providence Journal', der Neuyorker Hetzpresse, die kriegerischen Petitionen des American Rights Committee, der Notschrei der anglo-amerikanischen Harvard-Professoren, eines Roosevelt, Root, Choate und vieler anderer, sie haben alle bis heute ihren Zweck nicht erreicht. Amerika und Deutschland leben noch im Frieden und, so walte Gott, werden im Frieden weiterleben. Eins aber ist leider wahr, auch hier ist dem deutschen Ansehen der Krieg erklärt worden. Und dieser Krieg wird geführt getreu den Methoden, wie sie hierzulande zur Zeit der Präsidenten- und Volksvertreterwahlen angewandt werden. Man kennt bei diesen Gelegenheiten genau so wie in der gegenwärtigen antideutschen Kampagne keine Skrupel. Alle Mittel sind heilig, die dem einen Zweck

dienen, den gegnerischen Kandidaten, sei es für den Präsidentenstuhl, sei es für einen Sitz im Senat oder im Unterhaus, in den Augen der Wähler herabzusetzen. Weder sein Geschäfts- noch sein Familienleben werden geschont, wenn es heißt, Belastungsmaterial zu finden, das dem Zweck genügen könnte, seine Wahl zu erschweren. Wir haben hier im Jahre 1912 das erniedrigende Schauspiel erlebt, daß ein früherer Präsident gegen den Gegner, der selbst den Präsidentenstuhl inne hatte und ihn für weitere vier Jahre innezuhaben wünschte, zu Felde gezogen ist und in den gröbsten Schmähungen den guten Namen dieses Gegners in den Schmutz getreten hat. Heute ist scheinbar alles vergessen. Auf keinen Fall hält irgendein Mensch weniger von dem Manne, dessen Ehre in politischer Fehde angegriffen und mit Kot beworfen worden ist. Mit dem Moment, wo an der Wahlurne die Entscheidung gefallen, endet die Hetze und die Verleumdung. Die Gegner reichen sich die Hand und leben, soweit dies in der Politik überhaupt möglich ist, im Burgfrieden, bis bei der nächsten Wahl das alte Manöver wieder von neuem losgeht.

So erwarten auch jene, die heute in echt angelsächsisch-amerikanischer Weise alles, was deutsch heißt, schmähen und in den schwärzesten Farben schildern, daß die Geschmähten die Sache nicht allzu tragisch nehmen und, wenn der Kriegsgott entschieden hat, die Vergangenheit eben Vergangenheit sein lassen. Es ist dies nun einmal, was der Amerikaner von einem guten ‚sport‘ verlangt. Diese Auffassung der Lage zeigt aber so recht, wie wenig unsere amerikanischen Mitbürger nichtdeutschen Blutes den Charakter des deutschen Volkes und ihrer eigenen Bürger deutschen Stammes kennen. Auch uns sogenannte Deutsch-Amerikaner hat man gekränkt mit jeder Lüge und Schmähung, die man gegen unsere Blutsverwandten in der alten Heimat geschleudert; auch uns hat man beleidigt, indem man unsere Treue zur neuen Heimat angezweifelt. Auch von uns erwartet man, daß wir, wenn es ihnen behagt, gute Miene zum bösen Spiel machen. Leider, oder besser gesagt, zum Glück können und wollen wir ihnen den Gefallen nicht tun. Im Gegenteil, wir werden es als unsere heilige Bürgerpflicht betrachten, mit Hilfe unseres deutschen kulturellen Erbteils aufzuräumen mit diesem nationalen Laster unserer neuen Heimat. Wir haben in der Tat gelernt, daß wir unsere sprichwörtliche Bescheidenheit in Sachen der inneren und äußeren Politik ablegen und in Zukunft ein Wörtchen mitreden müssen, um als vollwertige Bürger angesehen zu werden und um das große amerikanische Volk davor zu bewahren, auf ewig angelsächsisch d. h. englisch zu bleiben.

Wir Amerikaner deutscher Abkunft und Geburt wissen, daß das deutsche Regierungssystem nicht fehlerfrei ist. Wir wissen, es ist straff und in mancher Hinsicht unbeugsam und hart; aber wir wissen auch, daß es wirksam und fürsorglich ist wie kein anderes auf der Welt, wir wissen, daß es mit der Schweiz die Ehre teilt, frei zu sein von Bestechung und Korruption wie kein drittes auf dem Erdenrund. Wir wissen, daß die deutsche Familie so gut wie die Familie irgendeiner anderen Nation den Gewalten der Moderne

unterworfen ist; wir wissen aber auch, daß die deutsche Familie immer noch dasteht als ein Vorbild für die ihrer Schmäher und Ehrabschneider. Wir wissen, daß deutsche Kultur kein Allheilmittel ist für das Universum; wir wissen aber auch, daß an deutschem Wesen schon manches ausländische Übel wirklich genesen ist und noch genesen muß und wird. Wir sehen in unseren deutschen Brüdern keine Engelsgestalten mit Flügeln und Heiligenschein, aber wir verwehren uns dagegen, dieselben in Mephistopheles' Gesellschaft uns vorgeführt zu sehen.

Granaten

Granaten gießen ihren Regen
Weit über das verfemte Feld;
Eiserne Saat, aus dir sproßt Segen,
Sproßt heiler Sinn, der mir erhellt:

Die unerbittlichen Geschosse
Verkünden mit des Glaubens Sang:
„O Mensch, der Tod heißt dein Genosse,
Heil heißt dein Sieg, Gott heißt dein Drang."

Reinhard Johannes Sorge.

Kleine Bausteine

Ueber deutschen und französischen Sprachgeist / Von Firmin Coar

Die Zeiten, wo die Völker sich gegenseitig ihre Stärke abmessen durch die Entfaltung ihrer Kräfte im Gebrauche der Waffen, in der Anwendung der Wissenschaften, in der Erfindung neuer Mittel zur Vernichtung und Heilung, in der Haushaltung von Geld und Nahrung, sind Zeiten, wo der ursprüngliche Geist der Völker sich durch die sichtbare Tat am klarsten kundgibt, wo Falschheit sich von Echtheit am leichtesten unterscheiden läßt, wo die Völker selbst bestrebt sind, sich zu erkennen, und das beste in ihnen aus sich heraus zu arbeiten, um den Geist ihrer Rasse am reinsten und mächtigsten wirken zu lassen. Diese Zeiten der großen Scheidungen sind auch meist die der kleinen Scheidungen. Ich meine jene, die der einzelne vornimmt, wann er sich fragt, was er davon habe, Deutscher zu sein, was ihm sein Deutschtum biete, woher die Quelle deutscher Daseinsfreude rühre? Er besinnt sich auf die Werte deutscher Wirtschaft, Kunst und Glaubens. Alles mustert er prüfend hin und her. Er dreht es nach allen Richtungen in das Licht neuer Sehnsucht nach eigenem Besitze, und vieles erstrahlt ihm wieder entgegen im verjüngten Glanze.

So geschah es auch mit unserer Sprache. Gerade sie begriff man von neuem in weiteren Volkskreisen als das Gefäß unserer Seele. Frische Liebe empfand man zu ihr. Sie äußerte sich am sichtbarsten durch den oft gewaltsamen, noch öfter lächerlichen Willen, alle Fremdwörter aus ihr hinauszukehren. Die neue Liebe zeigt sich aber auch tiefer, in einem ernsteren Streben nach klarer Erkenntnis der Eigentümlichkeit unserer Wortklänge, Wortbildungen und Satzgefüge. Die Arbeiten unserer gelehrten Sprachforscher wurden, wenn auch erst durch Umwege, von Leuten aufgenommen, die vorher gegen die Reize der Sprache nie besonders empfänglich gewesen waren und die sich der Sprache nie als eines Handwerks befleißigt, sondern sich ihrer nur als eines Vermittlers von Wissen und Genüssen, meist sogar unbewußt, bedient hatten. Zur besseren Einsicht versuchte man auch zu gelangen durch den Vergleich unseres Sprachwesens mit demjenigen fremder und feindlicher Völker. A. H. Schmitz tat es geistvoll in den Büchern: ‚Das Land ohne Musik‘ und ‚das wirkliche Deutschland‘. Es wäre lehrreich und ließe unseren Sprachgeist zur erquicklichsten Anschauung vor unsere Augen treten, wenn man ihn mit dem französischen vergliche, der uns mehr als der englische berückte und häufig bedrückte.

Knechtet und narrt er uns doch heute noch in Tausenden von Bezeichnungen! Er knechtet uns durch all die französischen Wörter, die wir im

Theater, im Speisehause, in der Schule, im Kaufladen und im eigenen Heime so gern gebrauchen. Es ist eine unbewußte Huldigung vor ihm, wenn wir unsere Dielen und Säle ‚salon' nennen; es ist dies eine Anerkennung der Überlegenheit oder der Übermacht französischer geselliger Bräuche. Wir verstecken heuchlerisch unsere Eitelkeit, wenn wir statt Putztisch, der einem jeden verständlich ist, sagen, daß wir einen Toilettentisch gebrauchen, was nicht aufrichtig klar ist, was aber schmeichlerisch klingt. Wichtigtuerisch oder geistig faul ist es, wenn wir ein Stockwerk étage nennen. Wir vergraben etwas von unserem Reichtume, wenn wir das Wort trottoir, den Boden, worauf man trottet, für die bedeutungsvollere Bezeichnung Bürgersteig wählen. Diese und viele ähnliche Beispiele entblößen unsere freiwillige Unterwerfung unter den verführerisch tönenden französischen Sprachgeist; sie enthüllen eine Verkümmerung unserer eigenen Sprachkraft. Manchmal versuchen wir dem zu entgehen, indem wir den Sinn französischer Wörter umändern. Dann sind wir aber meist entweder zu zag oder zu grob. Wir haben ihm nicht eine eigentümlichere Form aufgeprägt, sondern die ursprünglichere nur etwas behobelt. So wenn wir das niedliche Mieder unserer Damen mit einem groben französischen Leinwandkittel bezeichnen, denn für so Gewöhnliches ist das französische Wort blouse entstanden. Oder wenn wir die Brühe unserer Braten und die zum Fleische künstlich bereiteten Tunken unterschiedslos mit sauce fein benannt zu haben wähnen. Im Französischen ist sauce nur Tunke, und die aus dem Fleische gebratene Brühe ist jus. Ähnlich ist es mit Couvert, Coupé, Friseur, Blamage — französische Wörter oder Wortbildungen, die die Franzosen entweder gar nicht kennen oder worunter sie etwas anderes wie wir verstehen. Am Narrenseile lassen wir uns vom französischen Sprachgeiste jedoch führen, wenn wir in eigensinniger Lust an Französelei so ursprünglich deutsche Wörter wie schick und Bukett zu französischen Wörtern stempeln.

Wer nachahmt, der vergröbert leicht, zumal wenn er nicht genau kennt, was er nachahmen möchte. So ist es uns geschehen mit dem französischen Gruße adieu, Gott schütze dich, wovon wir durch alltäglichen Gebrauch die Weihe wegwischten, dessen demütige Würde die Franzosen seit Jahrhunderten geschmackvoll dadurch erhielten, daß sie ihn nur vor längerer Trennung von jemand über die Zunge gehen ließen. Als wir aus adieu aber ade machten, überzogen wir den ursprünglichen Sinn trotz der neuen ebenfalls französischen Form mit einem Schmelze deutscher Gemütlichkeit und Heimlichkeit; wir durchhauchten ihn mit einer deutschen Innigkeit, die der Gruß auf französischen Lippen niemals bekam. Von gleicher Bedeutung ist zum Beispiel die Umwandlung der Endung ie in ei, wie in Bäckerei, Stickerei, Tischlerei, wo die Endung ei im ernsten Sinne verallgemeinert; wie in Springerei und Heiteretei, wo sie im schalkhaften Sinne dasselbe tut. Aus dem Lateinischen costare bildete unser Sprachgeist kosten, aus camera die Kammer. Auf solche Weise ward der fremde Sprachgeist von dem unsrigen gemeistert; aus dem Fremdworte haben wir ein neues deutsches Wort gemacht. Immer sollten wir mit Fremdwörtern so verfahren.

Langes Gehen im Joch beugt die Schultern, verstreckt den Kopf, verdreht die Gestalt. Lange Dienerschaft im ausländischen Sprachgeiste verkrüppelt unsern eigenen Sprachgeist, verweichlicht unser Selbstvertrauen und schminkt zerstörend unsere Denk- und Fühlweise. Um die Handlung eines schlauen Menschen zu kennzeichnen, sagen wir mit Vorliebe: Das war aber raffiniert . . . In Wirklichkeit drücken wir damit nur aus, daß der Schlauberger sein Handeln verbessert, verfeinert habe. Setzen wir dagegen das deutsche Wörtlein spitzfindig, so sagen wir, daß der Schlauberger die Fähigkeit besäße, auf scharfspitzige Weise Handlungen zu erfinden. Sieht man den großen Unterschied der beiden Bezeichnungen? Raffiniert ist schlau sein im verbessern und verbergen dessen, was vorher schon als Neigung oder Gabe vorhanden war; spitzfindig ist schlau sein im schaffen; ersteres ist so etwas wie ein erzieherisches Verfahren; letzteres ist neugründiges Handeln.

Jeder Sprachgeist will Gefühle oder Gedanken durch Worte zur sinnlichen, äußeren Wahrnehmbarkeit bringen. Der französische versucht es durch Zergliederung; der deutsche durch Zusammenfassung. Ein kurzes Nachdenken über die vielen Fälle, wo die Franzosen allgemeine Zeitwörter, da wo wir für jeden Sonderbegriff ein besonderes, die Handlung schilderndes Zeitwort gebrauchen, überzeugt uns davon. Der Franzose sagt monter à cheval, was die Zergliederung von unserem reiten ist. Ähnlich verhält es sich mit: faire connaître = zeigen, lehren, mitteilen, und mit se faire remarquer = auffallen. Wie reich sind unsere Übersetzungsmöglichkeiten für Begriffe, die der Franzose uns mit Hilfe von prendre = nehmen darlegt: prendre le café = Kaffee trinken; prendre un chemin = einen Weg einschlagen; prendre une ville = eine Stadt erobern; prendre ses dispositions = seine Anordnungen treffen; prendre feu = Feuer fangen usw., auch was viele ähnliche allgemeine Begriffszeitwörter anbetrifft.

Derselbe Unterschied verrät sich in der musikalischen Bedeutung der Wortklänge. Cygne und Schwan, beide Wörter wollen in uns das Bild desselben schönen Wasservogels erwecken; doch das eine auf französische, das andere auf deutsche Weise. Cygne malt uns den äußeren Schwan in der Pracht seines Gefieders und seiner Haltung; Schwan vermittelt uns den herrlichen Eindruck eines in schwellender Bewegung befindlichen Schwanes. Bei dem Franzosen schöne Flächendarstellung; bei dem Deutschen die schöne Darstellung einer zweckdienlichen Kraft. Und so könnte man erklären die weite, mannigfache Tonleiter unserer Wort- und Silbenklänge. W in weben, Wille, Wort usw. ist das Sich-Webende, Sich-Hervorwindende. Pr in Pracht, Prunk usw. ist das Prallige, das Wertvolle. Tr in trennen, Trunk, Treppe usw. deutet an das Sich-hinter-, von-, auf-, nebeneinander-Schiebende. Pl gibt den Grundton von allem Platten oder Geräumig-Werdenden, wie in plappern, Platz, plätten, plumps. Die entsprechenden französischen Laute enthalten wieder einen zerpflückenden, zerlegenden oder einen äußerlich beschreibenden Drang. Volonté ist ein zur Klarheit gelangtes, ein kristallisiertes Wollen. Causer ist ein das Wesen der Dinge nur be-

rührendes Sprechen. Unser Geplauder ist dagegen ein behaglich sich ausbreitendes Sprechen.

Hinweise sind dies alles nur, die nicht einmal die größten Unterschiede umreißen können. Ich erwähne sie auch nicht in geschichtlicher Hinsicht, nur in gegenwärtig seelischer. Die Bedeutung von Lauten und Wörtern ändert sich im stets wechselnden Laufe der Menschen und ihrer Leidenschaften. Durchblicken möchte ich nur lassen, in welchem Maße unser auf das Werdende und Schaffende gerichteter Sprachgeist vom französischen Geiste, dem zergliedernd betrachtenden, abweicht. Ich möchte daran erinnern, wie viele kraftvolle Mittel uns zur freiesten Verfügung stehen, um unsere Seele in den Windungen und Strudeln ihres Strebens zu offenbaren. Lohnend wäre selbst eine große Mühe, sich darüber klar zu werden, es in sein Bewußtsein aufzunehmen. Die Sprachwunder unserer Dichter würden uns in ihrer Herrlichkeit neu erscheinen; durch ihren bewußten Genuß würden sie uns wie mächtige Erleuchtungen tief erfreuen und erbauen.

Was sich von der Bedeutung der Anlaute sagen läßt, finden wir in der Bedeutung der Vor- und Endsilben wieder. Durch die vielen heiten und keiten zwingen wir einen vorübereilenden Zustand, wie etwa zag, zu bleiben wie in Zagheit. Durch die Vorsilbe ent wird ein Begriff enthüllt. Entwurzeln bedeutet, bis zu Ende die Wurzeln ausziehen; déraciner sagt dagegen, die Wurzeln abziehen, die Wurzeln voneinandertrennen und -scheiden. Und so könnten wir uns weiter das Vergnügen machen, durch die Endungen bar, sam, haft, ig, lich isch usw. Wörter fein abzustimmen.

Für den Franzosen ist auch die Sprache eine Sache der Form; für den Deutschen ist sie das W e s e n der Sache. Der Franzose betont deshalb nicht die Wörter, sondern er mißt sie. Er reiht sie aneinander nach dem Bedürfnisse der französischen Vernunft, die vor allem aus Folgerichtigkeit die Klarheit schöpft. Der Deutsche ordnet sie keineswegs nach der Klarheit ein, die seine Verständigkeit begehrt, sondern die die auszudrückende Sache heischt. Er kann daher ein Wort bilden, wie Sprachgeist, wo der Franzose Wörter aneinander setzt, wie esprit de la langue. Dem Deutschen gilt auch in der Sprache die Tat über alles; deswegen betont er die wichtigste Silbe im Worte, jene, die den eigentlichen Inhalt trägt. Deswegen gibt er den wichtigen Wörtern im Satze eine Stelle, wo sie betont werden müssen. Wie mannigfach kann man sich schon seelisch ausdrücken durch die verschiedene Betonung des Wörtchens ja oder nein! Und nun erst durch die Aussprache und die Stellung der Wörter und Wörtlein in einem ganzen Satze! In einem Gefüge von Sätzen! Wie Musiker vermögen die Meister unserer Sprache ein Gewebe von Stimmungen und Empfindungen zu schaffen. Es ist das Verfahren eines Schöpfers, der zwar nicht immer neue Wörter, so doch neue Eindrücke gestaltet, und seien diese schwach oder gar nachgeahmt. Es verlangt als Voraussetzung freies Handeln und damit Selbständigkeit. Der Franzose ist im sprachlichen Ausdrucke an Regeln gebunden, die ihn zwingen, alles so in Wörter zu kleiden, daß es recht einsichtig ist.

Seine Sprache ist ein gewiß bewundernswertes Werkzeug geistigen Zwanges und geistiger Einordnung. Die deutsche Sprache ist ein unendlich schmiegsames Mittel, die feinsten seelischen Gelüste und Regungen in all ihren reichen Abstufungen nach dem Willen des Schriftstellers auszudrücken. Damit ist uns die Möglichkeit gegeben, Entdeckungen in unserem Seelenleben zwar nicht schon zu machen, doch wenn sie gemacht sind, auf vielseitige Weise durch die Anschaulichkeit der Wörter zu verkörpern, und die Tiefe sowie die unendliche Verschiedenheit des Menschen und seiner Werke zur Erkenntnis zu bringen.

Wie unser deutscher Geist alles in der ganzen Welt unter allen Völkern zu umfassen und zu verstehen liebt, was Taine als erster Franzose begriff, so ist unsere Sprache ein notwendiges Werkzeug dazu. Diese Eigentümlichkeit berechtigt sie, eine Weltsprache zu werden. Wir haben daher aber auch die Pflicht, sie sorgfältig zu veredeln und zu verbessern. Besonders nach diesem Kriege. Darin haben wir durch eine ans Wunderbare grenzende Entfaltung unserer Kräfte die Köpfe aller Völker auf uns aufmerksam gemacht. Sie werden uns mehr als je studieren wollen. Sie werden unsere Sprache mehr als je erlernen. Da die Sprache die Wegebahnerin einer in die Tiefe wirkenden wirtschaftlichen und rein geistigen Macht ist, sollten wir sie so eroberungsfähig wie möglich machen. Je leichter verständlich, je eindrucksvoller sie ist, um so besser sowohl für unsere Literatur und Wissenschaft wie auch für unsere Industrie und unseren Handel.

Zu den gefährlichsten Gebrechen der deutschen Sprache gehört die Leichtigkeit, womit sie in Wirrwarr gerät, und die Schwerfälligkeit, womit sie sich zur klaren Darstellung emporringt. Es sind natürliche Folgen ihrer Stärke. Wer sich wie der Deutsche beim Schreiben frei entschließen kann, nach Wahl Wörter und Satzglieder zu stellen, den hemmt die Freiheit des Handelns oft so sehr, daß er, in der Not das Richtige auszusuchen, mitunter nicht dazu gelangt, auch die verständlichsten und einfachsten Satzgefüge zu bauen.

Das beste Heilmittel gegen dieses Übel ist das Studium einer Sprache, deren Stärke darin gipfelt, worin unsere Schwäche ruht. Eine Nachahmung französischer Ausdrucksformen verführt, wie wir gesehen haben, nur noch tiefer zur Verworrenheit und Falschmünzerei. Heilsam dagegen ist die Beherrschung der französischen Sprache. Sie verhilft uns zur Erkenntnis unserer eigenen Gaben und Schönheiten. Sie vermag den Ehrgeiz und die Fähigkeit zur klarsten Darstellung in uns zu entzünden und zu unterhalten. Namentlich wäre nichts nützlicher für uns als die vergleichende Erklärung deutscher und fremder Wörter und Satzbildungen. In unseren Schulen wird das fast gänzlich versäumt. Nur in ganz gelehrten Büchern wird es aus Wissenschaft betrieben. Unseren Sprachgeist recht vielen Köpfen verständlicher zu machen, heißt unseren Geist befruchten und uns zu vortrefflicheren Deutschen erziehen. Nicht warnen können wir daher vor fremden Sprachen; wir müssen im Gegenteile unsere Jugend

anspornen, sie verstehen zu lernen. Durchdringen wir ihr Wesen so vielseitig wie wir nur vermögen. Teilen wir unsere Erfahrungen anderen zu Nutz und Frommen mit. An schlimmen Klippen reich ist nur das, was man nicht kennt und trotzdem haßt oder liebt. Kräftigen und schärfen wir deutschen Sinn. Dann werden wir jederzeit in der Lage sein, von fremdem Spracheigentume zu nehmen, ohne zu stehlen. Wir werden befähigt, durch Umlaut den Fremdwörtern einen Zug deutschen Gemütes aufzuprägen. Der Streit gegen das Fremdwort würde sich dann von selbst lösen; er würde sich in ein Ringen mit fremdem Sprachgeiste umwandeln. Und davon wäre das Ziel die saubere Ausscheidung oder die organische Einverleibung fremden Eigentumes, denn dies gehört zum Lebensdrange eines jeden gesunden Sprachgeistes.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Das ernste und ehrfurchtgebietende Bild eines Mannes steht vor mir, der zeit seines Lebens mit fanatischer Ehrlichkeit gestrebt hat und mit fünfzig Jahren noch immer unbeirrt seinen ehrlichen Weg geht. Es ist umwittert von den Traurigkeiten der Entsagung, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, der mangelnden Teilnahme — dieses faustische Bild, und man versinkt nachdenklich in seine Betrachtung, indem dasjenige, was der Mann schuf, nebensächlich wird und sich verliert. In der Tat erscheint mir der Mann Paul Ernst der Betrachtung würdiger, als sein Werk. Wie oft denn sahen wir Berufene im ersten Schwung erlahmen, sahen sie auf hartem und einsamem Pfad stocken und seitwärts gehen, wo der Genuß der holden Freundlichkeiten des Lebens mit der Preisgabe der Persönlichkeit erkauft wird. Der rein Strebende wird begraben, der händereibende Bediente der Menge ersteht; Verlockung und Vorbild für viele. Paul Ernst hat keine Zugeständnisse gemacht, ist unbeirrt dem klaren inneren Streben gefolgt, ohne Abstriche von der Höhe des Wollens zu machen, und ist mit fünfzig Jahren strenger in seinen Forderungen, asketischer im Anwenden künstlerischer Mittel und zugleich leidenschaftlicher und ruhiger in seinem Willen zur Erkenntnis geworden, als er es als Dreißigjähriger war. So ist der Mann zu einem Beispiel geworden, auf das man zeigen muß. Das ist seine Bedeutung überragender Art, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß seine Bedeutung als Künstler dahinter zurücktreten muß.

Ich habe im Märzheft einige Worte über sein Mysterium ‚Ariadne auf Naxos' gesagt, und eigentlich könnte das gleiche für seinen Roman ‚Saat auf Hoffnung' gelten. Aber natürlich ist der Roman (schon als Kunstform) breiter und mannigfaltiger, und erlaubt mir ebenfalls breiter und mannigfaltiger zu sein. Von vornherein scheint mir festzustehen, daß ‚Saat auf Hoffnung' der erste Zeitroman ist, der über Abschilderung hinausgeht — weiter und tiefer hinausgeht als etwa Lily Brauns im letzten Hefte besprochener Zeitroman. Denn Paul Ernst hat wirklich etwas von einem Deuter, und wenn er auf die Zeichen des Verfalls am gestrigen Tage nur mit einer leichten Handbewegung deutet, so beweist das nicht, daß er sie nicht kennt, sondern daß er sie gering schätzt gegenüber der leidenschaftlichen, verworrenen oder zielbewußten Sehnsucht nach dem Lebensinhalte, die recht eigentlich das Wesen des Gestern und Heute bildet. Über seinen Schatten kann er nicht springen; mehr Philosoph als Dichter, sind ihm die Menschen gleichgültiger als die Ideen, und in seinem Roman sind es weniger menschliche Helden, die sich offenbaren, entwickeln, bekämpfen, als vielmehr — ich möchte sagen — Ideen im Gewande von Helden. Heilsarmee, Konventiklerwesen, reformsozialistische Ideen bemächtigen sich der Eingeengten und betätigen sich in ihnen. Aber Menschen und Ideen wurzeln wieder in Gott — so wie Paul Ernst Gott sieht —, sie wurzeln in ihm und treiben ihn, denn der mystisch-fatalistische Gedanke der ‚Ariadne': Auch

* Paul Ernst, ‚Saat auf Hoffnung'. (Hyperionverlag, Berlin, M. 4.—.) Hans Freiherr von Hammerstein, ‚Februar'. (E. F. Amelangs Verlag, Leipzig, M. 3.—.)

der Böse ist Gottes Kind, auch das Böse liegt in Gottes Plan — bewegt und trägt auch diesen Roman. ‚Jeder von uns ist ein Teil von Christus, wir sind alle Söhne Gottes; wir sehnen uns nach Erlösung von dem Leiden und dem Bösen, und die Erlösung ist doch so einfach: sie besteht darin, daß wir das einsehen, daß wir die Söhne Gottes sind. Nur dadurch, daß wir uns als Mittelpunkt des Alls vorkommen, erscheint uns eine Tat als böse.‘ Natürlich begreifen die Menschen des Romans diese Weisheit ihres Dichters nicht, aber der Dichter weiß sie; er spielt selbst ein bißchen seinen Gott und führt die Menschen nach seiner Weisheit. Daher denn erhalten alle seine Menschen etwas Gezwungenes, sie werden an der Hand geführt wie Blinde an der Hand eines sehenden Führers, das freie Wachsen und Blühen, das an einem großen Dichtwerke uns entzückt, ist ausgelöscht, eine dunkle, ein wenig unerdische Zweckwelt tut sich auf, und ihre Menschen sind nicht vom Blute voll, sondern von geistigen Ausstrahlungen. So auch die Sprache: sie kann zuweilen eine eherne Größe haben, oft auch ist sie gezwungen pedantisch, ganz dem Gedanken untertan — immer aber kühl, gleichgültig, der Bewegung abhold, wie die Sprache einer versunkenen Wissenschaft. Ganz rein erkennt man in diesem Buche, das die Arbeit aller Menschen füreinander predigt, den Bildungsgang Ernstens: Theologe, Soziologe, Nationalökonom, praktischer Landwirt —, diese Entwicklungspunkte des Dichters überwunden im einzelnen, umgeschmolzen in ein Ganzes, treten klar hervor und machen den Roman zu einem Bekenntnisbuche, indem sie in den Ausblick auf eine neue Religion gipfeln.

Neue Religion, ja. Denn Ernst glaubt, daß das Christentum überwunden werden müsse. Zwar spricht er nur vom protestantischen Christentum, aber er bezeichnet es doch als das Christentum schlechthin. Nun ist die Religion, die er predigt, freilich nur ein Hoffnungsgebilde, das erst in der Zukunft sich gestalten wird, wenn die Menschen, gute und böse, im Ernstschen Sinne sich als Söhne Gottes fühlen, in einem arbeitsreichen Gemeinschaftsleben aller für einen und des einen für alle eine neue Menschheit schaffen. Im körperlosen Idealbild sieht das ja bestechend aus, und dieser bestechende geistige Eindruck mag Paul Ernst verleiten, das Bild dieser Religion erhabener zu sehen als das Bild, das er vom Christentum vor Augen hat. Aber das Bild vom Christentum ist nicht die Wahrheit, indessen die Wahrheit vielmehr so ist, daß das Christentum — und hier rede ich natürlich nur vom katholischen — seit zweitausend Jahren die Ernstsche Religion gänzlich einschließt, sie und noch einiges mehr dazu. Weshalb hat er sich niemals vorgestellt, wie die Welt aussähe, wenn alle Menschheit nach dem Worte lebte, in dem das ganze Gesetz und die Propheten hangen: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?‘ Paul Ernst redet immer von dem ‚Handelnden‘. Ganz recht; aber handelt der Mönch, der beschaulich lebende Mönch weniger wie irgendein Mensch des Romans ‚Saat auf Hoffnung?‘ Und das praktische Handeln im Dienste der Menschheit —? Da haben sich (wie bei Tre Fontane) in Dalmatien, in einem anscheinend hoffnungslos der Malaria und der Verödung preisgegebenen Lande, Trappisten angesiedelt; sie fielen einer über den andern, bis ihre zähe Arbeit die Tücke des Bodens bezwungen hatte, worauf auch weniger heroische Menschen nun dort ihre Hütten bauen können. Wenn dieses Geschehen in tiefster Stille, als eine von den Tausenden Betätigungen des tätigen Christentums, möglich ist, dann ist vielleicht doch die neue Religion überflüssig?

Damit wird — für mich — die Persönlichkeit Paul Ernstens zu einer

tragischen Persönlichkeit. Sie erregt mein ästhetisches und menschliches Empfinden. Das Bild dieses Fünfzigjährigen, der allen Lockungen des Lebens sich verschloß, um der Idee treu zu bleiben, treu ohne Pose (was die Hauptsache ist), und der von dem Punkte, wo das Leben ihm rettungslos wegzusinken beginnt, sehen könnte, daß sein Streben, sein eisernes und unnachsichtliches Streben in die Irre ging: dieses Bild erschüttert mich. Aber vielleicht gibt es so etwas wie eine poetische Gerechtigkeit, indem nämlich der alte Gott seine Stimme erhebt und etwa also spricht: ‚Lieber Paul Ernst' (ihn bei der Hand nehmend), ‚du glaubtest mir zu entfliehen, und du bist geraden Weges auf mich zugegangen.'

* * *

Natürlich kann ich mich in den Absichten unseres Herrgotts täuschen. Überhaupt sollte man, als harmloser Schriftsteller, sich nicht auf diesen schwankenden Boden der Prophezeiungen begeben. Wie gefährlich das sein kann, zeigt der Weg eines Schriftstellers, den enge und ängstliche Seelen gewiß als einen Weg nach unten ansehen, an dessen hohes Ziel wir aber trotzdem fest und überzeugt glauben. Hans Freiherr von Hammerstein hat seine dichterische Laufbahn mit der gepriesenen Romantik begonnen. Er hat als erster ein poetisches Märchen geschrieben, das er bezeichnend ‚Die blaue Blume' hieß und das von den Leuten eines gewissen Literaturbundes aufs heftigste gelobt wurde. Aber schon sein nächstes Buch zeigte, daß er nicht gesonnen war, seinem dichterischen Vermögen durch den Beifall harmloser Seelen Grenzen stecken zu lassen. Er schilderte in dem Roman ‚Roland und Rotraut' Situationen, wie sie echte Poetennaturen immer wieder erleben und schildern werden und die nur die reine künstlerische Leidenschaft für die Schönheit menschlichen Gefühls unverfänglich gestalten kann. Und nun erzählt er gar in seinem jüngsten Buch ‚Februar' mit deutlichem Wohlgefallen, wie die Verlobte eines guten Adeligen und Landwirtes sich von einem Vetter verführen läßt, wobei es nebensächlich ist, daß sie nachher Eheleute werden.

Aber Hammerstein ist hier wie dort so weit von jeder Schmutzerei, welche allein die moralische Entrüstung oder ein — Schweigen rechtfertigen könnte, entfernt, als ein junger, hochgesinnter, leidenschaftlicher Mensch überhaupt von jeder Schmutzerei fern ist. Die Darstellung einer echten menschlichen Leidenschaft zu verurteilen — dieses Recht aber maße ich mir nicht an, denn welchem Werk der Weltliteratur müßte ich da nicht den Rücken kehren? Der Vorgang, den Hammerstein in seinem Roman ‚Februar' darstellt, ist dieser: Zwei Kinder desselben gräflichen Hauses, zusammen aufgewachsen, haben sich unbewußt schon immer geliebt. Während langjähriger Abwesenheit des jungen Grafen, der zudem draußen ein Buch schreibt, das der strengen Tanten und ihrem Beichtvater, wie überhaupt den ganzen Kreisen nicht paßt, wird die Komtesse einem braven altadeligen Westfalen angelobt und die Hochzeit steht vor der Tür. Nun bricht wie ein Sturmwind der Jugendgeliebte in die beruhigte Sphäre, von Tag zu Tag heftiger loht die Liebe auf und über alle Vorurteile hinweg fliegen die berauschten jungen Menschen sich in die Arme. Mit einer strahlenden Unbekümmertheit, die einfach entwaffnet. Es ist wirklich etwas vom Hauche des Februarsturmes in dem Buche. Keine Schwüle, keine Leichtfertigkeit verstimmt — und wenn die Korrektheit fehlt, die zu demselben Ziele schließlich doch noch einen ehrbaren Ausweg gefunden hätte, so ist dafür das andere da: die echte Poesie, die sich über die bürgerlichen Wege bürgerlicher Menschen hinausschwingt. Dazu kommt,

daß Hammerstein, Schriftsteller von Geburt, auch der Schriftsteller mit natürlichem Takt ist, der, weit entfernt von übelriechendem Naturalismus, dort nur ahnen läßt, wo ein anderer das Geschehen glatt gewalzt hätte. Er ist auch der Schriftsteller mit der natürlichen Freude an der Form, Sätze bildend, in denen Natur und Kunst sich glücklich verschmelzen, Vorgänge lebendig sehend und lebendig gestaltend, ohne einmal zu unkünstlerischer Beschreibung seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er hat die Fähigkeit der Steigerung; die Erhabenheit der Bergwelt, wie die Erhabenheit starker menschlicher Gefühle versteht er rein und mitreißend darzustellen und ist dabei doch Realist genug, um den Reiz der Kleinigkeiten nicht zu übersehen. Freilich steckt auch eine persönliche Abrechnung mit der gesellschaftlichen Welt in dem Roman. Aber es ist eine lachende, überlegene Abrechnung, zu der auch diejenigen schmunzeln werden, die getroffen sind. Kurz — ich halte Hammerstein für einen von dem halben Dutzend starker Kräfte, die katholischen Bekenntnisses sind. Denn das ist das Eigentümliche — Hammerstein fühlt sich als Katholik, wie sein junger Held, der zwar weiß, daß er nicht gerade recht getan hat, aber weit davon entfernt ist, nun auch den Glauben seiner Kindheit über Bord zu werfen. So wird der Roman bei uns viele Federn in Bewegung setzen, aber man möge bedenken, daß Hammerstein sozusagen Familienmitglied ist, ein recht eigenwilliges aber wertvolleres Familienmitglied als mancher braver Jüngling, der mit niedergeschlagenen Augen seinen sorglich eingezäunten Weg geht.

Fertig ist Hammerstein noch durchaus nicht. Er hat noch zu lernen und sich zu klären. Sein Graf Oswald redet noch ein bißchen zu viel und — zu gut, als daß das Natürliche nicht zuweilen sich erschreckt verberge. Auch ist es mir wenig sympathisch, den letzten Anstoß zur Liebeskatastrophe durch den Faschingsball im Deutschen Theater gegeben zu sehen. Das stimmt im Ton nicht zusammen. Die Schneeschuhfahrt im Hochgebirge paßte besser in den Stil. Aber — und des bin ich sicher: die Entwickelung wird schon kommen, und damit auch die größere Weite des Weltbildes, die den echten Dichter nun einmal ausmacht.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für April 1916*

Im Seekriege erfolgten im April wie in den Vormonaten die Taten der Vierbundflotten meist unter dem Wasserspiegel. Durch erfolgreiche Verwendung der Tauchschiffe spitzte sich zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika die sog. U-Bootfrage fast bis zum Bruche zu. Nachdem die Einkreisungsmächte mit Hilfe ihrer Seeherrschaft auf dem Wasserspiegel versuchen, die Bevölkerungen der Vierbundländer wirtschaftlich und leiblich auszuhungern (was der frühere niederländische Ministerpräsident Kuepper eine ‚unmenschliche Niederträchtigkeit' nannte), bleibt eben zur Vergeltung für die Schiffahrtssperre als einzig erfolgversprechende Gegenmaßregel nur die ausgiebigste Fortsetzung des Unterseekrieges. Dem widersetzt sich nun die amerikanische Regierung angeblich aus Menschenfreundlichkeit, jedoch vorwiegend aus drei Gründen. Zunächst wegen der bevorstehenden Präsidentenwahl. Durch kriegerisches Gebahren hofft wohl Präsident Wilson seine Wiederwahl durchzusetzen, denn sein Vorgänger und gefährlichster Mitbewerber Roosevelt hetzt ebenfalls zum Kriege. Demnach ist es sein Verzweiflungsmittel; würde er doch, um nicht vor dem Auslande bloßgestellt zu sein, nach Kriegsausbruch schon aus vaterländischen Gefühlen der Amerikaner sicher abermals gewählt. Bliebe aber Amerika wie bisher neutral, dann würde sich die Präsidentwahl um die Frage ‚Krieg oder Frieden?' drehen und voraussichtlich die friedensfreundliche Mehrheit der Amerikaner einen den Frieden versprechenden Bewerber, vielleicht Wilsons Gegner, den früheren Staatssekretär Bryan, wählen. Der zweite Grund ist, daß die tatsächlich herrschenden amerikanischen Geldmänner, denen Präsident Wilson seine erstmalige Wahl verdankt und nach deren Pfeife er tanzen muß, durch den Völkerkrieg außerordentliche Reichtümer sammeln können, auch ebenso wie die britischen Großkaufleute das Deutsche Reich um die außerordentliche Entwicklung von Großgewerbe und überseeischem Handel beneiden und diese ergiebige Erwerbsquelle den erfolgreichen Deutschen verstopfen möchten. Der dritte Grund endlich ist der hohe Wert der zahlreich in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Handelsschiffe, auf deren Raub es offenkundig abgesehen ist, nachdem jetzt durch die Kriegsbeanspruchung und den Unterseekrieg der Frachtraum der feindlichen Handelsflotten so erheblich vermindert wurde, daß selbst der amerikanische Handel empfindlich darunter leidet. Nicht zu übersehen ist dabei die seit Kriegsbeginn feindselige Gesinnung und Haltung der englischen Bindestrichamerikaner gegen die Mittelmächte. Namentlich äußerte sich ihre Abneigung durch Geldborgen und Kriegslieferungen an die Einkreisungsmächte, aber auch dadurch, daß sie die britischen Beschränkungen des amerikanischen Handels mit den nordeuropäischen neutralen Ländern willig ertragen, während sie gegen die von den deutschen und österreichisch-ungarischen Tauchschiffen verursachten Hemmungen lebhaften Widerspruch erheben. Man kann sie deshalb ruhig als die Teufelsadvokaten der Briten bezeichnen, die dem zur Wehr sich setzenden Vierbund in den Arm fallen. Sollen doch z. B. amerikanische, bei den Mittelmächten beglaubigte Marineattachés vor vermeintlich

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für März 1916' Hochland Maiheft 1915/16, Rundschau S. 236.

in der Nordsee beabsichtigten deutschen Überraschungen gewarnt haben.

Um so größere Befriedigung gewährt die Feststellung, daß die britische Flotte trotz ihrer Seeherrschaft in den ersten 20 Kriegsmonaten bereits 9 Linienschiffe, 9 Panzerkreuzer, 9 kleinere Kreuzer, 16 Kanonenboote und Minensuchfahrzeuge, 30 Zerstörer, Torpedoboote und Monitore, 17 Unterseeboote und 13 Hilfskreuzer, insgesamt 103 Gefechtseinheiten vollständig verlor, ohne die sonst schwer beschädigten, wiederherstellbaren Kriegsschiffe mitzuzählen. Ferner betrugen nach einer britischen Aufstellung die Verluste der feindlichen Handelsflotten von Kriegsausbruch bis 23. März 1916 insgesamt 481 Dampfer mit 1 721 623 t (darunter 379 britische mit 1 320 171 t), 57 Segelschiffe mit 48 278 t (31 britische 19 119 t), 316 Fischdampfer (237 britische). Vom Hundert der Gesamtzahl verlor Großbritannien also je 4 Dampfer und 6 Hundertteile des Schiffsraumes; zum Ersatz baute es in den ersten 12 Kriegsmonaten 88 Handelsschiffe mit 343 616 t fertig; außerdem seien 432 Dampfer mit 1 536 177 t noch im Bau. Im April 1916, dem 21. Kriegsmonate, gingen nach unsicheren Zeitungsmitteilungen gegen 60 feindliche (darunter über 40 britische) und 30 neutrale Handelsschiffe durch Torpedos und Minen zu Verlust; ferner von der britischen Kriegsflotte 1 Linienschiff, 4 Torpedobootszerstörer oder -Jäger, 1 Unterseeboot, 3 Vorposten- oder Wachschiffe, 1 Hilfskreuzer und 1 Truppenfrachtdampfer, endlich sind 3 solche Dampfer überfällig. Bemerkenswert ist außerdem, daß Teile der deutschen Hochseestreitkräfte am 25. April Befestigungswerke und militärisch wichtige Anlagen von Great Yarmouth und Lowestoft an der englischen Ostküste mit Erfolg beschossen, dabei einen britischen Torpedobootszerstörer und 2 Vorpostenschiffe versenkten. Tags vorher wehrten drei deutsche Torpedoboote den Angriff einer großen Anzahl britischer Kriegsfahrzeuge gegen die flandrische Küste in heftigem Gefechte wirksam ab, blieben selbst unverletzt, während sie einen britischen Torpedobootszerstörer schwer beschädigten und einen Hilfsdampfer versenkten. Auf deutscher Seite wurde am 27. April das Unterseeboot C 5 vernichtet. Ungefähr um die gleiche Zeit ging ein französisches Tauchschiff während eines Nachtkampfes unter.

Besonders gekennzeichnet wird der 21. Kriegsmonat durch die vermehrten deutschen Luftschiffangriffe auf England, die besonders am Anfang und Schluß des April heftig waren. In den Nächten zum 2., 3., 4., 5., 25. und 26 April kamen solche zur Ausführung auf die englische Ostküste, die Docks von London, Great Yarmouth, Whitby und Hull, dann die Großgewerbeanlagen von Cambridge und Norwich, die Bahnanlagen bei Lincoln, Küstenbatterien bei Winterton, Ipswich, Norwich und Hartwich, sowie britische Vorpostenschiffe an der englischen Küste. Im Zusammenwirken mit den obenaufgeführten deutschen Seeangriffen auf und unter dem Wasserspiegel war der April 1916 für Großbritannien besonders verhängnisvoll. Abgesehen von den erheblichen stofflichen Schäden zwingen sie die Engländer nachts im Dunkeln zu leben und die damit verbundenen Nachteile und Gefahren auszuhalten, besitzen also damit für den Vierbund einen ausgesprochen großen militärischen Wert. Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen war der Luftkrieg sehr rege und brachte den Deutschen und den ihnen verbündeten Streitkräften starke Vorteile zu Land und zu Wasser. Besonders im Westen steigerte er sich in der zweiten Aprilhälfte zu großem Umfang und wachsender Erbitterung. Meist erfolgt jetzt der Kampf in Gruppen und Geschwadern, wobei im 21. Kriegsmonate 18 deutsche und 26 feindliche Flugzeuge abgeschossen wurden. Sehr bedauerlich ist nur, daß durch Irrflüge deutscher Flieger zweimal unabsichtlich neutrales

Gebiet verletzt wurde; die getroffenen strengen Maßnahmen der Heeresleitung beugten dem für die Zukunft vor. Übrigens unterliefen solche Versehen wiederholt auch feindlichen Fliegern; sie scheinen wohl schwer vermeidbar zu sein.

In Irland loderte am 24. April ein blutiger Aufstand wie eine Stichflamme auf, überraschend für alle, die mit der Geschichte dieses unglücklichen Landes nicht vertraut sind und deshalb die schon lange drohenden Anzeichen nicht erkannten. An dieser Stelle wurde schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß auf gewaltsame Umstürze in den feindlichen Ländern zu unseren Gunsten nicht gerechnet werden darf. Im Zeitalter der Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze haben militärisch ungeordnete Volksbewegungen keine Aussicht auf Erfolg, so lange die Truppen treu und verlässig bleiben. Erst wenn diese allgemein versagen und zu den Aufständischen übergehen, dann kann ein Aufruhr gefährlich werden. In diesem Falle war solche Wendung schon deshalb ausgeschlossen, weil das irische, römisch-katholische, englandfeindliche Volk zu wenig zahlreich ist, nur etwa 3 Millionen Menschen umfaßt, während die 4. andersgläubige Million der Einwohner Irlands englandfreundlich ist, außerdem noch 36 Millionen Engländer und Schotten vorhanden sind. Schon im Sommer 1914 stand Großbritannien durch den bestehenden tiefen Klassenhaß am Rande eines Bürgerkrieges und wurde nur durch Ausbruch des Weltkrieges davor bewahrt. Obwohl nun 30000 bewaffnete Iren den Kampf gegen die verhaßte englische Herrschaft aufnahmen, so waren sie bei dem Mangel an Artillerie und den im neuzeitlichen Kriege unentbehrlichen militärtechnischen Einrichtungen für einen Sieg nicht stark genug. Bei Monatsschluß waren sie bereits niedergekämpft, wie ein Strohfeuer erlosch der Aufstand schon nach einer Woche wieder. Auf den Kriegsverlauf übte er sonach keinen fühlbaren Einfluß aus, er beanspruchte und band wohl britische Streitkräfte, von denen auch weiterhin zur Niederhaltung des Volkes erhebliche Teile in Irland bleiben müssen. Seine Wirkung auf das europäische Festland ist jedoch bloß mittelbar, dennoch besitzt die Bewegung bei uns volle Zuneigung und wird ihrem Scheitern größtes Bedauern entgegengebracht.

Trotz hin und her wogender schwerer Kämpfe erfolgte im Westen keine Änderung der Kriegslage. Starr liegen sich zwischen Nordsee und Schweizer Jura die beiderseitigen Kampfstellungen auf kürzeste Entfernungen gegenüber. Bei Verdun wütete die Festungsschlacht während des April weiter; zwar gewinnen die deutschen Angreifer langsam Boden, doch ist der endgültige Sieg bis jetzt nicht errungen, auch noch nicht in Aussicht. Äußerste Anstrengungen machen die Franzosen zur Verteidigung Verduns, ihrer gegenwärtig wichtigsten Befestigung, denn sie erkannten: ‚Es geht um die Wurst!‘ Gleichwohl verloren sie seit 21. Februar 1916, dem Beginn der deutschen Angriffsbewegung, schon nahezu 40 000 unverwundete Gefangene. Dabei ist die Kriegsnot in Frankreich sehr groß. Durch die Beschießung der von den Deutschen besetzten Ortschaften werden monatlich durchschnittlich 170 Männer, Frauen und Kinder der französischen Bewohner getötet und verwundet. Besonders leidet auch die französische Landwirtschaft. Während in Deutschland die Volksernährung hauptsächlich aus eigenen Hilfsquellen mit sorgsamster Ausnützung des Grund und Bodens erfolgt, mußte Frankreich seit Kriegsbeginn um etwa 2½ Milliarden Franks rund 56 Millionen Doppelzentner landwirtschaftlicher Erzeugnisse vom Ausland beziehen. Ist doch etwa der achte Teil Frankreichs in Gewalt der Deutschen, und zieht sich längs der Schützengräben ein 25 Kilometer breiter und 600 Kilometer langer Streifen durch Nordostfrankreich, der vollständig ver-

wüstet auf viele Jahre hinaus der Bewirtschaftung entzogen ist. Dennoch läßt sich das französische Volk in seinem blinden, an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Hasse gegen Deutschland von den eigenen und den britischen Politikern am Gängelbande und Narrenseil führen, statt einen glimpflichen Sonderfrieden mit uns einzugehen. Noch erkennen sie nicht, daß für Großbritannien der Weltkrieg ein gutes Geschäft, für Frankreich aber ein Zusammenbruch an Blut und Gut ist.

Längs der österreichisch-italienischen Grenze blieb im April die Kriegslage, von geringfügigen Stellungsverschiebungen hin und her abgesehen, ebenfalls unverändert trotz andauernder heftiger Kämpfe. Starke innere Schwierigkeiten bereitet der Krieg Italien, wo zur Zeit große Getreidenot herrscht, die Volkswirtschaft tief darniederliegt und die Kriegskosten für Heer und Flotte monatlich 600 bis 700 Millionen Lire betragen.

Große Ruhe herrschte während des 21. Kriegsmonats auf dem Balkangebiete, von wo die amtlichen Tagesberichte abwechselnd melden: ‚Nichts Neues' — ‚Keine Ereignisse von Bedeutung.' Unterbrechung bildeten darin nur Nachrichten von zeitweisen einflußlosen Geschütz- und Fliegerkämpfen aus der Gegend nördlich Saloniki. Anscheinend hat auf diesem Kriegsschauplatze die Politik die Oberhand. Sowohl aus der Vergewaltigung des unerschütterlich neutralen Griechenlands durch die Einkreisungsmächte ist dies zu schließen, wie mittelbar auch aus dem Unterbleiben des Angriffes auf die italienischen Stellungen bei Valona und im albanischen Nordepirus durch österreichisch-ungarische und bulgarische Streitkräfte, sowie noch aus anderen Anzeichen, wie z. B. aus den wirtschaftlichen Vereinbarungen der Vierbundmächte mit Rumänien. Volle Klarheit wird erst die Zukunft bringen.

Im Osten trat während des April trotz wiederholter heftiger Kämpfe ebenfalls keine Änderung der Kriegslage ein. Einen besonders erfolgreichen Vorstoß unternahmen deutsche Truppen am 28. April südlich des Naroczsees zur Verbesserung ihrer Stellungen zwischen Zanarocze und Gut Stachowcze, wobei 5700 russische Gefangene mit 5 Geschützen, 29 Maschinengewehren und 10 Minenwerfern erbeutet wurden.

Auffälliger als in den früheren Monaten trat im April die große Wichtigkeit der türkischen Kriegsschauplätze für den Verlauf des Völkerkampfes hervor. An den Dardanellen zwar kam es nur zu belanglosen, vereinzelten Geschützkämpfen zwischen feindlichen Kriegsschiffen und osmanischen Küstenbefestigungen. Dagegen wurde im Kaukasusgebiet das weitere russische Vorgehen in westlicher Richtung von den verstärkten türkischen Streitkräften vollständig gehemmt und damit die versuchte Einwirkung auf die europäischen Kriegsschauplätze aufgehoben. In Nordpersien konnten die Russen ebenfalls nicht weiter eindringen, um den in Mesopotamien bedrängten Briten zu helfen; erfolgreich stellten sich ihnen persische Volksstämme, die durch türkische Streitkräfte verstärkt und militärisch gefestigt wurden, entgegen und brachten ihnen verschiedene Schlappen bei, so am 8. April bei Sautsch-Bulak und Umgebung, dann um die gleiche Zeit bei Urmia. Nach englischen Nachrichten soll ein russisches Heer im Luristangebiet, etwa 200 Kilometer nordöstlich Kut-el-Amara, festsitzen, ein anderes auf dem Wege gegen Bagdad die persische Grenze überschritten haben. Schon der großen Entfernungen halber blieben diese Hilfsversuche nutzlos. Denn inzwischen erlitten am Tigris in Mesopotamien (Irak) die dort kämpfenden britischen Streitkräfte durch die Türken ernste Niederlagen. Während die bis auf 18 Kilometer von Bagdad vorgedrungenen und dann 170 Kilometer weit auf Kut-el-Amara zurückgeworfenen ursprünglich etwa 20000 Mann starken

Truppen des Generals Townshend hier seit Februar 1916 eingeschlossen blieben, schlugen die Türken das bis auf etwa 20 Kilometer herangekommene britische Entsatzheer bei Felahie am 5., 6. 9., 12., 17., 19. und 22. April, die verzweifelten Angriffsversuche siegreich abwehrend und den Briten schwere blutige Verluste beibringend. Am 29. April ergab sich der Verteidiger von Kut-el-Amara mit seiner noch 500 Offizieren und 13 300 Mann starken Besatzung nach 143tägiger Einschließung bedingungslos den Türken. Damit errangen diese einen besonders seelisch hoch anzuschlagenden großen Sieg, der in der mohammedanischen Welt mächtigen Eindruck machte. Militärisch rein zahlenmäßig betrachtet erscheint ja der Erfolg im Verhältnis zu den europäischen Millionenheeren nicht so bedeutend, wie er tatsächlich ist. Aber auf den asiatischen und afrikanischen Kriegsschauplätzen, die eisenbahnlos, wenig wegsam und wirtlich sind, können erhebliche Truppenmengen weder bewegt noch verpflegt werden. Mit kleineren Heeren erkämpfte Erfolge sind deshalb dort viel ausschlaggebender als in Europa. Leider erlebte der deutsche Führer der türkischen 6. Armee am Tigris den von ihm wohlvorbereiteten und eingeleiteten großen Sieg nicht mehr. Nach zehntägiger Erkrankung an Flecktyphus starb der hochverdiente Generalfeldmarschall v. d. Goltz am 19. April, also zehn Tage vor dem Falle von Kut-el-Amara, in seinem Hauptquartier. Seinem tüchtigen Stellvertreter und Nachfolger im Oberbefehl glückte es dann, den herrlichen Sieg zu vollenden. Den ottomanischen Streitkräften waren außerdem weitere Waffenerfolge über britische Truppen auf den Nebenkriegsschauplätzen beschieden. Anfangs April überraschte im arabischen Yemengebiete eine türkische Abteilung aller Waffen die britische Stellung von Alamad, nordöstlich Scheik Osmann, und zwang die Besatzung zum Rückzuge. Dann rieben die Türken am 23. April bei Katia, am Mittelländischen Meere, 50 Kilometer östlich des Suezkanals, vier Schwadronen einer britischen Brigade völlig auf und trieben die übrigen unter Zurücklassung von 300 Gefangenen an den Kanal zurück. Dem in den ‚Kriegsbetrachtungen für Februar' (Aprilh. S. 119) ausgedrückten Vertrauen, daß es den Türken sicher gelingen werde, die in ihre Gebiete eingedrungenen Feinde wieder zurückzuwerfen, entsprachen sie also im April vollauf. Mit Zuversicht darf demnach auch hier dem weiteren Kriegsverlauf entgegengesehen werden, wiewohl der in den verkehrsarmen Gebieten erforderliche Zeitverbrauch viel Geduld verlangt.

Hinsichtlich der Kämpfe im Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika liegen für den 21. Kriegsmonat nur einseitige feindliche Berichte vor. Hiernach sind nach angeblichen kleineren Erfolgen der britischen Streitkräfte wegen Eintritt der Regenzeit die Heeresbewegungen zum Stillstand gekommen.

Nach und nach scheint der Strudel des Weltkrieges auch die bisher neutral gebliebenen Staaten mit sich zu reißen. Nur schwer gelang es bis jetzt, den von Großbritannien angestrebten Bruch zwischen dem Vierbund und den Vereinigten Staaten von Amerika zu vermeiden. Auf das Äußerste wird ferner Griechenland von den Einkreisungsmächten vergewaltigt, um es zum Kriege gegen den Vierbund zu zwingen; zu gleichem Zwecke werden die an das Deutsche Reich angrenzenden neutralen Länder durch Verhinderung der überseeischen Zufuhren und Behinderung ihrer Volkswirtschaft schwer bedrängt, doch blieben sie im April noch standhaft. Neben dem großen Völkerkampfe vollziehen sich seit langem blutige Ereignisse in Mexiko und China, wo unter hetzenden äußeren Einflüssen die politischen Parteikämpfe mit scharfen Waffen, statt wie bei uns mit gesprochenen und gedruckten Worten, geführt werden. Auf den Weltkrieg üben sie

vorläufig nur mittelbar Einflüsse aus, indem sie Streitkräfte der Amerikaner und Japaner binden, doch ist spätere unmittelbare Wirkung nicht ausgeschlossen.

Aus dem **inneren Kriegsleben** des Deutschen Reiches ist mit Befriedigung festzustellen, daß die Bevölkerung die durch die versuchte ‚Aushungerung' erforderlichen haushälterischen Beschränkungen opferwillig erträgt, obwohl manche unzweckmäßige Einrichtungen, dann die durch Sinken des Geldwertes und durch Warenwucher verursachte rasch steigende Teuerung großen Unmut erzeugen. Lebhaft zu bedauern ist, daß für Tabak und sonstige Aufwandwaren soviel deutsches Geld in neutrales und feindliches Ausland fließt. Einem vaterländischen Nichtraucher, der dies auch als Kriegsteilnehmer war, sei deshalb der Wunsch gestattet, es möchten als ergiebige Einnahmequelle für das Deutsche Reich wenigstens die Tabakzölle auf das Zehnfache erhöht werden, nachdem sich die Raucher keine Selbstbeschränkungen auferlegen, sondern Milliarden in die Luft verpuffen.

Nach einer bemerkenswerten Zusammenstellung (von Walter Federn im ‚Österreichischen Volkswirt') betrugen bis zum 1. Januar 1916 die Gesamtkriegskosten der kämpfenden Völker schon 129 Milliarden Mark (hievon Vierbund 45, Deutsches Reich 28 1/2), die Gesamtkriegsanleihen 120 Milliarden (Vierbund 42, Deutsches Reich 26,7). Glücklicherweise bleibt im Deutschen Reiche das Geld im Lande, das Volk es sich selbst schuldig, wodurch die einstige Tilgung erheblich erleichtert wird. Die bisher (für das ‚Durchhalten') gezeigte Opferwilligkeit wird sich nach dem ‚Siege' gewiß noch stärker bewähren.

Abgeschlossen 1. Mai 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Kriegsschriften. Spätere, einheitliche, wahrheitsgetreue Geschichtschreibung wird durch die riesige Ausdehnung des Weltkrieges nach Breite und Dauer vielleicht unmöglich gemacht. Vermutlich wird sie erst in ferner Zukunft ausführbar sein, wenn Unbeteiligte, die, nach keiner Seite gebunden, völlig unbefangen sind, die ‚goldene Mitte' der beiderseitigen Berichterstattung feststellen werden. Doch die Zeitgenossen des jetzigen Völkerkampfes mögen und können nicht so lange warten. Die zuverlässige geschichtliche Ermittelung der Tatsachen werden wohl die meisten von ihnen nicht mehr erleben. Jetzt schon wünschen sie Aufklärung und sind deshalb eifrige Leser von Kriegsschriften.

Diesem Nachrichtenhunger kam das notleidende Buchgewerbe geschickt entgegen. Bei Kriegsausbruch, der im August 1914 für die friedliebenden Deutschen überraschend erfolgte, stand außer anderen Erwerbszweigen auch jenes Gewerbe vorübergehend still. Für Schön-, Kunst- und Fachschriftstellerei war alle Teilnahme plötzlich erstickt, niemand wollte mehr von solchen Erzeugnissen etwas wissen, alle Welt stürzte sich auf die Zeitungen, um die kriegerischen Ereignisse möglichst schnell und eingehend zu erfahren. Handelt es sich doch für unser Volk diesmal um ‚Sein oder Nichtsein'. Nur Veröffentlichungen, die mit dem Kriege im Zusammenhange standen, fanden noch Leser und Käufer. Zur Deckung dieses Bedarfes entwickelte sich im Buchgewerbe eine emsige Tätigkeit und setzte die ruhenden Schnellpressen wieder in stetigen Umlauf. Das deutsche Volk überschwemmte geradezu eine Hochflut von Kriegsschriften, die willige Abnehmer fanden. Daß auch sehr viele minderwertige Erzeugnisse erschienen, war eine selbstverständliche Wirkung. Bloß wenige der Kriegsschriften besitzen bleibenden Wert, die meisten dienten vorübergehendem Bedarfe, wurden nicht von berufenen Fachmännern, sondern von kriegsunkundigen, brotlos gewordenen Schriftstellern hervorgebracht.

Zu den wenigen vorteilhaften Ausnahmen gehört zunächst die ‚Chronik

des deutschen Krieges',* deren Inhalt übrigens die Überschrift nicht richtig bezeichnet, denn sie ist keine fortlaufende Zeitgeschichte der Ereignisse, sondern bloß eine zeitlich geordnete Wiedergabe amtlicher oder sonst vollkommen beglaubigter tatsächlicher Nachrichten, Urkunden und Kundgebungen von unbestritten sachlicher oder wesentlicher Bedeutung. Dann ist es kein ‚deutscher', sondern ein ‚Weltkrieg'. Zusammenfassende kurze Schilderungen von dessen Entstehung und Verlauf geben ‚Einleitung und Vorwort' des ersten Bandes sowie die knappe und treffliche Lupinsche ‚Einleitung zum zweiten Band: Der Kriegsverlauf bis Mitte März 1915', dann die ausgezeichnete, dem sechsten Bande beigegebene, vom gleichen Verfasser gelieferte Darstellung des Kriegsverlaufs von Mitte März bis Mitte September 1915. Aufmerksamen Zeitungslesern ist der Inhalt der abgedruckten Schriftstücke zwar schon bekannt, aber in seiner Reichhaltigkeit wohl von niemand im Gedächtnis behalten worden. Bei der Menge der täglichen Kriegsereignisse und -neuigkeiten ist es unmöglich, die Einzelheiten dauernd sich zu merken. Um diese wieder in Erinnerung zu bringen, eignet sich die Veröffentlichung als Nachschlagewerk vorzüglich, wozu die im vierten Bande enthaltenen, nach Buchstabenfolge geordneten Namen- und Sachverzeichnisse gute Behelfe bieten. Notwendig wäre noch für jeden Band ein zeitlich geordnetes Inhaltsverzeichnis, das tagweise die Überschriften der einzelnen Abdrücke wiedergäbe. Erst für den fünften und sechsten Band wurde je ein solches, jedoch stark gekürztes Verzeichnis geliefert. Bei gediegener Ausstattung ist die Veröffentlichung gut handlich gestaltet.

Eine nützliche Ergänzung hiezu bildet das Seegersche ‚Alphabetische Ortsverzeichnis',* das die kriegerischen Begebenheiten vom 1. August 1914 bis 1. Mai 1915 umfaßt und ‚Die Kampfplätze in West und Ost' auf amtlicher Grundlage mit knapper Schilderung der Ereignisse nach Anfangsbuchstaben aufführt. Leichte Übersicht gibt das Inhaltsverzeichnis.

Zur Befriedigung des Aufklärungsdranges wurden auch viele, stark besuchte Vorträge über den Krieg gehalten und in Abdrücken veröffentlicht. In den zwei unten bezeichneten Wiedergaben** und*** wie in dem weiteren Buche von

---

* ‚Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen'. Erster Band. Bis Mitte November 1914. Mit 8 Bildnissen. München 1914. XII und 484 Seiten. Zweiter Band. Von Mitte November 1914 bis Mitte Januar 1915. Mit einer einleitenden Darstellung des Kriegsverlaufs bis Mitte März 1915 von Oberstleutnant a. D. K. Freiherr von Lupin. Nebst 8 Bildnissen und einem Kärtchen. München 1915. XXVI und 489 S. Dritter Band. Von Mitte Januar bis Anfang März 1915. München 1915. 462 S. Vierter Band. Von Anfang März bis Ende April 1915. Mit Namen- und Sachregister über Band I—IV nebst 7 Bildnissen und 2 Kärtchen. München 1915. 516 S. Fünfter Band. Von Anfang Mai bis Mitte Juni 1915. Mit 8 Bildnissen und 3 Kärtchen. München 1915. X. u. 513 S. Sechster Band. Von Mitte Juni bis Mitte Juli 1915. Mit einer einleitenden Darstellung des Kriegsverlaufs von Mitte März bis Mitte September 1915 von Oberstleutn. a. D. K. Frhr. v. Lupin. Mit 4 Kärtchen. München 1915. XL u. 450 S. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Je M. 2.80.

* Dr. Ernst Seeger (zur Zeit beim stellvertretenden Generalstab der Armee): ‚Die Kampfplätze in West und Ost.' Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart—Berlin. M. 1.—.

** Dr. Fritz Friedrich (Oberlehrer am Schiller-Realgymnasium in Leipzig): ‚Die Ursachen des Weltkrieges in geschichtlicher Beleuchtung.' Vortrag gehalten im Verein für Volkswohl zu Leipzig am 25. Oktober 1914. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift ‚Vergangenheit und Gegenwart'.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. 30 S. 8°. M. 0.60.

*** Friedrich Luckwaldt (Prof. für Geschichte an der Technischen Hochschule Danzig): ‚Die Vorgeschichte des Krieges'.

Bitterauf* versuchten die Verfasser die Ursachen und die Vorgeschichte des Weltkrieges wissenschaftlich darzulegen. Klar und übersichtlich von gelehrten Fachmännern der Geschichtswissenschaft erstellt, besitzen die drei Schriften große Gediegenheit und erfüllen gewiß ihren Zweck, Geschichtsunkundige in das Wesen der Sache einzuführen. Den Anspruch, Werke von bleibendem Quellenwerte geschaffen zu haben, können und werden die Verfasser selbstverständlich nicht erheben wollen. Hiefür sind mitten in den Ereignissen Meinungen und Stimmungen noch nicht abgeklärt und reif genug. Haben doch, wie schon an anderer Stelle dargelegt, alle Tatsachen geschichtliche Wurzeln, die bis in die graue Vorzeit zurückreichen und deren tiefste und feinste Verästelung der menschliche Geist niemals zu ergründen vermag. Meist muß er sich begnügen, die Haupt- und Stammwurzel jeder Erscheinung festzustellen. So ist es auch mit Ursache und Vorgeschichte des gegenwärtigen Völkerkampfes, die wohl niemals einwandfrei ermittelt werden können. Vielleicht noch in keinem Kriege wurde von amtlichen Stellen so viel gelogen und verhüllt wie in diesem bei unseren Gegnern, die seit Beginn geradezu Geschichtsfälscher sind. Den urkundlichen Beweis hiefür lieferten seinerzeit die Veröffentlichungen der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung‘: ‚Aus belgischen Archiven‘. Klar und unwiderleglich zeigen die dort abgedruckten Berichte der belgischen Gesandten die deutsche Friedensliebe sowie auch die seit Jahrzehnten unternommenen britischen Anschläge zur Vereinzelung und Einkreisung des Deutschen Reiches. In geheimen mündlichen Verabredungen erfolgten die wichtigsten Verhandlungen der gemeinsamen Verschwörung gegen die beiden Mittelmächte und die Türkei. Wer vermag da einst die Wahrheit festzustellen und besitzt auch die nötige Unbefangenheit dazu, nachdem doch jetzt die ganze Menschheit in zwei große Gruppen gespalten ist? Deshalb können die drei Veröffentlichungen ausschließlich die eigenen Meinungen ihrer Verfasser wiedergeben und bloß vorübergehenden Aufklärungswert während des Krieges haben. Unter diesem Vorbehalte wird doch ihre Beschaffung jedem nützlich sein, der beruflich gehemmt ist, durch eigene geschichtliche Forschung ein Urteil über den Kriegsanlaß selbst sich zu bilden.

Im ersten Abschnitte eines lesenswerten Buches* werden ebenfalls ‚Ursachen und Wesen des Weltkrieges‘ dargelegt; für diese Ausführungen gilt das gleiche wie für die eben erörterten zwei Schriften. Dagegen enthält der Hauptteil des Werkes Kriegsschilderungen von ‚Daheim‘ und vom ‚Westlichen Kriegsschauplatze‘ aus der Zeit vom Feldzugsbeginn bis Ende November 1914. Bei dem schriftstellerischen Rufe des Verfassers ist es selbstverständlich, daß das Buch genußreich zu lesen ist. Wenn es auch größtenteils nur Wiedergaben von Feldpostbriefen und Zeitungsberichten bringt, also wenige eigene Gaben des Schriftstellers bietet, so merkt man doch dessen verschönernde, ausgleichende Arbeit in allen Teilen. Im wesentlichen werden innerhalb des geschichtlichen Rahmens lebhafte, anschauliche Stimmungsbilder geboten. Als gediegener, vaterländisch wirkender Lesestoff eignet sich der Band, der entsprechend der großen Kriegsaus-

---

Fünf Vorträge. Danzig, A. W. Kafemann, 1915. 111 S. 8°. M. 1.50.

* Dr. Theodor Bitterauf (Univ.-Prof. und Prof. an der bayer. Kriegsakademie): ‚Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges‘. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1915. VI und 202 S. 8°. Geb. M. 2.20.

* Julius v. Pflugk-Harttung (Archivar am kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin, Geh. Archivrat, Prof., Dr.: ‚Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Ereignisse und Stimmungsbilder 1914. Der westliche Kriegsschauplatz.‘ Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1915. VIII und 200 S. 8°. Geb. M. 3.—.

dehnung Fortsetzungen erhalten soll, vortrefflich zu Festgeschenken.

Nahverwandt im Wesen mit dieser und doch ganz eigenartig ist die untengenannte Veröffentlichung.* Obwohl hier keine kunstschriftstellerische Verschönerung erfolgte, so wirkt sie dafür in ihren Darbietungen um so ursprünglicher. In den einzelnen Beiträgen, die sich ebenfalls aus Feldpostbriefen, Zeitungsberichten usw. ergaben, wurde zwar die Schreibweise vermutlich auch etwas ‚gehobelt und gefeilt'. Nur höchst ausnahmsweise können in Schützengräben und Unterständen tadellose Schriftleistungen entstehen. Dennoch wurde den Einzelarbeiten ihre besondere bayerische Weise belassen; manche zur Veröffentlichung nicht recht geeignete, allzu urwüchsige scherzhafte Stellen wären wohl besser weggeblieben. Übrigens liegt der Hauptreiz des Lieferungswerkes nicht in der schriftlichen Darstellung, sondern in dem künstlerischen Bildschmuck, der die jetzige Kriegführung klar veranschaulicht, der Veröffentlichung einen bleibenden entwicklungsgeschichtlichen Wert verleiht und damit allen deutschen Volksstämmen ein willkommenes Erinnerungsbuch der jetzigen Riesenkämpfe darbietet. Deshalb sei hiermit die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt.

Als Vorläufer des künftigen deutschen Generalstabswerkes über den Weltkrieg können untenaufgeführte gediegene, vortrefflich, fließend und anschaulich abgefaßte Einzeldarstellungen** bezeichnet werden. Die sachliche Verlässigkeit der Schilderungen sichert die deutschamtliche Herkunft. Für kriegsgeschichtliche Forschungen auf den Gebieten der Gefechts- und Heerführung eignen sie sich zwar noch nicht, da während des Krieges die hiefür nötigen genauen Angaben, z. B. über Truppenstärken, wegen Geheimhaltung nicht veröffentlicht werden dürfen, wohl aber führen sie aufklärend die Kriegsereignisse vor und werden deshalb sowohl den Teilnehmern und ihren Angehörigen, als auch weiteren Kreisen, die sich über die Vorgänge eingehend unterrichten wollen, gewiß willkommen sein.

Kurze zusammenfassende Vorführung der Kämpfe in den fünf ersten Kriegsmonaten liefert die Bremensche Schilderung.* Durch Kartenbeilagen ist die volkstümliche, knappe Abfassung gut erläutert. Besonders für Volksbüchereien wird sich die Beschaffung empfehlen, um das Verständnis für unsere Heerführung in weiten Kreisen zu verbreiten. Gewähr für richtige Darstellung bietet die amtliche Stellung des Verfassers.

In dem großen Völkerkampfe traten

---

* ‚Unsere Bayern im Felde.' Erzählungen aus dem Weltkriege 1914/16. Berichte von bayerischen Feldzugsteilnehmern. Bearbeitet von Joseph Peter (Oberst a. D.), illustriert von Professor A. Hoffmann, Kunstmaler Ost-Petersen, Reich u. a. München, Verlag ‚Glaube und Kunst', Parcus & Co., 1915. Etwa 50 Lieferungen, wöchentlich zu je 32 Seiten. 4°. Bis jetzt 42 Lieferungen. Je M. —.30.

** ‚Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier.' Zwanglose Einzelhefte je 25 Pfg. 1. Maubeuge — Soissons — Hurtebise — Oberelsaß. Mit 1 Karte. 2. Die Kämpfe im Argonnerwald. Mit 1 Karte. 3. Die Ereignisse im Osten — Die Winterschlacht in Masuren — Die Kämpfe bei Wirballen. Mit 2 Karten. 4. Die deutschen Truppen in den Karpathen — Die Kämpfe bei Münster. Mit 2 Karten. 5. Aus den Kämpfen im Osten: Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten — Aus den Karpathen — Der Rückzug der neuen 10. russischen Armee — Der geplante russische Einfall in Tilsit. 6. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Mit 1 Karte. 7. Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl. Mit 2 Karten. 8. Die Schlacht in Galizien von Przemysl bis Lemberg. Mit 2 Karten. 9. Ypern — Les Eparges — Ban de Sapt. Mit 3 Karten. 10. Neues vom Feldmarschall Hindenburg mit 1 Karte. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1915.

* ‚Die Kriegsereignisse in West und Ost bis Dezember 1914.' Dem deutschen Volke geschildert von W. v. Bremen (Oberstleutnant, zur Zeit Chef des Stabes im Heeresdienst). Mit 8 Kartenskizzen. Berlin 1915. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 80 S. 80 Pfg.

als neuartige Erscheinungen mit besonders gefürchteten, großen Wirkungen der Untersee- und der Luftkrieg hervor. Vielen Deutschen dürfte es deshalb willkommen sein, durch fachmännische, aber doch zugleich volkstümliche Schriften,* und** die mit guten Abbildungen wohl veranschaulicht sind, in den merkwürdigen Stoff beider Gebiete eingeführt zu werden. Die Leser wird der aufklärende Inhalt wohl befriedigen.

Zum vollen Verständnis der Kampfhandlungen gehört auch die kriegserdkundliche Kenntnis der Kriegsschauplätze. Sachkundige Schilderungen, wie sie das untengenannte Heft*** bietet, dürften deshalb willkommen sein. Das Wesen der Kanalküsten führen die beigegebenen trefflichen Bilder und Karten belehrend vor Augen und ergänzen damit die gediegene aufklärende Darstellung.

Während des Krieges wurden im Deutschen Reiche eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen erlassen, die sich auf Lebensmittelversorgung, Geldumlauf, sonstige wirtschaftliche Maßnahmen, Unterstützungen und Rechtsschutz der Krieger und deren Familien, Arbeiter-Versicherung und -Schutz, Steuern, Arbeitsverträge und Mietrecht beziehen. Ebenso

* ‚Das Unterseeboot.' Von Generalmajor z. D. Neureuther. Nach einem im B. Aeroklub 16. Februar 1915 gehaltenen Vortrag. München 1915. Verlag von Arthur Hertz. 23 S. 60 Pf.

** ‚Der Luftkrieg 1914—15.' Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit Genehmigung des kgl. preuß. Kriegsministeriums und des kaiserlichen Reichsmarineamtes. Mit 1 Titelbilde, zahlreichen Textbildern und 4 Tafeln in Kupfertiefdruck. Hesse & Becker, Verlag, Leipzig 1915. 278 S. M. 2.50, geb. 3.—.

*** ‚Kriegsgeographische Zeitbilder. Land und Leute der Kriegsschauplätze.' Herausgegeben von den Privatdozenten Dr. Hans Spethmann und Dr. Erwin Scheu. Heft 3: ‚Der Kanal mit seinen Küsten und Flottenstützpunkten. Von Privatdozent Dr. H. Spethmann, Berlin. 8°. 42 S. Verlag Veit & Co. in Leipzig. Mit 20 Abbildungen. 80 Pfg.

wie die Kenntnis nützlich sein kann, vermag die Unkenntnis dieser Bestimmungen schädlich zu sein, weshalb sich das Vertrautmachen mit ihnen dringend empfiehlt, besonders für Geschäftsleute, Kriegsteilnehmer und deren Angehörige. Durch Beschaffung der unten angegebenen Abdrucksammlung,* die schon weite Verbreitung fand, können also Vorteile gewonnen, Nachteile vermieden werden.

Schließlich ist noch eine besonders beachtenswerte kleine Schrift** zu erwähnen. Vor vier Jahren von einem Ausnahmefranzosen, den die Rachegier nicht wie fast alle seine Landsleute politisch unzurechnungsfähig machte, auch das fortgesetzte Stieren nach dem Vogesenloche noch nicht die Augen trübte, veröffentlicht und nun in die deutsche Sprache übersetzt, erscheint sie, den Leser überraschend, wie eine fast restlos eingetroffene Vorhersage des jetzigen Weltkrieges. Bloß in einer Richtung täuschte sich der Verfasser, indem er den Reichtum Deutschlands unterschätzte und glaubte, dieses sei wie Rußland für die Geldbeschaffung von Frankreich abhängig und könnte für den Krieg nicht einmal fünf Milliarden aufbringen, während es jetzt schon 30 Milliarden im eigenen Volke flüssig machte und noch lange nicht erschöpft sein wird. Sonst aber sind seine Ausführungen so zutreffend und vernünftig, auch so wenig deutschfeindlich, daß unwillkürlich der Verdacht rege wird, sie stammten nicht von einem Franzosen. Selbst in diesem Falle erscheinen sie jedoch ungemein lesenswert.

Erfahrungsgemäß ‚können eine Reihe von guten Tagen die Menschen am schwersten ertragen'. Merkwürdigerweise

* ‚Kriegsgesetze und Verordnungen 1914/15.' Sechste, vermehrte Auflage (11. Tausend). Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.-Gladbach 1915. 72 S. 40 Pf.

** ‚Der kommende Krieg.' Übersetzung von ‚La guerre qui vient' von Francis Delaisi, erschienen in Paris im Mai 1911. 11.—15. Tausend. Berlin 1915. Verlag E. S. Mittler & Sohn. 48 S. 20 Pf.

gewöhnen sie sich leichter an Unglück und Leiden, ja sogar an die schweren Zeiten des Krieges, wie man sich jetzt im Volksleben täglich überzeugen kann. Auf der Ergebung in das Unabänderliche und der Ohnmacht gegenüber den Schicksalschlägen beruht wohl diese Erscheinung. So ist denn jetzt allmählich zu beobachten, daß auch auf dem Gebiete des Buchgewerbes die friedlichen Neigungen der Bevölkerung wieder hervortreten und eine Übersättigung mit Kriegsschriften sich bemerkbar macht. Nurmehr gediegene besondere Leistungen wie die hier vorgeführten Veröffentlichungen können auf diesem Gebiete noch Abnehmer und Leser finden.

Generalmajor Friedrich Otto.

Bossuet und die Verletzung der Neutralität Belgiens. Unter den zahlreichen Schriften, die der große Bossuet für die politische Erziehung und Belehrung des Dauphin verfaßt hat, ist eine der umfangreicheren die Abhandlung ‚Politique tirée des propres Paroles de l'Ecriture Sainte'. Im 9. Buch, das von den Hilfsmitteln des Königtums handelt, wird im ersten Artikel als siebente ‚Proposition' auch die Frage des ‚unter billigen Bedingungen erbetenen Durchmarsches' durch neutrales Gebiet und dessen Verweigerung unter dem Gesichtspunkt besprochen, welche politisch-moralischen Lehren darüber aus der Hl. Schrift sich ziehen lassen. Diese Lehren, die sich der Bischof von Meaux seinem königlichen Zögling gegenüber als der politischen Weisheit letzten Schluß zu eigen macht, verdienen in Erinnerung gebracht zu werden, nachdem wir und das belgische Volk in bekannten ‚Hirtenbriefen' es wiederholt hören mußten, wie unvereinbar mit menschlichem und göttlichem Gesetz die Forderung der deutschen Regierung und das Vorgehen unserer Heeresleitung, wie sehr berechtigt hingegen die Weigerung der belgischen Regierung gewesen sei. Bossuet verfährt in der erwähnten Schrift in der Art, daß er für alle Behauptungen, die er zur Unterweisung seines Schülers aufstellt, diejenigen Fälle aus der Hl. Schrift als Beweise des göttlichen Willens anführt, die mit seiner Behauptung im Zusammenhang stehen. Nun behauptet er, daß der Durchmarsch durch ein neutrales Land als Teil einer kriegerischen Aufgabe nicht verweigert werden könne, wenn er unter gerechten Bedingungen gefordert werde. Der König Sehon von Hesebon hatte sich einer solchen Weigerung schuldig gemacht, und Bossuet nennt die Behandlung, die er deshalb über sich ergehen lassen mußte, ‚streng, aber gerecht'. ‚Die Israeliten' — so heißt es in der Hl. Schrift und bei Bossuet —, ‚schickten Gesandte zu Sehon, dem König von Hesebon, um ihm diesen friedfertigen Vorschlag zu machen: Wir werden durch dein Gebiet ziehen, aber wir werden keinen verdächtigen Umweg wählen, weder nach rechts noch nach links; wir werden auf der großen Straße marschieren. Verkauft uns, was wir zum Leben brauchen, auch das Wasser, das wir trinken. Wir verlangen von Euch nichts anderes als freien Durchzug' (Deut. II, 26—28). — ‚Um den König noch mehr zu beruhigen, führt man ihm als Beispiel das Verhalten an, das man andern Völkern gegenüber eingenommen habe: ‚So taten die Kinder Esaus und der Ammoniter. Wir wollen nicht bei Euch bleiben, wir wollen nur bis zum Jordan vordringen, dem Lande, das unser Gott uns gegeben hat.' (ib. 29, 30.) ‚Der Durchzug' (le grand chemin), so fährt Bossuet fort, ‚ist völkerrechtlich erlaubt, vorausgesetzt, daß man ihn nicht von vornherein mit Gewalt unternimmt, daß man ihn vielmehr unter gerechten Bedingungen (à des conditions équitables) fordert. Man erklärt also Sehon gerechterweise den Krieg, dessen Herz Gott verhärtet hatte, um ihm darnach jeden Pardon zu verweigern; und er wurde unter das Joch gebeugt.' So

ist, schließt Bossuet, ‚die ungerechte Verweigerung des zu gerechten Bedingungen erbetenen Durchzugs ein gerechtes Motiv, den Krieg zu erklären.' — Wir wollen annehmen, daß die französischen Katholiken ihren großen Bossuet gut genug kennen, um die Stelle leicht aufzufinden. In der kleinen Versailler Oktavausgabe vom Jahre 1822 steht sie im 22. Band, S. 138 ff. -th.

Zeitschrift für Völkerrecht.* Kein Zweig des Rechts ist seit dem Beginn des Weltkrieges so sehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten wie das Völkerrecht. In zahllosen Aufsätzen, Broschüren und Büchern haben sich Berufene und Unberufene mit dem Völkerrechte oder Einzelfragen des Völkerrechts befaßt. Voreilige trugen kein Bedenken, die Frage: ‚Haben wir noch ein Völkerrecht?' zu verneinen. Sicherlich zu Unrecht. Denn wenn auch — um Worte v. Liszts'** zu gebrauchen —, ‚heute noch niemand zu sagen vermag, was die Flammen des Weltbrandes auf dem Gebiete des Völkerrechts verzehrt und was sie verschont haben: zweifellos ist, daß die Grundmauern stehen geblieben sind, und ebenso, daß mit dem Friedensschluß der Neubau beginnen wird'. — Um so mehr bedürfen wir gerade heute einer führenden deutschen Völkerrechts-Zeitschrift. In ihr sind die ‚brüchigen Stellen' des heutigen Völkerrechts schonungslos aufzudecken, muß mit peinlicher Genauigkeit festgestellt werden, ‚was vom bisherigen Völkerrecht dem ungeheuren Drucke der Ereignisse der Gegenwart standgehalten hat und nachgeben mußte', ‚was reif zum Untergehen war und was sich nicht erhalten konnte, weil es frühreif zutage getreten ist', sind die in Zeiten des Friedens vielfach unterschätzten Gegensätze zwischen den internationalrechtlichen Auffassungen der verschiedenen Völker, ... die großen wirtschaftlichen, sozialen, ideellen Interessen, die die Gestaltung des gewordenen und werdenden internationalen Rechts entscheidend bestimmten bezw. bestimmen, klarzustellen, ... haben ferner die Fragen der ‚Politik als eines unlösbaren Teiles völkerrechtlicher Betrachtung' eine dauernde Pflegestätte zu finden. Dies und vieles andere — so die Erforschung der Geschichte des Völkerrechts oder die ‚Sorge um die Verbreitung der Kenntnis des Völkerrechts auf allen Stufen geistiger und erziehlicher Einwirkung, besonders aber in dem Lehrbetriebe an den Hochschulen' —, bildet das Programm der Zeitschrift für Völkerrecht.

Man darf kühn behaupten, daß die Zeitschrift an der Lösung ihrer zahlreichen und großen Aufgaben in geradezu vorbildlicher Weise arbeitet. Sie bringt einmal Abhandlungen aus der Feder erster Völkerrechtsgelehrter und -Praktiker (insbesondere) zu den großen Tagesfragen des Völkerrechts. Genannt seien aus dem reichen Inhalt: Prof. Rehm, ‚Der Unterseebootkrieg'; Prof. Heilborn, ‚Der verschärfte Seekrieg'; Regierungsrat Dr. Rathenau, ‚Die internationale Union zum Schutz des gewerblichen Eigentums nach deutschem Recht während des Krieges'; ‚Der Lusitania-Fall im Urteil von (21) deutschen Gelehrten' mit Abdruck der amtlichen Urkunden und einer Einleitung von Prof. Fleischmann [auch als Sonderabdruck erschienen und in der Fach- und Tagespresse sehr beifällig besprochen]; Minister a. D. v. Wlassics, ‚Die Kriegsgefangenen und das internationale Recht'; Dr. Strupp, ‚Der belgische Volkskrieg und Artikel 1 und 2 der Haager Landkriegsordnung'; Prof. Kohler, ‚Die Neutralität Belgiens und die Festungsverträge'; Prof. Fleischmann, ‚Unser diplomatischer Schutz in Kriegszeit'; Ober-

* IX. Band, 1915/1916, herausgegeben von Dr. Josef Kohler, Geh. Justizrat, ordentl. Professor an der Universität Berlin und Dr. Max Fleischmann, ordentl. Professor an der Universität Königsberg. Breslau. J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 4 Hefte. Preis 20 M.

** v. Liszt, Völkerrecht, 10. Aufl. 1915. Vorbemerkung.

landesgerichtsrat Dr. Nöldeke, ‚Schadensersatz für die Zerstörung neutraler Ladung mit feindlichem Schiff'; Dr Mettgenberg, ‚Über das Auslieferungsrecht vor dem Reichsmilitärgericht'; Dr. Strupp, ‚Völkerrechtliche Tagesfragen: 1. Englands Angebot der Abtretung von Cypern, 2. Rechtslage der Alandsinseln.' — Weiterhin bringt die Zeitschrift für Völkerrecht ‚Kleinere Beiträge' [‚Zur Geschichte der Einsperrung feindlicher Ausländer.' ‚England unter falscher Flagge.' ‚Preußens Standpunkt zur Waffendurchfuhr im amerikanischen Unabhängigkeitskampfe.' ‚Englands Flaggenmißbrauch.' ‚Kriegsurkundliche Literatur'], Rechtsquellen, Diplomatische Aktenstücke, Rechtssprüche, Besprechungen, eine sehr reichhaltige Rubrik ‚Neue Schriften' und aktuelle ‚Mitteilungen'.

Für den neuen — X. — Jahrg. sind u. a. eine Rundschau über Schrifttum, Rechtsprechung und Gesetzgebung auf dem Gebiete des Internationalen Privatrechts sowie eine umfangreiche Literaturübersicht über das völkerrechtliche Schrifttum in Zeitschriften vorgesehen.

Die Zeitschrift berücksichtigt (außer den deutschen) auch die zunächst Österreich-Ungarn betreffenden Völkerrechtsfragen im weitesten Umfange.

Ganz besonders erfreulich ist, daß eine Abhandlung von Knorr ‚Völkerrecht für weitere Kreise' einen Überblick über die in Nichtfachzeitschriften (Deutsche Revue, Preußische Jahrbücher, Nord und Süd, Grenzboten) erschienenen Aufsätze, die sich mit dem Völkerrecht befassen, gibt. In gleicher Weise werden wohl auch die zahlreichen Äußerungen zum Völkerrechte in den katholischen Zeitschriften eine Würdigung erfahren. Das entspricht dem Geiste dieser Zeitschrift, die — was besonders hervorgehoben sei, — offensichtlich bemüht ist, der Bedeutung der verschiedenen Weltanschauungen für das Völkerrecht gerecht zu werden [vgl. z. B. die Besprechungen von: ‚Der deutsche Krieg und der Katholizismus,' und ‚Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg'].

Wer sich mit den neuesten Fragen auf dem Gebiete des Völkerrechts beschäftigen will, tut gut daran, stets zunächst zur Zeitschrift für Völkerrecht zu greifen. Sie darf daher auf keiner größeren Bibliothek fehlen. Dann kann man leichten Herzens auf die Anschaffung mancher Gelegenheitsäußerungen zum Völkerrecht, die bald jeden Wert verloren haben, verzichten.

Privatdozent Dr. Peter Klein.

Literatur

Mit Georg Büchner, geb. 1813, gestorben 1837, verbindet die heutige Generation eine tiefe, fast unbewußte Sympathie, denn in ihm ist der Grundton des Kampfes zwischen dumpfer Müde und klarer Kraft fühlbar. Dieser Kampf zwischen der damaligen, einseitigen Weltverneinung und der Lebensbejahung ist bei Büchner gleichzustellen mit der Entwicklung von der Subjektivität zur Objektivität.

Objektivität heißt ihm nichts anderes als Realismus oder Darstellung der Wirklichkeit als Licht und Schatten. Subjektivität heißt die einseitige Weltschmerzstimmung, wie der wirklichkeitsferne Idealismus, von dem er sagt: Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben.

Diese erstrebte Objektivität beweist eine dichterische Kraft höchster Art, beweist eine Persönlichkeit, in der Mensch und Dichter von gleicher Größe waren. ‚In Büchner verband sich der Geist der Weltschmerzzeit mit dem erbarmungslos scharfen Blick des Mediziners und Naturforschers, aber seine Natur geduldete sich nicht beim Klagen wie die lyrischen Zeitgenossen . . . Das Leben mit allen Här-

ten und Grausamkeiten wurde ihm zum Ideal.'*

Dabei stand er dem Leben nie hart und grausam gegenüber. Er kämpfte darum, die Wunden, die ihm das Leben schlug, als etwas Notwendiges hinzunehmen und sie ohne Trauer zu tragen. Dies ist das Größte an Büchner, daß er seine Leiden ohne Wollust und ohne Verhärtung trug, und daß er sie überwand, ohne seine Empfänglichkeit zu ertöten. Darin gibt sich der große, moderne Dichter kund.

Wenn trotzdem ,seine Dramen der Weltschmerzzeit, wenn auch in eigener Münze, ihren Zoll entrichten', so kam es daher, weil er seine Zeit erst, wie Goethe im Werther, überwinden mußte, weil er sich von den düsteren Gefühlen, die ihm von allen Seiten zugeführt worden waren, erst befreien mußte. Sie lasteten noch zu sehr auf ihm, das Neue war ihm noch allzuwenig zum Erlebnis geworden, als daß die erstrebte Objektivität schon in seiner ersten Dichtung ,Dantons Tod' hätte wirksam werden können.

Der Gang der Befreiung, die Wandlung vom Negativen zum Positiven läßt sich in Büchners Werken klar verfolgen. Seine Entwicklung berechtigt zu der Annahme, daß er die angestrebte Objektivität hätte vollkommen erreichen, daß er vollendete Dichtungen hätte schaffen können.

In Büchners erstem Werke, ,Dantons Tod', vollzieht sich die Befreiung von der Wertherschwermut seiner Zeit. Der Schmerz über die bedrückende Vereinsamung des Ichs und die daraus folgende Müdigkeit spricht sich hier aus. Danton I. Akt: — Was weiß ich. Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe; wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab — wir sind sehr einsam.

Aus dieser Vereinsamung, aus der Unmöglichkeit, das Ich mit der Umwelt in Beziehung zu bringen, fließt Dantons Auffassung des Lebens als Theater: wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. — Doch Danton ist nicht überlegen, in seinen Worten klingt der Schmerz, die groteske Verzweiflung, das Leben nicht ernst nehmen zu können: — mute mir nur nichts Ernsthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen. Ich meine, sie müßten zu den Fenstern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müßte bersten und die Erde müßte sich wälzen vor Lachen. — Hieraus wiederum erklärt sich das Schwanken, das Proteusartige seines Wesens: Er würde sich schämen — 30 Jahre mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen. — Er hat die Revolution begonnen, weil er die Veränderung liebt, weil er: dergleichen gespreizte Katone nie ansehen konnte, ohne ihnen einen Tritt zu geben. — Als er der Revolution überdrüssig ist, rollt die begonnene Tat weiter, und da er sie aufgeben will, tötet sie ihn. Sein Gegner Robespierre, der sich an die Allgemeinheit anlehnt, der das Individuelle in sich unterdrückt, siegt über ihn, den Individualisten, der sich in seinem Pessimismus zu nichts verpflichtet fühlt, nicht einmal dazu, eine Individualität zu sein. Dantons Tragik liegt in Büchners Brief: ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unwandelbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein Ringen

* Sämtliche hier in ,' angeführten Stellen sind der Abhandlung: Georg Büchner, sein Leben und sein Schaffen von Max Zobel von Zobeltitz entnommen. Erschienen in den Bonner Forschungen, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlg., Berlin 1915.

gegen ein ehernes Gesetz; es zu erkennen das Höchste, es zu bekämpfen unmöglich. —

In diesen Sätzen liegt Büchners politische und soziale Anschauung, welche ‚die Masse und ihre natürlichsten Interessen zur Trägerin der Entwicklungstendenzen machte'. In ihnen liegt die Verzweiflung an der Individualität, aus der ‚Dantons Tod' entstand, in ihnen liegt auch die Aussöhnung, die erstrebte Objektivität, das eherne Gesetz der Wirklichkeit zu erkennen und es hinzunehmen. Kurz: Büchners gesamtes vorhergehendes wie folgendes Schaffen läßt sich darin auffinden. —

Das folgende Werk, die fragmentarische Novelle ‚Lenz' ist subjektiv wie ‚Dantons Tod'. Der Unterschied liegt darin, daß die Haltlosigkeit, das vereinsamte Ich im Danton, nun an der Natur eine Stütze findet. ‚Wie eine Saite stimmt sich die Seele des Lenz auf die Schwingungen der Landschaft... Den Zustand Lenzens könnte man eine vollkommene Einfühlung nennen, deren Erfolg die Aufhebung des Unterschiedes von Ich und Nicht-Ich bedeutet.'

Doch für Büchner selbst war diese Aufhebung des vereinsamten Ichs kein Ausweg. Er hatte seine Weltschmerzgefühle nun soweit ausgesprochen, daß er versuchen konnte, sich auf eine höhere Warte zu heben. Er wollte das Leben nicht mehr mit der grotesken Verzweiflung Dantons, er wollte es lachend als Theater betrachten und mit ihm spielen. Doch er wollte. Er war noch nicht wirklich überlegen und befreit, eine leise Anteilnahme an dem zu Überwindenden war noch immer vorhanden, er suchte erst befreit und überlegen zu sein. Daraus entstand die Ironie:

In dem Lustspiel ‚Leonce und Lena' kehrt Dantons Tatenlosigkeit und Vereinsamung wieder in der Gestalt des Leonce. Doch diesmal ist sie als etwas Komisches aufgefaßt. Robespierre kann man in Valerio wiederfinden. Diese beiden sind die Vertreter der erstrebten Objektivität. In Robespierre spricht sie sich noch kalt aus als Anerkennung des Weltlaufs, d. h. in diesem Falle des Rechtes der Masse, als Unterdrückung der Individualität. In Valerio gewinnt sie an Gefühl; er lacht über die Reflexion, gibt sich, frei von allen Zweifeln, der Wirklichkeit hin. Man merkt, Büchner steht schon bedeutend weiter auf der positiven Seite. Doch er sieht noch zurück nach der negativen, halb anteilnehmend, halb verlachend.

Das heißt, in ‚Leonce und Lena' ist Büchner in der Ironie befangen, wie in ‚Dantons Tod' in der Subjektivität. Die Ironie ist ein Mittelding zwischen Subjektivität und Objektivität. Sie muß also überwunden werden. ‚Die Liebe als Besiegerin der Ironie ist die letzte Kunde, die uns Büchners „Leonce und Lena" zu sagen hat.'

Doch Büchner hatte die Ironie in sich noch nicht überwunden. Der nächste, natürliche Schritt dazu war ihre Darstellung. Die Ironie sollte in objektiver Betrachtung aufgelöst werden, wie die Subjektivität in der ironischen Darstellung Leonces. Die angestrebte, völlige Freiheit spricht aus den Worten Büchners, daß er eben sich einige Menschen auf dem Papier totschlagen oder verheiraten lasse. Das klingt sehr überlegen, ist jedoch mit seinem tiefsten Tone noch in der Ironie befangen. So war der Held des folgenden Werkes, ‚das Büchner von allen seinen Schöpfungen am meisten schätzte, ein wahrer Held der Ironie, Pietro Aretino. Es ist nicht erhalten, aber der Name sei uns Zeuge für das, was uns der Inhalt nicht sagen kann'. Die Darstellung war jedenfalls objektiv. Die Ironie wurde darin überwunden.

So zeigt der ‚Wozzek', das letzte, vollkommenste Werk, den Dichter frei von der Ironie und der Subjektivität.

Im ‚Wozzek' finde ich die Gegensätze: Danton—Robespierre, Leonce—

Valerio wieder. Wozzek ist der Grübler, der jedoch das Leben ernst nimmt. Der Tambourmajor ist der Typus des fest im Leben stehenden Menschen, der ohne metaphysische Gedanken genießt. Allgemein gesprochen vertritt Wozzek wie Danton und Leonce die negative Seite des Lebens, doch ist er nun nicht mehr der subjektiv gesehene Proteus, der mehr an der eigenen Haltlosigkeit als an seinem Gegner zugrunde geht, Wozzek ist vielmehr zum Typus des für das Beste, für die Liebe leidenden und kämpfenden Menschen geworden. Die leidende Ernstnahme dieses Kampfes reibt ihn auf, so daß er dem Tambourmajor, dem Vertreter der durch Gedankenlosigkeit ungebrochenen Kraft, unterliegt. (Kampfszene im Wirtshaus. Kampf um das Weib.) Wozzek ist also ein echt romantischer Charakter, er ist der höherwertige Mensch, der an der Beschränkung aller menschlichen Kraft zugrunde geht. Das Drama kann also nicht die bürgerliche Tragödie der Armut genannt werden, denn Wozzeks Armut ist von höherer, allgemeinmenschlicher Art. Faßt man Wozzek als Vertreter der bürgerlichen Armut, so wird man in ihm nie den Typus finden, denn er ist für keine einzelne Volksschicht typisch. Wird Wozzek dagegen als der Mensch mit höheren Bedürfnissen gefaßt, so können die Folgen, die sich bei ihm äußern, gegen den Weltlauf geltend gemacht werden, denn er zerbricht an den Grenzen der menschlichen Natur. Diese Grenzen aufzuweisen, ist die Aufgabe des Tambourmajors. So klingt in dieser Gegenüberstellung die romantische Idee an von der ungebrochenen Kraft der Beschränkung bei den Griechen und der Zwiespältigkeit aller Modernen, die erst in kommenden Zeiten zu neuer Harmonie führen kann. In diesem Gedanken liegt noch ein Rest von Büchners sentimentaler Subjektivität. Auch die Behandlung des Tambourmajors, also der positiven Seite, ist noch nicht genügend erlebt, noch nicht gerecht genug. Ferner mag Büchner an der negativen Seite noch etwas zu stark beteiligt gewesen sein. Aber was will all dies sagen gegen die befreiende Objektivität des Ganzen: wie im Leben steht die gedankenloseste Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit neben dem harten Ringen, die Treue neben dem Treubruch, daneben die Reue und der unschuldige Kindertanz; die tiefe Ahnung und die Furcht vor dem Schicksal neben der Betäubung durch einfältiges Gesinge. Diese Buntheit hebt über Schmerz und Scherz hinaus. Die Subjektivitäten im einzelnen wirken dabei vielleicht förderlich, denn sie machen das Erlebnis um so tiefer und sympathischer und die Befreiung um so wunderbarer. Durch das ganze Drama geht das tiefste Miterleben und Mitleiden eines menschlich-großen Dichters, der nach Überwindung strebt und sie in dem Gedanken findet, daß das Leben Spiel sei. In der Kinderszene zittert noch die leiseste Trauer mit, es ist in der Tiefe noch ein Schwingen unerlöster Tragik. Büchner will sich frei über das Geschick stellen, doch in ihm ist noch nicht die abgeklärte Ruhe. Ein leicht-wehmütiges Lächeln ist um seine Lippen. Dann unterdrückt er es, untersagt sich die letzte persönliche Anteilnahme und gibt sich in der letzten Szene des Fragments (Seziersaal) allzu hart und unberührt. Doch diese noch mit den feinsten Tönen an die Persönlichkeit gebundene Objektivität ist genügend vollendet, um uns vollkommen zu befreien. Ihre endliche Wirkung ist vielleicht höher als die der shakespeareschen Objektivität. Bei beiden geht das Leben nach der Katastrophe weiter, doch während es bei Shakespeare dadurch geschieht, daß bisher weniger bedeutende Personen die Leitung übernehmen und damit den Einzelfall von der Tragik befreien, wird im Wozzek die Unberührbarkeit und stete Fortdauer des Lebens als Ganzes fühlbar gemacht. Während bei Shakespeare das regelmäßige Emportauchen der neuen Führer verhältnismäßig kalt läßt und

gewissermaßen technisch zu verstehen und auszurechnen ist, bleibt Büchner bis zuletzt rein dichterisch, rein gestaltend. Sein objektiver Schluß ist erlebt und errungen und wird daher ebenso stark wie die Tragik empfunden, das heißt, der Zuschauer wird ebenso tief befreit, als er erschüttert wurde.*

Es scheint mir also ungerecht, von Büchner zu sagen: ‚Es ist ihm die objektive Tragödie im Sinne Shakespeares nicht gelungen.' Dieser Vorwurf beruht auf einer Verkennung der Objektivität des Tragikers Shakespeare. Sie wird oft dargestellt, als sei sie gleichbedeutend mit Kälte und Teilnahmlosigkeit, als hätte Shakespeare, unberührt von subjektiven, also einseitigen Empfindungen die Geschehnisse dargestellt, als hätte er sich mit jedem Charakter mit gleicher Liebe identifiziert und keine Vorliebe gekannt. Dies mag für die letzten, nicht-tragischen Werke und für die Schauspiele und Lustspiele zutreffen, in den großen Tragödien wie König Lear, Macbeth, Hamlet, Coriolan ging Shakespeare ebenso wie Büchner von der Sympathie für den Helden und sein Schicksal aus. — Von dem sehr subjektiven ‚Timon von Athen' ganz zu schweigen. — Diese tiefe Anteilnahme, verbunden mit genügender Freiheit, die Kehrseite zu sehen und zu gestalten, macht das Wesen aller modernen, objektiven Tragiker aus, so Shakespeares wie Büchners. Shakespeares Objektivität mag im Grad um so viel höher sein, als der Mann ruhiger ist als der Jüngling, im wesentlichen aber steht Büchner nicht unter ihm. Sein dichterisches Genie, wie es sich im Wozzek offenbart, war von der höchsten Art.

Friedrich Märker.

* Eine hervorragende Darstellung des ‚Wozzek' brachte die vorjährige Erstaufführung im Münchener Hoftheater. Die Spielleitung (Herr Dr. Wolf) vermied alles Laute und stellte das ganze Werk in eine bedeutungsvolle Ruhe und hob es damit über alle gemeine Wirklichkeit. —

Kriegsschundliteratur und Kriegsschundfilme. In den letzten Jahren vor dem Weltkriege hatten Pädagogen und Kriminalisten einen eifrigen Kampf gegen die Schundliteratur und gegen die Schundfilme geführt, weil sie erkannt hatten, daß es im Interesse der heranwachsenden Jugend unbedingt geboten sei, diese erziehungswidrigen Einflüsse wirksam zu bekämpfen und nach Möglichkeit auszuschalten. Man hatte allmählich auch allgemein erkannt, daß hier Aufklärung allein und sogenannte positive Maßnahmen durch Besorgung billigen und doch guten Lesestoffs und dergleichen nicht ausreichend seien, um des Übels Herr zu werden, daß diese positiven Maßnahmen vielmehr ergänzt oder eigentlich erst ermöglicht werden müßten durch sogenannte negative Maßnahmen, durch polizeiliches Einschreiten jedenfalls gegen die schlimmsten Auswüchse der Schundliteratur und der Schundfilme.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die negativen Maßnahmen eine recht positive Bedeutung haben, da es mit ihrer Hilfe wesentlich schon gelungen war, wenigstens die schlimmeren sexuellen, kriminellen, verrohenden Schundfilme von allen öffentlichen Lichtspielvorführungen fernzuhalten, von den Jugendvorführungen auch die lediglich der jugendlichen Phantasie gefährlichen, und da wir auf dem Wege waren, die Filmzensur immer mehr zu vereinheitlichen, sodaß die Vorkämpfer für eine Reichsfilmzensur ihr Ziel in immer größere Nähe gerückt sahen.

Daß gegen die Schundliteratur gleichbedeutende Erfolge nicht erzielt werden konnten, lag nicht an den Verwaltungsbehörden, sondern an den gesetzlichen Bestimmungen, deren allgemeine Fassung es verschuldete, daß die Einschränkungen, die richterlichem und polizeilichem Eingreifen gegen Preßerzeugnisse gezogen sind, sich auch auf solche gemeine Schundliteratur erstreckten, auf die Schundliteratur, die das Gegenteil von Literatur darstellt. So groß auch in manchen Kreisen der Wider-

stand gegen jegliche Einschränkung der Preßfreiheit ist, so war es doch unmittelbar vor dem Kriege der Regierung gelungen, dem Reichstage in der Form einer Novelle zu der Reichsgewerbeordnung einen Gesetzentwurf vorzulegen, dessen Bestimmungen geeignet gewesen wären, zum mindesten bessere gesetzliche Handhaben zum Einschreiten gegen die schlimmste Schundliteratur zu schaffen. Leider hat der Krieg das Zustandekommen des geplanten Gesetzes verhindert.

Es ist aber erfreulicherweise mit Sicherheit anzunehmen, daß nach glücklicher Beendigung des Weltkrieges diese wie manch' andere Kulturaufgabe mit doppeltem Eifer wieder in Angriff genommen wird. Denn gerade die betrüblichen Erfahrungen der Kriegszeit müssen auch denjenigen, die bisher noch abseits standen, die Augen geöffnet haben, sie müssen jedem, der sehen will, gezeigt haben, wie töricht und weltfremd es wäre, nach wie vor auf den guten Geschmack des Publikums, auf die Sorgsamkeit der Eltern sich zu verlassen und bis zu einem gewissen Grade sogar mit dem Anstand jener Schundliteratur- und Schundfilmfabrikanten zu rechnen!

Wie unendlich töricht ist es doch, von Leuten, denen die Herstellung und der Vertrieb von Schundliteratur oder Schundfilmen ein meistens recht einträgliches Geschäft ist, Geschäft, nichts weiter als Geschäft, zu erwarten, daß sie aus irgendwelchen ethischen oder pädagogischen oder vaterländischen Rücksichten sich freiwillig irgendwelche Fesseln bei der Ausübung ihres erlaubten Gewerbes auferlegten! Wie wenig kennt man aber auch die meisten Eltern, wenn man meint, sie seien sich durchweg ihrer Erzieheraufgabe bewußt, sie seien auch imstande, die einwandfreie Literatur von der Schundliteratur zu scheiden, sie wüßten selbst zu beurteilen, welche Filme sich zur Vorführung vor ihren Kindern nicht eignen und würden ihre Ansicht dem Lichtspielbesitzer schon kundgeben! Wie wenig kennt man schließlich auch unsere Jugend, wenn man meint, sie werde willig den Ermahnungen der Lehrer und der Eltern folgen und sittsam nur noch die ihnen empfohlenen Jugendschriften lesen, nur noch die einwandfreien Jugendvorstellungen in den Lichtspielhäusern besuchen! Wer so denkt, der hat offenbar schon völlig vergessen, daß er in seiner eigenen Jugend heimlich mit heißen Wangen Indianerschmöker, Seeräubergeschichten, Räuberromane verschlungen hat.

Nun liegt ja ein Einwurf nahe: Auch in unserer Jugend gab es Schundliteratur, und derjenige unter uns, der nicht wenigstens in gewissen Jahren mit Vorliebe gerade auch Schundliteratur gelesen habe, müsse ein seltener Musterknabe gewesen sein, und doch seien auch wir noch zu leidlich brauchbaren Staatsbürgern herangewachsen. Man solle deshalb getrost auf den gesunden Kern der Jugend vertrauen, die von selbst über die Schundliteratur und die Schundfilme hinauswachsen werde.

Dieser Einwand hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, aber auch nur auf den ersten Blick! Zunächst mag ganz dahingestellt bleiben, ob nicht auch von unseren Jugendgenossen eine ganze Reihe mehr oder minder sichtbar durch den Einfluß der Schundliteratur für immer Schaden an Leib und Seele genommen hat.

Dagegen muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß der erziehungswidrige Einfluß, der unsere eigene Entwicklung infolge unserer Schundlektüre bedroht hat, kaum zu beachten ist im Verhältnis zu den auf das äußerste gesteigerten Dosen von Schundliteratur krassester Art und schlimmsten Schundfilmen, die unsere heutige Jugend zu vergiften drohen!

Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß zu unserer Zeit die Technik der Schundliteraturschmierer noch nicht so hoch entwickelt war wie heute, daß noch nicht so raffinierte Mittel zur Anwendung kamen, um eine Sensation auf die

andere zu häufen, um den jugendlichen Leser von der einen stark gefühlsbetonten Stimmung in die andere fortzureißen. Die Indianerschmöker, Seeräubergeschichten und dergleichen, in denen wir in goldener Jugendzeit schwelgten, waren harmlos gegen die moderne Nic Carter-Literatur und gegen die pikanten Schmutzgeschichten, die man heute den Kindern und der reiferen Jugend vorzusetzen wagt.

Für uns war außerdem die Lektüre der bunten Hefte, auch wenn wir noch so große Leseratten waren, doch immer nur eine Episode im kindlichen Spiel und eine Episode in unserer Entwicklung. In der Neuzeit aber versteht es die Schundliteraturindustrie meisterhaft, durch eine ungeheure Massenproduktion, durch eine alles durchdringende Reklame, durch raffinierte Wahl der Titel und fein berechnete Ausstattung alle Altersklassen der Jugend, von der Zeit an, wo der Dreikäsehoch kaum lesen kann, bis zu den Zeiten, wo der Halbwüchsige sich schon eine „Braut" anschafft, in ihren Bann zu ziehen. Wenn man sieht, mit welcher Begier und mit welcher Ungeniertheit jüngere und ältere Jugendliche beiderlei Geschlechts selbst auf der Straße, in den Eisenbahnen, in Straßenbahnen sich dem Genuß von Schundliteratur hingeben, dann kann man nicht zweifelhaft darüber sein, daß die Schundliteratur — auch von ihrem krasseren Inhalt ganz abgesehen — schon um deswillen das jugendliche Seelenleben mit einer ganz anderen Intensität beeinflussen muß.

Dazu kommt noch, daß unsere Jugend auch noch durch andere Faktoren in der gleichen Richtung ungünstig beeinflußt, daß ihre Phantasie auch nach anderer Richtung hin übermäßig erregt wird. Zu unserer Zeit gab es noch keine Lichtspielhäuser. Wenn man die ‚Kinoseuche' der heutigen Jugend schildern wollte, so hieße das Eulen nach Athen zu tragen! Durch zahlreiche Untersuchungen von Psychologen, Psychiatern, Pädagogen und Kriminalisten ist auch in einwandfreier Weise unwiderleglich dargetan worden, daß gerade die Schilderung im lebenden Bild in ganz besonderem Maße geeignet ist, aufregend auf die Kinder zu wirken und sie nachhaltig zu beeinflussen. Durch dieses Zusammenwirken der Erregungen durch Schundliteratur und durch die Schundfilme wird die Wirkung der erziehungswidrigen Einflüsse natürlich maßlos gesteigert.

Es hat deshalb durchaus seine Berechtigung, wenn man gerade in den letzten Jahren auf den verderblichen Einfluß dieser erziehungswidrigen Einwirkungen mit ganz besonderem Nachdruck hingewiesen hat!

Dazu kommt die weitere Erwägung, daß uns von der Schundliteratur und den Schundfilmen nach dem Kriege noch größere Gefahr drohen wird.

Die Begründung liegt nahe.

Wenn man die zahlreichen Schilderungen liest, die in Zeitschriften für Jugendfürsorge, für Kinderpsychologie und dergleichen über den Einfluß des Krieges auf das kindliche Seelenleben veröffentlicht worden sind, wenn man damit die Mitteilungen vergleicht, die uns über die eigenartige Gestaltung der Kriegskriminalität der Jugendlichen von Jugendrichtern und erfahrenen Polizeibeamten gemacht worden sind, so wird man die eigentlich ja auch nur selbstverständliche Tatsache bestätigt finden, daß der Krieg in ungeheurem Maße auch das kindliche Seelenleben gefangen genommen hat, daß die Phantasie unserer Jugend durch die kriegerischen Ereignisse an sich schon in mitunter recht bedenklicher Weise überreizt worden ist.

Verstärkt wird diese, wenn sie bis zu einer gewissen Grenze geht, erfreuliche, soweit sie diese Grenzen aber überschreitet — und das scheint schon in recht weitem Umfange geschehen zu sein — sehr bedauerliche und ungemein gefährliche Überreizung der jugendlichen Phantasie durch die Geschehnisse des Weltkrieges wesent-

lich noch durch die Art der Verwertung der kriegerischen Sensationen durch die Kriegsschundliteratur und die Kriegsschundfilme. Diese unterscheiden sich von den Nic Cartergeschichten und den kriminellen Schundfilmen lediglich dadurch, daß das Stoffgebiet ein anderes ist und dem ganzen ein patriotisches Mäntelchen umgehängt wird, sind aber ihrem inneren Werte nach vollkommen den sonstigen Erzeugnissen der Schundliteratur und der Schundfilmfabrikation gleich, erscheinen auch meistens bei denselben Verlegern und bei denselben Filmfabrikanten, die dem Kenner schon seit Jahren als eifrigste Förderer des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild nur gar zu bekannt sind!

Durch die nunmehr schon bald zwei Jahre währende übermäßige Erregung durch die Kriegsereignisse, die durch Kriegsschundliteratur und Kriegsschundfilme noch besonders wirkungsvoll gemacht worden sind, ist die heutige Jugend sowieso schon fast durchweg geradezu in ständiger fieberhafter Erregung, ihre Phantasie ist fast schon krankhaft überreizt, die Eindrücke haben so lange Zeit und so intensiv eingewirkt, daß mit einem plötzlichen Verblassen nicht zu rechnen ist. Wenn überhaupt, so kann die Erregung der jugendlichen Phantasie nur ganz allmählich abklingen. Auch wenn der Krieg schon längst beendet sein wird, wird die Nachwirkung der übermäßigen Erregung der kindlichen Psyche noch lange zu spüren sein.

Diese phantastische Neigung, die heute unserer Jugend eigen ist, macht sie natürlich mehr noch als vordem für alles zugänglich, was dieser Neigung entgegenkommt, also vor allem für Schundliteratur und Schundfilme; sie verstärkt aber auch die üble Einwirkung dieser erziehungswidrigen Einflüsse und erhöht die von ihnen für die Entwicklung des einzelnen, aber auch für die ganze Gesellschaft, drohenden Gefahren.

Heute ist es auch dem Kurzsichtigsten nicht mehr möglich, zu verkennen, daß es sich bei der Bekämpfung von Schundliteratur und Schundfilmen um eine der ernstesten und dringendsten Aufgaben handelt, die im Interesse einer gesunden Entwicklung unserer Jugend und damit unseres ganzen Volkes tatkräftig in Angriff genommen werden und, ohne auf die aus durchsichtigen Motiven erfolgenden Widersprüche interessierter Kreise zu achten, unentwegt durchgeführt werden muß!

Es ist sehr erfreulich, daß auch nach dieser Richtung hin während des Krieges mehrere Stellvertretende Generalkommandos den Jugendschutz durch entsprechende Erlasse energisch in Angriff genommen haben. Wir müssen den militärischen Behörden dankbar dafür sein, daß sie uns den Weg gewiesen haben, den wir nach dem Friedensschluß ungesäumt einschlagen müssen, wenn anders wir nicht dulden wollen, daß unsere Jugend den auf sie einstürmenden erziehungswidrigen Einflüssen zum Opfer fällt. Es gilt, den gemeinen Gelüsten und der Profitgier der Schundliteraturfabrikanten und der Schundfilmfabrikanten sowie ihrer sauberen Helfershelfer einen Riegel vorzuschieben, der es ihnen unmöglich macht, alles das umzureißen, was in mühsamer Volkserziehung von Tausenden und Abertausenden stillen und bescheidenen Männern und Frauen jahraus, jahrein geleistet wird!

Die zweckmäßigste Form, in der diese negativen Maßnahmen, die aber eine recht positive Wirkung haben, zu verwirklichen sind, kann bei dieser Gelegenheit unerörtert bleiben. Nur soviel mag angedeutet werden, daß meiner festen Überzeugung nach wirklich Ersprießliches nur bei möglichster Zentralisierung und Vereinheitlichung erreicht werden kann. Vielleicht ist es das beste, ein großzügiges Reichsjugendgesetz zu schaffen, in welchem alle Maßnahmen zusammenzufassen sind, welche im Interesse einer gesunden Volkserziehung nach der negativen und nach

der positiven Seite hin zu treffen sind. Doch darüber läßt sich verhandeln, wenn es an die Verwirklichung dieser Ideen geht.

Die Hauptsache ist, daß der Gedanke der unbedingten Notwendigkeit der wirksamen Bekämpfung von Schundliteratur und Schundfilmen nicht wieder von der Bildfläche verschwindet und sobald als möglich nach Friedensschluß verwirklicht wird!

Wenn nicht alles täuscht, wird gerade das in der Kriegszeit besonders abstoßend wirkende und auch besonders gemeingefährliche Treiben der Fabrikanten von Schundliteratur und Schundfilmen den endgültigen entscheidenden Anstoß geben zu umfangreichen durchgreifenden staatlichen Abwehrmaßnahmen gegen diese Vergiftung der Jugend. Dann hätten wir wieder ein Beispiel für das Walten jener Kraft, die nur das Böse will und doch das Gute schafft!

Amtsrichter Dr. Albert Hellwig, z. Z. i. F.

Die Organisation der literarischen Liebesgaben war im Märzheft des Hochland der Gegenstand einer kleinen Besprechung all dessen, was auf diesem Gebiete für unsere Feldgrauen geleistet wurde; Zuschriften an die Redaktion sind nun die Veranlassung, daß dieses Thema nochmals kurz zur Erörterung kommen soll.

Die Grundlagen zu dem Artikel wurden dem Verfasser zur Verfügung gestellt: daraus konnte mit Klarheit nur das in dem Artikel Aufgestellte ersehen werden. Wenn demnach den Leistungen des Borromäusvereins nicht die entsprechende Würdigung zuteil geworden ist, so liegt die Schuld keineswegs am Verfasser, sondern am mangelhaften Ausbau des Jahresberichts; wem hieran die Schuld zuzumessen ist für das anscheinend lockere Zusammenarbeiten der katholischen Vereinigungen, entzieht sich der diesseitigen Kenntnis. Wenn anerkennenswerte Leistungen vorliegen, so ist der Verfasser der letzte, der diese verschweigen wollte: es ist ein hocherfreuliches Bild, das die Kriegsarbeit des Borromäusvereins bietet, und wir haben allen Grund, die mitgeteilten Zahlen mit freudiger Genugtuung uns vor Augen zu halten. Bis zum 1. April brachte der Borromäusverein, dem der Verfasser als Gründer der Verwundeten-Bücherei München für seine wirksame Unterstützung mit Büchern ebenfalls zu Dank verpflichtet ist, insgesamt 4 633 160 Schriften, darunter 787 490 Bücher, zum Versand, die sich auf die verschiedenen Gebiete mit 638 541 Schriften an Lazarette, 3 856 097 Schriften an die Front, 138 522 Schriften in die Gefangenenlager verteilen. Daß aber die im gleichen Sinn arbeitende Organisation des bayerischen Preßvereins auch voll und ganz ihren Mann gestellt hat, zeigt mit wünschenswerter Deutlichkeit der Jahresbericht des genannten Vereins für 1915, aus dem nur kurz die folgenden Zahlen angeführt sein sollen: Insgesamt hat der katholische Preßverein für Bayern im Jahre 1915 an die Front und in 594 Lazarette schenkungsweise zum Versand gebracht: 125 453 Bücher, 938 940 Broschüren, Kalender und Feldbriefe, 2 322 511 Zeitungen und Zeitschriften, in Summa 3 386 904 Schriften. In diese segensreiche Tätigkeit teilt sich die Zentralstelle und die angeschlossenen Ortsvereine. Nicht in Anschlag gebracht werden kann die Tätigkeit der vom katholischen Preßverein eingerichteten Volksbibliotheken, die von den Verwundeten und Genesenden sehr gern in Anspruch genommen werden.

Neben diesen Liebesgaben durchs geschriebene Wort hat sich der kath. Preßverein aber auch noch durch seine sehr beachtenswerte Einrichtung der Volksbildungsabende und Lichtbildervorträge sehr erfolgreich betätigt, um so mehr, als er durch sinngemäße Anpassung an die Kriegsverhältnisse den überwiegenden

Teil dieser Veranstaltungen für die Opfer des Krieges in zahlreichen Lazaretten zur Durchführung brachte.

Diese Leistungen des Preßvereins sind um so anerkennenswerter, als es ja ein offenes Geheimnis ist, daß diese Riesenarbeit von einem sehr kleinen Kreis opferwilliger und tatkräftiger Mitarbeiter geleistet wird.

Ein Vergleich der Leistungen des Borromäusvereins mit der des katholischen Preßvereins an Hand des vorgelegten Zahlenmaterials zeigt wohl zur Genüge, daß von beiden Stellen das Erreichbare geleistet wurde, um die Verwundeten mit Lesestoff unserer Richtung weitestgehend zu versehen. Der Verfasser sieht sich jedoch trotz all dieser Zahlen noch nicht veranlaßt, das ausgesprochene Bedauern über zu geringe Berücksichtigung der katholischen Schriftsteller zu widerrufen, da aus den angeführten Zahlen sich nicht ersehen läßt, welcher Art die zum Versand gebrachte Literatur gewesen ist: der Grund dafür liegt darin, daß der Begriff Literatur gar nicht genügend geklärt ist und ein sehr großer, wenn nicht der größte Teil des verschickten Lesestoffs mehr der apologetischen und nicht der belletristischen Richtung der katholischen Literatur angehört. Was unbedingt nottut, ist die möglichst weite Verbreitung der bedeutenden katholischen Schriftsteller, und diese muß mit allen Mitteln gefördert werden.

Dr. Georg Panzer.

Musik

Kriegerisches aus E. Th. A. Hoffmanns Tagebüchern. Das gesteigerte Interesse unserer Zeit für die genial eigenartige Erscheinung des romantischen Dichtermusikers Hoffmann hat zu einer Reihe neuer Quellenpublikationen aus seinen Lebens- und Schaffenskreisen geführt, zu denen nunmehr auch des Künstlers Tagebücher kommen, die der bekannte Hoffmannforscher Hans v. Müller soeben in neuer sorgfältiger Ausgabe im Berliner Verlag Gebrüder Paetel vorlegt. Es handelt sich dabei nur um eine Sammlung kurzer aphoristischer Notizen, denen aber trotzdem große quellenmäßige Bedeutung zukommt, weil sie unmittelbar aus der wahren Augenblicksstimmung schöpfen, im Gegensatz z. B. zu Hoffmanns Briefen, bei denen Rücksichten auf die Adressaten, auf persönliche Vorteile usw. gar oft zu Trübungen und Verschleierungen und wohl auch gänzlichen Entstellungen des Tatbestandes führen. Diese Tagebuchaufzeichnungen beginnen im Winterhalbjahr 1803/04, wo Hoffmann noch als preußischer Richter in Plock wirkte, umfassen dann die Jahre der freien Künstlerlaufbahn in Bamberg, Dresden und Leipzig und schließen mit dem Jahre 1815, da der bisherige Musikdirektor enttäuscht in den Staatsdienst zurückkehrte und nur noch im ‚Nebenamt‘ als Komponist und fleißiger Novellist den verblaßten Kunstidealen huldigte. Eine Fülle von tiefgreifenden Eindrücken und Erlebnissen stürmt in diesen gedrängten Notizen vorüber, Einblicke erschließen sich in die tiefsten Geheimnisse einer ringenden Künstler- und Menschenseele, aber auch die großen politischen Ereignisse der napoleonischen Zeit werfen ihre Schatten drohend herein. So erlebte Hoffmann vom April bis zum November 1813 in Sachsen, das Napoleon zur Operationsbasis gegen die ihn bekämpfenden Preußen, Russen und Österreicher gewählt hatte, alle Schrecken des Krieges. Bekanntlich haben diese Erlebnisse auch in seinen dichterischen Arbeiten — man denke z. B. an den berühmten Dialog ‚Der Dichter und der Komponist‘ oder an das kleine Phantasiestück ‚Erscheinungen‘ — Echo gefunden; desgleichen spiegeln die Briefe aus dieser Zeit sie wider, und in seinem für die Bamberger Freunde bestimmten novellistischen Schreiben hat Hoffmann sogar eine Sonderdarstellung seiner Eindrücke aus diesen stürmischen Tagen ge-

geben, die unter dem Titel ‚Dresdner Memoiren' schon durch den Hoffmannforscher Hitzig bekannt wurden, und von Müller textkritisch revidiert als Anhang der Tagebücher wiedergegeben werden. Wertvoller aber noch als diese mit schriftstellerischen Ambitionen gestaltete Kriegsschilderung sind die schmucklosen Kriegsnotizen in den Tagebüchern selbst, und wir glauben das Interesse unserer Leser nicht sicherer auf Müllers neues Hoffmannsbuch hinlenken zu können, als durch einige Stichproben von dieser besonders ‚zeitgemäß' erscheinenden Seite ihres Inhalts.

Das Reizvolle und Merkwürdige der Hoffmannschen Mitteilungen liegt in der Art, wie sich in ihnen das Außerordentliche mit dem Alltäglichen mischt, demzufolge sie Hoffmann auch unter den abenteuerlichsten Verhältnissen stets im Dienste seines künstlerischen Berufes als Dichter und Musiker zeigen. Am 21. April 1813 morgens 6 Uhr reiste der Künstler von Bamberg ab, um in Dresden die Musikdirektorstelle bei der Secondaschen Operngesellschaft zu übernehmen. Als er dort ankam, war Seconda aber der Kriegsunruhen halber noch in Leipzig. Trotz großer Sorgen ergab sich Hoffmann sogleich den künstlerischen Genüssen der Residenz: das Tagebuch meldet von schönen Kirchenmusikaufführungen, Opernproben usw., plötzlich heißt es aber am 3. Mai: ‚Von hier an beginnen die Tage der höchsten Unruhe.' Am 8. Mai, unmittelbar nach dem Vermerk über eine Probe zu Spontinis ‚Cortez', setzt dann die Kriegsschilderung mit voller Lebhaftigkeit ein: ‚Höchst unruhige Nacht — Kosaken — eine Menge Artillerie zog eilig durch — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke sowie die beiden Schiffbrücken — brennende Kähne kamen den Strom herab, mit einemmal der größte Tumult — Kanonendonner ganz in der Nähe — Franzosen rückten ein — um 5 Uhr nachmittag der Kaiser (Napoleon). Während der ganzen Zeit beständiges Schießen hinüber und herüber usw.' Ähnliche Einträge bringen die nächsten Tagebuchblätter, dazwischen heißt es gelegentlich: ‚Große Not — kein Fleisch, kein Brot — ängstliche Zeit — alles ist voller Erwartung.' Und: ‚Von allen Seiten Jammergeschrei und Elend — Mangel an Brot.' Seltsam naiv nimmt sich unter solchen Verhältnissen Hoffmanns Bemerkung aus: ‚Leider bin ich immer noch nicht imstande, etwas Zusammenhängendes zu arbeiten'; übrigens hat er doch in diesen Tagen Besprechungen von Braunschen und Wilmsschen Symphonien für die ‚Allgemeine musikalische Zeitung' verfaßt und auch den später berühmt gewordenen Aufsatz über die Beethovensche C-Dur-Messe begonnen. Auch wird eine Aufführung von Spontinis ‚Vestalin' mit ziemlich abfälliger Kritik registriert. Am 20. Mai ließ sich endlich Hoffmanns Abreise nach Leipzig ermöglichen, wo er nach Überstehung eines Reiseunfalls, der ihm und seiner Frau fast das Leben gekostet hätte, drei Tage später eintraf und sofort seine künstlerische Tätigkeit als Operndirigent bei Seconda übernahm. Leider gingen, wie das Tagebuch ersehen läßt, die Geschäfte so schlecht, daß Seconda sich beinahe genötigt gesehen hätte, seine Gesellschaft überhaupt wieder aufzulösen, wenn ihm nicht unerwartet die erfreuliche Einladung zugekommen wäre, in Dresden am dortigen Hoftheater zu spielen. Hoffmann vermerkt diese Tatsache am 11. Juni; zehn Tage später heißt es inmitten der Theaternotizen: ‚Leipzig ist durch öffentlichen Anschlag in Belagerungszustand erklärt; allgemeine Bestürzung.' Am 24. Juni reiste Hoffmann mit Secondas Truppe nach Dresden zurück, wo er neben der Fortsetzung seiner Theatertätigkeit trotz der Unruhe der Zeiten die Komposition seines berühmtesten Tonwerkes, der Oper ‚Undine', begann (am 1. Juli). Zunächst scheint es in Dresden ganz ruhig gewesen zu sein; am 29. Juli spricht das Tage-

buch sogar von Friedensgerüchten. Aber die bittere Enttäuschung blieb nicht aus. ‚Der Kaiser ist fort mit den Garden, man sieht der Schlacht entgegen', heißt es am 15. August, und die folgenden Tagebuchblätter melden von wachsender Unruhe: ‚Verwundete kommen blutig zurück . . . Abends vor dem Seetor ganz naher Kanonendonner' (23. August). ‚Nichts aus der Probe geworden der Unruhe wegen ... Die Russen stehen eine halbe Stunde von hier; abends wurde Viktoria geschossen des Sieges bei Loewenberg wegen.' Wenige Tage später brach dann das Schlachtengewitter mit aller Macht los. Die feindliche Hauptarmee bedrohte Dresden, wurde aber von Napoleon in der großen Dresdener Schlacht am 26. und 27. August geschlagen. Darauf bezieht sich Hoffmanns Tagebucheintrag vom 26. August: ‚Einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. — Schon früh $7^1/_2$ Uhr sah ich vom Boden des Nebenhauses, daß die Russen in Kolonnen anrückten, um 11 Uhr kam der Kaiser Napoleon mit einem Teil der Garden — ich sah ihn lange an der Elbbrücke, umgeben von seinen Marschällen, halten, wie er Befehle austeilte . . . Zwischen 4 und 5 Uhr griffen die Russen und Österreicher die Stadt auf allen Seiten an, und ich sah vom Boden die fürchterliche Kanonade, Schlag auf Schlag. — Eben, als ich zu Hause gehen wollte, sauste eine Granate über meinem Kopfe durch die Luft und fiel zehn Schritte von mir nieder zwischen Pulverwagen! — eine zweite schlug in das Dach des gegenüberstehenden Hauses. — Alle Einwohner des Hauses versammelten sich auf der Treppe des zweiten Stocks, und jeden Augenblick hörten wir Granaten springen. — Die Kanonade dauerte fort, bis es ganz finster war, und nun sahen wir an dem feuerroten Himmel, daß überall Feuer sein müßte. Die Russen haben sich wahrscheinlich zurückgezogen, und man sieht einer Schlacht entgegen.' Am nächsten Tage kam die ‚Nachricht, daß die Russen und Österreicher fünf Stunden zurückgedrängt wären'. Langsam entfernte sich der Kampflärm. Am 29. August besuchte Hoffmann das Schlachtfeld. ‚Scheußlicher Anblick,' vermerkt das Tagebuch, ‚Leichen mit zerschmetterten Köpfen und Leibern. — Ein Russe war nicht schwer verwundet und rauchte sein Pfeifchen, auf dem Boden liegend — wir gaben ihm Schnaps und Brot, und er war ganz zufrieden.' Napoleon blieb die nächsten Tage in Dresden, und Hoffmann hatte wiederholt Gelegenheit, ihn zu beobachten. ‚Dem Kaiser begegnet', notiert er z. B. am 30. August, ‚mit einem furchtbaren Tyrannenblick. „Voyons", brüllte er mit einer Löwenstimme dem Adjutanten zu.' Trotz der schwülen Stimmung wurde der Theaterbetrieb wieder aufgenommen. Allmählich verbreiteten sich auch Gerüchte von französischen Niederlagen, und am 25. September vermerkt das Tagebuch: ‚Die Franzosen retirieren in Eil' über die Brücken aus der Neustadt herüber. — Der Kaiser ist von den Russen und Preußen geschlagen und befindet sich hier... Man sagt, die Franzosen räumen das rechte Elbufer.' Die Siege der Verbündeten über Napoleons Unterfeldherren bei Kulm und bei Dennewitz, sowie die Zusammenziehung ihrer Heere im Rücken Napoleons nötigten diesen in der Tat, Dresden aufzugeben und sich nach Leipzig zurückzuziehen. Am 8. Oktober meldet Hoffmanns Tagebuch dann nochmals ein ‚starkes Gefecht zwischen Franzosen und Russen dicht vor dem Tor' . . ‚Ich sah die Blitze der Kanonen und Gewehrfeuer'; auch am 11. wird von einer Kanonade Notiz genommen: ‚Ich sah, wie die Franzosen von den Bergen heruntergetrieben wurden und ihre Baracken ansteckten, welches ein gräßlich schönes Schauspiel gab. Die Franzosen retirierten bis in das Dorf Reknitz und wurden von den Russen und Preußen lebhaft verfolgt . . .' Mitten unter diesen Eindrücken beendete Hoffmann am 9. Ok-

tober den Aufsatz ‚Der Dichter und der Komponist', dessen kriegerische Umrahmung sich somit sehr natürlich erklärt. Übrigens liefen damals bereits Gerüchte von einem entscheidenden Kampfe bei Leipzig um. ‚Höchst zweideutige Nachrichten von Leipzig,' schreibt Hoffmann am 16. Oktober; ‚die Alliierten sollen geschlagen und der Kaiser bereits in Treuenbriezen sein.' Allein bald sickerte die Wahrheit durch: ‚Ein dunkles Gerücht von der Schlacht bei Leipzig verbreitet sich — der Kaiser soll die Hauptschlacht verloren haben.' So am 21. Oktober. Und tags darauf heißt es: ‚Der Kaiser ist geschlagen und retiriert nach Erfurt... So habe ich gegründete Hoffnung zum bessern, fröhlichen Leben in der Kunst, und alle Not wird geendet sein.' Dieser Seufzer der Erleichterung Hoffmanns war freilich noch etwas verfrüht: in Dresden selbst wollten sich nämlich die Franzosen halten, und man sah bald allen Ernstes einer Belagerung der Stadt entgegen. ‚Die Einwohner sollen sich auf zwei Monate verproviantieren oder die Stadt verlassen — höchst ängstliche Lage und sehr ungemütliche Stimmung', meldet der Tagebucheintrag vom 30. Oktober. ‚Viele Einwohner verlassen Dresden — man sieht dem Bombardement entgegen . . . Brot- und Fleischmangel, ansteckende Krankheit, kurz, Elend von allen Seiten', heißt es in den nächsten Tagen. Trotzdem galt es, im Theater nicht nur ‚Wasserträger' und ‚Zauberflöte', sondern auch Schenks derbkomischen ‚Dorfbarbier' zu dirigieren. Doch sollte es nicht zum schlimmsten kommen. Am 10. November kann Hoffmann die ‚frohe Nachricht von einer geschlossenen Kapitulation, vermöge der Dresden übergeben wird', buchen, und damit waren die Kriegsleiden unseres Künstlers endgültig vorüber. ‚Ja, es ist wahr! Freiheit!' Mit diesem Ausruf beschließt Hoffmann am 11. November die ‚Kriegsberichterstattung' seines Tagebuchs.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Zur Berufswahl der Mädchen. Der umfassendste Ratgeber für die Berufswahl der Mädchen ist das Buch von Josephine Levy-Rathenau: Die deutsche Frau im Beruf (4. Aufl., Berlin, Möser, 1915). Immerhin vermissen katholische Familien manche Angaben darin, besonders über Ausbildungsanstalten, welche für ihre Entschließungen unentbehrlich sind. Um so freudiger ist die Arbeit des Religionslehrers Albert Schlösser zu begrüßen: Höhere Schulen und Berufe für Mädchen. Ein Ratgeber bei der Auswahl der Schulart und des Berufes. Mit drei Tabellen und einer graphischen Darstellung des preußischen Mädchenschulwesens. 8°. 112 S. 2. Aufl., 1,60 M. Benziger & Co., Köln 1916.

Diese zweite Auflage läßt die erste an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben weit hinter sich. 40 Berufe sind besprochen — die neuesten Bestimmungen herangezogen, sämtliche preußischen Ausbildungsanstalten angegeben.

Die Leiter und Lehrer an den höheren Schulen für Mädchen wissen, wie dringend das Bedürfnis an zuverlässigen Angaben ist. Sie wissen aber auch, wie verantwortungsvoll die Auskunfterteilung ist. Und dieser Aufgabe darf sich kein Berufener entziehen. Auch die Frauenkräfte müssen, zumal in der neuesten Gegenwart, die entsprechende Entfaltung finden zum Wohle der Gesellschaft und zur Eigenbeglückung. Der Weg zur Ehe ist jetzt noch mehr wie früher Hunderttausenden verschlossen. Dringend müssen wir uns daher über die Fragen der Berufswahl unserer Schülerinnen ein Urteil bilden, um Eltern und Zöglingen wegweisend und führend zur Seite zu stehen. Das ist nicht zuletzt auch eine patriotische Pflicht, so vielen schlummernden Frauenkräften zu zeitentsprechender Betätigung zu verhelfen.

Und hiefür ist die vorliegende Schrift

als Ergänzung zu dem oben genannten Werke von J. Levy-Rathenau einfach unentbehrlich.

Auch die ethisch-sozialen Leitgedanken, welchen die Schrift folgt, sind gut. Vor allem dieses: Für alle eine gewisse Schulung als Hausfrau und Mutter, dazu aber auch durchweg für alle ein besonderer Beruf, sei es zum Lebensunterhalt oder zum Lebensinhalt! Die Tabellen sind sorgfältig zusammengestellt und sehr brauchbar. Der Unfug, eine Schülerin vorzeitig vom Lyzeum fortzunehmen, wenn das 14. Jahr erreicht ist, hätte S. 22 noch schärfer gegeißelt werden müssen. So manches Mädchen tritt infolgedessen mit traurigster Halbbildung hilflos ins Leben.

Bei dem Vergleiche zwischen Oberlyzeum und Studienanstalt wäre der Hinweis erwünscht gewesen, daß ersteres doch viel mehr in der Richtung der allgemeinen Frauenbildung liegt wie letztere.

Ein alphabetisches Sachregister würde den großen Wert der gediegenen Schrift noch erhöhen. G. Rohr.

Unsere Kunstbeilagen

Die deutsche romantische und spätromantische Kunst hat für die in ihre Zeit fallenden großen Kriegsereignisse keine starken künstlerischen Formen gefunden, dagegen war sie zum Stilausdruck eines höheren sozialen Empfindens geeignet, das in jenen Kriegszeiten nicht außergewöhnlich mitbewegt wurde. Die heutige Kunst, die Zeitgenossin eines Krieges, der wenigstens auf unserer Seite ganz außerordentlich starke soziale Gefühle und Kräfte in Bewegung setzt, ist mit ihrer Formsprache und innerlichen Eigenart viel lebhafter am Kriegsgeiste beteiligt, aber ihrem Wesen nach der Darstellung sozialer und sittlich-religiöser Affekte fremd. Ein Werk der Barmherzigkeit zu schildern, wie es Steinle in einer erhöhten epischen Stilisierung getan hat, dazu ist die heutige Kunst zu zeitlich. Freilich für eine bestimmte geschichtliche Lage hinwiederum wäre die Kunst des Spätromantikers zu zeitlos. Sie ist eine Anmutung, die in ihrer stilistischen Abstraktion für jede Zeit geeignet ist, wie die Kunst der Nazarener überhaupt hierin einen charakteristischen, lehrhaften Vorteil hat.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Edward v. Steinle/Gedächtnisblatt an Cl. Brentano





Dreizehnter Jahrgang Juli 1916

Mitteleuropa / Von Goetz Briefs

II.

Was Naumann vom Geschichtschreiber als dem Erzieher zur Politik sagt, kenntzeichnet sein Buch ‚Mitteleuropa‘: philosophischer Tiefblick und dichterische Gestaltungskraft schauen und formen den geschichtlichen Stoff. Was in ihm selber gewachsen ist, was seine Persönlichkeit geprägt hat, gibt den Tatsachen Gestalt und Sinn und Leben. Den historischen Stoff als Objekt meistert der Wille, beseelt der Gedanke, formt der Künstler. Die stoffliche Tatsächlichkeit verliert ihr Unorganisches, ihr Totes, ihr Formloses; sie gewinnt Zusammenhang und Leben, Stil und Reiz und schlägt den Willen in ihren Bann. Darin liegt der Zauber des Buches beschlossen: es flutet Wärme in ihm, es redet die Sprache der Überzeugung, es meistert die Dinge so, daß wir dem Schöpferwillen folgen und dabei doch glauben, einer freilich in glänzende Form gefaßten ehernen Wirklichkeit gegenüberzustehen. So bietet die Ideenführung alle Voraussetzungen, über den engen Kreis rein fach- und sachpolitischer Problembefassung hinauszugreifen, Massen zu begeistern, Programm breiter Bewegung zu werden. Denn Viele, die auf unserer Seite den Krieg kämpfen, im schmerzlichen Gefühl, das nationale Ziel und den Sinn des furchtbaren Ringens in unbekannten Fernen vor sich zu haben, fanden in ‚Mitteleuropa‘ die erlösende Idee. Für manche, und nicht für die schlechtesten, ist Naumanns Buch sinnvoller Inhalt von Leiden und Sterben geworden.

So hat jede Kritik mit einem doppelten Reservat zu beginnen, mit der

Achtung vor der Leistung und der Schonung von Gefühlen. Und wir können beide Reservate ruhig zugestehen; auch wer den Weg des Buches nicht mitgehen kann, wird sich von ihm bereichern lassen, vielleicht da am meisten, wo man am entschiedensten Gefolgschaft versagen muß. Und die Vielen, denen ‚Mitteleuropa' die Frucht des Krieges scheint, mögen bedenken, daß, gleich wie die Dinge sich gestalten, ‚Mitteleuropa' nicht verloren ist.

Jede Kritik des Buches hat anzusetzen an der Art, wie der Schöpferwille des Autors die Tatsachen meistert. Gewiß ist jedes geistige Schaffen ein Auseinandersetzen mit Tatsachen, ein Gestalten; aber zwischen Tatsachenklitterung — Stoffhuberei nannte es Theodor Vischer — und Tatsachenmeisterung liegt die Ehrfurcht vor der Tatsache, die Objektivität der Tatsache mit ihrem unantastbaren Daseinsrecht, das der Künstler zu achten hat, um wieviel mehr erst der Politiker, dessen Wollen und Handeln unbedingt auf der Tragkraft von Tatsachen ruhen soll, falls anders er nicht zum Bankerotteur oder zum Wolkensegler werden will. Der Einwand, jede große Bewegung, jedes neue Richtungweisen erfordere den stürmenden Idealismus, einen gewissen Radikalismus des Denkens und Wollens, ein Aufräumen mit traditionellen Gleisen und Widerständen, besteht voll zu Recht; wo es sich um so gewaltige Umschichtungen des politischen Denkens und um eine so ungeheure nationale Achsendrehung handelt, muß das neue Ziel mit eindringlicher Wucht, mit überzeugender Wärme vor die Seele der Zeitgenossen gestellt werden; kühle Besonnenheit, nüchterne Überlegsamkeit reißt den Gedanken nicht aus den Bahnen des Alltags, zwingt den Willen von Massen nicht in die erstrebte neue Richtung. All das zugegeben; aber die Stärke der Bewegung und die Kraft des Argumentes muß der Kritik standhalten können, muß sich bewußt sein der Grenzen und des sinnvollen Zieles, zumal in Zeiten, wo der Wille von Massen eine so starke Komponente des politischen Lebens ist, derselbe Massenwille, der so leicht Suggestionen erliegt.

Lassen wir bestimmte historisch und persönlich determinierte Gefühlsmomente außer Rücksicht, so ruht die Schlüssigkeit der Naumannschen Stellungnahme für Mitteleuropa auf dem politischen Argument: Abwehr der Vereinsamung Deutschlands unter den Völkern, und auf dem ökonomischen Argument: Ausschließung der deutschen Wirtschaftsmacht aus dem wirtschaftlichen Weltverkehr. Wenn die Unbedingtheit, mit der Naumann beides unterstellt, zutrifft, dann ist Mitteleuropa keine Wahlsache, sondern eine Notwendigkeit. Naumann mag mit der politischen und ökonomischen Befürchtung das Gefühl breiter Kreise wiedergegeben haben, die Sorge, was in Zukunft aus uns werden mag; das, was an politischen und wirtschaftlichen Zukunftsdrohungen vom Ausland herüberschallt, ist ja in der Tat geeignet, Besorgnisse zu wecken.

Über eins wollen wir uns klar sein: die deutsche Wirtschaft, die aus dem Kriege kommt, wird ein neues wirtschaftliches Weltbild vorfinden. Die gewohnten alten Verkehrsbeziehungen sind teils zerrissen, teils ver-

schüttet, teils in andere Hände übergegangen. Der wichtigste Posten unseres Außenhandels war England und die von England abhängige Welt. Selbst wenn wir nicht an die uns gedrohte Schärfe des englischen Wirtschaftskrieges glauben können, so wäre es doch verfehlt, am Ernst der Drohungen überhaupt zu zweifeln. Schon vor dem Kriege hat eine stark unionistisch-imperialistische Strömung mit Unbehagen das Eindringen der deutschen Wirtschaft in alle Poren des früher von England ziemlich überragend beherrschten Weltverkehrs verfolgt und scharfe Gegenmaßregeln, als wichtigste einen politisch und ökonomisch engen Verband zwischen Mutterland und Kolonien erstrebt. Diese Strömung hat unter dem Druck der Ereignisse seit 1914 gewaltig an Stoßkraft gewonnen, teils aus der Kampfstimmung als solcher heraus, teils aus der zweifellosen Annäherung zwischen Mutterland und Kolonien im Kriege, teils unter dem Druck der ungeheueren fiskalischen Belastung, aus der ein geschlossenes Zollsystem als nächster Ausweg erscheint, der dabei den Vorteil hat, als politischer Kitt zu dienen. Aus der starken Verbitterung gegen Deutschland wird auch der englische Liberalismus, soweit er unentwegt freihändlerisch war und ist, einerseits den Zwang, andererseits die Möglichkeit ziehen, den Kurswechsel ins schutzzöllnerische Lager vorzunehmen. Jedenfalls: die Tage des alten freihändlerischen England sind gezählt, ein Zoll-England hat schon im Kriege kräftige Ansätze entwickelt und wird sie nach dem Kriege sicher ausbauen. Dabei ist es für uns belanglos, welche Formen die englische koloniale Zollwehr annehmen wird; die Tatsache, daß wir die vor dem Kriege gewohnte, relativ offene Tür nicht mehr vorfinden, steht außer Zweifel. Dieselben Mischmotive von Haß und fiskalisch-ökonomischen Überlegungen werden unserem Handel im übrigen jetzt feindlichen Ausland mindestens große Schwierigkeiten bereiten. Frankreich hat vor dem Kriege gezeigt, welche praktische Differenzierung dem Kreise seiner Lieferanten gegenüber zu unseren Ungunsten trotz § 11 des Friedensvertrages (Meistbegünstigung) möglich war. Die Technik der schikanösen Belästigung und der gesetzlich nicht formulierten, tatsächlich umso bedenklicheren Erschwerung wird nach dem Kriege neue Wege finden, uns zu schädigen. Übersehen wir auch nicht, daß im Verlauf des Krieges bei der jahrelangen Sperre neutraler Märkte für deutsche Waren andere Länder Gelegenheit und Muße hatten, uns zu ersetzen. Amerikanische und japanische Industrien im besonderen haben die Gunst der Sachlage ausgenutzt, und in mancher Hinsicht Monopolstellungen dem fremden Käufer gegenüber gefunden, Verkehrsbeziehungen angebahnt, die, sorgsam behandelt, sicher nicht lediglich interimistisch sein werden. Eine Fülle von Verkehrsbeziehungen, die uns mit dem Ausland verknüpften, werden andererseits vielleicht verschüttet sein, insofern die ungewöhnlich günstige Konjunktur oder der Druck der Umstände im eigenen Land Ersatz für das deutsche Erzeugnis gesucht haben. Stößt unsere Ausfuhr also nach dem Krieg in manchem Betracht auf Barren, so ist auch mindestens für die erste Zeit unsere tatsächliche Ausfuhrfähigkeit stark be-

engt, notwendigerweise nimmt der Übergang von der Kriegsbeschäftigung zur normalen Friedenserzeugung Zeit in Anspruch, Rohstoffe müssen beschafft werden, Arbeitskräfte, und gerade qualifizierte Kräfte werden vielfach fehlen. Möglich und wahrscheinlich, daß eine Ausfuhrerschwerung insofern sich ergeben wird, als der Preisstand des Inlandmarktes (Löhne, Rohstoffe, steuerliche Belastung, soziale Lasten) wenigstens zeitweise wegen seiner Höhe uns konkurrenzunfähig macht, wohingegen allerdings zu beachten ist, daß die Entwertung unserer Valuta im Maße, wie sie nach dem Kriege fortbestehen wird, Ausfuhrförderung bedeutet.

All das zugegeben bedeutet es eine gewaltige Daseinserschwerung des deutschen Wirtschaftseifers in der Welt, eine Daseinserschwerung, aber nicht und keinesfalls eine Erdrosselung. Das muß mit aller Schärfe um so mehr betont werden, als die verschiedenen Wirtschaftskonferenzen unserer Gegner, oder genauer gesagt, die nach diesen Konferenzen, je mehr je ergebnisloser sie waren, inszenierten drohenden Hinweise auf den kommenden Wirtschaftskrieg die deutsche Öffentlichkeit, die größtenteils gar nicht hinter den Kulissen westeuropäischer Geschwätzigkeit den tatsächlichen Kern der Dinge zu sehen vermag, stark beunruhigt haben. Dem sicher vorhandenen Willen, uns ökonomisch zu erdrosseln, stehen Tatbestände entgegen, die zu massiv sind, als daß sie nicht mit dem Verfliegen des Haßrausches sich durchzusetzen beginnen würden. Kurz gesagt: Kein Wille zum Wirtschaftskrieg kann auf die Dauer unsere Nachfrage entbehren, kein Haß wird auf die Dauer die Vorteile des deutschen Angebots sich entgehen lassen, kein technisches und wirtschaftliches Fortschrittsstreben im Weltverkehr wird auf die Dauer deutsche Intelligenz, deutsche Organisationsbegabung, deutschen Werkeifer entbehren können und entbehren wollen. Hiergegen beweist auch nichts die Berufung auf die Wirtschaftskonferenzen, im Gegenteil, wir glauben nicht fehlzugehen in der Annahme, daß die einigermaßen ruhige Beurteilung der Konferenzvorlagen unseren besonnenern Gegnern die Augen geöffnet hat. Insofern zunächst, als man über die eigenen Gegensätze nicht hinauskam. Der Unterschied zwischen den Anträgen an die Konferenz (z. B. Théry, Landry) und dem faktischen Ergebnis derselben beweist das deutlich. Tant de bruit! Aber diese Resultatlosigkeit ist nicht befremdend, sie ist der Ausdruck wirtschaftlicher Interessendivergenzen, deren Stärke auch im Toben des gemeinsamen Haßgefühles nicht zum Schweigen zu bringen ist. Sollte sich die russische, französische und italienische Industrie der weit überlegenen englischen ausliefern? Sollte Rußland die deutsche Industrie von seinen Märkten verweisen und sich den deutschen landwirtschaftlichen Absatzmarkt sperren, um sich englische und französische gewerbliche und kapitalistische Bevormundung aufzuerlegen? Sollte Italien seinen mitteleuropäischen Markt für Südfrüchte, Wein und Blumen aufs Spiel setzen und damit auf die Möglichkeit verzichten, die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen deutscher und

englischer Industrie, deutschem und französischem Kapital zu seinem Vorteil auszunutzen? Sollte England ein vor seine Tore gelagertes Absatzgebiet mit einer 150 Millionen Menschen umfassenden Konsumkraft fremder, und d. h. in diesem Falle amerikanischer Konkurrenz überlassen? Neben der unbestreitbaren Uneinheitlichkeit der ökonomischen Interessen reden schon geographische und technische Tatsachen gegen den Wahnwitz des Planes, Deutschland und Österreich aus dem Weltverkehr zu isolieren. Man braucht unseren Markt; aber man braucht auch unsere Arbeit, unsere Ware; wenn man drüben von der ‚Despotie' des deutschen Handels und der deutschen Arbeit in der Welt redet, so ist es grotesk, diese unzweifelhafte Überlegenheit zurückzuführen auf Schleuderausfuhr oder unlauteren Wettbewerb; man kaufte nicht aus Sentiments oder aus Zwang von uns, sondern weil man beim Kauf seine gute Rechnung fand. Billigkeit, Güte und Anpassungsfähigkeit der deutschen Erzeugung haben sich den Weltmarkt erobert, Geschick und Präzision der deutschen Arbeit, Intelligenz und Unternehmungslust deutscher Wirtschaftspioniere haben ihr den Weg geebnet, die ganze hochgesteigerte Bildungs- und Willenskultur unseres deutschen Gesamtlebens hat den Typus der deutschen Ware bestimmt. Die Gegner, die es heute so stürmisch verlangt, uns in allem nachzuahmen, um uns überflüssig zu machen, belegen damit, wie nötig uns vor dem Kriege die Welt brauchte; ihr Irrtum besteht im Glauben, es sei bloße Willenssache, uns ersetzen zu können; man übersieht, daß unser Vormarsch in der Welt auf unserer spezifisch deutschen Kultur ruhte — und die ist eben nicht zu ersetzen. Auch nach dem Kriege wird man deutsche Ware noch nötig haben — denn der bloße Wunsch, sie durch eigene Erzeugung zu ersetzen, übersieht, daß sie wesentlich tiefere Voraussetzungen hat als den Willen, der sich zwar titanisch gebärden kann, aber bis heute noch keine Berge versetzt hat. Die Vorzüge deutschen Wesens — Gründlichkeit, Arbeitsfreude, Genauigkeit, Unternehmungslust, Organisationsbegabung, Anpassungsfähigkeit, hochstehende Volksbildung, körperliche und geistige Disziplinierung sind die tiefen Urgründe, auf denen unser Gewerbefleiß erwachsen ist und mit deren Stoßkraft unsere Wirtschaft stark und mächtig wurde; mit diesem Kapital werden wir auch nach dem Kriege, wenn es sein muß, neu anfangen und in der Welt und mit der Welt zusammenarbeiten, weil unser wachsendes, starkes Volk Raum für Leben und Betätigung verlangt, aber auch weil diese Welt solche Kapitalien nicht totsetzen kann, ohne sich selbst schwer zu schädigen. Gerade das rührige, schaffensfreudige, weitblickende deutsche Unternehmertalent ist ein Sauerteig, auf den unseres Erachtens England, das schon etwas saturierte, verrentnerte, das kapitalistisch und sozial senile Frankreich und das russische ökonomische Neuland nicht verzichten können. Wer das deutsche kaufmännische Element in der City beobachtete, wer die stattliche Zahl der Firmen sah, die als Deutsche jetzt von englischen Börsen ausgeschlossen wurden, wer die starke Beteiligung deutscher Techniker und Chemiker in der englischen Industrie kannte, muß sich

sagen, daß ein solcher Aderlaß kaufmännischen und technischen Könnens und Wissens einigermaßen die Folgen der Vertreibung der Mauriscos aus Spanien und Portugal haben dürfte, Folgen, deren Last mehr auf den Vertreiber als auf den Vertriebenen zurückfällt. Und abgesehen von dem Verlust an wertvollen Wirtschaftsenergien: Akzeptprovisionen und Versicherungsprämien, deutsches Kapital und deutsche Frachten sind Dinge, deren Abwanderung die City keinesfalls leicht nehmen würde, um so mehr, wenn sie nach Amerika abfluten, was übrigens heute schon in großem Umfange der Fall ist. Das ist eine klare Rechnung, und diese Rechnung haben sich die klugen Köpfe an der Themse längst gemacht. Ihre Reserve, ihre Abneigung gegen jede verpflichtende Bindung mit den Bundesgenossen spricht dafür. Im weiteren ist es naiv, zu glauben, Wirtschaftsbeziehungen von der Dichte der Deutsch-englisch-französisch- russischen ließen sich durch einen staatspolitischen Willensakt aus der Welt schaffen. Verkehrsbeziehungen verlieren von einem gewissen Punkte der Festigkeit ab ihre willkürliche Regulierbarkeit; zerreißt man sie, so streben sie automatisch wieder nach Ergänzung und finden sie auf tausend Wegen, legitimen und illegitimen. Wahrscheinlich würde eine dichte Abschließung unserer Waren von gegnerischen Märkten den indirekten Weg über neutrale Märkte einschlagen; die Leichtflüssigkeit der Kapitalien und die ausgebauten Verkehrsnetze, das rastlose, findige Streben nach Gewinn sind gelenk genug, durch alle Sperren durchzubrechen. Andererseits ist das Kapital gegen den Bruch von Treu und Glauben im Verkehr so empfindlich und scheu, daß unsere Gegner es sich im eigenen Interesse wohl überlegen, ehe sie sich für alle Zukunft das Geschäft verderben durch Nichtachtung des deutschen privaten Eigentums.

Übersehen wir eines nicht: gewiß ist der Wirtschaftsbereich unserer Gegner weltumspannend, aber nicht so weitgehend, daß nicht beträchtliche und stark aufnahmefähige Teile der Erde politisch und ökonomisch Neutrale sind, Gebiete, die keinesfalls gewillt sein werden, sich vom alliierten Deutschenhaß das Gesetz ihres ökonomischen Handelns vorschreiben zu lassen; Neutrale, die für den Vermittlungs- und Durchgangsverkehr, als Absatzmärkte und Bezugsquellen eine nicht unwesentliche Bedeutung haben. Gerade die Existenz neutraler Gebiete — gewissermaßen Intermundien, in denen die alte Vorkriegstradition großer, freier Weltbewegung von Kapital und Arbeit weiterlebt — ist Gewähr dafür, daß auch nach dem Kriege keine scharfen Cäsuren die Welt in zwei isolierte Wirtschaftshälften aufteilen.

Es ist nicht lediglich Willenssache, ob man uns isolieren kann. Neben den wirtschaftlichen, kulturellen, weltverkehrstechnischen und geographischen Voraussetzungen ist die Isolierung eine Frage des politisch-militärischen Übergewichts. Und dieses Übergewicht hat alle Aussicht, für uns zu sprechen. Das läßt sich heute schon mit Sicherheit sagen: man wird neben anderen Garantien auch ökonomische Garantien verlangen, sichere bindende Abmachungen, damit unserer Arbeit und unserem Kapital das Betätigungs- und Daseinsrecht in der Welt gewahrt bleibt. Wer zudem beobachtet hat,

welches Alpdrücken unseren Gegnern schon lediglich die Diskussion des Problems Mitteleuropa bereitete, weiß, daß wir in diesem Mitteleuropa — in der Wirtschafts- und Verbrauchskraft von 150 Millionen Menschen — eine scharfe, schneidige Waffe haben, deren ökonomische und politisch-militärische Wucht ein gewichtiger Aktivposten ist, den man drüben drei- und viermal in Rechnung stellen wird.

* * *

Schwierigkeiten werden wir beim Übergang aus dem geschlossenen Wirtschaftsstaat des Krieges in die Weltwirtschaft sicher finden, aber absperren, isolieren, erdrosseln kann man uns nicht, schon aus eigenem Interesse nicht, aber auch nicht wegen der starken deutschen Gegenwehr. Mit dieser Feststellung steht das ökonomische Argument für Mitteleuropa in anderer Beleuchtung da. Und wenn wir jetzt das politische Argument für Mitteleuropa kurz betrachten, so wird auch dieses eine wesentlich andere Farbe gewinnen. Ich möchte hier Naumann selbst berufen: ‚Es ist eine ungeschichtliche Auffassung, wenn heute jemand glaubt, daß fünf oder acht Großmächte den Tempel des Friedenskongresses verlassen werden, ohne schon neue Verträge in der Tasche zu haben. Was als „Freiheit" bezeichnet wird, ist nichts als ein bereits vorhandener Wunsch, seinen Anschluß künftig zu wechseln.' Aus dieser zutreffenden Erkenntnis hat Naumann für sich nicht die Folgerungen gezogen. Sein Mitteleuropa hat den politischen Sockel in der permanenten Schützengrabenfront heutiger Gliederung. Vierbund und Vierverband würden politisch-militärisch ihre Gegnerschaft und Rüstung mit in den Frieden nehmen, oder besser, in den unbefristeten Waffenstillstand. Die Idee der permanenten Schützengrabenfront heutiger Zusammensetzung ist eine im höchsten Grade unwahrscheinliche Annahme. Die Interessengleichlagerung, die gerade auf gegnerischer Seite die Kontrahenten des Blocks zusammenführte, trug zu sehr den Charakter einer politischen Occasio proxima, als daß sie die wuchtigen Schläge dauernd überleben konnte, die die Illusion der Occasio proxima zerstörten. Es stehen auf gegnerischer Seite nicht die starken, dauernden, echten Gemeinsamkeitsinteressen zusammen, die den Block der Mittelmächte eisern verschweißen. Je mehr sich der kriegerische Erfolg entschieden auf die Seite des Vierbundes neigte, desto mehr verschob und schwächte sich teilweise der Interessenzusammenhang auf der anderen Seite. Daß der Block den Schlägen standgehalten hat, liegt zum Teil an der auch dem Block gegenüber selbstsüchtigen Wahrung eigener Interessen (Japan, Italien), zum Teil an der absoluten Verlorenheit der eigenen Sache (Belgien, Serbien, Montenegro), zum Teil an der Bindung der Septemberkonvention, zum Teil am englischen Druck, zum Teil am Wahn, daß die mathematische Gewißheit des Sieges doch endgültig für den Vierverband spreche, und nicht zuletzt am Glauben, daß für die eigene verlorene Sache noch am meisten zu retten ist im geschlossenen Block. Reale, dauernde Interessen am Block, die vor dem Kriege die Phantasie reizten, sind heute außerordentlich stark abgeschwächt, insbesondere soweit sie politische und territoriale Ansprüche betreffen.

Der Friedensschluß wird den jetzt gebundenen Interessenzusammenhängen die Freiheit geben, sich ihrer Richtung entsprechend neu zu gruppieren, und das ist das Ende der Schützengrabenfront heutiger Linie. Die Neuschichtung und -Gruppierung der realen dauernden Interessen wird vor allem durch zwei Tatsachen stark gefördert werden. Das Deutschland, das der halben Welt siegreich widerstanden hat, ist nach dem Kriege ein begehrter Bundesgenosse, ein gewaltig umworbener Partner; das soll man doch ja nicht unterschätzen. Wie wir jetzt kriegerisch unsere Furchtbarkeit bewiesen haben, so wird nach dem Kriege die Erprobung unserer Furchtbarkeit ihre Anziehungskraft geltend machen. Völker, auf denen unsere Kraft so schwer gelastet hat, werden Anschlüsse meiden, die die Gefahr eines neuen Waffenganges in sich schließen — selbst wenn sie zu einem solchen überhaupt noch fähig sein sollten. Außerdem wird da, wo reale, dauernde Interessen nicht für den Anschluß an die eine oder die andere Gruppe sprechen, die Neigung vorhanden sein, die Gunst einer politischen Außenseiterstellung zwischen den beiden Mächteblöcken auszunutzen und sich handfrei zu halten. — Naumann, der für seine Theorie der in Permanenz feindlichen Blöcke sich auf hochkapitalistische Syndikatserfahrungen beruft, hätte gerade dieses Moment, die verlockende Gunst der Vorzugsstellung des starken Außenseiters, nicht übersehen dürfen.

So ist auch die scheinbar so starke, durch schwerwiegende Gegenwartstatsachen gestützte politische Argumentation für Mitteleuropa mindestens sehr weitgehend u n w a h r s c h e i n l i c h gemacht. Zunächst gewiß nur insofern, als wir Grund zu der Annahme haben, daß die Zusammensetzung der Blöcke nicht die gleiche bleiben wird; aber wir können uns auch nicht befreunden mit der Vorstellung des Blockgedankens überhaupt. Wo liegt die Gewißheit internationaler staatspolitischer Blockbildung überhaupt? Naumann schöpft sie aus der Analogie zur Blockbildung im Wirtschaftsleben (Staatssyndikate); politische Syndikate erleben dasselbe wie gewerbliche: ‚Sie entstehen immer von neuem, sobald einmal der Verbundenheitsgedanke Wurzel gefaßt hat.' Ich will nicht das Gegenteil behaupten, möchte aber darauf hinweisen, daß diese Analogie in keiner Weise zwingenden Charakter trägt. Selbst wenn der der Analogie zugrundeliegende wirtschaftliche Tatbestand als regelmäßige Gesetzmäßigkeit feststände, was durchaus nicht der Fall ist, wäre diese Übertragung ins Politische eine erst zu rechtfertigende Handlung. Zudem hat Syndikatbildung im Wirtschaftsleben schon sehr oft zum freien Markt geführt; eine feste Regel ist da noch nicht gewonnen. Hier liegt einer von den vielen Fällen vor, wo Naumann ökonomische Kategorien ohne Untersuchung ihres Erkenntnisbereichs überträgt auf das politische oder sogar kulturelle Leben. Das ökonomisch-soziale Denkmotiv verleitet ihn an grundlegenden Stellen des ganzen Werkes dazu, nach bestimmten Vorgängen des Hochkapitalismus parallele Folgerungen für das politische Werden zu ziehen; er belastet diese Analogien mit einer Beweislast, die sie einfach nicht zu tragen vermögen. Das äußert sich schon in der Terminologie: Staatssyndikate, Wirt-

schaftskonfession und ähnliches! Noch mehr in der sachlichen Gedankenführung. Und damit rühren wir an einen Punkt, der auch noch in anderem Zusammenhange grundlegend kritisch wird: an den ‚Ökonomismus' der ganzen Gedankenführung. Naumann ist auf seine Art Vertreter der ökonomischen Geschichtsauffassung. Dem widerspricht nicht, daß der Wille, die schöpferische Tat Mitteleuropa schaffen soll, denn dieser Wille hat seine Grundausrichtung eben wieder an dem für Naumann so bezeichnenden Motiv der freudigen Bejahung des Kapitalismus und der expansiven Wirtschaft als breitester Kulturvoraussetzung. ‚Die deutsche Wirtschaftskonfession soll in Zukunft immer mehr der Charakter von Mitteleuropa werden. Damit steigt der militärische Verteidigungsbund zur inneren Gemeinschaft.' Die Wirtschaftskonfession ist also die innere Voraussetzung alles dessen, was für Naumann Mitteleuropa bedeutet! Das ist eine Überschätzung der Relevanz des Ökonomischen, die wir aus einer mit kapitalistischen Wertvorstellungen durchsättigten Zeit und aus dem inneren Verhältnis Naumanns zu ihr sehr wohl verstehen, auf deren Zeitbedingtheit aber doch mit aller Schärfe hingewiesen werden muß, damit sie unseren Sinn für die Wirklichkeit und unser klares Verständnis für die Größe und die wirkenden Ursachen der weltgeschichtlichen Ereignisse um uns nicht fälscht. Der ‚Ökonomismus' ist bei Naumann eben nicht lediglich eine für unser Denken geläufigere, verständlichere Darstellungsform, sondern tatsächliches Denkmotiv; indem wir ihn ablehnen, ist uns klar, daß damit ein starkes Glied im Zusammenhang der Gedankenführung brüchig wird.

Indem wir die scheinbar zwingende Beweiskraft des politischen und ökonomischen Arguments für Mitteleuropa als nicht stichhaltig abweisen, verliert Mitteleuropa den Charakter einer für unsere deutsche Zukunft notwendigen Schöpfung; es wird zur Wahlfrage, ob wir Mitteleuropa wollen oder nicht. Und indem es zur Wahlfrage wird, erhebt sich die gewaltige Fülle der Widerstände gegen Mitteleuropa, die einem notwendigen Mitteleuropa gegenüber hätten schweigen müssen.

Naumann denkt sich sein Mitteleuropa als eine organische Einheit, den Typus ‚mitteleuropäischer Mensch' als eine von Slawentum und Westeuropa deutlich unterschiedene Größe, ein gemeinsames politisches und kulturelles mitteleuropäisches Leben eigenen besonderen Inhalts. Mit anderen Worten: aus den sehr verschiedenen nationalen Bewußtseinseinheiten all des Volks, das Mitteleuropa heute erfüllt, soll eine gemeinsame mitteleuropäische Bewußtseinseinheit erwachsen. Merkwürdigerweise übersieht Naumann dasjenige, was zunächst läge, den Hinweis auf die in einigem Umfang schon bestehende künstlerische und geistige Kultureinheit mindestens Deutschlands und Österreichs; hier sind in der Tat starke Wechselbeziehungen, die, mit sorgfältiger Pflege ausgebaut, heute schon Ansatzpunkte einer mitteleuropäischen geistigen Gemeinschaft abgeben könnten. Statt dessen setzt Naumann bei den seiner Meinung nach schon abebbenden Nationalitätsgegensätzen an und glaubt an die Möglichkeit, die Reibungen abschleifen zu können, so daß

sich aus der Verbindung des Völkerchaos der Donaumonarchie und des Balkans mit dem Reiche ein mitteleuropäisches Gemeinsamkeitsgefühl herauskristallisieren könne; für die Donaumonarchie dränge die Slawengefahr dazu, für Deutschland der Gegensatz zu England. Man kann über den Kulturwert der Nationalitätsidee sehr streiten; daß sie eine historische Realität ist und mit Schärfe und Zähigkeit lebt, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn gemeinsame Kriegsnot und die militärische Zwangsgewalt des Staates sie jetzt im Kriege zurücktreten läßt, besagt das noch gar nichts für die Intensität, mit der sie im Frieden wieder aufflackern kann, um so mehr, als das Prinzip des Nationalitätsstaates grade im Kriege ein starkes Motiv für die Willensbildung der Massen darstellt. In diesem Punkte wie in so vielen anderen wird eine schlichte, aber in ihrer Wirkung massive Tatsache übersehen, die Tatsache, daß Völker ihren Weg nicht nach Argumenten richten, sondern sich durch etwas viel Urwüchsigeres und Urgewaltigeres bestimmen lassen: durch ein irrational Seelisches; daß die Tragik des Völkerlebens oft genug im Widerstreit zwischen Argument und völkerseelischem Bewußt-Unbewußtem liegt. Lebon (Psychologie politique) faßt das in die Worte: „Ce n'est pas du rationel mais d'irrationel que les grands événements sont nés. Le rationel crée la science, l'irrationel conduit l'histoire." Mag sich auch der Staat alter Tradition, gefestigten Daseins, starken inneren Zusammenhalts, weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Verwachsenheit mit besonnener, wohlüberlegter Ruhe einrichten; das werdende junge Volk hat zu viel naturhafte Triebwüchsigkeit in sich, als daß es über seine Entwicklung kluge, weitschauende Reflexionen und Argumente walten läßt. Westeuropäische staatspolitische Argumentation, heute faktisch vielfach unbewußt durch ökonomische Denkgewohnheiten beeinflußt und geformt — was gerade die Naumannsche Gedankenführung so plastisch und verständlich macht —, stößt bei dem naturhaft nationalen Drang der Völkerschaften auf mangelndes Organ. Die von Naumann gezeichnete und gewollte mitteleuropäische Kulturgemeinschaft ist vorläufig so inhaltlos wie der Name, der sie deckt; Mitteleuropa ist, von der gegenwärtigen politisch-militärischen Konstellation abgesehen, ein geographischer Begriff.

Es ist im höchsten Grade ‚ökonomistisch' gedacht, wenn Naumann im Wirtschaftsbund die festeste Grundlage der politisch-geistig-kulturellen Einheit Mitteleuropas sieht. Wenn für diesen Ökonomismus der Zollverein berufen wird, so ist das eine unzutreffende Berufung. Der Zollverein fand schon ein von starken nationalen Einheitsströmungen durchzogenes; national und kulturell gleich abgestimmtes, wenn auch staatlich zerrissenes Deutschland vor. Es redete aus der großen Einheitsvergangenheit alter Reichsherrlichkeit das Sehnen des Volkes nach dem geeinigten Deutschland. Die Bedingungen des alten Zollvereins waren also völlig andere als die eines modernen Mitteleuropa, um so mehr, wenn man die heutige Größe der wirtschaftlichen Interessenunterschiede den Wirtschaftsverhältnissen zur Zeit des Zollvereins gegenüberstellt. Es ist eben eine schiefe ökonomistische Auffassung, im Zollverein die Voraussetzung der deutschen Reichseinheit zu

sehen. Ihr lagen doch wirklich viel tiefere, breitere und intimere Verumstandungen zugrunde. Ohne die Bedeutung enger ökonomischer Beziehungen für das Ineinanderwachsen zweier Völker leugnen zu wollen, muß ich doch darauf hinweisen, daß eine gewaltige Tatsache, die man in diesem Lichte anscheinend nicht betrachtet hat, deutlich die Grenzen dieser Bedeutung aufzeigt: trotz engster gegenseitig sicher sehr fruchtbarer Wirtschaftsbeziehungen verschärfte sich, teilweise gerade infolge dieser Beziehungen, der deutsch-englische und deutsch-russische Gegensatz: überzeugte Freihändler und freihändlerische Pazifisten werden natürlich sagen, der deutsch-englische Gegensatz habe seine Wurzel in der deutschen Zollpolitik, und es wäre alles schön und glücklich abgelaufen ohne unsere Zollpolitik, wobei sie den unzweifelhaften Vorteil haben, unwiderlegbar zu sein, sintemalen niemand wissen kann, wie Geschichte verläuft, wenn diese oder jene Kausalkomponente ausgeschaltet ist, und gegen Wahrscheinlichkeitserwägungen, belegt aus der englischen Vergangenheit Frankreich und Holland gegenüber, sind sie unverwundbar auf der Höhe ihrer Philosophie im luftleeren Raum — vielleicht und wahrscheinlich würde Mitteleuropa ähnliche Erfahrungen machen müssen. Aber wenn dafür schon eine bloße Wahrscheinlichkeit vorliegt, sollte man sich ein Experiment von der Wucht und Größe und einschneidenden Bedeutung für beide Völker sehr überlegen.

Denn ein Experiment nicht abzuschätzender Tragweite ist die mitteleuropäische Wirtschaftsunion. Gewiß, für beide Partner in sehr verschiedenem Umfange. Für Österreich-Ungarn, in dessen Außenhandelsbilanz wir mit 40 Proz. der Gesamtziffer an erster Stelle stehen, würden die seinen Interessen zuwiderlaufenden Folgen des Zollverbandes durch Zwischenzollinien und durch Auslandsmarktreservate abgeschwächt, vielleicht beseitigt werden; einzelne qualifizierte Industrien der Donaumonarchie würden vielleicht besondere Förderungen, andere unvermeidliche Schäden erleiden; im Ganzen würde das Experiment Mitteleuropa der Donaumonarchie keinesfalls an den Lebensnerv gehen. *Ganz anders für das Deutsche Reich.* Die Struktur unserer Wirtschaft hat sich zweifellos seit zwei Jahrzehnten außerordentlich stark nach unseren weltwirtschaftlichen Beziehungen gestaltet. Wir arbeiteten in hohen Milliardenwerten für die ganze Welt; unsere heutigen Gegner waren unsere besten Kunden. Der Ausfuhr entsprechend gestaltete sich unsere Berufsschichtung: fast 3/4 des Volks lebte direkt oder indirekt überwiegend von gewerblicher Tätigkeit; die Großstadtentwicklung ist der deutlichste Ausdruck dieser Sachlage. Dem entsprach die Wirtschaftsschichtung: immer stärkere Expansion, immer ausgesprochener der Zuschnitt auf den Weltverkehr, immer enger unsere Beziehungen zur See und zu seewohnendem Volk. Das Deutschland, dessen Armut noch Gladstone bespötteln konnte, wurde reich, entwickelte ungeheure Kraftquellen, konnte auf diese Kraft gestützt die Lage der arbeitenden Klassen heben durch gute Löhne, hohe Lebenshaltung, weitreichende, vorsorgende Sozialpolitik.

So war die enge Verbindung mit der Wirtschaft anderer Völker, sei

es gebend als Werkstatt für sie, sei es nehmend als Kunde für Rohstoffe und Spezialwaren, eine wichtige Grundlage unserer Wirtschaft, unseres steigenden Reichtums, unseres wachsenden Volkes, unserer Bevölkerungsverteilung zwischen Stadt und Land, der Intensität unseres Wirtschaftslebens vor allem auch der Landwirtschaft, unserer staatlichen Leistungsfähigkeit an Rüstung zu Wasser und zu Lande, unserer Bevölkerungsdichte und damit Heeresmacht, der finanziellen Stärke unseres Vaterlandes. Was das Deutsche Reich seit langen Jahren vorbildlich geschaffen hat für Volksbildung, Hebung der unteren Klassen und an Kulturwerten aller Art, all das war gleichzeitig mit aufgebaut auf unserem regen, wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande. Und all das hat jetzt im Kriege seine über alle Maßen glanzvolle Bewährung gefunden; nur das starke, reiche, industriell hoch entwickelte Deutschland, wie es vor dem Kriege unter dem zweifellosen Segen breiter weltwirtschaftlicher Verkehrsbeziehungen erwachsen war, nur dieses Deutschland war imstande, die Welt mit der unerhörten Tat eines siegreichen Kampfes gegen zahlenmäßig ungeheuer überlegene Gegner zu erfüllen. Diese massive Tatsache muß der Leitspruch für jede Auseinandersetzung über Mitteleuropa sein.

Warum die starke Betonung dieses Motivs? Sie rechtfertigt sich sachlich durch die Tatsache, daß die Gebiete, die zu einem wirtschaftlichen Mitteleuropa zusammengeschlossen werden sollen, in keiner Hinsicht und für keine vernünftigerweise in Rechnung zu setzende Zukunft imstande sind, der deutschen Wirtschaft die Lebensmöglichkeiten zu bieten, die ihre heutige Entwicklung, Gliederung und Gestaltung verlangt. Es sind Bruchteile der deutschen Ausfuhr wie auch der Einfuhr, die die in Frage kommenden mitteleuropäischen Staaten von uns bezogen, bezw. an uns geliefert haben. Und setzen wir noch so günstige Steigerungsquoten ein, sie vermögen keinesfalls zu ersetzen, was der heute feindliche Auslandsmarkt für uns bedeutet hat, nicht der quantitativen, am allerwenigsten aber der qualitativen Aufnahmefähigkeit nach. Deutschland liegt zunächst an der Nordsee und nicht an den Dardanellen; das heißt nicht, daß uns die Dardanellen — als Symbol verstärkter südosteuropäischer deutscher Entwicklung — gleichgültig sind, davon kann keine Rede sein; aber das ökonomische Problem Mitteleuropa ist uns nur in dem Umfang diskutabel, wie es die heutigen Grundlagen des deutschen Lebens nicht in Frage stellt. Es ist gewiß reizvoll, gewaltige Zukunftsperspektiven aufzurollen, unserem Volke, dem Fernschweifenden, Sinnenden, für weltumspannende Ziele Begeisterten Wege von unerhörter Weltweite und Kühnheit zu zeigen; sicher kommt viel Frische, viel neues Blut, viel Weite des Blicks in die Enge unserer bisherigen kleinvölkischen Anschauungsweise; aber über all dem wollen wir den Boden nicht unter den Füßen verlieren, im Auge behalten, daß so ungeheure Achsendrehungen des nationalen und wirtschaftlichen Daseins leicht die starken Wurzeln gefährden, aus denen unsere glanzvolle Gegenwart erwachsen ist. Wohin mit der Fülle des deutschen Volkes, wohin mit der

durch industriellen Reichtum, Großstadtentwicklung und Industrie geförderten Intensität unserer Landwirtschaft? Was soll aus unserer breit ausgebauten sozialen Fürsorge, aus unserer qualifizierten Arbeiterschaft, aus der hochentwickelten, auf ausgeprägte Kulturbedürfnisse zugeschnittenen Industrie werden? Unser Volksreichtum, aufgehäuft in arbeitsfrohen Friedensjahren, das Kapital, von dem wir jetzt im Kriege zehren, die Grundlage unserer Steuerkraft und damit der Herrlichkeit und Stärke des Reichs: darf man eine seiner lebendigsten Quellen verschütten? Kein Mitteleuropa kann für uns eine sinnvolle Forderung sein, das die Grundlagen unserer Wirtschaft, unserer Volksdichte und Volksschichtung, unserer Wehrkraft und Steuerkraft, der Breite unserer sozialen Kultur und Volksbildung unmöglich macht oder dauernd hemmt. Der Krieg, der uns schwere Wunden und Lasten gebracht hat, zwingt uns in die Welt hinaus, zwingt uns alle Kräfte anzuspannen, drängt uns über den Rahmen Mitteleuropas in die Weltwirtschaft. In diesem Sinne unterschreiben wir das Naumannsche: Nicht klein und allein, sondern Anschluß — aber nicht einseitig beschränkten Anschluß an ein Mitteleuropa, in dem wir ökonomisch nicht atmen können, sondern Anschluß an die Weltwirtschaft, denn ohne diesen Anschluß treiben wir einer katastrophalen Wendung zu, einer Wendung, von deren ungeheuren Folgen wir uns vorläufig keine klare Vorstellung machen können.

Auch unsere Verbündeten würden, unter diesem Gesichtspunkt gesehen, in der mitteleuropäischen Isolierung eine schlechte Rechnung finden. Ihr Interesse ist ein rückgratfestes, starkes und reiches Deutschland, an das sie sich klammern können — genau wie das Interesse der englischen Dominions um den festen Punkt englischer Finanz- und Wehrkraft kreist.

So muß unser Blick fest auf die See gerichtet bleiben, auf den Handel mit den Hochstraßen des Weltverkehrs, auch schon aus dem Grunde, um anliegende Neutrale, die die *politische* Anziehungskraft eines mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks fürchten, nicht zur Wahrung ihrer vermeintlich gefährdeten politischen Entschlußfreiheit in das feindliche Lager abzudrängen. Was wir in Wahrung dieser wirtschaftlichen Ausrichtung unseren Bundesgenossen ökonomisch sein können, *muß unbedingt geschehen*, und das ist gleichzeitig *weniger* und *mehr* als Mitteleuropa, weniger, insofern das umfassende Programm nicht verwirklicht werden kann, mehr, insofern diese Gestaltung der Dinge die Garantien der Festigkeit, der Dauer und des gegenseitigen Einverständnisses all des Volks, das zu uns hält, bietet. Und damit kommen wir zu der Lösung, die uns die zuverlässigste zu sein scheint und die frei von irgendeinem ökonomistischen Doktrinarismus ist: das Mitteleuropa, das wir meinen und das heute schon besteht, ist der noch immer fester zu verkittende militärische Verteidigungsbund, eine politische Weltmacht, deren ungeheures Schwergewicht wir auch in die *wirtschaftliche* Wagschale werfen können, eine Macht, deren Rückgrat das wehrgewaltige, finanzstarke, gewerblich hoch entwickelte, volksdichte Deutschland, eng verwachsen mit dem Weltverkehr bleiben muß.

Erinnerungen Luise Hensels an K. Emmerich
Von H. Cardauns

Die folgenden Mitteilungen sind einer umfangreichen Aufzeichnung entnommen, welche Luise Hensel eigenhändig geschrieben und unterschrieben hat. Benutzt wurde sie, aber nur auszugsweise und zum kleineren Teile, von Franz Binder in seinem schönen Lebensbilde der Dichterin.* Nach dem Tode des trefflichen Mannes ging sie in den Besitz seines Neffen, Herrn Pfarrer Hermann Binder in Altingen (Württemberg) über; dieser hat sie mir mit vielen anderen wertvollen Stücken des Nachlasses (Briefe Clemens Brentanos, Luise Hensels usw.) leihweise überlassen.** Für das mir bewiesene liebenswürdige Entgegenkommen und weitgehende Vertrauen spreche ich ihm meinen wärmsten Dank aus.

Die ‚Erinnerungen' umfassen 76 mit Tinte beschriebene Quartseiten. Luise Hensel hat ihnen folgende Bleistiftnotiz vorausgeschickt: ‚Diese Aufzeichnungen enthalten nur eigentlich das, was meinen persönlichen Verkehr mit der lieben sel. A. K. Emmerich betrifft, und es ist mir vielleicht mit Recht der Vorwurf gemacht, warum ich nicht über ihre wunderbaren Offenbarungen bei ihr Erkundigungen eingezogen und verzeichnet habe. Ich würde das damals für eine Unbescheidenheit gehalten haben, da ich wußte, daß sie solche fortwährend an Clemens Br(entano) machte, der sich mit Eifer der Sache hingab, die er für seine Lebensaufgabe ansah. Auch war ich ja nur immer auf kurze Zeit bei ihr und hatte dann oft kaum so viel Muße, die mir am Herzen liegenden Gewissensfragen ihr vorzulegen.'

Ihren Ursprung verdanken die Erinnerungen einer Anregung des Emmerich-Biographen P. K. E. Schmöger. In einem Schreiben vom 15. November 1858 (Original im Binderschen Nachlasse) bittet er L. Hensel, ihm bei den Vorarbeiten für sein Leben der Emmerich ‚behülflich zu sein und mir, was Sie vielleicht an Dokumenten in Händen haben, zu zeitweiser Benützung zu überlassen, oder Notizen, wie sich dieselben Ihrem Gedächtnisse ergeben, wenn auch noch so kurz zu skizzieren'. Nach dem Schlußwort der Erinnerungen schreibt L. Hensel dieselben zwei Monate später, im Januar 1859, auf; sie will daraus für P. Schmöger einen Auszug machen, verschiebt aber diese Arbeit auf den Sommer (1859) und erbittet sich für diese Zeit die Erinnerungen zurück. Am 7. November 1859 schreibt sie an Professor Schlüter:*** ‚Was ich von der lieben sel. K. Emmerich wußte und hatte, das, und nur das habe ich im vorigen Winter (also 1858/59) nieder-

* Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1885. Zweite Auflage 1904, nach welcher ich zitiere. Die Auszüge beginnen mit der 10. Seite der Handschrift bei Binder 120.

** Ein Teil ist veröffentlicht von Cardauns, ‚Aufzeichnungen und Briefe Luise Hensels' in den ‚Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren' Bd. 35 Heft 3 vom 20. März 1916.

*** Briefe der Dichterin Luise Hensel. S. 118.

geschrieben und Pater Schmöger geschickt; ich hatte nicht Zeit, eine Abschrift davon zu nehmen, es waren etwa vier Bogen.' Wenn darunter Druckbogen zu verstehen sind, hat sie den Umfang ihrer Niederschrift stark überschätzt; doch scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß die ‚Erinnerungen' im Winter 1858/59 an Schmöger geschickt wurden. Auffallenderweise ist in Schmögers ‚Leben der gottseligen A. K. Emmerich' (2 Bde. 1867/1870) keine Spur einer Benutzung der ‚Erinnerungen' zu finden. Einmal (II, 899) gibt er einige Sätze wieder, welche L. H. über die heimliche Eröffnung des Grabes der Emmerich ‚dem Verfasser schrieb', aber sie stimmen mit der entsprechenden Stelle der ‚Erinnerungen' (Binder 180) nicht überein.*

Einige Bemerkungen dem Schluß dieser Zeilen und einem weiteren, später im ‚Hochland' erscheinenden Aufsatze vorbehaltend, lasse ich die Erinnerungen in ihrer schmucklosen Einfachheit folgen. Um den Zusammenhang nicht zu stören, sind auch solche Stellen aufgenommen, welche bereits Franz Binder mit der ganzen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, welche seine Arbeiten ziert, in seinem Lebensbild veröffentlicht hat. Nur der große Bericht der Dichterin über die nächtliche Eröffnung des Grabes der Emmerich ist ausgelassen. Daß die Erinnerungen eine zusammenhängende Veröffentlichung verdienen, wird kaum bezweifelt werden. Höchstens könnte man die Frage aufwerfen, ob einige Stellen als unwichtig hätten ausgeschieden werden sollen; aber es würde nicht viel gewesen sein, und wahrscheinlich würde bei einer Nachprüfung der eine für wichtig halten, was dem anderen als unwichtig erschiene.

Erinnerungen,**

zum Theil aus früheren Tagebüchern, zum Theil aus dem Gedächtniß geschrieben, meinen Verkehr mit der lieben sel. Anna Cathr. Emmerich betreffend.

Es wird mir Alles, was ich mit ihr erlebt und Wunderbares an ihr bemerkt habe, wohl am deutlichsten, am klarsten und wahrsten ins Gedächtniß zurück kommen, wenn ich einfach der Zeitfolge nach erzähle, nachdem ich mich durch Gebet vorbereitet und Gott gebeten habe, mich vor jedem Irrthum und jeder Täuschung Ihm, mir und Jedem, der vielleicht einst diese Blätter liest, gegenüber bewahren wolle. Er ist mein Zeuge, daß ich nur die einfache Wahrheit geben will und daß ich jede Lüge für eine verabscheuungswürdige Sünde erkenne und also ernstlich meiden will. Sein ewiges Licht durchleuchte meinen Geist und helfe mir, zu Seiner

* Binders Angabe (178, Anm. 3), Schmöger habe an der angegebenen Stelle die ‚Erinnerungen' benutzt, ist irrig; dies ergibt sich schon aus den verschiedenen Zeitangaben für die heimliche Eröffnung: Nach den Erinnerungen ‚sechs Wochen', nach der Mitteilung bei Schmöger ‚fünf Wochen' nach der Beerdigung. Letztere Angabe ist die genauere: Die Beerdigung fand statt am 13. Februar 1824, die heimliche Eröffnung (vgl. Binder 182 f.) in der Nacht vom 19. auf den 20. März.

** Darüber ein Gabelkreuz.

Ehre nieder zu schreiben, was ich durch Seine Gnade an Seiner auserwählten und hochbegnadeten Dienerin erkannt und erfahren habe und was mir durch sie geworden ist! Amen. Heilige Maria, du Mutter aller Gnaden, bitte für mich! Amen. Du meine geliebte selige Schwester, bitte auch du für mich, daß auch durch mich arme Sünderin, die dir unendlich viel in Ewigkeit zu danken hat, die Ehre dessen, der dich so reich begnadigt hat, befördert werde. Amen.

Schon in früher Jugend hörte ich in Berlin selbst von Protestanten von einer sehr begnadigten Klosterfrau in Westphalen sprechen, die mit den Wundmalen des Herrn bezeichnet sei und ohne irdische Speise lebe; man nannte sie gewöhnlich ‚die Nonne zu Dülmen'. Gott hatte mich schon damals durch Sein unendliches Erbarmen aus dem Verderben des Unglaubens und der Zweifelsucht gerettet und in mir das innigste Verlangen nach der Kirche geweckt, die Er mußte gestiftet haben, wenn Sein h. Wort eine Wahrheit, die ich damals nicht mehr bezweifelte, sein sollte. Es machte mir einen guten Eindruck, indem ich vernahm, daß noch in unsrer Zeit die katholische Kirche solche lebendige Zeugnisse aufzuweisen habe. Ein Urtheil der Generalin v. Helwig (die Schriftstellerin Amalie v. Imhoff),* in deren Salon ich auch einmal über die Selige sprechen hörte, verlezte mich innerlich empfindlich. Sie sagte nämlich: sie glaube wol, daß diese wunderbaren Wundmale bei ‚einem so armen Wesen', das nichts als das Leiden des Herrn wüßte und betrachtete, sich eindrücken könnten. Ich dachte: O, daß wir doch Alle so arme Wesen wären, nichts zu wissen als Jesum, den Gekreuzigten, für uns Gekreuzigten!

Im Jahre 1817 [am Rande: Ganz zu Anfang des Jahres, wie ich meine] schrieb Christian Brentano an seinen Bruder Clemens, der sich erst eben mit der Kirche wieder ausgesöhnt hatte, über die ‚Nonne zu Dülmen', deren wunderbare Gaben sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Im Spätherbst oder Winter danach kam er selbst, sprach mir gegenüber aber nur mit Zurückhaltung über sie, zeigte mir indessen die Abbildung (ich glaube, er nannte es Abdruck) des [kleine Zeichnung eines Gabelkreuzes] in ihrer linken Seite. Er reiste ab, um sich für längere Zeit in Dülmen einzunisten, und ich bat ihn, mich dem Gebet der ‚lieben Nonne' zu empfehlen. Gegen den Herbst forderte er seinen Bruder auf, zu ihm nach Dülmen zu kommen, um sich an den Wundern dort zu erbauen. Clemens wollte anfangs nicht gern von Berlin fort; ich ließ ihm aber keine Ruhe und trieb ihn fast täglich an, zu seinem Bruder zu gehen. Hiebei muß ich aber gestehn, daß es nicht der Wunsch allein war, daß ihm dort Segnungen zu Theil werden mögten und daß er mir nachher viel Erbauliches erzählen könne, sondern ich wünschte vor allem, ihn für eine Zeit weg zu haben, da ich durch Gottes Gnade so weit in meiner Erkenntniß Seiner Kirche gekommen war, daß ich einsah: ich müsse sie

* Notizen über Amalie v. Imhoff (1776—1831) bei Binder 42.

nun auch bekennen, und da wäre mir seine Anwesenheit nur störend gewesen sowohl innerlich als äußerlich. Ich mußte das mit Gott allein durchkämpfen; menschliche Einmischung wäre mir nur störend gewesen, da ich zugleich die größesten Opfer an der Schwelle der Kirchenthür niederzulegen hatte. Auch erkannte ich die Notwendigkeit um seines Heiles willen, daß seine übertriebene Liebe zu mir durch Entfernung gemäßigt werde. Ob dabei auch der Wunsch sich einmischte, wenigstens für eine Zeit lang des mir oft lästigen täglichen Besuchs meines Freundes los zu sein, weiß ich jetzt nicht mehr [am Rande: Meine Zeit war durch meinen Beruf als Erzieherin und durch häusliche Arbeiten im Hause meiner Mutter durchaus in Anspruch genommen, auch verlezte er meine Mutter und meinen Bruder* oft ohne es böse zu meinen durch sein rücksichtloses Benehmen. Auch war ich immer bange, mein guter Ruf könne durch seine täglichen Besuche leiden]. Genug: es gelang mir, ihn zur Reise zu bewegen, welche er den 14. September antrat. Was er über die liebe Emmerich aus Dülmen an mich schrieb, ist zum Theil in seinen ohne mein Wissen (leider) gedruckten Briefen enthalten;** seine damaligen Urtheile über das eigentliche Wesen der wunderbar Begnadigten bedürften in mancher Hinsicht indessen der Berichtigung, wie seine zum Theil zu harten Urtheile über manche Personen, mit denen die liebe Selige verkehrte oder gar lebte. Clemens sah damals noch Vieles zu scharf und es fehlte ihm noch an der nöthigen Geduld; sein rasches Dazwieschenfahren verstöhrte und verschüchterte manche Naturen; die minder gut gearteten erbitterte es oft und wandte sie für immer von ihm ab. Der liebe alte milde Overberg sagte wiederholt von ihm: ‚Er ist neuer Wein; es gährt und tobt gewaltig in ihm durcheinander; aber er ist gut und wird schon milde werden.‘

Die Mittheilungen an mich über die liebe Selige beginnen S. 268 im ersten Bande seiner Briefe*** und ziehn sich durch alle seine mir von Dülmen geschriebenen Briefe vom Sommer 1821 bis März 1824, wo ich ihn auch wieder in Dülmen sprach nach dem Heimgang unserer Freundin. Ich wiederhole hier seine Mittheilungen weiter nicht, nur muß ich eine derselben, die in jenen gedruckten Briefen sich nicht findet, hier geben, da sie äußerst merkwürdig ist und für meinen Lebensweg entscheidend war. Die liebe Selige ließ mir nämlich durch Cl. Br. schreiben: † Den Entschluß, welchen ich an jenem Abend (sie bezeichnete ihn näher dadurch, daß sie sagte:

---

* Maler Wilhelm Hensel.

** Gedruckt in Cl. Brentanos Ges. Briefen I, 259 ff. Der Riesenbrief Dülmen 1. bis 9. Oktober 1818 ist dort S. 271—285 mit starken Auslassungen gedruckt. Er wird nach dem 24 eng geschriebene Oktav-Seiten umfassenden Original (im Binderschen Nachlaß) demnächst im ‚Hochland‘ erscheinen.

*** In einem Briefe aus Sondermühlen, 22. September 1818.

† Vgl. hierzu Diel-Kreiten, Cl. Brentano II, 203 und Binder 109. Eine kürzere Darstellung, welche L. H. von dem Vorgang gegeben hat, bei Cardauns, Aufzeichnungen und Briefe S. 11.

wo ich zwischen zwei Gärten mit Bretterzäunen durchgegangen war) gefaßt hätte, möchte ich ausführen, er sei der Wille Gottes für mich. Der Umstand, daß sie noch hinzusezte: ich sei nicht allein gewesen, veranlaßte Br. zu allerlei Zusätzen aus seiner Phantasie, da er sich einbildete, es sei ein menschlicher Begleiter bei mir gewesen, was nicht so war, sondern ich hatte meinen h. Schutzengel gebeten, mich durch diese öde Gasse, wo schon öfters Leute angefallen und beraubt waren, zu begleiten. Wollte ich alle die verworrenen Bilder, die zum Theil richtig zutrafen, zum Theil leere Einbildungen von Br. waren, hier alle geben, so würde ich ein vollständiges Buch schreiben müssen. Ich habe indessen jene Briefe noch zum Theil, nämlich so weit er sie später nicht selbst verbrannt hat, denn ich hatte sie ihm im März 1819 (als ich Berlin verließ) mit allem, was er früher an mich geschrieben, zurück gegeben; er wollte alles noch einmal lesen, ordnen, berichtigen und schrieb in späteren Jahren, als ich diese Papiere zurück verlangte: er habe sie verbrannt.* Ganz unerwartet fand ich später nun doch eine Menge seiner früheren Briefe an mich in der Sammlung, die seine Schwägerin herausgegeben, die Manuskripte habe ich mir natürlich einhändigen lassen, der Druck aber hat sie leider in die Öffentlichkeit geschleudert, wohin sie nicht gehören.

In diesen Briefen aus Dülmen vom Herbst 1818 und Januar 1819 ist freilich viel Schönes, auch Einiges Wahre, wirklich von der lieben sel. E. Gegebene, aber sie bedürfen Blatt für Blatt eines Commentars, was ich schriftlich nicht mehr, wenigstens jezt nicht, geben kann. Ich habe später mit der sel. E. selbst über diese Mittheilungen gesprochen und dann erst etwas sichten können, was etwa probehaltig daran ist. Unbeschreiblich viel Qual und Stöhrung verursachte es aber in meiner Seele, daß die meisten dieser Briefe, deren Behauptungen ich ebenso wenig auf meine äußeren Verhältnisse wie auf meine Seelenrichtung anzupassen wußte, von der lieben Seligen unterschrieben waren. Sie hatte das auf sein Bitten gethan, während sie mit Manchem, was er ihr daraus vorlas, auch einverstanden sein konnte.**

Anfangs März 1819 nahm ich die Einladung der Fürstin Salm (geb. Gallitzin, Tochter der berühmten Amalie Gallitzin) an, zu ihr nach Münster zu kommen, weil die Emmerich es wollte und ich hoffte, nur das fürstliche Haus als Vorwand betrachten zu brauchen, um von da zu ihr und später

* In einer anderen Darstellung der Dichterin wird dies eingeschränkt: ‚Später (1824) schrieb er mir, daß er sie fast alle verbrannt . . . und ich übersah das Wörtchen fast.' Cardauns, Aufzeichnungen S. 5.

** In erhaltenen Briefen Brentanos findet sich, soweit mir bekannt, die Unterschrift der Emmerich nicht, doch ist kein Grund zum Zweifel, daß andere Briefe von ihr unterschrieben waren. Dieser Umstand wird die Veranlassung für Brentanos Gegner in Dülmen gewesen sein, ihre Anfang 1819 geschriebenen Briefe an Brentano, er möge nicht nach Dülmen zurückkehren, ebenfalls von der Emmerich unterzeichnen zu lassen. Vgl. Ges. Briefe I, 71.

in ein Kloster zu kommen.* Zu meiner großen Qual und Betrübniß gestalteten sich die Verhältnisse aber ganz anders; man ließ mich weder nach Dülmen noch mit dem einzigen Kloster, das damals in Münster war, verkehren und wollte mich ganz ans Leben fesseln, das ich in seinen innigsten Beziehungen, mit allem, was es mir an höherem und reinerem Lebensglück geboten hatte, mit blutendem aber willigem Herzen dem Herrn geopfert hatte, weil ich glaubte: Er habe durch den Mund Seiner begnadigten Dienerin gesprochen und ich müsse durch sie nun auch nähere Weisung erhalten.

Gegen Ende April gelang es mir endlich durch Overbergs Vermittlung, die Fürstin zu bewegen, daß sie mit mir nach Dülmen fuhr, mich zur E. führte und etwa eine Stunde bei ihr allein ließ.** Es war an einem Freitag, aber in jener Zeit, wo ihre Wundmale nicht bluteten, da sie, wie ich schon gehört hatte, Gott gebeten: ihr diese äußeren Ehrenzeichen zu nehmen, durch welche ihr ohnehin so viel Stöhrung durch Neugierige wurde. Mir kam es auch darauf nicht an, sondern vor Allem auf ihr Wort, ihre Lehre; ich fand mich mit der ganzen Seele auf sie angewiesen. Sie empfing mich mit großer Freundlichkeit und hatte etwas ganz menschlich Liebes. Sobald wir allein waren, umarmte sie mich mit großer Innigkeit und liebkoste, wie mit einem Kind, was mich in tiefster Seele demüthigte, da ich meiner Sünden und Thorheiten gedachte, und wärend sie mich herzte und küste, sagte ich die ungeschickten Worte: wenn sie mich kennte, würde sie so zärtlich nicht mit mir sein. Da ließ sie mich plötzlich aus ihren Armen und schaute mich mit einem langen, ernsten unaussprechlichen Blick an, von dem ich fühlte, daß er durch alle Tiefen meines Wesens drang. Dann sagte sie sehr ernst: ‚Glaube mir: wer zu mir kommt, dem sehe ich auf den Grund des Herzens; das hat mir Gott gegeben.‘ Dann sezte sie freundlich lächelnd hinzu: ‚Dein Wille ist gut‘ — und herzte mich von Neuem. O, wie unaussprechlich trostreich war mir das! Ich hatte eine Näharbeit bei mir, ein Corporale, das ich mit einer Spitze schon zum Theil besezt hatte, und die liebe Seelige sagte, als die Fürstin mich zum Mittagessen abholen ließ: ich solle es ihr dort lassen, sie wolle es mir fertig nähen. Ich wendete ein, daß sie ja so sehr leidend sei (ihre Wangen glühten fieberhaft und ihre Hände zitterten) und die feine Näherei sie angreifen würde; aber sie sagte: ‚Ne, det stärket mich‘ — vorher hatte sie reines Hochdeutsch gesprochen. Als ich gleich nach dem Essen wieder zu ihr kam, fand ich sie eifrig nähend mit lebhaft leuchtenden Augen. Sie bezeichnete auch mit einem kleinen † von rothem Garn die Stelle, wo nach der Consecration die h. Hostie gelegt wird, und bevor sie mir das Tüchlein reichte, küste sie diese Stelle mit den Worten: ‚Dütt Pläcksken hebbe ich gewaltig lef‘ (lieb). Die Näherei war sehr schön und fein gemacht.

---

* Die folgenden Sätze benutzt bei Binder 119.

** Hier setzen die wörtlichen Auszüge bei Binder 120—121 ein.

Nach diesem flüchtigen ersten Wiedersehn,* das mir unbeschreiblich viel war, wie wenig sie mir auch sagen konnte, kamen sehr harte Zeiten für mich, deren Leiden ich hier nicht detailliren will und kann. Es hatte sich in Dülmen und Münster eine förmliche Opposition gegen Br. gebildet, und zwar von den bestgesinntesten Männern,** zu denen auch der Fürst Salm, ein frommer und trefflicher Mann, gehörte. Br. hatte nämlich bei seiner großen Leidenschaftlichkeit und Mißachtung aller nothwendigen Rücksichten auf Anstand, Urtheil der Welt usw. überall angestoßen und verlezt [am Rande: N. B. Bei seiner ersten Anwesenheit in Dülmen Herbst 1818 und Januar 1819]. So hatte er sich des Schlüssels zur Kammer der lieben sel. Emmerich bemächtigt und brachte öfters die Nächte bei ihr zu, was natürlich keinem Menschen, der die E. kannte und ihren heiligen Krankheitszustand, Anlaß zu einem eigentlichen Argwohn geben konnte, was aber auch mich in hohem Grade verlezte, als er es mir im Dezember 1818 schrieb. Die arme liebe E. litt auch diese große Belästigung aus christlicher Liebe und innigem Mitleid mit seinem schmerzhaft aufgeregten Zustande in aller Geduld.

[Am Rand:] Daß der gute, sehr ängstliche und etwas unbeholfene P. Limberg*** dabei mit Cl. Br. in Conflict kam, ist natürlich zu begreifen und nach beiden Seiten hin durch die große Verschiedenheit der Naturen zu entschuldigen. Der Eine ganz Poesie, Feuer und Leben, der Andre sehr prosaisch, langsam und scrupelös, dabei aber eigentlich sein sollender Führer der lieben Religion. Er that mir immer leid und ich achtete ihn sehr.

Wärend er [Brentano] aber nun nach Berlin zurückgegangen war, um dort seine Hütte abzubrechen und ganz nach Dülmen überzusiedeln, hatte sich jene Opposition gebildet, um seine Rückkehr nach Dülmen zu verhindern. Er schrieb mir von Berlin einige Mal und gab mir Vorschriften, die unausführbar waren, die er auch im folgenden Brief oft selbst widerrief, und leider kam ein Brief von ihm, der in großer Verwirrung und Aufregung geschrieben war, in die Hand des Fürsten, und gleich darauf kam er selbst. Nun ward mir verboten, mit ihm allein zu sprechen und ich mußte Zeuge eines harten Wortwechsels zwischen beiden Männern sein. Es gelang ihm dennoch, in Dülmen wieder Aufnahme und Zutritt zu der lieben Seligen zu gewinnen, und nach und nach gelangte er auch wieder zu einer ruhigeren Stimmung und versöhnte manch widerstrebendes Gemüth. Mir aber war nun aller Verkehr mit ihm und Dülmen verboten und unmöglich gemacht, worüber ich unbeschreiblich litt.†

* Ein ‚Wiedersehen' war es nicht, sondern die erste Begegnung.

** Die Briefe des Abbé Lambert und des Dr. Wesener zu Dülmen an Brentano bei Schmöger, Leben der A. K. Emmerich II, 10, wo auch Mitteilungen über den weiteren Verlauf und die Schlichtung des Konfliktes.

*** Beichtvater der Emmerich.

† Dieser Abschnitt wörtlich bei Binder 122, desgleichen, aber mit Auslassungen, die anschließende Schilderung der Tätigkeit der staatlichen Untersuchungskommission.

Die feindselige Expedition der 14 Männer im Sommer 1819. Im August desselben Jahres (1819) zog das Salmsche Haus nach Düsseldorf, wir passirten demnach Dülmen, und die Fürstin ersuchte den Landrath v. Bönninghausen, den sie kannte, daß er uns Alle zu der ‚Kranken' führen möge. Es war nämlich grade jene widerwärtige Untersuchungskommission dort, die sich selbst aus einigen völlig ungläubigen Menschen, meist Aerzten, gebildet hatte,* um den Betrug zu entdecken, der als unzweifelhaft im Voraus angenommen war. Zwei Priester, die sich ohne Auftrag der geistlichen Behörde dieser Expedition angeschlossen hatten, waren sogleich durch den Generalvicar v. Droste zurückberufen. Es war ein herzzerreißender Anblick, die liebe Leidende so zu sehen. Sie schien in den 4 Monaten, wo ich sie nicht wieder gesehen hatte seit jenem ersten Besuch, wenigstens 20 Jahre älter geworden. Sie lag in einem Saal, der von beiden Seiten viele Fenster hatte, in Mitten des leeren großen Raumes im Bette, von allen Seiten mit grellem Licht umgeben. Am Fußende desselben saßen 2 Männer der sogen. Commission (die sich selbst gesendet hatte), auf jeder Seite einer, und schauten ihr unverwandt ins Gesicht. So oft die Stunde schlug, traten 2 andre ein und nahmen dieselben Pläze ein und thaten dasselbe. So ging das 14 Tage hindurch fort bei Tag und bei Nacht, und während dieser ganzen Zeit durfte sie keinen andern Menschen (auch ihren Beichtvater nicht) sprechen, konnte auch natürlich in dieser geistigen Folterqual kaum beten. Aber auch an leiblicher Peinigung fehlte es nicht. Sie, die gar keine Speise schon seit Jahren nehmen konnte und nur von der h. Eucharistie lebte, war dieser geistig leiblichen Nahrung beraubt wärend der ganzen Zeit dieser ‚Untersuchung', und man zwang sie, Kartoffeln etc. hinunter zu würgen, die sie mit großer Erstickungsqual wieder ausbrechen mußte. [Daneben am Rande:] Hier muß ich bemerken, daß sie nichts darin suchte, ohne Speise zu leben, mir auch einmal bei einem meiner Besuche aus dem Schränkchen seitwärts über oder vielmehr neben ihrem Bette einen kleinen rothen Apfel langte, von welchem an einer Seite ein wenig fehlte, mit dem Bemerken, das habe sie abgeschabt und genossen und habe es vertragen können. Sie sagte das mit heiterer Miene. Was an dem Aepfelchen fehlte, hätte, in einen Fingerhut gedrückt, ihn lange noch nicht gefüllt.

Dazu war das ganze Zimmer voller Fliegen. Als wir mit dem Landrath (der sich zu dieser saubern Untersuchungs-Commission bekannte und die liebe Kranke selbst auf seinem Arm in jenes Wirthshaus getragen hatte) eintraten und sie aus besonderer Vergünstigung in seiner Gegenwart sehen durften, saß eine alte Frau, die von den Herren gedungen war,** rechts

Einen merkwürdigen Brief Br.'s an A. K. Emmerich über seinen Zusammenstoß mit der ‚Opposition' wird das Hochland noch veröffentlichen.

* Diese später noch einmal wiederholte Angabe ist falsch; es war eine amtliche Kommission.

** Wohl die Krankenwärterin Frau Wiltner aus Münster. Vgl. Schmöger, Leben der Emmerich II, 61 ff.

an ihrer Seite und scheuchte ihr die Fliegen, am Fußende 2 der 14 Herren, wo ich in der Person des einen einen protestantischen Arzt erkannte, der in Münster übel berufen war, weil er seiner katholischen Frau das Versprechen nicht gehalten, daß die Kinder ihrer Kirche angehören sollten, und sie hatte sich darüber zu Tode gegrämt. Da ich wußte, daß sie Jedem auf den Grund des Herzens sehen konnte, dachte ich: Was muß es ihr wol eine Pein sein, diesen so nahe bei sich sitzen zu sehen (er trug den Trauerflor noch um den Arm). Als ich ihr ohngefähr 2 Jahre später, als ich so glücklich war, sie wieder zu sehn und 9 Tage in Dülmen zu leben, sagte, daß mich der Anblick dieses Menschen ihretwegen so erschreckt, erwiderte sie ganz schnell: ‚Der war der Beste.‘

Doch ich muß noch zu jenem Besuch wärend der schweren Leidenszeit unserer lieben Schwester zurückkehren, wo mir noch etwas mich sehr Rührendes mit ihr begegnete. Wir hatten sie mit geschlossenen Augen gefunden, grau-gelb von Farbe, das Gesicht war ungewöhnlich lang gezogen und voller Falten, deren sie sonst keine hatte. Als die Fürstin sie anreden wollte, versuchte sie zu antworten, man konnte sie aber nicht verstehn. Es sezten sich grade Fliegen auf ihre Augenlieder, und da die Fürstin sagte: ‚Ach, sie werden auch so von den Fliegen geplagt,‘ sagte Herr v. Bönninghausen: ‚Jungfer E. meint, die Menschen seien schlimmer als die Fliegen.‘ Sie schien eine bejahende Bewegung mit dem Kopf machen zu wollen. Ihr Athem war schwer, in der Art, wie ich ihn oft bei Sterbenden gefunden. Ich hatte mich hinter das Kopfende ihres Bettes gesezt und glaubte, so eher meine innere Bewegung bemeistern zu können. Als wir fortgingen, reichten der Fürst und die Fürstin, dann die Prinzessin und ihr Bruder ihr die Hand; die ihrige ruhte matt auf der Decke; sie blickte nicht auf, erwiderte keinen Handdruck, als ich aber leise auch ihre Hand erfaßte, hielt sie die meine fest, griff auch mit der Linken zu, öffnete rasch die Augen und sah mich mit einem überaus schmerzlichen, langen, ernsten Blick an, der mein ganzes Inneres zerriß und den ich nie vergessen konnte. Sie hatte Keinen angesehn, von mir auch keinen Laut gehört, dennoch wußte sie selbst in ihrer Todesqual, daß eine Seele da war, die sie näher anging. Der Landrath v. B. sagte zur Fürstin, als er uns sämmtlich zu der lieben Leidenden führte: zu sanft sei sie eben nicht, denn sie habe ihn und die andern Herren ‚Teufelsknechte‘ geheißen.* Ich war sehr geneigt, dies Urtheil zu unterzeichnen. [Am Rande die Bemerkung:] Der H. Landrath v. B. ist Katholik und galt für einen sehr humanen Mann. Seine fromme Frau hatte sehr ungern gesehn, daß er sich an der Quälerei betheiligte, und da sie später an einem Krebsleiden starb, soll sie in ihren Schmerzen ihm öfters gesagt haben: das sei die Strafe für seine Versündigung an der seligen E[mmerich]. So sagte mir die Söntgen.**

* Vgl. Schmöger a. a. O. 77.

** Clara Söntgen, früher mit A. K. Emmerich Nonne in Agnetenberg.

Besonders zornig war einer der Aerzte, ein sehr dicker Mann, dem man leicht den krassesten Materialismus ansehn konnte, über die ‚Nonne‘, und ließ sie seinen Aerger sehr empfinden; als später einmal auch von ihm die Rede war, sagte sie sanft lächelnd: ‚Ach, der war nur so böse auf mich, weil ich so mager bin.‘ Einer der Herren* behauptete seinen Kollegen gegenüber, daß er sich so eine ‚Dornenkrone‘ — [am Rande]: Es soll nämlich während jener sogen. Untersuchung die Blutung um ihre Stirn dennoch eingetreten sein, zur großen Bestürzung der 14 Männer. Ich hörte das später auch von der Söntgen — auch machen könne, und zerstach sich die Stirn mit einer Stopfnadel; der Verlauf der Blutung war aber ein ganz anderer als bei der lieben E., denn der Mann ward längere Zeit mit einem ekelhaften Ausschlag an der Stirn gesehn. Nach Beendigung der Expedition schämte man sich, kein Resultat nach dem Sinne derselben zu haben, und nun gab man lügenhafte, ganz lächerliche Pamphlete heraus, die schon den Widerspruch in sich trugen. Wahrscheinlich wird Cl. Br. sie nebst den Erwiderungen von Dr. Wesener und Dr. Lutterbeck (in Münster) zu den Akten gelegt haben. Eine dieser Schmähschriften war von einem Dr. Rave oder Rabe geschrieben und besonders bös und giftig.

Im April 1821 verließ ich das Salm'sche Haus, um zur Gräfin Stolberg zu gehn, und blieb in Dülmen, über das der Postweg führte, 9 Tage, die mir reicher Ersatz waren für unbeschreiblich schmerzliche Leiden, die ich durch die völlige Entbehrung alles Verkehrs mit ihr fast 2 Jahre lang getragen hatte. Sie war ganz Liebe und Freundlichkeit. Ich durfte mit meiner Arbeit den ganzen Tag über an ihrem Bette sitzen und ging nur zum Essen und Schlafen in meinen Gasthof. Manches Nützliche sagte sie mir; leider habe ich damals nur die wenigen nachfolgenden Zeilen in mein Tagebuch geschrieben:**

„G. s. J. Chr. — Dülmen, d. 28. April 1821. Wie glücklich bin ich doch, mit dieser erleuchteten Seele so vertraulich umgehn zu dürfen! Laß, o Herr! diese Zeit Früchte für die Ewigkeit in mir bringen! — Sie hegt ein großes Verlangen, Pater Wüsten (meinen Düsseldorfer Beichtvater, an den Overberg mich gewiesen hatte) zu sehn; seine Art, mich zu führen, gefällt ihr durchaus. —

‚Es ist ihr so sehr bitter, wenn sie „ich“ sagen muß, weil sie sich als nichts erkennt. — Wir sprachen von der grenzenlosen Liebe des Herrn, die ihn vermochte, uns als Mensch erst nachzulaufen, da wir ihm entwichen waren etc. und endlich gar als unser Brod bei uns zu verbleiben. Sie sagte: „Das konnte auch nur Gott. Im göttlichen Rath ward beschlossen, die

* Gemeint ist der Kreisarzt Dr. Rave. Der Versuch wird erwähnt in v. Bönninghausens Geschichte der Untersuchung usw. (1819). Die betr. Stelle abgedruckt bei Schmöger, Leben der Emmerich II, 75. Nach dieser Darstellung war ‚der Erfolg derselbe‘, d. h. wie bei der Emmerich.

** Wörtlich wie im Tagebuch bei Bartscher, Der innere Lebensgang der Dichterin L. H. 263. Bei Binder 146 ist die Stelle abgekürzt.

Menschen sollten erlöst werden. Es sollte ein Engel kommen; da sagte Gott der Vater zum ewigen Sohn: ‚Wenn sie durch einen Engel erlöst würden, müßten sie ihn ja über Alles lieben; nein, du mußt gehn, sie zu erlösen.‘ Da kam Gott der Sohn.“ [Am Rande ein Fragezeichen und die Bemerkung: „Ich gebe diese freilich wol mehr kindliche als theologisch richtige Aeußerung, wie sie sie damals gegeben.“ Im Tagebuch steht diese Bemerkung nicht.] Sie hält es für ein großes Glück, von Gott zu reden. Es stärkt sie auch körperlich. — Die gute Meinung auch bei den geringsten und selbst mechanischen Werken hat sie sehr empfohlen.‘

Ich sah sie nun nicht wieder bis im März 1822,* wo die sie sehr verehrende Gräfin Stolberg mir die Erlaubniß gab, sie auf einige Tage zu besuchen. Sie hatte nämlich Mangel an Wäsche, da sie alles weg gegeben, und ließ mir nun durch Cl[emens Brentano] schreiben: ich möge doch kommen, um ihr Einiges zu nähen, was mir natürlich eine ungemeine Freude war. In diesen Tagen erlebte ich am meisten bei ihr, und sie überhäufte mich ganz mit Beweisen von Liebe, sagte mir auch viel Erbauliches und Prophetisches. Ich kann leider nur noch das Folgende mit ganzer Gewißheit geben, das ich am Vorabend des St. Joseph-Festes größten Theils aufgezeichnet.

Ich hatte den Tag über an ihrem Bette sitzend genäht. Gegen Abend ward ihr Geist mehrmals entrückt. [Am Rande mit Bleistift zugefügt: Ich hatte mich an ein Tischchen mitten in dem Stübchen gesezt und deckte durch meinen Schatten ihr das Licht der Lampe, den Rücken nach ihr gekehrt; sie konnte demnach unmöglich sehn, daß ich die Lippen bewegte.] Sie war sehr leidend und ich bat Gott innerlich: Er möge ihre Schmerzen lindern. Augenblicklich fuhr sie auf, sah mich zürnend an und sagte mit Heftigkeit: ‚Was hast du mir meine Blumen zu nehmen? Ich will leiden.‘ Sie sprach dann von einem Lilientron, den die Engel [am Rande: und Seligen, auch sie selbst] für den h. Joseph bauten und schmückten. Unsre Feste würden dort oben mit gefeiert und die Engel würfen auch für uns Blumen herab. Sie fragte mich: ob ich auch Blumen haben wolle, und ruhte nicht, bis ich ihr ja antwortete. Dann sagte sie: ‚O, welch schöne, schöne Blumen! Auf Erden sind sie nicht so schön zu finden, da ist nichts als Dreck. Die Muttergottes muß die Blumen geben, die sind wol so hoch wie ein Mann. Du sollst auch einen großen Strauß davon haben — enen grauten Puck.‘ [Am Rande: Diesen ‚großen Strauß‘ hat mir die liebe Muttergottes auch sichtlich oft gegeben. Die größesten Leiden meines Lebens begegneten mir entweder an Muttergottes-Festtagen oder an Samstagen. Ich bin aber auch am Fest der ‚Sieben Schmerzen‘ (1798) geboren.] Etwas später: ‚O, was ist der h. Joseph für ein Mann! Ich hebbe

* Die folgenden eingehenden Mitteilungen des Henselschen Manuskriptes sind bei Binder 164 ff. in kurzem Auszug benutzt, nur Weniges wörtlich wiedergegeben. Einiges schon im Tagebuch bei Bartscher 294 ff.

em wol kennt, as he so graut was' — Sie hielt die Hand etwa 3 Fuß hoch über der Erde. Sie sagte auch: er sei wol ein sehr guter Führer. Da er die ersten Schritte unsers Herrn leiten durfte, könne er auch uns wol führen. Sie sezte hinzu: ‚Er starb, als unser Herr 30 Jahre alt war; er sollte sein Leiden nicht sehn; das hätte er auch nicht aushalten können; er war nicht so stark wie die Muttergottes.' Der Pater (ihr Beichtvater) kam und sagte: sie solle nur gehorsam sein und ruhen. Sie erwiderte: ‚Wenn du es mir befiehlst, kann ich es besser.' Er fragte: wann sie schlafen würde; sie sagte: ‚Von 4 bis 6.' Einige Minuten vor 4 verließ ich sie, um in die Kirche zu gehn; sie versprach, mit mir zu gehn (natürlich nur im Geiste). Sie hatte mich mehrmals ihre Schwester genannt und mich auf fast gebieterische Weise aufgefordert, um Gnaden für die Kirche zu bitten; sie sei derselben so bedürftig. Es würden so viele Blumen herunter vom Himmel geworfen; ich sollte sammeln; sie habe auch schon gesammelt. P. Limberg sah ungern, daß ich während ihrer Vision bei ihr gewesen und verhörte mich über alles, was sie in diesem Zustande gesprochen. [Am Rande: Er gebot mir auch Schweigen über alles, was sie im höheren Zustande gesagt, weil er in seiner Aengstlichkeit immer Aufsehen fürchtete und neue Untersuchungen.]

In diesen Tagen hatte ich sie auf Wunsch ihres Arztes (Dr. Wesener) einige Mal mit gewärmtem Wein gewaschen; es war dies eine sehr schwierige Sache wegen der gar nicht zu beschreibenden Magerkeit. Ihre feinen Knochen waren von weißer durchsichtiger Haut umgeben, die so weit war, daß die leichten Gebeine fast schlotterten. Man sah alle Sehnen und Adern durch die feine Haut. Von Muskelfleisch war keine Spur zu sehn, weßhalb jede Bewegung bei ihr ein Wunder war. Sie zeigte mir ihre ganz fleischlosen Beine und fragte mich mit einem mitleidigen Blick auf sie: ob ich wol je so magere Beine gesehn; sie glaube, sie habe die Zehrung. Ein ander Mal fragte sie scherzend, ob ich ihren Rückgrad fühlen wolle, und führte meine Hand unter ihre Decke, sie auf die Mitte des Leibes legend, und da fühlte ich allerdings mit etwas Grausen deutlich ihren Rückgrad, um welchen herum nur lose, weite, faltige Haut zu fühlen war. [Am Rande mit Bleistift: Man fühlte gleichsam in einen ausgenommen (so!) Leib; von der Leber und andern Eingeweiden war gar nichts zu bemerken.] Der Ausdruck des Erstaunens in meinem Gesicht machte sie herzlich lachen. Wenn sie nicht täglich etwas Wasser getrunken hätte, würden ihre Eingeweide ganz vertrocknet sein. Ich hielt sie beim Umbetten auch wol auf dem Schooß oder Arm, und fand sie immer fast ganz gewichtlos. Im Gesicht bemerkte man ihre große Magerkeit nicht. Sie hatte keine eingefallenen Wangen und keine Falten [am Rande: Diese habe ich nur wärend jener schmählichen Expedition in ihrem Antlitz gesehn. Wenn sie von heiligen Dingen sprach, ward sie oft wunderbar jugendlich schön. Es war mir ein wahrer Genuß, sie so zu sehn, und ich gab ihr darum öfters durch Fragen den Anlaß dazu], der Hals war aber schon ganz dürr, so daß man Gurgel und Bänder durch

die faltige Haut schimmern sah. (Ich komme auf diesen Umstand später bei der Geschichte des Dr. Wesener zurück, wie auch bei dem Bericht über den Besuch des Leibarztes des sel. Königs Fr. Wilh. III.)

Eines Abends, wärend sie sehr leidend und dabei aber meist abwesenden Geistes oder doch innerlich mit Gebetsarbeit beschäftigt war, saß ich ihrem Bette etwas fern bei der Lampe mit meiner Näharbeit; der Wind war eben draußen heftiger geworden und man hörte einige starke Stöße gegen das Fenster. Da fuhr sie plözlich aus ihrem anscheinend abwesenden Zustande auf, sah mich entsezt an und rief: ‚Bete! bete! bete! Es ist ein Schiff in Noth, worauf so viele Menschen sind. Ich muß wieder hin.' In dem Augenblick fiel sie plözlich wie leblos zurück auf ihr Lager und mag etwa eine gute halbe Stunde so gelegen haben. Dann schlug sie die Augen auf (ich meine, daß ich ihr auch Wasser zu trinken gab), war aber ganz erschöpft, doch sichtlich getröstet. Ich sagte nach einem Weilchen: Wie ist es mit dem Schiff geworden? Und sie sah mich sehr müde aber freundlich an und sagte, mit dem Kopf ein wenig nickend: ‚Die Mannschaft ist gerettet.' [Am Rande beigefügt:] Wenn ich mich noch recht erinnere, sagte sie auf mein Befragen: wo der Schiffbruch stattgefunden: an der africanischen Küste. Seitdem fühle ich mich, wenn der Wind stark geht, immer lebhaft aufgefordert, für die Schiffenden zu beten. Aber — mein armes Gebet ist zu schwach, leider gewiß durch meine Schuld.

Wärend sie in diesen Tagen auch einmal in Visionen lag, erwachte sie plözlich, sah mich mit einem festen, fast stolzen Blick an und sagte: ‚Begehre, was du von Gott haben willst; ich kann dir's erlangen.' Als ich noch zögerte, meinen Wunsch auszusprechen, ward sie dringender und wiederholte mit dem Ausdruck der größesten Zuversicht die Worte: Ich kann's dir erlangen. Hier muß ich zu meiner Demüthigung gestehn, daß sich in mir die Versuchung regte, zu begehren, was Elisäus von Elias begehrte* (‚Deinen zwiefachen Geist'), aber ich kämpfte sie nieder, da ich wohl einsah, wie wenig ich der ungeheuren Aufgabe entsprechen würde und darüber zu Grund gehn könne wie der unglückliche Judas an seinem Apostolat; ich sagte daher: ‚Begehre mir, daß der h. Wille Gottes an mir und durch mich erfüllt werde.' Sie nickte befriedigt und sank ins Gebet zurück.

In dieser Zeit fand ich eines Tages, als ich aus der Fastenpredigt kam, P. Limberg und Brentano an ihrem Bette stehend, indem sie ihnen eine kürzlich (wahrscheinlich in der vorhergegangenen Nacht) gehabte Vision erzählen mußte. Als ich eintrat, unterbrach P. L. die Erzählung (vermuthlich wollte er nicht gern, daß ich das Bild erfahren sollte, weil er immer bange war, man würde unvorsichtig davon sprechen und es würden neue Verfolgungen oder Untersuchungen für die liebe Leidende daraus folgen); er richtete die Frage an mich: ‚Wer hat die Predigt gehalten?' Ich sagte ihm: ‚Kapl[an] H.' Worauf sie plözlich ausrief: ‚De hett

* IV. Kön. 2, 9.

appart auf ut küken' (,Der hat übrigens auch herausgeguckt'). Die beiden Männer lachten nun und auf meine Bitte erzählten sie mir, wie die Jungfer E. die Kirche in Gestalt einer schönen, himmelhohen Frau gesehn, die mit ihrem Mantel viele Menschen umfing [am Rande: ,Ich meine, es wurde gesagt, daß diese sämmtlich Geistliche waren', darüber am Rande: ,Dem Gesichte der h. Hildegard sehr ähnlich']; aber mit einem Male entstand eine Unruhe unter ihrem Mantel und von Innen wurden Riße in denselben gemacht, aus denen überall Gesichter von Geistlichen schauten. [Am Rande: Sie gab keine nähere Erklärung über die Bedeutung dieses Gesichts.] Dies Gesicht erklärte sich mir aber 16 Jahre später, als die Geliebte längst hinüber war. Ich ging nämlich im Sommer 1838 mit der Schw[ester] Söntgen in Münster über die Straße und es begegnete uns ein etwas beleibter, elegant gekleideter Geistlicher, der sehr freundlich grüßte, wärend sie mit dem Ausdruck des Widerwillens kalt dankte. Ich sagte: ,Das Gesicht des Herrn kommt mir so bekannt vor; wer ist er wol?' Sie erwiderte: ,Ach ja, sie werden ihn gekannt haben; er war lange in Dülmen Kaplan, jetzt ist er Dechant in *** [ursprünglich stand da ein H, durchstrichen und drei Sternchen darüber geschrieben]. Ich mag ihn nicht leiden, weil er ein eingefleischter Hermesianer ist und sehr gegen den Herrn Erzbischof.' Ich verstand augenblicklich jene Bewegung unter dem Mantel der Kirche und die kleinen Riße darin und mußte lachen, obwol, so eben von Minden kommend, wo ich den gefangenen Oberhirten* mit Gensdarmes in die Kirche kommen sah um die h. Messe zu lesen, wenig Reiz zum Lachen in mir war.

Die Gesichte der sel. E. hatten sehr oft eine überaus ironische Seite. [Zu der folgenden Geschichte wird am Rande bemerkt: Sie erzählte mir dies, als ich ihr eine Bemerkung darüber machte, daß ihre sogen. Wärterin mit vielem Geräusch im Nebenzimmerchen grade betete, halb laut und mit den Krampen ihres großen Gebetbuchs auf dem Tisch herumschlug.] So sah sie einmal viele ihrer Bekannten beten und bemerkte, wie manchen derselben Blumen aus dem Munde wuchsen, die zum Himmel hinaufstiegen; ihrer Wärterin aber (eine Tertiarin des Dominicaner-Ordens), die eine sehr unruhige Person war, zwischen dem Gebet bald hier, bald dort hinschaute und mit ihrem Rosenkranz rasselte, fiel gekautes Gras aus dem Munde zur Erde; zwischen demselben fanden sich aber doch ,zwei gesprenkelte Blümchen', wie die liebe Selige mir lächelnd sagte (diese beiden Blümchen sind mir oft noch jezt tröstlich, wenn ich mir leider oft sagen muß: Du hast heut auch wol nur wieder Gras gekaut wie Jungfer Wising).

Eines Morgens fand ich beim Bettmachen ein Crucifix im selben, das ich bei der lieben E. noch nicht gesehn. Sie sagte mir: daß ein Partikel vom h. † darin sei, daß sie lange nicht gewußt, wo es war, und die h.

* Erzbischof Clemens August von Köln.

Muttergottes und den h. Antonius darum gebeten; als sie heut erwacht sei, habe es in ihrer Hand gelegen. Sie küßte es mit Ehrfurcht und Inbrunst.*

Ich fand sie einmal auch mit P. Limberg und Br[entano] über ein Gesicht redend [am Rande: Ich weiß nicht mehr, ob dies bei diesem Besuch oder einem früheren oder späteren war], was sie nicht recht zu erklären wußte, und nach manchen vergeblichen Fragen und Einreden sagte P. L. endlich: ‚O, Jungfer E., gebe Sie sich keine Mühe; es sind gewiß wieder Apen.' Ich sah sie herzlich lachen bei diesen Worten und fragte nun über die Bedeutung dieser Aeußerung, wo mir die beiden Herren dann erzählten: sie habe unlängst eine Gegend, die Bezug auf die h. Geschichte habe, beschrieben, dabei aber immer behauptet, obwohl jene Gegend jetzt ganz zur Wüste geworden sei, würde sie dennoch von kleinen häßlichen Leuten bewohnt, die ihr sehr zuwider seien. Als sie nach längerem Einreden und Fragen noch hinzusetzte: die garstigen braunen Leutchen schliefen häufig auf Bäumen, an denen sie hinauf liefen wie die Katzen, sagt P. L.: ‚Am Ende meint sie Apen' (Affen), und sie sagte mit dem Ausdruck der Verwunderung langsam: ‚Kik, ett sint auk Apen.' Diese komische Verwechslung ward ihr nun im Scherz öfters vorgeführt und sie mußte immer selbst über ihre vergebliche Kopfbrecherei über dies kleine, häßliche Geschlecht lachen.

Ich erzählte ihr einmal von einer armen, frommen sehr edlen alten protestantischen Magd in Berlin, die ich gekannt, und die ich als wahrhaft gottselig, voll Demuth und Nächstenliebe erprobt habe, und daß es mich schmerze, daß die gute Alte, um ihr protestantisches Abendmahl alle Sonntag zu empfangen, sich sehr großer Mühe unterwerfen müsse, da sie der Kirche sehr fern wohne und in ihren abgetragenen Kleidern schon im Dunkeln weit durch die Kälte gehn müsse. Sie sagte mir darauf: ‚Es ist meine Meinung (Gott hat mir aber darüber nichts offenbart), daß Solche doch mehr empfangen als bloßes Brod.'

Einst sprach ich mit ihr von einer verstorbenen Verwandten, um deren Heil ich damals bangte, da sie vor ihrem Tode kein Zeichen gegeben, daß es ihr leid sei, Gott durch sündhaften Gram und den Wunsch bald zu sterben beleidigt zu haben. Selbst über das ewige Geschick meines guten Vaters, obwol derselbe als lutherischer Prediger den Irrthum gelehrt, den er geglaubt habe, sei ich eigentlich nicht besorgt, da er so überaus gewissenhaft und voll Liebe und Selbstaufopferung gewesen und betend gestorben sei. Sie sagte mir darauf: auch für die andre Seele sollte ich nicht bange sein, und sezte sehr ernst hinzu: ‚Glaube nur: Christus hat nicht umsonst 3 Stunden so qualvoll am Kreuz gehangen und die Arme so weit ausgebreitet; es sind viel mehr gerettet als wir meinen.'

Sie gab mir wieder einen Auftrag an Herrn Overberg, eine Gewissenssache betreffend; ich weiß nicht, ob es mir erlaubt wäre, es hier nieder zu schreiben.

---

* Dieser Vorfall auch im Tagebuch bei Bartscher 294.

In Hinsicht des äußerlich bequemen Lebens, das ich mir in meinen damaligen Verhältnissen gefallen lassen mußte, sagte sie mir: ich solle mich wie ein kleines willenloses Kind von einem Arm auf den andern nehmen lassen.

Sie überhäufte mich ganz mit Liebe und konnte gar nicht aufhören, mich zu beschenken.

Als ich ihr anstatt der 4 Nachthauben, zu denen sie mir den Stoff gegeben, 6 brachte, zürnte sie mir und sagte: ‚Weißt du nicht, daß ich das Gelübd der Armuth abgelegt habe und keinen Ueberfluß haben darf? Mit 4 kann ich mich reinlich halten.‘ Und sie gab augenblicklich 2 davon weg.

Sie glaubte damals, bald zu sterben, was mir das Scheiden von ihr unsäglich schwer machte; doch riefen mich meine Pflichten nach Sondermühlen zurück. Sie dankte mir noch so zärtlich, daß ich gekommen, lachte noch; ich durfte sie waschen; sie nannte mich bald ihr Kind, bald Schwester. Dann war sie wieder mit dem h. Joseph, mit Engeln und mit der h. Muttergottes beschäftigt und sagte: ‚O, Ihr macht es so schön, daß ich den Abschied nicht fühlen soll.‘ Ich bat um ihren Segen. Sie segnete meine Stirn, Augen, Mund, Ohren und Brust und sprach dazu flüsternd Einiges, das ich nicht verstand; als sie meine Schultern segnete, sprach sie vernehmlich: ‚Sie mögen stark sein, zu tragen, was Er getragen hat.‘ Dann umarmte sie mich lange. — Ich mußte fort.

Im selben Jahr und im darauf folgenden ist mir indessen noch die Freude geworden, sie wenigstens flüchtig besuchen zu können, und ich erfuhr viel Liebe und manches Wunderbare bei ihr.

Als ich ihr einmal klagte, daß es schon lange sei, seit ich eine überaus große Dürre und Gefühllosigkeit im Gebet zu leiden hätte, erwiderte sie darauf: ‚Wenn du nun bei einem sehr reichen Herrn Köchin wärest und du solltest ihm eine Suppe kochen, zu der er dir aber nichts geben wollte, als Wasser und Brod, so könntest du ihm auch nur eine Wassersuppe vorsezen.‘ Das hat mich oft getröstet und ich hoffe, Er nimmt fürlieb mit meiner täglichen Wassersuppe noch heut.

Da ich eines Tages gegen Abend schon Hut und Mantel an hatte, um in mein Wirthshaus zu gehn, holte sie aus einem Kästchen neben ihrem Bette Lappen, die ihr meine liebe Apolonie Diepenbrock geschenkt, und ein paar Muster von Papier und eine große Scheere heraus mit dem Verlangen: ich solle ihr Kinderjäckchen und Häubchen zuschneiden. (Es war Advent, wo sie immer für's Christkind arbeitete mit der Muttergottes.) Ich sagte ihr: es sei ja schon so dunkel und sie könne in der Nacht (sie hatte nie Licht) ja doch nicht nähen; andern Morgens wolle ich ja wieder kommen und ihr alles schneiden, was sie verlange. Sie ruhte aber nicht eher, bis ich doch noch 2 Wämschen und 3 oder 4 Mützchen geschnitten hatte, die zum Theil aus sehr kleinen Stückchen zusammen gesezt werden mußten. Nun war sie zufrieden, legte die Sachen zusammen gewickelt

neben sich und entließ mich. Wie soll ich aber mein Erstaunen beschreiben, als ich andern Morgens zu ihr kam, um diese Sächelchen zu nähen, wärend ich meinte, daß sie vielleicht nur eins von den 5—6 Stücken wärend des ganzen Tages fertig bringen würde, und nun, an ihr Bett tretend, sehe, wie sie eins nach dem andern, fertig, überaus fein, glatt und völlig tadellos genäht, mir auf die Decke legt, mich schelmisch anlächelnd. Die geübteste Näherin hätte unmöglich wärend einer Nacht all diese feinen Nähereien so correct und zierlich fertig machen können, wenn sie auch die beste Beleuchtung, warme Stube und gesunde Hände gehabt. Und diese mühsame Arbeit war völlig im Dunkeln, also nur durch ein Wunder gemacht. Eins der Häubchen allein war aus 14—15 kleinen Läppchen zusammen gesezt. Meine Verwunderung machte sie lachen und sie erlaubte mir, ein Wämschen von weißem feinen Flanell und ein Häubchen mitzunehmen und es der liebenswürdigen sie sehr verehrenden Gräfin Schmising-Kerssenbrock (Julia Stolberg)* zu schenken, die mit Thränen der Rührung diese Gabe empfing und ihr 4. Kind, welches sie bald darauf gebar, in diesem Wämschen taufen ließ. Das Häubchen war zu groß für das Kind. [Am Rande mit Bleistift: Leider weiß Fr[au] v. T[rott], die ich später darum gefragt, nicht, wo die Sachen geblieben sind.] Beide Sachen befinden sich noch im Besiz der ältesten Tochter der Gräfin, Fr[au] v. Trott, die nach dem Tode der Mutter sie geerbt und in Ehren hält.

Die liebe Selige gab mir auch einst einen Verweis, weil ich kleine Stückchen Zeug, die ich nicht für anwendbar hielt, weg werfen wollte. ‚Zum Wegwerfen ist nichts auf der Welt‘, sagte sie; ich mußte alles wieder zusammen suchen, glatt streichen und unter ihrer Leitung noch ein kleines Kleidungsstück daraus machen. So habe ich auch ein Mal eine Stola für den Pater L[imberg] machen müssen aus ganz kleinen seidenen Läppchen, die sie so zu ordnen wußte, das es zulezt ganz hübsch aussah.

Ich sagte ihr einst, da sie sehr schwach und leidend war: es müsse doch ein überaus tröstlicher Gedanke für sie sein, so sicher zu wissen, daß es nicht mehr lange mit dem Leben wären könne und daß [so!] sich also dem Himmel so nahe zu wissen. Sie war unzufrieden mit dieser Bemerkung und sagte: ‚Nein, nein! Selig kann ich noch lange genug sein, aber ich kann dann nichts mehr für Gott leiden.‘ Dann rief sie innigst flehend mit erhobenen Händen: ‚Herr, Leiden! Leiden! so viel und noch mehr und hundert Jahre lang, so du willst!‘ wärend sie in Fieberschmerz förmlich glühte. Etwas später sagte sie mir: Wenn die Engel Neid empfinden könnten, würden sie uns nur beneiden wegen der Fähigkeit des Leidens. Sie hatte einen wahren Durst nach Leiden und nahm allen Leidenden, von denen sie hörte, ihre Leiden ab, gleichsam als einen köstlichen Raub sie betrachtend.

* Vgl. über sie Binder 162. An sie ist ein Brief an ‚meine geliebte gute Julia‘ gerichtet, in welchem L. Hensel über ihren ersten Besuch bei A. K. Emmerich und die amtliche Untersuchung von 1819 berichtet. Gedruckt Cardauns, Aufzeichnungen und Briefe S. 22.

Bei einem meiner Besuche in Dülmen traf ich Dr. W[esener], ihren Arzt im Posthause und gratulierte ihm über die Schmähungen, welche er damals in einem Pamphlet wieder um der lieben E. willen erfahren hatte; er lachte und sagte: es sei ihm nichts zu viel, was er ihretwegen zu leiden haben könne, denn er habe es ihr zu danken, daß er auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen könne, und nun erzählte er mir seine sehr rührende Bekehrungsgeschichte, die ich wol hier nieder schreiben darf, wie ich hoffe, da er mir diese Mittheilung in Gegenwart zweier Personen, (die, wie ich jezt meine, Clemens Br[entano] und die Fr[au] Postmeisterin B. waren) machte, auch gar keine Verschwiegenheit darüber von uns verlangte. Er erzählte nämlich, wie er, von frommen Eltern gut erzogen, gläubig und unverderbt zur Universität gekommen sei, dort aber die Fesseln, die ihm der Glaube angelegt, bald abgeworfen und den Unglauben g e s u c h t habe, um nach der Art zu leben, wie er viele andre Jünglinge leben sah. Troz seines leichtsinnigen Lebens habe er indessen seine Studien gut gemacht und nach einem gelungenen Examen bald die Anstellung als Physikus in Dülmen erhalten. Da habe er aber gedacht: Das ist ein frommes Städtchen und du wirst keine Praxis bekommen, wenn die Leute merken, daß du nichts glaubst als was du mit Händen greifen kannst. Er habe also gleich die Kirche regelmäßig besucht und sich wol in Acht genommen, seine innere Gesinnung auszusprechen. Man habe ihm gleich von der E. erzählt und ihn aufgefordert, die wunderbar Begnadigte zu besuchen. Er habe dies auch versprochen und sei bald darauf in der festen Überzeugung zu ihr gegangen, daß es ihm ein Leichtes sein werde, den Betrug zu entdecken. Er sei nun leise, freundlich grüßend bei ihr eingetreten, sie habe aber, ohne seinen Gruß zu erwidern oder ihn anzusehn, den Kopf rasch herumgeworfen zur Wand, und da er den überaus dürren Hals gesehn, habe er sich gewundert, wie das rasche und kräftige Herumwerfen des Kopfes dabei möglich sei. Als er nun ihre Hand, die auf der Decke ruhte, anfassen wollte um ihren Puls zu fühlen, riß sie dieselbe schnell unter die Decke, und da sie ihm auf keine Frage Antwort gab und er jede Anknüpfung unmöglich sah, sagte er: ‚Nun, Jungfer E., ich sehe wol, Sie sind heut leidend und nicht gut gestimmt; ich will ein anderes Mal wieder kommen.‘ Er verließ aber das Haus sehr aufgebracht über die schlechte Behandlung, die ihm geworden, und dachte, es nie wieder zu betreten.* Nach einiger Zeit als er in ihre Nähe kam, fiel ihm aber ein: ‚Ei, du sollst noch einmal den Versuch machen; sie möchte heut bereitwilliger sein, denn eine höchst merkwürdige Kranke ist sie doch.‘ Er trat nun wieder bei ihr ein, traf sie aber schon aufrecht sitzend an und sie deutete mit dem Finger schweigend auf einen Stuhl, der am Fußende ihres Bettes stand. Ihr Blick war finster und gebieterisch, und der Doctor sagte mir: es sei ihm zu Muth gewesen, wie in der Knabenschule, wenn er nach einem leichtsinnigen Streich vom Lehrer einen Wink erhielt, in welchem schon die An-

* Ganz anders ein Bericht Dr. Weseners bei Schmöger, Leben der Emmerich I, 398.

wartschaft der Strafe lag. Er sezte sich schweigend und verlegen und sie hielt ihm nun sein ganzes Leben wie in einem Spiegel vor — seine fromme Kindheit, seine selbstgesuchten Zweifel usw. Er sagte: Ich würde selbst dadurch noch nicht überzeugt worden sein, denn es hätte ihr ja möglicher Weise darüber etwas mitgetheilt sein können; aber sie sagte mir zwei Dinge genau und scharf mit allen Nebenumständen, die sie nur durch höhere Offenbarung wissen konnte, denn sie waren nur zwischen Gott und mir geschehen, nie hatte irgend ein Mensch eine Ahnung davon gehabt noch haben können. Ich war zermalmt und rief aus: ‚Das kann nur Gott Ihnen geoffenbart haben! Nun ist auch alles wahr, was die Kirche lehrt.' Von diesem Augenblick an war sie nun die beste Freundin dieses Mannes, der sie als Arzt besuchen durfte, so oft er wollte, der nachher auch ein sehr frommer, gewissenhafter Mensch ward und seine Kinder, deren Gott ihm viele gab, christlich und gut erzog und als guter Familienvater und fester Katholik mit seiner braven Frau recht erbaulich lebte. [Zusatz am Rande: Sie hat mir auch nur immer mit Achtung von ihm gesprochen und seiner früheren Verirrungen nie erwähnt.]

Ich hatte damals (Sommer 1823) die Absicht, barmherzige Schwester in Münster zu werden; sie rieth dagegen und sagte: ich sei zu etwas anderem bestimmt. Ich fragte, nachdem ich mit ihr und Br[entano] darüber eine Zeit lang disputiert hatte: ob ich denn nun die Stelle aufgeben solle, die man mir schon zugesagt und die ich in einem halben Jahre anzutreten versprochen hatte; sie sagte lächelnd: ‚Nein, du brauchst das nicht, du kommst doch nicht hinein.' Mich verwirrte und betrübte das; doch nachdem ich mit Beichtvätern etc. darüber berathen, blieb ich ferner bei dem Gedanken und richtete alles darauf ein.* Im Winter starb sie — ich erfuhr auch ihren Tod an einem Samstag, das war ein großer Strauß, den mir die liebe Muttergottes gab — ich litt unbeschreiblich; möge ich Gott nicht durch das Uebermaß meines Jammers beleidigt haben! Cl. Br. war ganz zerschmettert und bat mich dringend, gleich zu kommen und ihren kleinen Nachlaß von Reliquien etc. ordnen zu helfen und an die Capellen etc., denen sie sie zugedacht, abzuliefern, und mein Herz zog mich so gewaltig nach der Stätte hin, daß ich es nicht mehr ertragen hätte, dem Zuge zu widerstehn. Cl. Br. theilte mir nun alles ihr Ende Betreffende mit; ich sah meine Apolonie** wieder, die von der lieben Seligen so geliebt wurde, wir schmückten gemeinsam die Reliquien und ich blieb einige Wochen in Dülmen, wo noch alles von ihr Zeugniß gab.

*

Hier setzt, nach langer Unterbrechung, die Benutzung der ‚Erinnerungen' durch Binder wieder ein. Zunächst werden S. 177 die Sätze ‚Mein Herz

* Die Sätze ‚Ich hatte damals' bis ‚richtete alles darauf ein' bei Binder 194

** Apollonia Diepenbrock.

zog mich so gewaltig — wo noch alles von ihr Zeugniß gab' wiedergegeben, dann folgt S. 178—185 der zusammenhängende ‚getreue Bericht' Luise Hensels über die heimliche Eröffnung des Grabes der Emmerich, welche sie im März 1824 vornehmen ließ. Ein nochmaliger Abdruck schien mir entbehrlich, ich beschränke mich auf Nachtragung der wenigen Sätze, welche Binder übergangen hat. Von dem an der Eröffnung des Grabes beteiligten Dülmener Kupferschmied Meinerts — so heißt er im Msk. der Erinnerungen, während der Druck bei Binder ihn Meiners nennt — erzählt Luise an der im Druck S. 179 durch Punkte angedeuteten Stelle:

‚Er sei nämlich an einer Seite sehr schmerzhaft gelähmt gewesen und habe lange nicht arbeiten können, sodaß sein Geschäft sehr zurückgegangen sei und er um Frau und Kinder Sorge bekommen habe. Da habe er endlich zu seiner Frau gesagt: sie möge doch zur Jungfer E. gehn und ihn ihrem Gebet empfehlen, damit er wieder arbeiten könne. Als die Frau kaum eine halbe Stunde weg gewesen, habe er bemerkt, daß Schmerz und Lähmung plözlich verschwunden waren, sei aus seinem Bett aufgestanden und in seine Werkstatt gegangen, wo er dem Gesellen einen Kessel, den derselbe eben bearbeitete, und den Hammer wegnahm, und als seine Frau ins Haus zurückkehrte, fand sie ihn vergnügt und rüstig hämmern. Aber viel Leid habe es ihm gemacht, als er nachher erfahren, daß die liebe E. an derselben Seite längere Zeit dieselben Leiden litt, die sie ihm abgenommen. Meinerts hatte auf Wunsch von Cl. Br. eine Bleitafel gemacht.'

Ferner ist bei Binder S. 181 zwischen ‚Es roch dumpfig' und ‚Der Deckel des Sarges' einzuschieben: ‚Eine dieser fingerlangen Flocken lag auf ihrer Wange, als mein erster Blick auf sie fiel, und erschreckte mich, weil ich fürchtete, dort könne ein Verwesungsflecken sein. In dem Augenblick aber, wo ich, nach Fassung ringend, mich umgewandt hatte, war sie auch schon von dem Frostwind verzehrt und spurlos verschwunden. Der Deckel' usw. Zu den Aeußerungen des Leibarztes König Friedrich Wilhelms III. über die E. bei Binder 184 enthält das Msk. noch folgenden Zusatz: ‚Man dürfe diese Person nur ansehn, um zu erkennen, daß sie ohne Speise und nicht auf gewöhnliche Weise lebe, und er müßte sagen, daß seine Herren Colegen sich mit ihren Behauptungen nur blamirt hätten. Clemens erzählte mir, daß H[err] v. W[ybel] etwas chevaleresque hinzusezte: Sie muß in ihrer Jugend ein schönes Mädchen gewesen sein; ich hätte sie früher sehn mögen. Sie hätte sich auch mit ihm freundlich unterhalten. Ich vermuthe, daß Cl. Br. auch über diesen Besuch und später über die beiden eben erzählten Ausgrabungen etwas verzeichnet haben wird. Im Sommer schrieb mir Vicar Hülgenberg' usw. Die bei Binder S. 184 ausgelassenen Sätze (hinter den Worten ‚konnte aber nichts erreichen') lauten: ‚und ich selbst vermochte keine Ausgrabung mehr zu unternehmen, weil ein sehr großer ungeschickt gehauener und schlecht gelegter Stein, der mehr als das Grab bedeckte, auf demselben lag. Clemens Br. hatte Jemand den Auftrag gegeben, auf seine Kosten einen Stein mit ihrem

Namen etc. auf das Grab legen zu lassen. Das hatte man nun eben nicht glücklich ausgeführt.‘

*

Es war mir durch Cl. Br. und dem Herrn P[ater] Limberg öfters gesagt worden, die E. habe in Bezug auf mich ein Gesicht gehabt, daß [so!] ich mir von ihr erzählen lassen möge. Ich dachte: wenn es gut sei, daß ich es erführe, so würde sie es mir unaufgefordert mittheilen, und bat also nicht darum. Bei meinem lezten Besuche bei ihr 1823 muß es gewesen sein, wo sie (wahrscheinlich durch P. L. gemahnt) mir sagte: wenn ich es w ü n s c h e , wolle sie mir sagen, was sie von meiner Zukunft gesehn. Ich erwiderte, daß ich um diese Mittheilung bitten wolle, wenn sie mich vor einer Sünde oder Thorheit bewahren könne; aus bloßer Neugier wage ich nicht, die Kenntniß meiner Zukunft zu verlangen. Sie sagte mir: es sei nicht der Art, wie ich eben geäußert, und vielleicht sei es besser, wenn ich's nicht erführe, sie wolle es mir also lieber doch nicht sagen. Sie sagte mir, Brentano wisse die Sache eigentlich nicht, sie habe ihm nur eine allgemeine Andeutung darüber gegeben.

Später, lange nach ihrem Heimgang, kam P. L. eigens nach Münster, weil er hörte: ich sei dort, um mir diese Mittheilung zu machen. Die Söntgen, die aber nur wußte, daß er mir etwas zu sagen habe, nicht w a s , lud ihn und mich ein und ließ uns allein; ich sagte ihm also, er möge mir doch nun sagen, was er mir mitzutheilen sich vorgenommen. Er bekam aber Scrupel, ob sich in der langen Zeit, wo er dies Geheimniß bewahre, in seiner Erinnerung nicht etwas Irriges beigemischt habe, und sagte dann: nein, er könne es mir doch nicht sagen.

Cl. Brentano hat mir schriftlich und mündlich oft gesagt: Die E. habe dies oder jenes von mir gesehn. [Am Rande beigefügt: auch außer diesem einen Gesicht, was sie ihm, wie sie mir selbst gesagt, nicht mitgetheilt hatte.] Ich ließ das aber später immer dahingestellt sein, weil er oft unbewußt und sicher ohne bösen Willen mir Irriges als von ihr gesehn, gesagt mittheilte, und wenn ich mit ihr darüber sprach, so war es ganz anders. Kurz vor seinem Ende, wo der jüngere Herr van der Meulen (Bruder des Herrn Abt) zu ihm nach Aschaffenburg reiste, sagte ich diesem: er möge Cl. Br. bitten, mir doch durch ihn alles sagen zu lassen, was denn die liebe Selige wirklich von mir gesehn, da ich so oft durch ihn und P. L. davon gehört und es mir doch vielleicht nützlich sein könne, es zu wissen. [Am Rande beigefügt: Ich dachte dabei besonders an ein vermeintliches Gesicht, das sich auf ein Kloster bezog und mir in dem Augenblicke, wo ich grade frei von andern Pflichten war, vielleicht eine Weisung geben könne, da meine Aachener Schülerinnen im Begriff standen, klösterliche Vereinigungen zu gründen, die jetzt Gottlob auch Segen verbreiten.] Ich erhielt aber die Antwort: sie habe gar nichts von mir gesehn. Damit widerrief er also alle seine Mitteilungen dieser Art.

Die liebe E. hatte noch bevor ich sie persönlich kannte gesagt: Marie

Neumann* (ein junges katholisches Mädchen, das ich mit nach Westphalen nahm, um auf Brentano's Wunsch eine Versorgung für sie zu suchen, was im Salm'schen Hause auch gelang), ‚werde in meine Stelle eintreten'. Cl[emens] meinte damit, sie werde die Gnaden erhalten, die ich versäumte, vernachlässigte, und ich nahm diese Aeußerung der E. auch so. Als ich nun von meinem Schwager** so unerwartet daran gehindert ward,*** die mir schon zugesagte Stelle im Kloster der barmherzigen Schwestern zu Münster einzunehmen und der Generalvicar noch 2 Jahre lang sie für mich frei hielt, bemühte sich ohne mein Wissen jene Marie N. um Eintritt in dieses Kloster und berief sich auf mein Zeugniß für sie, obgleich ich seit Jahren nichts von ihr gehört hatte, da sie zu ihrem Bruder nach Berlin zurückgereist war, und der Herr Generalvicar schrieb mir: es scheine ja doch, daß ich die Schwierigkeiten, welche sich meinem Eintritt entgegenstellten, nicht überwinden können werde, ob ich nun zu Gunsten jener M. N. auf meine Stelle bei den barmherzigen Schwestern zu Münster verzichten wolle, denn eine andre sei nicht frei. Mir fiel augenblicklich jene Aeußerung der E. ein: M. N. werde meine Stelle erhalten. Ich konnte und mußte sie mit gutem Gewissen empfehlen. Sie ward eine vortreffliche barmherzige Schwester und starb früh am Typhus, den sie sich in treuer Pflichterfüllung zugezogen.†

Die liebe Selige soll auch ein Gesicht von mir gehabt haben, wie sie mich auf einer schmahlen Mauer stehn sieht, die neben einem tiefen Abgrund sich hinzieht, und mich diesen gar nicht beachtend, weil ich nach einem Manne jenseits der Tiefe schaue, der ein wildes Pferd bändigt. So hat Cl. Br. mir im J. 1818 geschrieben, nachher oft wieder erzählt und Folgerungen daraus gezogen, die ganz unerfüllt geblieben sind. Ich muß auch dies Bild dahingestellt sein lassen, denn ich verstehe nicht, es auf mein Leben anzuwenden. [Zusatz am Rande:] Eine mündliche Besprechung darüber, so mir Gott die Freude gibt, Herrn P. Schmöger persönlich kennen zu lernen, behalte ich mir indessen vor, da er vielleicht am ersten im Stande wäre, mir dies

* Am Rande: Von diesem frommen, naiven Bauernmädchen aus der Gegend von Marienburg in Preußen hatte Cl. Br., der ihren Bruder in Berlin kannte, rührende Briefe gesehen und diese der E. mitgeteilt.

** Der seit Anfang 1817 verwitwete Offizier Fr. Rochs, dessen Söhnchen L. H. erzog. Genaueres in meinen ‚Aufzeichnungen und Briefen der Dichterin L. H.' S. 30 f.

*** Am Rande: Derselbe hatte mir seinen zweiten Sohn, dessen Geburt meiner Schwester das Leben kostete, übergeben mit der schriftlichen Zustimmung, daß ich ihn in meinen Grundsätzen, also katholisch, erziehen möge; diesen, der nun fast 10 J[ahre] alt war, wollte ich einem Geistlichen zur ferneren Erziehung übergeben, wenn ich in's Kloster ginge, den wollte aber dann sein Vater zurücknehmen und protestantisch erziehen, was ich natürlich nicht zugeben konnte.

† Dieser Abschnitt mit kleinen Varianten schon gedruckt bei Binder 195, wo der Schlußsatz fehlt. Die Klammerbemerkung bei Binder im ersten Satz (‚in Gegenwart Brentano's') steht im Manuskript n i c h t, ist also Zusatz Binders.

Räthsel lösen zu helfen. Nach einer Aeußerung der lieben Seligen gegen mich muß ich nämlich schließen, daß doch an diesem Gesicht etwas mehr als Irrthum von Cl. ist.

Ich muß noch eine Aeußerung der lieben Seligen hier geben, die ich bei einem meiner Besuche (wahrscheinlich 1822) von ihr empfing. Ich sagte nämlich: ich könne gar nicht begreifen, wie Kinder, die zur ewigen Seligkeit gelangt seien, sich des Himmels freuen könnten, wenn sie ihre Eltern verdammt sähen. Sie sagte: sie habe auch einmal diesen Gedanken gehabt; da habe Gott ihr die Schönheit Seiner Gerechtigkeit gezeigt, und zugleich erkannte sie auch Seine unermeßliche Barmherzigkeit, die von jenen Verlornen bewußt zurückgestoßen sei, und nun habe sich ihrer ein Eifer bemächtigt, daß sie sich kühn zum Herrn auf Seinen Richtertron hätte sezen und über ihre eignen Eltern hätte richten können, wenn sie d i e s e n Gott verschmäht hätten.

Bei einem meiner Besuche, wo sie wünschte, daß ich noch einige Tage länger bleiben möchte und ich ihr das gern zusagte, da ich es möglich machen konnte, daß meine Stelle so lange durch Andre vertreten ward, kam Cl. Br. grade zu ihr und war unzufrieden darüber, denn sie hatte ihm wärend dieses mehrtägigen Besuchs wenig oder keine Mitteilungen gemacht. Da legte sie rasch, fast mit Heftigkeit, ihren Arm um meinen Nacken und sagte trotzig: ‚Un ick willt nu hebben, sie blift hi. Ick will auk ens 'n Fründin bi mich hebben un nich alltid met Mannslüe küren.' Natürlich blieb ich, obgleich Cl. es ungern sah und mir später auch einmal aus seinen Papieren die Bemerkung vorlas: Daß sich hier ein[e] Lücke in den Erzählungen finde, weil die E. durch ‚mädchenhaftes Geplauder' mit einer jungen Freundin die Zeit verloren habe. Da ihr Wille mein Gesetz war, bin ich noch jezt nicht geneigt, mir einen Vorwurf über mein längeres Bleiben zu machen.

Cl. Br. pflegte Morgens etwa 9—10 Uhr zu ihr zu kommen und auf einem Blättchen mit Bleistift zu notieren, was sie ihm zu erzählen hatte. Ich war mitunter dabei, mit Näherei beschäftigt. Dann schrieb er zu Haus während des Tages ausführlicher auf, was sie erzählt, und kam gegen Abend wieder, es ihr vorzulesen, wo sie dann Manches berichtigte. Einmal ward sie sehr unwillig und schalt, daß er etwas ganz anders aufgeschrieben, als sie es gesagt; leider weiß ich nicht mehr, was es betraf. Sie rief ‚Nein! nein! so habe ich nicht gesagt' und drohte, ihm gar nichts mehr zu erzählen, wenn er daran ändern wolle; er mußte alles durchstreichen.*

Einmal schnitt sie auch von Papier eine Gestalt aus wie ein schräg angesehener Würfel und sagte zu Cl. Br., so habe ihr der ‚leuchtende Bissen' ausgesehn, den sie am Oelberg den Herrn vom Engel empfangen sah.** Dann

* Eine ganz ähnliche Erzählung bei Janssen, Leben der gottsel. A. K. Emmerich (1899) S. 127. Der Priester, von dem Janssen diese Erzählung als Mitteilung Luise Hensels erfährt, wird P. Schmöger gewesen sein.

** Erwähnt in Brentanos ‚Bitterem Leiden'.

schnitt sie auch ein Mal ein Henkelkrüglein aus, wie sie den h. Abendmahlskelch sah. Von den 12 kleinen im Fuß desselben enthaltenen Kelchen, wie im Anhang zum ‚Bittern Leiden' Clemens die Beschreibung gibt,* sagte sie damals nichts; auch kann ich das nicht als möglich ansehn, da der Hauptkelch eine ungeheure Größe gehabt haben müßte, wenn 12 kleine Kelche im Fuß desselben Plaz gehabt hätten. Ich muß hierbei wieder erinnern, daß Cl. mir wiederholt gesagt hat, daß er im ‚Bittern Leiden' Vieles gegeben habe, was nicht von ihr sei. Er habe viel aus P. Cochem abgeschrieben, mit dem ihre Visionen im Ganzen viel Aehnliches hätten, weil er nicht Bruchstücke, sondern ein Ganzes hätte geben wollen. [Am Rande zugesetzt: Er habe darum auf dem Titel gesagt: nach den Gesichten einer etc., was schon beweise, daß nicht jedes Wort von ihr gesagt sein brauche.] Ich erwiderte ihm: daß ich es dann doch sehr Unrecht fände, daß er sie immer redend anführt, und daß ich darin eine Unwahrheit sähe. Er konnte mir darauf nichts erwidern.

Ich muß aber bei dieser Gelegenheit bezeugen, daß mir die geliebte Selige einmal (leider weiß ich nicht zu sagen wann) gesagt hat: sie habe von Gott den Befehl erhalten, dem Clemens Mittheilungen über ihre Gesichte zu machen und sie durch ihn aufschreiben zu lassen, und darum quäle es sie, daß P. L. (ihr Beichtvater) es wieder nicht wolle. Sie gab mir auch einen sich darauf beziehenden mündlichen Auftrag an Herrn Overberg, der sich bald darauf nach Dülmen begab und dort alles schlichtete. [Zusatz am Rande: P. Limberg war ein äußerst frommer, aber überaus ängstlicher und etwas unbeholfener Mann, der wol seiner schwierigen Aufgabe nicht ganz gewachsen schien; da Gott sie ihm aber gegeben, muß es doch gut so sein. Overberg, der eigentlich ihr Seelenführer war, konnte ihn aber immer leicht beruhigen und über seine Stellung zu dieser wunderbar begabten Seele aufklären.]

Einer fast komischen Scene zwischen ihr und dem guten P. L. muß ich hier noch erwähnen, da ich zweifle, ob sie sich in Br.'s Aufzeichnungen findet. Der Pater, welcher für die Pfarrgeistlichkeit öfters Dienste that, ward einmal nach einem jenseits der Haide wohnenden Kranken berufen. Da die Jagd, welche er sehr liebte, grade offen und es ihm dort auf dem Revier erlaubt war zu schießen, gab er dem ihn abholenden Knaben seine Flinte zu tragen, um auf dem Rückwege, wenn er den Herrn nicht mehr zu tragen hatte, zu schießen, falls ihm ein Haase zu Gesicht käme. Da ihm die E. schon früher darüber Vorwürfe gemacht und es ungeziemend gefunden hatte, sorgte er diesmal dafür, daß sie nichts darüber erfahren konnte. Als er nun (ich meine, es sei gegen Abend gewesen) an ihr Bett trat, um zu fragen, wie es ihr wärend seiner Abwesenheit ergangen, sah sie ernst zu

* Gemeint ist der Abschnitt ‚Vom Kelche des hl. Abendmahles' in den Betrachtungen der Emmerich über ‚das letzte Abendmahl', welche in der ersten Ausgabe des ‚Bittern Leidens' fehlen (Ausgabe von 1860 S. 10). Übrigens ist hier nicht von ‚12 kleinen Kelchen' die Rede, sondern von ‚6 kleinen Bechern'.

ihm auf und sagte: ‚Ick hebbe apart den Knall woll hört un den Hasen fallen sihn‘ — mehr sagte sie, meine ich, nicht. P. L. lächelte aber verlegen und versprach, es nun auch gewiß nie wieder zu thun. Der gute Mann hat gewiß ferner auch Wort gehalten.

Den guten alten Abbee Lambert habe ich auch noch gekannt. Er schien mir ein frommer, kindlicher Mann zu sein, aber ohne alle Bildung. Seine äußere Erscheinung hatte etwas Rohes, was man bei einem Franzosen selten findet. Die liebe E. hielt viel auf den guten alten Mann.

Die Schwester der E., welche eine Zeit lang ihre Pflegerin sein sollte, war eine sehr arme Natur, unfähig, den höheren Werth und Beruf ihrer Schwester auch nur zu ahnen; doch glaube ich, daß Cl. Br. sie zu hart beurtheilt.* Schlecht und boshaft war sie wol nicht, nur dumm und täppisch, gewohnt, mit Vieh umzugehn und darum in keiner Weise geeignet, eine zarte Pflege zu leisten. Ich habe sie einige Jahre nach dem Tode ihrer Schwester besucht und sie sprach mit Rührung von derselben und kam mir ganz liebenswürdig vor. Sie ist auch schon lange todt. Auch den ältesten Bruder der lieben Seligen, einen sehr frommen, einfachen, schlichten Mann, der eine ungemeine Liebe und Ehrfurcht vor seiner Schwester zu haben schien, habe ich einmal bei ihr gesehn. [Am Rande: Ihr jüngerer Bruder lebt noch und hat einige Kinder. Die ganze Familie soll auch recht fromm sein.] Er war der Vater der beiden Kinder, für die sie sich besonders interessierte und im Sterben noch sorgte. (‚Ach! wahrt das feine Blumenkörbchen, das junge Lorbeerbäumchen‘ etc.)** Der Knabe ist als junger Theologe gestorben, das Mädchen lebt als fromme Näherin in Coesfeld, von Jedermann geachtet und gern gesehn. Ich lege einen unlängst von ihr empfangenen Brief zu diesen Blättern, die ich endlich wol schließen muß.

Wem sie aber je zu Gesicht kommen, der möge um Barmherzigkeit bitten für meine arme, schwache, untreue Seele, die für die reichen Gnaden, die ihr durch den Umgang und die unverdiente Liebe dieser Begnadigten zu Theil wurden, so wenig Früchte gebracht.

Herr! geh nicht in's Gericht mit mir armen Sünderin! Heilige Mutter Gottes, du Zuflucht der Sünder, bitte für mich! Und du, geliebte Selige, du liebe Schwester Anna Cathrina, bitte um Barmherzigkeit und eine gute lezte Stunde für deine arme unwürdigste dir aber in dankbarer Liebe ergebene Luise H.

---

* Gemeint sind offenbar Brentanos Äußerungen in dem großen Brief an Luise Hensel vom Anfang Oktober 1818. Auszüglich in den Ges. Briefen I, 273; in dem mir vorliegenden Original lauten dieselben noch ungleich schärfer. Eine andere auf die Schwester bezügliche Äußerung in Brentanos Tagebuch bei Schmöger, Leben der Emmerich I, 450.

** Als Worte der Sterbenden erwähnt in Brentanos Aufzeichnungen (bei Schmöger, Emmerich II, 890) mit der Bemerkung: ‚Sie hatte darunter wahrscheinlich ihre Nichte und den studierenden Neffen verstanden.‘

Mit diesen Blättern bin ich freilich durchaus nicht zufrieden, nicht, daß ich etwas Unwahres darin wüßte, aber weil es mir so arm, so unklar und verworren erscheint, was ich darin verzeichnet. Ich hatte auch eigentlich die Absicht, dies nur für mich so niederzuschreiben und dann für den hochwürdigsten Herrn Pater Schmöger einen Auszug davon zu machen, kann aber das jezt unmöglich und möchte mir nun im Sommer, so Gott will, diese Blätter zurückerbitten, um es dann noch zu thun.

Wiedenbrück, Januar 1859.

Luise M. Hensel.

*

Der Nachlaß Binders enthält noch eine Menge von Zeugnissen für die Liebe und Verehrung der Dichterin für ‚die liebe selige Emmerich'. In einer Reihe von bisher unbekannten oder nur auszugsweise gedruckten Briefen, die ich an anderer Stelle veröffentlicht habe, spricht sie von ihr, ausführlich oder in kurzen Bemerkungen; ein undatierter Brief, geschrieben offenbar Ende 1818, zur Zeit der schweren inneren Kämpfe bei ihrem Übertritt zur katholischen Kirche, ist an die Emmerich und Brentano gerichtet.*

Eine Anzahl von kleinen Porträtskizzen der Emmerich ist anscheinend meistens am Totenbett aufgenommen. Ein blaues Doppelblatt zeigt sie im Sarge, daneben den Sargdeckel, darunter die Worte: ‚Das Gesicht ist nicht als ähnlich zu betrachten, auch ist der Kopf zu klein.' Auf der Vorderseite: ‚Dies Blättchen erbitte ich mir bald möglichst zurück. Luise M. Hensel'. Auf der zweiten Innenseite unter einem Gabelkreuz: ‚So habe ich meine geliebte sel. Anna Katr. Emmerich in der Nacht vom 19.—20. März 1824 gefunden, als ich sie 6 Wochen nach ihrem Begräbniß mir in Gegenwart vom Herrn Vicar Wiesing und Kupferschmied Meiners** ausgraben ließ. Ich habe ihre Stirn geküßt und die Haut ganz fest gefunden, ihr liebes Haupt aufgehoben und die Bleiplatte mit ihrem Namen, welche Cl. Brentano hatte durch Meiners machen lassen, darunter gelegt. Darauf mußte ich selbst dem Totengräber helfen, die geliebte Hülle wieder einzugraben, da der Morgen nahte. Wir hatten die schmerzlich liebe Arbeit zwischen 1—2 Uhr begonnen. Die Selige wolle bitten für mich arme Sünderin. Luise M. Hensel.'

Ein zusammengefaltetes Stück Papier enthält einige trockene Blätter und Blüten mit Aufschrift von Luisens Hand: ‚Von einer Wiese, auf der die liebe sel. A. K. Emmerich ihre Kuh geweidet hat als Kind und Blätter von einer Buche, unter der sie gespielt' (neben ihrem Häuschen). 23 Jahre nach dem Tode der Emmerich hat sie letztwillig bestimmt: ‚Der über meinem Bette hängende Muttergotteskopf, eine Copie nach dem Bilde, welches dem hl. Lucas zugeschrieben und zu Rom in Maria Maggiore

* Aufzeichnungen S. 18.

** In den ‚Erinnerungen' nennt sie ihn Meinerts.

aufbewahrt wird, soll meiner Freundin Elisabeth Haan, zu Köln, nach meinem Tode gehören, und ist dieselbe hiemit gebeten, meiner armen Seele fürbittend zu gedenken. Dies nämliche Bild hat über dem Bette der sel. Jungfer Emmerich zu Dülmen gehangen, und sie ist unter demselben gestorben. Luise M. Hensel. Cöln, d. 3. Februar 1847.' (Nach einer Notiz von Binders Hand ‚mitgeteilt von Hrn. Dr. Virnich in Bonn'.)

Die ‚Erinnerungen' Luise Hensels sind erst 35 Jahre nach dem Tode der Emmerich niedergeschrieben, aber ‚zum Theil aus früheren Tagebüchern', und ‚zum Theil aus dem Gedächtniß'. Ihre subjektive Zuverlässigkeit wird wohl nie Gegenstand des Streites werden. Niemand dürfte dieser reinen Seele eine Unwahrheit zutrauen, auch wenn sie nicht so nachdrücklich und wiederholt versicherte, nur die reine Wahrheit schreiben zu wollen. Genau unterscheidet sie zwischen dem, was sie selbst gesehen und gehört, und dem, was sie von anderen erfahren hat, und ihre Bewunderung für die Seelenfreundin hält sie nicht ab, einigemale an Äußerungen derselben leise Kritik zu üben.

Aus den ‚Erinnerungen' Schlüsse für die Emmerich-Frage zu ziehen, ist hier nicht der Ort. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen. Es war längst bekannt, daß L. Hensel in den siebziger Jahren, kurz vor ihrem Tode, mündlich und schriftlich die Zuverlässigkeit Clemens Brentanos als Aufzeichner der ‚Betrachtungen' oder ‚Visionen' der Emmerich bestritten hatte.* Kürzlich habe ich die deshalb gegen die Dichterin gerichtete Polemik abgelehnt. Jetzt stellt sich heraus, daß sie schon Ende der fünfziger Jahre sich in ungleich schärferer Weise über Brentanos Fähigkeit objektiver Wiedergabe geäußert hat. Damit dürfte jeder Versuch aussichtslos sein, das Zeugnis der gemeinsamen Freundin der Emmerich und des ‚Pilgers' als bedeutungslos beiseite zu schieben.

* Vgl. Cardauns, Klemens Brentano. Beiträge namentlich zur Emmerich-Frage (Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1915) S. 78 ff.

XVI.

Der Sensenmann.

Das Ochsenfuhrwerk des guten, langbeinigen Vinzenz Schindele fuhr durch die Straßen des Städtchens. Der Wagen holperte über das Eierpflaster, wie es sonst der Brauch war. Denn das Wasser war abgeflossen und der Schlamm wenigstens auf den gebräuchlichen Wegen von kräftigen Birkenbesen weggefegt worden.

Der Vinzenz war von jeher ein Kindernarr gewesen und hatte wie stets, wenn er vom Felde heimkehrte, einen Pack Buben und Mägdlein, die ihm aus allen Häusern zuliefen, auf das duftige Gras gesetzt. Die Kinder saßen da oben wie eine lustige Schar Vögel, hatten sich ein Nest gegraben, rückten und schmiegten sich eng aneinander, zwitscherten und kicherten, fingen Mücken, die in Scharen über ihnen tanzten, und fühlten sich, als kutschierten sie in des Grafen goldgesprenkelter Karosse.

In seiner schwarzrußigen, dumpfen Spelunke brütete Giacomo. Er hatte um das Gesicht kreuz und quer bunte Tücher geschlungen, so daß nur die rotunterlaufenen Augen, die zerhackte, gestaltlose Nase und einzelne Bartwische hervorschauten. Der wilde Wandersmann hatte irgendwo da draußen die schwarzen Blattern aufgefangen, hatte sie hurtig heimgetragen und war eben von dem ersten Anfall des Fiebers genesen. Übler Laune und grimm gegen alles, was er sah und irgendwie von der Welt da draußen im Gedächtnis trug, tappte er hin und her und suchte für seinen bösen Humor eine Reizung und Entladung.

Da hörte er den Wagen und die singende Kinderschar. Er öffnete den Vorhang vor seinem Fenster, der auf Geheiß des vorsichtigen Stadtphysikus der Ansteckungsgefahr wegen angebracht worden war, sah die pausbackigen Buben und Mägdlein, die schimmernden Blondköpfe und lachenden Blauaugen —— riß die Binden vom Gesicht, öffnete das Fenster, steckte den wüsten Kopf hinaus und schrie mit seiner dröhnenden Stimme: ‚Oiho, ihr Bälge, guckt ein Litzel, ob ich nicht ein sauberer Kerl bin. Hahaha! Ein Höllenkerl, ein Teufelsbraten. Schön als wie die Todsünd!'

Und das Dutzend lachender Augenpaare löste sich aus dem fröhlichen Anblick des Mückentanzes und der Himmelsau, sie wandten sich gegen das Fenster und sahen das pechschwarze Gesicht, das verschwollene Backenfleisch und den ekeln Schimmer der fetten Salben. Sie erstarrten und konnten sich von dem Anblick nicht mehr los-

machen. Wie Puppenaugen standen sie still und sahen die Fratze immer noch, als das Fenster sich schon längst wieder geschlossen hatte und der Wagen um die Ecke gebogen war. Die roten Mündchen gingen krampfig auf und zu wie die Mäuler aufs Land geworfener, schnappender Fische. Aber man vernahm kein artikuliertes Wort, nur ein stockiges Atmen, wie es aus einer Brust stöhnt, deren Herz für Augenblicke still gestanden ist und dann zappelt und pocht. Und die Ärmchen fuhren mit gespreizten Fingern in die Luft, dann griffen sie eins nach dem anderen. Die Kinder hielten sich fest, als hätte ein schlürfender Rachen sich aufgetan, um sie in seine stinkende Finsternis zu ziehen. Sie fühlten nicht nur das Schwanken des Wagens, sondern ein Wogen und Kreisen wie in rauschenden Stromwirbeln. Einen Augenblick sahen sie nicht Sonne, noch lichte Häuser, noch leuchtendes Grün, sondern nur die schwarze Teufelsfratze, die aus dem Fenster glotzte. Ja sie sahen sogar Hörner und spürten den Duft von Schwefel und Unrat und ranzigem Öl. Die leuchtenden Zähne grinsten wie weiße Totenbeiner, um welche sich noch fettiges Fleisch schmiegt. Die Kinder wollten die Augen schließen oder wenden und konnten nicht. Sie wollten schreien und fanden keinen Laut. Sie waren wie eine verschlungene Gruppe, die aus einem Marmor gebildet ist. Sie hatten das Furchtbarste gesehen und fuhren doch stille wie ein Leichenwagen vorüber.

Vor den Ochsen her ging selig in sich versunken, die blitzende Sense geschultert, der weitausschreitende, hager vornübergekrümmte Vinzenz und pfiff eine alte, wehmütige Weise, wie immer, wenn er froh war.

Oder war es nicht mehr der dürre Vinzenz? Schritt hinter den schlotternden Kleidern der dürre Tod und freute sich seiner wohlgeschliffenen Sense?

Am anderen Tage holperte dasselbe Fuhrwerk wieder durch die Hauptstraße. Das frischgemähte Gras duftete, die Ochsen käuten gemächlich schreitend wieder, und der gespenstig hagere Greis schritt mit hoch und drohend blitzender Sense voraus. Aber er pfiff kein Lied, er ging gebückter als je unter Malterkornsäcken; er murmelte Gebete, seine Augen suchten den Boden und seine Kappe ging wie Scheuleder an den Schläfen vor. Er wollte nichts sehen. Er wollte nicht wissen, daß ihm heute kein Kind nachlief und daß auf dem Wagen das weiche Nest leer war. Er wollte nichts sehen und wissen. Und mußte doch Weinen und Flüstern hören, mußte wissen, daß das Dutzend Kinder, das gestern auf seiner Fuhre gesessen hatte, an den schwarzen Blattern darniederlag. Da fing die Glocke zu

wimmern an. Er mußte es hören und mußte es wissen, daß es die Totenglocke war. Er hätte seine Kappe über die Ohren stülpen mögen, mußte sie aber vom Scheitel ziehen — denn alle zogen vor dem trauervollen Klange Hut und Kappe und schlichen betend nach Hause.

Ein Dutzend Kinder rang hinter verschlossenen und verdunkelten Fenstern mit dem Tode. Eines hatte vollendet. — —

Das Glöcklein schwieg. Gleich darauf, eh noch Vinzenz sein Gehöft erreicht hatte, hub es wieder an. Ein zweites seiner Gäste ist zu den Engeln geflogen! Als die Totenglocke aber noch einmal einsetzte, da stieg Vinzenz, lichte Verzweiflung in den Augen, zu den Dachbalken empor und erhängte sich. — —

* * *

Judith war an dem Tag nach der Überschwemmung zur Beichte gegangen und hatte dem Franziskanerpater Bonaventura, ihrem Beichtiger, gestanden, daß sie gesonnen sei, ihrem tatlosen Leben ein Ziel zu geben. Das Wasser sei wohl ihretwegen gesendet worden, denn es habe ihr eine große Bußrede gehalten. Ein Ruf sei über die Wasser her an sie ergangen, fast so deutlich wie das „Hol über', das St. Christophorus aus dem Schlaf geschreckt habe. Sie glaube, daß Gott sie endlich doch heimgesucht habe, und daß sie nicht länger wie ein vergessener Schuhlappen im Winkel faulen solle. Ferne in India oder in Japan gäbe es Arbeit für sie. Sie wolle jetzt wachsamer sein als je, daß sie den zweiten und dritten Ruf nicht überhöre; denn wenn es Gott wirklich ernstlich mit ihr vorhabe, ein so großes Werk zu pflegen, so werde er sie sicher zwei- und dreimal wie Samuel und St. Christophorus mahnen. Sie möchte nun gern Bücher oder Traktätlein aus diesen Ländern und über die Missionen der heiligen Väter lesen.

Pater Bonaventura, der heimlich über sein Beichtkind getrauert hatte, das so adeligen und hochgemuten Sinnes war wie kein anderes und doch so unnütz wie ein Eingekerkerter dahinlebte, war erstaunt und froh zugleich, daß in das stehende Wasser dieses Lebens endlich doch der Engel Gottes niedergestiegen sei und es in neue Wallung gebracht habe. War auch die erste Regung eine uferlose Schwärmerei, so würde sie sich schon zu einem brauchbaren Ziele durchklären. Er widerlegte also nicht, sondern gab dem Hunger die Nahrung, die er begehrte.

Er erzählte, daß der Orden des hl. Franziskus große aber schwer bedrohte Missionen in Cochinchina unterhielt. Das sei ein

Reich in Indien, jenseits des Ganges. Die Bewohner seien zum Teil noch wild, barbarisch und ganz ungezäumt. Dazu komme, daß nur wenige Teile für Abendländer gesund, die meisten vielmehr mit Pest und anderen Krankheiten durchseucht wären. Die Ernte sei groß, der Arbeiter aber wenige, und die Väter Missionäre würden hart bedrängt von großer Arbeit, erschrecklicher Hitze, oft auch von grimmen Verfolgungen der Götzendiener. Sie schickten aber fleißig Bericht über die Märtyrer, die alldort ihr Blut versprengten, über die vielen Bekehrten, denen sie das Taufwasser spenden könnten, über Sitten und Gebräuche, über Reisen und Fahrten rings um den weitsichtigen geistlichen Acker. So seien wieder viele Schreiben gekommen von dem, wie man sage, wundertätigen P. Valerius, einem vortrefflichen Missionär. Sie könne daraus alles Wissenswerte entnehmen und wohl wie an einem Prüfstein sehen, ob ihre Vorsätze echt und gut oder nur Täuschung und Sinnentrug seien. Er gab ihr die Blätter, versprach für sie zu beten und schickte sie nach Hause. — —

Und Judith saß in ihrer Stube und las. Die zahm-wilde Dohle pochte mit ihrem dicken Schnabel an das Fenster, ließ ihre frechen Augen funkeln und begehrte Einlaß: Pick, pick!

Als sie nicht erhört wurde, riß sie ihren Schnabel auf und sagte auf dohlisch: ‚Bitte, laß mich herein, oder ich schlag dir die Fenster ein!‘ Aber Judith saß versunken über ihren Blättern und verhielt mit beiden Händen die Ohren. Ihre Seele war in Lissabon und fuhr nach ‚Capo bonae spei‘, wie hätte sie da auf einen frechen Dohlenvogel und seine Drohung acht haben mögen! Der schlug noch ein paarmal mit seinen Flügeln ohnmächtig gegen die Scheiben, warf der Unerbittlichen einen schlimmen Blick zu, flog auf die Tanne, bauschte sich ein und lauschte, ob die fernen Lüfte nichts Tödliches und Grauses weissagten. Auf einmal flog er mit einem Geschrei, das durchbebt war von Schadenfreude und Bosheit, davon. Judith hörte nichts von dem Triumphlied des prophetischen Vogels, denn sie war in Goa, ‚der Portugesen Haubtstadt in Ost-Indien‘, und tummelte sich bereits herrisch unter Götzendienern und Mahometaner-Mohren, schrie die Apostatae an und bedeckte das unbekleidete gemeine Gesind, das man ‚Parias-Cast‘ nennt. Sie ging aber auch kühn zu den Brachmaner und Rayas, die von königlichem und fürstlichem Geblüt herstammen und zeigte ihnen, daß all ihr Abbruch von Fleisch und Fisch und ihr Fasten bei Kräutern und Wasser nichts sei als teuflische Blendung, der sie dadurch zum Hochmut und zur Verachtung des Christenglaubens verführe.

Der bärige, treue Hund lag vor ihr auf dem Boden. Er hatte die Türe selbst aufgetan und war mit einem dicken Prügel in der Schnauze hereingekommen. Denn er hatte heute noch keine Kurzweil mit Judith genossen und verlangte, daß sie den Prügel wie alle Tage oftmals in den Garten hinausschleudere, damit er ihn einfangen und bellend und knurrend zurücktragen könne. Er hatte Lust, sein Gebiß und seine Läufe zu üben und hielt wie ein verwöhntes Kind darauf, daß sein Wille widerstandslos geschehe.

Aber wie verlockend der Hund das Holz auch zubereitete, wie oft er es auch aufhob, knurrend von sich warf und springend wieder fing: alle Drolligkeit und alles Seufzen wurden umsonst verschwendet. Denn Judith war ‚in Malacca bei den schwarzbraunen Malayern', und sie war ‚im Königreich Jhor, so auch Jor, Johor oder Giohor genennet wird und unter dem zweiten Grad Äquinoctial-Line nordwärts liegt'. Sie hatte sich jetzt wohl bewaffnet, aber nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Kreuze; denn sie bewegte sich ‚unter den Malaken, die ein gar schlimmmes Heidenvolk sind und von allen Scribenten als die untreueste Nation unter allen Orientalischen beschrieben werden. Sie tragen kurze Schwerdter bey sich, so sie Cris nennen, womit sie vielmahl unbehutsame Europäer ohne einige Ursach ermorden.'

Der Hund sah endlich ein, daß sein Werben unerhört bleibe. Er verkroch sich in seine Hütte, bellte zornig die Spatzen und Tauben an und brütete dann darüber nach, was für schlimmme Zeiten im Anrücken seien, da nicht einmal die Kinderei im Flor bleiben dürfe.

— — — —

Und Judith litt Schiffbruch und sah Martyrien. Sie kniete an der Seite des Pater Franziskus Solanus und beugte sich mit ihm über Pestkranke. Sie half ihm die Wunden salben und sah mit starkem Mut die von dem furchtbaren Würgengel getroffenen Pariashaufen. Die Eiterwunden flossen, die Beulen barsten, die Sterbenden ächzten, die Menschenantlitze, so fromm sie waren, blickten zerrissen, schwarz und grimm wie gehörnte Teufelsfratzen. Aber der Pater Franziskus wich nicht, und sie schliß unermüdlich Linnen, um es ihm für die Ächzenden zu reichen.

Jetzt flog die Dohle wieder an das Fenster und schrie in ihrer Sprache: ‚Du da innen, tu auf die Fenster, denn schon seit einer Stunde bimmelt das Totenglöcklein; die Leute heulen, sollst heulen helfen, sie rutschen in den Kirchen herum, sollst mitrutschen, sollst mitzittern, sollst Angst und Todesfurcht kosten, du Hartherz!' — — —

Aber Judith reiste unbekümmert weiter als eine Wohltäterin durch China und Siam und kam endlich in Cochinchina an.

Indessen der laute Jammer der geängstigten Stadt schon um ihr Haus brandete, las sie mit tiefer Ergriffenheit den letzten Brief des Paters Valerii an den damaligen Pater Provinzialen A. R. P. Massaeum Kreßlinger zu Nhatlang in Cochinchina: ‚Wegen eylfertigen Abgang der Gelegenheit bin ich getrungen gantz kürtzlich zu vernachrichten, daß ich zwar noch im Leben seyn in disem Königreich Cochinchina, allwohin durch die Göttliche Verordnung auf jene verwunderliche Weiß bin übersetzt worden, wie ich im vorigen Jahren schon geschriben habe: Ich lebe zwar noch, aber in den Kräfften ziemlich geschwächet und erbrochen! Zu deme ist die Arbeit allhier unaussetzlich, weder Tag noch Nacht eine Ruhe. Des Tags muß ich eine Reis auf 4 oder 5 Täg vornehmen, umb denen Kranken beyzustehen, zu denen ich berufen werde. Zu Nachts höre ich der Glaubigen Beicht an womit ich vielmahlen ganze Nächte zuzubringen habe. Sehr viel Unglaubige werden durch die Gnad GOttes bekehrt und fast täglich von mir getauft. Die Verfolgung der Christen ist in diesem Reich nummehr gestillet, welche in verwichenen Jahren sehr gewütet und diese Mission mit vieler Martyrer Blut besprenget... Ich empfehle mich in meiner lieber Provinz und meiner Mitbrüder heiliges Gebet tot und lebendig‘ — — — —

Durch dieselbe Straße, von welcher das Unheil mit den Kindern begonnen hatte, schritt ein hoher fürstlicher Kommissarius, begleitet von Bütteln und Stadtsoldaten. Auch Kistler und Zimmerleute waren bei ihnen. Sie machten halt und schlugen eine Tafel an, darauf die Namen der Dörfer und Märkte verzeichnet waren, die von der Seuche angesteckt wären. Die Torwächter sollten fortan keinen Mann, der aus einem der aufgeführten Orte käme, ‚post habitu respectu‘ in die Stadt einlassen. Aber das Städtchen, so war zu lesen, sei auch seinerseits bannisiert. Überall, wohin jetzo ihre Bürger gelangten, fänden sie verschlossene Tore, und so sie renitent wären, hohe Galgen. Zum Zeichen, daß der hohe Rat der Stadt gesonnen sei, jegliche weitere Kontagio mit Gewalt zu verhindern, sollten an den drei Toren alsogleich neue Galgen aufgestellt werden.

Die Kistler und Zimmerleute fuhren zu den Toren hinaus und errichteten an wohl sichtbaren Stellen ragende Galgen, damit sie tüchtige Diebsvogelscheuchen wären und allem Gesindel, das etwa Lust hätte, im Trüben zu fischen, künden, daß in der Stadt die Aufrichtung des Halsgerichtes aufgenommen worden sei.

Darauf wurden die Fahrtore geschlossen und nur die Einlaßtörchen standen noch auf. Die Leute hängten die Köpfe und sagten: ,Nun genade uns Gott und Davids Sohn. Denn wir sind jetzt abgetrennet von der Welt und dürfen nur von der Ferne rufen und schreien. Wir seind eine Eiterbeul in unserem Land, und am liebsten schickte der Fürst Kommissari mit einem großen Messer, um uns rein auszuschneiden. Nun genade uns Gott, denn was sollen wir essen, nachdem die Bauern ausgeschlossen sind und die Schranne an andere Orte ist gezogen. Daß man doch könnt den Blattermann fangen und den Gänglespudel,* der uns das angetan hat, an die Galgen hängen!'

,Und alle Hexen dazue', fügten andere hochbedeutsam und mit wissendem Fingerwinken und Augenzwinkern an.

Die so sprachen, begannen jetzt zu laufen, denn die Ausschellglocke klang vom Marktplatz her, aber auch vom Leprosensträßchen, von der Weinhalde und von vielen Orten. Überall dort waren Ausrufer aufgestellt, damit die Ansammlung allzu großer Volksmassen verhindert würde. Die Ausrufer schrien, daß sie blau im Gesichte wurden, obwohl sie doch überall lautlose, dumpfstille Zuhörer hatten, die gegeneinander mißtrauisch, wie lauernde Diebe die Hälse reckten, sich in die Winkel drückten und gierig die Worte des fürstlichen Mandats in sich hineinsogen, denn darin war nicht nur gesagt, was jeder bei Leib und Leben zu meiden hätte, sondern auch, was Leib und Leben retten könnte. Die Ausrufer verkündeten: ,Da die verschiedenen bekannten und annoch unerkannten Seuchen überhand nehmen, ist es notwendig, Gott anzurufen und gottseligen Wandel zu pflegen und sein Leben zu bessern.

1. Niemand darf einen, der aus einem Sterbeort kombt, beherbergen, ob er auch ein Bruder oder Mutter oder Vater oder sonstiger Freund sei!

2. Die Häuser, darinnen ein Erkrankungs- oder Sterbefall fürgekommen, sollen gesperrt und wohl vigiliert werden. Strenge geahndet soll werden, wer verheimlicht, daß in seinem Hause die Sucht ausbrüchig geworden.

3. Da manche Leute sich zum Tor hinausbegeben, um den Fremden, daß sie sich einschleichen können, Mäntel u. dgl. leichen, soll es bei Leib- oder gar Lebensstraf verboten sein.

4. Da die vorwitzigen Leut sich bei den Toren um die fremden Leut, so examiniert werden, drängen, soll derlei Ansammlung ver-

* Umschreibung für Teufel.

boten sein und der Pöbel allenfalls mit Schlägen weggetrieben werden.

5. Niemand soll mit Leuten, denen der Eintritt verboten ist, hinausgehen, mit ihnen reden oder zechen.

6. Jeder Hausvater soll sparsam sein, sich des Wirtshauses enthalten, wie auch den Bürgern und Handwerkern außer Sonntags und Montag nachmittags jeder Feiertag in der Woche bei Strafe verboten ist!' — —

Der Himmel hing voll trübgelber Wolken, durch die von Zeit zu Zeit grelle Sonnenblitze rissen. Es donnerte manchmal, aber fern, feige und versteckt, und die Blitze zuckten wie Zündschnüre, die versagen. Auch oben am Himmel schien ein seichter, träger und doch boshafter Hungerbach aus den Ufern gegangen zu sein. Auf dem Markte und in den Straßen war Windstille; aber oft wenn ein Bürger um die Ecke beugte, so fuhr ihm plötzlich ein heimtückischer Windstoß in das Gewand, zerrte an ihm einige Nu und löste sich dann wieder in die unschuldigste Windstille. Es dämmerte schon früh am Abend, und den Ausrufern schien bald die grellste Sonne schief, vom Untergang her, in das Gesicht, bald fielen ihnen dünne Regentropfen wie Gischtstaub von einem fernen Wasserfall auf das Papier.

Als sie zu Ende waren, schritt Judith über den Platz. Sie kam von der Kirche, wo sie seit Stunden um das andere Zeichen gefleht hatte. Ihre Seele war so voll von stillernster Einsamkeit, von weiten Meeresflächen, von Indiern und Malaien, daß sie der Anblick des gehäuften Volkes, das, wie sie glaubte, in blöder Neugier das Nationale eines gefahndeten Verbrechers oder sonst ein Kuriosum auffing, wie ein Spaßmacher unter dem Kreuze beleidigte. Sie wollte kein anderes Bild in sich tragen als das des fernen Landes, das sie erwartete. Vor allem aber war sie dabei, die Spuren Gottes in ihrer Seele zu verfolgen wie ein Jäger die Spuren des Einhorns. Und Gottes Spuren in den Herzen der Menschen sind so leise und fein — wie leicht wird der Heilige von der grobfüßigen Welt verscheucht gleich wundersam behendem Wild! Sie runzelte die Stirne, kniff den Mund zusammen und wich mit strengem Schritt in ein Seitengäßchen aus. Eine Base wollte sie anreden: ‚Hastu's gehört?' Aber als sie keine Aufmerksamkeit fand und Judiths finsteres Gesicht sah, dachte sie: ‚Das jung Blut tut mir leid. Da steht's klar eingeritzt, daß sie für Schrecken tosohrig und stumpf ist worden. Ist nicht zu verdenken, daß junge Leute trauern, wenn der Tod tanzt. Junge möchten lieber selber tanzen . . . Die freilich

nit; aber leben will sie doch auch. Ach ja, leben möcht sogar ein altes Gebein.'

So kam Judith unvermerkt in ihren Garten. Durch das Fenster sah sie den fernen Galgen und dachte: ‚Ach, darumb reckten sie die Ohren!' Darauf betete sie ein Vaterunser für den mutmaßlichen armen Sünder und senkte dann Aug und Sinn wieder auf die Fährte Gottes.

— — — — — — — — —

Den Schloßberg herab donnerte vierspännig in wilder Hetze ein Reisewagen, hochbeladen mit Gepäck. Auf dem Bock spreizte sich der Kavalier, und zwei Lakaien saßen auf den Pferden, deren vier vorgespannt waren und von den Peitschen angetrieben, mit flatternden Mähnen, geblähten Nüstern und oftmals sich hoch aufbäumend der weiten Landstraße zujagten. Die Karosse war verschlossen und verhängt. Die französische Gräfin saß mit ihren Töchtern darin, und die Leute, die sie sahen, erschraken: ‚Steht's so schlimm! Ist denn wirklich die Pest eingerückt? Die haben's fein, die Gnädigen und Hochgebietenden; können allweil dem Paradies nachfahren und honigfließenden Ländern! Ach, wir armen Teufel! An uns zehrt alles, nit nur der Hunger, auch die Krankheit speiset erstlich uns als Leckerbissen auf!'

Aber sogleich kam Botschaft, daß der Graf, der aus uralteingesessenem deutschem Geblüt stammende, mit seinem Schloß und seinen Wäldern verwachsene, zurückgeblieben sei und bei seinem Gesind ausharre. Auch in der Stadt sei niemand von der Obrigkeit willens zu fliehen, nicht geistlich und nicht weltlich. Da falteten sich die Gesichter sogleich wieder freundlicher und hoffender auf.

Und wieder scholl die Ausrufglocke. Der Stadtphysikus kündete die Mittel an, die gegen Kontagion schützten:

1. Weil die Gesundheit der Luft von der Sauberkeit abhängt, soll in den Häusern und auf den Gassen, bei Brunnen und Gossen darauf gehalten werden, nichts außer Kindswasch gereinigt werden. Auch soll keinerlei Abwasser, wie leider üblich, auf die Straße geschüttet werden.

2. Alles, was übel riecht in den Zimmern, soll ausgeputzt oder verbrannt werden. Auch sollen die Kammern täglich mit Krambeerholz oder mit anderer Spezerei ausgeräuchert werden. Die Metzger und Köche müssen das Blut nach der Schlachtung sofort wegwaschen. Obst soll nicht frisch verkauft werden, sondern gedörrt. Kriechen, Roßbruch und Haselnuß aber sind verboten.

3. Branntwein zieht die böse Luft an, ist also schädlich, und wird niemand mehr als um einen Kreuzer zu trinken erlaubt.

Die Chirurgi und gewesenen Feldschere standen fleißig bei den Ausrufern, zogen den Mund schief, lächelten geheim und verächtlich, und sobald es ihnen gelang, einen Umstand von Leuten um sich zu sammeln, redeten sie auf sie ein: ‚Die neuen und hochmögenden Herren mögen gute Mittel haben, aber sie sind unerprobt. Krambeerholz loben wir auch, aber besser: Nimm Rauten, Pimpernell, Bethonica, Baumnuß und Knoblauch nebst wenig Kampfer. Tu all dies in ein Glas, stell es an die Sonn oder an den Ofen, schüttle es durcheinander, nimm in der Früh einen Löffel voll, und du wirst nicht angesteckt . . . Vor allem Pimpernell. Hat nicht ein weissagender Vogel gesungen:

Nimm Knoblauch und Pimpernell,
So wirst du sterben nit so schnell!‘

Die Leute murrten: ‚Das seind viel lateinische Namen.‘ Da winkten ihnen die Chirurgen, und in ihren Buden und Verkaufsläden drängten sich die Leute, als wäre dort das Elixier gegen den Tod zu finden. Sie nahmen das Angepriesene hin, dazu Arnikawurzeln, um sie bei der Pflege der Kranken in den Mund zu nehmen, dazu Theriak, zusammengestellt aus echt venezianischen Viperpastillen, und antispasmotische Pulver für den Fall der wirklichen Ansteckung als das kräftigste Gegengift.

Der alte Schäfer Isidor aber lachte alle aus, den Stadtphysikus und die Chirurgen. Den Isidor konnte man nicht leicht übersehen. Er hatte einen Bart, der so zackig war, als wäre jedes Haar voll spitzer Dornen, und ein dunkles, braunrotes Gesicht, dessen Mund beim Lachen erschrecklich breit aufging, und er konnte lachen, daß es durch hundert Männerstimmen dröhnte. Als sie ihn fragten, warum er denn also unheimlich lache, da sagte er: ‚Weilen die Sucht auch lacht, maßen sie ein derartig leichtes Spiel hat mit den dummen Doktoren. So sie an mein Haus anrückt, vergeht ihr das Lachen wie dem Wolf, wenn ihm der Hirschfang ums Ohr saust. In meinem Hause lach nur ich. Davor ist gesorgt. Pah, Pest hin, Pest her! Ich sauf meinen Schnaps und bin fröhlich wie David, um den die Kreter und Philister als eine starke Leibwache standen.‘

‚Wieso, warum?‘

‚Darum!‘

Und er lockte mit seinem Lachen und Hohn, bis ihm einige

verwegene Gesellen nachgingen, ihn Geld sehen ließen, mit ihm unterhandelten und endlich ein Säcklein aus seinen Händen empfingen, darin grausliche Dinge eingenäht waren. Das trugen sie als Phylakterium auf der linken Brust.

Schon war es Nacht, und der Regen floß unaufhörlich, aber dünn, wie zehnmal durch ein Haarsieb geseiht, nieder. Da kam der Rat, der sich noch einmal in so später Stunde zusammengetan hatte, aus dem Zimmer, darüber stand: Publico consilio, publicae saluti. Er hatte beschlossen, sofort die Vergrößerung des Brechhauses, das man dereinst für die Aufnahme der Pestkranken erbaut hatte, in Angriff zu nehmen und das Lazaretthaus mit allem wohl zu versorgen.

Als sie ins Freie traten, schoß ein schwarzer Hund wie ein Ballen Nacht an ihnen vorbei. Zwei Herren bekreuzten sich, und es entrann ihnen wider Willen: ‚Der Gänglespudel!‘ Die anderen lachten sie aus. Aber das Lachen war ein dünnes Decklein, durch das Schreck und Bangen verräterisch durchschimmerten.

‚Wir sind gerüstet,‘ sagte der Bürgermeister. ‚Wohlgerüstet!‘ rief der Syndikus, der sich schon entfernt hatte, von weitem zurück. Aus einem dunklen Winkel klang es wie ein dumpfes Echo: ‚Wohlgerüstet!‘, und der Pudel lief wie einer, der seinen Weg genau weiß und sich nicht aufhalten läßt. ‚Wohlgerüstet!‘ Die Kröten hörten es auch und hoben ihre fetten Warzenleiber aus übel dünstenden Lachen. Und die Mauchen, die in Schwaden an den naßtriefenden Kellermauern saßen, rührten sich und rückten vor. Eilig quollen und kräuselten die Gifte in Gestalt von feinen, nebeligen Gebilden, wie sie zur Winterszeit aus der Nase rauchen, und in Gestalt von winzigen Tröpflein, wie sie den Schlangen durch den Spitzzahn fließen. Denn sie fühlten, daß Krambeer und Kampfer ihre wie Lanzenspitzen scharfen Säfte gegen sie aussandten, und verkrochen sich vor diesen wachsamen Lanzenreiterschwadronen in Menschenleib und Tierleib und in den tausend Pfützen der Keller, in den tausend Tiefen der Brunnen und lauerten wohl gerüstet. Einer der blauschigen Windstöße kam durch die Sakristeitüre auch zu dem Tod, dem der schwedische Soldat das eine Bein abgeschlagen hatte. Er stieß ihn an: ‚Du hinkender Schlendrian, sie lachen dich ja aus, so langsame Arbeit tust du. Willst nicht meine Flügel haben?‘

◆ ◆ ◆

Als Judith, von dem Gebell der Hunde froh begrüßt, in ihre Stube getreten war, da zündete sie nicht das gewohnte Licht an, das

auf dem Herde stand, sondern die große Ampel, die vor der großen holzgeschnitzten Mutter Gottes hing und wie das Ewige Licht eine rote Glasglocke hatte. Dann zog sie Kerzen und Leuchter aus den Truhen und baute um den Herrgottswinkel her einen wahren Hochaltar von Lichtern und Blumen auf. Nur geweihte Lichter sollten brennen, denn die Stunde war heilig, und was sie jetzt vorhatte, brauchte heilige Wächter und Zeugen. Sie wollte Gewalten entfesseln, die wie gigantische Sklaven, wohlbehütet und geleitet, dem Guten dienen, aber so leicht ausbrechen und den Herren zum Sklaven niederdrücken. Sie sprach ein Gebet. Und war dennoch voll Scham und Bangen, als sie nun eine schwere, mit zackigen Eisenbändern beschlagene Truhe öffnete. Der Schlüssel war rostig, und das fünfzähnige Schloß hatte sich verbissen wie die Kiefer eines Starrkrampfigen. Die Lade enthielt das Bargeld, das ihr die Eltern hinterlassen hatten. Judith hatte sie nie geöffnet und war immer scheu an dem Mammonhaus vorbeigegangen wie ein Kind vor dem Gitter des Wolfkäfigs. Jetzt aber mußte es sein. Das Meer ist weit, Indien ist fern, die Christen von Goa sind arm. Die tote Goldmasse, die gefährliche Säerin der Gier, diese Samenkörner der Üppigkeit, des Weltsinnes, des Übermutes können werden, was die Gläser der Chirurgen, auf denen ein Totenkopf gemalt und das warnende Wort Gift zu lesen ist. Gift kann Arznei sein und ist dazu von Gott erschaffen. Und Gold auch kann Arznei sein, Leben spenden und Leben wecken, ja sogar Seelen loskaufen und befreien. Aber Gold ist Gift! Der es besitzt, soll darauf acht haben, daß er sich nicht verbrenne und daß er die gesunden Teile derer nicht versehre, die er heilen will. Judith schloß den Kasten endlich mit vieler Mühe auf und entnahm die Säcklein ganz so, wie man geladene Pistolen oder Bomben oder Kasten mit giftigem Gewürm anfaßt. Sie trug eins nach dem anderen zu dem Tisch, auf dem die geweihten, fromm blickenden Kerzen blinkten. Sie schaute zu dem Kruzifix und der schmerzhaften Mutter auf, die zu ihrem Troste auch Zeugen ihrer Tat waren, und flüsterte: ‚Gelt ihr wißt's, nit als Mammonsdiener und Geizhals, nit als Drach und Judas, sondern wie du, als du zollen mußtest und die Doppeldrachme aus dem Munde des Fisches zogest!' Als sie zu zählen begann, merkte sie, daß ihr Vater sich das Ritterzimmer und seine Decke, das stattliche Haus und die Waldungen hatte wohl bezahlen lassen. Vor ihr häufte sich ein Turm von Dukaten und Goldgulden, rechnete sie dazu noch die Schuldverschreibungen und die Zinsen, die sie alljährlich bezog, so war sie

gewiß so reich, daß sie dem Grafen sein zerlumptes Schloß samt Liegenschaften hätte abkaufen können. Sie blickte wieder zu ihren Zeugen: Ist dieses wohl das zweite Zeichen? Sind die Goldnuß dazu gewachsen? Die Indier haben Hunger. Willst du, daß ich als ein anderer St. Nikolaus über das Meer fahre und ihren Kindern Brot bringe? Sie leiden Drangsal von der Pest und haben kein Linnen und keine Arznei. Willst du, daß ich mein Talent nicht länger vergrabe, sondern damit wuchere und meine Reichtümer gegen die Pest setze?

Indes sie so sprach, faßte sie eilig das gleißende Gold, das wie Schlangenschuppen glühte, zusammen und schloß es wieder in die Truhe.

Das Antlitz des Cruzifixus blickte starr aus den unruhigen Schatten und Lichtern, die ihm die Kerzen um Stirn und Wange malten. Der Hund blies ein paarmal heftig aufschnaufend den Atem mit Geseufze von sich. Judith mochte lauschen oder spähen, sie erhaschte kein Zeichen. Das starre Gesicht des Heilands und der tierische Laut des Hundes machten sie bang. Sie schloß die Augen, suchte das Antlitz des in ihrem Herzen gegenwärtigen Gottes und betete. Da wurde ihr Gewißheit, daß der Herr ihrer begehrte. Sie ließ die Kerzen niederbrennen und ging mit dem Gelöbnis zu Bette, nach Indien zu gehen und Hab und Gut und Leben den fernen Heiden zu weihen.

Als sie am Morgen erwachte, war ihr ganz so wie am vorigen Tage, da sie auf dem Maulwurfshügel aufgefahren war. Ihr ganzer Plan wird ein Spiel ihrer Phantasie bleiben! Ihr Plan ist ein Meer, wie es die Pfützen des Hungerbaches waren, ein Schiff, wie es die Papierfetzen gewesen sind. Sie bedachte, daß sie nur ein Mädchen sei, daß sie scheu wie ein Hase und gewißlich auch furchtsam wie ein Hase sei. Sie barg ihren Kopf in den Kissen und weinte. Dann stand sie auf, pfiff ihrem Hund und warf dem vor Freude Heulenden den Prügel bis zum Gartenzaun, wohl zweidutzendmal, immer gewaltiger, immer wilder und froher, immer mehr in dem Gefühl, es gelte ein Kampfspiel, in dem Nerven und Muskeln für die ernste Stunde gestählt und gerüstet werden.

Dann lockte sie der Dohle mit dem roten Ring am Fuße. Aber diese horchte nicht auf sie, sondern blieb auf dem Tannast reglos sitzen, feindselig glotzend, mit wissendem, brütendem Gesicht, als wäre ein böser Geist in sie gefahren.

Judith trat aufs neue vor den Hausaltar, um den starren

Heiland zu befragen. Als sie lange mit ihm gerungen hatte, legte er ihr diese Antwort in die Seele: Halte dich drei Tage in Einsamkeit, faste, bete und lies die Heilige Schrift. Rede mit keinem Menschen, schließe dich ein hinter Augen und Ohr. Nur zur ersten Frühmesse der Franziskaner sollst du gehen; da sollst du den heiligen Leib empfangen und ihn allein zum Berater nehmen!

Judith machte alsogleich das Gelöbnis der Einsamkeit und freute sich des Friedens, der von ihm ausging.

— — — — — — — — —

Um dieselbe Stunde schritt der Stadtphysikus durch die Straßen. Zwei Stadtknechte waren bei ihm; diese trugen Räucherwerk, darein der Arzt Wacholder, Schwefel und allerlei Chemikalien legte, die wie Essig und Kampfergeist rochen. Die Knechte schwenkten die Pfannen überall hin und her, so daß scharfriechende Wolken um alle Winkel, Brunnen und Türpfosten zogen und die ganze Stadt nach Weihrauch, Essig und Säure roch, wie eine eben desinfizierte Totenstube. Die Leute erschraken, als segnete man schon voraus die ganze Stadt ein und bereitete sie zur Ausfahrt auf den Friedhof.

Aber der schwarze Blattermann sagte: Ich bin kein Fuchs, daß ich mich ausräuchern lasse, wenn ich auch beißen kann wie ein Fuchs. Auch kein Bienenschwarm, wenn ich auch tausend giftige Stacheln habe. Allein wäre ich vielleicht gegen eure Lanzenreiter, obwohl sie mir nur wie blinde Bremsen und Mücken um die Nase fahren, zu schwach. Ich habe darum meinen Gevatter Typhus, vulgo Nervenfieber, mitgebracht nebst ein paar Gesellen, die ich nicht nennen will, damit ihr euch mit den Unbekannten härter herumschlagt als mit uns, deren Weis und Kampfart und Achillesverse ihr wohl ausspionieret habt.

Und sie verbrüderten sich mit dem geflügelten Tod, berieten kurz, wo die meisten Helfer und schwächsten Verteidiger seien, und stürzten sich dann mit aller Macht auf das Stadtviertel, das am Fluße lag und ihnen feucht und modrig entgegenduftete. Da war am wenigsten Wangenrot. Da schlich das Blut am langsamsten durch die Adern, da dufteten die wenigsten Wurzeln und Pülverchen und in den Kellern waren die Freunde, die Mauchen, und aus toten Kröten stieg das stärkende Gift wie das Licht aus ölgefüllten Lampen.

Und sie pochten allgemach überall an. An den Schmieden und Webhäusern, an den Kramladen und Kistlerwerkstätten, an den Altleutekammern und am Pfarrhaus. Sie riefen höhnisch: Feierabend! Feierabend grinste der Blattermann, Feierabend schrie das

Fieber, Feierabend hauchte grinsend der Tod! Und überall entstand an diesem Tage eine große Stille. Schon war das Brechhaus übervoll und übervoll das Lazarett. Da ward bange Stille, sogar bei den Kindern, die noch verschont waren und bis heute in den Straßen gespielt hatten.

Auch die Stimmen an den Brunnen hörten auf, an Herz und Nerven und gute Namen zu greifen. Die Mädchen und Frauen waren ganz stille beim Wasserholen. Eine wich der anderen aus. Die Leute fürchteten sich vor einander, als könnte eines jeden Atem ein Dolch und jede Berührung ein Herzschlag sein. Wie Diebe und Vaganten schauten sie sich mißtrauisch an.

Man hörte auf, die Todesstunde und Begräbnisfeier durch Geläute anzuzeigen. Die Totenwagen schallten laut und eindringlich genug.

Es war wie Hohn, wenn einmal das Taufglöcklein erklang und die Siegesbotschaft eines jungen Lebens kündete. Dann weinten die Leute erst recht bitter; so sehr bedauerten sie den Wurm, der sein Haupt in einem Friedhof an das Licht gehoben hatte.

Schon ging kaum mehr ein Verkehr von Haus zu Haus. An der Flußseite waren die Häuser fast eine Straße lang gesperrt. Die Franziskanerinnen hatten das Brechhaus, das Lazarett und das Spital zur Pflege übernommen. Aber schon geschah es, daß der Stadtphysikus Kranke mit brennenden, von schwarzem Blut unterlaufenen Lippen und fieberglühenden Augen fand, die vergeblich nach einem Trunk Wasser und Pflege riefen. Viele barmherzige Hände zitterten selbst im Fieber, und ihr Schicksal benahm anderen den Mut, sich der Gefahr einer Kontagion auszusetzen.

XVII.

Der Ruf.

Ein paar Tage nachdem das hohe Stadttor gesperrt worden war, blieb die tosohrige Wärterin und Zuträgerin Judiths aus. Judith dachte: Wo bleibt mein Rabe? So nannte sie das Weib, weil es ihr so stumm und scheu, wie weiland St. Benedikts Rabe, des Lebens Notdurft zutrug. Sie wartete einen Tag und einen zweiten. Da zog sie aus, um zu sehen, ob die Gute krank geworden war. Als sie eine Zeitlang gegangen war, dachte sie: Welche Stille! Sie war, wie immer, mit tief geneigtem Kopfe geschritten, jetzt hob sie den Nacken und er warf das feine rosige Haupt empor, daß all seine Schönheit durch die Straße leuchtete. Welche Stille! Wo bleibt

das Gepolter der Plahenwagen, wo das Peitschenknallen der Blauhemden? Die Schmiedhämmer klingen nicht, die Küfer schwingen keine Schlegel auf zähe Reifen und nirgends will sich das Seufzen eines Webstuhles vernehmen lassen. Ist denn ein Festtag? Jesaias steht heut im Kalender. Und der Landesvater feierte sein Fest mitten im Winter. Jetzt ist's aber Sommer. Bin ich denn, so fragte sich Judith, eine Schlafwandlerin? Ist's tiefe Mitternacht, und brütet hinter diesen Wolken der Mond? Ist doch erst in einer Stunde Feierabend. Sie war achtlos und mechanisch dahingegangen. Jetzt aber trieb sie der Schreck vor die Türe der Seele. Sie hatte seit Egwolfs Tagen alle Alltagsneugier gehaßt und war in den Tagen der freiwilligen Einsamkeit durch die Gäßchen wie durch Wüstenklüfte gegangen; jetzt aber spähte sie umher und beobachtete scharf jeden, der über die Straße huschte. Einer kam auf sie zu, sah sie, sprang in weitem Bogen um sie herum und lief dann auf derselben Seite des Bürgersteiges wieder weiter.

Sie merkte, daß die Luft von Essig und Öl durchsäuert sei, und staunte über einen Leichenzug, den niemand begleitete als ein einzelner Priester.

Oft hatte sie gefürchtet, sie möchte über allem Brüten und Trauern den Verstand verlieren, und Traum und Leben war ihr in der Abgeschlossenheit ihres heiligen Bezirkes und in dem ständigen Zusammensein mit der Tierwelt manchmal in eins zusammengeronnen. Ja sie hatte nicht selten mit dem Gedanken gespielt, vor Unglück trübsinnig und geisteswirr zu werden wie die alten, von Ratten und Hunger geplagten Ritter in den Verließen.

Aber jetzt wurde ihr bang, da das Spiel ernst zu werden drohte. Sie ging in die Kirche, verdemütigte sich tief und klagte sich der Phantastereien an, die eine Frucht des Hochmutes seien. In ihrer tiefen Zerknirschung betete sie: Ich hab mich auf einen Thron gesetzt, du schleuderst mich herab. Ich habe mir gefallen in dem Gedanken, das Meer und Indien nicht zu fürchten — du strafst mich mit Schwachmut. Weil ich mehr will als andere, darum bin ich unnütz. Ich will lernen, wenig zu wollen, um nütze zu werden.

Als sie aus der Kirche trat, dunkelte es schon in den Straßen. Überall fand sie die Fensterläden geschlossen. Es war ihr, als sei sie ganz allein in einer ausgestorbenen Stadt. Wiederholt bedachte sie, ob sie nicht an eine der geschlossenen Türen klopfen solle.

Da wurde ihr plötzlich der ganze Jammer, der in ihrer Nähe schlief, offenbar.

Sie lauschte eben an einem kleinen, totenstillen Haus, in welchem sie viele Kinder wußte. Hier hatte doch stets aus jeder Lücke ein Lachen und Knabengeschrei geklungen! Wo war es hingekommen?

Da prallte sie plötzlich zurück. Denn in diesem Augenblick taten sich knarrend die Fensterläden auf, und ein markerschütterndes Klagegeschrei schlug aus dem Dunkel des Hauses. Kinder streckten gerungene Hände heraus und schrien: ‚Der Vater, der Vater ist tot!‘ Und das Weib schrie: ‚Helft meinen Kindern, ich kann nicht mehr! Es ist zu End'!‘ Die Türe ging auf, und eine vom Fieber wahnsinnige Frau, nur in weißes Linnen gekleidet, in offenem Haar wirbelte weherufend in die Nacht hinaus. Die Finsternis verschlang sie, aber nun schien die Nacht selber zu schreien: ‚Wehe vom Himmel, wehe von der Erde, wehe vom Aufgang und wehe vom Niedergang, wehe von den Türmen und wehe von den Gräbern! Den Kindern wehe und den Müttern und wehe mir.‘ Wie aus geöffneter Erde kamen diese Laute, dann folgte ein wildes, wieherndes Lachen, das durch Mark und Bein schauderte.

Judiths treuer Zottenhund hatte erst gekläfft und gebellt, dann seufzte er vor Angst, ließ den Schweif hängen und barg sich hinter seiner Herrin. Ein paar Männer hatten sich an der Ecke gezeigt, hatten ein paar hastige Schritte in der Richtung der Weherufe gemacht, als wollten sie helfen. Dann taten sie ähnlich wie der Hund und verschwanden hinter rettenden Mauern.

Judith stand wie ein regloser Baum. Sie fühlte sich von heißen Schauern übergossen, in ihrem Haar war ein Rieseln, wie wenn im Getreide die ersten Gewittertropfen niedergehen. Sie hielt die gekrampften Hände an den Kopf und lauschte mit offenem Munde und weiten Augen wie auferstandene Seelen auf den Klang der Posaunen oder wie Propheten auf die Stimme des offenbarenden Gottes. Nun brandete wirklich ihr Meer, nun erscholl wirklich der wilde Schrei ihres Rufes, der sie zum Werke lud. Nun brannten die Häuser, nun erschollen die Todesseufzer, nun war der gewaltige Sturm, vor dem alle bebten, nun endlich war alles groß, majestätisch, erregend. Sintflut und Weltuntergang war. Gebrochen war der Bann, zerrissen die Ketten von Wenn und Aber, abgetragen die Schlagbäume kleingeistiger Einengung. Die Stadt war ein Totenbett. Und sie war berufen, daran barmherzige Schwester zu sein.

Und sie rannte wie eine Furie und rannte wie ein Engel ... Da lag die weiße Gestalt der weherufenden Frau. Sie stöhnte,

das Linnen auf ihrer Brust bebte. Ihre Hände und ihr Hals waren heiß und glühend. Judith nahm sie in ihre Arme. Ha, wie stark sie war! Sie hob die schwere Frau auf und trug sie über den Platz, kein Mann hätte sie so weit getragen. Aber nun ermüdete sie doch. Der Weg war weit, und die Frau lag ohnmächtig, eine plumpe Last. Doch Judith knirschte gegen ihre Schwäche: „Ich mag nicht!“ Und sie gab nicht nach und trug die nunmehr wild um sich Schlagende bis zu dem Hause des Jammers.

Widerliche Dämpfe qualmten ihr entgegen, aber ihre schönen Nasenflügel blähten sich in wilder Energie, so daß die Nase wie ein Adlerschnabel aussah, der gegen den Feind stößt. Sie bohrte sich durch den Qualm, schaute mit großen Augen, über denen keine Wimper schaudernd zuckte, die entstellten Gesichter an, ordnete das zerknitterte Bett und ließ ihre Stimme durch die todtraurigen Räume schallen wie ein Glöcklein, vor dessen geweihtem Klang die schwarzen Gewitter verziehen.

Am Morgen war ein Kind tot, aber die anderen lebten. Und die Mutter lebte. Noch ein Tag, und die Frau, die sie mit ihrem Wehe geweckt hatte, konnte selber wieder lächeln und hatte Kraft, von dem gespendeten Troste den anderen mitzuteilen.

Judith vernahm neue Wehelaute, die sie alsbald aus dem Hause der Geretteten riefen. Sie war noch nicht auf die größte Not gestoßen. Die Krankheit hatte ihren Thron in dem Flußviertel aufgeschlagen, wo der Typhus zuerst ausgebrochen war. Hier wucherte er im Schatten eng gedrängter, feuchter Häuser und in den moorigen Pfützen. Wie ein schnittbereites Roggenfeld drängten sich dort die Menschen, die Gesichter zum Tode reif, müde und gebeugt, kaum mehr vor dem großen Schnitter zitternd. Seine Sense mähte nicht einzelne, sondern ganze Schwaden nieder. Judith tauchte in dies Reich des Todes unter, und da brach mit einem Male die Ahne aus ihr hervor. Judith, die Einsiedlerin, drängte sich in das Volk und ward vom Volk umdrängt. Obwohl die Mehrzahl der Häuser bannisiert war, ging doch der Ruf der magdlichen Dienstbereitschaft Judiths und ihrer wunderbaren Gaben durch alle Straßen. Er verbreitete sich wie das Feuer, das Funken aussendet und durch beflügelte Glut über Hindernisse hinweggetragen wird. ‚Sie hat eine Gabe! ... Sie verscheuchet den grimmen Tod, alsbald sie an eine Liegerstatt kommt! ... Was tut sie dann, und was vor Heilmittel wendet sie an? Hat sie Geheimes als wie die ... Gott bewahre! Nichts wendet sie nit an! Sie lugt aber die

Kranken an, sie legt ihnen die Händ auf, liebholde Hände, so pflegen können und doch fein sind als wie der Kaiserin ihre Händ . . . Und sie streitet gen die Krankheit, fahrt sie an als wie einen groben Hund . . . Ist sie denn gut? Die Judith ist doch eine Stolze gewesen und eine Sonderlingin? . . . O, sie ist gut, aber herb, sage ich euch. Sie ist als wie die Medizin. Nit süß zum Einnehmen, aber heilsamb. Aber eine Sonderlingin? Nein, vielmehr bald ein Kind bald ein Vater — hart und herrschwillig — bald eine Mutter. Mein Kind, so zwo Täg nur geflennet, hat sie gezwungen, lachen zu müssen. Wo sie Nein saget, getrauet ihme keiner, Ja zu sagen . . Und was sie erzwinget, daß tuet jeglicher alsbald mit Wohlgefallen, weilen er siehet, daß die mehr vermag denn ein Chirurg und Doktor.

Es führten aber auch die Chirurgen und der Stadtphysikus, der Bürgermeister und seine Ratsherren nicht selten zaudernde Gespräche über Judith. Denn wenn des Volkes Stimme wie ein Meer wogt, dann sind die gewichtigen Herren schließlich auch nichts anderes mehr als kleine Schifflein, die mit dem Gewoge mitwogen müssen.

Der Stadtphysikus runzelte erst die Stirn: ‚Die alte Lautenwirtin ist weiland eine Quacksalberin gewesen, so ich recht berichtet bin. Was ist nun das für groß Geschrei und Allfanzerei, so sie um die Judith sehen und hören lassen? Muß wohl achthaben auf die Weibsleut, an daß mir nit durch ihre Künste die Leut verderbet und gesterbet werden. So macht die Wasserbrennerin mit ihren Säft viel Leben in ihre Geldsäck, wenig herentwegen in Adern und Glieder ihrer Kundschaft.‘

Aber alsbald schickte er nur noch nach Judith, wenn er an große Not geriet. Und wenn er von Judith sprach, so geschah es feierlich und mit gedämpfter Stimme: ‚Nichts von Pfuscherei! Hat zwaren etliche Hausarznei, Säft und dergleichen Stückchen, aber nichts, darin man gefährlich irren kann. Doch sie fordert nichts und adhibieret weniges mit Medikamentis, viel aber mit Festigkeit, Sauberkeit, heiterem Sinn und Courage. Nein, meine Chirurgi, verwechselt mir die Jungfrau ja nit mit den Mäusemännern, Schirgenten und anderem leichtfertigem und unnutzem Gesindel!‘

Der Chirurgus, der am häufigsten in das Flußviertel kam, behauptete: ‚Sie hat eine besondere Gnad. Sie kombt in die Stuben als wie der Aufseher zu faulen Knechten. So die Kranken ihre Köpf und Augenlider wie welke Blätter hangen lassen, blitzet

es aus ihren Augen, und ich hab Funken überspringen sehen auf die Schlaffen, und sie rufet: ‚Ei, ihr schlechten Streiter? So könnet ihr nit Sieg haben. Gott will aber, daß ihr Sieg habet, und siehe da, deine Kinder wollen es ebenermaßen. Darfst sie nit verlassen. Nein, du darfst nit sterben, hör, es ist dir verboten und verwehrt! Ich laß dich schon nicht! Daß du mir ja die Flinte nit feig ins Korn wirfst! Horch nur — kannst du's vernehmen? Sieh, ich höre deutlich, wie der Lebensquell wieder zu rinnen anhebt; er bricht ihm allbereits Bahn durch die Dürre deiner Glieder, durch die Glut deines Blutes; er feuchtet und kühlet alles; du verfangst dich wieder! Gerade noch zu guter Zeit ist der Tau himmlischer Kraft kommen. Dürres macht er nimmer lebendig, aber welkes macht er frisch, und du bist nur ein wenig welk gewest . . .‘ So und anders spreche sie. Aber die Worte hätten nur in ihrem Munde Kraft, während die gleichen Silben in anderer Mund ohnmächtig verblieben. Und es sei eine eigene Art, wie sie die Hand eines Kindes greife und festhalte. So, als wolle sie sagen: Und alsnun seind wir Alliierte! Meine Kraft ist deine Kraft. Und groß ist meine Kraft. Mein Wille ist dein Wille. Und ich weiche keinem Willen, es sei denn der Gottes, und Gott ist mit mir . . . Und wahrlich, alsbald begännen die matten Pulse der Kranken zu klopfen wie die Perpendikel frisch aufgezogener Uhren. Die Brust bekäme aus neugeöffneten Wegen wieder Odem, die vertrockneten Lebensgeister letzten sich an geheimnisvoll zuströmenden Säften.

Der Syndikus lobte Judith einmal während einer Pause einer hochnotpeinlichen Sitzung, in der er umsonst die verdrossenen, mißtrauischen und grämlichen Ratsherren aufzumuntern versucht hatte: Da ist die Judith in unserer Stadt; nur eine einschichtige Jungfer; sie ist jungen und schönen Leibes und mißt sich an irdischen Reichtümern mit jeglichem aus uns. Man sieht sie gleichwohlen nur in bannisierten Häusern, man zieht sie einig nur zu den Leuten, so mehr Gewürm und Fäulnis, Unrat und Ungestalt sind denn Menschen. Aber habt ihr das jungfeine Antlitz einmalen gerunzelt und misanthropisch gesehen in diesen Zeiten? Strahlet sie nit mit vollem Gesicht? Führet sie ihren harten Krieg gegen die Pestilenzen etwan mit verkümmertem und verängstigtem Wesen? Konträr! Sie streitet als wie die altrömischen Helden, von denen wir bei den Skribenten lesen, daß sie lachenderweis ihre Wunden verbanden und lachenderweis eine Hand in das fressende Feuer gerecket, so sie Gotts Willen und des Vaterlands Heil darinne erkennet! Eine schwache Jung-

frau beschamet uns. Wir seufzen wegen der Fährlichkeit unserer alten Leiber, sie lacht der Fährlichkeiten, so ihren jungschönen Leib bedrängen. Sie handelt und mehret nit das Leid durch Mißmut und vielfache Klagen. Wer in eure duster gefalteten Gesichter schauet, dem mehret sich die Verzagtheit, wer sie in Heiterkeit sieht, der vergißt darob Angst und Weh.'

Judith selbst wußte nicht um das Gerede, das durch die Stadt lief. Sie wußte kaum um sich selbst. Manchmal, wenn sie an einem Bette saß, fragte sie sich halb erschrocken: „Ist es nun Mittag oder Mitternacht? Tue ich mein Werk im Traum oder im Wachen? Schaffe ich überhaupt oder imaginiere ich mir nur zu schaffen?'

Dieser traumwandlerische Zustand barg eine seltsame Seligkeit in sich. Eine Gewißheit der Erfüllung einer Sehnsucht, die so alt war wie sie selbst. Dieses unermüdliche Schaffen, das wie ein Uhrwerk keinen Nachtschlaf kannte, brachte ihr das Glück, das sie einst von der Fahrt über den grenzenlosen Ozean, von der Einsamkeit eines waldverlorenen Turmes, von dem Kampf wider Ungläubige erwartet hatte. Es war ein Strömen wie im Bach, den der harte Winter geknechtet und der Frühling entbannt hat, ein Strömen, das nur eine Grenze kennt, das ungemessene Meer.

Es erschien ihr ganz natürlich, daß sie nicht ermüdete. Hatte sie nicht ihr ganzes Leben lang nur geruht? Unverbraucht, kaum nur durch Sehnsucht angezehrt, hatten ihre Kräfte des Rufes gewartet. War sie nicht jungfräulicher Boden auch darum, weil sie noch keiner Aufgabe gefront hatte? Schlechter Boden wäre sie, trüge sie jetzt nicht hundertfältige Frucht. Was andere Tag für Tag durch ein langes Leben gewirkt haben, das muß sie jetzt in vielleicht wenigen Wochen spenden und verschwenden. Es ist also nichts Außerordentliches, was sie von sich gibt, sondern ein unendlich spätes Aufblühen. Gekommen ist die kostbare Zeit; darum eile, daß sie nicht ungenützt vorübergeht. Hervor, ihr aufgeschichteten, geizig und trotzig zurückgehaltenen Kräfte! Du hast noch nichts gegeben wie alle anderen. Darum haben sie ein Recht an deine Vorratskammer.

Eines aber brachte ihr mehr Schrecken als Beglückung.

Es kam vor, daß die Ärzte zu Beginn einer Erkrankung verlegen hin- und herrieten, welche Kontagion denn hier das Gift eingespritzt hatte. Auch versuchten sie mancherlei Mittel, bis sie dorthin tasteten, wo die Natur begehrte und Hilfe aufnahm.

Judith trat in die Krankenstube, hörte den Siechen seufzen und wimmern, sah sein verkrampftes und entstelltes Gesicht und ward dann von einem Erbarmen ergriffen, das ihr fast das Bewußtsein ihrer Umgebung raubte und sie durch seltsame Nebel und Talgründe riß. Es war ihr dann zuerst, als müsse sie die Wundengifte austrinken und den Kranken in sich aufnehmen, wie die Erde das Blut trinkt. Dann kam ein Suchen, Tasten, ein Gefühl heftigen Nachdenkens und Überlegens. Sie schien sich an etwas erinnern zu sollen. Und da war es schon da, und sie wußte, als sähe sie's mit Augen und berührte sie es mit ihren Fingern, was dem Leidenden fehle, und was sie ihm tun müsse. Sie gab ihm Heiltränke und Pillen, hüllte ihn in warme Decken und kühlte ihn mit Wasser. Sie redete hart mit ihm wie mit einem schlappen Schwächling oder schmeichelte ihm den Willen zum Leben ab und tat das alles so wie einer, der unachtsam eine Quaste zerzupft oder einen Weg abschreitet, an dessen Ende er sich erst fragt, warum er ihn gegangen sei.

‚Wie ist doch das?' fragte sie sich manchmal mit leisem Grauen. ‚Es ist mir, als sei in meinem Kopf das Gedächtnis jahrhundertealter Wissenschaft aufgespeichert. Ich schließe die Augen, denke nur: „o du armer, armer Wurm ... o wir armen, armen Würmer!" ..., da singt es heran, und ich weiß die Waffe, die den Feind trifft. Und die Woge bricht. Das Feuer löscht.'

Aber solche Augenblicke des Nachsinnens über ihr Wesen und ihr Wirken erschienen ihr immer wie Augenblicke des Nachlassens ihrer ‚Gnade'. Es waren die Stellen im Weg, wo das Erwachen aus dem Traum herausführt und das tiefinnerliche Licht von einem scharfen, jähen und gleichwohl trüberen Licht niedergehalten wird. Sie merkte, daß das Steckenbleiben und Sichbesinnen immer zusammenhing mit einem körperlichen Ermatten, mit einer kleinen, heimlichen, heimtückischen Sehnsucht nach Behaglichkeit, Ruhe und Alltäglichkeit. Dann griff sie zu und verband Wunden und Eiter, als hielte sie sich an den Siechen an, um nicht zu taumeln und abwärts zu sinken. Der Kranke war dann die Stütze, sie die Hilfsbedürftige. Und siehe, die Flamme raste wieder, die Vorräte an Sehnsucht und Begeisterung speisten den Willen, und die wundertätigen, bergenden und Geheimnisse offenbarenden Schleier umhüllten sie wieder ganz. Sie wußte nichts mehr von Tag und Nacht, reich und arm, Kind und Greis. Ihre aufgespeicherte stille Kraft schöpfte mit restloser Hingabe aus dem Reiche der Schemen und Schatten lichte, untrügliche Erinnerungen.

Jenes Stillestehen und drohende Erwachen kam ganz besonders gefährlich in jener Stunde hervor, als ein Jemand flüsterte: ‚Höret, der Gartbruder, so uns die Contagio mitgebracht, ist neuerdings malade und schreit mit übermenschlicher Stimme nach Euch!'

Judith hatte es seltsamerweise erwartet, daß auch Giacomo ihrer begehren würde. Ihr war wiederholt jene Szene gegenwärtig geworden, da der Ausgestoßene am Allerseelenabend ihrer Dienste begehrt hatte. Und so wie damals wehrte sich ihre innerste Natur dagegen, warnte sie und ließ ihr doch den Unfrieden einer nicht erfüllten Pflicht. Darum erschrak sie auch heftig, als man ihr den Gartbruder nannte.

O wie gut, daß zehn andere nicht nur in der Ferne schrien, sondern vor sie hintraten, ja auf den Knien lagen, um Pflege für bedrohte Anverwandte zu erflehen. Vielfach hatte sie die Namen noch nie gehört, manche gemahnten sie an die Schultage. Am liebsten war es ihr, wenn sie nichts daran erinnerte, daß sie in der Heimatstadt wirkte und bekannte Gesichter sehen werde. Dann war jene Raserei der Barmherzigkeit am unwiderstehlichsten, jener traumhafte Zustand, der Nahes und Nebensächliches ausschaltete, wirkte am sichersten und jene Heiterkeit umfing sie ganz, die ihr das Wirken als ein unzeitliches und unörtliches vortäuschte und sie gewissermaßen auf eine Stelle irgendwo neben der Erde versetzte. Es war wohl auch, so kam es ihr vor, für andere Pfleger nicht schwer zu vergessen, daß sie in dem kleinbürgerlichen Städtchen wohnten. Die Not dehnte alles ins Große. Selbst die fieberflackernden Augen waren groß, weit, tief. Die in Sturmwogen ringenden Gemüter erhoben sich zu letzten und ewigen Dingen und spiegelten die großen Hoffnungen und Ängste der Menschheit wieder. Die Rede wurde wuchtig; dazu selten wie alles Edelgewächs. Es brüllte und lockte nicht mehr das Tier, der Muskel und der Nerv, sondern der verschüttete Geist zuckte, regte sich und begann von sich zu erzählen. Lächerlich schien allen, was sie gestern noch bedrängte: Das Begehren nach dem größeren Haufen Geld, das Neiden um eine lieblichere Leibesform, das Klatschen wegen eines riechenden Geheimnisses. O trotz aller Qual und allem Offenbarwerden menschlicher Ohnmacht und Nichtigkeit — ist's nicht eine Lust zu leben? Sind die Menschen nicht menschlicher geworden? Hat nicht das Wertvolle mehr an Wert gewonnen und ist, da sich Geschwür, Kot und Beulen an die Leiber gehängt haben, nicht so viel an Niedrigkeit und eklem Unrat von den Seelen abgefallen, daß sie nun leuchten, kraftvoll hervortreten und aus der Marktbude des Schleuderjuden in den

Goldladen des vornehmen Kaufmanns gekommen sind. Gott mußte sich ihrer gestern noch schämen, heute preist er sie: O seht doch! Meine lieben Kinder und Ebenbilder! Mein Siegel leuchtet von ihrer Stirn!

Wieder trat einmal ein Name in Judiths Bewußtsein. Sie stand eben an einem Krankenbette und sprach: ‚Ein anderer hat die Notglocke gezogen. Ich muß gehen und schauen, was ich tun kann. Morgen habt Ihr mich wiederumb. Aber hört, ich will Euch gesund finden! Ich trag Euch auf, tapfer zu sein und Euch herauszubeißen. Gottes Segen send ich Euch hierzu jegliche Stund!‘

Da zupfte eine Frau an ihrem Rock: ‚O bitt getreulich, kombt zu mir! Meine Kindlein sind alle der Kontagion verfallen. Kombt um der Liebe Gottes willen.‘

Als Judith sich zur Seite kehrte, da waren es der Stadtkammerschreiberin Angstaugen, in die sie blickte. Die Schüchterne kniete vor ihr und hob die Hände so kläglich, daß Judith gegen ihren Willen hart befahl: ‚Aufstehen, nit knien!‘ und sich voll Widerwille über die Verdemütigung abwandte. Da geriet die blöde Frau noch mehr in Seelennot und sie begann zu wimmern: ‚Mein Eheherr hält so große Stuck auf Euch, und niemand hat so wohl von Euch geredt denn er. Ach, Herr Jesus! Seind wir auch nit eines Glaubens, so doch einer Heimat und Sprach und eines Gottes!‘

Judith erregte sich bei dem Argwohn der bettelnden Frau, sie möchte weniger barmherzig gegen die glaubensfremden Bedrängten sein und sprach darum rasch: ‚Höret auf zu bitten, ich komme schon; nit weilen Ihr schön gebittet habt, sondern weil Euch die Not hat gesendet!‘

‚O hunderttausend Vergeltesgott!‘ rief aufatmend die Ehefrau des Kammerschreibers. ‚Wisset, mein Mann ist eingeschlossen im Stadthaus und ist ihme wegen Kontagionsgefahr nit erlaubt, sein eigen Haus zu betreten. Der Bürgermeister haltet ihn hart am Strang!‘

Einen Augenblick wollten diese Worte Judith an das Tageslicht emporreißen, wo man unterscheidet zwischen Person und Person, zwischen Haus und Haus, und wo man Beziehungen und Begegnungen meidet und sucht. Aber schon rief es von dem Fenster: ‚Judith! Jungfrau, Jungfrau, das Fieber ist bei mir einbrochen. Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft!‘ Da schlugen die Wellen wieder über ihr zusammen. Es gab keinen Gottlieb Jakob und keine Maria oder Dora. Es gab nur noch Kranke. — — —

An einem Samstag abend stellte sich tauiges Föhnwetter ein. Am Himmel hingen blauschwarze Wolken, als wüßten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten. Die Wälder standen schwarz und nah. Die Dörfer an den Hängen erschienen auf einmal so deutlich und klar wie Blüten, von denen sich eben die Knospen weggehoben haben. Die Berge waren blauer als blau, aus allen Hüllen und Schleiern befreit. Der Abendhimmel hatte zwei Streifen, die wie Wolfsmilch gelb und grün und giftig leuchteten.

Da erhob sich ein Sturm und heulte durch die ganze Nacht, wie wenn er aus den Gewölben käme, die alle Wehrufe der Weltgeschichte einschließen. Er hob von den Dächern Schindeln und Ziegel und fuhr tosend wie Geisterchöre durch die Häuser.

Judith wachte im Flußviertel. Das Haus war alt und morsch. Es hatte einen steilen Dachgiebel von großer Höhe und krumme Mauern, die der Last allmählich immer mehr nachgaben. Plötzlich polterte es und schlug scharf auf Balken und Dachboden auf. Der Sturm hatte einige Dachplatten losgerissen und zerscherbt. Der Kranke seufzte: „Jetzt wird der Wind hereinlangen und das ganze Dach abdecken und das Haus in Stucken reißen.' Judith erhob sich sofort, sie fragte nicht nach Licht und Weg, sondern stieg wie eine mit dem Hause Vertraute die Treppe hinauf. Auf dem Dachboden fand sie einen Vorrat frischer Platten. Sie zwängte sich durch eine Luke und kletterte mit einem Armvoll schwerer Ziegel zum Dachfirst empor, wo das Leck eingerissen war. Die Windsbraut fegte herein wie die Wasser in ein geborstenes Schiff. Eben hob die starke, aber unsichtbare Hand wieder eine Platte auf, da kam Judith bei der klaffenden Wunde an, beugte sich nieder wie zu einem Kranken und versuchte zu stoppen. Während der Sturm an ihr zerrte, so daß sie sich wie auf Deck eines schwankenden Schiffes mit harter Mühe anklammern mußte, heilte sie den Schaden mit zäher Kraft. Dann richtete sie sich, am Kamine stehend, hoch auf und blickte auf die nächtliche Stadt; ihr Blick kletterte von Giebel zu Giebel, von Steildach zu Steildach, schweifte über das fahl von Wassern glänzende Land, zu dem finsteren Bergwald mit seiner ragenden Burg und blieb endlich, ohne es zu wollen, bei ihrem Hause stehen, das als ein Teil der rissigen Stadtmauer aus dunklem Haine grüßte. Sie sah die Birken sturmabgewendet stehen wie wandernde Frauen, die ihre Röcke über die Köpfe geworfen haben, und deren Tücher wie Feuerzungen flackern. Doch sieh, doch sieh — wo ist die Tanne! Dort müßte sie ragen wie

der Vater über seiner Kinderschar. Aber an dieser Stelle klaffte eine Lücke, und nun, da sie sich höher aufrichtete und wie erwachend scharf hinlugte, da sah sie die alte Freundin gegen das Haus gelehnt wie einen zu Tode getroffenen Krieger, der sich auf seinen Kameraden stützt und von diesem mit letzter Kraft gehalten wird. Die ungeheuere Last des sterbenden Riesen, um den der Mantel wild wehte, wurde von dem Sturme immer stärker gegen den treuen Genossen getrieben. Es schien, daß der Baum nicht mehr ein sterbender Kamerad, sondern ein wütender Angreifer sei, der sich gegen seinen Feind stemmt, ihn bedrängt und zerrend zu Boden zu drücken sucht. Judith stockte der Atem, als sie die beiden Lieblinge, die Gehäuse ihres Herzens, im Kampf sah, jeden in sterbender Not. Vom Dache des Hauses wirbelten die Schindeln empor wie ein Schwarm sturmgepeitschter Vögel, die Rafen starrten entblößt wie die Rippen eines Riesentieres der Vorzeit. Alle Winde sangen ihr ins Ohr: ‚Eile, rette!‘ Sie stand und starrte wie ein Fischer, der in der Sturmnacht vom Ufer spähend eines seiner Schiffe in Seenot sieht. Spielende Zünglein liefen in ihrer Seele auf und nieder. Sie fühlte, daß in ihrem Herzen Pläne gewogen und erwogen wurden.

Da hörte sie vor dem Hause auf dem freien Platze der Giebelseite ein Bellen und Heulen. Sie sah hin und erkannte, daß Zottelbär, ihr treuer Hund, an der Mauer saß und zu ihr emporglotzte. Zottelbär wußte sie Tag für Tag zu finden. Ob sie heute im Flußviertel und morgen an der Bergstraße tätig war, seine Nase erschnüffelte sie.

‚Weshalben willst mich holen, Getreuer? Meinst, ich sei eine schlechte Hauswirtin, lasse in Sturmzeit alles im Stich und geh fremden Leuten nach? Willst mir ankündigen, daß der Sturm als ein gewalttätiger Rauber ist einbrochen?‘

Zottelbär tat sein möglichstes, um seine Meinung deutlich zu machen. Er winselte, klagte, frohlockte, heulte.

Aber es schien ihm, er sei nicht verstanden worden; darum lief er auf dem Platz umher, fand einen gewaltigen Prügel, legte ihn vor sich hin, stellte sich wie ein Aufpasser daneben und bellte ermunternd: ‚Komm, schleudere ihn, ich hol ihn aus Wasser und Feuer zurück!‘

Judith verstand: ‚Er bellt um die alte Zeit. Um die freundliche, alte, gemütliche Zeit!‘

Und diese Einladung zum Spiel stellte ihr mit einem Male

die ‚alte Zeit' als einen einzigen Wert vor Augen. Da richtete sie sich hoch am Kamine auf, wies mit ihrem ausgestreckten Finger auf den mondhellen Fleck, auf dem der Hund lockte, und schrie gebieterisch: ‚Ich mag nit, ich mag nit! Laß einstürzen, laß brennen, laß alles den Raubern! Fort, ab. Trotte heim!'

Die ganze Seligkeit über die Wendung des Geschickes aus der alten, trägen Zeit in die neue, stürmische, zehrende, aber beseligende entflammte sie neu.

Der Zottelbär lief seufzend wie ein gescholtenes Kind davon.

Sie aber stieg vom Dache nieder, beugte sich über den Kranken und legte ihre ganze Seele in ihre Augen und in ihre Stimme: ‚Lieber, du willst sterben! Aber du darfst nicht. Du mußt trotzen als wie dein Haus. Morgen wird große Stille sein. Habe guten Willen! Es liegt nur an deinem guten Willen! Alles überwindet guter Wille!'

Dann lief sie in die Nacht hinaus von Haus zu Haus, schrie den Typhus an und brachte Hilfe gegen die schwarzen Blattern. Ihr war, als seien auch in ihrem Innern geheimnisvolle Quellen aufgebrochen. Der Strom ihrer Kraft floß mächtiger als je auf die verschmachtenden Leiber der vom Fieber ausgedorrten Kranken über.

Es wurde Morgen und Nacht und wieder Morgen und Nacht. Die Sturmvögel waren längst im Walde aufgesessen und schliefen lautlos in seinen tausend Ästen. Aber der Hungerbach strömte weiter, führte Schlamm auf die Straßen und blieb in grauen, fahlglänzenden Pfützen stehen. Und auch die Krankheiten hatten das giftige Füllhorn nicht geleert. Sie vergifteten sogar das Vieh im Stall, so daß es dumpf brüllend an unberührten Krippen stand und abmagerte.

Judiths Anstrengungen hatten nur den Erfolg eines gewaltigen, eisengepanzerten Kreuzritters, der fechtend eine Gasse durch das Maurenheer mäht, aber rechts und links der blutigen Gasse drängen sich ungezählte Haufen heran, so daß die Bahn des Kühnen wie eine Furche im Wasser ist, die sich hinter der starken Schaufel des Ruders sogleich wieder schließt.

Die Überlebenden wußten sich keinen Rat, als zur Kirche zu gehen, um dort Rettung oder doch ein seliges Sterben zu erflehen, wenn der Tod auch sie zu seinem atemraubenden Tanze auffordere. Alle Lustbarkeit, selbst das Kinderlachen war längst auf den Straßen erstorben. Nur der rostmückige und blatternarbige Sohn

des Kiefers an der Hauptstraße pfiff dann und wann ein Lied durch die Straßen und reckte die Zunge nach den Leuten, die ihn bedrohten. In den Häusern lagen noch die Rollen eines neuen antiken Schauspiels aus der Feder des Stadtkammerschreibers, und in den Köpfen des Mars und der Venus, der Lea und des Jupiter, des Lynkeus und des Jason steckten noch Trümmer halbgelernter Verse. Aber die Rollen wurden verbrannt, das schönheits- und wortdurstige Heidentum wurde ausgefegt, und nur die gemalten Allegorien hielten stand und trugen mit gleichgültigen und süß einfältigen Gesichtern ihre Spiegel und Strahlen, ihre Schilde und Spindeln in zierlichen Händen. Die Leute hatten sich nicht nur von allem Spiel, sondern sogar von Spindel und Spule losgerissen. Sie wußten nichts mehr von Ehre und Erwerb, Flitter und Tand, nur noch von Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit, Gottes Fluch und menschlicher Unwürdigkeit. Gnade und Segen waren gewichen bis auf den einen, der von der reinen Jungfrau ausströmte. Auf sie wiesen tastende Finger und stammelnde Reden: ‚Der Geist des Herrn ist auf sie kommen, und Gott hat sie zum Prophetentum erwecket.‘

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Dissonanzen und Akkorde
Von A. Dürrwächter

In den Maitagen des vergangenen Jahres beobachteten wir mit Spott und Befremdung, wie sich die Römer und Italiener am Geläute der Glocken des Kapitols berauschten, um in einem glanzvollen Lichte das zu sehen, was doch nichts anderes war als ein Treubruch von Volk zu Volk, und in klangvollen, stürmisch flutenden Worten zu feiern, was gerechter Entrüstung wert war. Wir standen dem wie etwas Unbegreiflichem gegenüber. Auf diesen Ozean der leeren Phrasen, der sich spreizenden Rhetorik und alles verdrehenden Sophisterei konnte unsere Seele nicht folgen. Wieder einmal war uns die Erkenntnis aufgegangen, daß man zwar gemeinsame äußere Schicksale mit einem fremden Volke haben könne, aber innerlich sich doch weltenweit entfernt geblieben sei.

Der Historiker aber stieg in die Schatzkammer seiner Erinnerungen hinab und fand da manches, was dem Selbsterlebten ähnlich war. Da sah er nach dem Sieg über die Colonnas und das römische Ritterheer Rienzi, den Tribunen, zum Kapitol schreiten. Bei dem Klange silberner Hörner legte er Krone und Feldherrnstab, mit dem er sich selbst vorsichtig dem Kampfe ferngehalten hatte, vor der Madonna von Ara Coeli nieder und verkündete dem Volke, daß weder dem Papste noch dem Kaiser je Ähnliches gelungen sei wie dieser Sieg. Während aber der im Wortpomp schwelgende Römer und sein Volk sich als die würdigen Erben des Imperiums fühlten, weideten die Ziegen auf dem wüsten Trümmerhaufen des Kapitols die Gräser ab und unterhöhlte die Rache bereits das Postament, auf das der wortreiche Größenwahnsinn Rienzis sich und sein in ihm beglücktes Volk gestellt hatte.

Hundert Jahre später hatte Stefan Porcaro, ehe er sich anschickte, auf dem Kapitol sich als Volkstribun zu proklamieren, zuerst die Ketten schön vergolden lassen, mit denen er den Papst Nikolaus V. gefangen wegführen lassen wollte. Ihm hatte es der Glanz des alten Rom angetan, von dem um ihn alles redete, und die Phrase einer geschwollenen Rhetorik und die schöne Gebärde. Und nicht anders erging es seinem Zeitgenossen, dem humanistischen Heiden Julius Pomponius Laetus und seinen Freunden, die sich im Schmucke ihrer voll und sonor klingenden römischen Namensdreiheit wie die echten Söhne der römischen Republik vorkamen, in schön drapierten Togen ihre laszive Gesinnung verhüllten, Tränen über den Untergang des alten Rom vergossen und in der Stunde, wo ihren Worten die Taten folgen sollten, das volle Gegenstück eines Regulus und Cato waren.

Auf dem Kapitol, dem Platze zwischen dem Konservatorenpalaste und dem Kapitolsgebäude, wurde gleich nach der Wahl Leos X. ein glänzendes Fest gefeiert, fremdartig, wie so viele der damaligen römischen Feste, durch die Mischung des Heidnisch-Antiken mit der christlichen Gegenwart. Die Medizeer und der Hof Leos X. saßen da in einer Halle, an deren Front

Saturns Einzug in Rom und das Waffenopfer des Romulus vor Jupiter glänzte, indes der Bischof von Aquila die Messe zelebrierte. Einem Trimalchiogastmahl folgte ein Dialog über das Elend Italiens, das nun unter dem neuen Papste zu Ende gehe, und während die stolze Roma auf einem vierspännigen Wagen sich der allgemeinen Begeisterung zeigte, balgte sich ihr Volk um die gebratenen Leckerbissen, die von dem Mahle für es übrig blieben. Draußen in der Welt aber, im Norden, stieg immer dumpfer und drohender der Groll über die Verweltlichung und Verschwendung in Rom empor, und holte der Grimm über den Gegensatz in Wort und Wesen zu schwerstem Schlage aus.

Anders als wir waren und sind die Menschen, die im näheren und ferneren Umkreise das Kapitol umwohnen, und anders als wir betrachten sie die Stätten denkwürdigster Erinnerung, die Rom und Italien in so reicher Fülle besitzen, und die Welt, in der sie selbst zu Hause sind. Denn wie stellen wir uns dazu? Wohl gibt es unter uns oberflächliche Genießer, denen das Kapitol und Rom und Italien nicht viel mehr als eine mit einiger Romantik aufgeputzte Modereiseerinnerung ist. Auf sie paßt dann ungefähr das, was dieser Tage ein italienischer Berichterstatter als die Anschauungen der Schweden von Italien summierte, nämlich: ‚Sonne und Blumen und drei Orangen für einen Soldo und Makkaroni und alte Paläste und viele Kirchen und schöne Museen und mancherlei Ruinen und schöne Frauen und hübsche Jünglinge und Guitarren und Messerstiche und Geistliche und Funiculì Funiculà und Bettler und arbeitsscheue, gedankenlose Fröhlichkeit und verschiedene Leidenschaften.‘ Aber solche Additionen von Italien sind keineswegs die deutsche Regel. Uns ist es das Land, das wir geliebt haben, oder soll ich nicht richtiger sagen, immer noch lieben und immer lieben werden, weil die Schauer der Geschichte dort mächtiger als anderswo auf uns einstürmen, und die andachtsvolle Ehrfurcht unserer Seele vor der Größe menschlicher Entwürfe und der erschütternden Tragik der Vergänglichkeit dort am bewegtesten uns packt. Dem ehernen Schicksal und den Spuren eines großen Planes im Weltgeschehen fühlen wir uns dort unmittelbar gegenübergestellt und die Katharsis des Dramas vom Menschen wird uns dort voller zuteil. Wenn wir das Kapitol hinansteigen, geschieht es nicht, um selbstgefällig und eitel uns an der Erinnerung zu berauschen, daß jahrhundertelang die Aurea Roma, Roma caput mundi ein Edelstein in der Krone deutscher Könige war, und um dann von einer neuen Weltherrschaft ziel- und zügellos hier zu träumen. ‚Schweigen und Demut lehren uns‘, nach einem Worte von Gregorovius an seinen Freund Albrecht Pancritius, ‚diese Ruinen.‘ Dann denken wir an den Kaiser, an Otto II., der da drüben über dem Tiber in der Peterskirche als der einzige unter den vielen, die sie im Glanze des Diadems betraten, schlummert, und wie er, der Sohn der Sachsen, nahe dem Busento des Westgotenkönigs dem Zauber Italiens ein Opfer ward. Und indem weiter noch in den Süden, nach Palermo, zum Grabe Heinrichs VI. und Friedrichs II., unser Sinnen wandelt,

steigt vor uns das Bild der furchtbaren Leidenschaft des Herrschens und einer schwer sich rächenden Schuld wie ein Gespenst hinter dem Glanze des Marmors empor, um in mildem Mitempfinden zu vergehen, wenn wir in Gedanken noch einmal am Sarkophage Heinrichs VII. im Campo Santo von Pisa weilen und Dantes heißersehnten Friedenskaiser als echten Deutschen für ein unerfüllbares Ideal sich opfern sehen.

So empfinden wir auf dem Kapitol, und so tief und kraftvoll ist dieses Empfinden, daß es immer wieder auch gestalten muß. Denn es bleibt kein Schwelgen nur in einem innersten Zusammenhange von Werden, Wachsen und Vergehen und wieder neuem Werden, sondern wird ein Erleben desselben und ein Umsatz in Handlung und Tat. Wir waren es daher, die Rom seine besten Erforscher und Geschichtschreiber gaben, so daß niemand mehr seine Vergangenheit und Bedeutung erkennen und sich zu eigen machen kann, der diese Stadt nicht mit Reumont und Gregorovius, Pastor und Grisar durchwandert hätte.

Selbst mitten im Kriege und in der tiefsten Verstimmung, die uns gegen die Italiener erfaßte, bleiben wir uns darin treu. Ein Buch wie Ludwig Pastors ‚Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance'* konnte daher auch jetzt noch an die deutsche Welt sich wenden und ein dankbares großes Publikum erhoffen und auch finden. Als ob nichts uns trennte von der Stätte eines wüsten und verwüstenden Wortrausches, genießen wir die Fülle der Vertiefung und liebevollen Einlebung in die Vergangenheit und ihre Schönheit, die auch in diesem Buche steckt, das doch nichts weiter ist als nur ein auf den Wunsch vieler selbständig herausgehobenes Kapitel aus dem sechsten Band der Papstgeschichte des Innsbrucker Gelehrten. Während die Römer Nathanschen Schlages ihre Stadt demolieren, um sie allen Greueln kapitalistischen Gründungsfiebers zu überlassen, baut ein kunstsinniger deutscher Gelehrter aus eigener Beobachtung und Erinnerung und den Dokumenten der Archive sie ihnen hier wieder auf, und eine deutsche Verlagsfirma setzt ihren Stolz hinein, in mehr als hundert vorzüglich wiedergegebenen und meist unbekannten Bildern die dem Untergang schon geopferte oder noch geweihte Schönheit noch einmal aufleuchten zu lassen. So war es aber früher schon. In den Tagen, da die italienische Renaissance unter ihren vielen merkwürdigen Widersprüchen auch den bot, daß sie die Ruinen, für die sie mit aller Fülle südlicher Beredsamkeit schwärmte, niederriß, um mitten durch sie hindurch eine Triumphalstraße für Karl V. zu bauen oder eigene Paläste mit ihrem Material zu schmücken, waren es mehrere Deutsche, wie namentlich Marten van Heemskerk, die mit wahrhaft gewissenhafter Treue und unermüdlichem Fleiße den Zeichenstift handhabten, der jene Reste der Nachwelt erhalten sollte. Es liegt ein tiefer Sinn vom Zusammenhang der Dinge und der unauslöschlichen

* Erste bis dritte Auflage. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. Freiburg 1916. Herdersche Verlagshandlung.

Art der Völker darin, daß Pastor auf ihrem Nachlaß besser fußen konnte als auf dem, was einheimische Zeichner jener Zeit gewährten.

Anders als wir stellt sich ja der Römer und der Italiener zu Rom und den monumentalen Zeugen der Vergangenheit. Sicherlich wird er das nicht unterschreiben, was Gregorovius einmal mit den Worten ausdrückte: ‚Wenn du mich fragst, was Rom denn eigentlich ist, so sage ich dir, es ist der Tod. Imp. Caes. Aug. Tod.' Es ist die Macht, würde vielmehr der Römer sagen, und würde, wenn er auch nichts sein eigen nännte als einen sonnigen Siestaplatz auf dem Steinpflaster des Kapitols, mit den glühendsten Worten dem beipflichten, was im Jahre 1155, als Friedrich Barbarossa mit Heeresmacht vor den Toren Roms stand, der Wortführer einer städtischen Gesandtschaft zu dem schwertgegürteten König sprach. Von Rom, als der erhabenen Herrin des Erdkreises, welche die Krone der Weltherrschaft besitze, redete er. Neu soll sie unter Kaiser Friedrich die Zügel derselben ergreifen, und die unverschämte Welt, die sich ihrem Szepter entzog, wieder unter ihn gebeugt werden, von Meer zu Meer und über Festland und Inseln, so wie ehedem, wo keine Grenze Schutz gegen die Weisheit und Tüchtigkeit und Zucht der Römer, ihres Senats und ihrer Ritterschaft, gewähren konnte. Roms Gnade verdankt ja auch der König alles. Aus einem Fremden hat es ihn zum Bürger, aus einem Hergelaufenen des Nordens zum Fürsten gemacht. Wenn er nun Rom die Rechte gibt, die er ihm schuldet, wenn er ihm den Tribut, der ihm gebührt, zahlen und eidlich allen Schutz versprechen wird, dann werden ihn die Mandatare des römischen Senates und Volkes auf dem Kapitol jubelnd empfangen und begrüßen. Klingt das nicht wie so manche der Tiraden, die im Mai des Jahres 1915 endlose Beifallstürme in Rom entfesselt haben, und war jener Abgesandte Roms nicht ein echter und rechter Geistesverwandter des Phrasenhelden D'Annunzio, den Viktor Emanuel III. vor allem Volk umarmte, und derer, die nicht müde wurden, uns über die Fülle ihrer Worte und die Inhaltsleere ihrer Reden staunen zu lassen? Und hatte nicht schon Otto von Freising, der die Szene des Jahres 1155 berichtet, den Kern einer Sache getroffen, wenn er der Rede des Römers die lakonische Bemerkung anfügt, er habe nach italienischer Sitte den Strom seiner Worte lang und breit und in wohlgerundeten Perioden daherfließen lassen.

Zwei ganz charakteristische Züge sind hier bloßgelegt: die äußerliche und selbstgefällige Spiegelung der Vergangenheit in einer Seele, der in erster Linie und oft auch in einziger der Pomp, die Macht des Gewesenen eine verwandte Saite rührt, und die Freude an der Form, an der klangvollen, rhythmisch sich wiegenden Form, eine Freude, die nur allzusehr dazu neigt, keine Rücksicht darauf zu nehmen, ob auch der Inhalt den großen Kurven entspricht, in denen Wort und Linie sich ausleben wollen. Das ist das eine und das andere, das wir so nicht haben, und immer wieder ist es das Befremdende des italienischen Wesens für uns, der Schatten,

in dem uns fröstelt, und das Fieber, an dem auch die glänzendste Kulturepoche Italiens krank war.

Der Höhepunkt der italienischen Kultur, die Renaissance, hat nichts, was mehr umstritten und problematischer für uns wäre als der italienische Mensch dieser Zeit. Mögen wir ihn noch so weitherzig betrachten — und wir tun das gerne im Zauber der Schönheit der Renaissance —, immer wieder klafft uns hier ein Abgrund entgegen. Form und Inhalt dieser Menschen stimmen nicht, ja Kultur und Seele erscheinen uns hier nur zu oft in einem schreienden Widerspruch. Die Italiener der Renaissance selbst empfanden ihn kaum, und schwerlich drängt er sich auch ihren heutigen Nachkommen so disharmonisch auf wie uns. Uns aber ist er eine quälende Fragestellung, und, wie dieser seit Jakob Burkhardt Forschung und Geschichtschreibung immer wieder nachgegangen ist, so kann auch jetzt noch jedes Buch, das sich mit dem Menschen der Renaissance beschäftigt, auf unser lebhaftes Interesse rechnen, auch das neueste, das Buch des Polen Casimir Chledowsky. Verdankt es doch offenbar diesem Umstand die Gunst, daß es eine Übersetzung ins Deutsche gefunden hat.*

Freilich, es enttäuscht. Das, was wir wünschen und brauchen, steht nicht auf seinen 524 Seiten, weil sie uns wohl in den Abgrund, von dem wir sprachen, tief hineinleuchten, aber ihn nicht überbrücken. Gewiß reiht es den italienischen Renaissancegestalten, die seit langem durch unser Gesichtsfeld wandeln, noch einige stark beleuchtete an, die, wie der Bankier Leos X. Agostino Chigi und die Virago Catarina Sforza, uns bisher mehr im Dämmer des Hintergrundes erschienen waren. Wir sehen die Regel der Widersprüche in diesen Menschen und ihrer Kultur neuerdings bestätigt. Ihr Handeln und Treiben und Genießen, die Gastmähler, wie wir oben eines andeuteten, die Feste und die Karnevalszüge mit dem heidnischen Pomp, der sich als Höchstes im Leben und Streben gebärdete, und mit dem Mißbrauch, der auch das Heiligste nicht verschonte, kommen in dem Buche, von einem fleißigen Quellen- und Literaturstudium geboten, überaus reichlich zu Wort. Sittenlosigkeit und religiöser Kult, himmelschreiende Gewalttat und Hohepriestertum, Heidnisches und Christliches, begeistertes Schwelgen in der Schönheit und seelische Erstarrung und Entartung werden mit- und nebeneinander so gezeigt, wie sie im widerspruchsvollsten Bunde durch diese Renaissance gingen. Welch ein sonderbares Bild, wenn den Pomponius Laetus, den Apostel römischen Heidentums, 40 Bischöfe und die gesamte römische Kurie zu Grabe geleiten, alles vergessend über der glanzvollen antiken Kultur, deren wortreicher und charakterloser Prediger er war. Oder ein anderes Beispiel: In dem Rezeptenbuch der Catarina Sforza steht ein lateinisches Gebet unmittelbar neben der Chiffreschrift eines Giftmittels, das sein Opfer langsam zu töten vermochte. Keine

* Aus dem Polnischen von Rosa Schapire. Titelrahmen von Eugenie Staib. gr. 8. München, Georg Müller 1912.

Entrüstung und kein Aufbäumen eines besseren Geschmackes verbot einem Kanzelredner das Wort, wenn er Julius II. als Blitze schleudernden Jupiter feierte, und Eindruck machte er gerade deswegen, weil er mehr von dem Opfertod der Decier und des Curtius und länger und breiter von der Iphigenie redete als von dem Kreuzestod Christi. Und was verziehen diese Italiener alles dem bestechenden Stile des Vaters aller Revolverjournalisten, Pietro Aretino? Er zieht Papst Hadrian VI. durch allen Schmutz und wird von seinem Nachfolger in Ehren aufgenommen. Er schreibt die schamlosesten Briefe und ‚Ragionamenti', und spielt sich als Lehrmeister einer Kirchenreform auf, ohne unauslöschliches Gelächter zu erregen. Er geifert jeden an, und jeder fast beeilt sich, ihm den Weihrauch des Lobes und des Ruhmes zu spenden und sich eine bessere Benotung bei ihm zu erkaufen. So sehen wir sie wiederum alle nebeneinander, diese Widersprüche des italienischen Menschen der Renaissance, aber wie sie so nebeneinander sein konnten, das zeigt uns Chledowsky nicht. Nur von außen betrachtet er sie, und auf der Bühne seines Buches treten vorzugsweise auch nur die auf, mit denen man nach außen am meisten Eindruck erweckt.

Die Tiefe des Problems ist umgangen. Von der Kultur spricht das Buch, aber nicht von der Seele der Menschen der Renaissance. Und doch wäre auch dafür ein reicher Stoff vorhanden gewesen, und neben dem vielen, das von Disharmonien zeugt, hätte nicht Weniges auch von Akkorden zwischen Form und Inhalt sich sagen lassen. Aber nichts hören wir von Maffeo Vegio, dem harmonisch Vergil und Augustin, Quintilian und die christliche Erziehung zum schönen Ganzen verschmolzen, und nur mit ein paar Zeilen ist Flavio Biondo bedacht, wiewohl er die einseitige Schwärmerei für das antike Rom durch die Beschreibung des christlichen ergänzte. Sadolet lernen wir nur als den Liebhaber der schönen Imperia kennen, aber nicht als den ernst mit sich selbst ringenden Christen, der er doch auch war. Einer Hetäre wie Tullia d'Arragona ist ein ganzes Kapitel gewidmet, während Vittoria Colonna nur als die überaus säumige Entleiherin des Manuskriptes Baldassare Castigliones erscheint. Raffael ist nur da eingehender das Wort gewidmet, wo vom Psyche- und Galatheasaal die Rede ist, und Michelangelo ist dem Buche ein ganzer Fremdling geblieben.

Gewiß ist es nun wahr, daß Michelangelo so fremd wie diesem Buche auch den Wortführern und Protagonisten der italienischen Kultur seiner Zeit geblieben ist, und daß eine Erscheinung wie Pietro Aretino und sein Einfluß gar nicht denkbar wäre, wenn man nicht im eigenen Innern die Schwäche getragen hätte, die Macht, wie immer sie erworben war, zu verehren und sich von den Floskeln einer leeren Schmährede, wenn sie nur klangvoll waren, mehr bestechen zu lassen als von der inhaltsreichen, aber bescheiden schreitenden Darstellung eines Biondo. Macht- und Schönheitssinn sind nicht nur charakteristische Züge, sondern auch Fluch und Segen, verwüstende Leidenschaften und aufbauende Kräfte der italienischen

Seele. Sie wachsen dort mehr als anderswo, und viel rascher und leichter als wir verfällt der Römer und Italiener ihrem Überwuchern. Darum sterben hier die Politiker von der Art Macchiavellis niemals aus, und immer wieder kommt die Sorte von Leuten hoch, die wie die Humanisten am Hofe Leos X. mächtig genug sind und sein wollen, mit dem Schmelz der Worte und dem Klang der Perioden den erschreckenden Ernst der Stunde zu überklingeln. Hier liegt der nur zu fruchtbare Boden für die grellen Dissonanzen. Denn jede dieser Neigungen für sich kann schon in diesem Sinne wirken. Wenn aber gar wie in der Renaissance ein rücksichtsloser Machthunger, der kein Sittengesetz mehr anerkennt und sich am Beispiel der Cäsaren erquickt, mit einer nach allen Effekten haschenden Schönheitsrednerei, die sich selbst benebelt und in ihren eigenen Orgien verschwelgt, verbindet, dann beginnt es nach übertünchten Gräbern zu riechen. Form und Inhalt, Kultur und Seele stimmen da nicht mehr zusammen. Da wird dann die Antike zum Ideal nicht nur der Macht, sondern auch der Machtbegier. Man begeistert sich nicht nur für sie, weil auch in ihren Resten, die als Ruinen noch machtvollste Linien zeigen, der Lorbeer des Sieges und der Überwindung immer noch weitergrünt, sondern weil sie auch der eigenen, rücksichtslos begehrenden Seele ihr beschönigendes und ermutigendes Beispiel leiht. Und so wird sie so vielen Renaissancemenschen Italiens aus einem Bau, in dem man in Ehrfurcht den Blick erhebt und bewundert, zu einer Kulisse, von der man sich überragen läßt, um in ihrem Schutz die wilden Szenen einer bis zum Cäsarenwahnsinn eines Kleinstadttyrannen ansteigenden Machtgier zu spielen. Und die Kunst? Sie erliegt der Leidenschaft für formale Schönheit. Wenn sie in Rom unmittelbar nach Raffael so rasch den Schritt zu einem seelenlosen Form- und Schönheitskultus tat, so verschuldete dies der schwarze Einschlag in der italienischen Seele, der von dem Sprecher des Jahres 1155 zu Rienzi und von ihm zu Porcario und von dessen Zeitgenossen, die der Roma opferten, zu den Humanisten am Hofe Leos X. und bis zu den Kriegstribunen des Jahres 1915 zieht. Das große, aber leere Wort, und die schöne, aber seelenlose Pose haben wieder und wieder die Oberhand behalten.

Aber nicht nur verwüstende Leidenschaften, auch aufbauende Kräfte der italienischen Seele nannten wir jenen Macht- und Schönheitssinn, und auch von dieser ihrer Wertung muß man gerechterweise noch reden. Denn wo sie im Zaume gehalten wurden und im rechten Maße in sich und zueinander standen, da gab es feinen Klang, und geschah die schöpferische Tat. Machtmittel des modernen Staats und Einrichtungen der Herrschaft, welche vorbildlich für Europa waren, schufen so die Italiener aus ihrer Machtfreude heraus. Und mehr noch! Die Macht wurde in Schönheit umgesetzt. Sie wurde zum Mäzenat. Aus Macht- und Schönheitssinn entstand jene Kunstpflege, die vom Bürger der Kleinstadt bis zum Geistesgenossen Michelangelos auf dem päpstlichen Throne, Julius II., in einer einzigartigen Stufenleiter emporstieg und den Geist des Monumentalen

nicht nur in den Petersdom, sondern auch in das Wohnhaus des Bürgers trug, nicht nur den Fresken der Sixtinischen Kapelle, sondern auch dem Altarbild im umbrischen Bergstädtchen innewohnen läßt. So mußte hier auch jene Kunst geboren werden, die dem Macht-, dem Siegesgefühl in ihrer wuchtigen Beherrschung von Licht und Schatten, Raum und Linie den sprechendsten Ausdruck gab, das Barock. Akkorde wurden wach, Harmonien lebten auf. Weil sie das Stigma der Schönheit an sich trug, wurde die platonische Philosophie zur versöhnenden Mittlerin zwischen Antike und Christentum, und aus ihrer frommen Liebe und ihrem reichen Schönheitsempfinden heraus wurde die Marchesa von Pescara zum Arzte für die stürmische Seele Michelangelos. Angenommen auch, daß es richtig wäre, was Chledowsky sagt, daß die Frauengestalt, die in Raffaels Transfigurationsbild im Vordergrunde kniet, wirklich die Geliebte Chigis und vieler anderer, Imperia, wäre: über ihr und ihrer stummen Bitte und über dem leidenschaftlichen Sturm, der sie umgibt, steht doch in ruhiger, lichter Klarheit siegreich die himmelanschwebende Verklärtheit des Menschensohnes. Mitten in all die wilden Instinkte und brutalen Gewalttaten und schrillen Disharmonien, die Rom und die Renaissance und Italien und seine Menschen bieten, spielt immer wieder eine Melodie und Harmonie des Maßes und des seelischen Gleichklangs und seines äußeren Ausdrucks, der Schönheit, herein, die wir Deutsche, eben weil wir Deutsche sind, niemals vergessen können.

Denn zu uns selbst führt unsere Betrachtung uns hier wieder zurück, um selbst in eine Harmonie auszuklingen. Mag jene oben geschilderte Leidenschaft der italienischen Seele noch so fremd und abstoßend auf uns wirken, weil wir sie nicht kennen, sehnsüchtig blicken wir doch nach ihrem harmonischen Schönheitssinn, weil er uns stärker vorenthalten ist. In der Verbindung Kultur und Seele überwiegt bei uns die letztere. Unser Miterleben der Geschichte und der Tragik des Geschehens, des Vergänglichen und des Ewigen, ein so hohes Geschenk unserer Art es ist, oft fühlen wir's auch wie ein Danaergabe. Gedanke und Gefühl allzumächtig sprengen die Form des Schaffens auseinander und nicht häufig erreichen wir den Zauber der geschlossenen, in sich vollendeten Form und der Schönheit, die der Tiefe des Inhalts entspricht. Und so bleibt uns die Sehnsucht, und mögen wir mit Platens Otto III. bekennen:

> Was je mir schien gewichtig,
> Zerstiebt wie ein Atom:
> O Welt, du bist so nichtig,
> Du bist so klein, o Rom:

wir empfinden auch mit dem nämlichen Dichter:

> O welch ein Glück, sich ganz dir hinzugeben
> Und, wenn es möglich wäre, Jahr' um Jahre
> Mit deinen Engeln, Gian Bellin, zu leben!

Auch Dürer hat ähnlich empfunden, als er von seinem venetianischen

Jahr die Sehnsucht und das unablässig grübelnde Ringen nach der Schönheit mit nach Hause brachte. Wiederum ist es eine nie sich verlierende Linie, die durch die Seele eines Volkes zu allen seinen Zeiten geht, eine schwermütige in diesem Falle des Unbefriedigtseins, des Suchens nach einer Ergänzung und Erfüllung.

Darum wird auch in Zukunft Italien uns nicht weniger sein, als es war. Wir werden an seiner Kunst, an allem, was hier Schönheit ist und Sinn dafür und Harmonie, uns erquicken und zu seiner Renaissance immer wiederkehren. Seinen Stätten wird nach wie vor auch unsere Forschung und das rastlose Bemühen unserer Wissenschaft gehören. Dem disharmonischen, leeren Phrasenpompe aber, der dort nicht aussterben kann, und der wilden Machtgier, die für sich Tribute fordert, die ihr nie gebühren, werden wir die aus den Römischen Tagebüchern (S. 504 und 508) des Gregorovius genommenen Worte entgegensetzen: ‚Unter den Italienern sehe ich nur den Mut gewaltsamer Tatsachen; nirgends den des Glaubens an ein großes, sittliches Ideal. Es ist keine Größe in den Handlungen Italiens.‘

Kleine Bausteine

Neue Wirtschafts- und Gesellschaftsprinzipien und der Geist von 1914
Von Jakob Strieder

Für den Historiker, der sich um wirtschaftsethische Probleme gemüht hat, ist es interessant, in unserer Zeit mit ihren besonderen Lebensbedingungen wieder das Wort ‚Wucher' in seinem weiteren Sinne tagtäglich gebraucht zu hören. In dem Sinne von moralisch unerlaubt hohem Verdienst jeder Art, von ‚turpe lucrum', wie die altchristlichen und die mittelalterlichen Kirchenlehrer sagten. In diesem Verstande ist Wucher jeder Verstoß gegen die gerechte, d. h. sittlich erlaubte Preisbildung, jeder Verstoß gegen das ‚justum pretium', wie es in der Terminologie der stark auch an Platon und Aristoteles orientierten mittelalterlichen Wirtschaftsethik heißt.

Freilich eine einheitliche Bestimmung dessen, was gerechter Preis ist, eine genaue Abgrenzung der Höhe, bis zu welcher der Unternehmergewinn moralisch erlaubt ist und von wo er anfängt unsittlich zu sein, das vermochte die mittelalterliche Wirtschaftsethik und ihre Ausläufer trotz heißer Bemühungen nicht zu geben. Weitherzigere und engherzigere Auffassungen lösen sich hier ab. Das konnte nicht anders sein. Muß sich doch auch unsere heutige Kriegsgesetzgebung noch bei ihrer entsprechenden Tätigkeit mit sehr unbestimmten Ausdrücken behelfen. Was die ‚übermäßigen Gewinne' unserer Bundesratsverordnungen, oder die ‚offenbar übertriebenen Preise' der österreichisch-ungarischen Gesetzgebung sind, das muß der subjektiven Beurteilung der dafür eingesetzten Preisprüfungsstellen oder dem freien Ermessen des Richters von Fall zu Fall überlassen bleiben. Wo aber die Gesetzgebung von heute eine positive Erfassung des Preiswuchers wenigstens versucht, da begegnen wir alten Wendungen und Gedanken aus der mittelalterlichen Wirtschaftsethik. Man denke etwa an das Verbot, Gegenstände des täglichen Bedarfs zurückzuhalten oder gar zu vernichten, um dadurch die im Handel verbleibenden in um so höheren Preis treiben zu können. Eine zeitweise Rückkehr zum mittelalterlichen Ideal vom standesgemäßen Auskommen, von der gerade auskömmlichen Nahrung, bedeutet es auch, wenn es in einem Erlasse des preußischen Handelsministers vom 3. August 1915 heißt: Es sei jetzt vaterländische Pflicht, sich besonders bei Gegenständen des täglichen Bedarfs mit Gewinnen zu begnügen, die neben *angemessener Lebensführung des Unternehmers und seiner Familie* den Fortbestand des Unternehmens sicherstellen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß in solchen Bemühungen unserer

gesetzgebenden Gewalten gegen eine übermäßige Ausnutzung der Konjunktur eine Geschäftsmoral vertreten wird, die vor und selbst noch während dem Kriege in den Anschauungen der Mehrzahl der wirtschaftlich Tätigen kaum noch einen Boden hatte. Die besonderen Verhältnisse unserer Kriegswirtschaft kommen hier zum ethischen Ausdruck in Forderungen, die längst vergangene Epochen auch für normale Zeiten aufstellten. Das wirtschaftliche Werturteil des möglichst teuer Verkaufens, als Dogma begründet in der rationalistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, als leitender Grundsatz aufgenommen in die Wirtschaftspolitik des Liberalismus, erscheint im Verlaufe des Weltkrieges aus Gründen der Erhaltung unseres Staatswesens zeitweilig aufgehoben. ‚Die Freiheit der Individuen in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Interessen,' die beherrschende wirtschaftspolitische Idee des 19. Jahrhunderts hat damit eine Einengung erfahren, die näher an den Lebensnerv des wirtschaftlichen Liberalismus gegangen ist als alles, was sich seinem Siegeszuge im Verlaufe des 19. Jahrhunderts sonst entgegenstellte, als alle Lehren, z. B. der romantischen Schule der Nationalökonomie, als alle moderne Genossenschaftsbewegung, aller Klassensozialismus, alle bisherige Sozialpolitik und alle staatssozialistischen oder sagen wir besser gemeinwirtschaftlichen Anfänge bis zu Anfang des Weltkrieges.

In der antiindividualistischen Kulturströmung, wie sie in der Kriegszeit und kurz vorher in Pädagogik und Philosophie zum Durchbruch gelangte, erhält der Kampf gegen den extremen wirtschaftlichen Individualismus einen mächtigen Bundesgenossen. Schon haben — wohl allzu kühn — eine ganze Anzahl von Nationalökonomen die Hoffnung ausgesprochen, daß mit den jüngsten, aus der Kriegsnot geborenen staatssozialistischen (gemeinwirtschaftlichen) Einrichtungen eine neue Epoche unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung anheben möchte, die die Wirtschaftsgeschichte im Gegensatz zum Kapitalismus als Sozialismus bezeichnen müßte. Edgar Jaffé zum Beispiel, der Münchener Volkswirtschaftslehrer, betonte schon im Winter 1914, das alte Prinzip des Individualismus, der unbeschränkten Freiheit des wirtschaftlichen Lebens habe seinen Tag gehabt.* Der schnelle Fortschritt auf der Bahn zum Staatssozialismus, den wir unter dem Drucke nationaler Notwendigkeiten gemacht hätten, werde bleiben, er werde schon aus staatsfinanziellen Gründen und aus Gründen einer für alle Zeiten gesicherten Kriegsbereitschaft bleiben müssen. Die gemeinwirtschaftlichen Kriegsmaßregeln bedeuten für Jaffé wahrscheinlich nur den Auftakt zu prinzipiellen Neugestaltungen unseres Wirt-

* Im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 40. Bd. (1914/15), S. 3 ff. ‚Der treibende Faktor in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung' und S. 511 ff. ‚Die Militarisierung unseres Wirtschaftslebens (prinzipielle Änderungen der Wirtschaft durch den Krieg)'. In gedrängter Form hat Jaffé die hier vertretenen Gedanken auch niedergelegt in seiner empfehlenswerten kleinen Schrift: ‚Volkswirtschaft und Krieg'. Tübingen 1915.

schaftslebens nach dem Kriege, deren Umfang noch nicht abzusehen sei, deren Wesen aber in einer gewissen Ausschaltung der privatkapitalistischen Ordnung bestünde.

Nach Jaffé ist das Prinzip der freien Konkurrenz nicht imstande, das zu leisten, was wir in Zukunft von unserem richtunggebenden Wirtschaftsprinzip verlangen müssen. Es bietet unserer besten Kraft, der Fähigkeit zu organisieren, keine vollkommene Entfaltungsmöglichkeit. Außerdem entspricht es in seiner ideologischen Begründung nicht der innersten Wesenheit des deutschen Volkes. Es ist aber vor allem nicht in Übereinstimmung zu bringen mit der weitgehenden Beeinflussung des Wirtschaftslebens durch den Staat, die wir nicht nur als notwendig anerkennen, sondern die, ob wir wollen oder nicht, bereits zur Wirklichkeit geworden ist.

Die halbstaatliche Wirtschaft, die Jaffé von der deutschen Zukunft erwartet, begrüßt der genannte Nationalökonom auch deshalb mit Freude, weil damit unserem Wirtschaftsleben das Pathos der Hingabe, der Arbeit für die Gesamtheit gegeben werde. Die ganze Menschenwürde bekomme das Wirtschaftsleben erst, wenn aus ihm das individuelle, das private Gewinnstreben möglichst beseitigt sei. Erfüllung nationaler Aufgaben und Notwendigkeiten, nicht Befriedigung privaten Erwerbsstrebens, müsse Endzweck der wirtschaftlichen Arbeit werden, d. h. auf der einen Seite mehr Arbeit für weniger Gewinn und auf der anderen größere äußere und innere Befriedigung für den Arbeitenden. In der Losung: Wirtschaftsdienst muß Staatsdienst und Volksdienst werden, faßt Jaffé sein Programm zusammen. Die Verwirklichung dieses Ideals erhoffte er auch mit von der Tatsache, daß verschiedene politische Parteien seit langem in ähnlicher Richtung wirtschaftsethisch und wirtschaftspolitisch orientiert seien.

Natürlich verkennt Jaffé nicht die Gefahren, die eine teilweise Ausschaltung des individuellen Gewinnstrebens für den Fortschritt unseres Wirtschaftslebens bedeuten kann. Er hofft aber, daß diese Gefahren sich umgehen lassen, um so mehr, als er das ganze Gebiet des Außenhandels dem individualistischen Wirtschaftsprinzip erhalten wissen will.

In nicht weniger bestimmter Form wie Edgar Jaffé hat Johann Plenge in einer Anzahl schnell aufeinanderfolgender und sich ergänzender Kriegsschriften* seine Absage an den unbeschränkten Individualismus im Wirtschaftsleben zugunsten eines nationalen Sozialismus vorgetragen. In England sieht Plenge das weltgeschichtliche Prinzip der schrankenlosen Wirtschaftsfreiheit zusammenbrechen. Die uneingeschränkte Ausartung der Preistreibereien dort, die drohenden Bewegungen der Kohlenarbeiter und der

* Der Krieg und die Volkswirtschaft. 2. Aufl. Münster 1915. — Eine Kriegsvorlesung über die deutsche Volkswirtschaft. (Das Zeitalter der Volksgenossenschaft.) Berlin 1915. — 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes. Berlin 1916. Die Leser des Hochlandes dürfte in letzterer Schrift besonders auch das Kapitel interessieren, in welchem sich Plenge mit der Stellung der christlichen Kirche zum ‚Staatssozialismus‘ befaßt.

Eisenbahner, dieses doppelte Sonderstreben von Kapital und Arbeit in der Stunde einer großen nationalen Gefahr, ist ihm der Bankrott des leeren Individualismus, die Schlußabrechnung über ein einstmals großes und befreiendes Kulturideal, das jetzt seinen weltgeschichtlichen Sinn verloren hat. Der individualistische Freiheitsgedanke vermag den Staat nicht mehr zu erhalten, darum hat er seine Rolle ausgespielt.

Demgegenüber ringt sich nach Plenge bei uns mitten im Krieg ein neues, großes Lebensideal zum endgültigen Siege durch, zunächst wohl als nationales Erlebnis, dann aber als allgemeines geistiges Vorbild von übernationaler Bedeutung: Die Idee von 1914, die Idee der Organisation, die nach Plenge verwirklicht werden soll in der Volksgenossenschaft des nationalen Sozialismus. „Handle in bewußter Eingliederung in das lebenskräftige Ganze von Staat und Wirtschaft', das ist die kategorische Forderung des neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsprinzips. Mit dem Klassensozialismus hat das selbstverständlich nichts zu tun. ‚Aus einem verworrenen, an den Anarchismus anklingenden Programm einer demokratischen Vergesellschaftung der Produktionsmittel (Klassensozialismus) wird die Idee des Sozialismus zu der straffen Zusammenfassung aller Kräfte des nationalen Produktionsorganismus mit einer zunehmenden Regelung des Verbrauchs.'

Auch Plenge will übrigens dem Staatssozialismus Grenzen setzen, wie es Jaffé tut. Nicht drauf los organisieren fordert er, sondern möglichst Schonung der freien Regsamkeit in der Volkswirtschaft, dort wo der staatliche Einfluß nicht unbedingt zweckmäßig ist. Gemeinwirtschaft soll ja nicht aus Abneigung gegen private Wirtschaftsinteressen eingeführt werden, aus Neid gegen Gewinne, deren Höhe die Mißgunst anderer Einzelinteressen gegen sich aufreizt. Verstaatlichung darf nur der Gesamtheit zuliebe geschehen, nur um des Staates willen und nur aus Staatsnotwendigkeiten heraus, die die neue Weltlage mit sich gebracht hat.

Neben Jaffé und Plenge haben eine ganze Anzahl anderer Nationalökonomen — ich nenne nur noch Waldemar Zimmermann, den Herausgeber der sozialen Praxis — sich seit Kriegsbeginn energisch für eine Begünstigung des Staatssozialismus ausgesprochen.* Auch philosophische Schriftsteller, es sei etwa an Max Scheler erinnert, kämpfen gegen den schrankenlosen Wirtschaftsindividualismus, wie er sich in dem Hochkapitalismus des 19. und 20. Jahrhunderts offenbart.

Natürlich sind Gedankengänge wie die genannten und ähnliche nicht unwidersprochen geblieben. Aus der großkaufmännischen Praxis,** aber auch

---

* Während des Druckes des vorliegenden Aufsatzes erscheint im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 41. Bd. (1916) S. 758 ff. ein neuer bedeutsamer Beitrag zu dem Thema ‚Gemeinwirtschaft' im Sinne der Geistesrichtung Jaffés und Plenges von Ed. Heimann unter dem Titel ‚Vom neuen Wirtschaftsgeist'.

** Vgl. z. B. den offenen Brief von G. H. Kämmerer, Direktor der Norddeutschen Bank in Hamburg an Edgar Jaffé, abgedruckt im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 40. Bd., 1915, S. 548 ff.

aus der Wissenschaft heraus, haben sich Verteidiger der Grundsätze des ökonomischen Liberalismus zum Worte gemeldet. Am meisten verdient von diesen Stimmen vielleicht Leopold von Wiese Beachtung.* Nicht, daß Wiese jede gemeinwirtschaftliche Organisation ablehnt, aber im Grunde will er doch den Staatssozialismus auf fast allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens prinzipiell soviel als möglich hintangehalten wissen zugunsten des freien Bewegungsspielraumes für kaufmännisch-geniale, d. h. im besten Sinne spekulativ veranlagte Menschen.

In heftigen wirtschaftspolitischen Kämpfen, die letzten Endes Weltanschauungskämpfe sind, werden die beiden entgegengesetzten Richtungen nach dem Kriege ihre Ideen zu verwirklichen trachten. Jeder von beiden, der Staatssozialismus und der wirtschaftliche Liberalismus, wird dem Hauptfluß der deutschen Wirtschaft in Zukunft den Weg zu geben versuchen. Für den rückwärts schauenden Historiker ist dabei das Folgende von hohem Interesse. Der wirtschaftliche Liberalismus, der heute durch den Staatssozialismus in seiner Alleinherrschaft bedroht erscheint, verdankt seine Entfaltung in starkem Maße einem Faktor, der ihm heute gefährlich wird und der jetzt der neuen Wirtschaftsidee des Staatssozialismus als Bundesgenosse zur Seite tritt. Gemeint ist die Finanznot des Staates, staatliche Notwendigkeiten überhaupt. Ich habe in Forschungen über die Entwicklung des kapitalistischen Geistes** zu zeigen versucht, welche entscheidende Rolle beim ersten Durchbruch derjenigen Geistesrichtung, die man später den wirtschaftlichen Liberalismus genannt hat, staatliche Notwendigkeiten, in erster Linie auch militärische Bedürfnisse spielten. Man darf sagen, daß die anfänglich schwache Pflanze ‚Kapitalismus' in den Hemmungen erstickt wäre, die sich aus der strengen mittelalterlichen Wirtschaftsethik ergaben, hätte nicht der daneben aufwachsende moderne Staat den Kapitalismus notwendigerweise gebraucht. Um sich die Mittel für sein Emporkommen zu verschaffen, hat der Staat die Sinnesrichtung des ökonomischen Individualismus, des Kapitalismus, schon im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit unterstützen müssen. Nur durch dessen Träger waren die nötigen finanziellen Hilfsmittel für eine volle staatliche Entwicklung zu erhalten. So ist der Kapitalismus ein Mittel für den Staat geworden, wie der Staat seinerseits früh zu einem Mittel für den Kapitalismus ward. Heute kehrt nun der Staat dem alten Freunde den Rücken. Der Staatssozialismus, die Verneinung des ökonomischen Individualismus, gewinnt in unserer Kriegswirtschaft tagtäglich fast an Boden. Das meiste davon wird nach dem Kriege wieder verschwinden, aber schon in dem zukünftigen großen

* Leopold v. Wiese, Staatssozialismus, 1916. In der ‚Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte', die der S. Fischersche Verlag herausgibt.

** Vgl. das Kapitel: ‚Kirche, Staat und Frühkapitalismus' in meinem Buche ‚Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen' (München und Leipzig 1914), dessen Inhalt auch in gekürzter Form in der Hertling-Festschrift der Görresgesellschaft veröffentlicht worden ist.

Finanzbedarf des Staates wird die staatssozialistische Richtung eine starke Stütze finden. Die Verstaatlichung gewisser Wirtschaftszweige, die schon im 19. Jahrhundert aus finanziellen Gründen ihren Anfang genommen hat, wird zweifellos nach dem Kriege weitergehen. So kann es geschehen, daß dieselbe staatliche Finanznot, die vor Jahrhunderten dem ökonomischen Individualismus bei seinem ersten Durchbruch zum maßgebenden Wirtschaftsprinzip als bester Helfer erstand, jetzt sein gefährlichster Feind wird. Der Staat wird und kann kein Bedenken tragen, sich des neuen staatssozialistischen Wirtschaftsprinzips genau so für seine Zwecke zu bedienen, wie er sich einst, die mittelalterliche Wirtschaftsethik verlassend, des individualistischen Wirtschaftsprinzips für seine Zwecke bediente.

Einige kunsthistorische Eindrücke in Polen

Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

In drei Aufsätzen dieser Zeitschrift habe ich meine Eindrücke von Czenstochau, Lemberg und Wilna geschildert. Natürlich hat der Kunstfreund, der nach Polen seine Schritte lenkt, noch manches andere zu sehen, was auch der Beachtung wert ist. Anfang Mai dieses Jahres unternahm ich wieder eine Reise nach diesem Lande, um an erster Stelle die von der Kriegsorganisation der Dresdner Vereine eingerichteten Bahnhofs-Verpflegstellen zu besuchen. Selbstverständlich habe ich mir dabei wieder einige Städte, namentlich Warschau, angesehen. Es sei mir vergönnt, hier über weniger bekannte Bauten etwas zu erzählen.

Von Warschau selbst will ich nichts erzählen, obwohl es für den Kunstfreund viel Interessantes bietet, namentlich für den sächsischen. Ein Teil der Kirchen, das Schloß, die Paläste und viele Häuser erinnern lebhaft an diejenigen Dresdens aus dem 18. Jahrhundert. Über diese Bauten hat aber schon unser Dresdener Kunstforscher Cornelius Gurlitt geschrieben und wird es wohl auch noch weiter tun. Nur aus der Umgegend will ich von einer Kirche berichten, die bisher der Forschung, soviel ich weiß, entgangen ist. Es ist die Antoniuskirche in Czerkianow, die nicht weit von dem herrlichen Schloß Wilanow liegt. Ein Fürst Lubomirsky hat sie 1680 erbaut, um dort ein Gnadenbild des hl. Antonius aufzustellen. Die Kirche wird von einer Mauer umgeben, die einen festungsartigen Charakter hat. Man tritt durch ein Tor, und vor einem liegt die Kirche, die in den besten Formen des Spätbarocks aufgeführt ist. Es ist ein Zentralbau von eher kleinen Dimensionen, der an manche Kirchen in Rom erinnert. Das schlichte Portal wird von zwei Pilastern flankiert. Im Giebelfeld ist ein Wappen in Relief, wohl dasjenige des Stifters. Darüber erhebt sich ein kleines Oktogon, bekrönt von einer Laterne. Das Innere ist in der feinsten Weise in Stuck ausgeführt, alles weiß und gold. Dieses gilt

auch von dem Altar, der unter der Kuppel steht. Auf ihm befindet sich das Bild des Heiligen, das anscheinend aus Italien stammt. Die Kanzel geht schon etwas in das Phantastische über. Außer den Reliefs und den Ornamenten in Stuck sind die Wände mit ganz gut dekorativ wirkenden Fresken geschmückt. Sie geben zu dem Weiß und Gold einen angenehmen farbigen Ton. Über einem Seitenaltar sieht man einen Flügelaltar, der mir deutsche Arbeit von etwa 1550 zu sein scheint. Das Ganze macht einen sehr harmonischen Eindruck, so daß man nur seine Freude daran haben kann. Der Pfarrer und eine große Zahl Gläubiger begrüßten mich. Eine eingehende Besichtigung war dadurch freilich etwas gestört. Außerdem wurde für den Nachmittag der Erzbischof erwartet. Der aufgeschlagene Thron zerstörte ein wenig den guten Eindruck.

Derjenige Ort am weitesten im Osten, den ich auf dieser Reise besucht habe, ist Pinsk. Diese Stadt ist in manchen Kreisen durch die sogenannte Prophezeiung des seligen Andreas Bobola bekannt geworden. Vor kurzem brachte die Leipziger Illustrierte Zeitung ein recht gutes Bild der großen Kirche. Sie ist jetzt oder war bis zur Eroberung der Stadt durch die Deutschen russische Kathedrale. Aber wenn man nur die Formen und die äußere Anlage sieht, erkennt man gleich, daß sie nicht als solche gebaut worden ist. Denn es ist eine große Barockkirche von ungefähr 1680, äußerlich ganz weiß angestrichen. Das Ganze hat etwas von einer Festung, besonders die Westfront, wo sich eigentümliche Anbauten befinden. Es ist mir nicht ganz klar geworden, ob die Kirche größer werden oder diese Anbauten nur der Verteidigung dienen sollten. Jedenfalls erhöhen sie das Trutzige und Malerische der Westfront. Man tritt von Süden ein und ist zunächst enttäuscht über die Kahlheit, ja fast Nüchternheit des Baues. Es liegt das zum Teil daran, daß die Russen Altäre und Kanzel entfernt haben. Die Ikonostase ist geschickt eingebaut, aber zu klein für die großen Verhältnisse. Wahrscheinlich war die Kirche einst ausgemalt, wie ja die meisten Barockkirchen. Aber die Russen haben alles weiß getüncht. Nur von ganz oben grüßt ein freilich künstlerisch minderwertiges Herz-Jesubild. Wie mir der Kommandant von Pinsk, Hauptmann Freiherr von Bissing, erzählte, hat man durch Nachgrabungen festgestellt, daß die Kirche auf den Grundmauern einer älteren steht. Die jetzige ist für die Jesuiten von einem Fürsten Radziwill erbaut. Weithin beherrscht sie das ebene Land und die Sümpfe.

Viel mehr bietet die Stadt Slonim, wo ich bei einem Armeeoberkommando Besuch machte. Es ist eine Stadt von etwa 30 000 Einwohnern, von denen noch 13 000 da waren. Die weit überwiegende Zahl sollen Juden sein. Die Stadt liegt hübsch in einem breiten Tale, von sanften bewaldeten Höhen umgeben. Am schönsten ist der Blick auf sie von dem Kirchhof in der Nähe der Gräber der gefallenen Russen. Da wirkt sie mit ihren Kuppeln und Türmen sehr gut.

Die erste Kirche, die ich besuchte, ist St. Andreas. Ein Granatschuß

hat sie getroffen und ziemlichen Schaden angerichtet. Es ist eine große Barockkirche von guter geschlossener Wirkung. Sie liegt innerhalb einer Mauer und ist von Bäumen umgeben. Vor der Westfront befindet sich in der Mauer ein großes Tor mit drei Durchgängen, die durch Pilaster getrennt sind. Der mittelste und breiteste endigt oben in einer geraden Linie, die beiden anderen in einem Bogen. Die Westfront hat die übliche Form, in der Mitte einen Giebel, rechts und links Türme.

Das Innere hat durch den Schuß auch gelitten. Es ist gut in den Formen von etwa 1680 ausgeführt. Sehr merkwürdig ist die Kanzel. Sie zeigt die Form eines Schiffes, an dessen beiden Enden ein Stier- und ein Löwenkopf zu sehen sind. Über der Brüstung ist ein Engel dargestellt. Unten erblickt man einen Adler, der die Kanzel stützt. Er hat einen Wasserkessel, in den eine Feder getaucht ist, im Schnabel. Klar ist, daß hier die vier Evangelistensymbole dargestellt sind. Nur der Kessel mit der Feder bleibt mir unklar. Das ganze zeugt von der richtigen übersprudelnden Kunst des Barocks. Eine Kanzel ähnlicher Art habe ich außer einer gleich zu erwähnenden nirgends gefunden.

Hierauf besuchte ich die große russische Kirche, die einst diejenige der Bernhardiner war. Das schöne Eingangstor, das zu dem Hofe führt, ist neu. Die Kirche ist als Barockbau viel bedeutender als St. Andreas. Auch ist sie größer in den Dimensionen. Die Russen haben sie außerordentlich geschickt in eine russische verwandelt. Dabei haben sie natürlich die Kanzel und fast alle Altäre beseitigt. Die Ikonostase klingt gut mit dem Stil zusammen und wirkt in keiner Weise aufdringlich. Die Ikone sind samt und sonders wertlos. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Russen die besseren mitgenommen haben.

Nachher sah ich mir die Kirche der Bernhardinerinnen an, die noch im Besitz der Nonnen ist. Das Kloster steht daneben und ist organisch mit der Kirche verbunden. Die Kirche, die man durch ein Seitenportal betritt, ist ein sehr harmonischer Barockbau. Namentlich erscheinen mir die Altäre beachtenswert. Meist sind sie in Schnitzerei und Stuck ausgeführt. Auf dem einen Seitenaltar steht eine kleine Kopie des Gnadenbildes von Czenstochau. Sie ist ein gutes Werk. Die Köpfe von Maria und dem Kind sind in ziemlich kleinen Verhältnissen ausgeführt. Alles übrige mit Ausnahme der Hände ist natürlich wie bei dem Original mit Silber bedeckt. Nach der Art und Qualität der Malerei scheint mir diese Kopie aus dem 16. Jahrhundert zu stammen. Ihre eingehende Betrachtung bestätigte mir von neuem alles das, was ich im Maiheft des vergangenen Jahrganges dieser Zeitschrift ausgeführt habe. Die Kanzel ist hier ebenfalls mit den Evangelistensymbolen geschmückt, in ähnlicher, aber nicht so phantastischer Weise wie bei der oben erwähnten. Ehe ich die Kirche verließ, begrüßten mich einige Nonnen.

Die neue russische Garnisonkirche, die mitten in den Kasernen liegt, bietet nicht viel Besonderes. Dagegen muß ich noch zwei Bauten erwähnen,

die einen besonderen Charakter haben. Das eine ist die Moschee der Tatarengemeinde. Sie ist freilich erst 1884 erbaut, aber genau nach dem alten Muster. Der Bau besteht aus dunkelm Holz und wirkt in seiner schlichten Volkstümlichkeit recht gut. Die kleinen Türmchen, die ihn überragen, erinnern an solche an russischen Dorfkirchen. Besonders gut wirkte es, daß gerade die den Bau umgebenden Kastanien in Blüte standen. Das Innere ist sehr einfach wie in allen Moscheen. Der Imam begrüßte mich mit einer Rede, die ich nicht verstand.

Der andere Bau ist eine alte Synagoge von etwa 1670. Sie gleicht im Äußeren einer schlichten Barockkirche ohne Chor, Turm und Kreuzen. Auf der einen Seite ist ein schlichter Giebel, auf der anderen ein reich verzierter. Das Innere bietet ziemlich charakteristische Formen. Sehr geschickt ist das Barock mit den jüdischen Eigentümlichkeiten verbunden. In der Mitte befindet sich ein hohler, angemalter Pfeiler. An den Wänden sieht man hie und da gemalte Musikinstrumente.

Was ich so von einigen Bauten in Polen erzählt habe, ist freilich nur weniges. Ich bin überzeugt, daß sich mit Leichtigkeit noch vieles andere hinzufügen ließe. Vielleicht werden sich nach dem Kriege manche Kunsthistoriker der Erforschung der Kunstwerke Polens mehr widmen, als dies bisher geschah oder geschehen konnte. Sicher stehen uns da noch manche Überraschungen bevor. Sollte es mir gelungen sein, die Aufmerksamkeit kunstsinniger Kreise auf einiges zu lenken und weitere Forschungen anzuregen, so wäre ich belohnt genug.

Frauendienstpflicht / Vorbedingungen

Von Bernarda von Nell

In immer weiteren Kreisen des Volkes, insbesondere der Frauen selber, hat der Gedanke eines pflichtmäßigen Lehrganges für unsere jungen Mädchen, eines Lehrganges in hausfraulicher, haus- und volkswirtschaftlicher und sozialer Beziehung sich Bahn gebrochen. ‚Frauendienstpflicht‘, ‚Frauendienstjahr‘ sind Worte in aller Munde. Zu Bergen häufen sich die Broschüren und Zeitungsartikel, an den verschiedensten Orten gleichzeitig tagen die Versammlungen, welche erörtern, wie ein solcher Lehrgang ausgestaltet werden müßte, und welche Forderungen hernach, auf Grund einer derartigen besonderen Schulung, an die Frauen zu stellen wären. Eine so außerordentliche Anteilnahme kann zwar gewiß von einer Modeströmung weiter getragen sein; aber unmöglich ist, daß sie in ihrem Ursprung bloß Modesache wäre! Sie gründet tiefer. Sie gründet in dem Bewußtsein von einer Unvollkommenheit der weiblichen Erziehung auf gerade den spezifisch weiblichsten Gebieten. Und sie nährt sich außerdem aus dem in der Kriegszeit stärker noch als zuvor hervortretenden Wunsche,

dem Vaterland wahrhaft tüchtige, der Frauenart entstammende Leistungen darbieten zu können.

Gut war es, daß auf all jene überaus mannigfaltigen Weisen das Interesse rege erhalten und weit herum im Volk verbreitet worden ist. Gut ist es auch, daß die Männer mitinteressiert worden sind und auch die gesetzgebenden Körperschaften. Aber nun wir soweit sind, muß es auch heißen: Aufgepaßt, ihr lieben Frauen! Jetzt ist nicht die Zeit mehr, wo es noch angebracht war, geruhig einen schönen (oder auch minder schönen!) Ausführungsplan neben dem anderen zu entwickeln. Möglichste Orientierung über die Materie dieser Gesetzgebung ist jetzt nicht die Aufgabe mehr, die uns als dringlichste beschäftigen muß. Als dringlichste Aufgabe muß jetzt angesehen werden: zuvörderst die Formen zu finden, in welchen überhaupt erst eine Gesetzgebung über diesen Gegenstand erfolgen kann.

Da bei den Erörterungen über ‚Frauendienstpflicht' als oberste die Frage zur Entscheidung gestellt ist, ob die Frauen einem ganz neuen, bisher für sie nicht bestehenden Zwang unterworfen werden sollen, und als Unterfrage die über Ziele, Art und Umfang solchen Zwanges, tritt die Notwendigkeit ein, daß alsbald zu beiden der Anspruch der Frauen auf Einräumung eines gesetzlichen Mitbestimmungsrechts angemeldet werde. Mag auch gewiß bei dem Plane solches staatlichen Zwanges nicht nur Nutzen für die Allgemeinheit, sondern desgleichen recht großer Nutzen für die Frauen selber beabsichtigt sein — auch als teilweise zu ihrem eigenen Vorteil dienender Zwang, soll er nicht ohne ihre Zustimmung, die in verfassungsrechtlich gewährleisteter Form zum Ausdruck kommen muß, ihnen aufoktroyiert werden.

Unter den Freundinnen des Stimmrechts haben manche sich — wahrscheinlich aus einer dieser ähnlichen Erwägung heraus — schon von länger her dahin ausgesprochen, daß die Entscheidung über ‚Dienstpflicht' so lange zu vertagen sei, bis gleichfalls die Entscheidung über ‚Stimmrecht' erfolge.

Gegen diesen Vorschlag habe ich drei Gründe ernstester Art.

Erstens: Ich würde Einführung des aktiven Frauenstimmrechts für eine an sich schädliche politische Umwandlung halten. Welche Nachteile von ihr zu erwarten wären, habe ich seit mehreren Jahren an verschiedenen hierfür in Betracht kommenden Stellen — auch in dieser Zeitschrift — dargelegt; es abermals in der erforderlichen Genauigkeit auszuführen, würde eine Abhandlung für sich nötig machen.

Zweitens: Ausübung des Stimmrechts, also des Rechts, Abgeordnete mitzuwählen, würde dennoch keinen Einfluß auf so spezialisierte Einzelfragen sichern, wie sie in dieser Angelegenheit zu lösen sind.

Drittens: Es wird von vielen Seiten bereits so stark auf die ‚Dienstpflicht' hingearbeitet, daß sie zwar vielleicht in einem Zusammenhang mit dem Frauenstimmrecht zum Beschluß erhoben werden könnte, aber auch dann aller Wahrscheinlichkeit nach zeitlich vor diesem. Uns aber müßte

es, bei der einschneidenden Bedeutung, die das ‚Dienstjahr' für uns hat, gerade darauf ankommen, Einfluß bereits auf die vorbereitenden Schritte zu erlangen, und weiterhin einen fortlaufenden Anteil sowohl an seiner ersten Ausgestaltung wie an allen etwa später erfolgenden Umwandlungen. Was die zu erwartenden Früchte anlangt, so würden die auf alle Fälle, sofern nur der Lehrgang gut ist, ihren Wert haben, ohne daß wir uns darum zu sorgen brauchten, auch sie mit einer politischen Bedeutung auszustatten.

Um etwaigen weiblichen Ansprüchen auf Mitentscheidung von vornherein, ehe noch solche überhaupt formuliert sind, vorzubeugen, redet bereits der ‚Bund gegen Frauenemanzipation' gar vieles darüber, daß ein ‚Dienstjahr' auf alle Fälle ein reines Geschenk des Staates an die Frauen bedeuten würde. Dem ist selbstverständlich nicht so. Geschenke ausschließlich an einen bestimmten Teil der Bevölkerung und rein um dieses einen Teiles willen, pflegt der Staat überhaupt nicht zu machen. Selbst die oft in diesem Sinne angeführte Arbeiter-Schutzgesetzgebung zielt nicht einzig auf den ‚Schutz der wirtschaftlich Schwachen', sondern über dies hinaus auf ‚innere Einigkeit' und ‚Zunahme des allgemeinen Wohlstandes'. ‚Schutz der Landwirtschaft' zielt auf ‚Sicherung der Nahrungsmittel für alle'; und so fort auf den verschiedenen Gebieten. Ganz gleicherweise als Objekt wie als Subjekt der betreffenden Gesetzgebung haben wir daher ein hervorragendes Interesse daran, daß uns die Möglichkeit gegeben werde, an ihrer Gestaltung mitzuwirken.

Gern und freudig wird auf Frauenseite in den Erörterungen über weibliche Dienstpflicht anerkannt, daß bei sehr vielen Männern der Wille, den Frauen zu nützen, vorhanden ist, und bei manchen auch Einsicht in Wege, wie dies geschehen kann. Indes darf doch nicht übersehen werden, daß auch Strömungen anderer Art, wie z. B. eben in der Agitation des schon erwähnten Bundes, vorhanden sind, die nur allzu geeignet sein möchten, diesen guten Willen und diese klare Einsicht zu verwirren. ‚Der Mann hat sich die Frau so zu erziehen, wie er sie haben will und haben muß!' so lautet die Parole, die der Vorsitzende jenes Bundes, Herr Professor Langemann, aufstellt (‚Monatsblatt des deutschen Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation'). Herr Oberlehrer Professor Langemann, also ein selber mit den Aufgaben von Unterricht und Erziehung Betrauter, der gerade auf diesen Satz die Begründung aufbaut, für seinen Kampf gegen Anstellung von Direktorinnen an höheren Mädchenschulen. Bei all ihrer Naivität wird die von ihm ausgegebene Parole zweifellos nicht ganz ohne Eindruck verhallen. Deshalb sei hier sofort ihr gegenüber klar und deutlich die Fassung aufgestellt, auf welche, glaube ich, Frauen und Männer, zum wenigsten die der Religion nicht Entfremdeten, sich einigen können: ‚Die Frau muß erzogen werden, wie Gott sie haben will und wie das Volk sie haben muß, wie insbesondere die Kinder sie haben müssen.' ‚Wie Gott sie will'. Darin ist enthalten das Recht der Frau auf eigene seelische Ent-

wicklung zu starker Religiosität und sittlicher Reinheit, zu Gewissenhaftigkeit und Charakterfestigkeit. ‚Wie das Volk sie haben muß und insbesondere die Kinder sie haben müssen'. Darin ist die Pflicht gezeichnet, deren Leistung der Staat von ihr zu fordern berechtigt ist und für die er sie zu schulen Veranlassung hat. Der Anspruch der Männer auf gute Hausfrauen soll damit gewiß nicht verkümmert werden! Im Gegenteil, er gewinnt hierdurch alle Aussicht auf eine sehr viel bessere, sehr viel entsprechendere Erfüllung als bisher. Aber der Staat wird ihn nicht in jener Einseitigkeit zu berücksichtigen haben (und erst recht nicht in der Verkapselung mit dem übrigen ‚männlichen Wollen' jener Gruppe!), sondern im engen Zusammenhang mit dem Interesse der Familie und hierdurch des Volksganzen.

In welcher Weise nun die Frauen an der gesetzgeberischen Entscheidung über die für sie geplante neue und besondere Schulung heranzuziehen wären, das würde vor allem einmal davon abhängen, welche Stellen überhaupt mit dieser Entscheidung befaßt würden. Man kann an ‚Frauen-Lehrgang' denken, und damit die Angelegenheit vorwiegend als eine Unterrichtsaufgabe ansehen, für welche die vorbereitenden Schritte den Unterrichts-Ministerien der Einzelstaaten obliegen würden. Man kann den Ton hauptsächlich auf ‚Dienstpflicht aller deutschen Frauen' legen, und damit so stark das Reich in den Vordergrund rücken, daß hierdurch der Gedanke an ein Reichsrahmengesetz sich aufdrängt, nach Analogie des Planes, der seinerzeit für Wohnungsgesetzgebung entworfen wurde. Man kann auch — und dies dünkt mich das wahrscheinlichere — die Regelung zwar im Genaueren und Besonderen den Einzelstaaten überlassen, aber für eine gewisse Einheitlichkeit des Vorgehens dennoch sorgen, auf dem Wege über die Reichsunterrichtskommission.

Betreffs ‚Mitarbeit der Frauen in Preußen an solchen Gegenständen der Gesetzgebung, welche Familien- und Kinder-Interessen und die eigenen persönlichen Angelegenheiten der Frauen besonders nahe berühren,' habe ich bereits seit einer Reihe von Jahren meine Vorschläge entwickelt. August 1911 machte ich in dieser Zeitschrift die erste Andeutung, daß bei derartigen Materien der Gesetzgebung die Einforderung ‚weiblicher Gutachten' wünschenswert wäre. In mehreren von 1912—16 sich folgenden kurzen Artikeln der ‚Preußischen Jahrbücher' präzisierte ich diesen Vorschlag dahin: Zur Einforderung der Gutachten sollten sowohl die Ministerialinstanz wie die parlamentarischen Kommissionen verpflichtet sein. Die Verpflichtung hierzu sollte verfassungsrechtlich festgelegt werden. Die Gutachterinnen wären von Ministerium und Kommission nicht beliebig auszuwählen; sie wären — in einem noch zu bestimmenden Zahlenverhältnis — den ‚Zentralausschüssen' zu entnehmen, die für die Mehrzahl der Frauenangelegenheiten bereits in einer den verschiedenen Richtungen gerechtwerdenden Weise ausgebaut sind, für diejenigen aber, wo dies bis jetzt nicht der Fall ist, leicht entsprechend vervollständigt werden könnten. Dem Ministerium bliebe es vorbehalten, neben diesen Gutachterinnen noch, nach eigenem Ermessen, andere hinzuzu-

ziehen. ‚Gutachten abgeben' ist nicht ‚abstimmen': diese Frauen würden nur, als Sachverständige, ihre Auffassung, bezw. diejenige der von ihnen vertretenen Verbände, vortragen und begründen.

So, wie dieser Entwurf schon seit 1913 von mir in Vorschlag gebracht ist, könnte er in einem Falle für die Verhandlungen über die besondere den Frauen zugedachte Schulung brauchbar sein. In dem Falle nämlich, daß es nicht von vorneherein um Einführung eines Zwanges, sondern zunächst um Ausstudieren und Ausprobieren geeigneter ‚Lehrgänge' sich handeln würde. Hierzu könnten die ‚Gutachten' nützlichen Dienst tun, sowohl bei Ministerien und parlamentarischen Kommissionen der Einzelstaaten, wie bei der Reichsunterrichtskommission. Immer aber müßte es vorbehalten bleiben, daß, mit dem Augenblick, wo aus der fakultativen Einführung des Lehrgangs eine zwangsmäßige werden soll, auch aus den Sachverständigengutachten ein Mitbestimmungsrecht werden muß. Diese Zwangsdienstzeit würde eine so vollständig neue und dabei so einschneidende Forderung an die Frauen sein, daß ihnen für die Entscheidung hierüber mindestens das gleiche Stimmengewicht zugebilligt werden müßte wie den Männern. Es folgte hieraus jedoch noch nicht, daß in der Kommission auch die gleiche Anzahl von weiblichen Vertretern vorhanden sein müßte. Worauf es ankommt, ist, daß die Frauen in die Lage versetzt würden, das mindestens gleiche Gewicht in die Wagschale der Majoritätsentscheidung der Kommission zu werfen; die Form, in der es errechnet würde, wäre eine untergeordnete Sorge. Es handelt sich hierbei um die Abstimmung ausschließlich in der Kommission. Und zwar ist es so gedacht, daß, wenn diese zu ablehnendem Majoritätsbeschluß gelangte, das Gesetz ohne weiteres zu Falle gebracht sein würde, während es bei zustimmendem erst noch an das Plenum gehen müßte. Dort käme dann, nachdem den Frauen ihr Recht sowohl bezüglich der Ausgestaltungs- wie bezüglich der Ablehnungs-Möglichkeit geworden, das umfassendere, weil auf die gesamten Staatsnotwendigkeiten sich beziehende Recht der Männer zur Geltung. Diese hätten nun darüber zu befinden, ob die Finanzierung des Frauenlehrganges mit den übrigen Finanzanforderungen in Einklang zu bringen ist. Bei einem Reichsrahmengesetz würde von vornherein ein gewisser Druck in betreff der Finanzierung ausgeübt sein. Im übrigen aber müßte auch in diesem Falle den Frauen das gleiche Maß der Ausgestaltungs- wie Ablehnungs-Möglichkeiten gewahrt werden, wie es vorhin bezüglich der Kommissionen dargelegt wurde. Ein Reichsrahmengesetz würde somit notwendig eine klare und deutliche Bestimmung betreffs der weiblichen Mitentscheidung enthalten müssen.

In mancher Beziehung wäre mir persönlich der Weg ‚Reichsunterrichtskommission und Einzelstaaten' der sympathischere. Wo genügende Einheitlichkeit sich ohne Aufgeben einzelstaatlicher Rechte erreichen läßt, ist das immer in meinen Augen das Ideal. Auch würde ich — es ist das mein zweiter Gesichtspunkt für Bevorzugung dieses Weges — für nützlich halten, daß

die ‚weiblichen Gutachten' bereits eine Weile in Übung wären, bevor in dem Einzelfalle ‚Frauendienstpflicht' eine weibliche Stimmabgabe für die Kommission vorgesehen würde. Gar zu leicht könnte sonst ein Durcheinandermischen der beiden Begriffe erfolgen. Da den Frauen selbstredend der Wunsch nahe liegt, auch auf einer Reihe anderer Gebiete, wie zum Beispiel Kinderschutz, Fürsorgeerziehung, weibliche Jugendpflege, Arbeiterinnenschutz usw., nachdrücklichen Einfluß zu üben, könnte dies sehr leicht dahin führen, den Anspruch auf Stimmabgabe auch auf diese auszudehnen. Ich glaube aber, daß mit dem einfacheren, weniger stark in die bisherigen Gepflogenheiten eingreifenden Mittel der ‚Gutachten' hier bereits das Notwendige erreicht werden kann. Und wir wollen uns stets vor Augen halten: Das Mittel, das am einfachsten und natürlichsten sich darbietet, ist auch im Staatsleben fast immer das beste!

Kritik

Clemens Brentano / Forschungen und Ausgaben gewürdigt von Wilhelm Schellberg

Frau Rat, die kluge, menschenkundige Mutter Goethes, hat Clemens Brentano einst geweissagt: ‚Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit der Erde berührt, wird's Tränen regnen.' Dies Wort, mag es echt oder erdichtet sein, umschließt eine tiefe Wahrheit. Nur zu oft hat das Wunderreich seines Dichtens und Träumens mit der Erde sich berührt, und Tränen wilden Wehs hat's dann geregnet. Der arme Clemens hat sein Leben lang zu den Stiefkindern des Glücks gehört. Sein ganzes Dasein war ein sehnsuchtsbanges Suchen nach einem Ankerplatz für seine arme, ewig ruhe- und heimatlose Seele, die in heißer Sehnsucht nach den Gütern des Lebens verlangte, um sie nach eiligem Genuß in qualvoller Unzufriedenheit wieder von sich zu werfen. Nie hat ihn dieser Dämon der inneren Unruhe verlassen. Ohne Beruf und Heimat, ohne Familie, ohne Ziel hat er sein Leben verbracht.

Was die Gegenwart ihm nicht bescherte, hat auch die Zukunft, wenigstens die nächste, ihm nicht geschenkt: warmes, mitfühlendes Verstehen, gerechte Würdigung und Anerkennung. Immer noch muß für das Verständnis dieser im Tiefsten zwiespältigen, von dämonischen Trieben beherrschten Natur gekämpft werden. Und doch gehört er als Lyriker und Epiker zu den wahrhaft Großen, so unausgeglichen er auch als Gesamtpersönlichkeit sein mag. Er ist der romantischste der Romantiker. Keiner aus der himmelstürmenden Schar war so leidenschaftlich, so phantasiebesessen, so selbstherrlich wie er. Aus der tiefsten Bewegtheit seines inneren Erlebens sind seine von Musik gesättigten, in uferlose Weiten tragenden Verse geflossen; sein ganzes Wesen und Schaffen ist von Lyrik durchdrungen. Wie keiner hat er die Geheimnisse des Volksliedes erschaut, das Unbewußte und Unterbewußte menschlicher Herzensgefühle in seiner Kunst widergespiegelt. Sein jüngster Biograph M. Preitz erhofft mit Recht, daß der Liedersänger Brentano fortleben wird, ‚der Singende und Klingende, der nicht singen und klingen will, sondern aus dem es singt und klingt; den das allgewaltige Leben sich zu einem Instrumente erkoren hat, aus dem es seine Süßigkeit und seinen Schmerz, seine Seligkeit und seine Tragik, seine Ruhe und seine Leidenschaft ertönen läßt, wo und wann es auf ihm spielt; dem das rührend zart und peitschend wild in die Saiten seiner Seele greifende Leben noch nichts von Schmelz und Kraft genommen hat'.

Der große Anteil, der in den letzten Jahrzehnten der Romantik entgegengebracht worden ist, hat auch die Brentanoforschung gefördert. Zwar fehlt uns immer noch eine große, das gesamte neuere Material berücksichtigende Biographie. Aber es sind doch neben die ältere Darstellung von Diel-Kreiten (1877/78), Heinrich (1878) die biographischen Einleitungen von Diel, Dohmke, Koch, Morris neuere Versuche allgemeiner Würdigung getreten, die Beachtung verdienen. So die glänzende Wesensschilderung von R. Huch (Ausbreitung und Verfall der Romantik, Leipzig 1908[2]), die feingestimmte tiefgreifende Darstellung

von Ph. Witkop (die neuere deutsche Lyrik, 2. Bd., 1913) und der neueste Versuch von M. Preitz, der später gewürdigt werden soll.

Besitzen wir auch immer noch nicht eine umfassende Darstellung, so sind wir doch fortgeschritten in der Erkenntnis von Leben und Schaffen, Art und Wesen des Dichters. Manche neuen Aufschlüsse und Berichtigungen alter Irrtümer haben die letzten Jahre gebracht. Freilich darf man diese Aufschlüsse nicht suchen in dem der Vergessenheit wieder entrissenen Buche ‚Das Haus der Brentano‘ (eine Romanchronik von W. Müller v. Königswinter und F. v. Brentano, Stuttgart 1913). Dieses aus Abschriften und Auszügen sehr willkürlich zusammengefügte Buch kommt, wie H. Cardauns nachgewiesen hat, als Quelle für Brentanos Leben nicht in Betracht (Cl. Brentano. Beiträge, namentlich zur Emmerichfrage, 1. Vereinsschrift der Görresgesellschaft, Köln 1915, S. 13). Wenig wissen wir, trotz mancher Bemühungen, über sein Jugendleben. Er ist am 9. nicht am 8. September geboren, wie aus dem von R. Jung (Wien 1896) veröffentlichten Stammbaum der Familie Brentano hervorgeht, und wie auch Max Preitz mitteilt mit dem bezeichnenden, jedoch nicht quellengemäß belegten Zusatz: ‚Der Vorname Maria veranlaßte ihn später dazu, standhaft den 8. September als seinen Geburtstag anzugeben, auf den im katholischen Kalender Mariä Geburt fällt‘ (Brentanos Werke 1, 8). Bekannt ist sein qualvoller Aufenthalt im zarten Jugendalter im Hause der harten Tante Möhn in Koblenz (1784—86, 1787—90), bei ‚einem alten, sehr frommen Exjesuiten‘ in Heidelberg (Frühjahr 1787 bis Herbst), der ihn wohl für das Koblenzer Gymnasium vorbereitete, wo er die Quinta und Quarta besuchte. Sein Aufenthalt in Schnepfenthal bei dem Direktor Salzmann gehört wohl ins Gebiet der Fabel. Nachdem er 1790—1792 zu Hause in Frankfurt weilte, geht er bis 1793 zu dem Direktor Winterwerber nach Mannheim, dessen harten Händen ihn sein Onkel Karl von Laroche entriß, der ihn nach kurzer Lehrlingszeit in Langensalza (1795—1796) zu sich nach Schönebeck bei Magdeburg nimmt, nachdem er 1793—1794 in Bonn eine bescheidene wissenschaftliche Bildung erlangt hatte. Tief treffen ihn der Tod der Mutter (1793), die Wiederverheiratung (1795) und das Hinscheiden (1797) des Vaters, der nicht der gefühllose Pedant gewesen ist, als der er bisher in der Überlieferung gegolten hat. Im Sommersemester 1797 bezieht er, gestützt und aufgerichtet durch seinen Bruder Franz, die Universität Halle, wo er zwei Semester vertut, um 1798 nach Jena zu gehen, das ihn mit dem nahen Weimar lockt, in dem Goethe und Wieland, alte Freunde des Hauses Laroche, lebten. Eingehenden Aufschluß über seine ruhelosen Wanderjahre geben R. Steigs umfassende Veröffentlichungen, vor allem der erste Band seines großen Arnimwerkes: Cl. Brentanos Briefwechsel mit Achim von Arnim (1894). Ergänzungen bieten aber auch die übrigen bisher erschienenen Bände, so der 2. Band (1903), der von Arnim und Bettina handelt, und der dritte (1904), der Arnim und den Brüdern Grimm gewidmet ist. Die zwischen Brentano und den Brüdern Grimm gewechselten Briefe, von denen Steig schon manche Proben gegeben hat, sind einem besonderen Bande vorbehalten, der eben erschienen ist (Cl. Brentano und die Brüder Grimm. Stuttgart und Berlin 1914, ersch. 1916). Der Verlauf der Freundschaft mit Jakob und Wilhelm Grimm, die im Jahre 1803 begann, war ähnlich der mit Achim von Arnim. Das frühere recht lebendig-warme Verhältnis zu den Brüdern, mit denen er in Marburg, Kassel und Berlin verkehrte, mäßigte sich im Laufe der folgenden Jahre, die eine räumliche und seelische Entfernung brachten. Am längsten hat der Maler und Radierer Ludwig Grimm die Freundschaft gepflegt:

noch in den dreißiger Jahren hat er bei Brentano in München eine herzliche Aufnahme gefunden, von der er in seinen Erinnerungen erzählt. Eine Fülle wichtiger Mitteilungen enthalten die Briefe, die der treue Hüter des Arnim-Grimmschen Nachlasses, R. Steig, mit Liebe und Sorgfalt zusammengestellt und durch erläuternden Text miteinander verbunden hat. Mit Rührung sieht man, wie emsig die Freunde um die Anfänge der altdeutschen Studien sich mühen, mit Bedauern allerdings muß man auch das geringe Verständnis feststellen, das die sonst so einsichtigen Brüder für Brentanos religiöse Entwicklung haben — freilich hat Brentano ihnen und andern ein freundschaftliches Verstehen nicht immer leicht gemacht.

Neunzehnjährig traf Brentano 1798 in Jena mit Sophie Mereau zusammen, der Gattin eines Jenenser Rechtslehrers, einer der Frauen, die auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben. Sophie war keine der romantischen Frauen wie Dorothea Schlegel oder Karoline, sie gehört vielmehr zu jenen sentimentalen Frauen, die sich um Schiller scharten. Um so merkwürdiger, daß er so bald von ihr nicht mehr zu lassen vermochte. Wie von einem dunklen Naturtriebe, so fühlte er sich zu Sophie hingezogen, mochten auch zeitweilig Karoline von Günderode* und andere sein Herz gefesselt haben. Schwankend wie seine Gefühle war auch das Glück der Ehe, die am 29. November 1803 nach erfolgter Scheidung geschlossen ward. Kurze Zeit nach seiner Eheschließung bekannte er: ‚Ein Jahr ist es nun, lieber Arnim, daß ich keine Zeile gedichtet, ohne Umgang, ohne Liebe. In stillen, häuslichen Leiden fühle ich meine Kraft erlahmen, und nun das mir, der alles so zerreißend empfindet.' Zu spät fühlte er nach ihrem frühen Tode (1806), wo Görres' Freundschaft ihm Halt bot, wie glücklich er, der Ruhelose, in ihrer Liebe geruht hatte. Den Briefwechsel des Paares, der bei manchem Unerquicklichen tiefe Einblicke in Leben und Denken Brentanos gibt, und der mit kurzen Unterbrechungen acht Jahre währte, hat Heinz Amelung herausgegeben (Leipzig 1908, 2 Bde.). Eine nicht unwesentliche Ergänzung zu diesem Briefwechsel bietet der von Friedrich Schlegel mit Klemens und Sophie Mereau (1800—1802), ebenfalls von Amelung veröffentlicht (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F., 1913, 1, S. 183—192). Schlegel hat, trotzdem er Brentano Dank schuldete, eine recht zweideutige Rolle in dem Verhältnis der beiden Liebenden gespielt. Zwischen diesen Briefwechseln gedieh, einem duftenden Blumengarten gleich, in überschäumender Fülle und Kraft der schriftliche Meinungsaustausch zwischen Clemens und seiner geliebten Schwester Bettina, Arnims späterer Gattin. 1844 hat Bettina die Briefe zum ‚Frühlingskranz' geflochten, den P. Ernst (1897) erneuert hat.

Manche neuen Einzelheiten haben wir über Brentanos späteres Leben erfahren. So gibt R. Steigs Buch (H. Kleists Berliner Kämpfe 1901) Einblick in Brentanos ersten Berliner Aufenthalt (1810), während ein Brief von Hedwig von Stägemann eine wertvolle Ergänzung zu den schon vorhandenen Berichten über des Dichters erste Begegnung mit Luise Hensel bringt (H. von Olfers, geb. von Stägemann. Aus Briefen zusammengestellt von H. Abeken, Berlin 1914, 2, 15). Über den alternden Brentano unterrichten die Briefsammlungen von Görres und Steinle, die Denkwürdigkeiten von Ringseis und Clarus. Neuerdings bringen die

* Vgl. L. Geiger, K. von Günderode und ihre Freunde, Berlin 1895. Brentanos schlimmer Liebesbrief, den Geiger auf 1805 ansetzt, muß, wie Steig und Cardauns nachgewiesen haben, vor der Trauung mit Sophie entstanden sein (Cardauns a. a. O. 27 f.).

anziehenden Erinnerungen von L. Grimm (herausgegeben von A. Stoll, Leipzig 1911) manches Neue über Leben und Wesen seiner letzten Jahre.

Einen starken Anstoß hat die Brentanoforschung erhalten durch die mannigfachen Ausgaben der letzten Jahre. Allen voran geht die große historisch-kritische, von K. Schüddekopf mit Unterstützung zahlreicher Brentanoforscher herausgegebene Ausgabe (G. Müller-München), deren bisher erschienene Bände kurz gewürdigt werden sollen. Sie wurde eröffnet (5. Band) mit dem verwilderten Jugendroman ‚Godwi'. Diesen, 1801 gedruckten zweibändigen Roman, der aus moralischen wie religiösen Bedenken in die Gesammelten Schriften (1852—1855) nicht aufgenommen worden war, hatte Christian Brentano ausführlich in der biographischen Einleitung behandelt. Von der Bedeutung dieses Romans für Brentanos Leben war er also durchaus überzeugt. Vierzig Jahre später hat Alfred Kerr ihm eine Untersuchung gewidmet (1898), endlich hat Anselm Ruest (1906) eine Neuausgabe ohne wissenschaftliche Ziele veranstaltet, während Heinz Amelung ihn in der großen Ausgabe wiedergibt mit einer Einleitung, die nichts oder nur wenig Neues bringt und viel zu dürftig ist, um einen wirklichen Einblick in das seltsame Werk zu geben. Der Roman als Ganzes fesselt heute weitere Leserkreise nicht mehr. Anziehend sind immer noch die prachtvollen eingestreuten Gedichte und tiefempfundenen Stimmungsbilder, die auszuwählen sich lohnen würde. Unter den Liedern, die zum großen Teil im echten Volkston sind, ragt vor allem das von der Lorelei hervor. Was man auch zu diesem Romane, der seltsamsten Ausgeburt des Brentanoschen Geistes, sagen mag, mit der Fülle seiner persönlichen und literarischen Anspielungen bleibt er von größter Bedeutung für die Erkenntnis von Brentanos Werden.

Die in der großen Ausgabe als 13. Band erschienenen Novellen, freie Übersetzungen spanischer Novellen, wurden 1804—1805 von Sophie Mereau veröffentlicht. Innere wie äußere Gründe lassen die Übersetzung als gemeinsame Arbeit von Clemens und seiner Gattin erscheinen. Die Tatsache aber, daß zahlreiche eingestreute Dichtungen, manche Prosastellen sowie die Überarbeitung der einen oder andern Novelle von Brentano stammt, berechtigt nicht, auf dem Titel von Cl. Brentanos spanischen Novellen zu sprechen. Neben diesen Novellen steht Brentanos Bearbeitung von J. Wickrams ‚Goldfaden', dessen heitere Liebenswürdigkeit schon Wilhelm Grimm zu rühmen wußte.

Drei Werke, die Romanzen vom Rosenkranz, die Gründung Prags, Aloys und Imelde, sind im ersten großen Zeitabschnitt Brentanoschen Dichtens entstanden. Ein gemeinsamer Zug geht durch sie: ‚Die Kraft nämlich, die aus den Wurzeln der Brentanoschen Eigenart treibt, die Kraft religiöser Sehnsucht und Inbrunst' (A. Harnack). Sie lebt am stärksten in den Romanzen vom Rosenkranz, dem gewaltigsten Werke Brentanos. Im Jahre 1804 begann er die Dichtung,* acht Jahre hindurch hat sie ihn durch sein bewegtes Dasein begleitet, bis er sie 1812 als Torso liegen ließ. Daß dieses hohe Lied Brentanos wachsenden Anteil gefunden hat, lehren die vier Neuausgaben des letzten Jahrzehnts, von Morris (2), Michels und Steinle.** A. M. von

* Brentanos Brief vom 12. Dez. 1809 an J. G. Zimmer ist mit seiner wichtigen Äußerung über Brentanos Beschäftigung mit den Romanzen unbeachtet geblieben. Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F. (1910) I, 2, 326—330.

** M. Morris (Berlin 1903; Leipzig 1904), V. Michels in der histor.-kritischen Ausgabe, Bd. 4, Steinle (Trier 1912). Sehr förderlich sind die scharfsinnigen Einleitungen von Morris und namentlich Michels.

Steinles im Trierer Petrusverlage erschienene Ausgabe erweckt große Hoffnungen, ohne sie alle zu erfüllen. Weitere Kreise werden sich übrigens nicht wenig wundern, daß gerade der Petrusverlag ein Werk herausgibt, das starke kirchliche wie moralische Bedenken erregt. Nachdem schon Kreiten diese Bedenken geäußert hatte — man kann sie verstehen, wenn man an Biondettas Liebesraserei und die Szene Moles in Biondettas Leichnam denkt —, Diel nur eine vorsichtige Auswahl gewagt, die durch Gietmann keine Erweiterung erfahren hat, wird hier mit anerkennenswertem Mute die ganze Dichtung vorgelegt. Steinles Veröffentlichung genügt nicht den Ansprüchen der Forschung. Er verzichtet auf die Beigabe eines textkritischen Apparates, der um so notwendiger ist, als er ‚das gesamte handschriftliche Material' herangezogen hat, auf das ich hier nicht näher eingehen kann, das aber nicht die Bedeutung hat, die er ihm zuschreibt. Erst eine eingehende mühselige Vergleichung seines Textes mit dem der Gesammelten Schriften und den übrigen Ausgaben verschafft die Überzeugung, daß die Zahl der Abweichungen nicht so gering ist, wie er sagt (S. LV, L). Steinle hat nicht nur auf den textkritischen Apparat verzichtet, der seine Arbeit zu einer endgültigen hätte gestalten können, er hat auch im allgemeinen von Quellenuntersuchungen und Nachweisen Abstand genommen. Er hält diese Untersuchungen, ‚wenn es sich nicht um nachweisbare Plagiate handelt, für recht müßig', ohne zu erwägen, daß solche Feststellungen erst Einblick gewähren in das Werden und Wachsen einer Dichtung, in des Dichters Arbeit und Ringen und sehr oft das Verständnis für die Dichtung fördern. Umgekehrt gibt er auch dem gebildeten Durchschnittsleser zu wenig. Der bloße Abdruck der Romanzen genügt nicht. Hätte die Geringschätzung der Einzelforschung nicht lähmend auf den Herausgeber gewirkt, so würde er den Versuch gemacht haben, die Leser einzuführen in die nicht laut genug zu preisende metrische Kunst des Dichters: die erstaunliche Fähigkeit, sich innerhalb derselben Romanzen beständig in den gleichen Assonanzen zu bewegen, die Fülle der Feinheiten, der Alliteration, der Lautmalerei, der Sprachmusik und all der metrischen Künste. Nur einen Widerstand scheint es hier für den Dichter zu geben: das stumpfe Ohr des Lesers. Aller Künste Zaubermächte rühren sich hier: die Musik in des Dichters Wortkunst, die darstellende Kunst in der hellen Deutlichkeit und sinnlichen Greifbarkeit der Gestalten. Es ist verwunderlich, daß Steinle, der einen Karton seines Vaters als Beigabe spendet, an all dem schweigsam vorübergeht.

Beachtenswert ist die den Text einleitende, in den Historisch-politischen Blättern schon veröffentlichte ‚Einführung'. Auf Grund der hinterlassenen Notizen Brentanos gibt Steinle eine von den gewohnten Darstellungen abweichende Fabel. Alle bisherigen Herausgeber hatten, gestützt auf das Personenverzeichnis und eine klare, eindeutige Stelle der 12. Romanze (XII, 307), dem doppelten Inzest der Vorgeschichte eine dreifache Motivfortsetzung gegeben in der Liebe der drei Brüder zu den drei Stiefschwestern, oder besser gesagt: in der Gefahr des Inzestes, in der die drei Paare schweben. Wenn Steinle diese Häufung als widerlich und unkünstlerisch hinstellt (S. XXIX), so muß er natürlich, um die Dichtung als Kunstwerk zu retten, diese bis jetzt allgemein vertretene Auffassung als irrig darstellen. Ohne auf seine Beweisführung hier näher einzugehen, muß ich mich gegen seine ‚Vereinbarungshypothese' erklären. Mit Recht haben sowohl Michels wie Cardauns darauf aufmerksam gemacht, daß die verschiedenen Entstehungszeiten ihre Spuren im Torso zurückgelassen haben, daß eine Dichtung, die trotz einer neun Jahre währenden Arbeit unvollendet blieb und vom Dichter nicht zum Drucke vorbereitet werden konnte, Widersprüche aufweist, und zwar um so mehr, als die Genealogie der Personen eine recht verzwickte ist.

Eins übersieht Steinle übrigens völlig: von einem wirklichen Inzest kann nicht die Rede sein, sondern nur von einer Gefahr, die von den drei Schwestern besiegt wird. Ich bin sogar der Meinung, daß die Siegkraft des Grundgedankens: der alles überwindenden Reinheit an Gewalt einbüßen würde, wenn der Dichter nicht zu diesem Motive des Schrecklichsten gegriffen hätte. Jedenfalls ist die dramatische Wirkung eine ungleich tiefere, wenn man zitternd sieht, wie die durch die engsten Bande zusammengekettete Gesamtfamilie in neue, furchtbare Schuld zu fallen droht, und wie die Reinheit der Schwestern Läuterung und Entsühnung herbeiführen wird.

Ein Bedenken hinsichtlich der Auffassung des Gesamtwesens der Dichtung darf nicht unterdrückt werden. Man kann gewiß Steinle beipflichten, wenn er die Bezeichnung der Dichtung als ‚katholischen Faust' (A. Kerr) — Erich Schmidt nennt sie Brentanoschen Faust — und als ‚das katholische Epos' zurückweist, zu weit geht aber auch er, wenn er die Romanzen ‚ein katholisches Epos' nennt, ‚weil sie ein Erlebnis eines durch und durch katholisch fühlenden, romantisch denkenden Dichters darstellen, der die Keime seines Werdens in Sturm und Drang ungebrochen und unzerstörbar als unverletzliche Gottesgabe gehegt und bewahrt hat'. (S. LXV.) Man braucht nicht Brentanos ungezügelt-einseitiger Selbstkritik zuzustimmen, mit der er Leben und Schaffen vor seiner ‚Bekehrung' als heidnisch verdammt, noch die den Romanzen vom Dichter angedrohte Verbrennung für nötig zu finden, der ‚manches darin mit seinen geläuterten Anschauungen' nicht in Einklang bringen konnte (Kreiten), um zu erkennen, daß der Dichter der Romanzen doch noch recht weit davon entfernt ist, ‚durch und durch katholisch' zu empfinden, mögen auch aus den Verirrungen dieser Jahre Regungen katholischen Geistes hier und da emporwachsen. Gerade um dieser Zwiespältigkeit willen ist die Dichtung so ergreifend und rührend. Für Brentano selbst war auch dieses Werk ‚Findlingspoesie', und für die dichterische Kraft, welche den gewaltigen Torso geboren, hatte er später einen Fluch.

Man muß die Dichtung nehmen wie sie ist: als dichterischen Widerschein des geistig-religiösen Zustandes des Dichters in den Jahren 1803—1812, als gewaltigen Versuch, der, von einer über alles Maß ausgedehnten Vorgeschichte ausgehend, ‚durch menschliche Verirrung, Schuld, Buße und Aufstreben in die Stiftung des Rosenkranzes münden sollte'. Ein ‚fester Ring von Heiligkeit' sollte die Geschichte des in tiefe Schuld gesunkenen Rosengeschlechtes umgeben. So schaute Brentano eine Vision vor sich, deren Doppelnatur er in jenen unvergänglichen Versen ausgesprochen hat, die ihm später Lebenssymbol geworden sind:

‚O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.'*

Ein eigenartiges Schicksal hat das zweite damals entstandene Werk Brentanos gehabt: das Drama Aloys und Imelde. In seiner ersten Fassung 1811 mit ‚der Gründung Prags' in Böhmen entstanden, nach der Auflösung von Bren-

* Diel-Kreiten, Steinle, von Hertling (vgl. Cardauns a. a. O. S. 59 ff.) haben versucht, die Seelenlaute dieser Verse in Worte umzusetzen. Befriedigt hat mich keine Deutung. Mir scheint, daß Brentano ausgeht von den Schlußversen aus L. Tiecks ‚Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack' (Schriften Berlin 1828, 10, 381; vorher erschienen 1796, 1797, 1798), die einen ganz überraschenden Gleichklang aufweisen:

‚Doch ewig, ewig unverstanden bleibt
So Stern wie Blume, wie die hohe Liebe,
Dem dürftigen gemeinen Sinn.'

tanos Ehe mit Auguste Busmann während der schlimmsten Zeit seines Lebens, war das Werk bisher nur aus wenigen kargen Notizen bekannt. Ein Jahrhundert blieb es verschollen, bis Agnes Harnack es als 9. Band der großen Ausgabe mit einer ausgezeichneten Einleitung veröffentlichen konnte. Das Drama ward in seiner ersten Fassung dem Dichter durch Varnhagen von Ense entwendet — ein Racheakt für beleidigende Äußerungen, die Brentano* über Varnhagens Freundin Rahel Levin gemacht hatte.* Erst 1814 erfolgte die Rückgabe. Brentano hat sich sofort nach dem Verluste mit seiner außerordentlichen geistigen Beweglichkeit an die Ausarbeitung der neuen Fassung begeben, von der die beiden ersten Akte und ein kleines Stück des dritten Aktes vorliegen. Weist diese Fassung in Form, Fabel und Gang der Handlung manche Verbesserung auf, die das Werk einfacher und verständlicher macht, so fehlt ihm doch noch sehr viel an dramatischer Wirkung. Nachdem Brentano die Handschrift zurückerhalten, hat er das Werk nicht vollendet, trotzdem er es noch 1812 als ‚das Liebste und Beste, ja das Vorzüglichste' nennt, das er geschrieben hat. Es ist schwer, seinen Inhalt in kurzen Zügen darzulegen. Es spielt in den ersten Jahren nach dem Camisardenkrieg, dem Hugenottenaufstande in den Cevennen und an der spanischen Grenze (1702—1705), und behandelt den Kampf zweier tödlich verfeindeten adligen Familien und die Liebe ihrer Kinder. Zweiundneunzig Auftritte zum größten Teil ohne Übergänge mit einer geradezu ermüdenden Verwendung des Verkleidungsmotivs und einem beständigen Wechsel der Stimmung und Handlung, mit unendlichen Längen und Ausspinnungen erzeugen ein Gefühl des Schwindels beim Leser. Die starke, produktive Kraft des Dichters tritt hervor in der Schaffung kühner und origineller Situationen. Auch bei diesem Werke muß man wieder feststellen, daß eine strenge Kunst- und Planmäßigkeit der Natur Brentanos zuwider war.

Eine vorzügliche Arbeit ist Brechlers Herausgabe ‚der Gründung Prags' (10. Bd.). Nachdem E. Grigorowitza (Berliner Dissertation 1901) die Quellen zu diesem Drama Brentanos untersucht hatte, schildert Brechler in einer gründlichen Einleitung Entstehung, Quellen, Anregungen und Anspielungen des 1812 begonnenen und 1814/15 gedruckten Werkes. Die Bühnenwirkung des Dramas, das nie aufgeführt worden ist, muß erstickt werden durch eine Fülle von Nebenhandlungen, durch unzählige Motive aus Mythologie, Sagenwelt und Aberglauben der Slawen. Brentanos Plan, die Dichtung zur Trilogie auszugestalten, die Geschichte und Sieg des Christentums in Böhmen behandeln sollte, ist zum Glück nicht zur Ausführung gelangt.

Dreißig Jahre lang hat sich Brentano, von einigen Unterbrechungen abgesehen, mit den Märchen beschäftigt. Während seines Lebens sind nur einige kleine Bruchstücke und ‚Der große Gockel' (1838) erschienen. Guido Görres veröffentlichte 1846/47 zwei Bände Märchen, unter denen ‚Der Gockel' in der älteren besseren Form erschien. Seitdem sind eine ganze Reihe neuer Einzelausgaben herausgekommen, zu denen sich in letzter Zeit noch J. Lackmanns Ausgabe (Wien und Leipzig 1914, in der Sammlung neuerer Dichter für die studierende Jugend) gesellt. Erst fünfzig Jahre nach G. Görres' Ausgabe erfolgen kritische Untersuchungen der Märchen: die nicht erschienene Preisarbeit von Storck, Cardauns' (1895) und Bleichs (1896) Arbeiten, meine Untersuchung des Gockelmärchens (1903), die von

* Die ausführliche Darstellung des unerquicklichen Streites erfährt eine Ergänzung durch A. Harnacks Veröffentlichung der Briefe der Rahel an Brentano (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. IV (1912) 240 ff.).

Streit (1910) und schließlich Benz' Einleitung zu der historisch-kritischen Ausgabe (Bd. 11, 12). Cardauns behandelt eingehend die Entstehung und Quellen der zwei Märchengruppen, der italienischen, d. h. der auf die italienische Vorlage zurückgehenden und der Rheinmärchen. Ihm verdanken wir vor allem den Nachweis der Hauptquelle der italienischen Märchen: Basiles Pentamerone. Für die Rheinmärchen ist eine Einzelvorlage nicht nachweisbar, aber auch nicht benutzt worden. Sie beruhen vielmehr auf zahlreichen älteren Sagen und Märchenmotiven, die Brentano frei gestaltet und mit der Handlung verwebt hat. Nur das Märchen vom Murmeltier geht auf eine einheitliche Vorlage zurück: die Wassernymphen der Madame Villeneuve. Hinsichtlich der Quellenfrage kommt Bleich zu ähnlichen Ergebnissen wie Cardauns, über dessen Arbeit er in dem Nachweis mancher Einzelheiten hinausgeht. Meine Arbeit gibt eine stilistische Untersuchung der zwei Fassungen des Gockelmärchens, eine eingehende quellengeschichtliche Behandlung und endlich eine Untersuchung des mit dem ‚großen Gockel' verbundenen Tagebuchs der Ahnfrau, seiner Entstehung, Quellen und Anspielungen. Streit erweitert meine stilistische Untersuchung, um sich vor allem dem Märchen vom Fanferlieschen zuzuwenden. Auf Grund der bisher erschienenen Arbeiten gibt Benz eine gute Übersicht über alle in Betracht kommenden Fragen, ohne wesentlich Neues zu bringen.* Befremden muß es übrigens, daß Benz für seine eigenen Untersuchungen im allgemeinen auf jeden Quellennachweis verzichtet.

Über all das gibt Cardauns, der Unermüdliche, in seinen unlängst als Vereinsgabe der Görres-Gesellschaft erschienenen Brentano-Beiträgen Kunde. Seit langem ist er mit der Brentanoforschung verknüpft: als junger Student hat er vor fünfzig Jahren über den Frankfurter Dichter einen Vortrag gehalten, später hat er in seiner bedeutsamen Monographie über Brentanos Märchen der Forschung neue Wege gewiesen und seit Jahren zu den Neuerscheinungen der Brentanoliteratur Stellung genommen. Auch in dieser Arbeit** läßt er einen großen Teil der Arbeiten der letzten Vergangenheit an uns vorüberziehen. Wie immer, so gibt er aber auch hier Neues, Unbekanntes. So weist er nach, daß die Quelle einer angeblich in Düsseldorf erlebten tollen Szene eine Erzählung der Kölner Stadtchronik aus dem Jahre 1499 ist. Mit feinem Verständnis untersucht er den Anteil Brentanos an den von Sophie Mereau herausgegebenen spanischen Novellen (S. 33 f.). Er hat als erster zu den Behauptungen Franks hinsichtlich Brentanos Verfasserschaft der ‚Nachtwachen des Bonaventura' kritisch Stellung genommen. Nachdem man abwechselnd Jean Paul, Schelling und seine Gattin, E. Th. A. Hoffmann und zuletzt den vergessenen Dichter F. G. Wetzel als Verfasser nachzuweisen versucht hat, will Erich Frank Brentano als Urheber des wüsten Buches hinstellen (Heidelberg 1912). Wie Cardauns (in dieser Zeitschrift,

---

* Bei Cardauns sowohl wie in der Einleitung von Benz fehlt ein Hinweis auf den Brief Brentanos an J. G. Zimmer, vom 12. Dez. 1809, den O. E. Richter-Welka mitteilt (Zeitschr. f. Bücherfreunde N. F. (1910) I, (2) 326—330. Auch andere Beiträge der Zeitschrift sind bisher wenig oder gar nicht beachtet worden, so M. A. von Steinles Aufsatz: Verloren gegangene Brentano-Handschriften a. a. O. (1912) III, 330—332 und L. Hirschbergs Beitrag: Aus dem Archiv der Familie Brentano a. a. O. XI XII (1908, 1909). Ergänzend bemerke ich zu Steinles Aufsatz, daß vor Jahren C. G. Boerner, Leipzig (Antiquar.-Kat. XXVI) einen Brief Brentanos aus Heidelberg vom 20. Februar 1805 an einen Antiquar in Freising anbot, in dem er alte weltliche und geistliche Lieder, sowie Märchen verlangte.

** Zu ihr tritt noch die dankenswerte bibliographische Zusammenstellung: ‚Die Gesamtausgabe der Werke Cl. Brentanos' in der Bücherwelt (1914) XI, 267—270.

1913, I, 751) und Berend leicht dartun konnten, ist Franks Beweisführung völlig mißlungen. Weiter betrachtet Cardauns zwei kleinere Werke des Dichters (‚Die Nüsse‘, ‚Die Legende der hl. Marina‘). Aus der Vergleichung einer in der Frankfurter ‚Didaskalia‘ erschienenen Übersetzung der ‚drei Nüsse‘ aus dem Englischen mit Brentanos 1817 gedruckten Erzählung kommt er zu der Vermutung, daß ‚Die drei Nüsse‘ überhaupt nicht von dem Dichter stammen. Zum Schlusse legt er die Entstehung und die Quellenbehandlung der ‚Legende der hl. Marina‘ dar, einer der Spätblüten der Brentanoschen Kunst, die ihre Entstehung der Freundschaft Brentanos mit E. von Steinle verdankt. Schon früher hatten A. von Bernus, der treue Verwalter von Stift Neuburg,* und A. M. von Steinle in einem prächtigen Buche (Cl. Brentano und E. von Steinle. Dichtungen und Bilder. Kempten und München 1909) stimmungsvolle, feinsinnige Gedenkblätter dem Andenken der zwei Künstler gewidmet, die sich 1837 kennen gelernt hatten. Sie untersuchen die Beziehungen der zwei Freunde, ihre künstlerische Wechselwirkung** auf Grund reicher Proben und fügen in einem Schlußabschnitt ‚In Memoriam‘ Unvergängliches aus ihrer hohen Kunst zusammen. Eingehend verweilt Cardauns bei der Legende der hl. Marina, an der Steinle bedeutsamen Anteil hat, nicht nur als Anreger, sondern auch als Schöpfer einiger sehr schöner Kartons.

An guten Auswahlausgaben Brentanos ist kein Mangel.*** Zu den älteren gesellt sich als trefflicher Ersatz der Dohmkeschen Ausgabe die von Max Preitz (Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut, 3 Bde.). M. Preitz hat alles getan, um die Schwierigkeiten zu besiegen, gerade jetzt eine Auswahl zu veranstalten, während die große historisch-kritische Ausgabe im Erscheinen begriffen ist. Einleitung wie Texte zeigen, daß er allen Spuren nachgegangen ist, daß er den ganzen Stoff nachgeprüft und alle erreichbaren Handschriften zum Vergleich herangezogen hat. Wo es bei der Lyrik zwischen verschiedenen Fassungen zu wählen galt, hat er durchweg die rechte Wahl getroffen. Die Auswahl berücksichtigt in erster Linie den Epiker und Lyriker; mit Recht kommt der Dramatiker nur in dem kleinen Singspiel zu Worte. Preitz bietet eine feinsinnige, ausschließlich von künstlerischen Gesichtspunkten geschaffene Auswahl aus der Lyrik. In reichstem Maße ist der Epiker, im weiteren Sinne der Prosaiker, der Märchenerzähler berücksichtigt. Sehr zu bedauern aber ist, daß das tiefste und gewaltigste Werk des Epikers, die Romanzen, nicht aufgenommen worden sind. Gewiß können die Auffassungen über das Aufzunehmende sehr auseinandergehen. Die Romanzen gehören jedenfalls in eine dreibändige Auswahl, denn sie sind doch zu sehr dichterisches Seelenbekenntnis und zu innig mit Brentanos Leben und Denken verbunden, als daß sie fehlen dürften. Eher hätte man auf eine Reihe von Prosastücken verzichten können. Das der Auswahl vorangestellte Lebensbild ist das erste, das auf Grund der in den letzten Jahren gewonnenen neuen Erkenntnisse geschaffen worden ist. Der Verfasser, der mit den älteren Quellen und den neueren Forschungen eng vertraut ist, hat in voller Objektivität ein schönes Bild des Menschen und Künstlers geschaffen. Wertvolle Einleitungen, die gleichfalls alle neueren Forschungen sorgfältig ausnutzen und manch Neues geben, sind den einzelnen Werken vorangestellt. Zu rühmen ist namentlich die schöne Einleitung zur Lyrik

---

* Über diese ‚Romantikerklause‘ unterrichtet F. Krauß im ‚Hochland‘ (Nov. 1913).

** Über Brentanos Beziehung zur bildenden Kunst handelt F. Deibel, ‚Zeitschr. f. Bücherfreunde‘ (X).

*** Ich nenne die Ausgaben von Diel (1873[1]), neue Auflage (1906) von Gietmann, M. Koch (1892), J. Dohmke (1893), M. Morris (1904).

Die Auswahl, die durch die Wiedergabe von Tiecks Brentanobüste und ein Faksimile des Dichters eine Bereicherung erfahren hat, verdient warme Empfehlung.

Daneben sind eine Reihe Einzelausgaben erschienen. Zu rühmen sind besonders zwei sehr schöne Bändchen Brentanoscher Lyrik von Tobsen und A. von Bernus, die älteren Ausgaben* gefolgt sind. Läßt sich Tobsen (Bd. 10 der Sammlung Statuen deutscher Kultur, München 1907) von ästhetischen Gesichtspunkten leiten, so sind für A. von Bernus musikalische Gesichtspunkte maßgebend (Pantheon-Ausgabe, Berlin 1907). Seine ungemein reizvolle Gabe, die mehrere schöne bildliche Beigaben von Steinles Hand enthält, bringt Texte, die von den überlieferten erheblich abweichen. Schade, daß ein Apparat keine Auskunft gibt. Bezeichnend für die hohe Wertschätzung, die er dem Lyriker entgegenbringt, ist der Satz, mit dem seine sonst häufig zum Widerspruch reizende Einleitung** schließt: ‚Brentanos Gedichte tragen Ewigkeitswert.' Auch manche der Brentanoschen Erzählungen sind in Einzelausgaben erschienen; so ‚Die mehreren Wehmüller' (Heft 8 der Allg. Bücherei, Stuttgart und Wien), letzthin ‚Die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl', die sich mit den angehängten Soldatenliedern vortrefflich als Feldgeschenk eignet (Inselverlag Nr. 175).

Am 27. Februar 1817 findet Brentano nach langem Kampfe den Weg zur Kirche zurück, geleitet durch die sanfte Hand der evangelischen Pfarrerstochter Luise Hensel.*** Wir treten damit Brentanos religiöser Entwicklung näher, die jüngst durch Buchta untersucht worden ist. (Das Religiöse in Cl. Brentanos Werken, Breslau 1915.) Ich nehme hier nur zur Hauptfrage Stellung. Buchta hat eine durchaus irrige Vorstellung, wenn er glaubt: Brentano sei stets katholisch geblieben; trotzdem er dem kirchlich-katholischen Leben entfremdet, wäre er immer ‚katholisch empfindend und fühlend gewesen'. Wenn man sein Gesamtwerk, wozu auch seine Briefe gehören, vom Godwi bis zu den Romanzen betrachtet, so erkennt man nur zu deutlich, daß er, um mit Cardauns zu sprechen, ‚die Kirche theoretisch wie praktisch verlassen hatte'. Freilich muß man bei dieser Betrachtung alle Äußerungen über Religiöses und Ethisches heranziehen, die positiven wie die negativen. Da hätte Buchta zu sehr bedeutsamen Äußerungen im Godwi, den Briefen an Sophie Mereau Stellung nehmen müssen, vor allem aber zu dem schlimmen Schreiben an die Günderode, Äußerungen, die deutlich zeigen, daß bei der religiösen Entwicklung es sich nicht nur um ein Problem des Glaubens handelt, daß vielmehr auch ethische, sittliche Dinge in Betracht kommen. Meines Erachtens muß Brentanos unbezähmbare Sinnlichkeit neben und mit dem Dogmatischen ins Auge gefaßt werden, ein Moment, das bisher viel zu wenig beachtet und auch von Buchta übersehen worden ist. Erfreulich ist Buchtas kluges und einsichtiges Urteil in der Brentano-Emmerich-Frage.

---

* den Ausgaben von J. Eckardt (mit Einleitung), Berlin 1874; von Breer und Thiemann, Hamm (o. J.); Schöningh, Paderborn, 2. Aufl. (o. J.).

** Über seine Lyrik handeln: O. Wetzstein, ‚Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert', 1891; K. Schubert, ‚Bresl. Beitr. zur Lit.-Gesch.', Heft 29 (1910); A. Waldmann, ‚Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.', Leipzig 1911 (19. Bd. der ‚Probefahrten', herausgeg. von A. Köster); Ph. Witkop, ‚Die neuere deutsche Lyrik', 2. Bd., Leipzig 1913. F. Nippold, ‚Das deutsche Christuslied des 19. Jhrhs.' 1903. Seine Beziehungen zu Heine untersucht: E. Thorn, Dissertat., Berlin 1913.

*** Bedeutsame Aufzeichnungen und Briefe aus der Zeit vor und nach ihrem Übertritt veröffentlicht eben H. Cardauns, ‚Aufzeichnungen und Briefe von L. Hensel' (Frankf. Zeitgem. Broschüren, Hamm 1916 (XXXV, 3).

Was Brentano seit dem Tage seiner Rückkehr zur Kirche für die Dichtkunst geleistet hat, läßt sich schnell aufzählen. Desto eifriger war er auf dem Gebiete des religiösen Schrifttums tätig. So gibt er 1817 die Trutznachtigall von P. Friedrich Spee heraus (neu herausgegeben von A. Weinrich, Freiburg 1907), ein Buch, das auf den Dichter zur Zeit seiner Bekehrung einen großen Einfluß ausgeübt hat. Zu den Liedern der Trutznachtigall hat er neben eigne auch solche aus dem ‚Güldenen Tugendbuch' gestellt, das er 1829, unterstützt durch einige junge Freundinnen, gleichfalls bekanntmachte als ersten Band einer Reihe religiöser Schriften, die für weitere Kreise bestimmt waren.

Im Mittelpunkte von Brentanos geistig-religiösem Leben des zweiten Teiles seines Daseins stehen die Dülmener Jahre (1818—1824), die er am Siechbette der Augustinernonne A. K. Emmerich verbrachte. Was sie ihm war, zeigt der erschütternde Brief, den er kurz nach ihrem Tode an Sailer und Diepenbrock richtete (Brentano, Briefe 1, 73). Fünf Jahre lang schrieb Brentano Seite für Seite, vier Folianten brachte er zusammen, von denen er sich nicht trennen wollte, und die Grundlage geworden sind für die von ihm und anderen herausgegebenen Betrachtungen.

Während der folgenden Jahre, die er in Koblenz, Frankfurt, Regensburg und München verlebte, war die Ausarbeitung der Betrachtungen seine Lebensaufgabe. Zeitweilig allerdings wurde er durch Studien für seine ‚Barmherzigen Schwestern' abgelenkt, die er in Koblenz hatte wirken sehen, und deren Tätigkeit er in Paris und Nancy noch besser erkannt hatte. W. Oehl und K. Schüddekopf haben diese Schrift, die, trotzdem sie zu den wohltuendsten und harmonischsten des Dichters gehört, recht stiefmütterlich in der Literaturgeschichte behandelt worden ist, auszugsweise herausgegeben* (Bd. 14, 1). In einer ausgezeichneten Einleitung untersucht Oehl Entstehung und Wirkung des Buches, das J. Görres in einer zündenden Anzeige bekanntgemacht hat. Brentanos Buch ist eine Werbeschrift, die sich wohl zum ersten Male in Deutschland mit den großen Leistungen des Ordens beschäftigt. Insofern ist sie eine Tat gewesen. Die Schrift und Görres' Anzeige haben den Anstoß zur Einführung des Ordens in zahlreiche Städte, namentlich Bayerns, gegeben. Leider ist die Auswahl ziemlich knapp und willkürlich.

Die Hauptbeschäftigung dieser Jahre blieb trotz gelegentlicher Ablenkung die Durcharbeitung der Betrachtungen von A. K. Emmerich. Diese Betrachtungen, die, in fast alle lebenden europäischen Sprachen übersetzt, einen Welterfolg davongetragen haben, beschäftigen und erregen seit Jahren die Gemüter.** Das Problem, das sie umschließen, muß und kann in aller Ruhe erörtert werden: es birgt weder ein kirchliches Dogma noch einen durch Jahrhunderte geheiligten Gebrauch. Über Verdächtigungen der kirchlichen Gesinnung derer, die jene Betrachtungen nicht als übernatürliche Offenbarungen, sondern als Dichterwerk betrachten wollen, muß man ebensogut hinweggehen, wie über das Bestreben, die ‚Visionen' als Inbegriff aller Wissenschaft hinzustellen. Diesen Forderungen gegenüber sollte man nicht vergessen, daß die Aufzeichnungen Brentanos ihrer geringen Zuverlässigkeit, der Irrungen und Bedenklichkeiten wegen

---

* Vorher hatte schon W. Hohn Abschnitte herausgegeben in ‚Die Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus.' Bilder aus der Geschichte der kath. Caritas. Trier 1910.

** Wie sich bei einem Modernen das Problem widerspiegelt, zeigt: H. Eulenberg, Schattenbilder, Berlin 1910[3] in seinem Schattenbild ‚Brentano, der Dichter.'

für den Seligsprechungsprozeß ausgeschieden worden sind (Oehl, hist. krit. Ausg., Bd. 14, 1, S. XXXIV).

Bei der Besprechung der Brentano-Emmerich-Frage kommt hier die Heiligkeit der Nonne und die Authentizität der Visionen nicht in Betracht. Für uns handelt es sich nur um die Entstehung der Quellen der Betrachtungen, sowie Brentanos Redaktionsarbeit. Schmöger hat sich in seiner Emmerich-Biographie und den Einleitungen zu den von ihm veranstalteten Ausgaben nur gelegentlich mit dem Problem beschäftigt, sein Interesse gilt wesentlich A. K. Emmerich. Wegeners Buch (A. K. E. und Cl. Brentano, Dülmen 1900), das sich eingehend, jedoch unselbständig, mit der Frage befaßt, scheidet wegen seiner wissenschaftlichen Wertlosigkeit aus. Lang Versäumtes muß nachgeholt werden in einer Stellungnahme zu dem Buche von J. Rieks (Emmerich-Brentano. Heiligsprechung der stigmatisierten Augustinernonne A. K. E. und deren 5. Evangelium nach C. B., Leipzig 1904), allerdings nur soweit Brentano in Betracht kommt. Seine Ausführungen über Emmerich zurückzuweisen, mag Sache und Pflicht ihrer Verehrer sein. Das Buch ist eine Tendenzschrift sehr bedenklicher Art. Ohne Quellenangabe und ohne Wahl benutzt Rieks unkritisch und tendenziös die verschiedensten Darstellungen über Emmerich und Brentano, namentlich zieht er die Schrift Wegeners mit ihren Irrtümern zu Rate, trotzdem er ihn nicht genug zu schmähen weiß, und die zum größten Teil verleumderischen Nachreden Varnhagens von Ense. Da ich auf die zahlreichen Irrtümer und Entstellungen hier nicht eingehen kann, beschränke ich mich darauf, an einigen Beispielen sein Verfahren zu kennzeichnen. So tischt er Varnhagens niedrigen Bericht (S. 274) über L. Hensels Bekehrung auf, der angeblich auf Clemens Erzählung zurückgeht. Dieser Vorgang kann nur 1812/13 stattgefunden haben, in Wirklichkeit aber hat Brentano L. Hensel erst 1816 kennen gelernt. Bezeichnend ist, daß Kreiten, dessen Buch Rieks für seine ‚Brentanostudien' aller Wahrscheinlichkeit nach gebraucht, diese Legende schon 1877 vernichtet hat. Welche Absichten Rieks leiten, zeigt deutlich die Art, wie er einen gemeinsamen Spaziergang Brentanos und L. Hensels schildert. Ohne seine Vorlage, Reinkens Henselbuch zu nennen — das Verfahren ist bei ihm das übliche —, behauptet er: ‚Rücksichtlos gegen die Empfindung des Publikums begleitet sie (L. Hensel) ihn (Brentano) durch die Straßen. Das mußte dem Gerede Stoff geben, wenn der durch übermütigen Witz und Spott als leichtfertig bekannte Dichter auf allen Wegen von der achtzehnjährigen Dichterin unzertrennlich schien.' In der Vorlage (S. 110) dagegen heißt es: ‚Das (seine Begleitung) gab an sich schon dem Gerede Stoff, wenn der durch seinen übermütigen Witz und Spott als leichtfertig erscheinende Dichter in Vertraulichkeit von dem anmutigen Mädchen auf allen Wegen und Stegen unzertrennlich schien.'* Dieses Verfahren erscheint um so gewissenloser, als Reinkens eine sehr schöne und anziehende Schilderung des Verhältnisses von Brentano und L. Hensel gibt. Wie unwissend Rieks in ganz selbstverständlichen Dingen ist, zeigt seine Entrüstung (S. 290) über die angeblichen ‚unkatholischen Kirchenlieder' Brentanos, die im Wunderhorn stehen sollen. Diese wertlosen Lieder haben die Herausgeber des Wunderhorns, wie sie selbst angeben, dem ‚Anmutigen Blumenkranz' von 1712 entnommen. Köstlich ist es zu sehen, wie er seine Quellen verwertet. Reinkens schreibt in seiner Diepenbrock-Biographie (S. 30) über Brentanos frommen Eifer: ‚B. suchte jeden talentvollen jungen Mann zu bestimmen, Priester zu werden.' Rieks macht daraus: ‚Er wollte ihn zum klerikalen Hagestolz

* Eine ähnliche Entstellung findet sich S. 284: Reinkens 112.

machen.' So arbeitet er, so gelingt es ihm auch mit Hilfe eines kleinen, weggelassenen Sätzchens das lautere Verhältnis zwischen Brentano und Emmerich zu verdächtigen (S. 308; vgl. Wegener S. 66). Welches Ziel Rieks bei diesem Verfahren verfolgt, ist klar. Er trägt alles Ungünstige, Wahres und zumeist Falsches und Entstelltes zusammen, um sagen zu können: dieser so unzuverlässige, unwahrhaftige Mann, der fromme Worte spricht und sich gewagten Liebesabenteuern hingibt, ist der Hauptzeuge für der Emmerich Leben und Sendung. Daß das Buch in diesem Sinne wirken muß und gewirkt hat, erkennt man aus dem Eindruck, den es auf den sonst wohlmeinenden, nicht voreingenommenen Karl Jentsch gemacht hat (Grenzboten [1905] 64, S. 150—154).

Mit dieser Leistung dürfen die Arbeiten von Oehl und Cardauns nicht in einem Atem genannt werden. Oehl hat der Passion und dem Marienleben, die er für die große Ausgabe bearbeitet hat (Bd. 14, 1, 2) Einleitungen vorausgesandt, die einen ausgezeichneten Einblick in die Entstehung und Verbreitung der Betrachtungen geben, ihren literarischen und ästhetischen Wert. Grundlegend für die weitere Forschung ist Oehls scharfsinnige Darstellung der Redaktionstätigkeit Brentanos. Zu dieser Arbeit ist neuerdings Cardauns' sehr förderliche Erörterung des Problems getreten, die er zwar sehr bescheiden Beiträge nennt, die aber gleichfalls bestimmend auf die weitere Untersuchung wirken werden. Mit der ganzen kritischen Vorsicht, die Cardauns auszeichnet, betrachtet er eine Anzahl von Quellen der Betrachtungen, gibt darüber hinaus wichtige Beiträge zur Redaktionstätigkeit des Dichters und zu dem Schauen der Nonne. Auf Grund der Untersuchungen von Oehl, Cardauns und eigener Studien gebe ich ein Bild der Sachlage.

Bei der Untersuchung der Betrachtungen, vor allem des Anteils des Dichters an ihrer Herausgabe, muß man von vornherein Brentanos Veröffentlichungen trennen von denen, die andere herausgegeben haben. Von Brentano stammen ‚Das bittere Leiden' (nach 1828 begonnen und 1838 erschienen), und ‚Das Marienleben', von dessen Druck er vierzehn Bogen besorgen konnte, das vollendet jedoch erst nach seinem Tode erschien (1852). Ist das erste ein geschlossenes, ausgefeiltes Kunstwerk, so ist das zweite Rohmaterial und entbehrt der Vollendung, während Schmögers Veröffentlichungen (Leben unseres Herrn... 3 Bände 1858 bis 1860, Das arme Leben 1881) keine Ausgaben Brentanoscher Texte sind, sondern nur eine mehr oder weniger freie Bearbeitung seiner Tagebücher, die in Rom liegen, und deren Unzugänglichkeit eine Nachprüfung unmöglich macht. Zahlreiche Betrachtungen und visionäre Abschnitte enthält außerdem noch Schmögers Leben der Emmerich, Freiburg 1867—70[1], 1873[2].

Oehl stellt zutreffend fest, daß die Passion, die zunächst erscheint, kaum einen Einblick in Brentanos Redaktionstätigkeit gewährt. Die beste Einsicht gibt dagegen ein Vergleich der Passion (P) mit dem Marienleben (M. L.). In sehr anschaulicher Weise hat Oehl dargetan (Bd. 14, 2), daß gerade die bunte, unausgeglichene Anlage des Marienlebens und seine Kompositionsfugen zeigen, wie Brentano früher die Passion zusammenfügte, zusammendichtete aus Emmerichs Aussagen und eigenen Zutaten (S. XX). Von der Erkenntnis ausgehend, daß das M. L. auf der Redaktionsstufe steht, auf der die P. einstmals gestanden, unterscheidet Oehl drei Redaktionsstufen: die Tagebücher, das M. L., die Passion. Auf Grund eingehender philologischer Nachweise, auf die ich hier nicht eingehen kann, legt er dann die Besonderheit der Brentanoschen Aufzeichnungen dar. Er weist nach, wie der Dichter aus unzähligen Stückchen eine mosaikähnliche Zu-

sammensetzung schuf, die er mit einer Fülle von Zutaten bereicherte: mit genauen Datierungen und redaktionellen Notizen, mit Vermutungen und stofflich nicht hinzugehörenden Bemerkungen, mit genauen Zitationen, ja mit Ergänzungen aus dem Alten und Neuen Testamente und zahlreichen Fußnoten historischen, philologischen und theologischen Inhaltes, die Helfer wie Haneberg, Möhler und Görres ahnen lassen. Oehls Schluß ist durchaus zwingend: ‚Brentano ergänzte die Aussagen der Emmerich und geht mit redaktionellen Verbesserungen, textverbessernden Vermutungen und Fußnoten so um, daß sie ineinander und in den Text selbst übergehen.‘

Oehl geht einen Schritt weiter und prüft unter Betonung stilistischer Gesichtspunkte den Text, der als ursprünglich erste Aussagen der Emmerich dasteht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß in der Masse des Textes Stellen hervortreten, die in ihrem bildlehrhaft-rationalisierenden, bald spitzen, lyrisch-allegorisierenden Tone stark abweichen von der naiv-schlichten Darstellung, die die Schilderung von Kleidern und Zeremonien auffällig bevorzugt. Solche Stellen, zu denen auch noch Bibelworte mit genauen Zitationen kommen, beweisen eine starke Umarbeitung des Textes, zum mindesten aber eine sehr persönliche Ergänzung durch den Dichter und Redaktor. Oehl schließt zutreffend: Brentanos Bearbeitung des Marienlebens kann nicht als authentische Wiedergabe Emmerichscher Visionsberichte gelten. Die Art, wie Brentano mit den Berichten der Nonne umgegangen ist, genügt nicht den Ansprüchen kritisch-philologischer Forschung (S. XXXIV), die schließlich das letzte Wort zu sprechen hat.

Ich gehe einen Schritt weiter und stelle die Frage: war Brentano der geeignete Aufzeichner der Betrachtungen? Er war es keinesfalls im Sinne der Emmerichverehrer, die der Meinung sind, daß seine Aufzeichnungen und die daraus hervorgegangenen Bücher getreue Wiedergabe des Geschauten sind. Er ist es wohl im Sinne derer, die der Überzeugung sind, daß die Betrachtungen ein von Meisterhand geschaffenes, mit zahlreichen eignen Zutaten versehenes Erbauungsbuch sind. Daß er im Sinne der Emmerichverehrer nicht der geeignete Chronist gewesen ist, zeigt die Art, wie Schmöger und andere Brentanos Eigenschaften darstellen müssen, um glaubhaft zu machen, daß die Vorsehung gerade ihn als Schreiber erwählt hat. ‚Sein klarer, unbewölkter Sinn‘, glaubt Schmöger, ‚hielt ihn ebenso von Überschwenglichkeiten fern, als sein einfältiger, schlichter Glaube ... ihn befähigte, die Erscheinungen und Tatsachen unbefangen zu würdigen ...‘ (Leben Jesu 1², S. LXXXIV). Seine kühne Phantasie soll längst alle Bahnen durchlaufen und sich an allem geübt haben. Das meiste soll dem Dichter fremd und ungewohnt gewesen sein. Diese Eigenschaften sollte ein kühler Chronist besitzen, aber Brentano hat sie nicht gehabt. Gewiß wohnte ihm hohe geistige Lebendigkeit inne, Feinfühligkeit und Geschmeidigkeit, um selbst unter den schwierigsten Verhältnissen Aufzeichnungen zu machen. Aber wer gibt die Gewähr, daß Brentano damals das Dichtersein hat vergessen können, daß er nicht, wenn auch unbewußt, seiner Phantasie Einfluß gestattete?

Brentano selbst scheint sehr zum Unterschiede der jetzigen Verehrer der Dülmener Nonne ein Gefühl für seine eigne Unzulänglichkeit gehabt zu haben. So setzt er unter den Titel den bezeichnenden Zusatz nach den Betrachtungen usw. Er sowohl wie Schmöger protestieren an bedeutungvoller Stelle feierlich dagegen, ‚daß die Betrachtungen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit erheben‘. Cardauns macht hier auf einen merkwürdigen Widerspruch aufmerksam, der von Anfang an der Emmerichpropaganda geradezu im Blute

lag. Trotzdem der Dichter betont, daß den Betrachtungen nur eine menschlich gebrechliche Wahrheit zukommt, daß sie keinen übernatürlichen Wert haben, spricht er, mögen ihm auch bisweilen kritische Anwandlungen kommen, von Wunderberichten und wunderbaren Erkenntnissen, von einer Schauenden, von Visionen und Gesichten. Schmöger behauptet sogar, daß die Gesichte einen streng historischen Charakter haben, daß sie vollkommener Reflex der Tatsachen sind, daß sie den Vorzug der vollen historischen Treue haben. Mit solchen Behauptungen steht die oben erwähnte kirchliche Stellungnahme sowohl wie die feierliche Protestation in Widerspruch, die ein eifriger Emmerichverehrer, Pfarrer Schwägler, ‚mehr aus kluger Vorsicht denn aus persönlicher Überzeugung Brentanos hervorgehen' läßt. Cardauns Vermutung, daß der Einfluß Diepenbrocks, bei dem der Dichter in den Jahren 1832/33 lebte, zu dieser Erklärung beigetragen hat, wird bestätigt durch Reinkens Angabe: ‚Es ist Diepenbrocks Einrede und eindringlicher Warnung zu danken, daß Brentano an die Spitze der Einleitung die Worte setzte: ‚Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der kontemplativen Jesusliebe sich irgend auszeichnen, so protestieren sie usw.' (Reinkens, M. von Diepenbrock, Leipzig 1881, S. 129).

Noch weniger Gewähr bietet die Art, wie die Niederschrift entstanden ist. Schmöger (Leben 1², XIV) berichtet: ‚Sie pflegte in ihrer westfälischen Mundart das meiste zu erzählen. Der Pilger notierte während der Mitteilung auf Papierstreifen die Hauptpunkte, die er unmittelbar darnach aus dem Gedächtnis ergänzend ins Reine schrieb. Die Reinschrift las er K. vor und verbesserte, ergänzte und vertilgte je nach von ihr empfangener Weisung und behielt nichts, was nicht die ausdrückliche Bestätigung treuer Auffassung von ihr erhalten konnte.' Eine Fülle von Fehlerquellen! Die Übertragung des niederdeutsch Erzählten, das recht zu verstehen für den Mitteldeutschen oder Oberdeutschen nicht leicht ist, ist schon eine subjektive Schöpfung. Daß Emmerich nachträglich, also in wachem Zustande, eine Kontrolle und Kritik ihrer Gesichte vornimmt, ist gewiß nicht geeignet, ihren übernatürlichen Wert zu sichern. Und nun vergegenwärtige man sich die unaufhörlichen Klagen Brentanos über ihr schwaches Gedächtnis, die großen Schwierigkeiten* körperlicher wie geistiger Art, die sich hemmend und trübend in den Weg stellen (Cardauns a. a. O. S. 85 ff.). Schon aus diesen nur angedeuteten Gründen kann bei aller Vertrauenswürdigkeit der beiden von einer getreuen, zuverlässigen Wiedergabe nicht gesprochen werden. Sie war nicht einmal möglich, auch wenn Brentano der kühle, nüchterne Chronist wäre, der er sein soll, aber nie gewesen ist.

Alle gegenteiligen Behauptungen von Schmöger und andern, ihre Versicherungen von Brentanos Treue und Gewissenhaftigkeit, seiner Klarheit und Nüchternheit, Äußerungen, die dazu noch von Männern stammen, die den Dichter nur oberflächlich begriffen und erkannt haben, besagen nichts. Sie fallen zusammen, wenn man sie den schwerwiegenden Zeugnissen von Brentanos Freunden gegenüberstellt, die fast alle sich ablehnend geäußert haben. Zu den Urteilen von L. Hensel und Diepenbrock, die Cardauns anführt, gesellen sich die Zeugnisse von P. Limberg, dem Beichtvater der Emmerich (Schmöger, Leben Jesu 1, 77, 81), von Görres

---

* Über die Schwierigkeiten berichten auch Schmöger und Wegener. Schmöger-Brentano (Leben 1², XC) schreibt: ‚Immer habe er leise und sorglich alles von ihr erflehen müssen, immer sei Klage und Skrupel gewesen, man verstehe sie nicht.' Warum mag Wegener diese Stelle wohl so geändert haben: ‚Manches habe er leise und sorglich erflehen müssen'? (S. 91.)

(Sepp, Görres 376) und Dietz (Sepp, S. 363). E. von Kettelers Urteil soll hier eine Stelle finden, um so mehr, als Pfülf in seiner Biographie (1, 53 f.) gerade die auf Emmerich bezügliche Stelle nicht mitteilt. Am 10. Juni 1839 schreibt er seiner Schwester nach einer Begegnung mit Brentano (Briefe 16 f.): „Er (Brentano) soll noch viele Arbeiten über die Emmerich vollendet haben und sich fast nur mit ihr und was auf sie Beziehung hat, beschäftigen. Jetzt arbeitet er das Leben der hl. Jungfrau Maria aus, wie er es von der Emmerich gehört haben will, ohne die Herausgabe zu beabsichtigen. Überhaupt will er selbst nichts mehr über die Emmerich veröffentlichen und nur alles, was er von ihr zu wissen meint, so ausarbeiten, daß eine Herausgabe nach seinem Tode erfolgen kann. Bei seiner näheren Bekanntschaft ist es übrigens nicht zweifelhaft, daß seine Phantasie ihm manchen Streich spielt, und daß ihm eine ganz getreue Darstellung eines Erlebten unmöglich sein muß. Daß die Emmerich übernatürliche Erleuchtungen gehabt, will ich gewiß nicht in Abrede stellen, aber alle näheren Bekannten von Brentano, die ich hier gesprochen, scheinen mir darin ganz einverstanden zu sein, daß man nicht alles wörtlich so nehmen muß, wie er es dargestellt hat.'

Kreiten selbst, sonst ein Bewunderer der Betrachtungen, sind Zweifel aufgestiegen, die er nicht zu beseitigen vermag (Brentano 2, 243). Und man beachte noch das von Schmöger erwähnte Wort der Nonne: ‚Der Pilger schreibt meist weniger auf, als ich gesehen, weil ich ihm nicht alles sagen konnte, und was ich nicht recht weiß, nie erzähle,' oder Brentanos Geständnis: ‚Erzählt sie wachend, dann verschweigt sie aus Abneigung zum Erzählen, aus tausenderlei Vorurteilen und Skrupeln oft das Wichtigste.'*

Zu seinen bedeutsamen Ergebnissen gelangt Oehl, ohne einer Quellenuntersuchung nähergetreten zu sein. Vor einer solchen Untersuchung darf die Forschung nicht Halt machen, wenn sie damit auch die Grenzen überschreiten kann, die ich eingangs gezogen habe. Denn sie läßt, wofern sie zu bestimmten Ergebnissen führt, die Frage aufwerfen: Finden sich die festgestellten Ähnlichkeiten oder Gleichheiten schon in den ursprünglichen Aussagen der Emmerich, oder hat Brentano sie eingeschoben? — Zunächst ist an die Möglichkeit der Beeinflussung durch die Lektüre zu denken. Die Emmerich kann durch ihre Lektüre sehr wohl angeregt worden sein, wenn auch ihre Verehrer befremdenderweise eine solche Möglichkeit bestreiten. Mit leichter Mühe kann Cardauns nachweisen, daß sie in der Jugend sehr oft und gern gelesen hat (S. 93). Er hätte zu den beigebrachten Äußerungen noch die sehr merkwürdige stellen können, die sie Overberg gegenüber getan hat: ‚Sie habe oft bei gestohlenem Lichte zur Nachtzeit gelesen' (Krabbe, Erinnerung an die sel. A. K. E., Münster 1860, S. 40). Auch später, in ihrer Kloster- und Leidenszeit, hat sie gelesen, und zwar mehr, als Cardauns annimmt. Karsch (Die stigm. Nonne A. K. E., Münster 1878, S. 58, 140) teilt zahlreiche Belegstellen mit. Brentano selbst liest ihr aus Tauler vor, aus dem französischen Erbauungsbuche von Bernière-Lavigny, le chrétien intérieur, das damals auf

* Ergänzend mache ich aufmerksam auf folgende Zeugnisse, die Brentanos Schreibertätigkeit beleuchten: ‚Mit ihrer commoden Entschuldigung: Das steht ja in der hl. Schrift, ist sie immer bei der Hand; und wenn der Pilger (Brentano) tausend Mal nein sagt, kehrt sie doch immer wieder.' (Schmöger 2, 845.) Bemerkenswert ist Görres' Meinung: ‚So lange die Emmerich lebte, war er stationär, weil er immer etwas bei ihr über die andere Welt auszulauern hoffte' (Görres, Briefe 1, 247), und Magnus Jochams Auffassung, daß die Mitteilungen vom Pilger geradezu erpreßt seien. ‚Er will immer Wunder und Zeichen.' Theol. Lit.-Blatt, Bonn (1871) III, Sp. 636.

dem Index stand; weder Brentano noch ihr sind die 1681 von der Inquisition verbotenen Offenbarungen der Maria von Agreda unbekannt. Daß Emmerich bis kurz vor ihrem Tode gelesen hat, geht aus Brentanos Brief an Windischmann hervor: ‚Emmerich kann nicht mehr lesen noch arbeiten' (Briefe 1, 42).

Wenn ich nunmehr der Quellenfrage nähertrete, so gehe ich gleich Cardauns von der bedeutsamen Äußerung L. Hensels aus, die zu widerlegen bisher den Emmerichbiographen noch nicht gelungen ist. Ich setze die ganze Äußerung hierher, klammere die von Wegener (S. 131) ausgelassenen Stücke ein, um zu zeigen, wie er sich und die Leser mit dem Zeugnis abzufinden sucht.

‚Beim Lesen der (Notizen über die — vermeintlichen —) Gesichte der seligen Emmerich, finde ich (leider auch) immer mehr den Dichter Brentano als den einfachen Schreiber (wovon ich schon früher bei seinen Vorlesungen Beweise erhielt, und das quält mich, weil mein Wahrheitssinn sich dagegen auflehnt). Besonders in Hinsicht jener Nebelbilder, die Swedenborgs, der Seherin von Prevost und ähnliches Erschautes oder Eingebildetes bringen; dann was das Paradies, den Prophetenberg usw. betrifft. Brentano (war in jener Zeit von diesen Anschauungen noch sehr beherrscht und) hatte in seiner überaus interessanten Bibliothek die sonderbarsten (und phantastischen) Bücher. Ich habe schon damals (1817—1818) oft mit ihm darüber disputiert (so z. B. auch über die unechten Evangelien, auf die er mir zu viel zu halten schien. Es war eine solche Fülle von Poesie in ihm, daß sie das nüchterne Urteil überfluten mußte auch gegen seinen Willen. Er konnte nicht anders, deswegen kann ich nur mit Vorbehalt manches aus seinen hier [bei Schmöger] erwähnten Verzeichnungen annehmen).' Vorher erklärt derselbe Wegener kühn: ‚Unsere geschichtliche Darstellung des Pilgers (!), der heilige Ernst seines Lebens und seiner Aufgabe machen selbst solche unbegründeten Worte vollständig zunichte' (S. 129).

Eingehend beschäftigt sich Cardauns mit der Quellenfrage, nachdem er vorher zahlreiche überraschende Ähnlichkeiten zwischen den ‚Gesichten' und den Apokryphen, den Offenbarungen der hl. Brigitta, alten christologischen Legenden nachgewiesen hat. Von hohem Interesse sind seine Ausführungen über Ähnlichkeiten oder besser gesagt Gleichheiten zwischen Ausführungen Martins von Cochem und der Emmerich. Was man auch sagen mag, über Luise Hensels Äußerung kommt man nicht hinweg: Brentano habe nach eigenem Geständnis die unzusammenhängende Passionsgeschichte der Emmerich ‚nach P. Cochem und ähnlichen verbunden' (Diel-Kreiten, Brentano 2, 238). In sehr glücklicher, unanfechtbarer Weise ergänzt und erweitert Cardauns die gelegentlich unternommenen Untersuchungen von Hans Stahl (P. M. von Cochem und ‚das Leben Christi', Bonn 1909). Eine Fülle von Übereinstimmungen sind vorhanden zwischen Cochems Berichten und denen der Emmerich, sowohl im bitteren Leiden als auch im Marienleben. Mit Recht kann Cardauns aus der erdrückenden Fülle der Beispiele schließen, daß eine sehr weitgehende Verwandtschaft des bitteren Leidens wie des Marienlebens mit Martin von Cochem vorliegt. Ob dabei Cochem die Quelle war, oder ob beide auf den gleichen Gewährsmann zurückgehen, kommt zunächst nicht in Betracht. Nicht minder reiches Vergleichungsmaterial bieten ihre Gesichte über das Leben der Heiligen. Auch hier mag die Frage offen bleiben nach dem Werke, das sie unmittelbar beeinflußt hat. Jedenfalls steht fest, daß sich zwischen dem weitverbreiteten mittelalterlichen Heiligenleben, der Legenda aurea des Jakobus a Voragine, und den Berichten über die Heiligen Johannes, Bartholomäus, Thomas, Markus, Klemens, Martha, Maria Magdalena, Thekla und viele andere

verblüffende Ähnlichkeiten, ‚bis zur wörtlichen Kongruenz‘ finden. Ganz ungeheuerlich nennt übrigens Cardauns mit Recht die erdkundlichen und geschichtlichen Phantasien über die Reisen des hl. Bartholomäus. Als sehr rätselhaft muß die Stellung Brentanos zur Ursulalegende erscheinen. In zorniger Erregung wendet er sich gegen jene, die den phantastischen Reiseroman der hl. Ursula nicht gläubig hinnehmen. Das hält ihn aber nicht davon ab, Ausführungen der Emmerich wiederzugeben, in denen sie erklärt, daß die Geschichte der 11 000 Jungfrauen ‚auf die Art, wie sie erzählt wird, als sei es ein Kriegsheer von Jungfrauen gewesen, nicht wahr sei‘. ‚Es sei eine Art Verbindung, wie eine Bruderschaft, so wie jetzt die Vereine der Wohltätigkeit der Frauen und Jungfrauen. Sie zogen auch nicht miteinander nach Köln.‘ Trotzdem bringt die Emmerich an anderer Stelle auf 6—7 Druckseiten die Ursulalegende in ihrer ganzen phantastischen Ausschmückung. Wie man die beiden Versionen, Bejahung und Leugnung, in Einklang bringen kann, mögen die Emmerichverehrer entscheiden und fertig zu bringen suchen.*

Im Schlußabschnitt kommt Cardauns zu einem ‚vorläufigen Ergebnis‘. Er stellt fest: 1. Brentano hat Einschaltungen in die ‚Gesichte‘ der Emmerich vorgenommen, wobei er namentlich Martin von Cochems Leben Christi benutzt hat. 2. Bei der Massenhaftigkeit der in den Betrachtungen vorkommenden älteren Bestandteile und legendarischen Überlieferungen liegt es näher anzunehmen, daß die Emmerich durch ihre auf natürlichem Wege erlangte Kenntnis älterer Überlieferungen beeinflußt worden ist, als zu sprechen von einer auf Brentanos Rechnung zu setzenden Riesen-Interpolation. Gegenüber der wohl zu erwartenden Behauptung der Emmerichverehrer, daß, wenn auch eine Anzahl natürlicher Bestandteile in den ‚Gesichten‘ vorhanden sind, der Rest jedoch Visionscharakter habe, verlangt er die schon längst notwendigen umfassenderen Quellenuntersuchungen. Er hat recht. Es ist geradezu unverständlich, daß sich die theologische Wissenschaft mit dieser Frage sowohl wie mit dem ganzen Problem noch nicht eingehend beschäftigt hat, was um so notwendiger ist, als den ‚Gesichten‘ eine Bedeutung zugeschrieben wird, die sie, recht betrachtet, unmittelbar neben die Hl. Schrift stellt. Solche Untersuchungen können in aller Ruhe geführt werden, Beschimpfungen Brentanos wie der Emmerich, ebenso billige wie unchristliche Verdächtigungen der katholischen Gesinnung Andersdenkender können dabei unterbleiben. Ich erkenne an: was Brentano selbst hat vollenden können, die Passion, ist zu einem großen Teile, in Form und Inhalt, ein klassisches Erbauungsbuch der katholischen Welt. Dieses Urteil kann auf das Marienleben nicht ausgedehnt werden, für das von Schmöger herausgegebene ‚Arme Leben‘ gilt es keinesfalls. In den beiden letztgenannten Werken ist der religiöse Kern von einem Wust seltsamster Phantasien erdrückt. Aus diesen Erbauungsbüchern lassen sich Blütenlesen von Ehebruchsgeschichten, Berichten über uneheliche Kinder, Kindsmord und Teufelserscheinungen, Schilderungen ausschweifender Tänze, von Götzendienst, bisweilen in glänzenden Farben ausgemalt, zusammenstellen, seltsame Dinge über die Conceptio Jesu, Mariae und Johannis, abenteuerliche Apokryphengeschichten über Adam und Eva, Moses, Aaron und Abraham, Hiob, Melchisedech und Joseph, Judith auf dem Mondgebirge. Was kann es dem geistig-religiösen Leben nutzen, zu hören von den Einhornfabeln, die dem Dichter schon bei Abfassung der Gründung Prags bekannt

---

* Dringend empfehle ich eine quellenmäßige Vergleichung des Emmerichschen Berichtes mit den vorhandenen Fassungen der Legende.

waren, von der verschiedensten Göttern und Götzen, der zyprischen Götzendienerin Derkato, die sich nach einem scheußlichen Leben in ein Fischweib verwandelt (III, 52), und von deren Tochter Semiramis. Man komme mir nicht mit symbolischen Erklärungen: was versteht der Durchschnittsleser davon, und welche Schwierigkeiten haben sie, laut eigenem Geständnis, sogar Schmöger bereitet (Leben I², S. XIV). Schweigen will ich von den seltsamen kosmologischen, medizinischen, naturkundlichen, geographischen, astronomischen Offenbarungen. Wegeners (S. 148) Überschwenglichkeit: ‚Wo ist der Topograph, wo der Ethnograph, sei es in Berlin oder im ganzen Deutschen Reiche, der auch nur Annäherndes zu leisten uns versprechen könnte?' ist bar jedes Verständnisses für Vision und Mystik und kann nur Kopfschütteln erregen. Man wird schon dazu übergehen müssen, Auslesen zu veranstalten. Schmöger ist bei der Herausgabe der zweiten Auflage des Lebens der Emmerich mit gutem Beispiel vorangegangen: in rechter Erkenntnis und mit feinem Verständnis hat er eine Fülle von Stellen fortgelassen,* die Bedenken erregen können, ein Beweis, wie notwendig und berechtigt eine Kritik der Betrachtungen ist und wie gut die Konsultatoren daran getan, die Betrachtungen, die solche Dinge enthalten, für den Seligsprechungsprozeß auszuscheiden.

Im hohen Maße wünschenswert ist es, daß wissenschaftlich arbeitende Theologen und Religionspsychologen mehr, als es bisher geschehen ist, sich des bedeutsamen Problems annehmen. Nirgendwo ist Klarheit und Wahrheit so notwendig wie auf dem Gebiete der Volksfrömmigkeit und Erbauungsliteratur. Oehl und Cardauns verdienen warmen Dank, daß sie die Erörterung der Frage in Fluß gebracht und auf eine wissenschaftlich sichere Grundlage gestellt haben.

---

* In seinem lobenswerten Streben hat er allerdings viel mehr fortgelassen, als er in der Vorrede erklärt: ‚die Ausscheidung bezieht sich auf jenen Teil der Gesichte, welche nicht an und für sich einen ergänzenden Teil des Lebens der Seligen bilden' (S. V.). Es fehlen zahlreiche wichtige Stücke, die sich auf zeitgeschichtliche Verhältnisse, das Leben und Wesen der Emmerich, ihre Gesichte und Leiden beziehen. Eine Vergleichung der beiden Auflagen ist überaus lehrreich.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Mai 1916*

Die scheinbar widerspruchsvolle Handlungsweise Großbritanniens in diesem Kriege ist bloß dann zu verstehen, wenn die britische Kriegsführung in ihrem inneren Wesen erkannt wird. In erster Reihe erfolgt sie nämlich nach kaufmännischen, nicht nach militärischen Rücksichten. Handelsgeschäfte soll sie erleichtern weniger für die Gegenwart als für die Zukunft. Weitschauend und großzügig ist in dieser Hinsicht die britische Kriegspolitik, die sich z. B. in der Beherrschung des Suezkanals durch die Aneignung Ägyptens glänzend und doch nachteilig für alle anderen Handelsvölker erwies. Vermutlich wird sie es mit dem Panamakanal ebenso versuchen; denn der nächste Weltkrieg wird sich um das Stille Meer drehen und dabei wird dann der zeitliche Beherrscher des Panamakanals zur See den größten militärischen Vorteil haben.

Geschäftlich hält die britische Regierung den Vierbund bereits für besiegt, weil dessen überseeischer Handel seit bald zwei Jahren unterbrochen ist. An der vollständigen wirtschaftlichen Einkreisung fehlen nur noch zwei Lücken: Skandinavien und Persien. Gelingt es ihr, auch diese zu schließen, dann hält sie den Vierbund kaufmännisch vollständig überwunden. Deshalb veranlaßte sie die Russen zur Befestigung der Aalandsinseln. Ob Schweden dies ruhig hinnimmt, wird die nächste Zukunft zeigen. In Persien aber verhinderte der glänzende türkische Sieg bei Kut el Amara vorerst die Vollendung der Einkreisung im Osten. Aber auch dann ist die britische Kaufmannsrechnung falsch, denn der Weltkrieg wird nicht zur See, sondern auf dem europäischen Festlande entschieden. Wird hier nur eine der Großmächte militärisch überwunden, dann müssen auch deren Verbündete nachgeben; das derzeit noch schwankende Gleichgewicht der beiderseitigen Streitkräfte wird damit zugunsten der Sieger aufgehoben.

Aus den vorbezeichneten Gründen fanden im Seekriege bis zum 30. Mai 1916, wie schon seit Beginn der Feindseligkeiten, nur kleinere Kämpfe auf dem Wasserspiegel statt. Unter diesem wirkten jedoch die deutschen und österreichisch-ungarischen Tauchschiffe erfolgreich, namentlich im Mittelländischen Meere, weiter fort. Nach einer erst Mitte Mai herausgegebenen amtlichen Veröffentlichung wurden durch sie im Vormonate 96 feindliche Handelsschiffe mit zirka 225 000 Bruttoregistertonnen versenkt, im ganzen in den ersten vier Monaten dieses Jahres 670 500 Tonnen. Nach Schätzung des Versichererverbandes in Liverpool betrugen die Schiffahrtsverluste im April 1916 rund 120 Mill. Mark gegen rund 43 Millionen im April 1915 und rund $6^1/_2$ Millionen im April 1914, was gegen diese Verluste nach zwei Jahren eine siebenfache Steigerung darstellt. Inzwischen verständigten sich im 22. Kriegsmonate die Regierungen des Deutschen Reiches und der Vereinigten Staaten von Amerika vorläufig in der U-Bootsfrage. Angesichts der im November 1916 stattfindenden Präsidentenwahl wirkte anscheinend dabei mildernd, daß die Mehrheit der amerikanischen Wähler friedensfreundlich ist und Krieg mit den Deutschen vermeiden will. Übrigens ist durch die gesteigerten Schiffsverluste die auch für Kriegsfrachten stark

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für April 1916‘ Hochland Juniheft 1915/16, Rundschau S. 359.

beanspruchte englische Handelsflotte bereits in eine bedenkliche Lage geraten, indem der mangelnde Frachtraum für Warensendungen außerordentlich hohe, überall große Teuerung hervorrufende Frachtsätze bedingt. Auf der Handelsflotte, die weitaus die größte der Erde ist, beruht aber noch vielmehr als auf der Kriegsflotte die Seeherrschaft Großbritanniens. Bis jetzt büßte jene schon mehr als zwei Millionen Tonnen Frachtraum ein, die durch Neubauten nur teilweise ersetzt wurden. Deshalb befürchten die englischen Fachleute, daß die größtenteils unversehrte und vermehrte deutsche Handelsflotte, die im Frieden schon die zweitgrößte der Erde war, nach dem Kriege dem Deutschen Reiche einen ganz sicheren Geschäftserfolg verbürgen wird. Hieraus ist die tiefgehende Wirkung unseres Unterseekrieges gegen Großbritannien überzeugend zu erkennen. Nach neuen amtlichen Nachrichten über die feindlichen Schiffsverluste im 22. Kriegsmonate beziffern sie sich auf 56 Handelsschiffe mit einem Bruttogehalt von 118 500 Regist.-t und ein Dutzend Kriegsfahrzeuge, die teils durch Torpedos oder Minen versenkt wurden. Darunter befanden sich zwei Truppenfrachtschiffe mit 1500 Serben und 600 Russen. Auch drei deutsche Handelsschiffe gingen in der Ostsee durch russische oder britische Unterseeboote, von denen eines hinterlistig mit falscher schwedischer Flagge fuhr, zugrunde. Zufällig stieß das eine Boot mit einem schwedischen Dampfschiff zusammen, ein zweites verschwand nach kurzem Feuergefecht mit deutschen Kriegsbegleitschiffen ebenfalls in den Wellen. Seitens bewaffneter englischer Handelsdampfer fand wiederholt hinterlistiger Flaggenmißbrauch und Feuerüberfall auf deutsche Tauchschiffe statt. Wird endlich noch berücksichtigt, daß feindliche Kriegsfahrzeuge ohne vorherige Warnung unbewaffnete Handelsschiffe des Vierbundes, sowie ein österreichisch-ungarisches Seespitalschiff beschossen und torpedierten, dann ist wohl die Frage berechtigt, wo bleibt denn hier das ‚menschenfreundliche‘ Eingreifen des ehrenwerten Herrn Wilson? Allerdings schädigten diese völkerrechtswidrigen Vorkommnisse weder den britischen noch den amerikanischen Handel!

Zu allgemeiner Überraschung der Menschheit erfolgte zum Schlusse des 22. Kriegsmonats die von den Briten schon im Frieden angekündigte, doch nicht mehr erwartete erste große Seeschlacht zwischen deutschen und britischen Streitkräften auf dem Wasserspiegel der Nordsee. Hellen Jubel erregte es in Deutschland und dem übrigen Vierbund, daß die deutsche Flotte dabei den Sieg erfocht, gewiß auch große Schadenfreude bei den Neutralen und vermutlich selbst bei den Bundesgenossen der Briten, denn alle Welt war schon längst der britischen Übergriffe zur See überdrüssig. Bei einer nach Norden gerichteten Unternehmung der deutschen Hochseeflotte stieß diese am 31. Mai 1916 nachmittags auf den an Zahl überlegenen Hauptteil der britischen Schlachtflotte. Zwischen Skagerak und Hornsriff entwickelte sich eine Reihe schwerer Kämpfe, die auch während der Nacht zum 1. Juni andauerten. Nach Zahl und Stärke der auf beiden Seiten eingesetzten Kriegsschiffe war es die größte Seeschlacht, die in der Weltgeschichte kein Vorbild hat. An Verlusten wurden bis jetzt als sicher festgestellt: von der britischen Flotte 2 Großlinienschiffe, 4 Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer, 1 kleiner Kreuzer, 3 Torpedo-Führerfahrzeuge, 10 Torpedobootszerstörer und 1 Unterseeboot mit einer Wasserverdrängung von insgesamt rund 222 050 Tonnen; von der deutschen Flotte sanken 1 Linienschiff, 1 großer, 4 kleine Kreuzer und 5 Torpedoboote, zusammen rund 59 800 Tonnen Wasserverdrängung. Außerdem wurden von den britischen Schiffsbesatzungen schätzungsweise mehr als 6000 Mann getötet. Hiernach berechnet waren also die britischen Schiffsverluste **viermal** größer

als die deutschen, während das Stärkeverhältnis zwischen der britischen und deutschen Flotte etwa 16:10 betrug. Schon aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Sieg den Deutschen zufiel. Leicht könnten die vorausgegangenen englischen Prahlereien zu überschwenglicher Verherrlichung des deutschen Erfolges verleiten, nach altem, deutschem Brauche werden hier jedoch die Tatsachen nüchtern betrachtet. Da ist nun zunächst hervorzuheben, daß der in seiner Ausdehnung ungeheuere Begegnungskampf keine von beiden Seiten beabsichtigte und aufgesuchte Entscheidungsschlacht war, sondern nur ein Ausfall der deutschen Flotte gegen die britische Seesperre, wie der Schlußsatz der deutschamtlichen Meldung vom 1. Juni beweist. Mehr zufällig, vermutlich durch die erfolgreiche Aufklärung der Marineluftschiffe, führte er zu dem großen Zusammenstoße, der anscheinend seitens des britischen Flottenführers nicht vorgesehen war. Vermutlich wollte dieser seine gewaltigen Seestreitkräfte durch das Skagerrak nach der Ostsee zur Vereinigung mit den russischen Seestreitkräften führen und wurde hieran durch den siegreichen deutschen Vorstoß verhindert, worauf beide Kampfflotten nach den Heimatshäfen zurückkehrten. Für das Wesen einer Entscheidungsschlacht ist Voraussetzung, daß die besiegte Flotte zerstreut und zum größeren Teil vernichtet wird; dies war hier nicht der Fall. Dennoch ist der Erfolg riesengroß; die britische Flotte verlor ihren jahrhunderte alten Strahlenkranz als unbesiegbare Meerbeherrscherin, der Zauber ihrer Weltmacht brach, die Unberührbarkeit der britischen Inseln ist gefährdet. War der glänzende deutsche Seesieg des Grafen Spee am 1. November 1914 westlich Chile für die britische Flotte stofflich nur ein empfindlicher Nadelstich,* so ist nun der des Admirals Scheer vom 31. Mai 1916 ein lähmender Keulenschlag. Doch die Kriegsentscheidung zur See fiel noch nicht; erst durch einen weiteren Flottenkampf kann sie erfolgen.

Gegenüber dem bedeutsamen glänzenden Ereignisse des deutschen Seesieges treten die übrigen Vorkommnisse des 22. Kriegsmonats mit Unrecht in den Schatten, denn überall brachten sie dem Vierbunde militärische Erfolge. Im Luftkriege sind namentlich die überseeischen wirksamen Angriffe auf England und Italien durch deutsche und österreichisch-ungarische Flieger mit Luftschiffen und Flugzeugen hervorzuheben. Nach amtlicher britischer Bekanntgabe wurden in England seit Kriegsbeginn durch 44 deutsche Luftangriffe aus der Bevölkerung 439 Menschen getötet und 1005 verletzt; dabei ist die geheim gehaltene, vorgeblich sehr geringe Zahl der getöteten und verwundeten Soldaten und Matrosen nicht eingerechnet. Auf allen übrigen Kriegsschauplätzen war ebenfalls reges Kampffliegen von beiden Seiten, doch vorwiegend zu Aufklärungszwecken und zur Leitung des Geschützfeuers. Nach dieser Richtung erwies sich die Verwendung der Marinezeppeline besonders nützlich; als ‚Augen der Flotte‘, mit einem weitblickenden, stets bereiten Sehbereich von 80 Kilometern unterstützten sie bei klarem Wetter überraschende Unternehmungen, sowie die Sicherung der an Zahl schwachen deutschen Flotte, ohne dabei durch gleichwertige Gegner beeinträchtigt zu werden. Namentlich bei der Beschießung von Lowestoft am 25. April 1916 und bei der Seeschlacht am 31. Mai 1916 bewährten sie sich nach dieser Hinsicht bestens. Aber ‚wo gehobelt wird, fallen Späne‘; anfangs Mai ging je ein Zeppelin an der Themsemündung, in der Nordsee und bei Saloniki zu Verlust, hievon 2 durch Beschießung, 1 durch Unwetter. Erfolgreich für die Deutschen waren im 22. Kriegsmonat die Fliegerkämpfe; den eigenen Verlusten von 16 Flugzeugen standen solche von 47 feind-

* Vgl. Hochland 1914/15, I. Bd. S. 488 Kriegsbetrachtung für November 1914.

lichen Verlusten, also fast dreimal mehr, gegenüber; insgesamt verloren die Deutschen seit Anfang September 1915 81, die Feinde 240 Flugzeuge auf dem westlichen Kampfgebiete.

Bemerkenswert ist, daß der Aufstand in Irland noch immer nicht erloschen ist, und Ende Mai mehrfache Gefechte bei Thurles, Clonmel und bei Fermoy hervorbrachte, also starke britische Truppenmengen dauernd an das Land fesselt. Doch liegen über die Kämpfe nur einseitige englische Berichte vor, die vermutlich schönfärberisch, nicht wahrheitsgetreu sind. Sollte die deutsche Flotte weitere Siege erfechten, dann wird sie auch den Irländern Hilfe bringen können. Wie umfangreich und blutig der Aufstand sich ausdehnte, bekundet ein schweizerischer Zeitungsbericht, wonach etwa 1300 Menschen des Heeres und der Bevölkerung getötet und schwer verletzt wurden, sowie ein Schaden von etwa 80 Millionen (Franken?) entstand. Über das nachfolgende Strafgericht der britischen Regierung herrsche große Erbitterung.

In der Hauptsache blieb während des Mai 1916 die Kriegslage im Westen unverändert, doch besserte sie sich mählich zugunsten des deutschen Heeres, indem diesem die seit Februar immer noch andauernde Festungsschlacht bei Verdun langsam aber stetig Geländegewinne brachte, dazu eine Beute von mehr als 40 000 Gefangenen und etwa 200 Geschützen. Vor allem übte die Schlacht auf die französischen Streitkräfte, wie eine unwiderstehliche Zustrebekraft, stetige aufsaugende Wirkung aus. Alle noch verfügbaren Truppen Frankreichs zieht sie unwiderstehlich in den ‚Wurstkessel‘ von Verdun hinein, wo sie von den deutschen Geschossen zerkleinert werden.

Von Neutralen werden ihre Verluste schon auf 350 000 Mann, gleich zehn Armeekorps, geschätzt. Aus drei Richtungen vereinigt die deutsche Artillerie ihr Feuer auf das Innere der Lagerfestung, wobei fast jeder Schuß zum Treffer wird, während das der französischen Artillerie nach außen hin fächerartig sich zersplittert oder beim Zusammenschluß auf einzelne Ziele weite Räume unbeschossen läßt. So wird der Festungskampf um Verdun für die Franzosen vielleicht zur Entscheidungsschlacht des Krieges. Um Kräfte hiefür zu gewinnen, ließen sie sich im nördlichen Flügel ihrer Stellungen auf weite Strecken von den Briten ablösen, diesen die Küsten der Nordsee und des Kanals preisgebend, ohne von ihnen durch großzügiges Vorgehen gegen den deutschen rechten Flügel unterstützt und entlastet zu werden. Zwar finden im Stellungskriege nördlich und südlich Verdun zahlreiche örtliche Kämpfe statt, doch gelang es auch hier meist den deutschen Truppen, Geländevorteile zu erringen.

Wie schon seit Eintritt Italiens in die Reihe unserer Gegner, also fast ein Jahr lang, blieb die Kriegslage an der österreichisch-italienischen Grenze auch in der ersten Hälfte des Mai 1916 unverändert. Damals ließen sich die Welschen, statt zügig auf den Brenner und nach Innsbruck vorzurücken, durch den schwachen Widerstand weniger, fast nur aus Greisen und Knaben bestehender Tiroler Standschützen aufhalten. Nach dem Eintreffen ausreichender, österreichisch-ungarischer Truppenverstärkungen aber scheiterten die verspäteten Versuche, den durch die Berge verstärkten Verteidigungsgürtel zu durchbrechen. Mit blutigen Verlusten von mehr als einer halben Million Kämpfern erschöpften sich fast ein Jahr lang die Angriffskräfte der Italiener, damit aber auch ihr innerer Halt. Am 15. Mai 1916 begannen nun die während des Frühjahrs bereitgestellten österreichisch-ungarischen Truppen den längst beabsichtigten, wohlvorbereiteten Vorstoß gegen die empfindlichste Strecke der italienischen Stellungen. In 40 bis 60 Kilometer breiter Ausdehnung beiderseits des Striches Trient-Venedig unternahmen die Angreifer den Vormarsch

aus der Stellung Riva-Rovreit (Rovereto)-Levico-Rundschein (Roncegno) in südöstlicher Richtung und erstürmten tapfer unaufhaltsam die ersten italienischen Stellungen südlich des Suganertales auf dem Armenterrarücken, auf der Hochfläche von Vielgereuth und südlich Rovreit. Seitdem sind sie in stetigem, siegreichem Vordringen, das nur durch die Schwierigkeiten des Gebirgsgeländes und die Rücksicht auf den hierdurch langsamen Nachschub verzögert wird. Selbst die ständigen Panzerwerke der Italiener konnten keinen Einhalt bieten. Am Monatsschlusse, nach einem Geländegewinn von 25 Kilometer Tiefe, erreichten die österreichisch-ungarischen Truppen ungefähr den Strich Mori-Chiesa (20 Kilometer südöstlich Rovreit)-Arsiero-Monte Baldo-Mandrielle auf italienischem Gebiete, jedoch ohne daß damit ein Stillstand der stetigen Vorbewegung eintrat. In deren Verlauf vom 16. bis 31. Mai erbeuteten die österreichisch-ungarischen Truppen einschließlich 700 Offizieren über 31 000 Gefangene und fast 300 Geschütze, dazu eroberten sie acht Panzerwerke. Unseren tapferen und tüchtigen Bundesgenossen gereichen diese glänzenden Erfolge, die sich ihren geschichtlichen früheren Siegen in Italien ruhmvoll anreihen, zu hoher Waffenehre. Vielversprechend für die Zukunft entziehen sich die noch in vollem Flusse befindlichen Heeresbewegungen vorläufig einer abschließenden Betrachtung.

Auf dem Balkangebiete vollzogen sich im 22. Kriegsmonate keine besonderen Ereignisse. In der zweiten Hälfte erfolgten kleine Vorposten-Scharmützel bei Valona an der adriatischen Küste zwischen österreichisch-ungarischen und italienischen Truppen, doch kam es zu keinen größeren Kämpfen. An der griechisch-bulgarischen Grenze nördlich Saloniki sowohl am Vardar wie in der Gegend des Doiransees fanden ebenfalls nur Vortruppen- und Geschützkämpfe der deutschen und bulgarischen Truppen gegen britische und französische Streitkräfte statt, die serbische Truppen in englischen Gleichanzügen (Uniformen), demnach als britische Söldner, verstärkten. Zu besserer Sicherung nahmen zwar beide Parteien einige Änderungen ihrer bisherigen Kampfstellungen vor, vermieden jedoch, vermutlich aus politischen Gründen, entscheidende Zusammenstöße, denn keine Partei unternahm einen ernstlichen Angriff. In verstärktem Maße setzte dagegen der Einkreisungsverband, den die Zeitungen trotz seiner Zusammensetzung aus fünf Großmächten und fünf Kleinstaaten fälschlich immer ‚Vierverband' nennen, seine Vergewaltigung des wehrlosen neutralen Griechenlands fort, die sich bis zu einer, einen Riesenschaden hervorrufenden Beschießung des Hafens von Nauplia und bis zur Absetzung der griechischen Behörden im Gebiete von Saloniki steigerte. Außerdem wurde das neutrale Rumänien wegen seiner neuen wirtschaftlichen Verträge mit den Vierbundstaaten von Rußland ernstlich bedroht.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze blieb die Lage bis Ende Mai unverändert und fanden nur kleinere Unternehmungen und Kämpfe statt. Am 28. Mai jedoch begannen auf den beiderseitigen südlichen Flügeln in Bessarabien und Wolhynien, angeblich zur Entlastung der vom österreichisch-ungarischen Heere bedrängten Italiener, russische Vorbereitungen zu einem mächtigen Angriff. Erst Anfang Juni während Niederschrift dieser Betrachtung, setzte er ernstlich ein und soll wohl vornehmlich den vom Minister Ssasanow kundgegebenen Kriegszielen Rußlands dienen: ‚Ausweg nach dem Süden, Sicherung der wirtschaftlichen und großgewerblichen Entwicklung Rußlands, Neuordnung der Grenzen und künftiger Zusammenschluß der Slaven.' Der gleichzeitigen Versicherung, daß Rußland gegen Schweden und Norwegen keine Absichten hege, widerspricht die

Tatsache, daß zum Abschluß des Bottnischen Meerbusens die Aalandsinseln vertragswidrig befestigt werden, also gegen die beiden neutralen Staaten eine russische Angriffsgefahr entsteht. Große Befriedigung erzeugte im deutschen Volke der jüngste Kaiserbesuch im Deutschen Hauptquartier des Ostens mit der dankbaren ehrenden Ansprache an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg und dessen öffentlicher Anerkennung als hochgefeierter Volksheld der Deutschen.

Im Mai trat nach dem großen Siege von Kut-el-Amara die große Wichtigkeit der türkischen Kriegsschauplätze für den Ausgang des Völkerkampfes weniger auffallend hervor. Anscheinend müssen Briten und Russen erst neue Vorbereitungen und Anstrengungen machen, um sich mit ihren Truppen in Bagdad die Hand reichen und damit, wie beabsichtigt, die asiatische Lücke der Vierbund-Einkreisung schließen zu können. Vorerst liegt dies und damit auch die Friedensaussicht in weiter Ferne. Unseren Feinden ist es vor allem um unsere völlige wirtschaftliche Abschließung zu tun, sie werden demnach alles aufbieten, dieses politische Ziel zu erreichen. Aber die hiezu nötigen militärischen Vorbedingungen konnten sie vorerst noch nicht erfüllen. Obwohl der Endbahnhof Angora in Kleinasien etwa 800 Kilometer von der türkischen Kaukasusstellung entfernt und mit diesem nur durch wenig gangbare Straßen verbunden ist, gelang der türkischen Heeresleitung ausreichende Verstärkung und Nachschub an Kriegs- und Verpflegsstoffen heranzuführen, damit die Überlegenheit über die russischen Streitkräfte zu gewinnen und diese vom 8. Mai an bis Monatsschluß etwa 50 Kilometer weit wieder nach Osten zurückzudrängen. Den Russen nahmen also die Türken etwa ein Drittel ihres Geländegewinnes wieder ab. Auf den übrigen Kampffeldern in Mesopotamien, Südarabien, am Suezkanal, in Westägypten und in Darfur fanden zwar verschiedene heftige, doch meist entscheidungslose Gefechte statt, die auf den Krieg in Europa hauptsächlich durch Bindung starker britischer Streitkräfte in Asien und Afrika zurückwirken.

Über die Kämpfe in anderen überseeischen Gebieten, wie in Deutsch-Ostafrika, Marokko, dann die Aufstände in Britisch-Indien und anderen Gegenden während des 22. Kriegsmonats fehlen verlässige unmittelbare Berichte; die feindlichen Nachrichten aber sind mindestens einseitig und schönfärberisch abgefaßt. Unmöglich ist daher ein sicheres Urteil über die dortige Lage zu gewinnen.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist die Errichtung eines Kriegsernährungsamtes besonders zu erwähnen. Gewiß wird dieses sich als sehr nützlich erweisen; zu bedauern ist dabei nur, daß die Maßnahme nicht schon im ersten Kriegsjahre getroffen wurde, dann wäre dem anfänglich allzuwenig vorsorglichen Verbrauch aus dem Vollen vorgebeugt worden. Leider herrschte damals fast überall die irrige Meinung, daß der Krieg bald aus sein werde. Nun dauert er schon fast zwei Jahre und besteht noch keine Aussicht auf Frieden, obwohl die militärische Lage des Vierbundes auf beinahe allen Kampfgebieten durchaus günstig ist, woran einzelne unvermeidliche Schwankungen nichts mindern. Der deutsche Seesieg vor dem Skagerrak, die Fortschritte vor Verdun, die österreichisch-ungarischen Siege in Italien, die türkischen Erfolge in Asien usw. verleihen dem 22. Kriegsmonat besonderen Glanz für den Vierbund und lassen die Monatsabgleichung des Mai 1916 als vorteilhaft und friedensfördernd erscheinen.

Abgeschlossen 1, 6. 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Jean Jaurès, dem am Vorabend des Kriegsausbruches durch Meuchelmord gefallenen französischen Sozialisten, hat

sein Gesinnungsgenosse Charles Rappaport, in Deutschland bekannt durch manchen guten Artikel in der ‚Neuen Zeit‘ über französische sozialistische Verhältnisse und Entwicklungen, eine rund 450 Seiten starke Studie gewidmet, von der Anatole France in einer vorläufigen Vorrede sagt, daß sie durch ihre Kraft und Schönheit alle seine Erwartungen übertroffen habe. (‚Jean Jaurès, L'Homme — Le Penseur — Le Socialiste.‘ Paris 1915.) Das Buch hat insofern wenig ‚Sozialistisches‘ an sich, als der Verfasser in der Hauptsache darauf verzichtet, seinen Helden aus den ihn umgebenden Verhältnissen herauswachsen zu lassen. Vielmehr soll das Buch durch die überreichliche Verwendung von Zitaten aus Jaurès' Reden und Schriften offenbar eine Art von Vermächtnis des sozialistischen Führers an seine Gesinnungsgenossen darstellen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Methode des Verfassers, der sich bemüht, ein inneres einigendes Band zwischen Jaurès' politischer und sozialer Wirksamkeit und seinen philosophischen Ideen aufzuzeigen. Ein solches einigendes Band findet der Verfasser im Streben seines Helden nach synthetischer Erkenntnis und Tätigkeit: die Erkenntnis allumfassender Einheit und Durchdringung auf philosophischem Gebiete, das Ergebnis seines evolutionistischen Pantheismus, macht ihn zum Anhänger und eifrigen Förderer allumfassender Solidarität auf sozialem Gebiete und zum Vorkämpfer der Einheit von Lehre und Wirksamkeit innerhalb des zersplitterten französischen Sozialismus. Letzterem nähert er sich gedanklich von seinem Eintritt in das französische Parlament (1886) an und 1893 tritt er ihm förmlich bei, um etwa von der Zeit seiner Stellungnahme an der Seite Zolas im Dreyfußprozeß an allmählich die Führung zunächst des reformistischen Flügels und dann der ganzen sozialdemokratischen Partei an sich zu reißen. 1891 hatte er der Pariser Universität eine lateinische These über den Ursprung des deutschen Sozialismus vorgelegt, neben einer französischen These über die Wirklichkeit der Sinnenwelt. Letztere verteidigt er mit der Beweiskraft des gesunden Menschenverstandes, um von diesem Beweismittel allerdings bei der Beantwortung der Frage nach der Art jener Wirklichkeit alsbald abzurücken und sich, wenigstens nach den mitgeteilten Bruchstücken der Schrift zu urteilen, in einem Wust von Wenn und Aber zu verlieren. Überhaupt gehört das Kapitel über Jaurès als Philosoph zu den weniger aufschlußreichen des Buches von Rappaport.

Der Eindruck ist jedoch bleibend, daß in Jaurès der Staatsmann mit dem Philosophen gepaart ging und daß eine weitere solide Grundlage seiner politischen Tätigkeit ernste geschichtliche Studien waren. ‚Man kann keine gute Politik machen, ohne den tieferen Sinn der Geschichte zu kennen.‘ Das Einigende zwischen Gedankenrichtungen, Menschen und Parteien interessierte Jaurès, nicht das Trennende. Aus der Universalität des Geistes, der Kenntnisse und politischen Erfahrungen im Verein mit der persönlichen Natur erwächst bei Jaurès eine Art von politischem und sozialem Pantheismus in voller Übereinstimmung mit seinem philosophischen Pantheismus. Seinem Biograph ist er ‚l'esprit le plus encyclopédique du monde politique moderne‘, der glänzendste Vertreter des französischen Geistes, der auch deutsche, englische und europäische Kultur von Grund auf kennt. Es lohnt sich schon der Mühe, den Äußerungen dieser Persönlichkeit in ihrem engeren Wirkungsbereich nachzugehen.

Dem Parteiphilosophen Jaurès galten die Sozialisten als die wahren Jünger der deutschen Philosophie, eine Auffassung, die bekanntlich auch in Deutschland ihre Vertreter hat (Vorländer, Max Adler). Diese Auffassung, die übrigens wesentlich Fremdartiges für den Sozialismus beansprucht, führt

Jaurès in mancher Beziehung über Marx hinaus. Für ihn schließen sich materialistische und idealistische Geschichtsauffassung keineswegs aus. Er lehnt ausdrücklich die Marxsche These ab, daß die religiösen, politischen und moralischen Auffassungen nur ein Widerschein der wirtschaftlichen Vorgänge seien. Der Klassenkampfgedanke wird dahin umschrieben, der grundlegende Widerspruch der Geschichte sei jener zwischen der Auffassung des Menschen als eines lebenden Organismus und der Behandlung des Menschen als eines, nichtmenschlichem Druck unterworfenen Organismus. Dementsprechend wächst der Sozialismus bei Jaurès über die rein ökonomische Begründung, die gewissermaßen naturgesetzmäßige Zielerwartung hinaus. Nach der idealistischen Methode Platos und Hegels wird er zu einer Realisation einer Idee, nämlich der Idee des Rechts. Der Sozialismus ist die französische Revolution bis zu ihrem normalen Ziele durchgeführt. Er wird der Verkündigung der Menschenrechte ihren umfassenden Sinn verleihen und diese Rechte erfüllen. Welch ein Gegensatz zu der materialistischen Geschichtsauffassung in ihrer vulgären Auslegung!

Von dieser Grundlage aus geht Jaurès zunächst an die Beeinflussung der Anschauungen der sozialistischen Massen heran. Es muß ihnen eine vollständige Weltanschauung anerzogen werden, die sich zu einer monistischen Philosophie bekennt, in der praktischen Wirksamkeit die Tagesarbeit, im Sinne einer allmählichen Evolution, an dem Endziel orientiert und die politische Einwirkung einer Klassenpartei mittels einer Mehrheit und einer Regierung der Linken erstrebt. Der Jaurèssche Sozialismus der Tat stimmt in den meisten Beziehungen mit dem Bernsteinschen Revisionismus in Deutschland überein. Nach Ansicht des Biographen idealisiert Jaurès die Wirklichkeit etwas zu stark; er neigt leicht zu einem mitunter übertriebenen Optimismus hin, unterscheidet sich jedoch von dem Sozialismus der Millerand, Viviani und Briand insofern vorteilhaft, als ihm die Bedürfnisse des Proletariats die feste Grundlage bieten. In der Ablehnung des Gebrauchs gewaltsamer Mittel zeigt sich Jaurès, nach unserem Verfasser, als wahrer Revolutionär, da gerade dieser ein feines Gefühl für die geschichtliche Kontinuation haben muß. Deshalb ist Jaurès, abweichend von den Vertretern mancher älteren sozialistischen Auffassungen, die auch bei uns in Deutschland noch in den neunziger Jahren und selbst noch kurz vor dem Kriege in Geltung waren (vgl. Kautskys ‚Weg zur Macht'), Gegner jedes Krieges, selbst wenn ein solcher die Revolution einleiten sollte. Unser Biograph allerdings sieht in den vom Imperialismus und Militarismus bedrückten Ländern (natürlich den Mittelmächten) als Folge des Weltkrieges die Morgenröte der Revolution aufsteigen.

Selbstverständlich ging der von Jaurès vertretene Standpunkt, obwohl jener ihm durch geschickte Berufung auf Marx eine starke Stütze schuf, weder im eigenen Lande, noch auch in der sozialistischen Internationale glatt durch. Von seinem Eintritt in die sozialdemokratische Partei, also von 1893 an, hatte Jaurès für die Vereinigung der verschiedenen sozialistischen Parteien gekämpft und damals besonders in Gegnerschaft gegen die Guesdisten (Marxisten) und Blanquisten (Radikalrevolutionäre) gestanden. 1899 kam tatsächlich eine vorübergehende Einigung zustande. Der Eintritt Millerands ins Ministerium zerschlug sie indessen bald, und das Jahr 1900 brachte die Wiederabsplitterung der Guesdisten, 1901 diejenige der Blanquisten. Damals bestanden formell zwei sozialistische Parteien, die eine, ‚Le Parti Socialiste de France', unter dem vor einiger Zeit ebenfalls verstorbenen Vaillant, die zweite, ‚Le Parti Socialiste Français', unter Jaurès, Briand, Viviani usw. 1901 bis 1904 ist eine Zeit der heftigsten Befehdung,

zumal Jaurès mit seinen Anhängern dem republikanischen Block beitritt, der unter Combes die bekannte Kirchengesetzgebung betrieb. 1904 gründete Jaurès mit Briand die ‚Humanité'. Von 1905 an beginnt eine Einigung, und seitdem ‚fällt die Tätigkeit von Jaurès mit jener der sozialistischen Partei zusammen'. Die Teilnahme am ‚Block' brachte Jaurès 1904 auf dem Amsterdamer Kongreß auch eine scharfe internationale Befehdung ein, und er stand damals ganz allein gegen die sozialistische Internationale, zu deren hervorragendsten Köpfen er gehörte. Er war einer der überzeugtesten Internationalisten, und er hat gerade von diesem Standpunkt aus außerordentlich glücklich formulierte Gedanken vorgebracht, die insbesondere von der die Kriegskredite bewilligenden Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie oft zur Verteidigung ihrer Haltung angeführt worden sind. So insbesondere die Sätze: ‚Internationale und Vaterland sind künftighin vereinigt. In der Internationale findet die Unabhängigkeit der Nationen höchste Gewähr. In den unabhängigen Nationen hat die Internationale ihre mächtigsten und edelsten Organe. Man könnte beinahe sagen: Ein wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland, viel Internationalismus führt wieder dahin zurück.' Geht man dem Jaurèsschen Internationalismus bis in seine tiefsten Verankerungen nach, so findet man auf seinem Grunde jenen nationalen Demokratismus und weltanschaulichen Stabilitätsgedanken, den Max Scheler in der „Frankfurter Zeitung" vom 16. Januar 1916 gegenüber Boutroux als Leitgedanken der französischen Philosophie und Wissenschaft überhaupt hervorhebt. Es ist fast wörtlich die Formulierung von Jaurès, wenn Scheler folgende Kennzeichnung gibt: ‚Gerade das nun hält Frankreich seit den napoleonischen Kriegen für seine eigentümliche höchst-nationale Mission, diese spezifisch französischen Ideengehalte der „Menschenrechte" und des historischen Stabilismus nicht nur in seinen Grenzen zu verwirklichen, sondern sie hinaus in die Welt zu tragen, die Welt und alle anderen Nationen damit zu erfüllen. Diese Mission aber ist ihm umkleidet mit dem ganz eigenartigen gallischen Wertcharakter des nationalen Ruhmesglanzes. Der Ruhm (gloire) als eines „Führers", „Lehrers" und „Erziehers" der Menschheit — das ist Frankreichs nationale Missionsidee.' Damit ist gleichzeitig auch Jaurès' Pazifismus gekennzeichnet, und es ist merkwürdig, daß sich auch deutsche Politiker von Namen (Naumann!) von einem solchen Pazifismus bestricken ließen. Um so mehr als die elsaß-lothringische Frage für Jaurès durchaus nicht etwa im Sinne Deutschlands gelöst war.

Die Vermittlerrolle Frankreichs kam für den großen sozialistischen Parlamentarier in der Hauptsache für den englisch-deutschen Konflikt in Betracht, dessen ganze Tragweite er als einer unter wenigen Franzosen tiefer erfaßte. In der Ausmalung der Folgen einer etwaigen gewaltsamen Lösung dieses Konflikts entfaltete er die volle Kraft seiner wirklich bewundernswerten Beredsamkeit. Und er war sich dabei klar über die unheimliche Drohung, die von den Vereinigten Staaten von Amerika für ganz Europa von einer solchen ‚Lösung' ausgehen müsse. Ganz in den engen Auffassungen seiner Landsleute blieb er befangen, insofern er den gefährlichen Einfluß der deutschen Bankwelt auf das deutsche Wirtschaftsleben als überaus verhängnisvoll bezeichnete. Das französisch-russische Bündnis hat er natürlich stets entschieden bekämpft: ‚Sollte sich Frankreich jemals auf einen geheimen Vertrag mit Rußland berufen, so werden wir uns auf den öffentlichen Vertrag mit der Menschheit berufen.' Als Kriegsgegner dürften die Sozialisten niemals ‚s'endormir sur un oreiller doctrinal'. Jeder Kriegsdrohung vom eigenen Lande aus müsse er die Losung entgegenstellen: ‚Schiedsspruch oder

Revolution.‘ Er könne das, denn wenn ein Land in den Tagen der Krisis, wo sein Leben auf dem Spiele stehen würde, nicht auf die nationale Hingabe der arbeitenden Klassen rechnen könne, so wäre es nichts als ‚ein Häufchen Elend‘.

Um sich diese nationale Hingabe zu sichern, verlangt Jaurès eine Armeereform, und diesem Gedanken verdankt sein 700 Seiten starkes Werk ‚L'armée nouvelle‘ die Entstehung. In dem uns vorliegenden Lebensbild nimmt die Besprechung seiner Pläne einen großen Raum in Anspruch. Die von Jaurès geforderte Armeereform ist dadurch bemerkenswert, daß der Verfasser seine Pläne nicht nur in allgemeinen Linien entwirft, sondern aus genauester Kenntnis der bestehenden Heereseinrichtungen heraus aufstellt, um das Ziel der bewaffneten Nation zu erreichen. Es handelt sich hier wohl um die erste ins einzelne gehende Begründung der sozialdemokratischen Forderung einer Miliz, die nach der technischen Seite vielfach von der in der Schweiz erprobten Einrichtung ausgeht. Insbesondere soll der Dualismus von aktiver Armee und Reserve verschwinden. Dem eigentlichen Kern der Sache kommt man indes erst von dem weiteren Gedankengange aus nahe, daß die Strategie eines Volkes ebenso wie die militärische Organisation von der politischen und sozialen Verfassung unzertrennlich seien. Die von Jaurès geforderte Militärorganisation hat zur theoretischen Grundlage die Hebung der Persönlichkeit, die sich freiwillig und gleichmütig einer großen, des höchstens Opfers würdigen Sache widmet. Unterbleibt innerhalb der Heeresorganisation eine förmliche soziale und moralische Umwälzung, dann muß das französische Heer in seiner heutigen bürgerlichen Verfassung, mangels der automatischen Disziplin autoritäter Monarchien und des Schwunges einer volkstümlichen Demokratie, zu einer furchtbaren Verwaltungsmaschine ohne bestimmten Zweck und ohne Seele werden. Von besonderem Interesse im Lichte der heutigen Kriegserfahrungen sind die vielen geistreichen Bemerkungen, die Jaurès über das freundschaftliche Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften bringt. Er will, daß sich beide Teile menschlich so nahe kommen wie möglich. Deswegen soll den Offizieren eine durchgreifende soziale Erziehung zuteil werden. Sie sollen das Leben der geistigen Auslese der Nation leben. Andererseits müsse die ganze militärische Wissenschaft zu einem wesentlichen Teil des Systems des menschlichen Wissens werden. Über das Ineinandergreifen der einzelnen Zweige dieses Wissens, einschließlich des militärischen, ergeht sich Jaurès in ausführlichen Auseinandersetzungen, die sehr zum Nachdenken stimmen, wie ja überhaupt in der militärischen Organisation ohne Zweifel noch neue Möglichkeiten des geistigen Zusammenhalts zwischen den verschiedenen Teilen des Heeres gesucht werden müssen. Heerespädagogik gehört zu denjenigen Gegenständen, die in der ersten Reihe der während des Weltkrieges erkannten Notwendigkeiten stehen. Und da läßt sich auch aus dem dickleibigen, weitausholenden Band von Jaurès gewiß der eine oder andere gute Gedanke verwerten.

Der große Parlamentarier war ja von Anfang seiner Wirksamkeit an um die Hebung des Bildungswesens in seinem Vaterland ernstlich bemüht. Damals allerdings beschäftigte ihn vor allem die Frage der Volksschulbildung, die er in überaus geschickter Weise und unter Schonung der eigenartigen Überlieferungen des französischen Volkes auf dem Wege des staatlichen Monopols erledigen wollte. Im übrigen ist es natürlich, daß, wie Jaurès' ganze öffentliche Tätigkeit unter dem Leitstern der Laïzität, der republikanischen und sozialen Aktion stand, er auch für das öffentliche Bildungswesen nur eine entsprechende Grundlage kannte. Als wichtigstes Bildungsmittel sieht Jaurès das Lesen an: er verlangt, daß das Kind immer wieder zu

jenem Bildungsmittel geführt werde, das nach der Schule in der Regel das einzige ist — zum Buch. —

Man wird das Buch Rappaports über Jaurès wohl durchweg in der Überzeugung aus der Hand legen, daß es zwar allzu breit angelegt ist, daß es aber für eine der markantesten Persönlichkeiten des zeitgenössischen Frankreich, unter Vernachlässigung allerdings ihrer Umwelt, in wirkungsvoller, anziehender Schilderung das Interesse der Nachwelt weckt.

Th. Brauer.

Friedrich Wilhelm Foerster. Man muß die Vorgänge, die sich um die Person und das öffentliche Wirken des hervorragenden Pädagogen um die Mitte des Monats Juni abspielten, aus der Nähe miterlebt haben, um zu wissen, wie weit wir noch von dem Ideal der wahren Freiheit und von denjenigen Zuständen unseres akademischen Lebens entfernt sind, denen wir uns durch die Erfahrungen dieses Weltkrieges bereits nahe gebracht wähnten. Der Fall, um den die Vorgänge sich gruppieren, liegt einfach und vollkommen klar. Professor Foerster hat im Januar dieses Jahres in der wegen Schwierigkeiten mit der Zensur in Zürich erscheinenden Friedschen ‚Friedenswarte‘ eine Würdigung der Ideen des großdeutschen Politikers und Philosophen Konstantin Frantz veröffentlicht, über den auch wir unsere Leser noch zu unterhalten gedenken. Er hat dabei diesen Ideen, die sich um das jetzt doch wahrlich höchst zeitgemäße Problem ‚Mitteleuropa‘ bewegen, mit Vorbehalt seine Zustimmung ausgesprochen und vor allem den Föderativgedanken als das regulative Prinzip des christlichen Denkens in der Weltpolitik bezeichnet. Wenn er im Zusammenhang damit eine kritische Revision der Bismarckschen Politik verlangt und dabei seinen Standpunkt klarlegt, so ist nicht einzusehen, warum, wie die Fakultätserklärung sagt, jeder Deutsche sich darob, selbst in Anbetracht der dabei von Foerster gebrauchten ‚Wendungen‘ entrüsten müsse; denn bei aller Liebe und Dankbarkeit, die das deutsche Volk für den ‚eisernen Kanzler‘ empfindet, hat es sich doch niemals — besonders in der gelehrten Welt nicht — zu Bismarck als einem Dogma bekannt, an dem nie gerüttelt werden dürfe. Auch der beharrlichste Anbeter des status quo in Deutschland wird sich darein finden müssen, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo alles in der Welt in Frage gestellt scheint, auch unsere jüngste Vergangenheit noch einmal einer kritischen Revision unterzogen werde. In dieser Zeitschrift sind die großen Verdienste Bismarcks um unsere innere Politik in sehr beredter und überzeugender Weise gewürdigt worden, und wir können daher viel eher als von Vorurteilen gegen Foerster als für Foerster befangen gelten. Nichtsdestoweniger stehen wir nicht an zu sagen, daß wir ohne jede Entrüstung, ja sogar mit aufrichtiger Teilnahme auch einmal eine Auffassung vortragen hören, die es ablehnt, in dem nationalen Prinzip der politischen Weisheit letzten Schluß zu sehen. Wir stehen vor einer hoffentlich dauernden Neugestaltung Europas, das zum Teil durch die Überspannung des nationalen Prinzips in die Katastrophe dieses Weltkrieges hineingeraten ist, und wir müssen unser Denken, wollen wir den kommenden Aufgaben gewachsen sein, heute schon auf Horizonte einstellen, wie sie in der Forderung einer neuen europäischen Föderativpolitik umschrieben sind.

Selbst die von Foerster in dem angefochtenen Artikel mit einem einzigen Satz gestreifte Frage von der Personalunion der Kaiserwürde und des preußischen Königtums, eine Frage, die keineswegs neu ist, kann uns nicht das Gruseln beibringen, wenn wir bedenken, daß Fragen von viel grundstürzenderer Art, die nicht bloß eine Form staatlichen Lebens, sondern das Fundament und Wesen unserer gesamten christlich-sozialen Gesellschaftsordnung in Frage stellen, im

Namen der akademischen Freiheit ohne patriotischen Einspruch sogar in den Hörsälen vorgetragen werden dürfen. Ob man also mit Foerster übereinstimme oder nicht, tut in diesem Fall zur Sache nicht das geringste; das Schmerzliche an dem Vorfall liegt allein in der Achtung eines Mannes, der die höchste Gewissenskultur zum A und O seines Lehrens macht und über dessen echt deutsche Gesinnung nicht der geringste Zweifel aufkommen sollte, selbst wenn er nicht zu den standfesten Hütern einer politischen Doktrin gehört, die zu revidieren die Weltgeschichte an der Arbeit ist. Ein Radowitz konnte im Jahre 1852 die ergreifenden Worte schreiben: ‚Meine Treue auf Leben und Tod, meine strengste Pflichterfüllung, meine unwandelbarste Hingebung gehört Preußen, aber in dem Herzen steckt ein Stachel, der in diesem Zeitmomente die ungeteilte volle Begeisterung nicht aufkommen läßt.' Ich glaube, mit den fast gleichen Worten könnte auch Prof. Foerster sein Verhältnis zu Preußen umschreiben.

Wie der Katholik in Radowitz die Ungerechtigkeiten der preußischen Kirchenpolitik nicht verwinden konnte, so fühlt der Ethiker in Foerster sich beschwert durch die in der Bismarckschen Ära betätigte Moral im Verkehr der Staaten untereinander, die auch unsere heutigen Anschauungen noch zum großen Teil beherrscht. Und tatsächlich gehen die Meinungen über das Verhältnis von Privatmoral und Staatsmoral bei uns auch heute noch immer weit auseinander. Wenn aber an der Münchener Universität ein Historiker wie Marx die Anschauung vertreten darf, ‚die Ethik des Staates sei wesentlich im Ehrgeiz der Größe und der Herrschaft zu finden' (Tröltsch), so ist nicht einzusehen, warum nicht auch der Vertreter des Faches für Ethik und Soziologie seine mehr christlich orientierte Auffassung zur Geltung bringen dürfte. Gewiß hat sie einen pazifistischen Beigeschmack, der manchem unlieb sein mag. Aber gerade damit berührt sich Foerster heute mit Tendenzen auch in ganz andern Lagern, und man darf im voraus überzeugt sein, daß man diese Tendenzen, dort, wo die Drähte gezogen wurden, ohne weiteres bei ihm hätte gelten lassen, hätte er sie mit freimaurerisch-humanitären und nicht mit christlichen Ideen unterstützt. Gerade nach dieser Seite hin werden sich später an den ‚Fall Foerster' noch einmal Betrachtungen anknüpfen lassen, für die es heute noch zu früh ist. -th.

Theater

Berliner Theater. Aus der Reihe der Neuaufführungen des letzten Theaterwinters wäre noch über drei bemerkenswerte zu berichten, davon zwei, Molières ‚Eingebildeter Kranker' und Strindbergs ‚Traumspiel', über Monate allabendlich das Haus füllten; das eine Stück mit seinem bittern, in humorvolle Komik verschalten Spott, die schallendsten Lachsalven auslösend, das zweite, im bunten Wechselspiel des Kaleidoskops, mochte der Dichter es drehen soweit er wollte, uns des Lebens trübe Seiten in farbigsten Phantasmagorien vorspiegelnd, zu ernster, feierlicher Andacht stimmend, während das dritte des Euripides ‚Troerinnen' in Werfels neuer Verdeutschung bei ungleicher Wirkung auf die Zuschauer als namhafte Theaterleistung durchweg aufgenommen wurde. — Molières ‚Eingebildeter Kranker' ist als Meisterwerk zu anerkannt, um darüber Neues sagen zu können. Doch wie bei seinem seltener gespielten Don Juan, den wir an dieser Stelle schon besprachen, könnte die Meinung darüber auseinandergehen, ob man mehr nur aus dem Stück den possenhaften Witz herauslese und zur Darstellung bringe oder hinter dieser echt französischen Ausdrucksform tiefere Züge des Lebens angedeutet sehen will: des Menschen Weh und Ach, symbolisch verspottend, gestreift im allgemeineren.

Und wie in den Erlebnissen und Lebenserfahrungen des Don Juan, wird dies auch hier weniger am Hauptmotiv, als an dem ungemein geschickt gewirkten Rankenwerk der Ornamentik des Rahmens, in den dies aus bestem französischen Formengeist und Fabuliervermögen in Typenkunst gegossene Werk sich auflöst, klar: Ich meine, man könnte solche Ansicht ableiten, weniger aus dem Hauptmotiv, das heißt aus dem Verhältnis dieses eingebildeten Kranken zu seiner Armee von Medizinflaschen, die die Phantome sind, mit denen sein kranker Geist kämpft, weil sein über alles geliebter Leib mit deren Inhalt um Leben und Glück ringt, als aus seinem Verhalten zum Leben und Lebensschicksal der ihn umgebenden und jene Flaschenbatterien bedienenden und vermittelnden Personen: Dann erkennt man, daß das Gehirn dieses Mannes in jedem Bezuge und Grundzuge falsch auf das Leben eingestellt ist und daß dem Dichter die leiblichen Beschwerden seines Helden der köstliche Vorwand sind, diese als Außerung der allgemeinen Krankheitsform und die ihnen zunächst stehende Fakultät, die Kunst der Medizin als Mitschuldige für jene allgemeine falsche Einstellung vorzunehmen und lächerlich zu machen; wobei es dann zu einer Reihe der humorvollsten Demaskierungen menschlicher Torheit, Schwächen, Fehler und Unzulänglichkeiten kommt. Gespielt wurde teils vorzüglich. Herr Pallenberg in der Hauptrolle, den wir schon in mancher ähnlichen vortrefflich sahen, vielleicht etwas zu virtuosenhaft; neben ihm Kamilla Eibenschütz als Angelique und Leopoldine Konstantin als erbschleichende Frau und Stiefmutter. Eine fast seltene und ganz unerwartete Leistung aber gab Herr Gülstorff in der kleinen Episodenrolle des Medizin- und Ehekandidaten, der mit auswendig gelernten Reden um die Hand von Braut und Schwiegermutter wirbt; er gab ein solches Kompendium an eitlen, verblendeten Lächerlichkeiten, wie es nur bei dem aufs typische gehende Zuschnitt Molièrescher Figuren angebracht und möglich ist, um gleichzeitig doch glaubwürdig zu erscheinen: Er glich einem aufs Leben dressierten Pudel, und sammelte gewissermaßen noch einmal wie in einem I-Punkt die schärfste Spitze des Stachels dieser Menschenverspottung, daneben der Dichter freilich nicht unterläßt zu zeigen, wie das Leben sein könnte und der Mensch sein kann, wenn er will, das heißt, wenn er der Liebe freie Bahn läßt.

Das gelingt Strindberg nicht. In seinem ‚Traumspiel' häuft er, was er an pessimistischer Lebenserfahrung und Trübung gesammelt, und läßt keinen Ausblick auf eine tröstliche Besserung und Möglichkeit nach Erlösung zu, denn er stellt sich auf den indischen Standpunkt, all das Elend zum Schluß dadurch erklärend, es sei durch den Sündenfall in die Welt gekommen, als Brahma sich mit Maja verband, der Göttliche mit der Irdischen, der so ein Geschlecht ins Leben rief, dessen Wesen es ist, in ewigem Leiden vom Irdischen wieder loszuwollen. Das Leben ein Kampf der Geschlechter. Die lange Reihe realistischer Einzelbilder — denn um die geschlossene Komposition eines Dramas handelt es sich hier nicht — hat der Dichter in den Traumrahmen halb indisch-religiöser Phantasien, halb menschlich-irdisch-wirklicher Vorgänge gekleidet: Die Tochter Indras sinkt im glänzenden Heiligenschein, Zwiesprache haltend mit dem Vater, aus den Wolken zur Erde herab, um diese und das Wesen der Menschen kennen zu lernen, und kommt zu der Überzeugung, daß die irdische Natur bezaubernd, das Leben herrlich sein könnte, die Menschen aber es sich zur Hölle machen, und ihr fortgesetzter Seufzer klingt in dem Satze aus: O es ist schwer, ein Mensch zu sein. Wie Mahadöh in der Legende herabsteigt, die Menschen zu belauern, so geht sie in gleichen

Spuren. Als Hauptfiguren stehen ihr zwei Gestalten gegenüber: Der Advokat und Gerechtigkeitspedant, mit dem sie, um das Leben kennen zu lernen, eine Ehe eingeht und in dieser Ehe, wie stets bei Strindberg, die Hölle auf Erden findet, und daneben ein verabschiedeter Offizier — er ist der Optimist im Verhältnis zu jenem, dem Pessimisten —, der durch zehn Jahre auf seine Braut, die Sängerin Viktoria, mit einem Blumenstrauß in der Hand am Hinterausgange der Oper vergebens wartet: Diese Szenen, die sich hier am Theater bei Saisonschluß abspielen, zwischen dem entlassenen Personal und der Wartefrau mit dem ewig harrenden Liebhaber dazwischen, der bald im Frühling, wenn die Oper ihre Pforten schließt, mit blühendem Blumenstrauß, bald im Herbst mit gewelktem Bukett, gefurchtem Gesicht und gebleichtem Haar dasteht, nicht müde, bei aller Enttäuschung zu warten, haben etwas Schmerzlich-ergreifendes und entsprangen der Vision eines großen Dichters, wie es überhaupt für die Dichterkraft des Werkes spricht, daß diese kaleidoskopische Fülle von Bildern, in die wegen des Wechsels von Wirklichkeit, physischen Traumlebens und philosophischen Phantasieschlüssen schwer eine Einheit zu bringen ist, dennoch lebhaft bis zum Schluß fesselt und das Interesse wachhielt, wobei der teils märchenhafte Zuschnitt der Szenerie, der an die Bühnentechnik große Anforderungen stellte, das Seine beitrug. Der Kern des Ideenganges im Hinblick auf das irdische Leben ist, daß Liebe und Gerechtigkeitsstreben sich nicht einen wollen und der schlimmste Feind jener die ‚Rechtdenkenden' sind, die ihrerseits in ihrer Pedanterie wieder jedes innere Recht beugen, und denen es allein um ihr ‚Prinzip' zu tun ist: Strindberg führt sie uns symbolisch in den Vertretern der vier Fakultäten vor, von denen die eine die andere bekämpft, obgleich sie alle vom selben Staate besoldet sind, in ihm zum einheitlichen Wohle zu wirken. Zum Schluß begegnen die Göttertochter und der Dichter einander in der indischen Schneckengrotte und versuchen Wesen und Sinn des Daseins und Jammers zu klären. Am Spiel beteiligten sich mit Erfolg Irene Triesch als Indras Tochter, Kayßler als Advokat, Hartau als Offizier, Abel als Dichter.

Das dritte der Stücke, des Euripides ‚Troerinnen', muß immerhin als anregende Theaterleistung betrachtet werden, auch wenn man sich nicht zu den Verehrern des Dichters zählt, die ihn gerade um seines Un-griechischen, Unantiken willen lieben, darin sie ein dem Modernen verwandtes und somit fälschlicherweise das L e b e n d i g e, Ewige sehen wollen. Für uns liegen diese Züge gerade im Klassischen, also im Ur-griechischen, dazu das Moderne, das auch damals lebte, den Gegensatz bildet; das Ewige im Klassischen und das Nurlebendige im Modernen sind und bleiben Gegensätze, und wo die wahre Größe auch hinsichtlich des Ethischen, ist leicht aufzufinden. Ich vermisse sie nach beider Richtung bei Euripides im Verhältnis zu Sophokles; Euripides ist in der Tat ein Verfallsgrieche — so daß unsere Modernen (welch ein Mißverstehen des antiken Wesens durchaus) gar nicht erst das Bedürfnis zu verspüren brauchten, ihn zu modernisieren —, in dem die Sklaveninstinkte durchbrechen und sich auflehnen, das Rütteln am Alt-Hergebrachten, dem Willen der Götter, der Fügung des Schicksals gewagt wird und der Tragik des Heldentums und Heldenuntergangs, Nützlichkeits-, Gerechtigkeits- und egoistische Wehleidigkeits-Sentiments entgegengesetzt werden, kurzum demokratische Masseninstinkte gegenüber dem Herren- und Herrschertrieb, der zu leben und sterben wußte. In diesen Gedankengängen muß es liegen, daß trotz der Schärfe des dichterischen Blicks, der Kraft der Empfindung, der Stärke des Baus, eine hinreißend sich

steigernde Wirkung im Künstlerischen ausbleibt — im Verhältnis zu Sophokles, bei dem sich jene aus dem höher gearteten Ethos ergibt, und dieses wieder durch jene mit äußerster Wirkung vermittelt wird, während wir bei Euripides' Troerinnen mehr einer ethischen Deklamationsanklage gegenüberstehen, die nicht zu überwältigen vermag. Es ist bezeichnend, daß Leute, die in Gerhard Hauptmanns ‚Webern' ein großes Werk sehen, auch diese natürlich weit bedeutenderen ‚Troerinnen' verzückt besingen. Die Aufführung bot manches Gute in Inszenierung und Darstellung.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Friedrich Wasmann über seinen Verkehr mit Clemens Brentano. Der 1805 in Hamburg geborene und die größte Zeit seines Lebens in Tirol tätig gewesene Bildnis- und Landschaftsmaler Friedrich Wasmann, der im weiteren persönlichen Zusammenhang mit dem Nazarener- und Romantikerkreise lebte und wie viele Seelen jener Zeit keine innere Ruhe fand, bis er in die alte Kirche zurückgekehrt war, ist in den letzten Jahren hauptsächlich durch die Verdienste des nordischen Malers Bernt Grönvold zu der verdienten Anerkennung seiner einfach echten Kunst gelangt. Diese Zeitschrift hat schon früher eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Schaffens gebracht,* und der Sohn des Künstlers, der bekannte Jesuitenpater Erich Wasmann, hat dazu noch einige ‚Erinnerungen' an seinen Vater beigesteuert, die mit besonderer Liebe auch der Mutter gedenken.** Die in jenen Beiträgen erwähnte, wegen zu geringer Beachtung aus dem Buchhandel verschwundene Selbstbiographie Wasmanns ist nun in neuer gediegener, mit reichen und guten Kunstbeilagen ausgestatteter Ausgabe wieder erschienen: ‚Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert.' Herausgegeben von Bernt Grönvold.*

Uns Heutige, soweit wir enge Fühlung mit der geistig viel zwiespaltreicheren und Hohes und Niederes gleicherweise anraffenden gegenwärtigen Kunst suchen und die Ansätze zu einer mehr als bürgerlichen Kunst verfolgen, aber auch jeden Katholiken, der eine lebhafte Anteilnahme an der romantisch-katholischen Bewegung jener Zeit empfindet, werden in Wasmanns Selbstschilderung seines Lebens- und Seelenganges vornehmlich jene Erfahrungen und Bekenntnisse anziehen, die er, als junger Hamburger Protestant nach dem Süden mit München als Mittelpunkt, dann nach Tirol mit Meran, seinem späteren Wohnsitz, und einige Jahre nach Rom kommend, bei seinen ersten und dann andauernden Berührungen mit dem katholischen Leben äußert, die er über seinen endlich erfolgenden Rücktritt berichtet, und die er etwa in seinem eigenen und dem gleichzeitigen künstlerischen Formwillen macht. Was Wasmann hierüber nun niederschrieb, bleibt so ziemlich alles in den Grenzen seiner persönlichen, bis zur schließlichen Entscheidung unbefriedigten Natur. Der Ausdruck, den er von seinen inneren Reifungen und Wandlungen gibt, mag, wie es bei einem ernsten Menschen und Künstler in dieser zu tiefst aufwühlenden Lebensfrage nicht anders zu erwarten ist, in den Wallungen seines Herzens noch viel stärker gewesen sein, als er von dem später beruhigten Manne der Welt gezeigt wird, aber er beginnt und endet mit den eigenen Bedürfnissen der Seele; durch geistige Konflikte seiner Zeit in ihrer kulturellen und künstlerischen Formung,

* Friedrich Wasmann. Von Rudolf Klein, Hochland 10. Jahrg. 1. Bd. S. 214.
** Ebd. S. 733.

* Leipzig, Inselverlag. Geb. in Leinen 12.– Mk.

also durch die verantwortlichen Beziehungen des einzelnen Menschen zu dem zeitgenössischen Weltausdruck ist er nicht gespeist, oder doch nur soweit, als Wasmann in eine Zeit zu leben kam, die ihm mit vielen Anteil am romantischen Lebenselement gab, kurz, als auch er der Gnade anderer in jener Zeit teilhaftig wurde.

Das Wertvollste in Wasmanns Selbstbiographie, die der klare Stil eines freundlichen Mannes angenehm macht, bleibt außer dem Selbstzeugnis die Schilderung seiner vielfältigen, wenn auch oft nur flüchtigen Berührungen mit den Größen der Kunst und katholischen Geistern der Zeit. Das romantische Element zeigt sich zu einem stillen und gediegenen bürgerlichen Wesen beruhigt, an dem Wasmann oft teilzunehmen Gelegenheit fand und dem er mit seiner Herzensregsamkeit gewachsen war. Seine still gebildeten Erfahrungen warben ihm wohl überall im Umgang Sympathien, wie auch seine Lebensschilderung durch manche unscheinbare, aber innerlich rege, sichere und warme Bemerkung für ihn und seine Kreise Zuneigung erweckt.

Zum Interessantesten gehört wohl seine Bekanntschaft mit Brentano, die zugleich als Probe für das Buch wie als Ergänzung zu des Dichters Charakterbild hier wiedergegeben sein soll. Wasmann war Ende 1836 wieder in München und erzählt da aus den mancherlei Personen, mit denen er in dieser Zeit in Berührung kam, eingehend von dem nun vor allem religiös angeregten Dichter, mit dessen Überschwang allerdings auf die Dauer seine Natur nicht harmonieren wollte.

‚Er hatte von mir als von einem Maler und Konvertiten gehört, der still und einsam in der Landwehrstraße wohne; das war für diesen seltsamen Menschen in dem Drang seines Herzens, eine Gott liebende Seele nach seinem Ideal zu finden, ein Wink des Himmels, mich aufzusuchen. Er hat sich aber, wie so oft in seinem unruhigen, von Poesie bewegten Leben, so auch dieses Mal getäuscht und betrogen gefunden, und nach ein paar für mich erinnerungsreichen Monaten hatte die Freundschaft wieder ein Ende, die auf die lebhafteste Weise und unter den besten Auspizien begonnen hatte.

Eines Nachmittags nämlich, gegen Abend, trat der merkwürdige Mann in mein Zimmer, wußte gleich viel Heiteres, Drolliges und Geistreiches vorzubringen und machte in der Geschwindigkeit eine Art Konfiteor: er habe durch manche seiner Schriften Ärgernis gegeben, wolle es aber nach Kräften wieder gutmachen; sagte, ich solle ihm ohne Rückhalt mein ganzes Herz öffnen und dergleichen mehr, so daß ich von all dem wie bezaubert ihm zu einem Spaziergang folgte. Am nächsten Tag kam er wieder um dieselbe Stunde, und so ging es wochen-, monatelang, bis er sich, sozusagen, ausgesprochen hatte und, wie natürlich, sich zu langweilen anfing. Es ginge ihm oft, sagte er einst, wie einem Wanderer, der in einem Walde nach einer erquickenden Frucht sucht, in dem Grase eine schöne, saftige Erdbeere zu erblicken meint, sich niederbückt und statt dessen an einen garstigen Wurm greift. Gegenstand seiner Gespräche auf den Spaziergängen waren meist Erinnerungen aus seinem Leben, vermischt mit ernsten und satirischen Anekdoten; oft auch wußte er, wie innerlich angetrieben, irgendeine kurze geistliche, von poetischem Hauch durchströmte Betrachtung einzuflechten, zum Beispiel über das Angelus domini, das wie ein göttlicher Tau abends die Seele benetze und wieder erfrische. Er hatte sich von dem Weltverkehr zurückgezogen, lebte, den reichen Ertrag seiner Schriften milden Zwecken zuwendend, knauserig und ärmlich wie ein Student beim Professor Schlotthauer in Kost und Logis, und arbeitete Tag für Tag an seinem Lieblingswerk, den ‚Visionen der Katharina Emmerich‘, womit er die

ganze Zeit ausfüllte. Abends liebte er, im Widerspruch mit sich selber, das Theater zu besuchen, nicht das vornehme Stadttheater, das war ihm zu schlecht, sondern das sogenannte Lipperl Volkstheater in der Vorstadt Au, wohin ich ihn zu begleiten die Ehre hatte. Wie jauchzte der kindische Mann, wenn der Direktor desselben, der schon vierzigjährige Schweizer, eine jugendliche Rolle als Till Eulenspiegel gab und in knabenhafter Behendigkeit und tollen Springen das Äußerste leistete, oder in dem Zauberstück ‚Aschenbrödel' den als Prinz verkleideten Stallknecht vorstellte, der beim Anblick der tanzenden und vornehmtuenden Schwestern der Aschenbrödel mit der Zunge zu schnalzen anfängt, und aus seiner Prinzenrolle fallend, die Mädel wie seine Pferde mit der Reitpeitsche abzuwichsen Lust zeigt. Mitten aber in dem höchsten Jubel des Entzückens fuhr Brentano mit seinem Kopf dicht an den meinen und schrie mir in die Ohren: ‚Und doch sind diese Kerle alle des Teufels.' Beim Herausgehen aus dem Theater wußte er im Vorbeigehen der Madame Schweizer, die an der Kasse saß, noch etwas Verbindliches über die Leistungen ihres Gemahls zu sagen, was diese aber mit sehr befremdeter Miene aufnahm. Selbst in die Bierspelunke hinter dem Theater zog es ihn etliche Male unwiderstehlich hinein; er mußte noch einige Augenblicke verweilen, niedersitzen und dem Gespräch der Komödianten zuhorchen. Mir war dieses auf die Länge so unbehaglich und ermüdend, daß ich mich losschälte, worauf seine Freunde, die ihn mit Liebe und Nachsicht behandelten, ihm einen anderen Begleiter verschafften; ja der alte Ringseis ging einmal selber mit ihm dahin. Dieses waren so Wunderlichkeiten, die mit seinen früheren Liebhabereien in Zusammenhang standen, ihm trotz seiner streng katholischen Richtung anklebten und wie zur anderen Natur geworden waren. Ihm verdanke ich auch die Bekanntschaft des Professors Philips und seiner Frau, bei denen er mich einführte und von deren kindlicher Frömmigkeit er mit der wärmsten Verehrung redete. Hier war er ganz zu Hause, speiste auch oft zu Mittag bei ihnen, nur wenn sie Gäste hatten, die, wie sie fürchteten, nicht für ihn paßten, ließen sie ihm absagen. Es war ihm nicht möglich, in Gesellschaft von Menschen zu sein, die sich nach seiner Meinung affektiert oder gekünstelt benahmen oder ausdrückten, ohne auf eine Weise gegen sie loszufahren, daß die Armen ganz zerschmettert wurden. Hinterdrein geriet er dann in einen Zustand von Zerknirschung und Selbstanklage, daß man ein tiefes Mitleiden mit diesem seltsamen Mann empfand, der wie ein Meister und König der Romantik die Poesie handhabte und beherrschte, dabei aber, ein Sklave seiner Gefühle und Empfindungen, sich oft die empfindlichsten Blößen gab. Diese schwachen Seiten haben seine Feinde trefflich zu benutzen verstanden, um ihn zu verleumden und bis aufs Herzblut zu kränken, so daß er einst in der Bitterkeit seines Schmerzes äußerte: ‚Wie Schlangen sich schmeichelnd um ihr Opfer herumwinden, um an Hals und Nacken die empfindlichsten Stellen schnuppernd aufzusuchen, wo sie am besten anbeißen können, so habe man ihm getan'; und doch mußte er immer wieder ein neues Spielwerk für sein unruhiges Herz haben, um sich dann unbefriedigt und mit Ekel abzuwenden.

Obschon damals die Blütezeit der Münchener Kunstperiode war, von der das schöne Lebensbild über Emilie Linder in den historisch-politischen Blättern Erwähnung tut, so hielt Brentano sich von diesem Treiben entfernt und verkehrte lieber mit dem jungen Guido Görres, mit dem er auch mich bekannt machte. Wenn wir dann in der Vorstadt Au auf einer Wirtshausbank beim Bier saßen, zog Görres mitunter sein Manuskript, nämlich die Übersetzung der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis,

aus der Tasche und las es ihm vor, worauf jener ihm seine Gegenbemerkungen machte.'

Hier wenden sich die Erinnerungen des Künstlers wieder anderen Bekannten zu. Wasmann hat seine Aufzeichnungen in seinem 62. Lebensjahre geschrieben. Er starb im Jahre 1886 in Meran. W.

Neues vom Büchermarkt

Aram, Kurt: ‚Der elfenbeinerne Turm'. (Schles. Verl. A. v. Schottländer, Berlin, M. 4.—.)

Die Wirkungen mißverstandener Bibellesung werden an einzelnen Mitgliedern einer pietistischen Gemeinde in Schlesien gezeigt. Die Gestalt des Eierhändlers Philipp ist wohl gelungen, wie seine geistige Ekstase sich mit sinnlichem Feuer mischt, ist überzeugend dargestellt. Der Roman ist für Unterhaltung zu schwer, um künstlerische Wirkungen zu erzielen, ist er zu leicht. Dennoch eine sympathische Arbeit.

Bang, Hermann: ‚Sommerfreuden'. (S. Fischer, Berlin, M. 2.50.)

Aus dem Nachlaß des Toten kommt dieses übermütige Werkchen. Die Ferienwochen in einem kleinen Seebad bringen Einheimische und Fremde in einen Tanz, der wunderlich belebend und verändernd auf alle menschlichen Verhältnisse wirkt. Ein anspruchsloses Buch, ganz gutgelaunte Beobachtung. Es zu lesen, ist eine entzückende Unterhaltung.

Bley, Fritz: ‚Avalun'. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 4.—.)

Bley ist in Fachkreisen als einer der jagdlichen Klassiker berühmt. Die Erzählungen des vorliegenden Bandes gehen über das rein jagdliche Gebiet hinaus, da sie ganz von einem naturschwärmenden Pantheismus erfüllt sind. Man würde diese Eigenheit gern missen; dort wo der Verfasser aus dem Leben des alten Kaisers schlechthin erzählt, den Wisenten und ihrem großen Sterben im Walde von Bjelawjeich ist er bedeutend genug. Er gibt da unvergeßliche Tier- und Naturbilder.

Dellavoß, George: ‚Brand'. (Hugo Schmidt, München, M. 2.—.)

Eine Kriegserzählung aus dem Galizien von 1914. Sie ist temperamentvoll geschrieben, ohne besondere literarische Vorzüge zu haben. Das Buch trägt noch zu sehr das Gepräge einer Gelegenheitsarbeit, wobei der Verfasser sich natürlich die aus getäuschter Liebe in die Legionärshosen steigende Polin nicht entgehen ließ.

Unsere Kunstbeilagen

Das symbolische ‚Gedächtnisblatt an Klemens Brentano' von Edward von Steinle, das zugleich an die literarische Betreuung der sel. Katharina Emmerich durch den ‚Pilger' und Dichter erinnert, ist den betreffenden Beiträgen dieses Heftes beigegeben, die Brentanos Persönlichkeit und Werke von verschiedenen Seiten zeigen. Es ist dem großen Gesamtwerk Steinles in Abbildungen, herausgegeben durch A. M. von Steinle (Kösel, Kempten) entnommen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

E. Oelieden/Betender Bauer





Dreizehnter Jahrgang

Die Freimaurerei und der [illegible]

[illegible] Heinz [illegible]

Seit der ungün[illegible] hat man sich in den [illegible] mit dem Freimaurertum we[illegible] beschäftigt; die [illegible] schreckten. Man erkannte, daß [illegible] bisher meist gepflegte [illegible] der [illegible]pfung falsch war, hielt auf der anderen Seite dafür, [illegible] rei, zum mindesten was Deu[illegible] anlangte, weder als [illegible] [illegible]swerk" anzusehen noch überhaup[illegible] als [illegible] [illegible]istige Macht in Rechnung zu [illegible] über fand die Freimaur[illegible] [illegible] Freimaurerei und [illegible] [illegible]

[illegible] alle Unterlagen [illegible]lichen und nüch[illegible] [illegible]. In katholischen Kreisen [illegible] man sich der [illegible] und war vielfach ge[illegible] die alten [illegible] Erfahrungen bestätigt zu sehen. [illegible] beson[illegible] [illegible]evangelischen Kreisen kam eine [illegible] die in [illegible] Freimaurertums sich nicht [illegible]

[illegible] notwendig, der Erörterung [illegible] [illegible]gemeine Überlegung über die Art [illegible] [illegible]ndlegung vorauszuschicken.

E. Oelieden/Betender Bauer



Dreizehnter Jahrgang August 1916

Die Freimaurerei und der Weltkrieg
Von Heinz Brauweiler

Seit der unglückseligen Taxilgeschichte vor zwanzig Jahren hat man sich in den katholischen Kreisen Deutschlands mit dem Freimaurertum wenig mehr beschäftigt; die Spuren schreckten. Man erkannte, daß die bisher meist gepflegte Methode der Bekämpfung falsch war, hielt auf der anderen Seite dafür, daß die Freimaurerei, zum mindesten was Deutschland anlangte, weder als ein reines ‚Teufelswerk' anzusehen noch überhaupt ernsthaft als hervorragende politische oder geistige Macht in Rechnung zu setzen sei. In den nichtkatholischen Kreisen aber fand die Freimaurerei schon seit Jahrzehnten fast gar keine Beachtung mehr. Jetzt haben gewisse bekanntgewordene Zusammenhänge zwischen Freimaurerei und Weltkrieg überall dem Freimaurertum ein ziemlich lebhaftes Interesse zugewandt.

Und sofort zeigte sich, daß alle Unterlagen einer sachlichen und nüchternen Beurteilung fehlten. In katholischen Kreisen erinnerte man sich der umfangreichen älteren Literatur und war vielfach geneigt, die alten Anklagen durch die neuen Erfahrungen bestätigt zu sehen. In anderen, besonders in den orthodox-evangelischen Kreisen kam eine Stimmung auf, die in der Beurteilung des Freimaurertums sich nicht wesentlich unterschied.

Es ist deshalb wohl notwendig, der Erörterung des Themas ‚Freimaurerei und Krieg' eine allgemeine Überlegung über die Art des Freimaurertums gewissermaßen als Grundlegung vorauszuschicken.

I.

Die Freimaurerei ist nur im Lichte der Geschichte zu verstehen. Insbesondere in Deutschland erscheint sie als ein in unsere Lage hinübergerettetes Überbleibsel einer vergangenen Zeit.

Ihre besondere Art ist die eines Geheimbundes. Wenn ich zunächst von Deutschland spreche, so betrachten wir es mit Recht als eine Anormalität, daß heute noch, im Zeitalter der Öffentlichkeit und des freien Vereins- und Versammlungsrechts, eine große Vereinigung besteht, welche zwar nicht ihre Existenz, wohl aber den Kreis ihrer Mitglieder, die Art ihrer Tätigkeit, ihre Veröffentlichungen (Bücher und Zeitschriften) mit so peinlichem Bedacht der Öffentlichkeit zu entziehen bemüht ist, daß in Wahrheit ein Schleier des Geheimnisses sie vor der Öffentlichkeit verhüllt. Ob dieses Geheimnis ganz undurchdringlich ist, bin ich nicht geneigt zu bejahen, ich glaube vielmehr, daß bei entsprechender und allerdings ziemlich schwieriger Bemühung es möglich ist, ein Urteil zu gewinnen, das im allgemeinen zutreffend sein wird.

Nur das wird vielleicht nicht möglich sein, einen absolut zwingenden ‚wissenschaftlichen' Beweis zu führen. Denn auf der einen Seite sind die Freimaurer leicht in der Lage, der Erörterung durch die Berufung auf den Nichtfreimaurern unzugängliche Tatsachen sich zu entziehen, auf der andern Seite können Nichtfreimaurer mangels zulänglicher Mittel des Gegenbeweises darauf verweisen, daß man zu dem ‚letzten' Geheimnis nicht vorgedrungen sei — da sie selbst es natürlich auch nicht konnten, steht dann Behauptung gegen Behauptung.

Worauf ich mich berufen möchte, ist folgendes: ich will versuchen, den zuverlässig bekannten Dingen eine solche Deutung zu geben, daß sie im Gesamtbild der Geschichte und der Erkenntnis der gegenwärtigen Zeitdinge die vernünftigste und glaubwürdigste ist.

Wenn die Freimaurer sich oft und gern gegen ‚ungerechte' und ‚unwahre' Behauptungen entrüsten, die in der antifreimaurerischen Literatur zutage getreten seien, so muß nun allerdings darauf geantwortet werden, daß ihre Beschwerde ganz ungerechtfertigt ist. Denn was haben sie selbst dafür getan, um die Wahrheit erkennen zu lassen? Gerade die freimaurerische Literatur bietet für schier jede antifreimaurerische Anklage der ‚Beweisstellen' genug. Ich komme damit auf den ‚Wert' der ‚freimaurerischen Quellen' zu sprechen, und muß zugeben, daß sich aus ihnen einfach alles ‚beweisen' läßt. Wie nun soll man sich zu ihnen stellen? Es bleibt nichts übrig, als selbst zu prüfen, ob sie glaubwürdig sind, insbesondere der geschichtlichen Wahrheit entsprechen.

Jede Darlegung und Erörterung über die Freimaurerei ist in der unangenehmen oder, wenn man will, glücklichen Lage, sich zunächst mit Meinungsverschiedenheiten oder strikt gegensätzlichen Äußerungen in den freimaurerischen ‚Quellen' zu beschäftigen.

Beginnen wir mit der Entstehung der Freimaurerei. Heute

ist wohl so ziemlich allgemein anerkannt, daß der eigentliche Ursprung der modernen Freimaurerei, nämlich ihrer Organisationsform, auf das Jahr 1717 zu verlegen ist und daß die Gründung in London geschah. Ich sage der Organisationsform. Aus den kümmerlichen Überresten der im Mittelalter blühenden ‚Bauhütten' gestaltete sich damals eine Vereinigung, die unter den Formen der alten Zunftgenossenschaft sich neuen Aufgaben auftat. Jetzt beginnen die Zweifelsfragen: welche waren diese neuen Aufgaben? Wollte man das alte Privileg für eine allgemeine Vereinigung mit Zwecken der Pflege der Geselligkeit und Wohltätigkeit nutzbar machen oder handelte es sich um den Versuch, gewissen geistigen Strömungen eine bequeme Organisationsform zu schaffen? Wenn letzteres der Fall war, hatten diese geistigen Strömungen schon vorher eine irgendwie geartete Organisation, so daß nur ein neues brauchbares Mittel gesucht oder benutzt wurde? Oder kamen diese vielleicht erst später in die Freimaurerei hinein? Und welcher Art waren die früheren Organisationsformen, die diesen geistigen Strömungen dienstbar waren? Auf wie lange Zeit zurück lassen sich sowohl diese geistigen Strömungen wie die älteren Organisationsformen nachweisen? Man kann sagen: eines der wichtigsten und interessantesten Kapitel aus der Geschichte der Freimaurerei ist die Frage ihrer Vorgeschichte. Es ist eines der wichtigsten, weil die Beantwortung der verschiedenen oben skizzierten Fragen die lehrreichsten Aufschlüsse für das Verständnis des Wesens der Freimaurerei geben muß; es ist zugleich eines der schwierigsten Kapitel.

Noch eine Bemerkung zur Methode der Untersuchung: es erscheint mir wichtig, gerade gegenüber einem durch so viele ‚Geheimnisse' umschleierten und der Kraft der Phantasie und des Spürsinns so überreiche Anregung gewährenden Thema die strengste und nüchternste kritische Prüfung obwalten zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, zu einem ‚zu günstigen' Urteil zu gelangen. Dann muß die weitere Forschung versuchen, weiteres Material ausfindig zu machen. Was nützen nämlich die schönsten Theorien, Geschichtskonstruktionen, Spekulationen und Phantasien, wenn sie nicht wenigstens ‚glaubhaft gemacht' werden können? Ganz gewiß ist der Eindruck auf den nüchternen Leser, insbesondere wenn seine allgemeine Anschauung über das Freimaurertum eine andere ist, gerade das Gegenteil des gewünschten.

Jenes Kapitel nun der Vorgeschichte der Freimaurerei findet in freimaurerischen und nichtfreimaurerischen Schriften eine so verschiedenartige Darstellung, daß diese Tatsache allein schon zur äußersten Vorsicht mahnen muß. Es werden Zusammenhänge behauptet mit dem Templerorden und dem Rosenkreuzertum des 17. Jahrhunderts, mit den Reformatoren und mit Cromwell, während auf der andern Seite auch die Behauptungen nicht fehlen, daß die frühere Freimaurerei (d. i. vor 1717) ein Instrument katholisch-kirchlicher Machenschaften gewesen sei. In ein ‚modernes' System hat die Spekulationen über die Vorgeschichte der Freimaurerei besonders der verstorbene Berliner Archivrat Dr. Ludwig Keller gebracht, der in einer Unzahl von Veröffentlichungen den Nachweis zu führen versucht hat,

daß die neue Freimaurerei von 1717 mit hohen, geistigen und sittlichen oder auch religiösen oder gar politischen Zielen ins Leben getreten sei, und daß vom Altertum durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit der freimaurerische ‚Humanitätsgedanke' in einer aufeinanderfolgenden Reihe mehr oder minder fester und sich anschließender Organisationsformen verfolgt werden könne, bis er schließlich in die 1717 gegründete englische Großloge einmündete, so daß also die Freimaurerei das Endergebnis einer Gedankenentwicklung von vielen Jahrhunderten sein soll.*

Es kann an dieser Stelle unmöglich ein auch nur knapper Überblick über die Unzahl der Behauptungen und ‚Beweismittel' wie der Gegengründe versucht werden. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß der im Vorjahre verstorbene Berliner Schuldirektor Dr. W. Begemann, der selber Freimaurer war, mit dem Wahrheitsernste und der Gründlichkeit eines deutschen Geschichtsforschers in vielen materialreichen und quellenkritischen Untersuchungen über die Vorgeschichte und die Geschichte der Freimaurerei alle solche Spekulationen aufs schärfste abgelehnt und widerlegt hat, zum mindesten solange widerlegt hat, als nicht neues noch gänzlich unbekanntes Material eine andere Auffassung gebietet. Bis heute ist dies nicht der Fall gewesen, und es ist deshalb notwendig, auf die Feststellungen Begemanns in erster Linie sich zu stützen.

Das Ergebnis seiner Forschungen, das auch von dem Baseler Geschichtsprofessor H. Boos (gleichfalls Freimaurer) in seiner ‚Geschichte der Freimaurerei' (2. Aufl.) übernommen wurde, ist etwa dies:

Am 24. Juni 1717 — daher das ‚Johannisfest' in der modernen Freimaurerei und die Bezeichnung ‚Johannislogen' — schlossen sich vier in London bestehende Werkmaurerlogen zusammen. Diese hatten sich in der Form der alten ‚Brüderschaft' erhalten, nachdem diese den Charakter der mittelalterlichen Zunftgenossenschaft längst verloren hatte; es waren Vereinigungen mit den Aufgaben der Pflege der Geselligkeit und der gegenseitigen Unterstützung geworden, und als Mitglieder waren auch Personen aus andern Handwerken und Berufen zugelassen, so daß eigentlich nur noch der Name, die Pflege der überkommenen Formen (Erkennungszeichen, Gebräuche bei der Aufnahme und bei den Zusammenkünften) und die Tradition der ‚Zunftsage' an den Zusammenhang erinnerten. Eine Neubelebung der kümmerlich vegetierenden Gesellschaft wurde durch die Gründung der ‚Großloge' nicht unmittelbar erreicht, sondern erst seit 1721, als es gelungen war, in der Person des Herzogs von Montagu einen hochadeligen Großmeister zu gewinnen. Durch ihn bekam die ‚Gesellschaft der Freimaurer' Ansehen und gesellschaftliche Geltung, und die Zahl der Mitglieder aus den Kreisen des Adels und der Gebildeten wurde bald so groß, daß die Mitglieder aus dem Handwerksstande gänzlich in den Hintergrund traten.

Inhalt und Form der Londoner Freimaurerei waren danach anfänglich

* Den Gedankengängen Ludwig Kellers folgt neuestens auch August Horneffer.

sehr einfach und harmlos. Dagegen behauptet P. Gruber S. J. im Gegensatze zu Begemann, daß die ‚moderne spekulative Maurerei in dem Sinne, wie man sie allgemein mindestens seit 1740 auffaßt, in der Zeit von 1723 bis etwa 1730 neugegründet worden ist, nämlich mit ihren dem orthodoxen Christentum entgegengesetzten humanitären Prinzipien und ihren revolutionären — d. h. auf eine systematische und radikale Umwandlung der menschlichen Gesellschaft nach den maurerischen Prinzipien abzielenden Tendenzen und Methoden'.* Seine Beweisführung knüpft an das erste Gesetzbuch der neuen Freimaurerei, das von dem Prediger James Anderson verfaßte und 1723 von der Großloge gebilligte Konstitutionsbuch an.

Dieses Konstitutionsbuch, das unter dem Titel ‚Die alten Pflichten' bis heute als das ‚Grundgesetz' des Freimaurerbundes angesehen wird, schloß sich in der Wortfassung an die alten Konstitutionen der Werkmaurer (Zunftsage, ‚Pflichten', allgemeine Verordnungen und Gesänge) an, jedoch mit arger Willkür und geringer Wahrheitsliebe. Die eingehende Kritik Begemanns macht dies ungünstige Urteil unumstößlich. Was dem Buche seine Bedeutung für die Geschichte der Freimaurerei gibt, ist die darin vorgenommene Neufassung der ‚Pflichten'; ‚die ursprünglich lediglich Gewerkszwecken dienende Bestimmung dieser Vorschriften ist an vielen Einzelheiten noch erkennbar und nachweisbar, während die besondere Ausgestaltung für den erweiterten Kreis der neuen Großloge natürlich eine größere Verallgemeinerung und eine stärkere Betonung der rein menschlichen Betätigungen notwendig machte'. Die Stellen, die Gruber im Auge hat, sind die Artikel I und II und § 2 des Artikels VI, deren Wortlaut nach der Übersetzung Begemanns ist:

I. Gott und die Religion betreffend.

Ein Maurer ist durch seine Berufspflicht gehalten, dem Sittengesetz zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er nie ein törichter Gottesleugner (stupid Atheist) oder ein ungläubiger Freigeist (irreligious Libertine) sein.** Aber obwohl in alten Zeiten die Maurer verpflichtet waren, in jedem Lande der Religion jenes Landes oder Volks anzugehören, welche es auch war, so wird es doch jetzt für zweckmäßiger gehalten, sie nur zu derjenigen Religion zu verpflichten, in der alle Menschen übereinstimmen, indem man ihre besonderen Meinungen ihnen selbst überläßt, nämlich: gute und redliche Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was für Benennungen oder Überzeugungen sie sich auch unterscheiden mögen. Dadurch wird die Maurerei der Einigungspunkt und das Mittel, unter Leuten, die einander beständig hätten fremd bleiben müssen, treue Freundschaft zu stiften.

* La vraie solution des questions fondamentales concernant la Franc-Maçonnerie. Revue Internationale des Sociétés Secrètes, mars 1912. (Sonder-Abdruck, 22 Seiten.) (S. 6.)

** Begemann hat später (Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in Schottland I. Band) der anderen Übersetzung ‚gottloser Sittenfrevler' den Vorzug gegeben.

II. Von der höheren und niederen bürgerlichen Obrigkeit.

Ein Maurer ist ein friedlicher Untertan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnen oder arbeiten mag, und darf sich nie bei Anschlägen oder Verschwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt des Volks beteiligen, auch sich nicht unbotmäßig gegen niedere Obrigkeiten betragen; denn da die Maurerei immer durch Krieg, Blutvergießen und Unordnung geschädigt worden ist, so sind früher Könige und Fürsten sehr geneigt gewesen, die Zunftleute wegen ihrer Friedlichkeit und Staatstreue, wodurch sie die Verleumdungen ihrer Gegner durch die Tat widerlegten, zu ermutigen, und förderten die Ehre der Brüderschaft, die immer in Friedenszeiten blühte. Wenn daher ein Bruder ein Aufrührer gegen den Staat sein sollte, darf er nicht in seiner Auflehnung unterstützt werden, so sehr man ihn als einen Unglücklichen bedauern mag; und wenn er keines andern Verbrechens überführt ist, obwohl die staatstreue Bürgerschaft seine Auflehnung verleugnen müßte und sollte, um der jeweiligen Regierung keinen Verdacht oder Grund zu politischem Mißtrauen zu bieten, so kann man ihn nicht aus der Loge stoßen, und seine Verbindung mit ihr bleibt unauflöslich.

VI. Vom Benehmen.

2. wenn die Loge zu Ende ist und die Brüder noch nicht gegangen sind:

Ihr möget euch in unschuldiger Heiterkeit erfreuen, indem ihr einander nach Vermögen bewirtet, aber ihr sollt jedes Übermaß vermeiden und keinen Bruder nötigen, über seine Neigung zu essen oder zu trinken, oder ihn am Gehn hindern, wenn seine Geschäfte ihn rufen, oder irgend etwas Anstößiges sagen oder tun, oder was eine ungezwungene und freie Unterhaltung stören kann; denn das würde unsern Einklang sprengen und andere löblichen Zwecke vereiteln. Deshalb dürfen keine persönliche Reibereien oder Streitigkeiten über die Schwelle der Loge gebracht werden, weit weniger noch Streitigkeiten über Religion oder Nationen oder Staatsverwaltung, da wir als Maurer nur der oben erwähnten Allgemeinen Religion (Catholick Religion) angehören; wir gehören auch zu allen Nationen, Zungen, Stämmen und Sprachen und erklären uns gegen alle politischen Erörterungen (all politicks), da sie niemals zum Wohl der Loge beigetragen haben und auch niemals beitragen werden. Diese Pflicht ist stets streng eingeschärft und beobachtet worden, aber besonders allezeit seit der Reformation in Britannien oder der Scheidung und Trennung dieser Nationen von der Gemeinschaft mit Rom.'

Aus diesen Grundsätzen leitet Gruber als die ‚Prinzipien der modernen spekulativen Freimaurerei' ab: die Humanitätsreligion als die Religion der allgemeinen rein menschlichen Moral, die die ganze Menschheit vereinigen soll, deren Ziel ‚die immer vollkommenere Verwirklichung der Weltrepublik auf den Ruinen der alten Gesellschaftsordnung

und der alten weltlichen und geistigen Autoritäten, die auf der göttlichen Macht gegründet sind', sei; insbesondere (Artikel II) die Ersetzung der Monarchie durch die Demokratie; wozu dann Artikel VI eine Vorsichtsmaßregel bedeute, indem sie die ‚religiösen und politischen Erörterungen' insoweit hintanhalten wolle, als ‚sie eine Gefahr für die Existenz der Logen oder den Erfolg der maurerischen Arbeiten begründen, sei es durch die Zwietracht, die sie zwischen die Brüder säen können, sei es durch den Verdacht, den sie bei der Regierung oder der Öffentlichkeit erwecken können' (a. a. O., S. 11 ff.).

Begemann dagegen erkennt in den Andersonschen Neuerungen nichts anderes als einen mit Phrasenschwall verbrämten ‚Ausfluß der einfachsten Duldungs- und Sittengesetze' und führt im einzelnen aus:* Das erste Stück gründet sich auf die erste alte Pflicht, nach der die Maurer ‚Treue Männer gegen Gott und die heilige Kirche' sein und sich ‚vor Irrlehre oder Ketzerei' hüten sollten. Diese überlieferten Formen stammen noch aus katholischer Zeit vor 1535. Anderson konnte ‚die heilige Kirche' natürlich nicht beibehalten, denn sie galt seit der Reformation in England nicht mehr, hatte sogar einer Mehrheit christlicher Gemeinschaften Platz gemacht. Anderson, als strenggläubiger Presbyterianer, kann gar nicht an eine nicht vorhandene ‚allgemeine Religion' außerhalb oder neben der christlichen gedacht haben. Unter ‚guten und redlichen Männern' können zur damaligen Zeit nur Angehörige der verschiedenen christlichen Gemeinschaften gemeint gewesen sein. Jüdische Freimaurer sind erst seit 1732 nachgewiesen, in einem auch für Juden bestimmten Konstitutionsbuch wäre der Hinweis auf die Geburt Christi und den ‚großen Architekten der Kirche' (im geschichtlichen Teil) kaum am Platz gewesen. Die ‚Religion, in der alle Menschen übereinstimmen', bedeutet für Anderson lediglich das Gemeinsame der christlichen Religionen Englands. Art. II erklärt Begemann mit einer schonenden Rücksichtnahme auf die damals noch weit verbreiteten jakobitischen Neigungen und Umtriebe; Anderson selbst war Schotte, der damalige Großmeister Wharton war ein eifriger Jakobit. Zu § 2 des Art. VI bemerkt Begemann, daß das Verbot sehr wahrscheinlich den Einflüssen der der Loge angehörenden Mitglieder der Royal Society (u. a. Montagu, Stukeley, Desaguliers) zuzuschreiben sei, in deren Statuten Fragen der Theologie und Staatsangelegenheiten von den Versammlungen ausgeschlossen waren.

Zur Stütze seiner Auffassung verweist Gruber (a. a. O. S. 14 f.) darauf, daß die damals maßgebenden Männer, besonders Großmeister Montagu und Richmond, ganz unter dem Einfluß des hervorragenden Mitgliedes der Royal Society Martin Folkes standen, der auch selbst Freimaurer war, und daß Anderson, dem die Abfassung des Buches eine reine Geschäftssache war, sich diesem einflußreichen ‚Philosophen' anzupassen versucht habe; er stellt aber auch fest, daß die Freimaurerei in England schon nach 1730 sich

---

* Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in England, II. Band, S. 205 ff.

‚rückwärts‘ entwickelt habe, ‚im Sinne einer Rückkehr zum anglikanischen orthodoxen Christentum,‘ und wieder ‚königstreu‘ geworden sei; diese Rückwärtsentwicklung habe bis zum Jahre 1813 gedauert, wo offiziell, aber im allgemeinen nicht tatsächlich, der humanitäre (unsectarian) Charakter der Freimaurerei wieder hergestellt worden sei.

Begemann hat in seiner Geschichte der Anfänge der englischen Großloge alles erreichbare Material über die Jahre 1723—1730 niedergelegt und man findet darin keinen Beweis, daß in dieser Zeit das innere Leben sich über den früheren Stand gehoben habe, daß man vor allem an Aufgaben gedacht habe, die der Propaganda geistiger Interessen hätten dienen können. Der Herzog von Montagu hat nach Ablauf seiner Großmeisterschaft sich um die Gesellschaft fast gar nicht mehr gekümmert, desgleichen der Herzog von Richmond, der von 1724—1725 Großmeister war. Folkes war in derselben Zeit Abgeordneter des Großmeisters, später erscheint er erst 1730 und 1732 wieder in den Protokollen der Großloge. Darnach gewinnt die Darstellung Begemanns über die Bedeutung der Andersonschen Fassung der ‚Alten Pflichten‘ an innerer Wahrscheinlichkeit.

Trotzdem ist richtig, daß diese Fassung für die späteren Bemühungen, der Freimaurerei einen tieferen Gedankeninhalt zu geben, zum mindesten eine nutzbare Grundlage bot. Die Andersonsche Fassung der Pflichten ‚Gott und die Religion betreffend‘ kann nur aus protestantischer Auffassung stammen. Wenn Erdmann die neuere Philosophie ‚Protestantismus in der Sphäre des denkenden Geistes‘ nannte, so ist der Liberalismus die Anwendung der modernen Weltanschauung auf das Gebiet des Gesellschaftslebens. Also der ideelle Zusammenhang zwischen Freimaurerei, Protestantismus und Liberalismus kann nicht geleugnet werden. Die Ausbildung der freimaurerischen ‚Humanitätsreligion‘ scheint aber nicht in England, dem Mutterlande der Freimaurerei, geschehen zu sein, sondern in andern Ländern, in die die Freimaurerei verpflanzt worden ist; daß dann später auch in England diese Ideen Eingang gefunden haben, kann leicht aus geistigen Rückflüssen erklärt werden.

Die 1717 gegründete Londoner Großloge hatte zuerst rein lokale Interessen. Das Konstitutionsbuch kündigt in der Überschrift des Kapitels der Pflichten diese als nur bestimmt ‚für die Logen in London‘ an, und Begemann weist mit Recht ‚die in der freimaurerischen Literatur so oft vertretene Anschauung, den Gründern der Londoner Großlogen hätten von Anfang an weitgehende, nicht bloß London und England, sondern die ganze Welt umfassende Gedanken einer Menschheitsverbrüderung vorgeschwebt,‘ als ‚unhaltbar‘ zurück.* Noch im Jahre 1724 beschränkte die Londoner Großloge ihr Machtgebiet bei Androhung einer Maßregelung auf zehn Meilen um London. Sie hat auch in der spätern Zeit keine Erweiterung betrieben, sondern auswärtige Gesuche um Anschlüsse, Konstituierungen

* Vorgeschichte . . England, II. Band, Seite 328.

von Logen an sich herankommen lassen und um die Schicksale dieser fremden Logen sich blutwenig gekümmert. Begemann urteilt:

> 'Von einem Eifer der Großloge für die Ausbreitung der Freimaurerei ist nirgends etwas zu spüren: in allen Fällen, über die wir näher unterrichtet sind, ist die Anregung von Brüdern ausgegangen, die außerhalb Englands die Formen einer engeren Verbindung fortzuüben wünschten, an die sie sich in der Heimat gewöhnt hatten. Oder es waren Ausländer, die in England Freimaurer geworden waren und die Neuheit zu Hause einführen wollten. Erst außerhalb Englands, namentlich in Frankreich, in Schweden und in Deutschland ist die ursprüngliche Einfachheit des Inhalts erweitert und vertieft worden.' (S. 378.)

Wenn die Freimaurerei nach ihrer Verpflanzung in andere Länder, insbesondere Frankreich und Deutschland, eine innere Umgestaltung erfuhr, so hat dies seine Begründung zunächst darin, daß die Eigenart der freimaurerischen Brüderschaft mit ihrem, aus alter Tradition übernommenen und nur aus dieser geschichtlichen Entwicklung verständlichen Gesetztum und Formwesen hier auf ganz fremden Boden kam; man wußte im Ausland von diesen Dingen so wenig, daß beispielsweise die freimaurerische Geschichtschreibung in Deutschland einen sichern Ausgangspunkt erst durch den Hinweis eines Nichtfreimaurers, des gelehrten Abbé Grandidier bekam, der in seinen 'Essais historiques et topographiques sur l'église cathedrale de Strassbourg' auf die Ähnlichkeit der Freimaurerei mit der alten Steinmetzenbrüderschaft (in Straßburg war eine 'Hauptloge' der deutschen Steinmetzenbrüderschaft) aufmerksam machte. Dieses Buch erschien 1782 — also noch nicht 50 Jahre nach der Errichtung der ersten Loge in Deutschland wußte niemand etwas von dem eigentlichen Ursprung der Freimaurerei! Da man also außerhalb Englands nicht die geringste Kenntnis von der Vergangenheit und der Wesensart der 'Gesellschaft der Freimaurer' hatte, sondern lediglich auf das Andersonsche Konstitutionsbuch angewiesen war, so kann es nicht überraschen, daß man die wildphantastische Geschichtsdarstellung Andersons, die bis auf Adam zurückging, in der ganzen unkritischen und unwissenden Weise jener Zeit als bare Münze hinnahm, daraus natürlich eine besonders hohe Bedeutung der Freimaurerei annahm und entsprechend verwertete. Auch die Fassung der 'alten Pflichten', die doch mehr banal als geistvoll und tiefgründig war, mußte in dieser Auffassung einen tiefen Inhalt bekommen und erhielt ihn durch die Ausdeutung zu Ideen, an die weder der Verfasser noch die englischen Freimaurer gedacht hatten.

Die eine Entwicklungslinie zeigt die französische Freimaurerei. Der englische Einfluß auf das Geistesleben Frankreichs war damals sehr stark; die englischen 'Philosophen' fanden in Frankreich viel mehr Anhänger und Verehrer als in England selbst. In England wurde die philosophische Grundlage der demokratischen und liberalen Ideen gelegt, die in Frankreich begeisterte Aufnahme fanden und für die französische Revolution und später

die republikanischen Staatsverfassungen die treibenden Kräfte wurden. In diesen geistigen Zusammenhang gestellt, kann es nicht verwundern, daß man in Frankreich in die nicht verstandenen Eigentümlichkeiten der Freimaurerei die ganze ‚englische Gedankenwelt' hineinlegte. Man darf aber nicht annehmen, daß diese ‚Fortentwicklung des geistigen Inhalts der Freimaurerei' in Frankreich den Logen den Charakter einer festgeschlossenen Organisation mit den Zielen der durch die Namen Voltaire, Rousseau usw. bezeichneten Bewegung gegeben hätte. In den französischen Logen, vor allem der Hauptstadt Paris, sind in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Royalisten genau so vertreten wie die ‚Philosophen' und Gegner des Königtums. Wenn heute Voltaire von den französischen Freimaurern als Heros verehrt wird und diese die große Revolution von 1789 als ‚das Werk der Freimaurerei' rühmen, so beweist dies, daß die heutigen Freimaurer sich zu den Ideen Voltaires und der großen Revolution bekennen, nicht aber, daß die Freimaurerei der damaligen Zeit den ihr zugeschriebenen tätigen Einfluß oder in ihrem *Gesamtcharakter* den entsprechenden Gedankeninhalt und die Zielbestimmung gehabt hat. Wohl aber ist richtig, daß in manchen der aus dieser Zeit stammenden freimaurerischen Propagandaschriften diese Ideen und Ziele bereits nachdrücklich vertreten und als der ‚geistige Inhalt' der Freimaurerei ausgegeben wurden. Und ebenfalls ist als richtig anzuerkennen, daß bei der Erfindung der damals üppig wuchernden ‚Hochgrade' der Einfluß dieser Schriften von großer Bedeutung war. Aber von da bis zu der Behauptung, daß die große Revolution das ‚Werk' der Freimaurer gewesen sei, ist doch noch ein sehr großer Schritt. Es ist eine ganz unhistorische Auffassung, als ob diese gewaltige politische und gesellschaftliche Bewegung von einer geheimen Vereinigung ins Werk gesetzt sein könnte. Ja, wenn man sich das Bild der damaligen Verhältnisse in der französischen Freimaurerei vergegenwärtigt, so muß man ernsthafte Zweifel haben, daß von ihr eine irgend erhebliche Kraftentfaltung ausgegangen sein könne. Aber dies mag offen gelassen werden.

Beim Ausbruch der Revolution lösten sich alle Logen auf, um erst nach 1799 wieder aufzuleben. Über die weitere Entwicklung der Freimaurerei urteilt Boos:

> ‚Sie erfreuten sich des Schutzes Napoleons, der sie für seine politischen Zwecke mißbrauchte, und seitdem konnten die französischen Logen sich nicht mehr den Klauen der Staatsgewalt entreißen. Sie haben sich zuerst für die Menschenrechte begeistert, dann dem Sieger von Marengo gehuldigt. Nach seinem Sturz fielen sie den Bourbonen zu, um dann nochmals Napoleon zuzujubeln; sie haben Louis Philipp Weihrauch gestreut, nicht minder aber auch Napoleon III., und 1870 wurden sie wieder republikanisch. Was die Freimaurerei eigentlich bezweckte, wußten die wenigsten, sie fühlten sich im Schoße dieser mächtigen Verbindung wohlgeborgen und machten keine höheren Ansprüche, als hie und da gut zu essen und schöne Reden zu halten oder zu hören. Die, welche politischen Umtrieben

sich hingaben, gehörten der Minderheit an. Für solche Zwecke wurde, zumal in Belgien, Italien und Spanien, die Freimaurerei mißbraucht. Seit 1870 verfiel die Freimaurerei in den romanischen Ländern, Belgien mit eingeschlossen, einer ruchlosen Freigeisterei und wildem Radikalismus.'

Dieses wohlbemerkt von einem Freimaurer ausgesprochene Urteil bedarf jedoch einer wichtigen Ergänzung. Es wird darin nicht berücksichtigt, daß — wenn auch das äußere Bild und die amtliche Haltung wie die Gesinnung der großen Masse der Mitglieder derart ‚opportunistisch' war — doch die geistige Führung in der Hand von Männern lag und im Laufe der Zeit ihnen stetig wachsenden Einfluß gab, die im Geiste der ‚großen Revolution' von demokratisch-antiklerikalen Ideen erfüllt waren. In der ‚philosophischen Begründung' paßten sie sich der Zeitströmung an. Unter monarchischem Regime übten sie die Taktik der ‚Anpassung' und warteten auf kommende bessere Zeiten, die sie durch die geistige Beeinflussung der ‚Gesellschaft' und Bemühungen auf kirchen- und schulpolitischem Gebiet trefflich vorbereiten konnten. Es ist hierzu besonders die Tätigkeit der von dem Freimaurer Macé gegründeten Ligue de l'enseignement zu erwähnen. Von Bedeutung war der starke Einfluß, den aus der welschen Schweiz herübergekommene Protestanten geübt haben.

Der ‚tiefere Sinn', mit welchem die vagen Sätze der Satzungen und Formeln der Freimaurerei in Frankreich gefüllt wurden, war also der, daß der freimaurerischen Arbeit Ziele gesetzt wurden, die — wenn man die Beeinflussung der öffentlich-rechtlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände eines Volkes als ‚Politik' betrachtet — politischer Natur waren. Der Art. VI der ‚Alten Pflichten' war nicht hinderlich, man brauchte ja nur das Schwergewicht des Verbotes auf das Wort ‚Streitigkeiten' zu legen. Die neue Zielsetzung war gerichtet gegen die kirchliche und monarchische Autorität: auf dem geistigen Gebiete ‚Liberalismus', auf dem staatlichen Gebiete ‚Demokratie'.

In den Ländern, die unter dem beherrschenden Einfluß der französischen ‚Kultur' stehen, hat die Freimaurerei diese Entwicklung der Ideen und Ziele bereitwillig übernommen und z. T. — wo die Verhältnisse günstig lagen — noch früher zur Herrschaft gebracht als in Frankreich selbst. Dies gilt für Italien, Spanien, Portugal, Belgien, Luxemburg, Schweiz, Holland, Österreich-Ungarn,* die Balkanländer, Mittel- und Südamerika.

Die Freimaurerei wurde in Deutschland bekannt teils von England (besonders in Niederdeutschland — der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover), teils von Frankreich her. Der erste (bekannte) deutsche Freimaurer war der Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe, der

---

* Eine besondere Hinweisung verdienen die Beziehungen der österreichisch-ungarischen Freimaurerei zur italienischen Freimaurerei, auf die auch Th. v. Sosnosky aufmerksam macht.

1725 im Mitgliederverzeichnis der Londoner Loge ‚Zum Römer und Trauben', einer der vier konstituierenden Logen von 1717, genannt wird.* Auf seine Einwirkung hin suchte Friedrich II., der Große (damals noch Kronprinz), die Aufnahme in die ‚Gesellschaft der Freimaurer' nach, die ihm am 14. bis 15. August 1738 in Braunschweig durch eine Deputation der Hamburger Loge ‚Absalom' zuteil wurde. Zur Regierung gelangt, gründete er am 20. Juni 1740 eine ‚Hofloge' und veranlaßte die Gründung einer allgemeinen Loge, die am 13. September 1740 unter dem Namen ‚Aux trois globes' ins Leben trat und seit 1744 die heute noch bestehende Großloge ‚Zu den drei Weltkugeln' ist. Friedrich übernahm das Großmeisteramt, hat aber seit 1744 keiner Logenversammlung mehr beigewohnt.** Das bedeutet nicht, daß er gegenüber der Freimaurerei später eine feindselige Stellung eingenommen habe, beweist aber doch, daß er in der Freimaurerei nicht die gewaltige Geistesmacht erblickt hat, die ihre Apologeten ihr so gerne zuschreiben. Friedrichs des Großen Zugehörigkeit zum Freimaurerbunde war für diesen von größter Bedeutung. Die Freimaurerei wurde in den preußischen Landen ‚hof- und gesellschaftsfähig', sie gewann zahlreiche Mitglieder aus den Kreisen der Beamtenschaft, des Offizierkorps und des evangelischen Pfarramts. Im Königshause wurde das schutzherrliche Verhältnis traditionell.*** Es darf übrigens nicht vergessen werden zu bemerken, daß dieses ‚Protektorat' auch das Recht und die Ausübung einer Aufsichtsgewalt in sich schließen kann und jedenfalls von manchen Freimaurern demgemäß als ein lästiges Privilegium betrachtet wurde. Aber die Wirkung ging mit dem sich steigernden Ansehen, das Friedrich in ganz Deutschland und in der ganzen Welt gewann, noch weit über die preußischen Lande hinaus, und man darf sagen, daß das Jahr 1738 durch die Aufnahme Friedrichs des Großen für die Freimaurerei mindestens so wichtig gewesen ist wie die Jahre 1717 und 1723. Nach dem Vorbilde Friedrichs haben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche deutsche regierende Fürsten und Angehörige fürstlicher Häuser sich in den Freimaurerbund aufnehmen lassen und dadurch die Bedeutung desselben in Deutschland besonders gefördert.

Die wohlwollende Haltung der Fürsten gegenüber der Freimaurerei bedeutete in einer Zeit, die ein freies Vereins- und Versammlungsrecht nicht kannte, sondern jede Vereinsbildung von einem besonderen Privileg abhängig machte, sehr viel. In solcher Zeit mußte, aus einer Art Notwehr der menschlichen Natur, ein üppiges Geheimbundwesen sich entwickeln, nicht allein für Bestrebungen, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, sondern auch für solche ganz harmloser Natur. Und sogar die anerkannten Vereinsbildungen bedienten sich gerne einer für die Nichtmitglieder nicht ohne wei-

---

* Allg. Handbuch der Freimaurerei, 2. Aufl. I. Bd. S. 621.

** Ebenda II. Band, S. 193 f.

*** Wilhelm I. und Friedrich III. waren Mitglieder des Freimaurerbundes, während Wilhelm II. nicht Mitglied ist, sondern das Protektorat-Amt dem Prinzen Friedrich Leopold übertragen hat.

teres durchsichtigen Hülle. Da mußte die Gesellschaft der Freimaurer, die durch die fremdländische Herkunft und die Eigenart eines fremdartigen Gebrauchtums interessant war, zudem noch auf so viele angesehene Mitglieder sich berufen konnte, einen fruchtbaren Boden finden.

Sie wurde alsbald zum Tummelplatz von allerhand Leuten, die die rosenkreuzerischen und alchimistischen Neigungen der Zeit als gläubige Adepten mitmachten oder für persönliche Zwecke auszunutzen verstanden. Aber auch der Zeitgeist der ‚Aufklärung' gewann Einfluß, und dies um so mehr, als auch die gebildeten Kreise, vielfach durch höfische und gesellschaftliche Beziehungen veranlaßt, Zutritt suchten. So finden wir in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine große Zahl der geistig führenden Männer als Mitglieder der Logen: Lessing, Herder, Wieland, Fichte, Goethe, den Vater des Freiheitsdichters Körner u. a. Die Mitgliedschaft Schillers ist öfters behauptet, aber noch nicht bewiesen worden. Wenn heute die Apologeten der Freimaurerei die Zugehörigkeit dieser Männer als Beweis ausgeben, welch hohe geistige Bedeutung der Freimaurerei zukomme, weil sie alle geistigen Größen der Zeit in ihren Bann gezogen habe, so ist das eine Umwertung der Tatsachen. Aus mannigfachen Rücksichten wurden diese Freimaurer, zum Teil aus Neugier, mehr noch aus Rücksicht auf die gesellschaftliche Bedeutung des Bundes; in pflichtmäßigen Logenreden sprachen sie pflichtmäßige Lobesworte, und in diesen sowohl wie in literarischen Arbeiten unterlegten sie der Freimaurerei — die durch die vorgebliche Ehrwürdigkeit ihrer Geschichte jeder historischen Spekulation Raum gab, durch den Charakter als allgemeine Brüderschaft den kosmopolitischen Neigungen, durch die ‚rein menschliche' Begründung der ‚Alten Pflichten' der philosophischen Richtung des Zeitalters entgegenkam — ihre eigenen Gedanken, wie eine Gesellschaft mit den ‚Prinzipien' der Freimaurerei nach ihrer Meinung sein könne oder sein müßte.

Was wir heute als deutsche Auffassung der Freimaurerei ansehen müssen, ist im wesentlichen gestaltet worden durch den Einfluß des deutschen Geisteslebens jener Zeit im Sinne eines mit kosmopolitischer Tendenz ausgestatteten, allgemeinen Bruderbundes, in welchem alle Mitglieder ohne Rücksicht auf politische und konfessionelle Trennungen sich zu einer idealen, d. h. von jedem Bekenntnisglauben freien ‚religiösen' Gemeinschaft zusammenschließen sollen, als deren Zweck die sittliche Läuterung und Erhebung der Mitglieder und, durch deren Außenwirken vermittelt, der ganzen Menschheit bezeichnet wird.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß sowohl in der ‚romanischen' wie in der ‚deutschen' Auffassung der Freimaurerei, nämlich der sie leitenden Ideen und Ziele, keineswegs ein ‚geistiges Sondergut' der Freimaurerei anerkannt werden kann, sondern es sich lediglich handelt um den Einfluß einer allgemeinen geistigen Verfassung, der die Freimaurerei dienstbar geworden ist. **Eine besondere ‚freimaurerische Weltanschauung' gibt es nicht.**

. . .

Die Stellung der katholischen Kirche zum Freimaurertum ist bekannt: jedem Katholiken ist der Beitritt unter schwerer Kirchenstrafe verboten. Das Verbot wird gegenüber der romanischen Freimaurerei, die offenkundig ‚antiklerikal' ist, auch von deutschen Freimaurern als ‚erklärlich' anerkannt, wogegen man öfters hören kann, daß gegenüber der deutschen (und englischen) Freimaurerei das Verbot ‚unbegründet' sei. Das ist nur aus einer völligen Verkennung der katholischen Auffassung zu verstehen. Denn die deutsch-englische Art der Freimaurerei vertritt die protestantisch gedachte Grundauffassung der ‚Toleranz', daß ‚alle Bekenntnisse gleich gut sind', und kommt in der praktischen Auswirkung der Erziehung ihrer Mitglieder dahin, daß sie auf die strenge Bekenntnisform zugunsten einer verschwommenen ‚allgemeinen' Glaubensauffassung und Sittenlehre verzichten sollen. Ein solcher Standpunkt ist mit der Grundlage der katholischen Kirche, daß sie allein die Wahrheit des Glaubensinhalts besitzt und das unantastbare Recht der Leitung der sittlichen Lebensführung hat, unvereinbar.

Der Protestantismus hat, da er die Anerkennung der Glaubenswahrheit und die Leitung der sittlichen Lebensführung grundsätzlich dem Gewissen des einzelnen anheimstellt, eine ähnliche grundsätzliche Ablehnung der Freimaurerei nicht durchführen können. Vielmehr kann man sagen, daß die Freimaurerei, wie sie auf protestantischem Boden entstanden ist, in der Gestaltung, die sie in Deutschland gefunden hat, ganz von protestantischem Geiste beeinflußt wird.

Das eigentliche Wesensmerkmal der Freimaurerei erblicke ich nicht in ihrer ‚Weltanschauung', der ‚Humanitätsreligion', ihren Ideen und Zielen, auch nicht in ihrem Grad- und Ritualwesen, sondern in ihrem Geheimbundcharakter. Wenn dieser für das 18. Jahrhundert aus den Zeitverhältnissen ‚erklärt' werden kann, so ist er für die heutige Zeit eine ganz anormale und mit nichts zu rechtfertigende Erscheinung. Dies gilt für alle Länder, für die romanischen Länder ebensosehr wie für Deutschland.

Aus der ursprünglichen Geheimhaltung der Erkennungszeichen entwickelte sich die Geheimhaltung der Mitgliedschaft, die zusammen mit der Pflicht der gegenseitigen Unterstützung die Freimaurerei zu einer Organisation machte, in der alle möglichen Zwecke Unterschlupf und eine überaus weitreichende Hilfeleistung finden konnten.

Diese Feststellung erhält ihre erste Bedeutung damit, daß — entsprechend der Ausdeutung der ursprünglich vieldeutigen Sätze der Satzungen und Formeln — politische und speziell kirchenpolitische Aufgaben hineingetragen werden konnten. Aber es erscheint mir der Freimaurerei zuviel Ehre angetan, wenn man sie als eine geheime Kampforganisation für solche politischen und kirchenpolitischen Ziele, also immerhin ‚höhere' Aufgaben, betrachten will.

Eine bei weitem größere Rolle spielt die Ausnutzung der freimaurerischen Geheimorganisation für nüchterner anmutende Zwecke, nämlich für die persönlichen Interessen der Mitglieder — mögen

sie wertvolle geschäftliche Beziehungen suchen oder Vorteile für ihre Beamtenlaufbahn oder weitreichenden politischen, in manchen Ländern ja auch finanziell sehr nutzbaren Einfluß. Man muß überall, wo politische Bestrebungen der Freimaurerei offenbar werden, zunächst nach diesen persönlichen ‚Nutzanwendungen' forschen, sonst erhält man nie ein richtiges Bild. Daneben aber braucht nicht die Bedeutung verkannt zu werden, die die freimaurerische Geheimorganisation gewinnen kann und gewiß vielfach dadurch gewonnen hat, daß sie im Dienste von Regierungen und politischen Parteien sehr wertvolle Arbeit gerade dann leisten kann, wenn es sich um Bemühungen handelt, die im Dunkel ‚geheimer Beziehungen' besonders gefördert werden können. Die Geschichte Frankreichs im letzten Halbjahrhundert bietet dafür zahlreiche lehrreiche Beispiele.

Aber sogar für das Frankreich der dritten Republik darf man die selbständige politische Bedeutung der Freimaurerei nicht überschätzen; mindestens ebenso wichtig wie die ‚antiklerikale' Strömung war die Rolle der Freimaurerei als bequemes Instrument für allerhand ‚persönliche' Zwecke.* Das gleiche gilt insbesondere auch für Italien, Spanien und Portugal.

Für jedwede umstürzlerische Bestrebungen mußte der Freimaurerbund als überaus brauchbares Werkzeug erscheinen. Bei Völkern, deren Temperament zur Geheimbündelei neigt, war die Gefahr doppelt groß. So sehen wir die Rolle der Freimaurerei in Italien, Spanien, Portugal, Südamerika sich ganz natürlich ausbilden. Es ist kein Zufall, daß auch in den Ländern, die erst neuestens dem politischen Getriebe nach westeuropäischem Muster verfallen sind, die Freimaurerei die Organisation der zum Umsturz hindrängenden Kräfte wurde, wie in der Türkei und in China. Unter den ersten Einflüssen des westeuropäischen Kulturlebens auf die ‚jungen' Völker finden wir regelmäßig die Freimaurerei, vermittelt insbesondere durch die Rolle Frankreichs und seiner Hauptstadt als der — bisher wenigstens — bevorzugten Bildungsstätte der ‚Intelligenz' dieser Völker.

Besonders muß noch hervorgehoben werden, daß auch die englische Freimaurerei gerade für politische Machenschaften in fremden Ländern sich als überaus nutzbares Werkzeug erwiesen hat.

II.

Die Stellungnahme der Freimaurerei zum Weltkrieg hat für den Kenner der Verhältnisse nicht das mindeste Überraschende gebracht — so wenig, daß man sie genau hätte voraussagen können.

Die Freimaurerei bekennt sich in allen ihren Richtungen zu der Idee eines ‚allgemeinen Menschheitsbundes'. Soweit dies eine kosmopolitische Neigung ist, steht sie außerhalb des eigentlichen politischen Getriebes. Wenn in der Freimaurerei die sogenannten pazifistischen Bestrebungen — ich nenne nur den Namen A. Fried — vielfache Zustim-

* Eine gute Charakteristik gibt Dr. M. Übelhoer in seiner Schrift ‚Frankreichs finanzielle Oligarchie'.

mung fanden, so ist dies zu einem Teile aus jenen kosmopolitischen Neigungen leicht zu erklären. Aber gewiß hatten manche pazifistischen und die mit ihnen verwandten ‚antimilitaristischen‘ Bestrebungen auch sehr nationalpolitische Hintergedanken, und man darf annehmen, daß mit diesen Hintergedanken auch manche Freimaurer vertraut waren. An den deutsch-französischen und deutsch-englischen ‚Verständigungs‘bemühungen des letzten Jahrzehnts vor dem Ausbruch des Weltkrieges waren auch die Freimaurerkreise Deutschlands, Frankreichs und Englands beteiligt, und wenn auch sicher zum großen Teil rein ideale Stimmungen maßgebend waren, so darf doch auch als ebenso gewiß bezeichnet werden, daß hierbei die Freimaurerei in den Dienst politischer Bemühungen gestellt wurde.

Eine internationale Organisation der Freimaurerei mit einheitlicher Leitung oder einheitlicher Zielsetzung hat niemals bestanden. Insbesondere hat die deutsche und die englische Freimaurerei immer ihre eigene und ganz unabhängige Stellung gewahrt. Dagegen war die Freimaurerei der romanischen Länder durch so enge freundschaftliche Beziehungen miteinander verknüpft — man erinnere sich nur des ‚internationalen Kulturkampfs‘ um die Jahrhundertwende und des Falls Ferrer —, daß von einer Art internationaler Organisation der romanischen Freimaurerei wohl gesprochen werden darf. Die Wurzel ist aber meines Erachtens nicht so sehr in den ‚Prinzipien‘ der Freimaurerei zu finden, als vielmehr darin, daß die Freimaurerei in den Dienst des beherrschenden französischen Kultureinflusses gestellt war, dessen antiklerikal-demokratischer Grundrichtung sie allerdings ‚kongenial‘ war.

An der Vorbereitung des Weltkrieges hat die Freimaurerei keine besondere eigene Schuld. Sie mag im Dienste der politischen Kräfte, für die sie benutzt wurde, nach dem Maße ihrer Leistungsmöglichkeiten tätig geworden sein. Insbesondere entspricht es ganz der englischen Politik, daß die freimaurerischen ‚Beziehungen‘ von ihr kräftig ausgenutzt worden sind. In Frankreich waren gerade die mit der Loge versippten politischen Kreise diejenigen, welche am wenigsten zu dem Kriege — zum mindesten in dem damaligen Zeitpunkt — hindrängten.

Als der Weltkrieg ausbrach, stellten sich die Freimaurer auf der einen Seite in Deutschland und Österreich-Ungarn, auf der andern Seite in Frankreich, England und Belgien rückhaltlos in die Reihe der Kämpfer für die Sache ihres Landes. Daß jede kosmopolitische Neigung ‚zurückgestellt‘ wurde, ist keiner der Parteien zum Vorwurf zu machen. Wenn die deutschen Freimaurer sich über die maßlos gehässigen Kundgebungen der französischen, englischen und belgischen ‚Brüder‘ entrüsten, so haben sie damit recht, und sie dürfen sich darauf berufen, daß die früher gepflegten kosmopolitischen Gedankengänge und Redensarten das Gegenteil der jetzigen Praxis sind. Aber es darf nicht vergessen werden, daß diese Äußerungen einfach dem ganzen Geisteszustand der uns feindlichen Völker entsprechen. Es kann deshalb auch keine weitere Schlußfolgerung daraus gezogen werden.

Das eigentliche Interesse erhielt die Freimaurerei durch ihre Stellungnahme in den neutralen Ländern. Vor allem in Italien, das ja später, und zwar unter wertvoller Mithilfe der Loge, in den Krieg gegen die Mittelmächte unter brutalster und gewissenlosester Verleugnung seiner Vertragspflichten eingetreten ist. Auch ohne die Freimaurerei und ihre Mitwirkung würden die italienischen Staatsmänner den Verrat geübt haben, denn der beherrschende französische Einfluß, der von den englischen Gewaltdrohungen unterstützt war, trieb sie und die politisch ‚maßgebenden', d. i. die sog. Volksstimmung machenden Kreise in das Lager unserer Feinde. Aber die italienische Freimaurerei, seit Jahrzehnten dem in Frankreich herrschenden antiklerikal-demokratischen Regierungskurs gleichgesinnt und ergeben, mußte durch ihre weitreichenden politischen Beziehungen und durch die starken der Geheimorganisation verfügbaren Mittel und Möglichkeiten in erster Linie sich als nützliches Instrument anbieten. Eine spätere Zeit wird vielleicht aufdecken, wieviel Gold dafür an die italienischen Freimaurer und ihre führenden Mitglieder geflossen ist.

Die Mitwirkung der italienischen Freimaurerei bei der Vorbereitung des italienischen Treubruchs ist heute genügend bekannt.* Auch von deutscher Freimaurerseite wird heute zugegeben, daß die italienischen ‚Brüder' einen großen Teil der Schuld daran tragen, daß Italien in den Weltkrieg eingetreten ist, und die über die italienische Freimaurerei gefällten Urteile sind so scharf und ablehnend wie nur möglich. Einige Verwunderung darf man aber darüber aussprechen, daß die Erkenntnis von der wahren Wesensart der italienischen Freimaurerei erst jetzt gekommen ist, denn insbesondere das 1900 erschienene Buch von P. Gruber S. J. ‚Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution' hatte das reichste und absolut dokumentierte Material darüber bekanntgegeben.

Nur einen Punkt möchte ich auch an dieser Stelle besonders betonen: unter den Motiven der freimaurerischen Kriegshetze ist nicht das letzte der Gedanke gewesen, das Papsttum und die katholische Kirche treffen zu können. Und mit den ernstesten Befürchtungen müssen wir die weitere Entwicklung der Dinge in Italien beobachten, weil die Freimaurerkreise mit allen Mitteln der Verhetzung bemüht sind, Benedikt XV. als den Feind Italiens und Parteigänger der Mittelmächte hinzustellen, um in dem zu erwartenden Augenblick des Zusammenbruchs ihres Landes die Erbitterung der Massen gegen den Vatikan zu lenken, einmal, um damit die wahrhaft Schuldigen zu retten, zum andern, um auf diesem Wege dem heißersehnten Endziel der Vernichtung des Papsttums näherzukommen.

In den übrigen annoch neutralen Ländern verspürte man eine emsige Tätigkeit der Freimaurer, und zwar zugunsten des Vierverbandes überall da, wo mit dem französischen Kultureinfluß auch die Ideen der romanischen

* In meiner Schrift ‚Die ∴ Brüder im Weltkrieg' (Verlag J. P. Bachem, Köln) habe ich versucht, das ganze Material zusammenzustellen.

Freimaurerei verbreitet und maßgebend waren. In Frankreich und England wurde zur Rechtfertigung des Krieges die Parole ausgegeben: es gelte die Verteidigung des Rechtes und der Freiheit gegen den deutschen Militarismus, der ebensosehr das Recht vergewaltige wie die Freiheit kneble, die Freiheit des eigenen Volkes und die Freiheit der unter seinen Machtbereich kommenden Völker. Wenn Frankreich, das gelobte Land der Demokratie, das Vorbild der Republik, zum Kampfe aufrief für ‚Recht und Freiheit', für die Verteidigung der französischen Kultur gegen den ‚barbarischen Militarismus und mittelalterlichen Cäsarismus', dann bedeutete das die Mahnung an die ganze romanische Freimaurerei, daß ihre eigenen Ideen und Ziele in Gefahr seien. Keine Überraschung bietet deshalb die Stellungnahme der Freimaurerlogen in Spanien und Portugal und in den süd- und mittelamerikanischen Staaten. In den Balkanländern, nämlich Griechenland und Rumänien — während in Bulgarien keine Loge nachweisbar ist — hat sicherlich die französische und italienische Freimaurerei eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet. Dies darf auch ohne näheren Nachweis, der zurzeit noch nicht möglich ist, als nahezu sicher angenommen werden.

In Holland, dessen geistig führende Kreise stark unter französischem Kultureinfluß stehen — es mag angemerkt werden, daß dies auch für die holländischen Katholiken gilt und beispielsweise die Haltung der ‚Tijd' erklärt —, hat auch die Freimaurerei eine starke Hinneigung zur Sache des Vierverbandes erkennen lassen. Noch schärfer tritt dies in der Schweiz in Erscheinung, in deren Großloge ‚Alpina' die welschschweizerischen Elemente stark überwiegen.

In den nordischen Staaten ist von einer Stellungnahme der Freimaurerei bisher nichts bekannt geworden. Es darf vermutet werden, daß die engen Beziehungen insbesondere des norwegischen Königshauses zu England auch in der norwegischen Freimaurerei, deren System streng hierarchisch gestaltet ist, zur Geltung gekommen sind.

Über die Haltung der Freimaurer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — in diesem Lande gibt es $1^1/_2$ Millionen Freimaurer — liegen noch nicht genügende Nachrichten vor, die ein abschließendes Urteil gestatten. Aus der Tatsache der Mitgliedschaft politisch führender Persönlichkeiten darf man nicht leichtfertige Schlüsse ziehen, denn — ebenso wie in England — gehören in den Vereinigten Staaten die meisten Leute in angesehener gesellschaftlicher Stellung zur Freimaurerei. Wilson und Roosevelt sind Freimaurer, aber auch Bryan. Nach einer dem ‚New York Herald' entnommenen Meldung vom 4. Juni 1915 sind die Freimaurer des Staates Neuyork, die 187 000 Mann zählen, bei der Jahresversammlung der Großloge vom Großmeister George Freifell aufgefordert worden, gegen die Ausfuhr von Waffen und Munition zu agitieren.* Bemerkenswert ist

* Deutsche Tageszeitung Nr. 281 v. 4. Juni.

auf der andern Seite die Mitteilung, daß in der angesehenen Freimaurerzeitschrift ‚New Age‘ (Washington, Okt. 1914, S. 187) bemerkt wurde:

‚Wir haben die größte Hochachtung vor dem deutschen Volke. Wir besuchten die Deutschen in ihrer eigenen Heimat; wir haben viele deutsche Bücher in ihrer Sprache gelesen, und wir sind überzeugt, daß wir gegenwärtig, wenn wir hinsichtlich der meisten Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur uns gründlich unterrichten wollen, zu deutschen Büchern greifen müssen.

Die Freimaurerei ist aber gegen den Militarismus und unsere amerikanischen Ideale begünstigen nicht das Gottesgnadentum der Könige. Wenn wir dies in einem Leitartikel der Septembernummer betonten, so glaubten wir damit den freimaurerischen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen. Und dies taten wir in Wirklichkeit. Beweis dafür ist, daß unter den 60 000 Lesern dieser Zeitschrift nur zwei gegen den Artikel Einsprache erhoben.‘

In dieser Äußerung spiegelt sich die bei den Amerikanern landläufige Auffassung wieder, daß man im Namen des demokratischen Kulturideals gegen das ‚deutsche System‘ Stellung nehmen müsse.

Die Stellungnahme der deutschen Freimaurerei ist schon genannt worden: sie stellte sich rückhaltlos in die Reihen des deutschen Volkes. Als Ende September 1914 von dem belgischen Großmeister Magnette der Versuch gemacht wurde, unter Ausnutzung der ‚alten Beziehungen‘ die deutschen Freimaurer zu verleiten, durch die Zustimmung zu der Einsetzung eines ‚internationalen Untersuchungsausschusses‘ über die Kriegsgeschehnisse in Belgien und Frankreich unsern Feinden Waffen in die Hand zu spielen, hat der Darmstädter Großmeister Br Wilh. Süß eine entschiedene Absage erteilt. Als in der Schweiz welsche Freimaurerkreise sich in Schmähungen gegen Deutschland ergingen, haben die deutschen Freimaurer es an scharfen Protesten nicht fehlen lassen.

Das Verhältnis zu der Freimaurerei der feindlichen Länder hat der 40. deutsche Großlogentag am 29. Mai 1915 durch folgenden Beschluß klargestellt:

‚Angesichts der Haltung der italienischen Freimaurerei, die, aufgestachelt durch ihre französischen Gesinnungsgenossen, sich in ihrer Gesamtheit in politische, zum Kriege führende Parteikämpfe eingelassen und dadurch gegen das eine derartige Handlungsweise ausdrücklich verbietende freimaurerische Grundgesetz schroff verstoßen hat, bricht der Deutsche Großlogenbund seine bisherigen Beziehungen zu der italienischen und französischen Freimaurerei hiermit ab. Gegenüber den Freimaurern in den übrigen feindlichen Ländern verbleibt es bei dem früher bereits gefaßten Beschluß, nach welchem jegliche Beziehungen der Großlogen zueinander seit Beginn der Feindseligkeiten ruhen.‘

Auf die naheliegende Frage, weshalb der Abbruch der Beziehungen zur

italienischen Freimaurerei ‚erst jetzt und nicht schon früher erfolgt sei‘, ist die wohl zutreffende Antwort gegeben worden:

‚Schon Anfang September v. Js. lagen den deutschen Großlogen unzweifelhafte Beweise für die feindselige Haltung der italienischen Freimaurerei gegenüber den Zentralmächten und für ihre Kriegshetzereien vor. Die deutschen Logen beabsichtigten schon damals, jede Beziehung zu den italienischen Freimaurern abzubrechen; sie wurden indessen von autoritativer Seite gebeten, vorläufig nichts zu tun. So waren den deutschen Großlogen die Hände gebunden, und sie konnten zu einem Abbruch der Beziehungen erst schreiten, nachdem der Krieg erklärt war.‘

Die deutsche Freimaurerei hat, trotz ihrer früher sehr starken kosmopolitischen Gedankenrichtung und trotz den früher bestehenden mannigfachen ‚internationalen‘ Beziehungen, die teilweise weniger harmloser Natur waren, in der Stunde der Not des Vaterlandes nicht versagt. Schon an dieser Feststellung scheitert die verschiedentlich vertretene Behauptung, daß die Freimaurerei als solche mit dem Weltkrieg etwas zu tun habe. Man darf sagen, daß die ‚Grundprinzipien‘ der Freimaurerei, insoweit sie in der romanischen Freimaurerei entwickelt worden sind, für die Stellungnahme eben der romanischen Freimaurerei die Erklärung geben, aber die Feststellung muß sich dann auch auf die romanische Freimaurerei beschränken. Die Wendung von dem ‚freimaurerischen Untergrund des Weltkrieges‘, wie P. Gruber S. J. seinen Aufsatz in dem Sammelwerk ‚Der deutsche Katholizismus im Weltkriege‘ betitelt, ist zu beanstanden, weil sie irreführt. Die Freimaurerei hat an der Entstehung des Weltkrieges keinen selbständigen Anteil, sie ist in der Vorbereitung und Entwicklung des Weltkrieges als dienstbares Werkzeug benutzt worden; aber ein Gesamturteil kann für die Gesamtfreimaurerei nicht gefällt werden. Insbesondere scheint mir gefährlich eine Urteilsfindung, die sich auf die sog. freimaurerische ‚Weltanschauung‘ gründen wollte — weil es eine solche nicht gibt. Und ich möchte wiederholen, daß zur Erklärung der Dinge nicht allein die ‚Grundprinzipien‘, sondern ebensosehr und vielleicht in noch höherem Maße die viel nüchterneren Feststellungen herangezogen werden müssen, daß und in welchem Maße neben den politischen Bemühungen die ‚persönlichen‘ Nutzbestrebungen wirksam gewesen sind.

Die Freimaurerei ist keine ‚Gemeinschaft zu idealen Zwecken‘. Wenn man sie als solche ansieht, muß man zu falschen Beurteilungen kommen. Sie ist ein ‚taugliches Werkzeug‘ — deshalb muß man in erster Linie die Ziele beachten, in deren Dienst sie gestellt ist.

III.

Wenn die deutsche Freimaurerei, wie ihre Wortführer erklären, allen Argwohn fortan vermeiden will, dann erscheint mir dies nur unter der Bedingung möglich, daß sie allem Geheimnistum rückhaltlos entsagt; wenn sie eine Kulturmacht sein will, soll sie den Kampf der Geister mit blanken Waffen führen; wenn sie soziale und gesell-

schaftliche Aufgaben zu haben behauptet, soll sie ihre Tätigkeit dem Urteil der Öffentlichkeit unterwerfen, wie es jede andere Vereinigung als ihre Pflicht ansieht; von dem Verdacht, der in unserer von dem Prinzip der Öffentlichkeit beherrschten Zeit nur zu natürlich ist, durch die Methoden eines Geheimbundes unlautere Ziele oder Bestrebungen zu fördern, kann sie nur durch entschlossene Preisgabe aller geheimen Werbe- und Aktionsmittel sich befreien; wo kosmopolitische und ‚internationale' Neigungen und Bestrebungen bestehen, muß ganz besonders eine der weitgehendsten und strengsten Prüfung zugängliche Öffentlichkeit gefordert werden, weil es sich in diesen Dingen leicht um Interessen handeln kann, die im eigentlichen Sinne des Wortes allgemeine, solche des ganzen Volkes sind. Das muß eine Lehre des Krieges für die deutsche Freimaurerei sein: es ist unerträglich, daß solche Beziehungen bestehen können, die sich der Kontrolle der Öffentlichkeit entziehen.

XVIII.

Bethulia.

Um die Altäre der beiden großen Pestpatrone St. Sebastian und Rochus drängte sich einmütig das Volk der Gesunden und bislang Geretteten.

St. Sebastian ist ein großer Martyrer und Ritter gewesen. Von seiner Fürbittmacht wissen die Vorfahren zu erzählen. Sogar das Bild, das im rechten Seitenschiff aus einer Altarwand niederleuchtet, ist ein Zeugnis seiner Wachsamkeit. Zwar hat er erlaubt, daß ein Schwedenschwert breite Schrammen in das bemalte Tuch riß und es mit sich wegführte. Aber er ließ die schänderische Tat nur zu, um seine Macht recht offenbar zu machen, denn der Räuber mußte zum allgemeinen Staunen der Bevölkerung den Raub wieder zurückgeben. Und anno 1632 hat er seine Hand über die Stadt gehalten und ist ein starker Schild wider die Pest gewesen. Er zählt unter die Wohltäter und Freunde der Stadt.

Und St. Rochus steht in Holz auf einem Altar der Evangelienseite. Seine Hand zeigt auf die Pestwunde am Knie, um zu weisen, daß in ihm Gottes Gnade mächtiger gewesen sei als die Kontagion, und der Heiligenschein weist darauf hin, daß er in heroischer Liebestätigkeit an Pestkranken die himmlische Gemeinschaft mit dem thronenden Christus errungen habe.

‚St. Sebastian, St. Rochus, bittet für uns!' flehten dumpf wie die tausend Stimmen eines fernen Meeres die vereinten Stimmen des Volkes. Die Kerzen schimmerten golden um die dunklen Bilder der Patrone, so daß man glauben konnte, die Tröster seien eben erst aus der Nacht des Hintergrundes vor die Gemeinde der streitenden Christenheit getreten, um sie mit Gottes Herrlichkeit zu trösten.

‚Gott zürnet', hatte der greise Dechant, der nunmehr verewigte, vor kurzem noch gepredigt. ‚Unser Gebet ist schwer und plump von Sünden. Derohalben stoßt es etwan nur bis in die Region der Wolken. Hernachen aber fallet es ruckwarts gen die Erden als etwas Erdhaftes. Empfehlet demnach euer arm schlecht Gebet, Verlöbnis und Opfer den Heiligen an, auf daß sie es auffangen, so es abwarts fallen will, und es nehmen in ihre goldenen Händ und reinigen mit ihrem flammenden Hauch, hinheben alsdann vor Gottes Augen und ihme Gnade erbitten mit ihrem Geseufze und dem Hinzulegen eigner Werk und Verdienste.'

So wollten sie denn heute in der großen Pfarrkirche eine Bußandacht halten, zur selben Stunde, da die anderen Bekenntnisse sich in ihren Bethäusern und die Juden in ihrer kleinen Synagoge versammelten.

Sie hatten beschlossen, in einer feierlichen Prozession Gott gleichsam entgegenzuziehen, wie die Bürger einer besiegten und geschlagenen Stadt mit den Schlüsseln und anderen Insignien der Unterwerfung dem Eroberer entgegentreten.

Die Benefiziaten von St. Margareth im inneren Freithof, St. Eulogius und St. Veit, obwohl eben selbst von dem Siechtum heil — die Benefiziaten von St. Peter und Erasmus, die jungen und fröhlichen, waren gleichfalls gestorben, — hielten abwechselnd die Feier; sie standen am Altar, Gestalten, kahl vom Nervenfieber, das ihnen die blonden Schöpfe ausgerissen, hager wie Skelette oder gedunsen und bleich wie moderndes Fleisch, pockennarbig und taumelig. Mit hohlen Stimmen beteten sie vor, uralte Gebete, die schon Leo der Große und Gregor, der wundertätige Kirchenlehrer, bei Tiberüberschwemmungen, Hunnennot und Hungersnot mit ihrem Volke durch die Straßen Roms gerufen hatten. Der Kehrreim aller Gebete lautete: Parce Domine, parce populo tuo quem redemisti pretioso sanguine tuo*. Dazwischen klangen, von dem Volke abwechselnd gebetet, die Verse der Bußpsalmen:

O Gott, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit!

Und nach der Menge deiner Erbarmung tilge unsere Missetaten!

Laß mich Freude und Trost hören: daß meine zerschlagenen Gebeine fröhlich werden.

Gib mir wieder Freude deines Heils, und mit deinem kräftigen Geist bestätige mich...

Manchmal verwirrten sich die Worte zu einem unverständlichen Gemurmel; dann aber, wenn die Bitte mit besonderer Deutlichkeit gegenwärtige Not aussprach, schienen die vielen Stimmen eine einzige, klare und gewaltige zu werden.

Die Stimme des Priesters erscholl nun dünn aus dem rauhkehligen ‚Parce', das die Bußpsalmen abschloß: ‚Allmächtiger,

---

* Verschone, o Gott, verschone dein Volk, das du mit deinem kostbaren Blute erlöset hast.

ewiger Gott! Herr himmlischer Vater! Siehe an mit den Augen deiner grundlosen Barmherzigkeit unsern Jammer, Elend und Not. Erbarme dich über alle Christgläubigen, für welche dein eingeborner Sohn, unser lieber Herr und Heiland, in die Hände der Sünder freiwillig gekommen ist und auch sein rosenfarbenes Blut am Stamme des heiligen Kreuzes vergossen hat.‘

Bis hierher hielt das Volk an sich und betete mit Herz und flüsternden Lippen mit; nun aber fiel eine Stimme nach der anderen in die schwachen Laute der ausgedörrten Vorbeterkehle. Das Gebet wurde wieder ein tosender Strom: ‚Durch diesen Herrn Jesum wende ab, gnädigster Vater, gegenwärtige wohlverdiente Strafe und zukünftige Gefährlichkeit, schädliche Empörung, Kriegsrüstungen, Teuerung, Krankheiten und betrübte, armselige Zeiten.‘

So schrien und sangen sie ihre Bitten durch die weiten Hallen, inbrünstig, wie einstens wohl die Niniviten und Altisrael. Die heisere Stimme des todmatten Priesters kam nicht mehr auf gegen die dumpf brausenden Chöre des Volkes.

Auf einmal fiel die Orgel ein. Ihre mächtigen Töne kamen herab wie ein wohlgerüstetes Heer, das schallend, in unverbrauchten Waffen der bedrängten, müden und zerbeulten Schar zu Hilfe eilt. Die Stimmen klangen siegfroh; wie eine geheime Meldung liefen die Töne auf und nieder; Mächte und Gewalten schienen in Reih und Glied zu stehen, wohlgeordnet, klar gehäuft und geteilt. Die Klänge kamen alle wie aus gewaltigen Kriegerherzen oder rotgesunden Jünglingslippen. Rosige, windschnelle Knaben schienen dazwischen eingestreut und großäugige, ermunternde Jungfrauen. Das war alles so ermutigend und klagte die tränenreiche Jammerherzigkeit an.

Als dann eine markige Männerstimme das alte Pestlied anstimmte, das von Flöten und Oboen, von Klarinetten und Geigen süß-wehmütig begleitet wurde und den heiligen Sebastian als den Freund Gottes und Besieger Satans feierte, da war das Murmeln des Volkes kein Beten mehr. Es war ein Himmelsstürmen und heißes Beschwören. Die folgenden Vaterunser und Ave hörten auf, eine tausendmal abgeleierte Tonart zu sein; die durch den langen Gebrauch gleichsam verholzten und versteinten Worte wurden weich und knospeten wie vom Lenz geschwellte Zweige. Hundertmal unverstanden Hergesagtes bekam jetzt Sinn und Kraft. Zwischenhinein in die geweihten Gebete schrie eine im Übermaß bekümmerte Seele: ‚O Gott, Gnade! Gnade, Gott, meinem Kind!‘ Auch

die harten Männerherzen wurden weich und ihre Augen blinzelten gegen andrängende Tränen.

Plötzlich entstand im mittleren Gange eine Bewegung. Die dichtgedrängten Leute schlossen sich noch enger zusammen, wichen zur Seite und ließen durch das ganze Kirchenschiff entlang eines Fußpfades Breite frei. Schritt auf dieser Bahn, schwarzgekleidet, hoch, in sich gekehrt, eine Fürstin dahin oder eine Heilige, die sich einen Augenblick aus dem Himmel gestohlen hatte? Niemand war von ihr berührt oder gebeten worden, Platz zu machen. Es war, als sei ein unsichtbarer Herold vor ihr hergegangen und habe das willige Volk durch einen Machtbefehl auseinandergespalten. Judith war die schwarzgekleidete hohe Frau, der das Volk Platz machte. Ehrfurcht und Dankbarkeit waren ihre Herolde. Sie selbst merkte nicht, daß man ihr ausgewichen war. Sie schritt aus, als wäre sie allein in der Kirche. Wie ungesehen und unbeobachtet ging sie an der gestauten Menge vorbei, die in dem Halbdunkel des Raumes nicht wie ein Gedränge von Personen, sondern wie ein schwarzes Gekrause schwerer Schollen weithingedehnt zu ruhen schien.

Wie damals in der Gewitterstunde ihr kindliches Auge zur Stadt Bethulia geflogen war und von da zu der Schlangentöterin, um sich endlich in den feurigen Wolken um Gott Vater her zu verlieren, so suchte jetzt ihr Blick dürstend das Bild des Triumphes.

In der Tiefe der Kirche lag wohl schon nächtige Dämmerung und auch von den Gurten der Gewölbe hingen die Schatten wie schwere Trauerteppiche nieder. Aber die Altäre waren voll Lichtschimmer und von der Decke des Presbyteriums nieder hing ein Kronleuchter, strahlend vom Gefunkel der Kerzen und Kristalle.

Dieser erreichte mit wenigen Strahlen das große Bild, dessen Farben in die unteren Räume herableuchteten wie goldene Abendwolken, die hoch am ausgelöschten Himmel stehen.

Judith sah das Bild, ertastete die Stufen eines Nebenaltares und kniete nieder.

Seit Beginn der Seuche hatte sie das gewohnte Heiligtum entbehrt. Die Betten der Kranken und die Lehnstühle der Sterbenden waren seitdem die Altäre gewesen, an denen sie gekniet war. Im Sakrament der Wegzehrung war ihr der verborgene Christus allein noch nahe gekommen.

Als aber heute die Glocken so machtvoll zum Bußgebet geladen hatten und sie eben über die Straße geeilt war, um von dem Lager eines Geretteten weg zu den Stuben Gefährdeter zu eilen, da hatte

sie die Sehnsucht überkommen, das lang Entbehrte zu genießen und dorthin zu eilen, wohin nun alle Gesunden hasteten.

Aber als sie eben gereinigt und mit rauchwerkduftenden Kleidern aus dem Badhause getreten war, da hatte sie aus der Nähe ein wildes, tierhaftes Brüllen gehört: „Judith! Judith!"

Zusammenschaudernd hatte sie sich umgesehen, und da war schon ein Erkennen in ihr aufgeblitzt: ‚Giacomos Stimme!'

‚Judith, Jungfrau! ... Judith!' — und diesmal fügte sich ein häßliches Wort an ihren Namen.

Fenster waren aufgegangen und Kranke und Halbkranke hatten sich durch die schmalen Öffnungen gedrängt.

‚Judith, mildtätige Jungfrau!' riefen sie, ‚wir grüßen Euer Antlitz als das eines Gottgesandten. Wir haben mit Sehnsucht Euer begehret... Aber geht erst und schweiget den Gottslästerer! Er ist vom Teufel besessen und hat die Pestilenz ärger als alle. Ja, schauet, Jungfrau, das hier ist der Brunnquell des Gifts und aller Kontagion Herd... Kann's denn sein, daß wir gesunden, wo dieser immerdar Krankheit ausgeifert als ein Drach, und daß Segen kombt, wo der nichts tut Tag und Nacht denn sakrilegieren, verfluchen und Höll anrufen?'

‚Was soll ich bei dem Satan? Schickt die Priester!' hatte sie sich gewehrt.

‚Er speiet alle an mit Verwünschungen und attackiert sie auch. Herentgegen schreiet er ohn' Aufhören nach Euch. O, bitt um Gott's Barmherzigkeit willen, verstopft den Giftbrunn, und wir seind alle gesund! Er ziehet die Pest her. Geht, geht! Wir warten, alslang Ihr ihn habt niedergestritten, und vermeinen, es gäb kein besser Arzenei, auch daß es kräftiger sei als jeglich Bußmittel und Kasteiung.'

‚Judith, Judith!' brüllte, lockte, fluchte die unheimlich schnaubende, wie aus einem plumpen Untier donnernde Stimme.

Und zugleich stöhnten die Kranken auf, verhielten sich die Ohren und jammerten herzbeweglich.

Da war sie an der Pforte umgekehrt und auf Giacomos Haus zugegangen. Aber nach wenig Schritten hatte sie eine unnennbare Verwirrung des Geistes erfaßt. Und sie war hierher geeilt, nein, sie war geflohen, und kniete nun am Altar wie ein von Eumeniden Gehetzter am heiligen Asyl — und ließ den Wilden schreien und die Kranken warten.

Vor wem war sie geflohen, wer hatte sie gehetzt?

Vor Giacomos Haus hatte sie das Grauen gepackt. ‚Eiter und Blut, Beulen und Pocken seind nit häßlich,‘ hatte sie sich gesagt, ‚aber die Sünd ist häßlich. Da drinnen lieget die Sünd. Nicht eine Sünde... nicht tausend... sondern die Sünd!‘

‚Judith, Jüngferchen süß, Judith... —‘ ah, wieder die Häßlichkeit!

Dann waren die Schauder gekommen, in denen sie alle Krankenstuben, wo sie bisher gepflegt hatte, in einem einzigen Bilde sah .... und alle Fieberrasenden und Pockenverschwollenen... und dann wieder ein Vergessen aller Häßlichkeit und die übergroße, hinreißende Sehnsucht nach Schönheit, nach Lichtern, Bildern, Blumen, nach Orgelbrausen und erhebenden Worten, nach Gebet... nach Gott.

Und da kniete sie nun, o wie selig und selbstvergessen! Zuerst war es nur ein Veratmen wie nach einem Rennen um Leben und Tod, ein süßes Geborgensein, zugleich ein dürstendes Schlürfen und ahnendes Nahefühlen von Wassern der Erquickung. Dann kam die zarte Freude des Wiedersehens nach langer Trennung; es regte sich in ihr wie ein Genesen und Aufblühen. Die Orgel erklang ihr wie zu einem himmlischen Reigen. War ein Hochzeitszug in der Nähe?... Die Freude wurde zu einem Genießen. Das Genießen zu einem Sehnen nach größerem Genuß. Die Leere der Entbehrung brachte ein Heischen nach Entgelt.

Doch da wehrte sie sich, als hätte sie eine Versuchung gefühlt, sie rüttelte sich auf und ordnete ihre Gedanken zu dem, was sie sich für diese Stunde seit langem bereitgestellt hatte: Danksagung, Dank! Deo gratias! Deo gratias!

In den Nächten der erbarmenden Aufopferung hatte sie Dankworte wie feuergoldene Dukaten geprägt und in ihrer Seele für diesen ersten Kirchgang aufgehoben. Es war also Pflicht, alles andere zurückzustellen und diesen schimmernden Schatz, der ans Licht drängte, als Gabe niederzulegen.

Und sie sagte Dank.

‚Dank dir, du lang verborgener, aber niemalen treuloser Gott! Dank dir derohalben, weil du mich nicht als einen Scherben hast geschaffen, der vom Anbeginn bis Ende unnutz war, sondern als ein Gefäß, so du verstauben, aber nit verderben hast lassen; das du herfürholtest, da deine Stund gekommen war. Dank dir, unaussprechlich Lob, daß ich hab dienen dürfen. Du hast mich lange Zeit aus den bewegten und heilwirkenden Kreisen ausgeschlossen, und nun hast du mich gleichwohlen annoch in den Reigen gezogen,

allwo die Kräft der Himmel und die Ström der Erde, die Auserwählten der Vollendung und die Auserwählten der künftigen Täge stehen. Dank dir, weilen ich ein Werkzeug durfte sein, ein armes wohl und elendiges, aber dannoch ein Werkzeug. Ach, bin oftmalen eine Zang gewesen, ein scharf schneidend Messer und eine bittere Arzenei — aber doch in deiner Hand. O Herr, Dank! Immer bin ich neben deiner Hand gelegen. Immer hast du an mir vorbeigetastet, so du ein Instrument brauchtest. Und alsnun hast zugegriffen, dein gnädig Aug ist auf mich gefallen und hast mit mir geschnitten, gewirket und auch wohl geheilet.'

Da sie so sprach, neigte sie den Kopf noch tiefer und preßte die Brust krampfhafter mit beiden Händen; denn die Worte, die sie ausströmte, kamen wie aus verflossenen Lebenssphären und andere neue, wirre Gefühle mühten sich, sie zu verdrängen. Sie begehrten heftig das Wort und wollten vor Gott getragen werden. Aber Judith verwehrte ihnen den Zutritt und hieß sie schweigen.

Sie raffte sich noch einmal zusammen und betete stöhnend: ‚Herr, du hast mich begnadet. Zu allen bist du in dieser Heimsuchung im Zorn gekommen, zu mir in Güte, allen hast du Leid gebracht, mir süßen Trost. Ihnen hast du das Leben genommen, mir aber gegeben. Müßig sind sie geworden, ich voll glückbringender Arbeit. Dank, Dank, weilen du mir eine Aufgabe hast geben und ein Ziel, weilen du mich gerufen, Dank für deinen Ruf!'

So stammelten die Lippen; aber nur die Worte glühten, die Gefühle wurden immer fahler und kälter.

Unterdessen begann die Gemeinde sich zu der Prozession zu ordnen. Sie glich einem Ansturm des Lichtes gegen die Finsternis bis hinein in alle Winkel. Während vorher nur die Altäre mit ihren Leuchtern, Tafeln, vergoldeten Voluten und Pfeilern und die kristallenen und silbernen Lampen in das wachsende Dunkel hineingeglüht hatten, wirbelte jetzt ein wahrer Sprühregen von Funken durch die ganze Kirche. Denn jeder, der mit der Prozession wallte, war irgendwie ein Lichtträger. Der Klerus ging im weißen Chorhemd und in blauen, goldbebordeten Stolen; auch trugen die Priester mächtige Kerzen, die in der Zugluft hoch aufflammten. Einer der Benefiziaten hielt in ehrfürchtig umhüllter Hand das silberne Kreuz mit der Reliquie des hl. Sebastian. Von den Mitgliedern der Guttodbruderschaft und der Sakramentsvereinigung ging ein besonders helles Leuchten aus, denn sie führten ihre Abzeichen mit: Große, versilberte Plaketten, die an der linken Brust befestigt

waren, und goldene ‚Sebastianslanzen‘, die über ihre grauen und kahlen Schädel flimmernd hinausragten. Die Zunftmeister aber wandelten im grellsten Licht, denn sie hatten sich's nicht nehmen lassen, ihre Fackeln, die sie sonst nur außerhalb des Gotteshauses gebrauchten, anzuzünden. Die reichgeschnitzten Gildenzeichen blitzten vom Scheine der eigenen Kerzen und vom Widerschein der Fackeln.

So war Judith von einem kreisenden Meere bunter Lichter umgeben. Allein sobald die Litanei mit einem flehenden Kyrie eleison begonnen hatte, war ihr Blick, nach der Höhe eilend, an das Deckengemälde gestoßen und hatte grausend den Kopf des Holofernes gesehen. Ach, wie oft hatte sie in ihren stammelnden und heimlichen Gebeten um das Haupt des Holofernes gefleht und in frohlockendem Triumphieren das Hochgefühl der Bethuliabefreierin in sich hineingerissen wie einen kostbaren Raub! Sie hatte in begeisterten Phantasien das langlockige Haupt emporgehoben und mit ausgestrecktem Arm dem drängenden Israel gezeigt. Das Volk ringsumher aber hob braune Arme und die Kinder riefen mit den Greisen und die Jünglinge mit den Jungfrauen, den Blick auf die Madonna gerichtet: ‚Du Ehre der Stadt Jerusalem, du Freud des Volkes Israel, du Ehre unseres Volkes. Du hast männlich gehandelt, und dein Herz ist deshalb gestärkt worden, daß du die Reinigkeit und Keuschheit geliebt hast. Darum hat auch dich die Hand Gottes gestärkt, und darum sollst du gesegnet sein in Ewigkeit.‘ So hatte sie oft in heißer, kindlicher Wallung, zu dem wundersam freudigen Bilde aufschauend, gebetet. Denn der Heiligen kam ja alle Ehre zu, wenn etwa die unwürdige Erdenmagd also siegen sollte.

War das ein Herzhämmern und ein süßes Blutwallen gewesen, ein weiches Strahlen von überschimmerten Zähren, ein Jubilieren wie von vielen Pfeifen und Harfen!

Aber warum kann sie jetzt den Anblick des Bildes nicht ertragen? Warum schauert ihr ganzer Leib vor dem Blut, das ihr sonst nichts gewesen ist als eine rote Farbe? Und heute zum erstenmal sieht sie, wie entstellt und totfarben das Haupt ist. Das Haar, von Blut und Salbe untermischt, geht straff und steif wie ein Geringel toter Schlangen an den Schläfen herab und hängt in die halbgeschlossenen, wie trübe, angelaufene Scheiben erblindeten Augen herein. Alles muß sie sehen, was Grausen erweckt: die zerschnittenen Halsadern, das niedersickernde, über den Teppich rinnende und gerinnende Blut, und alles wahr und nahe; Holofernes schwebt aus dem Rahmen des Bildes auf sie zu.

Judith schloß die Augen, preßte die Hände betend zusammen und rettete sich in das Gewoge von Andacht und betenden Stimmen, die von allen Seiten der Kirche her erklangen.

‚Sei uns gnädig, o Herr!‘ sang der Vorbeter dreimal nacheinander. Und Judith betete mit dem ganzen Volk, auf die Brust klopfend: ‚Verschone unser, o Herr!‘ Indes die Menge langsam, wie unter einer Last vorwärtsschreitend, dumpf mächtig gegen die Not flehte und mit jeder Bitte eine kleine Hoffnung, gleich dem Lichte der brennenden Kerzen in der drückenden Finsternis der Seelen entzündete, verstummte Judith in geistiger und körperlicher Schwäche. Sie fühlte, wie ihre Hand feucht wurde. Und dann war ihr, als sei nun Holofernes bei ihr angekommen. Sie hatte wirklich sein blutnasses Haupt in der schwerlastenden Hand. Sie wagte nicht, sie anzusehen und hatte nicht die Kraft, sich gegen die übergewaltige Vorstellung zu wehren, das Haupt mit den stacheligen Haaren hänge wirklich wie ein häßlicher Riesenskorpion zwischen den zitternden Fingern. Deutlich empfand sie, wie das Blut kalt und eklig traufte, wie naß und klebrig und widrig sich das Fleisch anrührte. Sie wollte im Grausen aufspringen und vermochte es nicht. Endlich gelang es ihr doch, die Augen aufzureißen; ermannte sie sich auch nicht, auf die Hand hinzusehen, auf die der Tod übergesprungen zu sein schien — so empfindungslos und schwer und kalt war sie geworden —, so hatte sie doch den Trost des Volkes nahe. Und wohl nie war ihr Antlitz einem der Schwerkranken beglückender gewesen, als ihr nun der Anblick eines greisen, silberhaarigen und geruhsam an ihr vorbeiwallenden Pfründners erschien. Und wie wonnig strahlte das Licht durch den Raum! War sie nicht mitten in dem Reigen wandelnder Sterne?

Eben änderte sich die Melodie der Litanei. Sänger und Orgel schienen Atem zu schöpfen, um Gott auf eine stärkere Weise zu beschwören. Die Rufe ‚Bitt für uns!‘ verstummten, und das Volk flehte: ‚Erhöre uns, o Herr!‘ Sowohl diese Bitte wie die Worte des Vorbeters brachten Judith eine Entlastung. Der Priester betete um Befreiung von allem Übel, von aller Sünde, von Gottes Zorne, von einem jähen, unvorhergesehenen Tode. Judith ordnete sich dem Rhythmus der Gebete ein und verfolgte die Prozession mit klaren Augen. So gelang es ihr, den grausigen Assyrer von sich abzuschütteln und wieder an seine Gewölbe zu bannen. Aber sie gewann darin keine Erleichterung. Denn sie wußte nun, warum sie Blut und Verstümmelung an Holofernes gesehen hatte. In

ihrem Innersten sind der Überdruß und Ekel an dem Entsetzlichen, was sie Tag um Tag sehen gemußt, aufgestanden. Das Zartherz, das vor Häßlichkeit zurückbebte und so lange mit Häßlichkeit, Blut und Wunden umgegangen ist, will nun wieder sein Recht, sträubt sich gegen den harten Dienst. Wohl, Holofernes ist gewichen, die Hand ist frei, der Spuk ist zerronnen im Licht. Aber nun sieht sie vor sich einen anderen Graus, der nimmer zerrinnen und zerstauben wird. Denn er hat Fleisch und Blut. Der Blatternkranke, von dem sie vor einer Stunde weggegangen ist, trägt das zerrissene, von Wunden durchlöcherte, schwarze, blutige Antlitz, vor dem ihr soeben so sehr gegraut. Und der Pesthauch, der sie fühlbar umwehte, ging nicht von dem stachelhaarigen Antlitz des Feldherrn aus, sondern von den Krankenstuben im Flußwinkel, wo sie unaufhörlich ein- und ausgegangen war. Nicht aus dem offenen Munde des Toten kommen die Gurgellaute und das wehe Lallen unregierter Zungen, dieses Jauchzen und Heulen wahnsinniger Kehlen, das ihr im Ohr geklungen hat, es ist das Echo der Siechen, das sie jetzt auf einmal überallhin verfolgt... Warum brennen sie ihre Augen wie sengende Glut? Warum würgt sie der Ekel? Ach nein, Verwesung und Gift steigen nicht aus dem Medusenhaupt dort oben!... Die vielen Öllämpchen, rauchend und singend nächtelang, tagelang ... nächtelang; die Essenzen und Rauchwerke, die stinkenden Wunden, die schmutzigen Menschen, der rinnende Eiterfluß — nächtelang, tagelang — — — das hat sie wissend und empfindend gemacht beim Anblick jenes Totenbettes, auf das der Künstler den Holofernes gebannt hat... Immer in diesen verhängten Stuben, anrührend diese offenen Gräber, umbettend die verwesenden Leiber, sich befleckend mit den Eiter- und Bluthemden, das alles hat sich in sie eingeätzt, und nun ist ihr harter Wille durchfressen wie Eisen vom Rost.

O diese Stuben waren lebendige Ungeheuer von Skorpionen, sie waren voller Schlangen und Gewürm, sie waren, jede für sich, Holofernes lebendig, drohend, mit einem Maul voll Unrat, mit Augen voll Mord. Sie starrten auf sie übermütig und übermächtig — und sie fühlt sich müde wie einer, der selbst vor dem dräuenden Tod kein Glied mehr rührt. Sie ist doch nur eine arme Maid. Sie zittert und bebt, und eine Stimme in ihr ruft nach ihrem Heim und Hund, ihren Tannen und Raben, ihren Marionetten und süßen Gedankentändeleien. Nein, fort mit diesem furchtbar drängenden Holofernes, der um so gewaltiger wird, je mehr Köpfe man ihm vom Rumpfe schlägt! Ach — sie kann nicht mehr.

Sie will nicht mehr! Immer Eiter, Blut, Wahnsinn, Schmutz, Röcheln, schwarze Blattern, grausliche Dünste, immer Zähren und Seufzer, Feigheit, Furcht und Wahn — nie ein grünes Ufer in diesem Gischtmeer, kein freundliches Sonnenstündchen bei Maiblumen und Ilgen —, keine Farbe, als immer die, welche der teuflische Maler Fieber in seiner wahnsinnigen Wut hinkleckst.

Judith horchte wieder mit aller Kraft ihres Willens in die Kirche hinaus, um von dort her Hilfe zu bekommen. Sie beteten: ‚Daß du uns von der bösen Sucht und allen anderen Krankheiten bewahren wollest — wir bitten dich, erhöre uns!‘ Zuletzt war ganz ferne die zittrige, schwache Stimme eines Priesters zu vernehmen, die um so kindlicher und armseliger erschien, je stärker vorhin das Gebrause des Volksgebetes erschallt war. Sie flehte kaum vernehmlich: ‚Verschone Gott Vater, verschone Gott Sohn, verschone Gott Heiliger Geist, dein ganzes christliches Volk, uns alle, die mit Sünden und Strafen behaftet und deiner göttlichen Erbarmung, Trost und Erledigung über die Maßen unwürdig sind. Das Blut deines gerechten Sohnes, am Stamme des heiligen Kreuzes für uns vergossen, schreie zu dir, o ewiger Vater!‘

Aber Judith wurde durch diese Gebete nicht emporgerissen. Ja sie wagte nicht einmal mitzubeten. So sehr auch die Lichter um die goldenen Säulen des Altares strahlten und um alle Rahmen und Fahnen blitzten, so erschien ihr doch alles wie von schwer lastenden Schwaden erfüllt.

‚Ich bin unwürdig, unter dem Volke zu knien,‘ ging es ihr durch den Sinn. ‚Denn ich bin nicht mehr guten Willens, ich widerstrebe dem Heiligen Geist. Ich will fliehen vom Acker Gottes, von der wolfbedrängten Herde. Ich habe jahrelang um meinen Beruf geschrien — und nun bin ich ein Jonas!‘

Jetzt läuteten sie ‚des Engels Gruß‘. Das Glöcklein klang wie eine Stimme, die sich eben lange ausgeweint hat und nun wieder getrost ist.

‚Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!‘

Die Leute, die um Judith her standen, schauten voll Rührung und Ergriffenheit auf die Jungfrau; denn noch nie hatten sie das Bild der Gottesmagd so schön verdeutlicht und verdolmetscht gesehen als in diesem Augenblick.

Ihr langer Hals war wie die Demut leibhaftig gesenkt, und ihr Antlitz, soweit es die spielenden Lichter und Schatten offen-

barten, war in jedem Zug geistig und fromm bewegt. Das wenige, was man sah, ließ Engelhaftes ahnen.

‚Mir geschehe nach deinem Worte!' Judith wiederholte diese Worte unablässig. Aber nicht in jener demütigen Ergebenheit, in der sie zum erstenmal von der Jungfrau zu Nazareth ausgesprochen worden waren, sondern sie schleuderte sie heraus wie der Ritter sein Schwert, wenn er um sich schlägt mit wilder Gewalt und sich der drängenden Gegner erwehrt. So stach sie gegen ihr Zartherz, gegen die Sehnsucht nach Ruhe und grünen Gärten, nach blühenden Rosen und wildgesunden Vögeln.

Und unwillkürlich hob sie den gesenkten Nacken empor und sah noch einmal das Gemälde auf der Höhe. Sie schaute an Holofernes vorbei und versenkte sich in die triumphierende Kraftgestalt der Judith, glitt auch an ihr vorbei und starrte in das Antlitz der schlangenzertretenden Himmelsfrau. Wie gütig und triumphierend es war! Wie lächelte sie, indes sie das Grausige vollbrachte.

Und nochmal glitt ihr Auge herab zu dem schrecklich starrenden Holofernes. Und in diesem Augenblick kam ihr ein ganz klares Wissen. Ein tiefaufhellender Blitz durchzuckte sie. Er zeigte ihr, woher in Wahrheit ihre Verwirrung und der Ekel vor Krankheit und Unrat gekommen war. Dieser Widerwille war nur Vorwand. Sie scheute auf einmal die tausend Schwären und Wunden als schreckhaft, weil von ihr verlangt wurde gegen den Einen zu streiten. Das Gefühl der Ohnmacht im Kampfe gegen diesen Übergewaltigen hatte sie an aller Kraft verzweifeln lassen. Weil sie sich weigerte, in das Zeltlager zu gehen, verleumdete sie ihre gesamte Kraft. Ja das war an ihr geschehen. Gott sprach zu ihr: ‚Auf, zieh gen die Sünde!' Da antwortete sie ihm: ‚Ich bin schon schwach im Kampf gegen die Pest des Leibes!' Gott sprach: ‚Auf, zieh gen Holofern!' Da entschuldigte sie sich und sagte: ‚Ich bin schon seinen Knechten unterlegen.'

‚Nun aber weiß ich, er wird mich ganz verwerfen, so ich seinen Willen nicht zu Ende tue! Herr, wappne du meine Seele! Hast nicht verderben lassen den Leib mitten in der Kontagion, halt nun auch den Schild über die Seele deines Werkzeugs. Giacomo schreiet nit nach mir aus Willen zum Leben und nit aus Absicht sich zu bekehren, sondern der Haß schreiet in ihme. Er hat wollen die ganze Stadt verderben. Nunmehr verzaget er in seinem Rachgelüst. Er will mich schlagen mit Sünd und Aussatz, und vermeint darmit Leben und Gesundheit ins Herz zu dolchen!... Du willst, ich soll

den Haß umwenden, willst, ich soll den Fluchmund schließen! Ich soll nit bangen vor dem Wort der Lästerung und Sodoms Auswurf.... Die Kranken rundum werden heil sein, so er schweiget. Ja, Herr, ich bin klar! Bin vor dir geflohen, kehr zu dir zurück!'

Sie vergaß im Überschwang der Gefühle, daß Menschen in der Kirche waren. Sie sah nur flammende Zungen und blitzende Sterne, sie wußte nur von stummer Sehnsucht und inbrünstigem Gnadeheischen. Indes die Beter lauschend schwiegen und nur die Orgel in klagender Wehmut, leise und verhalten, ihr kräuseliges Wellengeklinge fortsetzte, erhob sie ihr Haupt, öffnete unbewußt die Lippen und flehte: ‚Herr, Herr, wenn es nit Überhebung vor dir ist: Leg mich auf den Altar, hebe deine Rechte mit dem Opfermesser, laß mich Lamm werden! Nimm jegliches Messer, schlag mit jeglicher Geißel, laß jeglichen warmen Blutstropfen ausfließen!'

Die Orgel klang jetzt, da der Priester den Segen vorbereitete, wie Elfengeflüster, die Brummbässe waren geschlossen, die zartesten Kehlen und Zungen sangen ein Lied, das gleich einem Schlummerlied über Wundfiebernden und Kampfmüden war. All die breiten, zottelbrüstigen Krieger, die das Gnadenflehen wie Schlachtgesang geübt hatten, waren abgezogen. Das Volk lag auf den Knien, und alle Lippen schwiegen und alle Ohren lauschten, und doch konnte niemand deuten und enträtseln, was Judith weiter sprach. Denn es war ein Stammeln und wortloses Reden, ein unbestimmtes Fluten von Gefühlen, eine unnennbare Rede, und schließlich ein stummes Hinneigen und Hineinhorchen in eigene verborgene Tiefen und in ferne Unermeßlichkeiten. Sie sprach die letzte Bitte heimlich vor sich selbst, damit sie kein irdischer Anhauch trübe.

Die Ministranten klingelten. Die Monstranz blitzte, von der Hand des Priesters segnend auf und nieder geneigt. Einen Augenblick war tiefes Verstummen in der Kirche. Die Häupter neigten sich gegen die Brust, die Finger siegelten sich mit dem heiligen Zeichen. Auch Judith tat wie die Gemeinde. Ihr war, als erwache sie von einem tiefen Schlaf mit noch beschwerten Augen und zerschlagenen Gliedern.

Sie erhob sich und ging langsam aus der Kirche. Ihre Augen waren wie schwarzer Granit, wenn seine feuchte Glätte roter Sonnenglast trifft. Ihr Mund war zusammengeklemmt wie von krampfenden Schmerzen. Die Anmut der schwellenden Lippen war dienstbar zum Ausdruck eckiger, männlicher Kraft erstarrt.

Judith schritt über die Straße, vornübergebeugt, mit schwerem,

ausholendem, stampfendem Schritt, wie einer, der gegen den Sturm ankämpft und bereit ist, alle Augenblicke auf den Feind zu stoßen und gegen ihn auszufallen.

Die ersten Sterne lugten auf die engen Gäßchen herein. Der Wind wehte flatterig, aber weich und duftend von Feld, Scholle und Blumen. Auf den Straßen begegnete sie nicht einem Menschen. Nur die Wage eines Pumpbrunnens pfiff aus einem Hof, und ein paar Hunde liefen bellend über die Straße. In den meisten Häusern, an denen sie vorbeiging, hauste der grimme Assyrer. Drohend glotzten die dunklen Fenster. Nicht eines war erleuchtet. Nun hörte sie ein Lied. Aber es war nicht der Sang froher, verbündeter Gesundheit. Das Fieber sang es, hinter einer eroberten Mannesbrust sitzend, wo es ein zehrendes Wachtfeuer angezündet hatte, darauf es den Raub verbrannte: lieber Tand, süßer Besitz, flachsfarbene, umschwärmte Mädchenzöpfe, hart erlernte Kunstfertigkeit, stadtberühmte Kraft, Humpen und frohe Liebeslieder. O welch ein roher Landsknecht und Assyrer ist das Fieber!

Aber nun soll sie gegen Holofernes, den Heerführer selbst, vorgehen. Sie will und muß, hat es versprochen und gelobt. Und kann nicht. . . . Und muß doch.

Wieder vor eine Häßlichkeit treten! . . . Was, Häßlichkeit? Das ist es ja diesmal gar nicht, was quält und weghält. . . . Und doch ja, eine unerträgliche Häßlichkeit soll sie sehen und berühren. Die französische Krankheit hat sie gemalt, tausend trunkene Stunden haben ihre Tollheiten darübergeschmiert, die Raserei wilder Ingrimmstunden hat mit Feuerfarben, mit allen Gluten der Trunkenheit daran herumgekleckst. Türkische Säbel haben mitgeholfen . . . und jetzt! Die Blattern vollendeten . . . der Typhus führt glühe Pinsel, pinselt aus ekler Palette. . . .

Aber das könnte man vergessen wie St. Elisabeth ihre Zartheit, als sie mit bereiten Lippen Eiter sog aus wüsten Wunden. Man kann die Zähne aufeinanderbeißen, kann sagen: Ich will. . . . Aber bei dem anderen Gedanken geht aller Wille in die Flucht, alle Gedanken stieben auseinander wie aufgescheuchte Vögel, kein Zureden hilft. — — —

Der wilde Holofernes flucht mit allen Fluchzungen der Welt. Er ist häßlich, aber er sieht Schönheit, und sieht sie mit argem Auge. Er kennt nicht den Blick der Bewunderung, nur den tastenden Blick, der frech begehrt. Ihm ist noch nie eine Frau etwas anderes gewesen, als etwas, was man begeifert und gemein umwirbt. Mitten aus

wahnsinnigen Schmerzen heraus spricht er noch verletzende Worte, die von Lust gieren. Je leidender und gefährdeter, je wunder und schmerzwütender, desto zotiger. Und gegen ihn ankämpfen heißt das Feuer schüren, sich entrüsten heißt ihn reizen, ihn schmähen gilt soviel als Beifall spenden. Wie andere in ihren unerträglichen Schmerzen mit ihren Augen das Kreuz und die Mater dolorosa suchen, sich in den Wunden des Herren bergen und durch das Gedächtnis der heiligen Passionen oder in ihren Philosophen das gegenwärtige Leiden zu vergessen suchen, so will der Schreckliche in dem Gedächtnis an einstige Gelage und Sündengenossen die brennenden Stacheln der Schmerzen unwirksam machen.

‚Ach, Giacomo, Giacomo — du bist schlimmer als Holofern. Du der babylonische Wurm! Ich kann nicht zu dir gehen, ich geh zu anderen, sie begehren mein, achten die Jungfrau, lieben die Pflegerin, beugen sich leiblich und seelisch meinem Wort. . . . Ich kann nicht, . . . ich muß. . . . Ich kehre um!‘

So stritt Judith auf dem ganzen Wege mit sich. Redete sich immmer wieder zu umzukehren, den Gnadlosen gnadlos sterben zu lassen, den Verstockten, dem kein Engel mehr zur Seite war, dem verdienten Gericht zu überlassen, sich nicht in die Gefahr zu begeben, von dem Feuer versehrt, von dem Gifthauch der Sünde angesteckt zu werden — und ging doch vorwärts, und stand nun doch vor dem gefürchteten Haus. An der Türe sagte sie sich: ‚Nun kehr ich um‘; im Hausflur: ‚Gott will es nicht!‘ — und trat doch ein. Sie kam in die Stube, aus der ihr ein Dunst entgegenfuhr wie den Erschließern des Lazarusgrabes. Der alte Soldknecht stöhnte und krächzte; seine Zähne erknirschten im leeren Malmen wie starkes Raubtiergebiß. Judith trat vorsichtig näher und schaute in sein verbundenes Gesicht; aus den schmutzigen Tüchern starrten Bartbüschel, glühe, fieberverbrannte Wangenteile und eiternde Wunden. Jetzt öffnete sich der Mund. Wie ein Molchloch im Tümpel sah das aus. Welche Qual litt der Mann, den die Krankheiten zu einem Tummelplatz und Unterschlupf für die Brut genommen hatten wie die Ameisen einen morschen Stock, und der seine Wohnung nur mit dem Ungeziefer teilte! Er litt Durst: Seine Lippen glichen den Ziegeln in der Dörrhütte. Die Augen waren voll wilder Glut. Ihr Ausdruck zeigte, daß sie nicht die Gegenstände der Umgebung, sondern das Reich der Gluten, das Reich Delirium sahen.

Judith ging dorthin, wo die Pumpe geächzt hatte, schöpfte Wasser und reichte dem Durstenden den Labetrunk. Er schloß darnach

die Augen und ruhte einige Zeit wie beseligt und gesättigt aus. Dann öffneten sich die verschwollenen und verklebten Lider, so wie Asche von glühenden Kohlen fällt; der Söldling starrte auf Judith und begehrte wieder zu trinken. Nun schien er erkannt zu haben, daß eine junge, schöne Jungfrau bei ihm stand. Er erhob mit lachender Miene seine Hand, als schwänge er einen Becher: ‚Venus, un brindisi!‘* Darauf nahm sein Gesicht einen listiglüsternen Satyrzug an. Er zeigte mit dem Finger der Mauer entlang und grinste: ‚Ah, Bacchantinnen, Nymphen ... nit marmorne. Ahi, un brindisi! ...‘ Und er haschte und schnappte wie ein Fisch, tappte wie ein Faun und schien sich ganz in dem Venustempel der Kriegsknechte zu fühlen.

Judith wurde durch das Gebahren des Kranken, der die Träume seines Lebens im Paroxysmus wiederholte, verletzt bis in die feinsten Verästelungen ihrer Nerven hinein. Sie war daran, den Krug wegzuwerfen, das Gelübde zu brechen und wieder zurückzustürmen zu Gottes Tempel und zu sagen: ‚Herr, sende, wen du willst, sende Männer, sende deine unverletzlichen Engel, nur nit mich, da es mir wider Leib und Seele gehet!‘ Sie spürte, wie jedes Wort und jeder Blick sie peitschte, nochmals wehrte sie sich gegen das brennende Weh, das sie würgte: ‚Und hat nit Edigna gesagt: Dem Reinen seie alles rein? Es seie der Herr für uns zur Sünd worden und habe doch von Sünde nichts gewußt? So müßten wir nit allein Lilien und Rosen anschauen wöllen, zarte Heilige und liebe Unschuld — das sei nit Zeugnis von Kraft, auch nit von großer Gnad. Aber vermögend sein, Krankheit zu sehen, Sünd zu schauen, helfend sie anfassen, dienend ihr nahen, ringsumher lauteren Unrat und gleichwohlen unverletzbar, reinen Herzens, feste, frischfroh zu stehen, das seie Fülle und Gnade. All Sünd sehen und dannoch nit Sünd wissen, das sei Zeugnis des Geistes. Fromm singen, fühlen, bibellesen und erbauliche Legenden anhören, das seie kein Tuen, sondern ein Genießen, und auch schwache Seelen seien darinne Meister. Gottes Engel schwebeten durch die Höll, ohn angesehrt zu werden. Gottes Samariter müßsten durch der Sünde Reich und sollten nit fürchten für eigne Unschuld.‘

Aber nie hat sie solches an Schmutzreden gehört, nie ähnliches geduldet. Es trifft sie jedes Wort wie ein Schlag und drängt sie zu einem Gegenschlag. Wiederholt erhob sie ihre Hand, um diese verquollenen Tierlippen zu strafen. Aber sie waren ja voller Wun-

* Gruß beim Zutrinken.

den und Weh! Und der Mann weiß nicht, was er tut! Er redet im Wahn. Aus ihm spricht die vergangene Sünde, vielleicht längst bereute und gebüßte! Sie kam wohl nur in den Körper zurück auf den alten, gewohnten, ausgetretenen Bahnen, nicht aber in Geist und Willen. Das wilde Begehren zuckt in ihm wie die Lebenskraft in einem verendeten Tier, er aber weiß von nichts. Das Häßliche ist in ihm tot.

Und doch — es blieb wie Fäulnis, es reizte, schlug und erregte sie. Sie spürte bei jedem Laut, daß er auf erschöpfte Kräfte stieß und daß in ihr jeder Nerv gereizt sei.

Sie sah auf ihre Hand: Die Finger zitterten; sie hörte auf ihr Herz: Es schlug und zappelte wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ah, darum dieser gereizte Grimm! Nicht das Gewissen empörte sich, sondern der ermattete, überwachte und ausgehungerte Leib! ‚Du willst nit? Du magst mir nimmermehr gehorsamben?' Sie erinnerte sich, wie sie noch vor wenigen Stunden hoch am Dache in den brausenden Sturm hinein ihr herrschendes ‚Ich mag nit!' gerufen hatte. Und während sie mit geschlossenen Augen, den gesenkten Krug der Erquickung immer noch in ihrer Hand, ihre Seele suchte, sah sie aus einem grünen Meer von Tannenwipfeln auf einmal in das blaue Meer des Morgenhimmels zwei Vögel aufschießen, strebend, einander zu überfliegen. Es waren Falk und Taube, und plötzlich stieß die weiße Taube auf den Falken herab und durchbohrte ihn.... Das ‚Ich mag! Ich will!' hat seinen Tag. Der trotzige Falke ‚Ich will nicht!' liegt tot im Grund. Nicht mehr der Trotz spendet schaffende Kraft, sondern die Liebe ...

Und sie beugte sich tief nieder wie ein niedergezwungener Ast. Ihre Lippen schwiegen. Und sie dachte an Egwolf, den Verächter der guten, behäbigen Leute, an die Stunden, da sie nach ihrem Berufe geschrien. Das Lamm trat vor sie, liegend auf dem Buche mit den sieben Siegeln, und die Blutzeugen schauten auf sie her. Ihre Zähne knirschten wie vorhin die Raubtierzähne des Söldners. All ihr Wille bohrte in brünstigen Gebeten in die Tiefen, wo die verborgenen Seelenkräfte von göttlichen Quellen gespeist werden. Und auf einmal trat ihr ein silberner Strahl entgegen. Ihre Seele trank. Und mit einem Lächeln auf den Lippen kehrte sich Judith um, hob den Soldaten aus seiner stinkenden Grube, die er sich in das Bett gewühlt hatte, auf und achtete es nicht, daß der um die Schulter gelegte Arm des Mannes sie streichelnd liebkoste. Und während sie das beschmutzte Linnen wegzog und reinliches unter-

legte, während sie sich keuchend mit dem Grobknochigen mühte, und der Hauch seiner Flüsterworte heiß und wüst ganz nahe an ihrem Ohre zischte, betete, ja schrie sie: ‚O Gott, merk auf meine Hilf. Herr, eile, mir beizustehen! Schamrot und zu schanden sollen werden, die meiner Seele nachstellen.‘

Je mehr sie rief, desto dringlicher und wüster flüsterte der alte Knecht der Sünde. Ob er eine verworrene Ahnung hatte, daß nicht eine Venus, sondern eine zarte Jungfrau an seinem Lager stand, und ob es ihn reizte, diese zu verletzen, oder ob er in seinem trüben Traume eine Wonne darin fand, Verführer sein zu können? Jetzt flüsterte er: ‚Judith!‘ — — Und doch — es war kein Blick des Erkennens, den er auf sie warf. Die Judith, die er wirklich sah, tanzte unter den Bacchantinnen und Nymphen. Er jauchzte auf einmal auf. Denn diese Judith hatte sich wirklich ansehren lassen, und ein gewisses sündiges Lächeln lag auf dem Angesicht der schroff Unnahbaren. Er war voll Wonne: ‚Hab ich dich!‘ Doch nur kurze Augenblicke gönnte ihm das flüchtige Gegaukel seiner Vorstellungen den Triumph, Judith mehr als gemordet zu haben. Schon schien sie ihm wieder schroff, stolz und rein. Er suchte die Entronnene wieder zu gewinnen. Und er wußte nicht, daß er in ihren Händen lag, von ihr eingebettet und vom triefenden Eiter gewaschen wurde. Die er begehrte, stand irgendwo in der Höhe, hoch an der weißen Wand, die jenseits seiner Stube lag, mitten unter Blumen, in leichtes Gewölk gehüllt. Er schmeichelte, winkte und lockte mit Fingern und Faunlippen.

‚Cupido ist ein holder Geselle,‘ grinste der Wilde, und Blut rann ihm dabei von den zersprungenen Lippen.

‚Hab viel von deiner Stärke vernommen. Und du bist schön.‘

Aber die leibhafte Judith hielt ihn fest, um sein Lager zu reinigen, und sie kämpfte gegen ihn, laut rufend: ‚Zurückgewendet und geschändet müssen werden, die mir Übles wünschen. Ich bin elend und arm, hilf mir!‘

Und sie sprachen immer zu gleicher Zeit; er Lästerungen und sie Gebete.

‚Cupido hat ein Feuerlein, kalte Jungfer, Cupido hat ein Wohltränklein, dumme Törin!‘

‚Herr, verziehe nicht, mach heil deine Diener, die in dich hoffen.‘

‚Schiltst, was du nit kennst, und was all Volk, so es erfahren, lobet als das himmlich Paradies. Mahomed hat wohlgetan!‘

‚Sei uns ein starker Turm wider unsere Feinde! Laß den

Feind nichts vermögen wider uns. Und das Kind der Bosheit dürfe uns nit schaden.'

Das weiße Linnen flatterte. Der Pfuhl war zum Lager geworden. Aus den faulenden Wunden war das Gift und Gewürm gezogen. Giacomo glich wieder einem Menschen. Judith stieß den Arm von sich und ordnete die Tücher und Decken über ihm.

Er war ruhig geworden. Fühlte er die Wohltat der Reinigung? War er durch seine Wahnerregung erschöpft worden? Er sank plump hin und bewegte sich nicht mehr. Fast lag er wie ein Besiegter und Niedergeschmetterter, von Tüchern überschattet, auf dem Bett.

Judith richtete sich hoch auf und rang nach Atem. Ein gewisses Frohgefühl überkam sie. ‚So ist mir doch das Schwert nit in letzter Stund, da ich mich hab in das Zeltlager des Wilden vorgewaget, aus der Hand gefahren.'

Und alsbald kam ihr wieder Edigna in den Sinn und der erste Anblick von Krankheit und Schuld.

‚O Schwester, Sünd und Leid, Schuld und Blut in einem Becher! Es ist viel. Es gehet über Kraft. Es machet schwindeln und grausen. Es kältet an. Du... hast wohl bald zu Ende trunken . . . und ich?'

Da diese Gedanken durch ihr Inneres taumelten und blaß und bleich hinschlichen, fiel ihr ein, daß sie das Fenster öffnen wolle, um Gottes Odem in das Grab zu bringen.

Sie ging darauf zu und erreichte es nicht. Sie strengte sich an und raffte alle Kraft zusammen, um endlich die trübe, von ölgetränktem Pergament zusammengeflickte Scheibe zu erreichen, aber statt dessen sah sie sich auf einmal auf einem weiten, steinigen Weg. Er führte über eine Hochfläche, auf der ein einziger Baumstamm seine Blätter läutete wie Glöcklein, dünn und grell, und dann beugte er sich im Sturm. Er brauste gewaltig wie ein Wasserfall. Und jetzt stand sie vor einer dachgähen Tiefe.

In plötzlichem Erschrecken rief sie sich in die Stube zurück, an deren einer Wand sie sich festhielt. Und nun ahnte sie, was mit ihr war. Ihr wurde schauerlich kalt, als bliese sie der Tod an. Alle Wände fielen auf sie nieder, in einem furchtbaren Beben erzitterten und schaukelten alle Bilder, Stühle und Krüge. Schwarze Ballen rollten vor ihren Augen. Die Kräfte, die sich im ersten Schreck um Leben und Bewußtsein geklammert hatten, schwanden haltlos. Wund und übel, weh und bang an Leib und Seele: das

war ihr letztes Gefühl. Sie wollte noch zur Türe wanken, um nicht bei dem Schrecklichen eingeschlossen zu sein. Aber sie sank mit einem müden Seufzer dahin. Ihr Kopf schlug hart auf dem Boden auf. Ein letzter Instinkt ließ sie das Kleid über die Füße zurückstreifen. Dann lag sie bewußtlos, das Gesicht halb zur Erde gekehrt. Das Öllämpchen knisterte, und sein verkohlter Docht sandte mehr Qualm als Licht über die beiden Ohnmächtigen, die nach so hartem Strauß friedlich dicht nebeneinander ruhten. Schrecklich stierte das Gesicht des Kranken. Die Geschwüre fuhren hoch auf wie Blasen über einem gärenden Sumpf. Kindlich zart ringelte sich das Haar um Judiths Schläfen, und ihre Lippen öffneten sich wieder weich und voll, in all ihrer Blässe noch schön und voll jungfräulichem Trotz. Die niedere Kammer sah aus wie irgend ein Winkel eines Schlachtfeldes. Wenn es damals, als Luzifer und Michael mit ihren Scharen gegeneinander stritten, Tote und Betäubte gegeben hätte, so wäre auf jener Walstatt der Alte der Tage solchen Bildern des Lichtes und der Nacht Schritt um Schritt begegnet. Und er hätte wohl eine cherubinische Wache mit lohendem Flammenschwert aufgestellt, damit nicht etwa der Engel der Finsternis, früher erwachend, das Lichtkind ansehre.

* * *

Als Judith die Kirche verlassen hatte, schien es den Zurückbleibenden, als wäre einer der Hauptheiligen oder gar die Mutter Gottes selbst von dem Altare und ihrer Versammlung weg in die Stadt gegangen, um an ihren Häusern und Türen segnend vorbeizuwandern und den Würgengel zu vertreiben. Noch voll von den heiligen Gesängen, inbrünstigen Gebeten, und ganz gesättigt von dem ernsten Prunk der Bußprozession, rief der Benefiziat, nachdem das Segenslied verklungen war: ‚Ich meine, wir sollten ein Verlöbnis machen, andaß Gott wolle väterlich das Übel der greulichen Sucht von uns abwenden, und wir wollen eine Supplikation nach Heilig Kreuz, alljährlich den 25ten Tag Julii, halten, allwo das grausame Siechtum angefangen hat, auch daselbst zu Ehren des heiligen Kreuzes eine Kerze, gar schön gezieret und mit Malereien geschmückt, opfern. Item wollen wir, so es euch recht ist, zur Abwendung des Gotteszorns und damit der Engel sein Schwert hinfüro einstecke, in währendem Leid das einstündige Gebet an Sonn- und Feiertagen verrichten.‘

Eifrig nickte die Gemeinde, und der alte Lebzelter Herele, dem am 20. August seine beiden schönen Töchter Maria und Regina gestorben, am 23. Elisabeth seine Ehefrau und dann noch zwei

weitere Kinder, Johann und Hieronymus, schrie: ‚Und ich stift drei extra ordinari Messen, wöchentlich ad laudem St. Rochi, Caroli Borromei und Sebastiani.‘ ‚Und ich zahl die Kerzen,‘ ließ der Leinweber Georgius Frickh sich vernehmen. Der Syndikus Feler aber, der mit seiner Familie dem Verhängnis bisher ganz entronnen war, hob seine feine Herrenstimme und sprach: ‚Da die Kontagion meistenteils bei den Armen und Notleidenden eingerissen und von dort aus weiterfrißt, so will ich beginnen, das Übel am Quell zu verstopfen und stift an die Armen fünf Sack Mehl alljährlich.‘

‚Und ich in währenden Sterbsläufen ebensoviel, obwohl alle Kommerzia gar darniederliegen,‘ ließ ein dickbäuchiger Händler seinen Baß hören, und gegen die Sakristei drängten sich andere, die bescheidener waren und sich im Gotteshaus mit so lauter Stimme nicht einmal ein Gelöbnis zu machen getrauten. Man reckte im Dunkel die Hälse, man neigte das Ohr zum Nachbar, um sich das Unverstandene erzählen zu lassen. Die Kirche war voll Flüsterstimmen. Die Leute im hinteren Kirchenstuhle wähnten, man beriete da vorn gegen die Seuche, und waren so vertrauensvoll wie Kinder, wenn der Vater kommt und mit starker Hand zugreift. Wo erhofften sie aber den Helfer, und was riet man an? Die Stadtphysiki waren ohnmächtig gewesen und Pimpernell und Angelikawurzen, Bethonica und Kranebeer hatten nicht gegen das Übel aufkommen können.

Was, ein Sack Mehl? Ist das die Heilkraft? Es gab viel arme Hungerleider unter dem Volk, und sie reckten bei diesem Wort begierig die Ohren. Das wäre nun freilich etwas Förderliches und nichts Geringes. Aber ist die Müllerin nicht mit drei Kindern gestorben bei all ihren vielen Mehlsäcken? Das Übel hielt durchaus nicht immer vor den Türen der Reichen ein, sondern wo Gottes Barmherzigkeit und gnädige Führsehung es fügt. Nein, nein, wenn die Mehlsäck alles vermöchten, dann wären Gebet, Votum und gottseliger Wandel umsonst.

Einige, die ein paar Worte aus Judiths Gebet aufgefangen hatten und mit ihren Gedanken noch ganz bei der mannhaften Jungfrau waren, hoben die Finger: ‚Mehlsäck ist recht, jede Kontribution ist recht. Aber eine langt nicht in die Tasche, sondern langt in das blutrote Herz hinein: Die Judith.‘

Und durch die weiten Räume ging Judiths Name wie raschelndes Laub, das der Wind aufgegriffen hat. Die Augen suchten die Decke, wo übereinander die zwei heiligen Frauen waren, Judith und Maria;

nur ein einziger Lichtstreifen ging über das überfinsterte Gemälde. Aber die Beschauer zeichneten die Figuren mit den glühenden Farben der Sehnsucht und der Hoffnung nach, und dazu eine dritte in der Gewandung der Stadt, die ein Gelübde getan, größer als alle zusammen. . . . Irgend ein gewaltiges Opfer hatte sie gebracht! Keine Phantasie kann es sich ausdenken. Sie nimmt kein Schwert in die zarte, magdliche Faust, sie reißt keine Säulen und Balken über sich zusammen, sie schlachtet kein geliebtes Kind. — Aber sie hat sich etwas ganz Gewaltiges und Übermenschliches fürgenommen. Und von ihr kommt nächst Gott das Heil, und kommt durch ein Ganzopfer.

Auch der arme Blinde, der auf dem Orgelstuhl sitzt, lauscht um sich und über die Brüstung hinab. Er hört von Dankworten und Stiftungen, er vernimmt die Vergeltsgott der Priester und der Armen. Da wird er aufgeregt wie ein Mann, der von dem Licht nichts sieht, auf das alle staunend schauen. Der Kalkant deutet die Bewegung unten im schwarzen Schiff auch auf frohe Zeit. Er hat nun solange zu De profundis und Litaneien langsam und trägen Odems, gleich langmatten Herbstwinden, gepumpt, nun soll es doch einmal wieder Tedeumsstürme geben. Er will die Baßpfeifen schon füllen, daß sie bersten und die Kirchenfenster wie vom Donner erzittern. Er legt sich gegen die schweren Steine, er schnauft und kratzt, wie nur an Hochfesten vor dem Tedeum. Der feingehörige Organist kennt dieses Gebläse und Geschnauf. Er zappelt ein paar mal hin und her. Er horcht, hört ein beschwichtigendes Pst, pst. Aber sein wilder Geselle reißt, daß die Bälge ächzen. Da weiß der Blinde nicht mehr, was er tut. Er ist ein toller Musikant und brennt von der bloßen Sonne an. Viel böse Streiche hat er schon gemacht. Aber nun begeht er den schlimmsten. Er greift in die Tasten, präludiert und spielt: ‚Großer Gott, wir loben dich!‘

Die Kirche wollte sich eben entleeren. Viele waren schon auf der Straße oder im Vorzeichen des Gotteshauses, wo sie begannen: ‚Hast es gehört? Sie hat es erbittet. . . .‘ Da brauste die Orgel ihren feierlichen Dankhymnus in die Nacht hinaus. Einige junge Schwärmerstimmen begleiteten die unbewußten Metall- und Holzzungen, bis man sie schweigen ließ. Denn ein Schrecken ging durch die Leute. Ist's Übermut und Frevel, was so singt? Ist der Organist wahnsinnig geworden, oder hat ihn allbereits das Fieber erfaßt? Wehe, daß Gott sie nicht mit doppelter Rute züchtige, da sie so jubelen, wo doch noch kein Zeichen gegeben ist, daß sein Zorn

besänftigt sei! Ganz weltlich, wie ein Gesang, den man mit bekränztem Haar und bei vollen Humpen gröhlt, kam ihnen die Melodei vor.

Zwei Männer waren eben um die Ecke gebogen und in die Schatten der engen Salzgasse eingetreten, da war ihnen ein zwiefacher Ton begegnet. Die freudig-erhabenen Orgelakkorde und das Pfeifen eines Karrens, dessen Räder lautlos über das holprige Eierpflaster dahinglitten. Zwei Gesellen zogen ihn betend, wenn es glatt ging, fluchend, wenn sie anfuhren. Das war einer der Leichenkarren, die auf obrigkeitliche Anordnung um den Radreif mit Filz beschlagen sein mußten, damit sie, zur Nachtzeit rumpelnd, die ringenden Kranken nicht erschreckten. Denn Einbildung tut oft mehr als das kontagiöse Gift! Die zwei Männer, so ging die Sage, hatten sich gefeit mit dem grausen Rezepte des Schäfers Isidor, das da lautete: ‚Fang eine große Krot im Juli oder August, dörre sie an der Luft stark, dann trage sie bei dir, nicht aber in Leder, trage sie auf der linken Seite, so hat es seine Wirkung.‘ Aber sie verachteten wohl auch des Stadtphysikus und der Chirurgen Mittel nicht, denn ein starker Dunst von Kampfer, Weingeist und Rauten erfüllte die Luft, als wäre der Karren die Lade eines Gewürzkrämers. Die zwei Männer blieben bei dem Klang der Orgel erstaunt stehen und starrten über die Kirchenleut weg: ‚Da haben wir doch eben sieben Leichname aus dem Brechhaus geholt und zwei aus den anderen Häusern. Jetzten spielens aso! Los, Kosmas, aweil spielen sie no an Tanz auf! Da wird der Herr Tod sein Gaudium han und denken, itzo tut's mir erst recht g'fallen, itzo geht d' Arbat lustiger füran.‘

Die Kirchenleute erschraken an dem dunklen Gespann und an dem wilden Lachen der stumpf spottenden Gesellen. Sie ebbten in das Gotteshaus zurück. Der Stadtpfeifer war schon auf den Chor gesprungen und hatte dem blinden Gesellen, seinem guten Untergebenen, die schlanken Finger mit einem bösen Ruck von den Tasten gerissen, so daß die Orgel mit einem schrillen Mißton verstummte.... Und ein schriller Mißton blieb in allen zurück, die den Schluß der schönen Kirchenfeier noch miterlebt hatten. Sie schlichen scheu, erschrocken und bang in ihre Häuser. Aber wie die Frühknospen und Lenzvögel, wenn ihre Zeit gekommen ist, nicht mehr zu halten sind, und selbst bei Schneegestöber und Boreas sich heimlich regen und in einem wundersamen Drängen sich dehnen und ins Weite streben, so war in den Stadtbewohnern ein sicheres Wissen, daß die Sucht ausgetobt hatte. Furcht konnte nicht mehr bannen

und Bangen nicht mehr beschweren. Man wagte sich wieder mit Gedanken an Leben und Zukunft hervor, und um das furchtbare Memento mori rankten sich grüne, spielende Zweige anmutiger Lebensfreude. O diese Basen ‚Hast-du's-auch-schon-gehört' waren zuerst los und antworteten überall auf die verwundert Neugierigen: ‚Was denn, liebe Nachbarin?' ‚Das mit Judith! Die hat es erbittet!'

Ein von Judith gepflegter Blatternarbiger sagte: ‚Erschafft hat sie's, nit erbittet. Mehr hat sie tan, zehnmale, als alle Physiki und Chirurgi im Brechhaus zusamben!

‚Erschafft und erbittet,' beharrten die Basen. Und ihre Stimmen gingen bald als ein hundertfältiges Echo in der Stadt um.

Als am anderen Morgen um vier Uhr der Stadtpfeifer vom Schönen Turm aus pflichtgemäß mit seinen zwei Gehilfen das Städtlein anblies, gegen den Marktplatz, gegen das Schloß und gegen den Fluß zu, da merkte man wohl, daß die frohe Mär schon bis zu dem Freiquartier gedrungen sei, denn die Gesellen und ihr Prinz hatten aus ihrem Kornett und ihren Trompeten auf einmal wieder die alten verstaubten Lustweisen herausgeholt. Ei ja, wie klang das froh in den heiteren Morgen hinein! So singt ein Fink, wenn er sein Weibchen wieder gefunden hat, das ihm der Wintersturm von der Seite gerissen. Und in der Luft gab es heute — welch ein Wunder — wieder Vögel, Lämmerwölklein und ein Morgenrot, das wie glutüberhauchte Palmblätter in großartigem Schwung aus dem Osten ausbrach und sich hoch in den Himmel hinein spreizte. Die Morgenluft wehte durch die Stadtmauern wie frohe Botschaft aus der gesunden, nicht bannisierten Welt. Die Hähne krähten nicht mehr wie in bange Petrusseelen, in kleingläubige, verleugnende und wundervergessene, sondern froh wie das Kornett, rauflustig und sieggewiß. Ach, was war nun das für eine Morgenröte? Die Fächer und Federn zerflossen, und bis an den Zenith hinauf leuchtete es bald purpurn, bald orange wie ein Transparent des Himmels, das jeden Augenblick durchsengt sein muß, und dann kann nichts herabschauen als Engelsfittiche, eng zusammengepreßt, pfauenäugig, schmetterlingsbunt, golden. Sie decken das Paradies zu, das kein irdisches Auge sehen darf und das sonst vor aller Welt offen läge. Aber Morgenrot macht bang. Morgenrot bedeutet Abendkot. Morgenrot und Morgenspinnen mag man nicht gern sehen, denn sie haben eine schlimme Vorbedeutung. Schön ist solch ein Glühen. Aber wie ein Häuserbrand schön ist, der ein Glück verzehrt! Die Leute gingen in die Häuser zurück, um das Morgenrot nicht sehen zu müssen. Ihre

Hoffnung war wie ein Auge, das eben zu gesunden beginnt, aber das Licht noch nicht ertragen kann. Doch der Tag brachte neue Frohbotschaft. Die Basen ‚Habt-ihr's-auch-schon-gehört' wußten jetzt, was in der Kirche vorgegangen war, als Judith um Wendung der Seuchennot gebetet hatte. Die Mutter Gottes hatte ihr eine Lilie zugeworfen; mit der war die Maid rasch aus der Kirche gegangen und hatte noch in derselben Nacht jede Tür und jedes Tor angerührt. Wenn sie eins vergessen hat, dann könne der Tod in dieses Haus noch einkehren, sonst aber nimmermehr.

An diesem Abend notierte der Stadtpfarrverweser Johannes Weiß in das Pfarrbuch: ‚Zu merken, daß heunt zum erstenmal niemanden gestorben; denn die drei fremden Personen, die mit Namen nit können benannt werden, ein Weibsbild und zwo Mannspersonen, so sich in einer Schuppe versteckt hatten, seind wohl schon ehegestern verstorben.'

Die zwei Seuchenknechte, welche diese ganze Zeit mit ihrem filzsohligen Karren viel Arbeit getan hatten um guten Lohn, saßen müßig, und da der Branntwein, den sie seit manchem Jahr zu ihrem liebsten Buhlen gemacht hatten, verboten war, ließen sie sich Braunbier in der Laute geben, tranken auf ein baldiges Aufhören der Verseuchung, daß der Schnaps wieder freigegeben würde, und sangen:

Ein gut gebunden Faß,
Ein ausgepichter Magen
Tun zwanzig Maß vertragen,
Und tun sich gar nicht klagen.

Aber statt der stillschwarzen Karren fuhren laute, weißbestäubte nach den Lauben des Rathauses. Da hoben die Armen ihre leeren Säcklein auf und empfingen gutes, gesundes Mahlkorn, so wie in der Kirche gelobt worden war.

Frau Base ‚Habt-ihr's-auch-schon-gehört' stand dabei und erzählte, die Mäuse seien wieder in die Stadt zurückgekehrt: das sei ein gutes Zeichen; und der Wind habe zwei von den Galgen vor der Stadt umgelegt: das sei ein himmlisch Zeichen; und niemand wisse, wo Judith hingekommen sei: das sei ein geheimnisreiches Zeichen. Denn sie habe die Lilie aus den paradiesischen Wonnegärten nicht umsonst bekommen.

Aber wenn auch die Base da und dort also sprach, so wurde doch Judith an diesem Tage fast ganz vergessen. Ihr Hund war, jagend und wild in den Forsten umherirrend, beinah wie ein Wolf gesehen worden. Andere wollten ihn vor dem und jenem geschlossenen,

also noch verdächtigen oder mit der Krankheit heimgesuchten Haus bemerkt haben. Das führte die Rede noch auf die Glorreiche. Aber sonst war die Lust des Lebens und des Hoffens, des Wiedersehen's und des Plauderns mit der Verwandtschaft, auch bei manchem die Trauer über die Grabhügel, unter denen die Opfer lagen, zu groß, als daß man den Anblick der einsiedlerischen Jungfrau, die auch wie der Hungerbach, nur in bedrängter Zeit, hervorbrach, gesucht hätte. Sie hatte kein Holofernesshaupt zu zeigen. Und was man von ihr erzählte, war viel glaubhafter, wenn man sie nicht sah, als wenn man ihr vor die Augen trat. Denn es klang ganz so, wie wenn man von verschwundenen Helden der Vorzeit redet.

Was alle sehnlichst wünschten war die Entbannisierung der Stadt. War sie doch lange Wochen wie ein Kerker gewesen, an dessen Tore furchtbare Galgen Wache gehalten hatten, und den Stadtbewohnern war von der äußeren Welt nur tropfenweise Besuch und Bericht zugegangen. Tor auf, daß frische Luft hereinfließen mag und Bauernvolk mit roten Pfennigen und schweren Getreidesäcken, sonst muß die Stadt sich selbst aufessen! Tor auf, die Nacht ist um, Tag ist geworden! Die Stadt will aus dem Kuckucksei kriechen, dessen Riesenschale um sie geschmiedet worden ist. Sie ist wieder jungfrisch. Die Ohnmacht ist abgefallen, sie will die Augen wieder aufsperren, die Hände regen und die Füße. Sie ist ein hart zugeschnittener Weinstock, aber nun treibt der Saft und will alles sprengen, was noch an Knospen im Gezweige ist!

Schon gingen die Stadtphysiki umher, würdig und geheimnisvoll, hoben die Nasen, prüften mit gestrengen Augen und stocherten in allerlei verdächtige Winkel hinein.

Im Pfarrbuch stand für diesen Tag: Niemand gestorben außer eines, so sich erhenkt. Die Helfer sind heunt auch von niemand angegangen worden, heilige Sakramente zu spenden oder mit exhortatione beizuspringen. Den Rat angegangen, er möchte den Pfarrhelfer, der zum Profitieren der Infizierten sich exponiert und abgesondert mit Köchin und Mesner in eines Bürgers Georgii Pflanzelt Haus wohnt, wieder freigeben.

Die Ansteckung des Vertrauens ging mit derselben hinreißenden Kraft von Herz zu Herz, wie vorher die Ansteckung des Todes. Auch sie siegte zuerst im Winkel der Elenden, am feuchten Flußgestade, wo die schlichtesten und glaubensvollsten Leute wohnten; sie sprang auf das selbstbewußte und jede Botschaft skeptisch prüfende reichere Volk über und überwand schließlich sogar den Graben der Kon-

fessionen. Man glaubte überall an ‚das Opfer, das der altbiblischen würdig war‘, mochte auch niemand wissen, worin es bestand.

Wirklich ward der Bann alsbald aufgehoben. Die Freude an diesem Ereignis ließ für eine geringe Zeit sogar die Trauer über die Opfer des Todes vergessen. Die Kinder rannten in Haufen durch die Straßen, um bald auf die grünen Wiesen zu kommen und sich dort nach Herzenslust zu balgen und zu wälzen. Zwar sahen viele von ihnen aus wie der Anger nach der ersten Schneeschmelze, ehe der neue Saft zu schwellen beginnt. Aber sie jubelten urgesund in die Sonne hinaus, und jeder Gedanke an die Schrecken der verflossenen Zeit hob eine Welle der Freude über die endliche Befreiung.

Die zwei Totenkärrner klimperten mit dem reichlich verdienten Geld und verlangten Schnaps und immer wieder Schnaps. Er war jetzt freigegeben und sie besaßen, was sie noch nie besessen hatten, eine klingende Menge von Münzen. Als sie sich blau und schwarz angetrunken hatten, griffen sie in das Wams und zogen die gedörrten Kröten grinsend hervor. ‚Wir wöllen morgen ein neu Paar totschlagen,‘ sagten sie; ‚denn die Kraft der alten ist ausgesaugt, und der Gänglespudel wird wohl bald wieder kommen‘.

(Schluß folgt.)

Shakespeare und der Genius der Kunst

Von Robert Saitschick

1.

Shakespeares Dramen sind so objektiv, daß die Persönlichkeit des Dichters den meisten als ganz unfaßbar erscheinen muß. Daher auch die seltsamen Versuche, sie überhaupt in Abrede zu stellen und die Shakespeareschen Werke anderen Urhebern zuzuschreiben. Ein gewisser Scharfsinn im Kombinieren von geschichtlichen Verhältnissen und im Aushecken von Mutmaßungen verblüfft heutzutage manchen so sehr, daß er gar nicht merkt, wie er am Narrenseil herumgeführt wird, und wie sein Zutrauen zum leeren Scharfsinn an Lächerlichkeit grenzt. An Stelle vieler Spitzfindigkeiten mittelalterlichen Denkens kommen nur andere Spitzfindigkeiten, die um so abstoßender sind, als sie mit der selbstbewußten Gebärde des Forschers vorgetragen werden. Die Geistlosigkeit wirkt ja um so lächerlicher, je ernster sie auftritt; am öftesten nimmt sie zum Mantel der Schulweisheit ihre Zuflucht, da er nicht auf Persönlichkeiten zugeschnitten ist und daher jedem noch so kleinlich Forschenden und Kombinierenden zu Gesicht steht. Und so tritt dieser an das Genie und dessen Werke, als wenn sie nicht die lebendigsten Erscheinungen des Geistes, sondern tote Buchstaben wären: er fühlt den Menschen hinter dem Werke nicht, weil er selbst innerlich tot ist. Er ist mißtrauisch gegen die eindringliche Intuition und glaubt doch an nichtige Gehirngespinste: er glaubt fest daran, daß aus dem Hin- und Herschieben von leeren Vermutungen fruchtbare Ergebnisse hervorgehen können. Wer aber nicht fühlt, was aus den Werken des künstlerischen Genies so deutlich wie das Schicksal redet, sollte seine Hände davon lassen und Hände und Kopf solchen Dingen zuwenden, die ihnen angepaßt sind.

Wer wirklich weiß, was ein echtes Kunstwerk ist, d. h. wer es unmittelbar fühlt, gewinnt durch das Werk selbst eine Beziehung zu dem Schöpfer des Werkes. Briefe, Mitteilungen der Zeitgenossen, Einzelheiten des Lebensganges sind zwar ein dankbarer Stoff für unsere Wißbegierde, aber sie können doch nur das bestätigen, was der Einsichtsvolle aus dem Kunstwerke selbst schon zur Genüge weiß. Das Wesen des Genies spricht sich nicht darin, sondern in seinen Werken aus. Das Wesentliche von Goethe liegt nicht in seinen vielen Briefen, sondern in seinen Dichtungen. Mögen Briefe und andere Aufzeichnungen einen anregenden Gegenstand für den Seelenforscher abgeben, der Seelenforscher hat aber doch noch zu wenig eindringliche Menschenkenntnis, wenn er nicht schon aus den Werken des Genies herausliest, was die Höhepunkte der Persönlichkeit und des genialen Schaffens sind. Jedes echte Werk enthält das Wesentliche seines Schöpfers, denn dieser hat notwendig etwas von seiner Seele darin zurückgelassen; je bedeutender das Werk ist, desto mehr lebt darin von der Seele seines Urhebers.

Von Shakespeare haben wir keine Briefe, wir haben über ihn auch keine Aufzeichnungen und fast gar keine Berichte der Zeitgenossen. Wer war also Shakespeare? Die Antwort: Der Urheber seiner Werke — scheint dem modernen Menschen nicht zu genügen, der ja einen so ungeheuren Wert auf Nebensächlichkeiten, auf äußerliche Beziehungen, oft sogar auf Lappalien legt. Wenn er keine Berichte über das Nebensächliche eines Menschen hat, so scheint zu ihm auch das Hauptsächliche gar nicht mehr zu reden. Und mag der Geist noch so vernehmlich sprechen, so überhört er das, was er sagt, und zweifelt sogar an seinen Worten, weil er durchaus wissen will, wie der Geist aussah in der Zeit, wo er mit seiner Leiblichkeit angetan war. Es ist auch nicht zu verwundern: je mehr einer am Äußerlichen hängt, desto weniger Verständnis kann er für die Innerlichkeit, für die noch so deutlichen Kundgebungen des Geistes haben. Die menschliche Kurzsichtigkeit möchte durchaus auch das tasten, was gar nicht in das Gebiet unserer Sinne gehört. Wer nicht die Einsicht in das Wesentliche hat, muß ja sein Leben lang an den Hüllen herumtasten, ohne den Kern erfassen zu können. Wie wir selbst sind, so ist auch das, was wir sehen und erkennen: wer selbst nicht innerlich rege ist, der hat auch zur lebhaften Innerlichkeit keine Beziehung.

Aus Shakespeares Werken spricht jedenfalls überaus deutlich die eindringlichste Menschenkenntnis; es gibt aber keine Menschenkenntnis ohne Erfahrungen mit den Menschen. Alle Lebenserfahrungen des wirklichen Menschenkenners lassen sich auf einige zurückführen, die nur ihm allein eigen sind: nicht, was er äußerlich, sondern was er innerlich erfahren hat, ist das Wichtigste an seiner Menschenkenntnis, denn diese ist im tieferen Grunde doch Seelenkenntnis, Kenntnis der verborgensten Regungen des Herzens. Hinter jedem Menschen gibt es noch einen anderen, der weit mehr ist, als was wir an dem äußeren Menschen wahrnehmen. Die Äußerlichkeiten, die uns in die Augen fallen und über die wir gewöhnlich berichten, wenn wir über einen Menschen reden, scheinen in den Einzelheiten so mannigfaltig zu sein, und doch sind sie, sobald wir das Wesentliche des Lebens erfaßt haben, von so geringer Bedeutung, daß sie sich oft sogar als nichtssagend ausnehmen müssen. Erkennen wir doch sogar in unserer nächsten Umgebung den vollen Inhalt der Charaktere nicht, sondern wir bleiben an irgendeiner einzigen Seite des von uns beobachteten Menschen oder gar an unserer eigenen Voreingenommenheit haften: sind wir doch stets zu sehr mit uns selbst beschäftigt, als daß wir an anderen überhaupt mehr als Äußerlichkeiten wahrnehmen könnten. Daher glauben wir auch, einen außerordentlichen Menschen, das religiöse oder künstlerische Genie, zur Genüge kennen gelernt zu haben, wenn wir die von seinem Biographen auf Grund dieser oder jener Aufzeichnungen und Berichte zusammengereihten Tatsachen seines Lebensganges uns vergegenwärtigen. Wir merken nicht, wie blutwenig das alles von dem ist, was der außerordentliche Mensch in Wirklichkeit, d. h. in seiner unsichtbaren Wirklichkeit, war. Daher können auch die wenigsten

begreifen, was die innere Welt des Genies, was die wahre Objektivität bedeutet, die nichts von sich aussagt und doch aus ihrer geheimnisvollen Verborgenheit so vernehmlich redet.

Gewöhnlich wird unter Objektivität eine gewisse dürre Sachlichkeit, ja Trockenheit des Gemütes verstanden: manchem ist es auch ganz unbegreiflich, daß die wahre Objektivität ein tief erregtes Innenleben voraussetze, und daß, je tiefer die inneren Erfahrungen sind, sie desto weniger in Form von subjektiven Empfindungen oder auch logischen Gedanken geäußert werden können. Wenn ein Mensch innerlich gelebt und tiefe Einsichten in das Wesentliche gewonnen hat, so fühlt er sich eins mit allen Lebensäußerungen und mit allen Charakteren. Die Äußerlichkeiten seines gewöhnlichen Lebens können gar nicht in Betracht kommen, wenn man sie mit dem vergleicht, was er auf den hohen Stufen der Objektivität ist.

Es ist auch gar nicht anders möglich, als daß zwischen dem Schaffenden und seinem Werke die engste Beziehung bestehe: kann dieses doch nur das Gepräge seiner Persönlichkeit und nicht das einer anderen tragen. Nur die Kurzsichtigkeit trennt das Werk vom Menschen, weil sie die Kleinigkeiten für den ganzen Charakter hält. Sie kann auch gar nicht anders, als ihn mit dem Maße der engen Partei, dieses oder jenes politischen oder religiösen Bekenntnisses messen und an ihn Fragen richten, auf die er um so schwerer eine Antwort zu geben vermag, je weiter sein Gesichtskreis und je tiefer seine Erfahrung ist. Mancher tritt auch an eine außerordentliche Persönlichkeit mit zu engen Vorstellungen von den Aufgaben des sittlichen Lebens heran: irgend eine Schwäche, die er an ihr wahrnimmt, genügt ihm, ein endgültiges Urteil über ihre sittliche Kraft zu fällen. Nicht bei den einzelnen Schwächen, die dem künstlerischen Genie meistens anhaften, dürfen wir uns aufhalten, sondern wir müssen uns fragen, da wir ja alle auch Schwächen und Fehler haben, was seine positive Kraft ist und ob es je ein wahres Genie gegeben hat ohne sittliche Kraft.

Alle Einteilungen und Einschränkungen, die auf das Talent passen, verlieren ihren Sinn, sobald wir an das Genie herantreten: naiv und sentimental, klassisch und romantisch, lebenbejahend und lebenverneinend — das Genie steht hoch darüber, denn darin besteht ja seine Eigentümlichkeit, daß es sich in alle Seelenzustände hineinversetzen kann. Der seelenlose und mittelmäßige Mensch ist ja gar nicht fähig, das zu sehen, was um ihn ist, geschweige denn in die verborgenen Lebenstiefen einzudringen. Auch die äußern Erfahrungen der Klugheit oder des gelehrten Scharfsinns können keineswegs den Zugang zum innern Menschen finden.

Um die Schicksalsmächte so zu kennen wie Shakespeare, dazu gehören zweifelsohne innere Kämpfe. Wo ist Shakespeare? Warum hat er nicht mehr lyrische Gedichte verfaßt? Einen Zipfel vom Mantel seiner Menschlichkeit fassen wir ja in seinen Sonetten, allein auch hier entschwindet uns das Subjektive zu schnell aus dem Gesichtskreis und vermehrt nur das Rätselhafte. Aber spricht denn Shakespeares Objektivität für den, der

weiß, was wahre Objektivität ist und wie sie errungen wird, nicht noch weit deutlicher als alle subjektiven und lyrischen Stimmungen? In seinen Dramen sagt Shakespeare alles von sich, was er zu sagen hatte.

Was sind alle subjektiven Äußerungen und auch die Aufzeichnungen der Zeitgenossen über die geniale Persönlichkeit, mit der sie in Berührung gekommen waren, gegen die Werke, die sie hinterlassen hat, und was sind auch diese Werke, die ja in mancher Hinsicht so sehr an das Äußere und in ihrer Erhaltung oft an den Zufall gebunden sind, gegen die geheimnisvolle Macht, woraus sie entstehen? Wie der Mensch, so sind ja auch alle seine Werke dem vernichtenden Naturgesetz unterworfen: ein Erdbeben, ein zerstörendes Ereignis im geschichtlichen Leben des Volkes, und ein Kunstwerk, sei es eine Kathedrale, oder sei es ein Standbild, oder eine erhabene Dichtung, kann verloren gehen. Ist es doch der reinste Zufall, daß beispielsweise Shakespeares ‚Macbeth' auf die Nachwelt gekommen ist. Es gibt aber etwas, das nicht vernichtet werden kann — der schöpferische Geist, der aus innerster Nötigung seine Werke hervorbringt, sein Glaube an sich selbst und an seine Wirkung. Der Geist kann sich in einem einzigen Bruchstück ebenso offenbaren wie in einem ganzen Werke.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich manches von dem Temperament, das zu uns aus Shakespeares Werken spricht, auch in Shakespeares alltäglichem Leben kundgab. Er hatte das an sich, was auch allen andern genialen Künstlern eigen ist, von denen wir eingehende Nachrichten haben: reagieren sie ja alle auf ihre Umgebung gleicherweise durch ihre Stimmungen, ihre Sensibilität, ihre gesteigerte Empfindungsweise. Er muß auch in seiner Beziehung zu den Menschen sowohl Temperament als auch Urteil gezeigt haben: bald gewann das eine, bald das andere das Übergewicht.

Er war Augenzeuge starker Leidenschaften, die im geschichtlichen Leben seiner Zeit heftig aufeinanderplatzten, und der Vergänglichkeit politischen Ansehens. Es war eine Zeit, wo man nicht so viel von Kunst redete: gab es doch damals noch keine Feuilletons, und das Ästhetisieren konnte sich noch nicht breitmachen; ein gutes Werk wurde weder über die Maßen gerühmt, noch konnte es ganz vernachlässigt werden. Die Mehrzahl der Zuschauer der Shakespeareschen Dramen konnte aber für ihren tiefern Gehalt ebensowenig Verständnis haben, wie sie es jetzt hat, trotz den unzähligen Erörterungen, die darüber inzwischen geschrieben worden sind. Das sogenannte Publikum bleibt sich in allen Zeiten gleich, nur hatte es damals den Vorzug vor dem jetzigen, daß es nicht verbildet war: es heuchelte keine Bewunderung für Shakespeare, trieb keinen Kult mit seiner Person und nahm seine Werke nicht anders auf als die der andern Dramatiker. Eingehende Nachrichten fehlen ja auch über den Lebensgang der andern Dichter jener Zeit. Ein so objektiver Kunstschöpfer wie Shakespeare konnte auch gar kein Verlangen haben, eine Selbstbiographie zu schreiben oder einen Briefwechsel mit nah und fern zu unterhalten. Nicht nur sein Zeitalter war anders als das Goethes,

sondern auch seine schöpferische Kraft gesammelter und unmittelbarer. Und wie sein Schaffen, so muß auch sein Charakter mehr Unmittelbarkeit gehabt haben. Wer das Wesentliche sieht, ist auch mannigfaltig angelegt. Wie hätte Shakespeare die feinste und zarteste Weiblichkeit schildern können, wenn er diese Zartheit nicht selbst in seinem Innern gehabt hätte? Und ebenso hätte er die dämonischen Lebensmächte nicht darstellen können, wenn er nicht eine große Widerstandskraft gegen den Sturm der Leidenschaften in seinem eigenen Innern gefunden hätte. Durch den ‚holden Wahnsinn', durch die unbegreifliche Vereinigung von Gegensätzen, kann das Genie in die Abgründe des Lebens schauen, ohne die Gefahr zu laufen, hineinzustürzen, denn es hat eine angeborene Selbstbeherrschung, die Fähigkeit, das Dunkel zu durchdringen, die nur von dem angeborenen Glauben an die Unbesiegbarkeit des Lichtes kommen kann. Daher auch bei Shakespeare der eindringliche Humor neben dem ausgeprägtesten Gefühle für das Tragische: er mußte zu der Sphäre des Tragischen, in der ja nur eine so starke Natur aushalten konnte, immer wieder ein Gegengewicht erschaffen.

2.

Die Werke des Genies können gar nicht Werke der bloßen Einbildungskraft sein. In der Fähigkeit, sich über die eigenen Erfahrungen zu erheben, sie aus den verschiedenen Gestalten reden zu lassen, sie zu verteilen, bald heftiger, bald milder auszudrücken, liegt das, was man Objektivität nennt: sie ist die seltenste Geistesgabe, auch die höchste Charaktereigenschaft. Während wir alle mit unseren Erfahrungen irgendwie ringen und uns davon nicht ganz losmachen können, hat das Genie die Gabe, Seelenzustände in sich wachzurufen, in denen es seine eigenen Erlebnisse wie etwas ihm Fremdes schauen kann. Wer fühlt, wie eng verbunden wir mit unsern Erfahrungen sind, der muß die seltene Fähigkeit des Genies, mit seinen eigenen Erfahrungen wie mit etwas Fremdem umzugehen, als ein Wunder anstaunen. Daher sind auch die Werke des Genies weit mehr als das, was man gewöhnlich unter Werken versteht. Wenn auch nicht viele den Zugang zu ihnen finden können, weil sie ja das Ergebnis gesteigerten Innenlebens sind, so haben sie doch eine weit tiefere Wirkung als alle sonstigen Werke und Taten, die, weil sie äußerlich sind, den meisten auch zugänglicher sein müssen. Daß ein echtes Kunstwerk eine große Tat ist, das fühlen nur wenige; die meisten wissen gar nicht, was sich hinter der Außenseite eines Werkes verbirgt, und doch ist das, was hinter dem Werke steht, noch weit mehr als das Werk selbst. Nur das Werk des Talents kann sich vollständig mit dem Empfinden seines Urhebers decken; die innern Erfahrungen des Genies dagegen sind zu tief und zu mannigfaltig, als daß sie vollständig ausgedrückt werden könnten und nicht immer wieder nach einem neuen Ausdruck ringen müßten. Wenn das Genie sein *ganzes* Innere deutlich und erschöpfend äußern könnte, so würde es nicht immer von neuem an das Leben wie an ein Geheimnis herantreten.

Wer Wesen und Schein nicht unterscheiden kann, begreift auch gar nicht, daß die Werke des Genies auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens das gleiche sagen, nur in einer andern Sprache, denn was sie ausdrücken, ist doch das gesteigerte Leben, selbst in den bildenden Künsten, wo die Form von größter Wichtigkeit ist: auch hier ist das Werk um so bedeutender, je stärker und feiner die Persönlichkeit des Künstlers ist. Äußerliche Kunst ist keine, und mag sie eine noch so große Geschicklichkeit bekunden. Nur die Fülle innern Lebens kann uns ergreifen und hinreißen, und nur die Erhabenheit kann uns erheben. Andere Werke als die des Genies sollten im Grunde gar nicht auf den Namen eines echten Kunstwerkes Anspruch erheben: man sollte dafür eine andere Bezeichnung haben, die sie weder unterschätzte, noch sie auch mit den großen Kunstwerken vermengte.

Aus der Objektivität des genialen Kunstwerks folgt, daß es weder in seinem Entstehen, noch in seiner Ausführung irgendeine bestimmte Tendenz verfolgen kann. Tendenz gehört in ein ganz anderes Gebiet als das der Kunst. Wahre Kunst und Tendenz stehen geradezu in einem Widerspruch zueinander, oder man müßte unter Tendenz etwas ganz anderes verstehen, als was mit dem Worte bezeichnet wird. Mag das Genie im gewöhnlichen Leben diese oder jene Überzeugung und Neigung haben, während des Schaffens tritt sie zurück, denn sonst wäre wirkliche Objektivität nicht mehr möglich: steht doch der geniale Kunstschöpfer bei der Gestaltung seiner Werke über den Widersprüchen der Wirklichkeit; unten, wo die Bruchstücke der getrübten Wirklichkeit wie das Treibeis von dem Strome getragen werden und oft miteinander zusammenstoßen, verfolgt jeder irgendeine Absicht: da sind alle unsere Urteile meistens eingeschränkt oder gar durch Voreingenommenheit verdunkelt. Im Leben selbst ist die Objektivität die allergrößte Seltenheit, denn hier setzt sie tiefe Menschenliebe voraus und macht aus dem Menschen selbst das erhabenste Kunstwerk. Der geniale Kunstschöpfer kann dagegen nur im Zustande des Schaffens objektiv sein: Sobald die Inspiration des Schaffens über ihn kommt, fängt er an, in einer andern Welt zu leben, die seine eigentliche Welt ist.

Das Werk des Genies kann auch gar nicht anders als sittlich sein, nicht etwa, weil es sittlich sein will, sondern weil es sittlich sein muß. Solange wir bei den Trieben bleiben, können wir gar nicht zur reinen Sittlichkeit gelangen: wir werden dann immer wieder in das Dunkel hineingezogen und in Widersprüche verwickelt, und es ist auch gar nicht möglich, daß wir aus diesen Widersprüchen herauskommen, solange wir uns nicht über unsere selbstischen Triebe erhoben haben. Der geniale Kunstschöpfer ist während seines Schaffens gelöst von seinen Trieben, deshalb ist auch sein Schaffen notwendigerweise sittlich, ja sittlicher, als wenn er eine sittliche Tendenz verfolgte. Deshalb kommen auch alle Streitigkeiten über die Aufgaben der Kunst nur von Nichtverstehen des Wesens wahrer Kunst. Schon daraus entsteht die sittliche Kraft des echten Kunstwerks, daß es auf tiefster Gerechtigkeit beruht. Man kann sich auch gar nicht vorstellen, daß ein geniales Kunstwerk aus

irgendeiner Abneigung oder sonst aus einer einseitigen Empfindung hervorgehe: ist doch der geniale Kunstschöpfer im Zustande des Schaffens nicht mehr bei sich selbst, sondern er lebt in allen Charakteren und Gegenständen, die er darstellt; je weniger er dann bei sich selbst ist, desto großartiger wird auch seine Erfassung und Durchdringung eines Charakters. Die rätselhafte Beschaffenheit des Genies offenbart sich ja an der Vereinigung höchster Sachlichkeit mit seelischer Tiefe. Etwas ganz anderes ist die gewollte Sachlichkeit, die sich die Seelenlosigkeit der exakten Wissenschaft als Beispiel nimmt: sie ist in ihrem Inhalte das Gegenteil von wahrer Kunst, da diese ja nicht auf Wißbegierde, nicht auf der Arbeit des Kopfes, sondern auf gesteigerter Liebe zu der vollen Wirklichkeit beruht, auf der Fähigkeit, die Wirklichkeit in allen ihren Widersprüchen tief zu empfinden und sich darüber zu erheben. ‚Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies', heißt es in Mozarts Stammbuch. Seelenlose Kunst ist ein unerträglicher Widerspruch, denn nur die Seele und das gesteigerte Leben, das aus einem Kunstwerk redet, macht es dazu, keineswegs das äußere Können, das freilich ebenso notwendig ist wie die Hand für das Malen, das aber doch nur ein Mittel zu einem höheren Zweck und niemals Selbstzweck sein kann.

Jede Einseitigkeit ist in einem gewissen Sinne schon selbstisch. Je weniger wir bei unserm Ich verweilen, desto vielseitiger sind wir. Daher gibt es auch kein Genie der Einseitigkeit. Das Genie schafft aus einem ungeteilten Empfinden: deshalb läßt es sich auch gar nicht unter irgend eine logische Form bringen. So kann man an Shakespeare mit dem Verstande von irgendeiner einzigen Seite herantreten und alles, was in seinem Schaffen aufs innigste miteinander verbunden ist, in die Einzelheiten auseinanderzulegen suchen. Der Verstand kann ja auch gar nicht anders, als das Ungeteilte einteilen, die glühende Unmittelbarkeit in ein kaltes Licht rücken. Wenn wir den Menschen in seiner Gebrochenheit nicht noch mehr zersplittern wollten, so würde manches ungeschrieben bleiben, und die zergliedernde Verstandestätigkeit würde die Gebiete der Religion und Kunst verschonen, da unser Verstand gerade mit diesen Gebieten am wenigsten zu schaffen hat: hier herrschen Liebe und Unmittelbarkeit, und niemals vermag der kalte Verstand den Mangel dieser eindringlichsten Kräfte zu ersetzen. Wie soll auch unser logischer Verstand der Sprache Shakespeares gerecht werden, die ja ein Sichhinwegsetzen über alle Logik ist: hat man doch bei Shakespeare den Eindruck, als wenn er im Zustande des Schaffens überall zu gleicher Zeit verweilt hätte; es ist das gerade Gegenteil von kaltem Denken, es ist jedenfalls eindringlicher als das Denken, hellsichtiger, kräftiger, weit lebensvoller, sicherer. Da ist keine Überlegung, kein Zweifeln, keine Behutsamkeit, keine Furcht, sich zu widersprechen, keine kleinliche Umsicht, sondern unmittelbare Einsicht, schöpferisches Schauen, Traum und Wachen zugleich. Und doch liegt in den Werken Shakespeares, wie überhaupt in denen des Genies, soviel gesunder Menschenverstand. Das Genie ist weit entfernt von aller Schwärmerei: ist Schwärmerei doch nichts anderes

als eine mit sich selbst zufriedene Einseitigkeit, die von der Einbildung als volle Lebenswahrheit vorgetäuscht wird; die nächste Verwandte dieser Einseitigkeit ist die trockene des Kleinigkeitskrämers, der ja auch die ganze Welt in seiner Nußschale zu tragen wähnt.

Man staunt über alles, was Shakespeare gewußt hat. Aber das Wissen ist bei dem künstlerischen Genie ein ganz anderes als bei dem wissenschaftlichen Kopf: es ist die Fähigkeit, das Wesentliche an den Dingen wahrzunehmen, das Wichtigste stets im Gesichtskreise zu behalten. Man kann sich keinen tieferen Kenner der Gebrechen der menschlichen Seele vorstellen als Shakespeare, keinen Psychiater, der sich so in einen seelenkranken Menschen hineinzuleben fähig wäre; wird doch Shakespeare förmlich eins mit der Seelenkrankheit, die er darstellt, was der Seelenarzt niemals kann. Was dieser kann, ist nur Beobachtungen anstellen, sie aneinanderreihen und daraus Schlüsse ziehen. Daher sieht man oft, wie kenntnisreiche Seelenärzte gar keine Menschenkenntnis haben, denn das Wissen um die Krankheiten der Seele setzt noch keineswegs wirkliche Seelenkenntnis voraus, ebensowenig wie die eindringliche Seelenkenntnis Shakespeares vom geschulten Wissen des Seelenarztes kommt. Die äußere Hülle der Seele ist doch nicht ihr Innerstes, und in das Innerste kann nur die schöpferische Intuition dringen, etwas, das in keiner Schule und durch kein Kompendium gelehrt werden kann.

Trotz der Ähnlichkeit ihres tieferen Schauens behalten alle genialen Künstler die mit ihrem angeborenen Charakter zusammenhängende Eigentümlichkeit; wie verschieden sind in dieser Hinsicht Dante, Shakespeare und Goethe, und doch zugleich wie ähnlich: Dante hat die Fähigkeit, die tragische Wirklichkeit unverhüllt zu erfassen, weil er ihr eine Welt entgegenstellt, die für ihn eine ganz objektive und starke Wirklichkeit ist. Diese Fähigkeit geht Goethe ab, denn er hat eine gewisse Furcht vor der Lebenstragödie: da er ihr kein starkes Gegengewicht entgegenstellen kann, so sucht er sie zu verschleiern oder ihr gar aus dem Wege zu gehen; das Genie muß aber in der Atmosphäre des Tragischen leben, und so gerät Goethe nicht selten in einen Widerspruch zu sich selbst. Shakespeare ist mit der Lebenstragödie aufs engste verwachsen: er sucht auch gar nicht, sich über sie in eine andere Welt zu erheben, wie Dante, sondern er geht in ihr vollständig auf, er überwindet sie durch eine unerklärliche Zusammensetzung seiner Geisteskräfte, weshalb auch Goethe die unvergleichliche Objektivität Shakespeares als das größte Rätsel anstaunte, und Lessing meinte, es sei leichter, dem Herkules die Keule abzuringen, als Shakespeare einen einzigen Vers.

3.

Die Sprache, d. h. die Bildkraft und Ausdrucksweise des Empfundenen, hat bei jedem genialen Kunstschöpfer etwas Besonderes, das nur ihm und keinem anderen angehört. Da kommt so vieles zusammen, was diese Besonderheit hervorbringt: vor allem der Boden, worin er wurzelt, die Luft, die er atmet, die Umgebung, in der er aufwächst und sich ent-

faltet, auch die Zeit, in der er aufkommt. Auch darin liegt etwas Rätselhaftes, daß das Genie stets den rechten Zeitpunkt zu seiner Entfaltung findet. So kann man sich Shakespeare nur in einer Zeit vorstellen, wo die Sprache eine hohe Stufe der Vollendung bereits erreicht hat, ebenso Goethe; so mußte auch Michelangelo bereits entwickelte Kunstformen vorfinden. Das gleiche gilt von allen anderen genialen Kunstschöpfern und auf allen Gebieten des Kunstschaffens. Die geniale Kraft wäre freilich auch sonst nicht verloren gegangen, aber sie hätte doch in ganz anderer Weise wirken müssen, wenn nicht alles zu ihrem Empfange vorbereitet gewesen wäre. Aber was das Genie von seiner Umgebung erhält, ist das Wenigste, und wer bei der Würdigung des Genies den Wirkungen der Umgebung ein zu großes Gewicht zuschreibt, der vergegenwärtigt sich nicht den tieferen Grund genialen Schaffens.

Es ist mit der Beziehung des Genies zu seiner Umgebung wie mit dem Verhältnis des Geistes zum Körper: nicht in der Abhängigkeit des Geistes, sondern gerade in seiner unabhängigen Kraft äußert sich das Schöpferische. Abhängigkeit ist immer Schwäche. Der schöpferische Mensch zeigt sich gerade in der Fähigkeit, über die Bedingungen, in die er hineingeboren wird, hoch hinauszuwachsen. Die ganze Schwere des uns umgebenden Stoffes, die für den gewöhnlichen Menschen als unüberwindlich erscheint, ist für das Genie etwas Nebensächliches. Das Genie spricht freilich in der Sprache der Zeit, aber was es sagt, ist Wahrheit für alle Zeiten. Dem genialen Kunstschöpfer ist jede Halbheit fremd, denn er schöpft aus ganz anderen Quellen als das Talent, das man ja gerade an der Halbheit, an einer weit schwächeren Ausdrucksweise, an dem Mangel des eindringlichen Empfindens und Sehens erkennt. Die Lebensweisheit spricht aus den Werken des Genies unmittelbar, ohne jede Aufdringlichkeit, denn diese ist schon das Merkmal eines Mangels an tiefer Lebenskenntnis. Ebenso wie das Genie ohne tragisches Empfinden nicht denkbar ist, ebensowenig ist es ohne tiefe Lebensweisheit denkbar: diese bedeutet keineswegs sentenziöse Lehrhaftigkeit, die Höhe einer unfruchtbaren Felsenlandschaft, sondern sie ist vielmehr die reiche Frucht innerer Kämpfe und eindringlicher Lebenserfahrung; daher kann sie sich in jeder Gestalt künstlerischen Schaffens kundgeben, auch in der Musik und in den bildenden Künsten. Die Lebensweisheit des Genies hat nichts mit dem zurechtlegenden Denken zu tun, das fortwährend sich an der Schale abmüht und durchaus objektiv sein möchte, ja seinen Stolz dareinsetzt, das Leben und die Dinge ungetrübten Blickes, unvoreingenommen und leidenschaftslos zu betrachten, und doch dies nicht erreichen kann, weil dort, wo innere Erfahrungen fehlen, zugleich der Stoff für die objektive Betrachtung, das Wirklichkeitsgefühl, fehlt.

Welch tiefe Weisheit tritt deutlich aus den Werken Shakespeares hervor: Da ist nichts mühsam Aufgebautes, kein Moralisieren, und doch die tiefste Moral, denn diese ist nicht etwas, das von außen zu der Mannigfaltigkeit des Lebens hinzukommt, sondern sie ist mit dem tragischen Lebensinhalt aufs engste verbunden. Der geniale Kunstschöpfer kann das Denken

gar nicht vom Leben trennen, denn er ist mit der Einheit des Lebens verwachsen. Kann man denn Dante, Shakespeare, Goethe, Michelangelo etwa Denkkraft absprechen? Sie sind freilich tiefe Denker, wenn sie auch ihre Gedanken nicht in Begriffen äußern. Die Werke des Genies bilden eine besondere Welt, erhöht und doch zugleich auf dem Boden der härtesten Wirklichkeit aufgebaut.

Das Genie ist seinem Inhalte nach dramatisch: schon die Fähigkeit, die eigenen Empfindungen wie die eines Fremden zu betrachten, ist dramatisch. An der Tiefe und Stärke des Wirklichkeitsgefühls, an der Fähigkeit, die Lebenstragödie zu empfinden und im Umkreis des Tragischen zu verweilen, läßt sich die Kraft des Genies irgendwie messen. Man kann ohne eine Beziehung zur Lebenstragödie eine große Begabung haben, ein ausgeprägtes Gefühl für das Schöne, eine Anmut in der Darstellung, ein Empfinden der malerischen Mannigfaltigkeit der Natur, ja lyrischen Schwung oder auch die genaueste Kenntnis der verschiedensten Triebe und Leidenschaften, aber das alles macht noch nicht das Genie: Selbst im Dramatischen gibt es noch einen wesentlichen Unterschied zwischen Genie und Talent — er besteht in dem, was man tragische Atmosphäre nennen kann. Man fühlt es deutlich schon an der Wirkung, die aus dem Schaffen des Genies ausströmt: es ist nicht nur das Vermögen, die äußere Mannigfaltigkeit der Leidenschaften, die Beziehung der Menschen zueinander, die Zartheit und Feinheit und daneben auch das Grobe und Gemeine darzustellen, sondern hauptsächlich die Art und Weise, wie es dargestellt wird: der geniale Kunstschöpfer erfaßt das alles ganz anders als das Talent; er sieht vieles, was das Talent niemals sehen kann; sein Schaffen hat eben seine Wurzeln nicht nur in der sichtbaren Welt, sondern auch in der unsichtbaren. Man kann gar nicht in Worten ausdrücken, was diese unsichtbare Welt ist, aber sie ist in den Werken des Genies fühlbar vorhanden.

Aus dem rätselhaften Zusammenwirken von stärkstem Wirklichkeitsgefühl und dem entwickelten Sinne für das Unsichtbare, das zu ihm aus den sichtbaren Erscheinungen redet, entsteht seine Eigentümlichkeit. Ein Maler wie Fra Angelico hat zwar einen Blick für die unsichtbare Welt, ein überaus feines Gemüt, aber gar keine Beziehung zur Lebenstragödie: er ist unbeholfen, wenn er die Schattenseiten des Lebens darstellen will. Auch Raffael und Correggio haben keinen ausgeprägten Sinn für das Tragische. Ebenso ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Empfindungsweise Goethes und der Schillers: bei aller Großartigkeit seiner Ausdrucksweise und Leichtigkeit in der Beherrschung der von ihm dargestellten Stoffe, hat Schiller keine starke Unmittelbarkeit, wogegen bei Goethe die volle Wirklichkeit überall dort zur Geltung kommt, wo er sich vom Tragischen nicht abwendet. Das künstlerische Genie kann sich freilich auch als gesammelte Energie in der unmittelbaren Erfassung des Lebens kundgeben, wobei die Einsicht in das Tragische nicht so deutlich zum Ausdruck kommen kann: so ist beispielsweise Händel ein Genie der sich unmittelbar äußernden Kraft.

Zwischen dem Genie und dem Talent kann es eine vermittelnde Stufe geben, so daß es schwer fallen muß, die Persönlichkeit, die dieser Stufe angehört, als reines Genie und ebenso als bloßes Talent zu bezeichnen. Man geht aber nicht fehl, wenn man ein gesteigertes Wirklichkeitsgefühl, einen ausgeprägten Sinn für alle Widersprüche des Lebens, die Einsicht in die dämonischen Mächte des Daseins und zugleich die Fähigkeit, darüber zu stehen und sie, bei aller inneren Erfahrung, wie aus der Ferne zu betrachten und ohne Beimischung von Subjektivität zu empfinden, für das eigentliche Merkmal des Genies hält. Daher kann es auch gar kein Genie geben, das nicht das Erhabene irgendwie zum Ausdruck bringt. So spricht z. B. aus der Empfindungsweise Ariosts, wiewohl er als Dichter echter und weit unmittelbarer ist als Tasso, nicht der Gegensatz zwischen den zwei Welten, aus dem das Tragische und Erhabene entsteht: Ein zu helles Empfinden setzt immer einen Mangel an Tiefsinn und oft auch die Vorherrschaft einer gewissen Verstandesmäßigkeit voraus.

Ohne die Beziehung zu der unsichtbaren Wirklichkeit läßt sich auch die sichtbare nicht mit aller Kraft erfassen. So dringt bei Shakespeare etwas Unaussprechliches wie aus einer andern Welt gerade dort ein, wo die diesseitigen Kräfte des menschlichen Lebens am unerbittlichsten zum Ausdruck kommen. Es ist, als wenn die stärkste Beziehung zur Wirklichkeit notwendigerweise in eine Welt darüber führen müßte; die Lebenswidersprüche ergeben, wenn sie stark zusammenwirken und mit Eindringlichkeit geschaut werden, eine höhere Wirklichkeit, ohne die wir uns in der Tragödie des Lebens gar nicht zurechtfinden können. ‚Wir sind aus dem Zeuge, aus dem die Träume gemacht sind' — diese Empfindung Shakespeares konnte nur aus der stärksten Beziehung zu den tragischen Widersprüchen kommen: Im Zustande des Schaffens müssen ihm die Menschen und die Gegenstände bei aller Deutlichkeit, mit der er sie schaut, oder gerade wegen der eindringlichen Deutlichkeit weit weniger wirklich erscheinen als die Wirklichkeit, die er in sich trägt. Im Leben selbst sehen wir nur ein Nebeneinander von Menschen und Dingen, alle gehen wir mehr oder weniger gleichgültig aneinander vorbei, und auch in die Natur versenken wir uns nur selten so, daß sie zu uns in ihrer und nicht in unserer Sprache rede. Die Liebe, die die Grenze zwischen den Menschen aufhebt und den Schein durch das Wesen ersetzt, ist gar selten; im gewöhnlichen Leben kennen wir nichts anderes als Scheidewände, und oft sind es sogar dicke Mauern, die zwischen dem einen Menschen und dem andern errichtet werden: Das ist die Wirklichkeit, die keine Schwungkraft, keine Erhöhung, kein schöpferisches Hinüber kennt — ein Hin- und Herschieben des gleichen Inhalts, bald diese, bald jene Umhüllung, die uns als etwas neues erscheinen kann, während sie im Grunde doch nur das gewöhnliche Gestern und Vorgestern verbirgt. Viele halten die alltägliche Wirklichkeit für die einzige, sie nehmen das Leben nur in seiner äußern Beschränktheit. Im besten Falle können sie zu den Werken Shakespeares nur eine äußerliche Beziehung gewinnen,

denn die Eigentümlichkeit der Shakespeareschen Tragödien besteht gerade darin, daß aus ihnen das Geheimnis des Daseins ergreifend, ja erschütternd redet.

Was ist auch die gewöhnliche Wirklichkeit, wenn man sie mit der Shakespeareschen vergleicht: Im gewöhnlichen Leben stumpfen sich die Spitzen der Gegensätze nur zu leicht ab. In der Shakespeareschen Wirklichkeit dagegen weht eine scharfe Lebensluft, und jeder Charakter bleibt sich selbst treu, stumpft oder bricht seine Eigenheiten nicht ab und verwischt seine Grenzen nicht. Da ist das Leben von Grund aus tragisch, weil jeder aus der unüberwindlichen Notwendigkeit seines Charakters fühlt und handelt. Sind denn die Shakespeareschen Charaktere denen ähnlich, die wir auf Schritt und Tritt im Leben antreffen? Wo ist ein Mensch wie Othello, Lear, Hamlet, Prospero? Es spricht sich in ihnen eine gesteigerte Wirklichkeit aus, und deshalb enthalten sie soviel Geheimnis. Aber wir finden uns in ihnen, wir fühlen, daß hier unser eigentliches Leben vor sich geht. Was wir sonst zu verhüllen pflegen, nicht nur den andern, sondern sogar uns selbst nicht eingestehen wollen, erscheint uns in den Werken Shakespeares unverhüllt, und wir sehen uns hier im Lichte der vollen Wirklichkeit.

4.

Ein Drama der Menschenkenntnis, wie ‚Othello' oder ‚Romeo und Julia', worin der Mensch mit seinen einfachen Leidenschaften und Kämpfen dargestellt wird, unterscheidet sich dadurch von einem Drama der Weltkenntnis, wie ‚Hamlet' oder ‚Faust', daß dort die äußere Handlung vorherrscht; die unsichtbare Wirklichkeit ist dort verborgen in den handelnden Gestalten: diese sind so deutlich, daß sie auf jeden, freilich auch hier nur gemäß seinen geistigen Fähigkeiten, unmittelbar wirken kann. Othello, Macbeth, Romeo, Julia, Desdemona sprechen zu allen. Nicht so eine Gestalt wie Hamlet, oder Prospero in Shakespeares ‚Sturm'.

Es ist eine Eigenschaft des künstlerischen Genies, daß es nicht nur Gestalten von einfachen Trieben und Leidenschaften darstellt, sondern auch das Verlangen hat, das ganze Leben in einem einzigen Werke zusammenzufassen, auch die unsichtbare Welt unmittelbar wirken zu lassen, sie so weit, als es überhaupt möglich ist, in den Vordergrund zu rücken. Gestalten wie Hamlet oder Faust und ihre Erfahrungen, die Erfahrungen des Genies selbst, reden nicht mehr vernehmlich zu allen, sondern erfordern ein Eindringen in ihre innere Welt. Deshalb erscheinen auch solche Gestalten wie verkörperte Rätsel, mit denen jeder gemäß seinen eigenen inneren Erfahrungen und der Tiefe seiner Empfindungsweise sich auseinanderzusetzen hat. So gehört auch Shakespeares ‚Sturm' zu den seltenen Werken der Weltkenntnis, denn Shakespeare faßt hier das Ergebnis seiner Lebenserfahrungen zusammen ebenso wie in ‚Hamlet', nur von einer andern Seite die tiefe Beziehung zur Lebenstragödie, die in ‚Hamlet' mit der ganzen Rätselhaftigkeit des Gegensatzes zwischen Genie und Welt hervortritt, hat in ‚Sturm' einen mildern, lichtvollen Ausdruck. Auch hier dringt Shake-

speare dem Leben auf den Grund, aber nicht mehr mit der vollen tragischen Heftigkeit, sondern mit der resignierenden Einsicht der Selbstüberwindung, die mit einer gewissen Ruhe auf den Lebenssturm herabschaut. Die Einsicht des Genies läßt sich freilich nicht in Begriffen ausdrücken: die unsichtbare Wirklichkeit kann sich nur in Gestalten kundgeben. Die tiefen Einsichten in das menschliche Leben können nur entweder von dem erfaßt werden, der auf das Wesentliche gestimmt ist, oder von dem, der das unüberwindliche Verlangen hat, dem Wesentlichen nahe zu kommen, und nicht aus dem Wesen der Dinge wieder einen abgezogenen Begriff macht. Es gehört also seelische Anlage dazu und nicht die Vorherrschaft dürrer Verstandestätigkeit. Die Einsicht umfaßt viele Gedanken, viele Beobachtungen, viele Erfahrungen, weil sie ein Ganzes ist und nicht aus kleinen Einzelheiten mühsam zusammengesetzt wird. Sie geht mit Leichtigkeit von dem einen Gedanken zum andern über, weil sie die Schranke zwischen den einzelnen Gegenständen, bei aller Deutlichkeit des geübten Blickes dafür, überwunden hat.

Die größte Wirkung im Leben kann nur von Einsichten kommen. Das Genie in allen seinen Äußerungen ist verkörperte Einsicht. Es gibt geniale Charaktere, bei denen kein Zwischenraum zwischen ihrer Einsicht und ihrem Leben bestehen kann: das sind die seltensten Persönlichkeiten, Überwinder der Lebenstragödie, erlösende Beispiele für das Menschengeschlecht. Das künstlerische Genie, das ja auf dem Gegensatze zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt beruht, kann seine Einsichten nur in Gestalten und Formen ausdrücken. Aus innerstem Drange muß es sich von seinen eigenen Erfahrungen und Spannungen befreien, sich über die harten Notwendigkeiten, deren Beziehung zueinander es durchschaut hat, irgendwie erheben. Ein genialer Kunstschöpfer wie Shakespeare geht an einen Stoff mit Begeisterung heran: es spricht sich hier ein höheres Muß aus. Er ist innerlich erregt; Stimmungen, Lebenseindrücke wallen in ihm durcheinander. In dem Werke, das er entwirft, in den Gestalten, die er erfaßt, wird notwendig diese erhöhte Stimmung zum Ausdruck kommen, und sie werden seine Einsichten in sich bergen. So ist z. B. Shakespeares ‚Sturm' äußerlich ein Werk voll poetischen Reizes, aber hinter der poetischen Form verbergen sich hier die Stimmungen und innern Kämpfe Shakespeares selbst. Wir fühlen hier, was Wesen und was Schein ist, ebenso wie in ‚Lear' und ‚Hamlet', worin Shakespeare bis an die letzte Grenze des Tragischen gelangt. Besitzt doch Shakespeare die unvergleichliche Fähigkeit, dem überströmenden Empfinden im rechten Augenblick einen Damm zu setzen. Je tiefer eine Empfindung ist, desto weniger kann sie sich in Worten kundgeben. Weiter in der Selbstbeherrschung als Shakespeare kann man gar nicht gehen. Wir staunen über die Selbstbeherrschung Raffaels oder Mozarts, aber bei jenem ist sie kein Sieg über die tragische Lebenserfahrung, und bei diesem ist die Empfindung der Lebenstragödie und ihrer scharfen Gegensätze nicht überwältigend. Je stärker die Empfindung ist, desto wirksamer muß dabei auch der sich selbst beherrschende Aus-

druck sein. So ist in ‚Hamlet' die ganze tragische Atmosphäre, worin das künstlerische Genie lebt und ausharrt, mit einer gesammelten, sich im höchsten Grade beherrschenden Kraft dargestellt. Niemals hätte ein Talent so deutlich und zugleich so rätselhaft reden können.

Wer ein Gefühl hat für das, was man die Atmosphäre des Geistes nennen kann, erfährt sofort, mit was für einem Werke er in Berührung gekommen ist. Wie vernehmlich redet nicht die Seelentiefe und zugleich die charaktervolle Herbigkeit Michelangelos aus den Bildwerken der Medicäergräber: immer von neuem teilt sich die tragische Persönlichkeit Michelangelos dem auf das Tragische gestimmten Beschauer mit. Um zu sehen und zu hören, dazu gehört nicht nur das äußere Auge und das äußere Ohr, sondern auch Seele, Selbstvergessenheit, die Fähigkeit, zu bewundern, die Fähigkeit, tief zu empfinden, nicht nur den Eindrücken der Außenwelt, sondern noch weit mehr den Wirkungen der Innenwelt offen gegenüberzustehen. Sonst hat man von der Wirklichkeit gar wenig: die nackte Wirklichkeit ist keine. Damit das Leben uns etwas gebe, müssen wir zuerst fähig sein, dem Leben etwas zu geben. Sonst sehen wir nur die kahle Reihe der fortwährend abwechselnden Erscheinungen. Der Mensch, der sich am festesten an die Außenwelt hält, weiß am wenigsten von der Welt; wer im Anblicke der gewöhnlichen Wirklichkeit bisweilen nicht das Gefühl hat, daß das Leben ein Traum sei, der kennt auch die Wirklichkeit nicht, zu der er eine Beziehung zu haben wähnt. Wir sehen im Leben selbst gar wenig, wenn wir uns nicht auf eine Höhe erheben, von der aus wir es überschauen können. Unser Körper, die Schwere der Materie, bindet uns an die untere Wirklichkeit: unsere irdische Natur ist voller Unfreiheit. Die Wurzel aller Schöpferkraft liegt nicht im Boden der untern Wirklichkeit. Wie muß dem genialen Kunstschöpfer zumute sein, wenn er durch seine Gabe, in das Unsichtbare einzudringen, die ganze untere Wirklichkeit in seiner Gewalt zu haben fühlt? Es ist dies ein höchst gesteigerter Seelenzustand, ein Außersichsein: er ist erhoben über die eine Hälfte seiner Natur, über sein eigenes Gebundensein, und er muß Traum und Schein dort sehen, wo die anderen das Wesentliche zu sehen glauben. Aeschylos, den seine Zeit notwendig verkennen mußte, weshalb er auch das gerechte Urteil der kommenden Jahrhunderte anruft, drückt diesen Zustand in den Worten aus: sein Geist habe sich mit kühnem Fluge zum Himmel erhoben, und als er nun sich herabließ, habe er ihm zugerufen, er möchte ja den eiteln Menschentand nicht zu hoch einschätzen. Dies ist eben die Einsicht des Genies: die Verkettung der Notwendigkeiten bleibt sich in der unteren Lebenssphäre immer gleich; hier spielt die Illusion mit uns, die schon der junge Shakespeare im ‚Sommernachtstraum' aus tiefer innerer Erfahrung darstellt; hier ist der Mensch von seinen Trieben, von seinem Ehrgeiz, von seinen Vorurteilen, von der öffentlichen Meinung abhängig: er befindet sich in der Gewalt irgendeiner Selbsttäuschung und wird von ihr gegängelt, ohne es auch nur zu merken.

Auch der geniale Kunstschöpfer muß die Mannigfaltigkeit der menschlichen Illusionen wenigstens im Keime in sich tragen. Aber das Schöpferische liegt nicht in der Fähigkeit, alle Illusionen des Scheines durchzumachen und Eindrücke zu empfangen, sondern vielmehr darin, die Illusionen zu durchschauen. Mit Eindrücken von den Dingen und Menschen lassen sich keine echten Werke hervorbringen. Der echte Kunstschöpfer kann zwar nicht alles aussprechen von dem, was er im Zustande des Schaffens erschaut, aber was er ausspricht, ist mehr als genug. Das gesteigerte Lebensgefühl selbst, der Quell seines Schaffens, läßt sich gar nicht wiedergeben: sind doch Worte an Begriffe gebunden, an die Notwendigkeit, das Unbeschränkte einzuschränken. ‚Das Genie lacht über alle Grenzscheidungen der Kritik', hat schon Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie bemerkt. Um die Werke des Genies zu erfassen, muß man innerlich angeregt sein und wenigstens etwas von der Flamme verspüren, die in diesen Werken lodert. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß das Genie nicht nur im Leben, sondern auch in seinem Schaffen verkannt und mißverstanden wird.

Die Stimmung, die von echten Kunstwerken ausgeht, läßt sich wohl annähernd als musikalisch bezeichnen, selbst wenn diese Werke nicht der Musik angehören. Gibt es doch Musikwerke des Talentes, aus denen keine wahrhaft musikalische und musische Stimmung kommt. Das ist es, was Beethoven zu sagen veranlaßt hat, daß die Welt gar nicht ahne, welche höhere Offenbarung Musik sei, höher als alle Weisheit und Philosophie. Das ist es auch, was ihn veranlaßt hat, seine Vereinsamung in den Worten zu charakterisieren, die für die Vereinsamung des Genies ewige Geltung haben: ‚Ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist als den anderen in ihrer Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bang um meine Musik, die kann kein bös Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen.'

Clemens Brentano und Luise Hensel
Von Hermann Cardauns



Die folgenden Zeilen bezwecken nicht eine vollständige Darstellung der vielerörterten Beziehungen zwischen dem Dichter und der Dichterin, sondern nur eine Ergänzung des bisher Bekannten, hauptsächlich auf Grund von Briefen und ungedruckten Mitteilungen im Nachlaß des Hensel-Biographen Franz Binder, die ich der Güte des Herrn Pfarrers H. Binder in Altingen verdanke.* Einen Teil dieses Materials habe ich bereits an anderer Stelle veröffentlicht,** einige der wichtigsten Stücke sind nachstehend benutzt.

Über das ‚erste Zusammentreffen Brentanos' mit einer ‚Freundin', d. h. Luise Hensel, findet sich ein Bericht ‚aus verlässigster Quelle' in der Biographischen Einleitung zu dem 1855 erschienenen ersten Bande von Brentanos Gesammelten Briefen.*** Ausführlich und anschaulich wird hier erzählt, wie das Donnerstags-Kränzchen im Hause des Staatsrats v. Stägemann zu Berlin sich über Brentano unterhält, wie dieser unerwartet eintritt, sich neben Luise Hensel setzt usw. — ein Bericht, der neuerdings durch einen Brief der mitanwesenden Freundin Luisens, Hedwig v. Stägemann (spätere Frau v. Olfers), teilweise bestätigt wird.† Daß die ‚Freundin' und auch die ‚Quelle' Luise war, ist nie bezweifelt worden; Binder†† hat es ausdrücklich festgestellt unter Berufung auf ‚das noch vorhandene Concept'. Neuerdings ist dieses ‚Concept' nach dem Original gedruckt worden.†††

Diese erste Begegnung ist höchstwahrscheinlich auf den 10. Oktober 1816 zu setzen, nicht in den September gleichen Jahres, wie Luise selbst viele Jahre später gemeint hat.§ Sie war der Ausgangspunkt einer

---

* 1855 teilt L. Hensel Professor Schlüter mit, sie habe in Aschaffenburg, wo Brentano starb, die betreffenden Manuskripte sämtlich an sich genommen. ‚Was Emilie (Brentano) leider hat drucken lassen (in ihren Ausgaben der gesammelten Briefe Cl. Brentanos), ist bei weitem noch nicht die Hälfte, und das Ganze nicht der 6. Teil dessen, was einst existierte.' Briefe der Dichterin L. H. 85.

** Cardauns, Aufzeichnungen und Briefe der Dichterin L. H., in den Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren, Bd. 35 Heft 3. Ferner die Erinnerungen L. H.'s an A. K. Emmerich im Hochland, Juliheft 1916.

*** Gesammelte Schriften VIII, 60 ff. In meiner Arbeit, Clemens Brentano, Beiträge, namentlich zur Emmerich-Frage S. 13 lasse ich Christian Brentano diese Szene wiedergeben. Tatsächlich war er beim Erscheinen des ersten Briefbandes bereits tot, Herausgeberin der Briefe war seine Witwe Emilie.

† Hedwig v. Olfers. Aus Briefen zusammengestellt (Berlin 1914) II, 15. Über das Verhältnis der beiden Berichte vergl. Cardauns, Clemens Brentano 14.

†† Luise Hensel (2. Aufl. 1904) S. 57 Anmerk.

††† Cardauns, Aufzeichnungen f. S. 71.

§ ‚Den letzten Donnerstag', schreibt Hedwig v. Stägemann in einem vom 17. Oktober 1816, also gerade eine Woche nachher datierten Briefe (Hedwig v. Olfers 15). Hier ist ein Irrtum im Monat ausgeschlossen.

Freundschaft, welche, allerdings nicht ungetrübt, bis zum Tode Brentanos (1842) dauerte. Von ihr datiert seine innere Umwandlung, aber auch die irdische Liebe des 38jährigen Mannes zu der 18jährigen Pfarrerstochter.

Der starke Einfluß, den das anmutige Mädchen auf das religiöse Leben des Dichters geübt hat, braucht hier nicht geschildert zu werden. Niemand hat diesen Einfluß besser gekennzeichnet als er selbst in dem Gedicht, welches sie als den ‚Engel in der Wüste' preist, und in dem Briefe vom 3. Dezember 1817, mit welchem er seinem Bruder Luisens Gedicht ‚Beim Lesen der Heiligen Schrift', ihr liebliches ‚Abendgebet' und einige andere ihrer Lieder übersandte, den ‚Schlüssel, mit welchem der barmherzige Heiland zu ihm gekommen'. Die junge Protestantin hat den größten menschlichen Anteil an dem Schritt, den er wenige Monate nach der ersten Begegnung tat, an seiner Rückkehr zu der Kirche seiner Jugend (Februar 1817).

Von den Liebesbriefen, die Brentano vor diesem Entscheidungsschritt schrieb, liegen mir zwei im Original vor, beide undatiert, in den Gesammelten Briefen (I 203, 222) Spätherbst 1816 und Januar 1817 angesetzt. Der erste ist ganz getreu wiedergegeben, nur hat die Herausgeberin, um die damals noch lebende Adressatin unkenntlich zu machen, die Anrede ‚O dumme Luise' in ‚dumme Freundin' verändert. Ebenso ist im zweiten Brief einmal die Anrede ‚Liebe Luise' weggelassen. Hinter den Worten ‚Es ist eine unermeßliche Sehnsucht, Dir zu danken und von Dir zu lernen' folgen im Original noch die Sätze: ‚Wie seelig war ich, dem Wagen vorzulaufen, und hätte ich durch das Wasser gemußt, ich hätte es nicht lassen können, war ich doch noch einmahl mit Dir, und Du mußtest an mich denken, ach vielleicht denken; der weiß, der fühlt, was er mir schuldig ist, der wird gewiß noch Schwereres für mich thun. Das, wünschte ich, mögest Du denken, und wie dankte ich Dir, daß Du Dich an der Thüre noch einmahl umdrehtest. Von solcher Freundlichkeit' usw. Als Kuriosum sei verzeichnet, daß die Anrede ‚Himmelsschlüsselblume' die diskrete Abkürzung eines Wortungetüms ist; tatsächlich schrieb er ‚Himmelschlüsselblumenbeinchens Häuschens Fensterchen'! Etwa in dieselbe Zeit wird ein Zettelchen gehören, das Vicar Wegener ‚im Nachlaß der Hensel fand': ‚Das ist Dein — Alles, [was] ich habe, ist Dein; Alles, was ich liebe, ist Dein, außer ich, denn ich hab' nicht und lieb mich nicht, und bin doch Dein Clemens.'*

Es ist nicht der leiseste Grund vorhanden, an der Aufrichtigkeit der schwärmerischen Liebe Brentanos zu zweifeln. Die Verdächtigungen seines Todfeindes Varnhagen, er habe mit Luise nur ein frivoles Spiel getrieben, sind gegenüber einer Wolke von Zeugnissen für das Gegenteil nicht ernst zu nehmen. Ob sie diese Liebe erwidert hat? Obwohl vermögenslos, war das schöne, liebenswürdige, geistvolle, in den besten Berliner Kreisen gern gesehene Kind von Verehrern umschwärmt. August von Stägemann, der Bruder ihrer Jugendfreundin Hedwig, der Komponist Ludwig Berger,

* Aus einem Briefe Wegeners an Franz Binder, Haltern 9. April 1880.

Ludwig v. Gerlach, der später als Politiker so viel Genannte, haben sich um sie beworben, aber nur der letztere hat, soviel wir wissen, tiefen Eindruck auf sie gemacht — erschütternde Belege finden sich in ihrem Tagebuch, wie schwer der Kampf war zwischen der tiefen Neigung zu ihm und dem Entschluß, nur dem himmlischen Bräutigam anzugehören. Möglich immerhin, daß sie vorübergehend an ein Bündnis mit dem genialen, bei allen Schrullen und Launen wenn er wollte so anziehenden, noch immer schönen Dichter gedacht hat; aber wenn dies der Fall gewesen sein sollte, wird sie den Gedanken wieder aufgegeben haben, als sie von der Ehe Brentanos mit der unglücklichen Auguste Busman Kenntnis bekam. Diesem jungfräulichen Kinde, das schon an der Schwelle des Katholizismus stand, das gerade den stürmischen Freund zurückführte zu den verlassenen Altären, müßte es unerträglich gewesen sein, den nach katholischer Anschauung unlöslich an eine andere Gebundenen für sich in Anspruch zu nehmen. Sie hat ihn zurückgewiesen, ruhig, freundlich, aber entschieden, unwiderruflich. Er hat sich gefügt, aber lange hat die Wunde nachgeblutet, die sie seinem Herzen schlagen mußte.

Fast zwei Jahre nach Brentanos Generalbeicht ist sie katholisch geworden (7. Dezember 1818). Daß er auf diesen Schritt irgendwie entscheidend eingewirkt hat, ist ausgeschlossen. Viele Jahre später, am 2. November 1868, hat sie Christoph Schlüter mit dürren Worten erklärt: ‚Einer Ansicht der Protestanten, daß Cl. Brentano auf meine Rückkehr zur Kirche Einfluß gehabt, muß ich auch hier entgegentreten. Ich war schon katholischer als er, als ich ihn kennen lernte, sonst würde er vielleicht nicht vergebens gesucht haben, mich der Kirche fern zu halten.'* An anderen Stellen hat sie diese Erklärung bestätigt. In einem ihrer autobiographischen Fragmente bemerkt sie sogar: ‚Ich wählte a b s i c h t l i c h die Zeit seiner Abwesenheit von Berlin zu meiner Geistesarbeit und zur Ablegung meines Bekenntnisses, von dem er nichts ahnte, bis ich's ihm einige Zeit darnach schrieb.'**

Noch ungleich schärfer hat sie sich über diese ‚Absichtlichkeit' in ihren Emmerich-Erinnerungen ausgesprochen.*** Sie ‚läßt ihm (Brentano) keine Ruh: und treibt ihn fast täglich' zur Reise nach Dülmen, ‚vor allem', um ‚ihn für eine Zeit weg zu haben'. Für die Zeit ihres Übertritts ‚wäre ihr seine Anwesenheit nur störend gewesen, sowohl innerlich als äußerlich'. Auch wünscht sie, ‚daß seine übertriebene Liebe zu mir durch Entfernung gemäßigt werde'; sie läßt es zweifelhaft, ‚ob dabei auch der Wunsch sich einmischte, wenigstens für eine Zeit lang des mir oft lästigen Besuchs meines Freundes los zu sein' — man kann es getrost bejahen, wenn man sich in die Lage des jungen Mädchens hineindenkt, das nicht einmal auf der Straße vor den Exzentrizitäten Brentanos sicher war.

---

* Briefe der Dichterin Luise Hensel 189.

** Cardauns, Aufzeichnungen S. 69.

*** Hochland, Juliheft 1916 S. 400 f.

Als der Dichter am 14. September 1818 nach Dülmen an das Krankenbett der Emmerich abreiste, scheint er keine Ahnung gehabt zu haben, mit welcher Genugtuung die Freundin ihn scheiden sah. Erst am 8. Oktober dämmerte ihm die Wahrheit auf. ‚Liebe Luise,‘ schreibt er, ‚es schmerzt mich, keine Zeile von Dir zu haben. Du versprachst es mir doch. Manchmal fürchte ich, Du freust Dich, mich los zu sein, aber ich lasse Dir noch keine Ruhe.‘ Er hat Wort gehalten: Nachdem er ihr in den ersten Wochen nach der Abreise von Berlin ein Mal über das andere geschrieben hatte, hat er sie auch nach dem 8. Oktober noch mit Briefen überschüttet. Zum großen Verdruß der Adressatin ist eine Menge dieser Briefe, wenigstens auszugsweise, an die Öffentlichkeit gekommen; einige derselben haben sich im Original im Binderschen Nachlaß gefunden: Der Brief vom 15. bis 17. September (die vom 16. und 17. datierten Stücke sind nur Nachschriften), das Schreiben aus Bielefeld 21. September, und die Riesenepistel (24 ganz eng geschriebene Oktavseiten) aus Dülmen 1. bis 9. (nicht 8.) Oktober.*

Die beiden ersten sind vollständig und bis auf Kleinigkeiten richtig im Druck wiedergegeben, nur der Name der Adressatin ist verwischt: Statt ‚freundlich Gesicht‘ und ‚liebe Freundin‘ steht im Original ‚freundlicher (bezw. lieber) Wies‘ (d. h. Luise), und gegen Ende des zweiten Briefes fehlt das Sätzchen: ‚Mein Herz, bleib mir gut, ich habe dich recht lieb.‘

Ganz anders ist die Herausgeberin mit dem ersten Schreiben Brentanos aus Dülmen verfahren, an dem er nicht weniger als neun Tage schrieb. Der gedruckte Teil, der an zahlreichen Stellen als Auszug gekennzeichnet ist, hat häufig einzelne Worte und Sätze ausgelassen, andere willkürlich und offenbar absichtlich verändert. Statt der sächsischen Form Emmerick oder Emerick begegnet im Druck regelmäßig die Schreibung ‚Emmerich‘. Statt der Wendung: ‚Die Kirche ist der Leib des Herrn, mit dem der Herr immer wesentlich zu schaffen hat,‘ lesen wir (S. 272): ‚in welchem der Herr wesentlich wohnt.‘ Der Schwester der Emmerich werden (273) die Epitheta ‚boshaft, die Böse, verstockt‘ usw., sowie die Notiz erspart, daß sie ‚mit dem Priester am Tisch ißt und schier ein Viertel der Ausgabe verbringt‘; ihre Besucher (274) sind im Autograph nicht nur zudringlich, sondern auch unverschämt; zweimal ist das Wort ‚Protestanten‘ verschwunden, einmal ‚Ketzer‘ durch ‚Abgefallene‘ ersetzt. Der Schluß der Stelle über Coesfeld (277) lautet vollständig: ‚(Dieses Städtchen) sinkt durch die Aufklärerei der Protestanten täglich in der Gottesfurcht, und selbst den [so! der?] Priester, die Sittenlosigkeit wird größer, und von keinem Ort weiß man hier Lüderlichkeiten zu erzählen, als von dort.‘ Kurz dahinter (278 oben) ist, wohl nur zufällig, der Satz ausgelassen: ‚Die Kirche in Berlin ist von priesterlicher Seite und in Hinsicht des Meßlesens und der dienenden Knaben ein Ideal der Andacht und des Anstands.‘ Stark abgeschwächt sind (279) die Sätze

* Gesammelte Briefe I, 259. 263. 271. Das dazwischen liegende Schreiben, Sondermühlen 22. September (Ges. Br. 266), liegt mir nicht im Original vor.

über die Wirkung, welche die geweihte Priesterhand auf die Emmerich ausübt; vollständig lauten sie: „Der unbeugsame Kopf ... sucht, wie das Eisen den Magnet, die Hand mit den Lippen und saugt an den geweihten Fingern mit einem verklärt lächelnden Antlitz. Auf die Frage, was sie sauge, sagte sie: Süßes. Beugt sich ein Priester mit dem Haupt gegen sie, wo auch ein Weihungsort ist, so richtet sich ihr Kopf auch auf, das Haupt zu küssen.'

Wichtiger als diese Einzelheiten ist der Umstand, daß der Druck sich im wesentlichen auf die Erzählung der ersten Erlebnisse Brentanos mit A. K. Emmerich, sowie die Schilderung ihrer Umgebung und der Dülmener Gegend beschränkt, dagegen so ziemlich alles fortläßt, was eine persönliche Färbung besitzt. Umfangreiche Abschnitte, darunter der Anfang und der Schluß des Briefes, sind bis auf das letzte Wort weggefallen. Dieses Verfahren war vor 60 Jahren, als Luise noch lebte, verständlich, um nicht zu sagen selbstverständlich. Heute wird die Ausfüllung der großen Lücken durch Veröffentlichung des ganzen Briefes kaum einer Entschuldigung bedürfen.

* * *

Vom 1. Oktober bis 9. Oktober 1818, Dülmen.

Mein geliebtes Herz! Dieses ist der zweite* Brief, den ich Dir von Dülmen, der vierte, den ich Dir seit meiner Abreise schreibe, den ersten gab ich in Magdeburg, den zweiten in Bielefeld auf die Post, und noch habe ich keine Antwort von Dir, mein gutes Kind. Obschon ich es mir gut erklären kann, obschon es Gottes Wille ist, entbehre ich dadurch doch des liebsten menschlichen Trostes, der mir je auf Erden geworden ist. Du entziehst mir ihn nicht mit Willen, es geht mir auch nicht übel, es geht mir gut, ich bin nicht schwermüthig, ja meine Sünden drücken mich weniger, als sonst, aber ich bin doch niemand näher als Dir, es hat mir doch niemand seit ich lebe so recht ein liebes menschliches Herz gezeigt, als Du und das liebe Wesen, durch das ich Dich erst kennen lerne, an dem ich erst die Wege ganz verstehe, auf denen Du wandelst und wankst und neuen Schritt fassest, ich meine die gütige, freundliche, kindliche, in begreiflichen Leiden heitere, ja lustige gottseelige Emmerick. Ich bin keine Minute bei ihr, daß ich Deiner nicht gedenke; in allem, was sie mir sagt und erzählt, finde ich Dich wieder in allen Beziehungen, nur unter anderen Umständen und außer der Kirche. Was mich am meisten noch bis jetzt an ihr rührt, ist bei ihrer großen Liebe und Freundschaft für Dich, ihre bange Angst, ihre eilende Angst um Deine Einigung mit der Kirche. Meine Vorstellung Deiner Lage, und der bis jetzt so gnädigen Führung Gottes und Deiner gänzlichen Uebergebung in seinen Willen nahm Sie ganz als recht und befriedigend an, aber, sagte Sie, was kann das helfen? Ich habe doch eine Angst und

* Der erste, der Sondermühlen 22. September datiert ist, wurde in Dülmen abgeschlossen und am 25. September von dort abgeschickt. Ges. Briefe I, 266. 270.

Unruhe in mir und eine Begierde, daß Sie dasjenige genieße, was ich genieße, in der Kirche zu sein, daß ich es gar nicht erwarten kann. Es hat mich seit lange nichts so bewegt und mit ungeduldiger Erwartung erfüllt, als dieses Herz, daß es doch die Seeligkeit und Süßigkeit der Wohlthaten Gottes in seiner Kirche genießen möge.*. Ach sie soll schmecken, was ich schmecke. O wie Angst ist mir um sie, ich kann es gar nicht erwarten. Ach, ich wäre ja der elendeste Mensch, wenn ich nur ein Viertelstündchen aus der Heerde Jesu wäre. Was der Herr an seiner Gemeinde thut, wissen wenige. Ach wie seelig wird sie in der Kirche sein, ich kann es gar nicht erwarten.

Du mußt Dir bei diesen Worten keine frömmelnde verdrehte Spannung denken, nein Sie patscht lächelnd dabei in die verwundeten Hände, wie ein ungeduldiges freundliches Kind. Eins weiß ich gewis: wenn Du bei ihr gewesen wärst und sie hätte Dir die Hand gedrückt, und so unendlich menschlich, flüchtig, leicht, tief, einfältig, herzlich leiß, gefühlich und verstehend, mit Dir geplaudert, wie sie es Stundenlang mit mir thut alle Tage, Du könntest das zu gleicher Zeit hülfloseste und hülfreicheste Geschöpf nicht mehr verlassen. Denn hier wäre wohl Alles, was Du bedürftest, um glücklich zu leben, ein Städtchen ohne alle Kunst und Wissenschaft, wo man von keinem Dichter ein Wort weiß, wo Abends vor jeder Thüre die Kuh gemelkt wird, alles schier Holzschuhe trägt, ja leider selbst die Meßdiener, die Kinder auf den Straßen kommen Dir entgegen und reichen Dir Kußhändchen. Von weiblichen Arbeiten weiß man hier nichts, als Flachsbrechen, Hecheln, Spinnen u. d. g. Selbst reichere Bürgertöchter sind gekleidet wie Mägde. In ganz Dülmen ist wohl kein Roman und gewissermaßen keine Mode. Ein jeder trägt was er hat, bis es zerreißt, und doch ist hier eine Hauptpoststraße und ein Posthauß, und der Aufenthalt des Herzogs von Croy mit einem Personal von dreißig Personen ein halbes Jahr hindurch. Bei Allem dem spricht jedermann von unerhörtem Luxus und Sittenverderb seit etwa 10 Jahren.

Die Kirche ist gros und schön und es sind viele Priester hier, meist gute einfache Menschen. Theils aufgehobene Mönche aus benachbarten Klöstern, die mit einzelnen aufgehobenen Klosterfrauen von ihrer kleinen Pension miteinander spärlich und auferbaulich leben. Vom König und der Regierung weiß man schier gar nichts, als daß man die Preußen nicht liebt, und es ist schier kein Bürger, der nicht eine bittere Grausamkeit von den Berliner Jägern, oder eine Gotteslästerung und Heiligenschändung zu erzählen wüßte. Ohne einen Grimm gegen die Protestanten zu haben sind sie den Leuten ganz fremd, und selbst die Unterrichteten wissen schier nichts von der Geschichte der Reformation. Selbst die Jungfer Emerick wußte

* Mit diesen ‚Worten der gottseligen Emmerich' beginnt der auszügliche Druck, Ges. Briefe I, 271, doch ist die Stelle gekürzt und ins Unpersönliche umgeschrieben: ‚Ach daß doch alle Menschen' usw. Jede Beziehung auf Luise ist beseitigt.

vor dem Kriege nicht, daß es andere Religionen gebe als Katholiken, Juden und Türken. Ich erzählte ihr und einigen armen frommen Bäurinnen, die sie besuchten, von frommen Protestanten, die Bäurinnen weinten und freuten sich über die Barmherzigkeit Gottes an diesen Leuten, und trauerten von Herzen, daß sie der Verdienste Jesu Christi in seiner Kirche nicht theilhaftig werden könnten. Die gute Emerick sagte: und wenn auch nur noch ein einziger Chatolik auf Erden lebte, so würde dieser die Kirche Jesu Christi ausmachen, die die Pforten der Hölle nicht überwinden werden.

Alle diese Leute und vor Allem Sie trauert heftig über den Verfall der Kirche in allen ihren Theilen und besonders der Priester, um deren Erweckung sie täglich und nächtlich die heißesten Gebete zum Himmel schickt. An dem Bette dieser wundervollen Seeligen, lieblichen, liebenswürdigen, bäurischen, einfältigen, lustigen, todkrank, nahrungslos übernatürlich lebendigen Freundin habe ich erst ganz begriffen, was die Kirche Gottes ist. Man sieht recht, daß die Kirche der Leib des Herrn ist, mit dem der Herr immer wesentlich zu schaffen hat. Wie soll ich Dir, liebes Herz, die Lage der guten E. schildern, ich werde es kaum mündlich können. Wärst Du hier, so wäre ihr geholfen, und Du wärst ein hülfreicher Engel für diesen ganzen armen Ort und die seeligste würdigste Pflegerin der kränksten verlassensten Freundin Gottes. Denn wahrhaftig, sie ist verlassen, wenn sie gleich Jesum hat und Priester und einen Arzt, die gut sind, so fehlt ihr doch alle weibliche Hülfe, und Gott hat ihr in einer ganz verstockten, boshaften, dummen und arglistigen Schwester eine schreckliche Geisel aufgebunden, welche von innerem Neid zerrissen, jeden Augenblick, daß sie mit ihr allein ist, sie, die sich nicht aufrichten kann im Bett überfällt und so lang schimpft und quält, bis sie in Thränen zerfließt, und dann erst mit triumphierndem Gelächter ihr diese Erschütterung vorwirft, als einen Beweiß ihrer geheuchelten Gottergebenheit. Nicht das zerreißende äußere Leid ist es, was die arme Emerick betrübt, nein es ist das Gefühl, daß diese Seele verlohren gehe. Und doch ist es schwer zu helfen. Diese faule dumme listige und betrügerische Magd will keiner der Brüder, die arme Bauern sind, nehmen, und sie selbst sitzt fest wie eine Laus im Pelz und wird durch Schwäche, Mitleid, und Schlendrian geduldet, und der geistliche Schlendrian nennt sie wohl gar, um der Hülfe entübrigt zu sein, ein Werkzeug Gottes zur Mortifikation.

Aus ihrem Bett muß die Arme den ganzen Haushalt führen, und für einen alten gutmüthigen kindischen französischen Priester, der oft schwer krank ist, und die Schwester, und einen Bruders Sohn, der in den Schulferien bei ihr wohnt und oft andre Bauerngäste, die sich unverschämt zudrängen, Suppen und andre Speisen einrühren, sie die selbst nichts zu sich nimmt als Wasser, muß auf ihrem Schooß kochen und kneten mit erfrornen Händen, welche ewig von den Wunden schmerzen, und oft gießt die ungeschickte ihr die heiße Brühe ins Bett, oder reicht ihr ein [so!] brennheißen Topf, und sie klagt nicht, und muß die Trähnen verschlucken.

Neulich fand ich sie morgends von einer Last nasser Wäsche, die ihr auf den Leib gelegt war, schier erdrückt, sie mußte alles mit ihren geheiligten Händen aussuchen und zurechtstreichen und ihre Finger waren von Kälte ganz steif und blau, während die plumpe boshafte Schwester, welche doch um Lohn dient und mit dem Priester am Tisch ißt und schier ein Viertel der Ausgabe verbringt, nichts thut oder alles verkehrt. So muß sie oft halbe Tage arbeiten, ohne ihrem Gebet abwarten zu können, und ist sie Viertelstunden allein, so fällt die Böse über sie, hat sie geistlichen Besuch, so lauert sie, öffnet die Thür weit, daß die für alle Gerüche äußerst empfindliche Krämpfen nah kömmt, und selbst des Nachts hat sie keine Ruhe im Gebet, da die Böse mit ihr in der Stube schläft.

So ist das ganze Leben dieses lieben Engels, außerdem von Schmerzen der heftigsten Art, großem innern Leid in ihren Gesichten um das Elend der Welt, der Verdammten und armen Seelen, und von zudringlichen unverschämten Besuchen zerrissen, eine beständige Marter, und Alles das könnte geheilt werden, durch ein treues verständiges liebvolles frommes Geschöpf, das ihr die Haushaltung abnehme und neben ihrem Bett sitzend, dem schönsten Sitz auf der Welt, die kleine Wirthschaft führte und was jeder Fremde leicht thut, die dann ganz stille Schwester abhielt, die unter jeder ernsten Befehlshaberin eine gemeine Magd wird. Ach liebe Luise, welch eine Stelle wäre das für Dich, der Knabe würde wenig oder gar nicht hindern, auch bei Stollberg, bin ich versichert, könntest Du ihn mitbringen, und er könnte dort von den Hauslehrern vollkommen in Unschuld auf dem Lande gebildet werden.

In mancher Hinsicht ist dieses ganze Land noch ein Land der Unschuld zu nennen. Bedenke nur, daß Schlechtigkeit des Gesindes aus Lüderlichkeit und Verführung schier unbekannt ist, und fast gar kein Luxus unter diesem Stand. Überrascht war ich durch die Zucht und Demuth aller Dienstboten. Das Land hat Etwas besonders wohlthätiges zur Erhaltung der Eigenthümlichkeit und Sittenreinheit der Bauren, da es sehr wenige Dörfer gibt, wo die Leute neben einander wohnend in Laster und Klätscherei durcheinander fallen. Jeder Bauer wohnt allein mit seiner Familie, zu welcher auch das Vieh gehört, in seinem Hauß, das dicht von einem Busch ungeheurer Eichen umgeben ist, die ihn vor Wind und Wetter schützen, und rings um ihn her liegen seine Felder, in einer Entfernung von etwa 10 Minuten liegt ein ähnlicher Besitz, größer oder kleiner, und mehr oder weniger solcher Wirthschaften heißen eine Bauerschaft, deren wieder mehrere eine Gemeinde ausmachen. Das Land ist dadurch von den mannichfaltigsten reitzendsten Baumgruppen und tausend heimlichen grünen Zäunen und Winkeln übersät, o mein Herz! Welch Kinderleben, welche Einsamkeiten, welche unendliche Brombeersträucher, überal denk ich Dein, ich bin Dir gut, so gut. Die Bauerhäußer und selbst die vaterländischen wohlhabenden Bürgerhäußer sind in der innern Einrichtung ein Beweiß, daß hier das wahrhaft häusliche patriarchalische Leben noch Grund und Boden hat.

Wenn Du in das Bauernhauß trittst, stehst Du in einem großen Raum wie in einer Scheune, Du bist in der Mitte des ganzen Lebens, auf Platten an der Wand brennt das Feuer an der Erde, ein sich bewegender eiserner, bei Armen holzerner Arm dreht den kleineren eisernen Kochkessel oder den großen Kessel für Viehfutter von der Wasserplumpe [so!] über das Feuer, links und rechts stehn die Futtertröge der Kühe und Pferde, deren Köpfe hereinsehen. Die Schlafstellen sind ebenso in die Wände angebracht mit verschlossenen Thüren, daß man nachts nach dem Vieh sehen kann. Um einen Pfeiler läuft in einem ausgeschnittenen Brett [kleine Zeichnung] das Kind im Zirkel, wie ein Carussel, damit es nicht ins Feuer fällt. Am Ende dieser Halle wird gedroschen, oder Flachs gebrochen, oben drüber liegt das Heu und Gedreite. Die Hausfrau am Feuer übersieht Alles, die Fenster sind von vielen kleinen Scheiben und Glasmalereien, geistliche Bilder und Sprüche enthaltend aus alter Zeit, draus rauschen die Bäume, und die Leute sind einfältig, fleißig, gastfrei, kräftig und fromm. Alles dieses findest du beim reichen Bauern vollständig und mit Behaglichkeit, beim ärmeren roh und grob. Das einzige, was bei vielen armen den ungewohnten sehr drückt, ist der Mangel des Rauchfangs, der Rauch zieht zu allen Oeffnungen nach Belieben und bei Regentagen ist alles voll Rauch, doch wird dies nun immer seltener.

Ich gieng neulich nach dem väterlichen Hauß der Emerick, wo sie gebohren ist, und das ihr älterer Bruder, ein frommer Bauer mit Weib und Kind jezt besitzt. Es liegt einsam unter mehreren so zerstreuten Wirthschaften, und diese Bauerschaft heißt Flamske und gehört in die Gemeinde der Jakobi Pfarrkirche des eine halbe Stunde entfernten Städtchens Coesfeld. Ich hatte den Wunsch, die Stelle zu sehen, wo sie gebohren ist, wo ihre Wiege gestanden. Stelle Dir eine baufällige Scheune, mit altem Stroh gedeckt, von Lehm zusammen geknetet vor, das große Scheunenthor halb offen und inwendig nichts zu sehen als ein dichter Rauch, vor dem ich kaum einen Schritt weit etwas erkennen konnte. Die Schwägerin und der Bruder begrüßten mich freundlich und die Kinder waren befremdet, aber reichten auf den Befehl der Eltern doch gleich Kußhände. Vor der Thüre zwei ungeheure Eichen, da aß ich Pumpernickel und Butter und Milch, und der fromme Bruder sprach bei jeder Sache mit Gott. In dem Hauß fand ich keine Stube, was man so nennen kann. In dem viereckigten Raum war ein Winkel abgeschlagen, worin der Webstuhl stand, dann einige Thüren wie alte Fensterladen giengen auf und man sah in große Bettladen voll Stroh, worauf einige Federkissen lagen, auf der andern Seite guckt Ochs und Esel herein, alle Geräthschaften stehen und hängen herum, oben hängt Heu und Stroh und Ruß und Spinnen, und das Ganze ist von einer dichten Rauchwolke in eine ewige Undurchsichtigkeit gehüllt. Da ward dies feine leichte geistvolle Wesen gebohren und erzogen, da und nirgend anders erhielt es seine Unschuld in Gedanken und Werken. Mir war es wie in der Krippe zu Betlehem zu Muth. Ich nahm einige

Eicheln unter den Bäumen für Dich auf und gieng nach Kosfeld, wo sie täglich zur Kirche gieng, um die Stelle in der Jesuitenkirche zu sehen, wo Christus ihr seine Krone aufgesetzt.

An diesem Ort residirt ein lutherischer Reingraf von Salm mit vieler Dienerschaft, ein protestantischer Hofprediger ist da, und eben jene Jesuitenkirche ist gemeinschaftlich, für Protestanten und Chatoliken, vor dem hohen Altar steht der lutherische Abendmahlstisch und auf derselben Kanzel, der gegenüber die in Gott versunkene Jungfrau durch die Verdienste Jesu in seiner Kirche die Dornkrone erhielt, ward am Reformationsfest der Triumpf der abtrünnigen Irrlehre verkündet. Diese Kirche ist durch innre Einheit und harmonischen Reichthum von zierlichem Schnitzwerk an allen Altären, Beichtstühlen und Stühlen einer der ruhigsten wohlthätigsten, die ich jemals gesehn, es ist einem, als knie man in der Kirche auf dem Saum einer Decke, die ununterbrochen vom hohen Altar herabhienge. Die Gräfin sucht auf alle Art die Chatholicken ganz draus zu vertreiben, und mit der Gemeinde von hundert Protestanten die Kirche, welche gewiß bis 2000 Menschen [faßt], allein zu besitzen, wenn sie gleich 2 hundert Schritte davon das aufgehobene Kapuzinerkloster mitsammt der Kirche eigenthümlich hat, und die meisten ihrer Dienerschaft und alle ihre Aemter in jenem Kloster wohnen. Ihre Haupturfache ist, sie könne wegen der Nähe des Jesuitenklosters und dem täglichen frühen Singen und Beten der Chatolicken nicht schlafen. Wie sie die Kirche erhalten, werden alle die herrlichen wunderbar geschnitzten Altäre und Stühle herausgeworfen, welche nach dem Urtheil der Protestanten nicht im guten Geschmack sind. Die künstliche Orgel haben sie schon mit einer eleganten Komode vertauscht.

Du kannst Dir nicht denken, wie die gute Emerick über dieses Städtchen, das die Wiege ihrer Andacht war, trauert, denn es sinkt durch die Aufklärerei der Protestanten täglich in der Gottesfurcht, und selbst den [so!] Priester, die Sittenlosigkeit wird größer und von keinem Ort weiß man hier Lüderlichkeiten zu erzählen, als von dort. Wirklich ist die Einfalt und Reinheit des Volkes hier noch so groß, daß mir ein Priester sagt, sehr selten komme ihm im Beichtstuhl ein Verbrechen mit dem andern Geschlecht vor, und wenn es der Fall wäre, stürzten die Leute schier laut weinend in den Beichtstuhl und klagten ihren Fall in der Betrübniß oft so laut, daß die ganze Gemeine ihn höre. Bei alle dem ist die h. Schrift hier gar selten unterm Volk, ich habe sie bei keinem Layen gesehen. Die Unwissenheit ist groß, der Unterricht beginnt erst in dieser Generation durch Overbergs Arbeit, der im Land wie ein Heiliger verehrt wird. Wenn Du das ganze Land in seiner Einfalt, Bildungslosigkeit, Unschuld und Andacht, bei der beschränkten Wissenschaft und oft bäurischen Sitte der meisten Priester, der großen Unordnung und Vernachläßigung in manchen Kirchen, (die Kirche in Berlin ist von priesterlicher Seite und in Hinsicht des Meßlesens und der dienenden Knaben ein Ideal der Andacht und des Anstands), wenn du die Reinheit und Unschuld, und den frommen Glauben dieser

Menschen bei sehr weniger Aufmerksamkeit auf Zier und Ordnung in der Kirche und Erziehung betrachtest, so wirst Du lebendig mit mir fühlen, daß der Herr bei seiner Kirche ist, das heist bei dem durch ihn gestifteten Altar und bei dem unauslöschlichen Zeichen, welches die Priesterweihe aufdrückt. Die Kirche und ihr Segen und ihre ganze Heil= und Heiligungs= und Wunderkraft besteht fest, und ist da wie die Natur, für alle die an Jesu Wort und seiner Kirche Worte glauben.

Ach, meine Liebe, was würdest Du bei folgendem sagen, was ich täglich bei dem Bette unsrer lieben Herzfreundinn erlebe, und was allerdings mehr ist für uns, als ihre Wunden und deren Bluten am Freitag, und ihre Nahrungslosigkeit. Oft wenn ich ihr im Taulerus vorlese, oder mit ihr oder dem Priester oder Arzt an ihrem Bett von Kirchen oder Glaubenssachen spreche, sinkt sie in Schlaf. Dies ist nicht der natürliche Schlaf, sondern ihre Seele verläßt beinahe ganz ihren Körper, der dann Stunden lang auch mehrere Stunden lang so starr wird, daß Du sie beim Kopf wie eine Bildsäule grad in die Höhe richten kannst. Ihre Arme, ihre Hände, wie sie grad beim Einschlafen zufällig liegen, erstarren und sind, ohne sie zu zerbrechen, nicht aus ihrer Lage zu bringen, man könne sie hin und her werfen, sie würde nicht erwachen. Nähert ihr ein Geistlicher in diesem Zustand die Hand, so greift sie plötzlich mit Hast darnach und sucht mit schneller Bewegung ihrer Augen so lange an der Hand herum, bis sie den Daumen, Zeige und Mittelfinger, welche sakramentalisch geweiht sind und den Leib des Herrn berühren, gefaßt hat, und diese schließt sie, die im wachen Zustand so schwache, daß sie sich nicht aufrichten kann, mit solcher Gewalt in die Faust, daß es dem stärksten Manne unmöglich ist, sie herauszuziehen. Dieses thut sie jeder Priesterhand, und er kann sie nur zurückziehen, wenn er ganz leise spricht: Gehorsam, in dem Augenblick läßt sie los und ist wie vorher. Nähert sich die Priesterhand ihrem Gesicht auf einen Schuh weit, so strebt der unbeugsame Kopf plötzlich vorwärts und sucht, wie das Eisen den Magnet, die Hand mit den Lippen und saugt an den geweihten Fingern mit einem verklärt lächelnden Antlitz, auf die Frage, was sie sauge, sagte sie: Süßes. Beugt sich ein Priester mit dem Haupt gegen sie, wo auch ein Weihungsort ist, so richtet sich ihr Kopf auch auf, das Haupt zu küssen. Segnet sie ein Priester leis, so macht die Unbewegliche, welche den größten Lärm um sich nicht hört, das Kreuz mit ihm zugleich; Overberg nahte ihrer Hand in diesem Zustand mit den Lippen, und die Demüthige, die nie von einem Priester diese Huldigung ertrug, zog schnell die Hand unter ein Tuch zurück.

Neulich saß ich in diesem Zustand bei ihr und reichte ihr die Hand, die sie mir krampfhaft drückte und loslies, ich lies meine Hand in ihrer starren Hand liegen, und sagte innig gerührt mit unhörbaren Worten: O du gute begnadigte Seele, bete für mich armen Menschen und bete besonders für die geliebte theure Luise; in demselben Augenblick drückte sie mir die Hand fest und lang in zwei Zwischenräumen, welches mich tief

erschütterte. Mehr noch erschütterte es mich, als ich neulich, da die Stube Abends um sieben Uhr ganz dunkel war, in diesem Zustand ein kleines silbernes Kreuz, worin ein Splitter vom Kreuz des Heilands ist, vor sie hielt und sie plötzlich mit einer erschreckenden Hast mit der Hand emporfuhr, mir das Kreuz entriß und es mit solcher Gewalt an ihre Brust drückte, daß das Ganze wie ein Stein war. Sonst sprang sie in diesem Zustand oft im Bett auf die Kniee und streckte beide Hände weit aus und lag Stunden lang (kein natürlicher Wachender kann die Hände so lang kreuzweis ausstrecken) in dieser heiligen Betergestalt, mit verklärtem Angesicht. Wird sie in diesem Zustand durch das Wort Gehorsam erweckt, so stürzt sie mit einem tiefen Seufzer zusammen und kann ohne Hülfe sich nicht wieder in ihre natürliche Lage bringen.

Am Dreifaltigkeitssonntag, erzählt sie mir selbst mit lieblichem Lächeln, ja mit scherzhafter Verwunderung, als alles in das Vorderhaus lief, die Prozession mit dem heiligen Sakrament vorübergehn zu sehn, fiel sie allein zurückgelassen augenblicklich in den andern Zustand, sie sah die ganze Prozession und alle Menschen und das heilige Sakrament, und da sie erwachte, fand sie sich am Fuße ihres Bettes kniend im Bett, und sank zusammen und brauchte mehrere Minuten, sich mit den Händen, die sie allein ein wenig brauchen kann, zurück in ihre liegende Lage zu rutschen. Mein liebes Kind! und im wachen Zustand so klar, so lieblich, so heiter, so freundlich unter den schwersten Leiden, ja man könnte schier sagen muthwillig.

Ich kann ihre gewöhnliche milde, heitere, scherzende Laune mit nichts vergleichen, als mit dem Eindruck, den Du mir in heiteren unschuldigen Minuten gemacht, wenn Du mit leichtem Herzen auf dem guten Streben Deiner tiefsten Seele schwebend manchmal ein bischen in die Hände patschest. Kennst Du mich, liebe Luise, als so schlecht, als so blind, als so verrucht, daß ich Dir hier unter solchen Umständen, vertraulich, ja so innig als mit Dir, neben einem beständigen Wunder Gottes sitzend, etwas vorlügen sollte, oder Dir in meiner Bosheit schmeicheln, das sei fern von mir. So sei dann durch und durch versichert, daß es nur die Begierde ist, Dich zu trösten und Dir die Wahrheit zu sagen, wenn ich Dir versichere: Außer der Gnade Gottes durch ihre einsame unschuldige ganz verborgne nur von der Natur und den heiligen Kirchenhandlungen umgebene und ergriffene erste Erziehung, habe ich, was Natürliches und Menschliches an diesem Wesen ist, gar nichts gefunden, was Deinem Wesen, Deinen Eigenschaften, Deinem Leben, und den Bewegungen Deiner Seele nicht schier vollkommen ähnlich wäre. Alle ihre Ansichten, alle ihre Empfindungen und Aeußerungen über Alles was sie empfunden und erlebt und noch stündlich erlebt, ja alle ihre Sehnsuchten sind den Deinigen ganz gleich, und ich bringe meine Stunden neben ihr in einer beständigen Seeligkeit zu und muß sie immer freudig unterbrechen, grade wie Luise, ganz wie Luise. Ich habe ihr aus Deinem Leben vieles erzählt, sie hatte eine Vorstellung davon, lebhafter, wie sie sagt,

als ich sie ihr geben kann, denn sie schaut innerlich alle die sie liebt, und sagte: Ach dies Kind, wäre es erwachsen, umgeben wie ich, sie wäre viel besser als ich geworden, welche Versuchung hat sie bestehen müssen, ach wenn sie doch bei uns in der Kirche wäre, wenn sie bei mir hier wäre, wir hätten beide noch nie ein weibliches Herz begegnet, dem wir alles, alles ausschütten könnten, ich wollte und könnte ihr unendlich herrliches sagen, was ich noch Niemand gesagt. Wie seelig könntet ihr mit einander von eurem Jugendleben in der Natur und euren ersten religiösen Regungen sprechen, wie könnte Dein geistliches Liedergedächtniß und Bibelkenntniß sie erquicken, wie könntest Du der ärmsten hülflosesten von Christo Jesu begnadigsten Seele, an der Alles menschlich liebenswürdig ist, selbst die Krankheit, wie liebenswürdig wie die blühende Unschuld, helfen und rathen. Ich kenne auf Erden keinen Menschen, der es könnte, wie Du, und der glücklich wäre wie Du. Sie hat viel und heftig für Dich gebetet, all ihr Gebet geht in Schauen über, sie sieht immer den Zustand ihrer Gebetspfleglinge. Sie sagte mir mehrmahl ernst und bestimmt: Glauben Sie mir, der Herr hat sie immer an seiner Hand, er führt sie immer an der Hand, er läßt sie gewis nicht los. [Folgen zwei vollkommen unleserlich gemachte Zeilen.]

Auffallend ist bei unsrer Freundinn von Jugend auf bis jetzt die ununterbrochene heiße Andacht vor allen Passions- und Marienbildern, ihre durchdringende Verehrung vor allen geweihten Dingen, ihre lebendige Ehrfurcht vor Priestern und zu gleicher Zeit eine bis zur Aufklärung gehende Vorurtheilsfreiheit. Als Kind schon, wo sie Nächte lang vor einem mirakulösen Kreuz in ihrer Bauerschaft im Gebet versunken war, wo sie sogar das Gefühl hatte, als umarme das Kreuz sie und drücke sie an seine Brust, wunderte [sie] sich sehr, als eine alte Frau ihr sagte, sie bete das Kreuz an, und suchte Sie der Alten auf alle Weiße zu erklären, dies Kreuz sey ein Stück Holz, wie alle, aber das, was es vorstelle, bete Sie an. Sie ist nie zu einer anderen heftigen Verehrung der Heiligen gekommen, als ihnen innig für ihr Beispiel zu danken und sie um Stärkung in der Nachfolge und um Vorbitte zu bitten. Jesus und Maria sind ihr Gott und ihre Heilige. Sie sagt: den ganzen Glauben der Kirche des Herrn in seiner ganzen äußeren gottesdienstlichen Ausbildung rein und vollkommen ohne Beeinträchtigung des Einen durch das Andre auszuüben und alle die Geheimnisse der Religion rein zu feiern, dazu gehört eine große innre Reinheit und Heiligung, und diese hat die Erde schier ganz verlassen. Von der Kirche des Herrn ist außer den von ihm eingesetzten Geheimnissen wenig auf Erden, wenige Priester wissen, was sie sind, so wie wenige Menschen wissen, was sie sind, auf daß aber der ganze Tempel Gottes auf Erden nie durch Menschengewalt zerstört werden könne, ist die Priesterwürde ein durch Menschengewalt unauslöschliches Zeichen, und so lange ein von Jesu Weihe in ununterbrochener Abkunft geweihter Priester besteht, ist Jesus lebendig im Sakrament des Altars der Kirche, und wer sündenlos, gereinigt, freudig,

gläubig, den Heiland selbst empfängt, muß der nicht Gottes voll werden, wenn auch alle Lehre verlohren gieng. Schauderhaft ist, was sie einst unter Thränen aus einer ihrer Visionen erzählt, ach, sprach sie, es ist entsetzlich, die geweihten Finger der Priester werden auch in der Hölle und im Fegefeuer kenntlich und ausgezeichnet seyn, und dort in empfindlicherer Qual stehen, jeder wird sie kennen, und ihnen Vorwürfe machen.

Ich war gewiß vertraut mit Dir, und auch Du warst offen gegen mich, aber ich bin es auch mit der lieben Emmerich, und sie ist es mit mir wohl mit leichterem Herzen, als Du manchmahl, und weil ich schier keiner Empfindung in ihr begegne, die ich nicht schon in Dir begrüßt habe, sei es auch manchmahl blos in der Anlage, im Streben, so unterhalten wir uns oft von Dir. Heut am 8. Oktobre* als an einem Donnerstag, da alle ihre Wunden heftig durch den Andrang des Blutes schmerzen und einen rothen Schein haben, um sich am Freitag zu ergießen, redeten wir auch von Dir und ihr Wunsch, daß Du in der Kirche sein möchtest, schien so alle Gründe der Entschuldigung, die ich ihr früher gesagt, zu überwiegen, daß Sie Alles vergessen zu haben schien, und sagte: Was hilft das Alles, Sie muß einen Weiser haben, sie muß hin, sie muß in die Kirche, sie muß die Schätze der Verdienste, welche in der Kirche liegen, genießen. Alles Andre kann ihr nicht helfen. Ich stellte ihr die Schwierigkeiten vor und Deinen ernsten Willen, und Sie führte die harte Stelle von Vater und Mutter verlassen und dem Herrn folgen an, ich sagte ihr, daß diese Dich wohl auch drücke, daß Du Dich aber Jesu ganz ergeben. Sie sprach, man müsse aber auch selbst dazu thun. Mir fiel auf, wie sie in diesem Augenblick strenger sprach. Sie hat auch von mir geträumt, will mir es aber noch nicht sagen, spricht mir aber immer Muth zu, ich solle nur lustig sein, ihr allen Kummer zurücklassen, wenn ich fort gehe, sie wolle ihn schon tragen, sie habe Zeit dazu, sie habe mich von ganzem Herzen lieb, sie könne mit Niemand so vertraulich und natürlich sprechen, außer mit ihrem Overberg und mit Christian zulezt, an welchem sie anfangs der allzuviele Magnetismus geängstigt habe, zulezt aber seien sie recht ein Herz geworden und der Abschied wäre ihr schwer geworden. Es thut mir wohl, daß sie mir so von Herzen freundlich und innig vertraut ist, und wenn ich ihr sage, lieb, lieb Herz, ich hab Dich von Herzen lieb, sagt sie nie: Ich kann nichts dafür, sie sagt immer, ich habe sie auch sehr lieb und alle meine Bemühungen für sie nimmt sie mit ungemeiner Güte auf, und klagt mir ihre Noth Stunden lang, und nimmt meinen Trost gerne an.

Auch hier ist meine alte Art zu helfen in Uebung. Bei Stolberg war ich einen Tag und Nacht, und habe die Kapellenthüre, welche seit Jahren nicht geschmiert abscheulich schrie, geschmiert. Hier rücke ich das Bett der Emmerich, das dem Zug, Küchendampf, Anlauf der Fremden, dem

* Das Folgende ist im Druck 281—82 benutzt, aber mit vielen Auslassungen und willkürlichen Änderungen.

beständigen Sturm der Schwester ausgesetzt war seit Jahren, in die Kammer, und schaffe die Viktualien aus dieser in eine entlegene, die ich ihr ausbauen ließ. Das Wachstuch, das Du über Deinen Tisch verschmähtest, hab ich ihr neben das Bett an die Wand befestigt, wo man durch eine Ritze den Himmel sah, sodaß sie durch den Zug das heftigste Zahnweh hatte, bis sie erst in der andern Kammer ist.

Wenn gleich ihr Arzt und ihr Beichtvater, zwei rüstige fromme und ganz vertrauliche Männer, sie heben und tragen wie ein Kind und einen Theil des Tages dort zubringen (Sie sind, um Dir ein Bild zu geben, viel vertraulicher in ihrer Wirthschaft, als ich in eurer), so macht die Gewohnheit doch manches roh und nachläßig und Niemand denkt an manches nahliegende, was mit weniger Mühe hilft. Mein theueres Kind, wie gern gönnte ich Dir die wunderbare Nähe dieses geheiligten Geschöpfs, Dir würde Sie unendlich mehr nützen, als mir, und was konntest Du ihr nicht sein. Sie ist sehr gestört, daß Du nicht in der Kirche bist, die Kirche ist ihr Etwas mehr noch woran wir noch nicht reichen mit unsrer Blindheit. Ach Kind! Denke Dir ein Wesen, das unbeweglich auf elendem Krankenlager unter beständigen heftigen Schmerzen, die sie nie verhehlt, immer so heiter und freundlich mit beständiger Begierde für fremde Schuld zu büßen und alles Elend der Erde allein zu tragen, als Du es je unter Blumen im Walde in der Einsamkeit warst, sie, die ganz in der Wildniß erwachsen, ein viel lebendigeres Verhältniß zur Natur hatte, als die meisten Menschen, kann nicht einmahl mehr in das Grüne sehen, das ihr ganzes Zimmer umgiebt, ohne ohnmächtig zu werden, und doch sagt sie lächelnd und freudig in ihrem Bett: Ich liege auf einem Thron, werft alles Elend auf mich, gebt mir Alles zu tragen, laßt mich nur helfen, ich bin glückseelig. Und doch ist diese ihre Lage so elend, als sie unter diesen Umständen nur zu machen ist.

Liebe Luise, es schmerzt mich, keine Zeile von Dir zu haben. Du versprachst es mir doch. Manchmal fürchte ich, du freust Dich, mich los zu seyn, aber ich lasse Dir noch keine Ruhe. Heut am 9ten Freitags sah ich Morgens alle die Wunderzeichen dieses armen elenden Leibes bluten, die Hände hatte ich bis jetzt allein gesehen und habe sie meist immer in den meinigen, ich hatte bisher die Neugier nach dem Uebrigen nicht und habe es auch heut mit Scheu und Grausen gethan, aber ihr Beichtvater bat mich darum, damit ich doch ein wahrhaftes Zeugnis ablegen könne. Das Lanzenmahl in der Seite unter der rechten Brust ist am rührendsten für mich; außer dem Kreuz auf dem Brustbein zwischen den Brüsten, hat sie länger als sie sich entsinnt auch ein großes daumenbreites rothbraunes Kreuz auf der Magengegend, das nie Blut, sondern Wasser ergießt. Es geht durch Mark und Bein, diesen elenden Leib so wunderbar versiegelt zu sehen, diesen Leib, der sich nur mit den Händen und Füßen bewegen kann, aber sich weder empor zu richten noch sitzend zu erhalten vermag, und darauf einen Kopf voll Geist, Liebe, Innigkeit, Seeligkeit und Freude, eine schnelle

hüpfende, freudige Rede, in beständigem Fluß und ununterbrochener Begierde zu trösten und wohlzuthun.

Ich halte, meine Liebe, Dein Kommen zu Stollbergs für eine Sache, die nicht ohne himmlischen Fingerzeig ist. An keinem Ort in der Welt würde Dir so wohl sein, nirgends hättest Du so offenen Weg, still zu der Kirche zu gelangen. Die Stollberg und er waren so augenblicklich ohne mein Zureden, wie ich ihnen nur ein paar Worte von Dir laß, von dem Wunsche nach Dir ergriffen, daß sie es gar nicht erwarten konnten. Ich weiß auch einen Weg, daß das Anerbieten an Dich auf eine würdige Art an Dich gelange, und zwar so, daß ich ganz außer dem Spiel bleibe. Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten Bernstorf ist einer der geehrtesten Männer in Berlin und ein ganz intimer Freund von Stollbergs. An ihn soll die Stollberg sich wenden und zwar ganz einfach mit der Bitte, sie habe gehört durch ihren Sohn, der in dem nehmlichen Hauße gewohnt, daß bei der Frau von Werder eine Erzieherinn gewesen, welche ihr ganz für ihre jüngeren Töchter geeigenschaftet scheine, und die er für sie zu erhalten suchen möge, da sie selbst protestantische Kinder habe (eine Tochter aus erster Ehe) komme es auf Konfession hier nicht an, sondern auf moralischen Karackter, Fleiß und Talent zu weiblichen Arbeiten. Daß Du den Rulle* mitbringen darfst, daran soll es gewiß nicht fehlen. Vielleicht geht es, und Gott giebt mir den Gedanken ein. Dann, lieb Kind, wäre ich ruhig, und würde etwa nach Münster ziehen, so Gott will, ein Priester zu werden, ach so Gott will, ach! Die Kirche rührt einen, so übel, sehr übel sieht es in ihr aus. Wir haben nicht die schlechtesten Priester in Berlin, vielleicht den besten Gottesdienst, weit und breit. Aber so elend dieser Leib der Kirche ist, so trägt er doch die Wundmahle des Herrn, und einen Geist voll Liebe, Leben, und freudiger mitleidiger Seeligkeit. Deine Liebe bleibe mir im Gebet.

Chr[istian] und Sailer werden zwischen dem 16. und 21. hier und den 27. in Sondermühlen sein. Ich wahrscheinlich mit ihnen, wenn ich mich von meiner lieben Emmerick trennen kann. Adressire die Antwort Sondermühlen bei der Gräfin von Stolberg. Sehr lieb wäre mir es, wenn es Deinem Herzen nicht fremd wäre, der edlen Frau ein paar Worte des Danks für ihre Huld zu schreiben, sie wollte schon gleich an Dich schreiben, aber sie wollte erst ihr Anliegen im ihren und aller frommen Freunde Gebet Gott empfehlen. Gott mit uns. Ewig Dein Clemens.

[Am Rande:] Die gottseelige Freundin grüßt Dich von ganzem Herzen, Du sollst ihr doch Christus und das Weib am Brunnen ausschneiden. Viel Freude wirst Du ihr machen mit einem Christuskopf und Marienkopf oder Kreuz zum Halten vors Licht, oder eine Nonne.

Ich habe geschlossen, aber ich kann noch nicht ablassen von Dir, ich muß noch mehr zu Dir reden, unbesorgt, daß es Dich quäle und Dir innre

---

* Luises Pflegekind und Neffe Rudolf Rochs.

Peinen errege. Ich weiß, Du kennst den, dem Du Alles klagen kannst. Sieh bei Allem, was ich Dir schreibe, nicht auf mich, denke nicht an mich elenden Menschen, denke, Du schlügest es in einem Buche auf, Du fändest es an einer Wand geschrieben. Seit ich die gottseelige, ganz ohne Menschen, allein durch Jesum und seine Heilige [so!] in Gesichten unterrichtete Freundin, ich kann sagen, genauer als Dich kenne, ist meine Empfindung von der Kirche, wo nicht größer, doch klarer, und gewisser und zusammenhängender. Was es heißt, in der Kirche nach der Gemeinschaft der Heiligen streben, weiß ich jezt erst, nachdem ich einen Theil der Gesichte dieses göttlichen Werkzeugs kenne. Es ist nicht allein unser Heil, es ist das Heil aller Menschen, das uns in die Kirche zum Gebet ruft, es ist die Pflicht, an der Wiederherstellung der gefallenen Menschheit zu arbeiten, denn die Kirche hat einen ungeheuren gemeinschaftlichen Schatz der Genugthuung im Schooße der göttlichen Barmherzigkeit, diesen Schatz mehrt sie ewig durch das Blut der Märtirer, durch alle Entsagungen, Leiden, Tugenden und Gebete der frommen Gläubigen, und durch diesen Schatz wird die Gerechtigkeit Gottes befriedigt und für unendlich viele arme Seelen in diesem und jenem Leben bezahlt, daß, was sie nicht selbst konnten, von den Brüdern für sie geschehe. An diesem Schatze haben alle jene Theil, die demüthig in der Gemeinde stehen, wo die Weihe Jesu, auf den Priestern liegend, die Stiftung seiner Kirche stündlich im heiligen Meßopfer erneuert. Ewig unaufhörlich muß der Herr bei uns sein, unaufhörlich muß seine Menschwerdung und sein Versöhnungstod von seiner Kirche nach seiner Stiftung erneuert, und in jenen Schatz der Gnade eingegossen werden, denn das Meer der Sünden, welches dem Herrn seine Seelen ins Gericht schwemmen will, mehret sich stündlich. Unbeschreiblich weise, herrlich, göttlich ist daher der Wille Gottes, daß das Geheimniß des Altars, daß alle Heiligungsmittel mit dem Siegel des Geheimnisses seiner wunderbaren Menschwerdung von ihm selbst in der Kirche versiegelt sind, so daß, so lange die Kirche besteht, jener Schatz der Versöhnung gemehrt ist. Wo die Vernunft einbrach und die Heilmittel des Herrn wie die Büchsen einer Apothecke untersuchen und ordnen wollte, ist alles elend und arm geworden, und die Kirchen der Ketzer wurden Kirchen dieser Welt, ja sie haben ihres Hoffarts und menschlichen Wissens wegen das geistliche Siegel verlohren, und wo Jesus nicht barmherzig um Einzelner willen, um des Gebets der Bekehrten willen, welche flehend auf ihre noch blinden Brüder zurückschauen, den menschlich geistlichen Verband denselben erhielt, auf daß sie in die Kirche zurückwachsen können, würden sie ganz in die Gotteslängnung zurückfallen, in der Welt und ihren Greueln liegen die Meisten.

Auch Dich, mein Herz,* hat der Herr mächtig gerufen, Dich will er haben an das Ufer seines Meers der Gnaden, Dein Gebet hat ihm so wohl gefallen, daß er will, es soll sich in den Schatz der Kirche ergießen. O

* Der ganze Schluß, zwei Schreibseiten, fehlt im Druck.

meine Seele! gedenke, außer Deiner eignen Seele, der Seelen der Verstorbenen Freunde und Verwandten, gedenke der Seelen der Deinigen, die noch leben, gedenke der Seelen aller elenden Menschen, für die der Herr Dein Gebet in seiner Kirche verlangt. Tritt ein in die Gemeinde, deren Priestern der Herr das unauslöschliche Zeichen der Weihe aufgedrückt. Ich flehe und mahne um Deiner, meiner, aller Seelen willen. Aber, was brauche ich Dich zu mahnen, Du fühlst es selbst, fühlst es vielleicht tiefer und reiner, wie ich, aber ich muß doch mahnen, denn ich bin in der Kirche, und weiß von Dir. Drum mein Herz denke vor Allem, was Dir fehlt, denke es so fest, und innig und stark, daß alle andre Begierden in Dir schweigen müssen vor dieser, in der Kirche zu sein, und durch die Sakramente mit dem Leibe des Herrn verbunden, damit Du für alle Menschen in der Werkstätte der Erlösung und Heiligung arbeiten könnest. Vor allem sieh Deine innere geistliche Noth an, und dann die äußere. Ehe Du gedenkest Dich nach einem irdischen Haupt und Gefährten umzusehen, sei im vollen Wandel auf dem rechten geistlichen Weg, vor einer menschlichen Verbindung denke an den Verband mit der Kirche. Hat Dir Gott irdische Reitze gegeben, so verstecke sie vor den Augen der Menschen, die Reitze der Seele, wie des Körpers, insofern beide irdisch wirken, das heist außer der Kirche. Du thust dies nicht genug, und legst bewustlos Schlingen, die von Dir ausgehend, Dich selbst fangen können. Mit gemeinen Banden wird der Satan Dich nicht fangen, glaubst Du nicht, daß es ihm graue, Dich, die beten und beten lehren kann, in seiner grösten Feindinn, Dich in der Kirche zu sehen. Er ist es allein, der Dir Hindernisse in den Weg schickt, an Dir und Deinem Glauben steht es, sie kräftig zu bekämpfen und wie Perpetua über den Drachen unter der Leiter hinweg zu schreiten. Wie Du den Fuß hebst, wird er den Kopf beugen. Ach Herz, welchen Schatz der Gnade wirst Du gleich Deinem himmlischen Bräutigam mitbringen als Haussteuer, alle Ueberwindung, alle Verläumdung. Die Emerick, die ihren frommen Eltern Alles zu danken hatte, gieng ohne ihren Segen, wieder ihren Willen und ohne die sonst gewöhnliche Ausstattung in das Kloster, und sie fand ihren Jesum dort und tausend Gaben des Gebets und Trosts, die sie ihren Eltern noch auf dem Todsbett mittheilen konnte. Ich halte den Eintritt in das Gräflich Stollbergische Haus für das herrlichste einfachste Mittel, nur mußt Du Alles überwinden, mit Kraft und Entschluß überwinden, was sich demselben entgegensetzen kann. Sollte der Knabe* dich wirklich hindern, Dein Heil zu finden, so wird Gott Dir ihn nehmen, oder mitgeben, die Stollberg werden Dich auch mit ihm gewiß nehmen und dann ist für seine ganze künftige Erziehung und sein Unterkommen gesorgt. Ich halte den Weg durch Bernsdorf für den besten, ich werde ihn im Nahmen Gottes vorbereiten. Mögest Du Dich in kein Band, keine Neigung einlassen, die Dich hindern könne. Jesus Christus stehe Dir bei, das

* Das Pflegekind Rudolf.

Gebet seiner Kirche will ich in allen würdigen Priestern für Dich entzünden. J[ungfer] Emerick grüßt Dich von Herzen. In meinem nächsten Brief schreibe ich Dir ihre letzte Vision, der ich beiwohnte, und in welcher sie mehrmals mit mir redete.

* * *

Wie man sieht, ein stürmisches Drängen zur Konversion, verbunden mit der Warnung, vorher sich ‚nach einem irdischen Haupt und Gefährten (Ludwig v. Gerlach) umzusehn'. Auch die späteren Briefe Brentanos aus dem Jahre 1818 spielen auf eine baldige Konversion an, und in den im Druck ausgelassenen Partien wird er noch deutlicher geworden sein. In dem großen Oktoberbrief befürchtet er selbst, daß ‚er sie quäle und ihr innre Peinen errege'; vielleicht darf man eine Bestätigung in dem Umstande finden, daß sie ihm am 1. [vermutlich November 1818] schreibt: ‚Seit Ihren letzten zwei Briefen muß ich unaufhörlich weinen und mir ist zu Muth, als hätte ich kein Herz, aber da wo es saß eine schreiende fürchterlich schmerzende Wunde.'* Was sie durch ihn von der Emmerich hörte, hat sie ohne Zweifel in innerster Seele getroffen; es gibt keine Zeile von ihrer Hand, die nicht von tiefster Verehrung und Dankbarkeit für die Seelenfreundin in Dülmen spricht, aber Brentanos ungestüme Einmischung in ihre Gewissenskämpfe wird sie nicht anders als peinlich berührt haben. In ihren gerade um diese Zeit so ausführlichen Tagebüchern wird sein Name nicht genannt, während sie sich eingehend mit ihrem Verhältnis zu Ludwig v. Gerlach beschäftigen. Wohl teilt sie ihm und der Emmerich in einem an beide gerichteten Doppelbrief ihren festen Entschluß mit überzutreten, aber die Tatsache des erfolgten Übertritts hat sie vorläufig ihm wie anderen verschwiegen.

Wie sie in späterer Zeit über seine Dülmener Briefe dachte, ist erst durch ihre Emmerich-Erinnerungen bekannt geworden.** Mit einer Schärfe, die bei ihrer sonst so schonenden, gern Entschuldigungen für fremde Fehler suchenden Art doppelt auffällt, einigermaßen auch durch den Verdruß über die Veröffentlichung dieser Briefe beeinflußt sein mag,*** spricht sie von ‚verworrenen Bildern, die zum Theil richtig zutrafen, zum Theil leere Einbildung von Brentano waren'; speziell die Briefe der ersten Dülmener Zeit, Herbst 1818 bis Januar 1819, enthalten zwar ‚viel Schönes, auch einiges Wahre, wirklich von der lieben seligen Emmerich Gegebne, aber sie bedürfen Blatt für Blatt eines Commentars. Ich habe später mit der sel. E. selbst über diese Mittheilungen gesprochen und dann erst sichten können, was etwa probehaltig daran ist'. Besonders unangenehm war es ihr, daß

* Cardauns, Aufzeichnungen 16.

** Hochland, Juli-Heft 1916 S. 402.

*** Lebhaft kommt dieser Verdruß in einem Brief an Schlüter vom 17. Juli 1855 zum Ausdruck. Briefe der Dichterin L. Hensel S. 81. Vgl. auch den Brief vom 19. März 1861 ebenda 126.

auf Brentanos Wunsch ‚die meisten dieser Briefe' von der Emmerich unterzeichnet worden waren. Bei den mir vorliegenden Autographen ist dies nicht der Fall, aber es sind nur wenige von vielen, und zuverlässig bezeugt ist es, daß die Emmerich sich bewegen ließ, auch Briefe von entschiedenen Gegnern Brentanos zu unterschreiben.*

Damit kommen wir zu einem Zwischenfall, der Brentano in die größte Aufregung versetzt hat. Er hatte im Januar 1819 Dülmen verlassen, um seine Angelegenheiten in Berlin zu ordnen, dann dauernd an das Krankenbett der Emmerich zurückzukehren und seine Aufzeichnungen fortzusetzen, in denen er seine ihm von oben zugewiesene Lebensaufgabe erblickte. Aber er hatte durch sein Auftreten in Dülmen vielfach Anstoß erregt, nicht bloß in Dülmen, sondern auch in Münster, bei dem Fürsten Salm, in dessen Haus auf seine Veranlassung Luise damals als Gesellschafterin eintrat (11. März 1819) und bei dem Generalvikar Clemens August von Droste, dem nachmaligen Erzbischof von Köln. Die scharfe Opposition gegen ihn verdichtete sich jetzt zu formell höflichen, aber kategorischen Aufforderungen, nicht nach Dülmen zurückzukehren.** Die Wirkung dieser Dinge äußerte sich bei Brentano in einem Ausbruch wildester Entrüstung. Der Brief an den Fürsten und die Fürstin Salm*** spricht von Schlendrian, Neid, Verleumdung, Verdrehung, Hohn und Lüge, sogar von einer ‚Intrigue des Teufels'. Nur mühsam ist der Riß geflickt und dem ‚in allen Gliedern zerschmetterten' Dichter die Rückkehr ermöglicht worden.

All das war längst bekannt. Nicht bekannt jedoch, daß auch Luise in die ‚Intrigue des Teufels' verwickelt war. In ihren Emmerich-Erinnerungen bedauert sie ‚Brentanos harte Urteile, sein rasches Dazwischenfahren', das ‚verstört, verschüchtert, verbittert' habe; er habe ‚bei seiner großen Leidenschaftlichkeit und Nichtachtung aller nothwendigen Rücksichten auf Anstand, Urteil der Welt usw. überall angestoßen und verletzt'; sie selbst sei ‚in hohem Grade verletzt' gewesen, als er ihr im Dezember 1818 schrieb, er habe öfters die Nächte im Zimmer der Emmerich zugebracht, welche ‚diese große Belästigung litt aus christlicher Liebe und innigem Mitleid mit seinem schmerzhaft aufgeregten Zustand in aller Geduld'. Von Berlin aus habe er ihr Briefe mit unausführbaren Vorschriften geschrieben, einer sei dem Fürsten Salm, ‚einem frommen und trefflichen Mann', in die Hände gefallen, darüber sei es in ihrer Gegenwart zu einem harten Wortwechsel zwischen Salm und Brentano gekommen und für sie selbst ‚aller Verkehr mit ihm und Dülmen verboten und unmöglich gemacht' gewesen.

---

* Biograph. Einleitung zu den Ges. Briefen I, 71.

** Die Korrespondenz in dieser Angelegenheit ist (jedenfalls lückenhaft) gedruckt in den Ges. Briefen I, 334 ff. und bei Schmöger, Leben der Emmerich II, 10 ff.

*** Er wird Ges. Brief. I, 334, Berlin, Anfang des Jahrs 1819' datiert, kann aber nicht ganz in den Anfang des Jahres fallen, da Brentano noch bis tief in den Januar in Dülmen blieb. Vgl. Binder 113.

Man könnte einwenden, diese Anklagen stammten aus viel späterer Zeit, vielleicht spreche aus ihnen der bittere Verdruß über die 1855 erfolgte Veröffentlichung der Brentanoschen Briefe an Luise, die unmittelbar vorher erwähnt wird; aber die von Luise behaupteten Tatsachen passen vollständig in Brentanos Charakterbild hinein, und den Zusammenstoß mit dem Fürsten erwähnt er selbst in einem die peinlichsten Gefühle erweckenden Briefe an die Emmerich,* der in das Frühjahr 1819 zu setzen ist:

Mein liebes gebrechliches leztes einziges Gut!

Sieh, da geht Dein Pilgram von Dir und läßt Dich allein in der Schlacht, er muß vor derjenigen fliehen, die er mit so getreuer Anstrengung zu Dir befördert; er hat sich so herzlich gesehnt, unsre Freundin bei Dir zu sehen und ihren Dank bei Dir zu ernden, und es ist ihm nichts geworden, als Undank und Verrath — Gelobt sei Gott, du hast auch diesen mit ihm getheilt. Liebes Herz, es steht ein Stückchen Leben in naher Ferne, da wirst du nichts mehr mit mir theilen, da werde ich ganz allein sein unter den Verräthern, da wirst du gestorben sein, ach, mir gestorben, denn wer unter den Lebenden hat Dich so gekannt, wie ich. So oft ich von Deiner Stube gehe, bin ich sehr betrübt, denn seit mir dies geschehen, habe ich allen Muth verlohren, ich glaube, die Erde bricht unter mir und der Himmel fällt ein, und Du bist mir mein einziger Schutz. Was soll ich thun, wie soll ich thun? Ohne Dich wäre ich vielleicht von Sinnen. Noch begreife ich nicht, wie ich es bis jezt ertragen, erst das dreijährige elende Leben in Berlin, dann die Angst hier wegen Deinen Gesichten über sie, dann die unendliche Qual dort über den unglücklichen Handel des Doktor Weseners, dann sie, die mir Hülfe und Trost verspricht, sie, die mir mit hofärtigem Ernst sagt: wenn Alles mir verlohren gehe, sie bleibe mir nun getreu,** und sie verräth mich nach dreien Tagen und läßt mich ruhig in ihrer Gegenwart beschimpfen. — Ach es ist viel leichter, sich selbst, als einen andern für einen schlechten Menschen zu halten, und so zerquäle ich mich immer, und ängste mich, Alles selbst gethan zu haben. Ein einziges ist, was mich in ihr irre macht: es ist keine klare genügende Antwort auf Nichts von ihr gegeben, und Alles ist mit Gebet abgespeißt, nichts hat sie rein ausgesprochen, und so läßt sie einen verzweifeln.

Frage sie doch, ob sie Deiner oder Salms Gesinnung über Dich und mich sei? Sage ihr, daß Salm zuerst mir Treue gelobt, mich dann verrathen habe, daß sie gegangen sei mir zu helfen und daß sie mich und Dich verrathen und in Gefahr gebracht, indem sie sich schwer

---

* Abschrift Binders, mit Notiz von dessen Hand: ‚Brentano an K. Emmerich über L. Hensel. Fällt in den Monat Mai 1819. Original im Besitz v. Clemens Diepenbrock.'

** Wohl Anspielung auf die Stelle in dem undatierten Trostbrief Luises: ‚Sie (die Emmerich) wird Dir Treue halten und ich auch bis an unser Ende.'

gewarnt diesen Menschen hingegeben, daß sie eine eckelhafte Abgötterei mit sich treiben lasse, daß sie gegen Niemand aufrichtig sei, daß sie in keinem Brief antworte, daß sie mit Gewalt aller Hülfe widerstrebe. Sage ihr, daß ich Dir Alles bewahren müsse auf Deinen Willen, weil sie jenen Leuten aufgeschwätzt, ich wäre ihr mit Gaben zudringlich, wie ich ihr dann zumuthen könne, die Dinge ihr vor Augen zu stellen jezt, welche sie ewig mahnen müßten, daß sie niedrig gegen Dich und mich gehandelt. Sage ihr, ja ich hätte Gutes von ihr gesprochen bei Dir, sie aber schlechtes von mir, und Du habest das schlechte von Ihr mir verschwiegen, denn Du habest diese ihre Verrätherei und Undank gekannt . . .* Ach, Du wirst ihr Alles sagen, Gott segne Dich.

Liebes Herz, ich gehe gar schwer von Dir, ich gehe in die Wüste, denn ich gehe vom Brunnen, ich gehe in die Feindschaft, denn ich gehe von der Treue — willst Du mir auch schreiben, ich soll nicht wieder kommen? — nein, nein, nein! Ach bitte Gott, daß unsere arme Luise wieder gut und natürlich wird, bitte ihn, daß Du so lange lebst, bis ich selbst stark bin und fromm, bitte ihn, daß ich noch Alles, Alles von Dir aufzeichnen kann, was Gott Dir gezeigt, es ist ja zu seiner Glorie, es ist ja für seine Menschen, für die er gestorben.

Frage doch Luisen auf ihr Gewissen, ob sie den Salms Weseners Brief an mich und meine Antwort an ihn gezeigt, frage sie auf ihr Gewissen, und sagt sie ja, so sage ihr: dies allein reiche hin, sie eine Verrätherin Deiner und meiner zu nennen. Während ich in ihr solche Treue glaubte, daß ich ihr Alles mittheilte, offen, was mich betraf und Dich, hat sie mich schändlich verrathen, und sie war gewarnt auf die Reise und mit jeder Post. Ach Gott segne Dich, daß Du ihre ganz erstarrte Seele errettest. Frage sie, auf welchem Weg Du ihr, wenn Gott Dir vielleicht eine Warnung für sie gäbe, dieselbe sicher mittheilen könntest? Sage ihr, wie sie vermessen gegen Gottes Barmherzigkeit gesündigt, indem sie sich troß aller Warnung immer fester in eine Gefangenschaft begeben, in welcher die wunderbare Rettung, die Gott ihr bis jetzt gewährt, nicht an sie gelangen könne. Ihr eigenes Gebet könne ihr wenig helfen, so ihre Handlungen so das Gegentheil des Gebetes seien. Frage sie, ob sie auf Overberg vertraue, ob sie diesem je Vertrauen bewiesen, ob sie die Menschen mit Recht als ihre Eltern lobpreise, welche sie von Overberg so häufig getrennt.

Mariechen sage grad heraus, Du habst sie zu Deiner Pflege gewünscht, ihr Bruder habe sie nicht gegeben, bitte sie vor Allem meiner nicht zu vergessen, und auch der Seele nicht, die ich so oft ihrem Gebete befohlen. Ist sie gefirmt, so grüße sie, als Deine Pathe.

Gott stärke Dich, erhalte Dich, trage Dich an seinem Herzen, ach bete

* Die Punkte in Binders Abschrift.

einmahl recht für mich und frage Gott recht ernstlich, was ich thun soll, recht bestimmt, was ich gut machen soll, und sage mir Alles ganz ohne Barmherzigkeit ins Gesicht. Leb wohl, bleib treu, bleib lebendig.

*

Dieser Brief ist zweifellos mit Binder ‚in den Monat Mai 1819‘ oder doch in die nächstfolgende Zeit zu setzen. Er ist in Westfalen geschrieben, ‚hier‘ im Gegensatz zu Berlin, das mit ‚dort‘ bezeichnet wird, nach ‚der unendlichen Qual dort (Berlin) über den unglücklichen Handel des Doctor Weseners‘, d. h. nach dem Berliner Aufenthalt, während dessen Brentano den Brief des Arztes der Kranken mit der Bitte, nicht nach Dülmen zurückzukehren erhielt, nach dem deutlich gekennzeichneten Zusammenstoß mit dem Fürsten Salm; dieser aber fällt, gemäß den ganz bestimmten Angaben Luise's (in ihren Emmerich-Erinnerungen) in die Zeit nach ihrem ersten Besuch bei der Emmerich (‚gegen Ende April‘ 1819) und selbstverständlich auch nach Brentanos Rückkehr von Berlin (Mai 1819), da sich ja dieser ‚harte Wortwechsel‘ in ihrer Anwesenheit, jedenfalls in Münster, abspielte.

Ob Luise diesen traurigen Brief jemals zu Gesicht bekommen hat, ist unbekannt. Sie hat den kurzen Bericht über die ‚sehr harten Zeiten, deren Leiden sie hier nicht detailliren will und kann‘, mit der freundlichen Bemerkung geschlossen, daß Brentano ‚nach und nach wieder zu einer ruhigeren Stimmung gelangte und manch widerstrebendes Gemüth versöhnte‘ — man wird getrost annehmen können, daß sie geholfen hat, ihm die Wege wieder zu ebnen. Jedenfalls ist sein Vertrauen zu ihr bald zurückgekehrt, wie schon die vielen Briefe der 20er Jahre zeigen, und als Emmerich starb, da war es die ‚Verrätherin‘ Luise Hensel, welche er ‚dringend bat, gleich zu kommen‘. Wie vollständig die Aussöhnung war, zeigt ein Billet, das er einige Monate später an sie richtete:

28. April 1824.* Hier, mein liebes Linum! Das Sterbekissen der E. — auch meiner Frau oder meiner Kinder. Es ist mit dem Blute der E. befleckt. Du sollst mit Garn in die Mitte das [ein Gabelkreuz] nähen und hierauf starb A. C. Emmerick. ½9 Abends. 9. Febr. 1824 zu Dülmen. Dann mache Dir einen Ueberzug drüber und schlaf und stirb drauf, und bete für mich auch viel drauf, und denke meiner drauf, ich habe gewiß viel an Dich drauf gedacht, ich habe sonst immer drauf geschlafen, und es hat Dich nie jemand so lieb gehabt als ich.

Nach dem Tode der Emmerich sind sie sich nur selten mehr begegnet, aber der Briefwechsel hat bis zu Brentanos Tode gedauert. In seinen Gesammelten Briefen finden sich 18 ‚an eine jüngere Freundin‘ (L. Hensel) von 1821—1838. Für das persönliche Verhältnis bieten sie wenig; hier und da schlägt er einen spöttischen Ton an, apostrophiert sie mit burschikosen Wendungen: ‚Du liebe, närrische, alte, curiose L., anmuthigster Jüngling, Anmuths-Kitzlein und Kätzlein‘, redet sie mit Signora und Sie an, während

* Über dem Datum ist mit Bleistift ‚Dülmen‘ geschrieben.

das Du die Regel bildet. Etwas von oben herab ermahnt er sie: ‚Lebe wohl, mache Alles sehr einfach, ordinär und vortrefflich, sei gerade, ohne ausgespannt, gebeugt, ohne zusammengeschnurrt zu sein;‘ ein ander Mal soll sie, ‚nicht oberflächlich‘ antworten, ‚wie Du gewöhnlich Briefe schreibst.‘ * Aber man vergesse nicht, daß diese Texte durchweg Auszüge und als solche gekennzeichnet sind — daß die Herausgeberin gerade die intimsten Stellen weggelassen hat, versteht sich von selbst. Ein Beispiel, wie gründlich dadurch der Charakter der Corresponbenz verändert worden ist, bietet ein zufällig im Original vorhandenes Schreiben Brentanos aus späterer Zeit, von welchem bisher fast nur Brentanos umfangreicher Bericht über die Ekstatischen in Tirol gedruckt ist.** Hier die fehlenden Teile.

München, 18. Nov. 1835.

Lieb, Herzkind! Am Karl Boromäus Tag, der Philipps*** Nahmensfest erhielten wir Deine Briefe, und hörten, daß Du nun eine Waise bist,† Es freut mich, daß Deine Mutter Dir zum Troste so Gott ergeben gestorben, und daß es Dich beruhigt, ihr Liebe erwiesen zu haben. Ich danke ihr, daß sie mir nicht mehr gezürnt hat, weil ich Dich, lieb Kind, geliebt habe, bis mir das Herz zerbrochen. An Dir habe ich doch nichts verdorben, nichts verkehrt — ach hätte ich nur irgend Etwas zu dem Guten an Dir beigetragen! Das Liebenswürdige mag wohl ein Potpouri von Gott Natur und lieb Linum sein! — Sieh! ich habe das Rezept noch immer. — Dann und wann habe ich von Dir gehört und immer von Deiner ungemeinen Liebenswürdigkeit, Deinen herrlichen Eigenschaften, Deiner Gottesfurcht u. s. w. — Die dummen Leute, dachte ich, wie können sie wissen, daß sie liebenswürdig ist — die spitzen Mäulchen beim Theetisch habe ich nie liebenswürdig gefunden, was sollten sie viel mehr wissen? — und wissen sie mehr, so weiß ich auch mehr — ach ich weiß seit lange nichts mehr! — Aber, Wies! ich muß nur anfangen, ein Bischen zu erzählen, sonst zürnst Du auf mich, um mir zu verzeihen, daß mein alter Rock in keine neuen Falten bricht. Nimm's für empfangen an, ich schließe Dich von Herzen in meine Arme [dahinter in Klammern: Gebete ein].††

---

* Ges. Briefe II, 25. 365. 255. 39. 333. — ** Ges. Briefe II, 324—333.

*** Die ersten Sätze gedruckt bei Binder 286, wo ‚Frau Philipps‘ steht. Gemeint ist allerdings Charlotte Phillips, Gattin des Rechtslehrers George Ph.

† Frau Hensel war am 4. Oktober 1835 gestorben.

†† Hier folgt der lange Bericht über die Ekstatischen, dessen Druck viele kleine Fehler aufweist. Die ‚Schikanen der geistlichen Obrigkeit‘ sind (S. 327) in ‚Einreden‘ gemildert; S. 329 ist ein Satz in den Text geraten, von dem im Original kein Wort steht: ‚So ist das Wort der Emmerich wahr geworden, nicht in ihrem Vaterlande, sondern in der Ferne werde es (das Buch vom Bitteren Leiden) viel wirken‘; die Anfangsbuchstaben A. und D. (S. 329) sind im Original ausgeschrieben: Apel (Apollonia) und Diepenbrock, Herr A. (333) ist Ahlborn; S. 332 ist statt Krämpfe zu lesen Künste. Der Schluß des Schreibens — hinter den Worten ‚Ein Mensch muß des (nicht der) Andern Engel sein‘ — ist im Druck nur in kurzem Auszug wiedergegeben.

Du wirst wissen, daß Christian (den Du einst Deinen Apostel nanntest, die E[mmerich] sagte ‚ja, und der Clemens war ihr Märtyrer') die Emilie Genger Vorsteherin des Dollschen Instituts geheuratet hat, er war den Sommer in Rom und Neapel mit ihr, man sagt, er komme jetzt wieder mit ihr nach Boppard. Ich habe keine Silbe über seine Vermählung gehört. Er soll glücklich sein. Er fühlte sich wohl bei aller Kraft und Reichthum verlassen. Es liegt eine Demüthigung in der Sache, die immer nichts schaden kann. Es ist wohl besser so, er wird eine viel größere Verehrung für das Coelibat gewinnen, da er sich ihm nicht gewachsen fühlte. In jedem Falle verliert die Kirche, daß er nicht Priester geworden. Er besitzt große Mittel. . . . Es giebt nichts auf Erden, als Jesus und die Kirche, was dasselbe ist, als Priester und Kirche — außerdem ist alles Mann und Weib. Alles Andre ist allerlei Kostüme und Manier und Koquetterie und Lüge, die Blöse zu bedecken, die Beschämung zu verstecken, das Unheilige lockend zu machen und zugleich zu verläugnen.

Du sollst mir einen Gefallen thun, ich begehre von Dir, daß Du es nicht oberflächlich thuest, wie Du gewöhnlich Briefe schreibst. Du sollst mir so viele Detail über die Krankheit und den Tod meiner Nichte Betine in Athen schreiben, als Du erhalten kannst.* Ich habe sie und sie mich sehr lieb gehabt. Ich fürchte mich die Savigny zu betrüben, wenn ich sie darum bitte. Du kannst zur Savigny gehn und sie darum für mich bitten, bitte sie einen Brief für mich über die Sache abschreiben zu dürfen. Kannst Du sie nicht dazu bewegen, so bitte die Ratowitz um genaue Nachrichten, Du thust mir eine rechte Liebe damit. Das war auch ein schöner Schicksalsknoten.

Weißt Du noch, Herz Linum, wie wir uns kennen lernten, weißt Du noch Deinen Traum vom neuen Haus mit den vielen Bildern, in das ich Dich führte, ich hatte Dir zu befehlen und die Katze.** Alles traf ein. Kind, wir haben Vieles und Tiefes zusammen erlebt. Wir wollens nicht fallen lassen! Gelt! wir sind nicht hoffärtig gegen einander! O wären wir bei der guten Emerick! Wo willst Du hin, was hast Du vor? Es kann Dir nicht gefallen in Berlin. Ich meine, Du seist noch katholisch?*** Als ich Deinen Brief bei der Philipps fand, fand ich zugleich einen Tieckschen Almanach bei derselben, wozu Dein Bruder die Kupfer gezeichnet [folgen vier mit dunklerer Tinte ganz unleserlich gemachte Zeilen]. Lasse Dich die Art dieses Briefs nicht betrüben, wie soll ich anders schreiben, es ist immer

* Tochter Savignys, verheiratet an den Minister Schinas in Athen. Ein Brief Br.'s an den Witwer in den Ges. Briefen II, 337. L. H. hat Br.'s Wunsch durch einen sehr eingehenden Bericht über Krankheit und Tod der jungen Frau erfüllt; er steht in dem bei Binder 287 ausführlich wiedergegebenen Brief vom 9. Dezember 1835 (Original im Binder'schen Nachlaß).

** Vgl. Br.'s großen Brief an L. H. Dezember 1816: ‚Daß ich ihr in dem Traum zu befehlen hatte, freut mich innig.' Auch von der Katze ist die Rede. Ges. Briefe I, 214.

*** L. Hensel antwortet auf diese jedenfalls nicht ernst gemeinte Frage im Brief vom 9. Dezember 1835, bei Binder, L. Hensel 290.

kurios, wenn man sich nach langer Zeit wiedersieht auf der Reise und eigentlich entdeckt, daß man beiderseits nicht viel weiter gekommen! Du mußt nicht denken, Du dummes Schnippellieschen! als nähme ich nicht herzlichen Antheil an Deinem Verlust, mehr noch an dem Glück, das Du gehabt, Kindesliebe zu erweisen. Du warst allein mit der Mutter, da konntest Du es recht. Ich wollte nur nicht viel davon schreiben, denn Du weißt es ja schon.

Wie es eigentlich mit Deiner Gesundheit ist, weiß ich nicht, auch nicht, was Dir fehlt, auch nicht, was Du vor hast. Solltest Du mir schreiben, so nimm Dich zusammen, und schreibe bestimmt und flott von der Leber weg, was Deine Absicht ist. Das Merkwürdige aus meinem Briefe theile Ahlborn* mit. Besuche die Leute öfter, sie fühlen viel an Dir zu haben. Ich weiß es. Sprich mit ihnen, wie Dir sonst war, wie Dir jetzt ist. Sage und zeige und mache deutlich, was Du gewonnen. Sei mir gut — es ist bald Weihnachten — weißt Du noch, wie ich Dir zum erstenmahl in Deinem Stübchen bescheerte,** und Du wie eine Taube in die Stube schwebtest, jene Zeit ist mir ewig unvergeßlich. Es ist die schönste und traurigste und bestgewillte in meinem Leben! O Luise, wie schön ist man zugedeckt, wie arm und häßlich ist man inwendig. Von Deinen hiesigen Freunden weiß ich, außer Philipps, nichts. [Bricht am Schluß des zweiten Bogens ab, während in den Ges. Schriften II, 334 noch steht: Schreib schön wieder, Adieu! Dein Clemens.]

*

Mit Bedauern liest man die verschrobenen Sätze über die Heirat seines Bruders Christian mit Emilie Genger, welche später den Todkranken in Aschaffenburg bis zu seinem Tode gepflegt haben — es ist gewiß kein Zufall, daß die sonst so rege Korrespondenz mit Christian in den Gesammelten Briefen eine von 1832—36 dauernde Lücke aufweist. Um so angenehmer berührt der herzliche, gemütliche Ton, den er gegenüber der alten Freundin anschlägt, und die gleiche Stimmung klingt uns aus den Briefen Luisens nach dem Tode der Emmerich entgegen. Ein über das andere Mal Segenswünsche für ihren ‚lieben Clemens‘ oder ‚lieben Bruder‘, warmer Dank für alles, was sie ihm schulde, besonders dafür, daß er ihre Bekanntschaft mit der heißgeliebten Emmerich vermittelt habe, vertrauliche Mitteilungen über ihre Klosterpläne, ihre Familie, ihr Pflege- und Sorgenkind Rudolf, ihre Lieder, ihre Schule in Aachen und das ihr und ihm am Herzen liegende Marienberger Pensionat usw.

Dazwischen allerdings auch Äußerungen, die auf wenigstens vorübergehende Störungen des guten Einvernehmens schließen lassen, beruhigende Versicherungen ihrer fortdauernden Anhänglichkeit und Bitten um Verzeihung für Kränkungen, die sie ihm unfreiwillig bereitet. Ein tragikomisches Beispiel, wie wenig erforderlich war, um in Brentanos unruhigem

* Der Berliner Landschaftsmaler Wilhelm Ahlborn, der einige Zeit später mit seiner Frau katholisch wurde. Vergl. Binder 289 f.

** Bei der Weihnachtsfeier in der Henselschen Wohnung zu Berlin, 1816.

Gemüt Verstimmungen hervorzurufen, bietet ein bisher unbekannter Zwischenfall aus dem Jahre 1838.

Im Binderschen Nachlaß liegen zwei Blätter von Brentanos Hand mit eigenhändigen Bemerkungen Luisens. Binder hat davon eine Abschrift genommen mit der Überschrift ‚Luise Hensel über ihren Besuch in München, Oktober 1838‘, jedoch nimmt der ausführliche Bericht, den er in seiner Hensel-Biographie über diesen Besuch erstattet, von diesem höchst befremdlichen Dokument keine Notiz. Das erste Blatt enthält zunächst, mit wenigen unbedeutenden Varianten, den vollständigen Text des 1816 entstandenen Gedichtes ‚Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe‘, jenes erschütternden Liedes, in welchem der Dichter seinen Seelenkämpfen Ausdruck geliehen hat. Aber unmittelbar hinter dieser kostbaren Perle seiner religiösen Lyrik folgen die Verse:

So mein Lied vor zwanzig Jahren
Als Du in den Schacht geschauet,
Und zu Freiberg eingefahren,
Bis die Katze hat gemauet.

So mein Lied nach zwanzig Jahren
Als mein Haupt schon war ergraut,
Du zum Freiberg* kamst gefahren
Auf der immortellen Haut.

So mein Lied, weh! heut mit Bangen,
Als gleich einer Honig-Imme
Aus dem Rosenbusch der Wangen
Grüßte Deine graue Stimme.

Stimme nachtigallenfarben,
Aetzend Liederpulver streuend,
Daß zu Wunden werden Narben
Leid und Lied und Schmerz erneuend.

Thorenstimme einer Weisen
Weise Stimme einer Thörin,
Stimme aus den Zaubergleisen
Der Frau Venus, Klang der Möhrin.

Weh, wie diese den Tannhäuser
Lockte mit der Zauberflöte,
Lockt den Pilger heiser, leiser
Jetzt von Linum die Tralöte.**

* Auf seiner Abschrift bemerkt hierzu Binder: ‚Die Schwester der kranken Gräfin Montgelas, die sich um deren Pflege und Versorgung annahm, war an den Baron Freyberg verheiratet.‘ Vgl. Binder, L. Hensel 306 f.

** Hierzu bemerkt L. Hensel (auf Binders Abschrift wiederholt): ‚Tralöte nannten die Linumer Kinder ein von Weidenbast gewundenes Horn, das einen tiefen, rauhen

Imme, die mich tief verwundet
Wohl mit Recht summst Du verbindlich,
Stimme süß, wie keine mundet.
Drum Freßlieb, das Weit're mündlich.

Auf dem zweiten Blatt läßt Brentano dem strophisch geschriebenen Liede die großenteils gereimten, aber kontinuierlich geschriebenen Sätze folgen:

Abschied. Ankunft kann nicht frommen. Daseyn, Mitseyn, Einssein nur, ist von Ewig seyn die Spur. — Willst Du mir antworten, so beschmier nicht das Papier mit Entschuldigungen, die nichts als Huldigungen, der Schuld gegen das Wissen und ein Maullecken, wenn es gebissen, sag höchstens, Linum, war neulich sehr dumm, wird nächstens sehr stumm, sagt nichts als Mum, Mumm. Drum Linum kehr' um, sequere Herum, bis vinum serum wird vinum merum, essentia rerum — satis iam, jerum! [Zwischen den Zeilen Übersetzung der lateinischen Worte: Folge dem Herrn Wein wässerig Wein lauter Wesen der Dinge genug schon.] — Schreib etwa, wie es Dir geht, wie Du den Tag zubringst, ob Du jemand siehst, ob die Zeit bleiben wird, etwas für Dich zu thun, ob ich Dir eine Arbeit erfinden soll. — Eigentlich habe ich gar nicht mit Dir gesprochen, ich hört mein Herz nur pochen und doch war es gebrochen durch Dich Du Zauber Knochen. Ich hab Dich nur gesehen vor mir stehen und fühlte ein Recht an Dich und ein Unrecht, und da war ich ganz verwirrt, als Du aber so lossummtest, habe ich nicht zugehört, sondern alter Leiden gedacht. — Gut Nacht Du armer Kerl, de mes larmes la perle. — Frau Philips wird bis Dienstag wieder kommen.

Pontifex minimus.

Auf dem gleichen Blatt gibt L. Hensel den Kommentar zu diesem an sich ganz unverständlichen Zeug. Darüber hat sie mit Bleistift geschrieben: ‚München, Herbst 1838.'

‚Ich war auf einen Tag nach München gekommen, um Arzt und Familie einer Geisteskranken zu sprechen, deren Pflege ich für einige Monate übernommen hatte und mit der ich auf einem einsam liegenden Schloß wohnte. Den Abend brachte ich mit Cl. Br. und Phillips bei Görres zu, wo ich viel über die Berliner Verhältnisse mit Bezug auf den Erzbischof von Cöln, den ich auch in Minden gesprochen hatte, gefragt wurde, da mir viele der betheiligten Personen näher bekannt waren und ich die für die Kirche so heilsame wie für die eigentlichen Anstifter schmähliche Catastrophe hatte entstehn sehn. Br. langweilte sich, da ihm alles, was etwa an Politik grenzt, ohnehin zuwider und der edle Cl. August ihm nicht angenehm war, weil derselbe als Generalvicar von Münster dagegen gewesen, daß Br. sich

---

Ton gab, und das ich bei den Kriegsspielen meiner Brüder öfter zu blasen hatte Meine Mutter oder ich müssen ihm wohl davon erzählt haben.'

ausschließlich als Herr und Meister im Hause der lieben sel. Emmerich ansah und ihr gar keine Ruhe gönnte zu Anfang der Zeit seines Aufenthaltes in Dülmen. Das vorstehende Lied mit dem sonderbaren Anhang drückte er mir am Morgen meiner Abreise von München in die Hand. Ich hatte das Lied erbeten.'

Man könnte versucht sein, über dieses ‚Nachwort' ein sehr hartes Urteil zu fällen, und objektiv betrachtet, ist es ja zweifellos eine Ungezogenheit, die um so peinlicher berührt, weil es sich unmittelbar an eine seiner edelsten und ergreifendsten Schöpfungen anschließt. Wenn die Adressatin sich auf das sehr milde Prädikat ‚sonderbar' beschränkt, so ist das ein Ausfluß ihrer Gutmütigkeit, aber auch ein neuer Beweis, wie gut sie ihren Clemens kannte, wie gut sie zu unterscheiden wußte zwischen einer wirklichen Sottise und dem Verärgerungsprodukt einer dunklen Stunde, selbst wenn es, wie in diesem Falle, ihr als Abschiedsgeschenk überreicht wurde. Ihre vier Briefe aus Brentanos letzten Lebensjahren — von ihm liegen Briefe an sie nicht mehr vor — lassen wenigstens nicht erkennen, daß der Münchener Zwischenfall mehr gewesen ist als eine Episode. Wie herzlich ist der Brief vom 9. Juni 1841! Wie innig dankt sie ihm ‚für alles, was Du je für dieses Kind (ihren Pflegesohn) gethan und gebetet; für jede Liebe und Treue, die Du mir erwiesen, und die Gott Dir hier und dort lohnen wolle. Ich habe Dir viel, sehr viel zu danken, mehr als ein Mensch es aussprechen kann. Nun lebe wohl! Ich habe Dich recht herzlich lieb. Segne Dich Gott! Bete für mich; ich thue es auch für Dich.' Mit welcher Sorge umgibt sie den unheilbar Erkrankten in dem Abschiedsbrief, den sie ihm in seinem Todesjahr (21. Februar 1842) schreibt! In rührenden Worten bittet sie ihn ‚um christliche, brüderliche Verzeihung alles dessen, wodurch ich Dir je weh oder unrecht gethan habe'; sie hat ‚ihn doch immer im Herzen lieb und wert gehalten, wenn ich auch einigemal Dir gezürnt habe. Vergib mir das, lieber Bruder, wie auch ich Dir von ganzem Herzen vergebe, längst vergeben habe, so Du je gegen mich gefehlt oder mir weh gethan'. Sie hat wahrlich mehr Anlaß gehabt zu verzeihen, als um Verzeihung zu bitten; nur zu oft hat er im Verkehr mit ihr seine Selbstcharakteristik bestätigt, die uns Emma v. Niendorf in ihren ‚Sommertagen mit Clemens Brentano' überliefert hat: ‚Das ist's ja, daß ich den Leuten immer weh thun muß; ich mein' es doch so gut und verwunde Alles, was mir naht.' Wenn trotz aller Trübungen diese 25jährige Freundschaft mit einem reinen schönen Ausklang endete, so gebührt ihr das Hauptverdienst. Diese edle, selbstlose, gütige Frau hat eben zu jenen gehört, von denen Brentano gesagt hat: ‚Der verträgt mich.' Am 21. September 1842 schrieb sie an Schlüter:* ‚Dieser Sommer hat mir meinen alten treuen Freund C. Brentano geraubt. Er hat viel gelitten und ist fromm gestorben. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!'

---

* Briefe der Dichterin L. Hensel 27.

Kleine Bausteine

Die Iren auf dem Kontinent im Mittelalter

Von Anton Mayer

„Ich bin überzeugt, daß dies ein gerechtes Gericht Gottes ist über diese barbarischen Tröpfe, welche ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht haben, und daß es dahin wirken wird, für die Zukunft solches Blutvergießen zu verhindern. Und das ist ein hinreichender Grund für solche Taten, die sonst nur Gewissensbisse und Bedauern erregen könnten." Dieser moralische Sophismus steht im Briefe Oliver Cromwells, den er am 11. September 1649 nach dem Gemetzel von Drogheda, einem der letzten Verteidigungsorte der damals aufständischen Iren, an den Parlamentsredner Lenthall schrieb. Und mit ruhigem Gewissen konnte er dann unter den besagten Barbaren — es ist, als ob dies Wort im Munde eines Briten historisch geworden wäre zur Bezeichnung seiner Feinde — das Blutbad von Wexford folgen lassen.

Ein religiös-politischer Fanatiker hat stets wenig historischen Blick. Cromwell übersieht, daß England in keiner Weise dazu beigetragen hat, Irland vor der ihm zur Last gelegten Barbarisierung zu schützen, seit dem Tage, da Heinrich II. irischen Boden betrat und der Oberkönig Roderic O'Connor seinen Nacken unter Englands Oberhoheit beugte, oder seit der erste Tudor Heinrich VII. in den Poyningsakten jegliche freizügige irische Politik geknebelt hatte. Er übersieht auch, daß sich noch innerhalb dieser Zeit in Irland eine ziemlich hohe Blüte der Kultur entwickelt hatte. Mit dem Beginne der Reformation allerdings und dem hartnäckigen Widerstand der Iren gegen ihre Einführung unter dem achten Heinrich, Eduard VI. und Elisabeth, ging viel alte Irenkultur mit all ihrem seltsamen Reiz und kostbarer Originalität im Schutt konfessioneller und politischer Streitigkeiten unter. Und so mag Cromwell in der Tat nicht viel Erfreuliches vorgefunden haben. Daß er kein „nostra culpa" sprach, braucht bei ihm am allerwenigsten wunderzunehmen. Daß aber die Iren schon Großes für die Kultur Europas, auch Englands geleistet hatten, lag nicht im Kreis seiner klar erfaßten und konsequent verfolgten Ziele und gehörte außerdem einer Zeit an, die lange schon neuen Tagen und neuen Menschen das Feld geräumt hatte. Doch Renaissancemenschen vergessen gern der stillen Hände, die ihnen das Land rodeten, das gleiche Land, auf dem sie ihren Bau errichteten. Und sie sehen nicht, daß der Baum einmal gepflanzt worden ist, den sie veredeln wollen. Und sie erkennen Werk und Willen dessen nicht an, der dies geschafft. Erst besonnene geschichtliche Würdigung wird alles an seinen gebührenden Platz stellen und jedem sein Recht zuteilen.

Es hat auch Zeiten gegeben — und sie sind noch gar nicht lange vorüber —, da man den Einfluß des irischen Elements auf die Entwicklung der kontinental-abendländischen Kultur im Mittelalter nicht sattsam genug betonen und in den Vordergrund rücken konnte. Die Wogen der Keltomanie gingen hoch; mit dem Schäumen der Jugend ist eine junge Wissenschaft dahin gestürmt und suchte soviel Strahlen als möglich in dem einzigen Brennpunkt ihrer Disziplin zu vereinigen. Man hat insbesondere auch die Bedeutung der Iren für die Vermittlung antiken Kulturgutes ans christliche Mittelalter überschätzt. Die Iren haben das, was sie in dieser Beziehung weiterverbreiteten, teilweise erst auf dem Festlande gelernt und empfangen, und es waren zahlreiche starkfließende Kanäle, die nebeneinander aus dem Altertum ins Mittelalter herüberführten. Immerhin ist die Tätigkeit irischer Mönche — der Schotten, ‚Scotti', wie sie in der Literatur fast ausnahmslos bezeichnet werden — noch so wichtig und eingreifend und eigenartig, daß man unbedenklich von einem irischen Element in der Gestaltung und Entwicklung mittelalterlichen Geisteslebens reden kann.

Unberührt vom römischen Imperium ist die grüne Insel lange Jahrhunderte draußen gelegen im einsamen Westen Europas. Die römische Kultur, die auf Handelswegen vom Festland oder von Britannien herüberwehte, und das Christentum, das ihr um 430 St. Patrik brachte, beide fanden auf ihr ganz andere Grundlagen, ganz andere Lebensbedingungen vor als bei den meisten der kontinentalen Völker; höchstens daß man die Germanen einigermaßen damit vergleichen könnte. Die Gemessenheit und Gravität römischen Geistes formte sich mit der Unruhe und Triebhaftigkeit keltischen Blutes zu einer seltsam eckigen, verworrenen und verschnörkelten Neukultur, wie die irische Schrift des Mittelalters ein getreues Symbol dafür ist. Aber gerade dieses Kämpfen und diese Wirren zweier geistiger und kultureller Gegensätze hat das Leben hervorgerufen, den raschen Pulsschlag, dem bald die meerumflossenen Grenzen des Eilandes zu enge wurden, der immer wieder neue Männer, Gruppen und Scharen aus der Heimat trieb, um über der See die innere schäumende, brennende Schaffenskraft ausleben zu lassen. Nicht viel anders als der römischen Kultur erging es dem Christentum bei den Iren. Vielleicht ist nirgends sein Idealismus von der Missionsaufgabe, von der Mortifikation des Ich und der Gewinnung der Seelen für Christi Kirche so tief und so lebendig eingedrungen als bei den Iren. Aber sie faßten auch die Ideen ebenso mit ihrem ungestümen Temperament auf, bildeten ihre eigene Liturgie und eigene asketische Regeln, und schwer waren die Kämpfe, die sie zu bestehen hatten, als die Kurie dazu schritt, die gesamte damalige christliche Welt, soweit sie abendländischen Ursprungs war, zu organisieren und an eine einzige hierarchische Ordnung zu binden. Doch sind es immer wieder Iren, die eine Sonderstellung, sei es einzeln, sei es in Gruppen, einzunehmen scheinen. Sie traten aber nicht nur in dieser innerkirchlichen Art oft in Gegensatz zur Majorität auf dem Festland, sie behielten überhaupt das Bizarre, fast Eigensinnige ihres

Wesens bei im Widerspruch zu den Empfindungen ihrer Umgebung, zum Spott und Hohn ihrer Gegner. Noch ganz spät ging über die Schottenmönche der landläufige Witz um, daß der Ire seine Art und Unart auf dem Festland herumschleppe wie seine Nationalheiligen:

Wenn der Schotte des Guten
Zu viel hat getan,
Ist Sanct Brandan der Vogt
In der heiligen Clan;
Ist Gottvater sein Duzfreund
Im himmlischen Zelt,
Und die heilige Brigitta
Das Jesuskind hält.

(Übers. von P. v. Winterfeld.)

Und es mag, so oft es auch schon geschehen ist, auch hier an die gesucht originelle Art erinnert werden, mit der nach der ersten Anekdote Notkers des Stammlers über Karl den Großen irische Missionäre das Volk an sich zu ziehen suchten:

„. . . Da begab es sich, daß zwei Schotten aus Irland mit britischen Kaufleuten an die Küste Galliens kamen, in weltlichen und heiligen Schriften unvergleichlich gelehrt. Täglich riefen sie aus — sie hatten sonst keine Ware feilzubieten —, immer wieder, wenn die Kauflustigen herbeiströmten: „Wen nach Weisheit gelüstet, der komme zu uns und lasse sie sich geben, denn bei uns kann man sie kaufen." Sie riefen aber deshalb, man könne die Weisheit bei ihnen kaufen, weil sie sahen, daß die Leute lieber das einhandelten, was sie bezahlen mußten, als das, was sie umsonst hatten. Sie wollten damit die Leute reizen, wie andere Dinge sich auch die Weisheit zu verschaffen, oder — wie das folgende zeigt — sie nur stutzig und aufmerksam machen. Schließlich hatten sie ihren Spruch so lange ausgerufen, bis es von den Leuten, die sich über sie wunderten oder sie gar für verrückt hielten, zu den Ohren König Karls gebracht wurde . . ."*

Gab es auch der Satiren auf die Iren und ihr Land, namentlich in späterer Epoche, als dies von der Höhe etwas gesunken war, nicht wenige — die häßlichste ist wohl die, die ums Jahr 1000 Ganier von St. Ouen auf den Schotten Moriuht, seinen persönlichen Feind, losließ —, von verständigen Beurteilern unter den Zeitgenossen ist ihr Wirken gern und freudig anerkannt worden. Abt Walahfrid Strabo von der Reichenau lobt ihren angeborenen Wandertrieb im Interesse des Reiches Gottes, und die karolingischen Könige wissen manchen der größeren Geister, auch wenn er Ire ist, richtig einzuschätzen. Und bei der nächsten Nachwelt wurde ihre Tätigkeit als Missionäre als Prototyp aller Mission aufgefaßt, so daß man viele Stifter als Skotten-Iren bezeichnete, die keine waren, so die Franken Arbogast und Ruppert von Salzburg.

---

* Nach der Übersetzung von Karl Brügmann. Inselbücherei Nr. 114.

Irische Missionäre waren es zunächst, die der Seeleneifer aus der fernen Insel auf den Kontinent führte. 150 oder 200 Jahre später hat ihr Verweilen vorwiegend einen gelehrten und höfischen Charakter, und dann kommen als dritte Kategorie die Schotten in den vielen Schottenklöstern, die sich mehr und mehr in sich selbst zusammenzogen, ohne annähernd Gleiches zu spenden und zu leisten wie ihre Vorgänger.

Der Ire Dicuil berichtet, daß es zuerst irische Mönche gewesen seien, die sechzig bis siebzig Jahre vor den Normannen Island entdeckt und betreten haben. Und was er seinen Landsleuten zuschreibt, klingt uns wieder entgegen aus ehrwürdigen nordischen Chroniken, dem Islandigabok und dem Landnamabok. Von Irland flutete die Mission auch zurück auf England, von woher es das Christentum empfangen hatte; nach dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda Venerabilis hieß der Gau Dalriada, jetzt Argyle, nur provincia Scotorium. Und wir hören von schweren Zwisten, die keltische Mönche in Kent und anderswo mit dem einheimischen Klerus, der die weltliche Macht und die Macht Roms für sich gewann, auszufechten hatten. Viele junge Angelsachsen gingen zu den Iren in die Schule und empfingen von ihnen Beruf und Begeisterung zur Mission und zogen dann in die Welt hinaus; so haben irische Lehrer auch indirekt gewirkt. Aber die hervorleuchtenden Gestalten sind jene, die selbst den Wanderstab zur Hand nahmen, und der erste von allen ist auch der größte und bedeutendste, Columba.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts in der Landschaft Leinster geboren, trat er jung in das alte Kloster Banchor oder Benchuir in Ulster ein, das damals unter der tüchtigen Leitung des Abtes Comgall stand. Er verließ es mit zwölf Gefährten — über seine Mutter hinweg, die sich ihm, wie uns erzählt wird, in den Weg warf, um ihn nicht ziehen zu lassen — und landete in der Bretagne. Doch hier unter keltischen Stammesgenossen litt es ihn nicht lang. Weiter zog es ihn in fremdes Land zu neuen Stämmen und neuem Schaffen. Er kam nach Frankreich hinein, ins Reich der Merowinger, deren schmach- und bluterfüllte Geschichte jener Zeit Gregor von Tours mit grellen Farben gemalt hat. Zwar hatte in diesen Landen das Christentum schon lange Fuß gefaßt — es ist das Land, das sich heute wieder so gern die älteste Tochter der Kirche nennt —; aber wie der Biograph Columbas, sein Schüler Jonas von Bobbio, wohl aus dem Geiste des Lehrers heraus meint: Fides tantum manebat christiana — nur der Christen G l a u b e n war geblieben, jedoch: ob frequentia hostium externorum vel negligentia Praesulum r e l i g i o n i s v i r t u s paene abolita habebatur — ‚die G l a u b e n s k r a f t war durch häufige feindliche Einfälle von außen her oder durch die Laßheit der Obern fast vom Erdboden verschwunden'. Man sieht übrigens aus dieser Gegenüberstellung, wenn anders wir sie mit Recht als Gedanken Columbas vindizieren können — und das erlaubt uns der sonstige Charakter der Biographie vollauf —, man sieht, wie ernst es dem Apostel mit seinem Werke war; er wollte

keine Proselyten machen, sondern wahre Christen, keine Massentaufen spenden, sondern verinnerlichende Firmungen. In diesem Sinne wollte er und sollten seine Jünger Missionäre sein. So schuf er ihnen ein stilles Heim in einem verlassenen Tal des Saône-Maas-Moselgebietes, Anegroy, und dann bald ganz in der Nähe, auf den Trümmern eines Römerkastells, Luxeuil, wo er selbst Sitz nahm. Seine dritte Gründung in dieser Gegend war Fontaines. Für seine Klöster schrieb er dann eine besondere Regel, strenger als die des heiligen Benedikt von Nursia, ganz in seinem Geiste und mit Zugrundelegung der Motive, um derentwillen er Heimat und Mutter verlassen hatte, um nie wieder zurückzukehren. Liebe, Gehorsam und Buße sind die Fundamente seiner Ethik; ‚der Bruch des Eigenwillens dem Gebote gegenüber und die Stärkung der Willenskraft dem eigenen Ich gegenüber' (Hauck) das letzte Ziel der Vervollkommnung, nach der er strebte und die ihm die Norm seines Lebens war. So kam es auch, daß seine Persönlichkeit überall, wohin sein Wirken drang, großen Eindruck machte und Einfluß gewann. Sogar die Königin Brunichild suchte in enge Beziehungen zu ihm zu treten und seine Autorität kirchenpolitisch auszunützen. Doch hier führte die Berührung der Extreme zu einer gewaltsamen Entladung. Mit dem, wie oben erwähnt, für die irischen Einwanderer charakteristischen Festhalten der Überlieferung ihrer Heimat — und Columba, eine heftige, jähe Natur, war ein echter Sohn seiner Heimat — hatten die neuen Klöster im Frankenlande die Osterberechnung des Anatolius für maßgebend erklärt und demnach ihr Kirchenjahr eingeteilt, während die offiziell werdende römische Liturgie das viktorianische System forderte. Die fränkischen Bischöfe, denen der kühne Reformer nicht ganz willkommene Person war, verwickelten ihn in einen Prozeß, aus dem Luxeuil durch diplomatisches Halbnachgeben des Stifters mit heiler Haut entrann. Columba durfte mit seinen Mönchen, soweit sie Iren waren, das irische Osterfest feiern. Jedoch gab dieser Prozeß später der Königin eine feste Handhabe, den unbequemen Mahner sich vom Halse zu schaffen. Der Enkel Brunichilds, Theuderich von Burgund, dessen Lasterhaftigkeit die Großmutter, um selbst die Zügel zu behalten, systematisch förderte, verstieß, wie das an den dunklen Höfen der Merovinger gang und gäbe war, seine rechtmäßige Gattin, die gotische Prinzessin Eremberga, um einer Kebse auf den Thron zu helfen. Dagegen trat Columba männlichen Mutes auf und hielt mit den allergröbsten Schmähungen im Zorneseifer nicht zurück. Um den Frieden mit seinen Fürsten gab er die Universalität seiner Mission nicht preis. Und ehe es zu einer Aufgabe seiner klösterlichen Einrichtungen kam, verließ Columba das Land, gezwungen und mißhandelt, immer entfliehend aus harten Fesseln und dann wieder gefangen, schiffbrüchig und wandernd, bis er bei Chlotachar II. in Austrasien Aufnahme fand. Hier entfalteten nun er und seine Schüler ihre Tätigkeit in Alamannien, am Bodensee und in der Schweiz. Gallus, der mit ihm Irland verlassen hatte, blieb in der Wüstenei der Berge als Einsiedler zurück und aus seiner Zelle soll sich —

und in der Legende steckt ja doch sehr geschichtlicher Kern — das Kloster St. Gallen erhoben haben, die bedeutendste Kulturstätte des südlichen Deutschlands, die mit ihren Bücherschätzen noch das maßlose Erstaunen des Humanisten Poggio erregte. Gallener Kunst und Gelehrsamkeit galt hoch in deutschen Landen. Das Kloster hat auch äußerlich, wie es scheint, immer gern seine Abstammung dokumentiert, indem es stets den Iren eine gastliche Stätte war, die später noch sehr häufig aufs Festland gekommen sind; so Morengal, einer der gelehrtesten Kleriker seiner Zeit, dessen Gestalt Scheffel natürlich mit starker poetischer Freiheit behandelt hat. Unwahrscheinlicher beglaubigt ist die Legende von den andern Schülern Columbas, Theodor in Kempten und Mangold (Magnus) in Füssen. Er selbst aber hatte in deutschem Land noch keinen Frieden gefunden. Als Austrasien nach dem Aussterben seiner Herrscherlinie auch unter die Gewalt Theuderichs, des Todfeinds Columbas, kam, ward er abermals landflüchtig und zog südwärts über die Alpen, nach Italien. Dort schuf er das Kloster Bobbio, das dazu bestimmt sein sollte, durch die Übernahme der Bibliothek Cassiodors eine der allerwichtigsten Rollen in der Überlieferung antiken Geistesgutes zu spielen. Hier in Bobbio ist der Wanderapostel — Alemanniens Glaubensbote, wie er oft beigenannt wird, war er nur zum geringsten Teil — im Jahre 615 gestorben. Mit ihm verschwand weniger vielleicht ein tüchtiger Arbeiter, der nur darauf ausging, ein Werk zustande zu bringen, als vielmehr ein kraftvoller Organisator, ein kühner Bahnbrecher, ‚un grand initiateur', wie ihn Gougaud, der Verfasser der Chrétientés celtiques, mit gutem Recht nennt. Gerade die Unstetigkeit, mit der ihn Charakter und äußeres Schicksal von Irland bis an die Höhen des Apennin trieb, hat ihn dazu gemacht. An seiner Person hing die Kette, die all dies weite Gebiet, das er und seine Jünger mit Klöstern bevölkert hatten, zu einem gemeinschaftlichen Arbeitsgebiet zusammenschloß. Eng fühlten sich die Sitze am Bodensee mit Luxeuil verbunden, und in ihnen herrschte wie im Mutterkloster der Geist dessen, der vom stillen Benchuir auszog: ‚Gehet hin in alle Welt...!' Im Schatten von Luxeuil entstanden St. Eloi in Flandern und Granfelden im Münstertal, und nach allen Seiten zogen die Missionare aus. Namentlich als Abt Waldebert mit dem allzu starren ursprünglichen System des Gründers gebrochen hatte, gerieten immer mehr Kleriker und Bischöfe in den Bann von Luxeuil, auch Romarich von Remiremont und Arnulf von Metz, der Ahnherr der Pippiniden. Noch von Columba in Bobbio beeinflußt und belehrt, gründete Wandregisel, ein Merovinger, das berühmte Kloster St. Wandrille-Fontanella. Iren waren Kilian, der von Luxeuil auszog und 689 an der Grenze Thüringens und Ostfrankens den Martyrtod starb, und Virgil von Salzburg, der einstige Abt von Aghaboe, der ‚Geometer', den Wynfrid-Bonifatius allzu heftig angriff, und Dobda, der erste Bischof von Chiemsee. Und in Gent und Mecheln waren Iren im 7. Jahrhundert Bischöfe. Schon ganz zahlenmäßig betrachtet und die unbestrittene Bedeutung der Klöster für frühmittelalterliche Kultur

vorausgesetzt, waren so die eingewanderten irischen Missionäre Kulturträger im vollsten Sinne. Sie sollten es noch in anderer Weise werden.

Genaue zeitliche Grenzen darf man hier so wenig wie bei größeren geschichtlichen Perioden ziehen. Dennoch trägt die irische Kolonie auf dem Festland in der Zeit der großen Karolinger ein wesentlich anderes Gepräge als die der vorhergehenden Epoche. Zwar gab es auch noch zahlreiche Volksmissionäre, die irischer Nation waren. Aber sie waren durch ihre Irregularität, die sie sich durch Mißachtung der von Bonifatius im Verein mit den Pippiniden geschaffenen Kirchenordnung zugezogen hatten, jeglichen Rückhalts beraubt. Mehr als eine Synode verurteilte oder bedrohte die Episcopi Vagantes, die nach und nach machtlos und unbeachtet versanken. Ein anderer Teil der Landsleute hatte entschieden mehr Geschick und Glück; es waren die Gelehrten, die Dichter, Grammatiker, Philosophen und Theologen, die sich an Fürsten- und Bischofsitzen ansiedelten, zum Teil Talente, die nicht über das Mittelmaß hinausragten, aber, wie es scheint, dialektisch sich durchzusetzen wußten, zum andern Teil aber wirklich große Geister von epochaler Bedeutung. Sie alle aber gaben dieser Periode in bezug auf die irische Emigration den Stempel. Am Hofe Karls des Großen lebte so z. B. wahrscheinlich Clemens Skotus und manch anderer Kelte; wir wissen aus einem Carmen Theodulfs von Orleans, daß sie nicht besonders beliebt waren. In Frankreich und Belgien lebten zahlreiche Skotten, einzeln und in Kolonien beisammen; den Namen Dungal tragen nach L. Traubes scharfsinnigen Forschungen allein fünf dieser Iren; in Lüttich Sedulius Skottus; sein Hauptwerk ist ein in Mischung von Poesie und Prosa geschriebener Fürstenspiegel; in Reims lehrte ein Dunchad die freien Künste, der vielschreibende Remigius von Auxerre und der unglückliche Gottschalk, der wegen seines häretischen Prädestinationsgedankens im Kerker endigte, waren seine Schüler; in Cambrai war eine irische Gelehrtenrepublik entstanden und Halitgaire, ein Ire, wurde hier Bischof; auch Soissons war eine Zentrale irischer Gelehrsamkeit. Freilich lebte all diese Gelehrsamkeit in traditionalistischen Bahnen und Methoden; durch die Autorität der Väter festgelegte Theologie und die in den Rahmen der sieben freien Künste eingespannte und durch vorwiegend kompilatorische Tätigkeit immer unter ganz kleinen Verschiebungen neu betrachtete weltliche Wissenschaft füllte das Forschen dieser Männer wie die ganze wissenschaftliche Arbeitsweise dieser Zeit aus. Doch ‚wie mitten aus einem wellenförmigen, gut bebauten Hügelland sich plötzlich und jäh ein einsamer Bergkegel erhebt, so ragt aus der Literatur des neunten Jahrhunderts die merkwürdige Denkergestalt des Johannes Skotus Eriugena, des Hofphilosophen Karls des Kahlen hervor‘,* ein durchaus selbständiger Denker, eine wissenschaftliche Individualität ersten Ranges.

* Grabmann, Geschichte der scholastischen Methode I, Freiburg i. Br. S. 202.

Im Anfang bekämpfte er die theologischen Sätze Gottschalks, ging aber dann in seinem Hauptwerk ‚Über die Teilung der Natur' zwar vorsichtig, doch in vollem Umfang zum Angriff gegen die Traditionsphilosophie vor. Am Neuplatonismus des von ihm übersetzten Ps.-Dionysius Areopagita — schon die gründliche Kenntnis des Griechischen hebt ihn und seine Schule auf ein höheres Niveau — und der Ambigua des Maximus ist seine philosophische Anschauung groß geworden, nach der Schöpfer und Geschöpf zusammenfallen, die Zweiteilung Gott-Kreatur nur subjektiv ist, während objektiv nur eine einzige Form der Natur ist, seine Lehre von der alleinigen Existenz des Absoluten und von dem ewig in sich wiederkehrenden Kreislauf Gott — Idee — sinnliche Verwirklichung — Gott. Es ist schon versucht worden, ihn auf Grund solcher Spekulationen, m. E. nicht ganz mit Recht, als Vorläufer Fichtes darzustellen, der auch alles Intelligible und Sinnliche, alles Wirkliche als Manifestation eines größten Absoluten betrachtet:

‚Das ewig Eine
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen,
Nichts ist denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben.'

Eine nähere Untersuchung würde selbstredend zu weit führen. Auch soll nicht der Frage nachgegangen werden, wie sich die Philosophie Eriugenas innerlich zur christlichen, insonderheit zur scholastischen Philosophie verhält. Das Große, das von ihm als Iren auch einen Schimmer auf seine Volksgenossen wirft, ist und bleibt seine exponierte, einzigartige Stellung inmitten des frühmittelalterlichen Geisteslebens. Er hat Gegner gefunden zu seinen Lebzeiten, in der Nachwelt wenig, die ihn kannten, fast keinen, der ihn verstanden, wenn auch gerade das Autodafé an seinen Werken, das erst Honorius III. 1225 verrichten ließ, auf Grund der Irrlehren eines Amalrich von Bena hin geschah, der, um mit dem Chronisten Alberich von Trois-Fontaines zu sprechen, ‚Worte, einstmals vielleicht gut und im rechten Augenblick ausgesprochen und von den Alten in guter Einfalt verstanden, durch verkehrte Auffassung entstellte und aus ihnen seine Häresie stärkte'. Doch hat Eriugena auch solche gefunden, die seinen Geist und seine Größe anerkannten. So wundert sich Anastasius, der Bibliothekar, in einem Brief an Karl den Kahlen, daß ‚jener Barbar von den Grenzen der Erde solches — er meint hier zwar nur das Griechische des Areopagiten — mit dem Intellekt erfassen konnte'. Johannes als Barbar von den Grenzen der Erde — wie steht das zur Behauptung von dem Kulturträgertum der Iren? Und behandelt nicht auch St. Bernhard die Iren als Barbaren, und nennt nicht auch Alkuin, der über die doctissimi magistri der Iren des Lobes voll ist, die große Masse des Volkes perbarbara — durch und durch barbarisch? Unrecht haben diese Männer nicht, wenn wir die letzte Fixierung des Gedankens auch den anderen Äußerungen zugrundelegen. Die dänischen Invasionen haben durch zwei Jahrhunderte Irland mit Feuer und Blut überzogen, Irland war in die Anarchie verfallen, ein-

heimische Banden vollendeten die Greuel der Zerstörung. Viele Mönche und Priester flohen, teilweise unter Mitnahme ihrer Bücher und Kunstschätze: Das kostbare Antiphonar von Bangor mit dem schönen Hymnus: ‚Sancti venite...‘ ist damals aufs Festland gekommen. Daß auch zweifelhafte Elemente mitgegangen sind, gehört wohl zur Natur der Sache.

Stärker wurde dieser Drang noch in der dritten Periode, während der die keltischen Fremdlinge auf dem Kontinent weilten; die Zeit der Schottenklöster. Es hat allerdings schon in Karolingertagen Monasterien gegeben, die ausschließlich von Mönchen irischer Nation bewohnt wurden. Das älteste ist Peronna Scottorum, das heute uns so nahe gehende Péronne in Nordfrankreich, dessen Entstehung und Geschichte wieder L. Traube eingehend beleuchtet hat. Karl der Kahle errichtete viele Hospitalia Scottorum, die direkten Vorläufer der Schottenklöster; in Italien, Frankreich, Lothringen, auch in Deutschland, z. B. in Köln bei St. Martin, erhoben sich schon im zehnten Jahrhundert solche Niederlassungen, zum Teil auch aus ehemaligen Einsiedeleien, wie der des Iren Findan in Rheinau. Marianus Skottus, Prior von Weih St. Peter in Regensburg, dessen Schüler Johannes Göttweig bei Mautern in der Ostmark gründete und unter dessen Regime nach dem Bericht der Vita Mariani der Mönch Moritz bis Kiew vordrang; dieser Muriedach Mac Robertaig war der oberste Prior der großen über ganz Deutschland verbreiteten Schottenkonkregation, deren Hauptsitz dann für immer St. Jakob in Regensburg blieb. Doch hatten diese Kongregationen bei weitem nicht die universelle Bedeutung mehr, auch nicht mehr die große Aufgabe wie etwa das Missionsseminar von Luxeuil. Gerade die Ausschließlichkeit irischer Nationalität wirkte wenig befruchtend auf die Expansionsfähigkeit dieser Klöster. Aus einer segenspendenden Anstalt war eine verschlossene Festung geworden.

So klingt das iroschottische Wirken auf dem Kontinent, das einst mit so starken Tönen begonnen hatte, schwach und kraftlos in die Leere aus. Liegt etwa auch auf diesem Schicksal der Fluch des irischen Volkes, dem es nicht vergönnt sein sollte, in stetem Wachstum auf den Fundamenten weiterzubauen, die es in ödes Brachland gelegt, oder dauernde Riesenspuren der Schritte zu hinterlassen, mit denen seine Söhne Europas Länder durchquert haben von der Küste Flanderns und der Bretagne bis an die Kluften der italienischen Berge und die Flüsse der Ukraine? Verwischt und ganz vergessen freilich sind die Spuren nicht, und gerade wir Deutsche, die wir uns stets, manchmal auch wo es nicht nötig war, gerne und dankbar derer erinnern, von denen wir empfangen haben, gerade wir können auch an die engen Beziehungen denken, die einst unser Volk zu den Auswanderern Erins unterhalten hat. Wenn heute der Blick manches Deutschen nach jener Insel schweift und dem geknechteten Volke Freiheit wünscht, wenn man andrerseits drüben mit Roger Casement von uns hofft nach dem Liede: ‚Old Germany, Old Germany, When do You set, Old Ireland free?‘, dann wird von neuem das geschichtliche Problem aufgerollt, dessen einen

kleinen Teil diese Zeilen zu behandeln suchten: Irland und wir.* Wenn wir auch nicht geradewegs annehmen dürfen, daß alle Iren als Feinde Albions auch deswegen schon unsere Freunde sind, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, daß mancher Irländer, auch ein solcher, der einer von der englischen Staatskirche mißhandelten Konfession angehört, lieber noch auf die Sirenenstimmen hört, die von England hinübertönen und Deutschland als Land der Barbarei verschreien — objektiv betrachtet wird durch den Krieg die Frucht, von O'Connell und Parnell gesät, der Reife näher kommen, werden die unzähligen gärenden Elemente sich dann leichter aus den eisernen Fesseln befreien, wenn von außen her ein erschütternder Schlag auf diese geführt worden ist.

---

* Die unter diesem Titel erschienene Schrift von Hans A. Walter (Verlag von A. Hertz, München) mit dem Untertitel ‚Deutschlands Kampf — Irlands Hoffnung', teilt mit vielen der im Weltkrieg gereiften Augenblicksschöpfungen das Zuviel und das Zuheftig und läßt nüchterne Betrachtungsweise — auch in den historischen Abschnitten — allzusehr vermissen, wenn auch die Sorgfalt, mit der die Vergangenheit des irischen Volkes auf dem engen Raume behandelt ist, einen wertvollen Ueberblick und eine gedrängte Einführung in das Land bietet, das der Forschung noch vielfach eine terra virgo ist.

Kritik

Kriegsliteratur zur politischen Neuorientierung / Von Eduard Stadtler

I.

„Die einzigen Kriege in der Geschichte, die man gern aushält, sind die, wo eine Idee gegen ihr Gegenteil (z. B. die Freiheit der Franzosen gegen ihre Anfechter u. a. m.) sich kämpfend erhob“, sagt irgendwo Jean Paul. Er deutet damit an, daß die Länge eines Krieges, d. h. die beiderseitige Widerstandskraft, wesentlich durch die in den Kämpfern lebende Überzeugung von dem Gegensatz zweier Ideale, zweier entgegenstoßender Systeme beeinflußt wird. Ein Weltanschauungskampf ist zäh, fanatisch. Märtyrerkraft strömt von ihm aus und beseelt die seelenlosen Kämpfe. Den Donnertritt der napoleonischen Legionen beflügelte die Freiheitsposaune des Revolutionsideals. Jene Kämpfe dauerten bis zur geistigen Unterwerfung der Franzosenfeinde unter die französische Staatsidee.

Ähnlich liegen die Dinge im gegenwärtigen Weltkrieg. Wir Deutsche führen nicht nur einen Verteidigungskampf gegenüber der weltpolitisch-wirtschaftlichen Einkreisungstaktik unserer Feinde, auch ein politisches Weltanschauungsprinzip vertreten wir in energischer Verteidigungsstellung gegenüber dem nach geistiger Weltherrschaft strebenden Staatsideal des 19. Jahrhunderts. Dabei ist ein großer Teil unseres Volkes auf diesen Geisteskampf ebensowenig eingedrillt, wie es das deutsche Heer der Ungedienten auf die gewaltigen militärischen Aufgaben des Weltkrieges war. Aber da die Einrichtungen sowohl wie die Befähigungen vorhanden sind, kann das Versäumte nachgeholt werden. Das Schwerste ist der erste Schritt: für den Landsturmrekruten das Ablegen des Zivilrockes, für den Zivilisten des Geisteskampfes der Verzicht auf die überkommenen Parteiansichten. Ohne den methodischen Zweifel an den liebgewonnenen politischen Ideen der Vergangenheit, mögen sie noch so sehr im Sonnenglanze idealistischer Jugendbegeisterung erstrahlen, wird man dem Problem der neudeutschen politischen Orientierung fremd gegenüberstehen und die Fäden verlieren, welche aus dem Labyrinth der deutschen Kriegsliteratur zur Weihestätte des deutschen Staatsideals führen.

Zur Problemstellung verhilft zunächst am besten eine kleine Broschüre von Prof. Dr. Rudolf Kjellén, „Die Ideen von 1914“.* „Als Ganzes betrachtet, will die Schrift keineswegs eine systematische oder auch nur annähernd erschöpfende Untersuchung des wichtigen Gegenstandes sein. Sie bildet nur ein Glied im Kampf gegen die verbrauchten Schlagwörter der französischen Revolution — von dem Gesichtspunkt aus, daß ein altes Ja nicht durch ein bloßes Nein vernichtet werden kann, sondern nur durch ein neues Ja.“ Der berühmte Schwede, dessen scharfsinnige historische Betrachtungsweise seinem vor dem Krieg erschienenen Buch über

---

* Kjellén, Dr. Rudolf: Die Ideen von 1914. Heft 29 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden“. Verlag von Hirzel, Leipzig. Vgl. auch Kjelléns neuestes Buch, Die politischen Probleme des Weltkrieges, Kap. VI. Verfassungs- und kulturpolitische Probleme.

‚Die Weltmächte der Gegenwart' während des Krieges soviel Anklang gesichert hat, reiht damit seine kleine Broschüre unter die Flugschriften programmatischen Inhalts. Das erklärt den feierlichen Ton, die apodiktische Gruppierung der Sätze und die überzeugende rhetorische Kraft des Gedankengangs. Für den Verfasser ist das eine klar: ‚Der große Streit steht nicht bloß zwischen Völkern, sondern zwischen Weltanschauungen, und nicht bloß zwischen verschiedenen Richtungen in der Gegenwart, sondern im Grunde zwischen zwei Epochen. Der Weltkrieg ist ein Kampf zwischen 1789 und 1914; ersteres Jahr vertreten durch Frankreich-England, letzteres durch Deutschland.' Die alten Ideale sind: der Kosmopolitismus als Organisationsform der Menschheit, der Individualismus als politisches Lebensprinzip der Staaten, der Eudämonismus als lebensphilosophische Grundlehre der einzelnen, alles gekrönt vom religiösen Indifferentismus. Eigentlich Surrogate für Ideale, Scheinideale, wie überhaupt die Epoche, welche diese alten Ideale verkörpert, ‚reich an Form, arm an Inhalt' war. Die Worte, in denen diese scheidende Epoche sich symbolisierte, heißen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ‚drei flackernde Flammen, welche der Weltkrieg jetzt in seinem blutigen Abendrot auszulöschen im Begriffe steht'. Gegen die alte Epoche mit den alten Idealen und den alten Losungsworten steht das Neue. ‚Ordnung ist das große Wort, die erste Idee von 1914, welche die zur Zügellosigkeit entartete Freiheit von 1789 vernichten soll, . . . die Zusammengehörigkeit, Selbstzucht, Disziplin, voraussehende Berechnung, gebührende Autorität und anderes, das unter den umfangreichen Begriff der Ordnung fällt.' Die Gerechtigkeit, als zweite Idee von 1914, soll helfen, ‚den mechanischen Atomismus der Gleichheitsschwärmerei in einem neuen Organismus zu überwinden, in dem die verschiedenen Teile je nach ihrer Bedeutung für das Ganze verschiedenen Wert haben'. Endlich soll der deutsche Pflichtgedanke, als dritte Idee von 1914, den in der Erklärung der Menschenrechte fundierten Rechtgedanken der französischen Revolution ersetzen oder umbilden. Mit dem edlen Bekennermut eines Konvertiten fordert Kjellén die ‚Umkehr von den Ideen von 1789 zu dem neuen Stern von 1914, dem kalten, aber hellen Stern der Pflicht, der Ordnung, der Gerechtigkeit'. Mitten im Fluch des Krieges erwartet er eine ‚Offenbarung des Großen, Heiligen, Einzigen . . . des Objektiven'. Man wird nicht ohne Ergriffenheit dieses begeisterte Schriftchen zur Weltsendung der deutschen Ideen lesen und sich freuen, daß gerade ein Ausländer so treffend das Wesen des Deutschen Krieges beleuchtet, als eines Krieges weltbezwingender deutscher Ideen gegen abgebrauchte politische Ideale.

Denselben prinzipiellen Standpunkt, noch etwas temperamentvoller sogar und bewußt polemischer, verficht ein zweiter Ausländer, der allerdings seit Jahren mit dem Deutschtum aufs innigste verwachsene H. St. Chamberlain in seiner Kriegsschrift ‚Politische Ideale'.* Schon im einleitenden Kapitel stellt er fest, daß im Unterbewußtsein der gegenwärtigen kriegerischen Auseinandersetzung, hinter dem Widerstreit der lauten Interessen, ein Kampf um Ideale tobt: ‚Dort (bei unseren Gegnern) die Richtung auf Atomismus und Mechanismus, hier die Richtung auf Eingliederung und Organismus; dort unverhohlener Mammonismus, hier Primat der Arbeit; dort gewissenlose Tyrannei weniger unter dem Schein einer Volksregierung, hier . . . die Überzeugung, durch Ausbau altbewährter Formen könne der Staat von innen aus umgestaltet und durch weise Begrenzung wahre Freiheit erst möglich gemacht werden; vor allem: dort das uralte Vor-

* H. St. Chamberlain, Politische Ideale. 2. Auflage. Bruckmann, München.

urteil, die Menschenlogik sei maßgebend, hier — neu belehrt — das Lauschen auf die Stimme der Natur, um ein lebendiges Reich der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihr abzugewinnen.' Mit Faust- und Hammerschlägen greift Chamberlain das Ideal der französischen Revolution an, ‚das die heutige Welt beherrscht'; es gehört wissenschaftliche Anachoreten-Begabung dazu, in seiner Art gegen allgemein gültige Anschauungen aufzutreten, und auch wer nicht mit ihm gehen kann, muß solchen Mut loben. Ein Satz wie folgender: ‚Den Begriff der Freiheit zum politischen Ausgangspunkte des Staates zu machen — wie dies das Revolutionsideal will — ist ein reiner Blödsinn, da er die Grundlage jeglichen Staates aufhebt' (S. 37), ein solcher Satz, charakteristisch für das Werkchen, stellt alle gangbaren Begriffe der Politik des neunzehnten Jahrhunderts auf den Kopf. Man wird aber Chamberlain zugeben müssen, daß er nicht nur geschickt und treffsicher seine antidemokratischen Schwerthiebe führt, sondern seinen neuen Glauben, sein neues politisches Ideal mit seltener Wucht dem Leser aufzwingt: ‚die Schätzung des Staates als Staates, dem es nicht weise sein kann zu verkrüppeln, die Schätzung der Dauerhaftigkeit als des Kriteriums bei allen politischen Fragen, die Schätzung des Besitzes als des Fundaments des Staates, den wir weder in Kommunismus sich auflösen noch in Trugwerte sich verflüchtigen lassen dürfen, weil beides den Staat erschüttert, die Gewißheit, daß in den Volksvertretungen in ihrer jetzigen Form nicht das versprochene Heil liegt, wohl aber das Unheil . . .' Daß auch diese Formulierung noch zu negativ ist, betont Chamberlain ausdrücklich, wobei er mit Geschick darauf hinweist, daß auch klare negative Formulierungen zu positiven Zielen führen. Er geht dennoch ein Stück weiter und findet die erlösende politische Formel des deutschen Staatsideals der Zukunft in der Forderung nach ‚Wissenschaftlicher Organisation des gesamten staatlichen Lebens'. So wenig beachtlich die Formel an sich, so bedeutsam die zugrunde liegenden Betrachtungen und die daraus gezogenen praktischen Folgerungen. So fordert er nicht nur Beibehaltung der deutschen Fürsten-Vielheit, sondern ‚stärkere Beteiligung des Fürstenareopags an der Reichsregierung; das wird das Kaisertum stärken und dem monarchischen Prinzip neues Leben einflößen'; er verlangt eine ‚fauststarke deutsche Empörung gegen . . . die Freiheit der Lüsternheit, die Freiheit des Betrugs, die Freiheit der Ausbeutung, die Freiheit des Widerchristentums, die Freiheit des Ehrfurcht Zerstörenden in Rede, Wort und Bild, in Buch, Zeitschrift und Zeitung, in Theater und Kino . . .' ‚Vor allem muß die Volksvertretung in ihrer heutigen Revolutionsgestalt fallen, da ihr jegliche Leistungsfähigkeit abgeht', und die Teilnahme des Volkes am Staatsleben soll fürderhin nach Maßgabe des Grundsatzes geregelt werden, daß jeder zuerst Staatspflichten zu leisten habe, bevor er politische Rechte erhalte. Die Schrift Chamberlains zwingt in allen ihren Teilen zu persönlicher Stellungnahme, für oder gegen; nach dem Krieg erst recht, wenn einmal das Problem der inneren Neuorientierung freigegeben sein und Lösung heischen wird. Der Liberalismus wird Mühe haben, mit den Ideen Chamberlains fertig zu werden, aber es wird ihm kaum nützen, wenn er sich — wie bisher — gegenüber derlei Schriften auf die Taktik des Totschweigens zurückzieht.

Da sind Alfred Webers ‚Gedanken zur deutschen Sendung'* in sich selbst noch viel zu problematisch und unsicher, als daß sie zu schroffem

* Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung, in der Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte (Nr. 13). Verlag S. Fischer, Berlin.

Widerspruch oder begeisterter Zustimmung reizten. Tagebuchblätter aus dem Kriegsabschnitt November 1914 bis September 1915, von einem deutschen Hochschulprofessor hingeworfen, zur eigenen Klärung und zur Anregung der Daheimgebliebenen, auf Grund von geschichtlichen Erinnerungen, zufälligen Tagesbeobachtungen und zufälliger Kriegslektüre. Damit ist das Büchlein gekennzeichnet in seinen Vorzügen (Unmittelbarkeit und Frische des Erlebnisses, Wärme des Empfindens) und in seiner bewußten Begrenzung (‚Unfertigkeiten, Widersprüche und Schwankungen', wie die Worte des Verfassers selbst lauten). Für Kenner unserer auswärtigen Politik muß es erschreckend sein, wie hier ein bedeutender Gelehrter der Nationalökonomie, den das Studium seines eigenen Faches schon vor dem Krieg auf die großen Fragen der weltpolitischen Reibungen wies, tastend wie ein Anfänger Stellung zu gewinnen sucht zwischen Rußland und England, und mit einer gewissen Entmutigung wird der Politiker von Beruf das Buch beiseite legen, weil es ein so deutlicher Beweis für die ‚unpolitische' Art auch der Besten unseres Volkes ist. Andere hingegen, und das ist eben auch unter diesen Besten die Masse, werden in Weber die verwandte Seele lieben, genau so unsicher, in politicis unwissend, und dabei empfänglich und kosmopolitisch wie sie. Da die Ungebundenheit des Suchens auch bei Weber keine absolute ist, noch sein will, findet er Wahrheiten, die so recht eigentlich neuorientierend sind. Gerade weil er Deutschlands Stellung gegen Westen wie gegen Osten so unheimlich findet, muß er die Tragik unserer Zweifrontstellung auch in der Tücke des Objekts, in unserer Eigenart finden, und er sagt dann sehr schön: ‚Wir sind, nach Osten oder nach Westen ausgerichtet, die eigentlich Neuen, die Zerstörer der gesamten, im Individualismus ruhenden Ideologie, auf der diese westlichen Staatswesen aufgebaut sind.' Aber es liegt wie eine Furcht über ihm, das neue, und doch so alte, im Krieg sich offenbarende deutsche Wesen künstlerisch und wissenschaftlich so zu gestalten, daß die, die es in sich tragen, es wiedererkennen. Er überläßt diese Aufgabe einem anderen.

Dieser andere, dieser ideale Gestalter der Idealpolitik der deutschen Zukunft, ist noch nicht gefunden. Aus dem Ringen der Zeit wird er erstehen. Vorerst häufen sich die Bausteine, denen er dauernde Form geben wird. Auch einen solchen Beitrag zum Zukunftsbau der deutschen Politik bietet der Berliner Professor und liberale Stadtrat Hugo Preuß in seinem Buch ‚Das deutsche Volk und die Politik'.* Es ist wieder ganz anders geartet und anders gerichtet wie die bisher erwähnten. Man kann Preuß den Pessimisten des deutschen Geistes nennen: er sieht in unserer Vergangenheit nur politische Rückständigkeit und Ziellosigkeit, ein politisches Anderssein, vielmehr Schlechtersein gegenüber den andern, gegenüber den Westlern, und unter ‚Neue Zeit' versteht er dementsprechend Anpassung an die fortschrittlichen Kulturströmungen der Demokratie und des Parlamentarismus. Er ist furchtbar konsequent in seinem Gedankengang, und die Konsequenz geht so weit, daß er unbedenklich die Schuld an unserer Isolierung in unserem Anderssein (soll heißen Schlechtersein) erblickt. Die Schuldfrage am Weltkrieg beantwortet Preuß ausweichend und zwischen den Zeilen etwa so: Es wäre ganz anders gekommen, wenn wir kein ‚Obrigkeitsstaat' gewesen wären. Nach ihm bestände unsere Zukunftsaufgabe in der Schaffung liberaler Verfassungsformen, die dann verhindern würden, daß ein ähnlicher Zusammenbruch der Kultur, wie

* Hugo Preuß, Das deutsche Volk und die Politik in der ‚Politischen Bibliothek', Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

im Weltkrieg, wieder stattfände. Preuß sagt das alles nicht so abrupt, sonst hätte das Buch wesentlicher kürzer sein müssen, aber er deutet es an mit der bekümmerten Miene eines auf Ruinen weinenden Propheten und aus dem Milieu jener Linksliberalen heraus, denen dieser Krieg wegen der Gefahren für die liberale Kultur so furchtbar unsympathisch ist. Auch Preuß konstatiert, daß fast allen Völkern ‚das deutsche Volk als vornehmlichster Träger eines anders gearteten, dem ihrigen im wesentlichen gegensätzlichen Staatsprinzips gegenübertritt‘, er variiert unzähligemal die Formel, daß die anderen das Idealprinzip der Identität von Volk und Staat vertreten, während wir in der Obrigkeitskultur steckengeblieben sind und diese Rückständigkeit zu allem Überfluß noch idealisieren. Er steht — in diesem Streit der Ideen — im Lager unserer Feinde. Kein Mensch wird ihm das als Hochverrat anrechnen. Das wäre lächerlich. Denn dieser weltgeschichtliche Ideenkampf tobt zur Zeit in jedes Menschen Brust, bei den Feinden und bei uns, und alle harren des Schicksals und des Sieges, um den inneren Kampf zur Lösung zu bringen. Wer allerdings im Deutschen Krieg zum staatlichen Sein unserer Feinde politische Zuneigung spürt, muß gewärtig sein, daß er bei uns starken Widerspruch finden wird. Vorerst allerdings schützt ihn die Macht des liberalen Vorurteils in der Presse und in der öffentlichen Meinung. Zudem hat Preuß seine Kritik am deutschen Wesen mit soviel Wenn und Aber und mit soviel historischen Verklausulierungen verbarrikadiert, daß er auch ohne den Schutz der lobpreisenden liberalen Presse keinen Konflikt mit der Berliner Universität heraufbeschworen hätte. Abgesehen davon, daß Kritik vom Standpunkt der revolutionären Aufklärungsphilosophie immer noch erlaubter ist als vom Standpunkt des christlich-idealistischen Pazifismus aus (vgl. Fall Foerster).

Im Lande der Morgenstille
Von K. Eckermann

Wie eine stille Insel liegt in der Völkerbrandung des fernen Ostens Korea. Auf den ersten Blick scheint es ein weltverlorenes Eckchen zu sein: ein Land der weißfarbigen Männerröcke, bunter Kinderkleider und kindlich primitiver Kultur, wirklich ein Morgenland voll Stille. In der Tat hat Korea nicht die bodenständige, kräftige Entwicklung des chinesischen oder japanischen Reiches gehabt, aber als ausgesprochenes Brückenland zwischen diesen beiden Reichen hat es doch auch reges Leben gesehen, um so mehr, als es jahrhundertelang heiß umstrittener Boden für Chinesen und Japaner war, bis schließlich die letzteren auch unter Beseitigung der spät, aber kräftig aufgetretenen russischen Ansprüche sich endgültig dort festsetzten. In dieses merkwürdige Land führt uns der Erzabt von St. Ottilien, N. Weber, in seinem prächtig ausgestatteten Buche ‚Im Lande der Morgenstille‘ (München 1915, K. Seidel, 20 M.). In Tagebuchform bietet uns der Verfasser den Ertrag einer viermonatigen Visitationsreise aus dem Frühjahr 1911. In dem Worte Tagebuch steckt des Werkes Beschränkung und sein Reiz: Tagebücher sind zwar enger, aber persönlicher und fesselnder als objektive Darstellungen. Auch das Kleinste läßt sich noch in sie hineinspannen, weil alles dazu dient, in des Verfassers Seele hineinzuschauen. Ein gutes Tagebuch erfordert Künstlertum, während die objektive Schilderung den Wissenschaftler vor-

aussetzt. Wenngleich es mir scheint, als ob des Verfassers Geist mehr von der zweiten Art ist, so entbehrt doch auch sein Tagebuch der Reize nicht: fehlt auch ein Auf- und Abwogen der Gefühle oder eine tiefdringende Reflexion, so hat doch die warme Glut einer religiös gestimmten Seele mit ihrer Liebe zur Missionsarbeit dem gleichmäßigen Fluß der Erzählung Licht und Glanz aufgesetzt. Stadt und Dorf, Menschen und Landschaft, Bebauung und Vegetation, Alltag und Festtag der Koreaner ziehen anschaulich an uns vorüber. Überall da, wo des Verfassers Blick auf alte Denkmäler trifft, wird sein Interesse vor allem lebendig, und sorgsam sucht er die kostbaren Reste, ehe sie endgültig verschwinden, durch Platte und Feder wenigstens in das Leben der Bücher zu retten. Und wo infolge der mancherlei Hemmungen im koreanischen Kulturleben der Eindruck einer gewissen Leere aufkommen will, da weiß er geschickt durch Ausblicke auf die Zukunft anzuregen, indem er auf die Entwicklung der Landwirtschaft, die Schaffung von Forsten, Hebung des Handwerks, Einbeziehung in den Welthandel, das Schulwesen und die japanische Kolonisation hinweist. Es versteht sich, daß bei einem Benediktiner, der liebevoll den Spuren der christlichen Missionierung nachgeht, das Problem der Missionstätigkeit immer wieder durchbricht. Daß diese Frage eindringlich behandelt wird, ist um so mehr zu begrüßen, als Ethnographisches und Historisches absichtlich ausgeschaltet ist, was man übrigens an mehr als einer Stelle bei einem so umfangreichen Werke bedauert. Der Verfasser weist hin auf die teilweise glänzende Entwicklung des koreanischen Christentums, schildert Korea als reif für lohnende Aussaat und entwickelt das Gebot der Stunde. Indem er das rein religiöse Moment als selbstverständlich beiseite schiebt, legt er großes Gewicht auf die Klarstellung der Tatsache, daß die Mission weitgehende Unterstützung verdient, weil sie als Schrittmacherin des heimischen Geistes und heimischer Waren vor allem nationale Arbeit ist. Er erinnert an die reiche Unterstützung der englisch-amerikanischen Mission durch ihre Heimatländer, die große Geldaufwendungen für religiöse Propaganda für selbstverständlich hielten, da die Missionare doch auch wieder im Interesse ihrer alten Heimat arbeiteten und so Geldzuwendungen geschäftlich wieder reichlich zurückflößen. Auch Frankreich habe das stets im Auge behalten. Nun muß man allerdings zwischen der französischen und angelsächsischen Missionsunterstützung scharf scheiden: dort ist sie größtenteils Staatsunterstützung gewesen, hier dagegen beruht sie auf Einzelinitiative. Wer die erstere will, darf nicht vergessen, daß dann der Missionsgedanke immer etwas von den Schwankungen der Heimatpolitik abhängt, wie man das ja auch in Frankreich beobachten kann. Aber schließlich wird es dem Verfasser gleich sein, woher das Geld fließt, wenn es nur da ist, erscheint ihm doch auch die nüchtern praktische Unterstützung der Angelsachsen durchaus einwandfrei. Wobei man übrigens über die nüchtern rechnerische Missionsunterstützung der Angelsachsen die Anmerkung machen muß, daß des Verfassers Verallgemeinerung nicht ganz zutrifft. Ein Mann wie Rockefeller, der die Universität in Tokio fundiert hat, hält oder hielt doch auch Sonntags in seiner Gemeinde Katechese, und es geht nicht an, ihn lediglich als kühlen Rechner hinzustellen. Kein Geringerer als Münsterberg hat sich immer wieder gegen die bei uns geläufige Theorie von dem materialistischen Sinne des Amerikaners gewandt. Tatsache ist, daß sich in jenen Zuwendungen Weltliches mit Religiösem mischt, und zwar kommt das Letztere bei den Angelsachsen deswegen immer leichter zum Durchbruch, weil sie — ich rede vom Protestantismus und seinen mannigfachen Abarten — fester als sonst die Prote-

stanten am Kirchentum hängen, was eine stärkere Beeinflussung von seiten der kirchlichen Organe möglich macht.

In manchem hat der Krieg das Bild des Verfassers etwas verschoben. Man fühlt das so recht bei der Lektüre der letzten Seiten über die deutsche Arbeit im fernen Osten, die 1911 so hoffnungsvoll stand wie nie. Daß nach dem Kriege Japan erstarkt sein wird und daß dieses stammverwandte Volk gegenüber den Europäern einen großen Vorsprung hat, braucht keines Beweises. Bei der Fülle der neuen Aufgaben ist es auch gar nicht wahrscheinlich, daß das fernöstliche Problem gleich wieder mit der alten Wucht in unsern nationalen Lebenskreis treten wird, aber mit unerhörter Gewalt werden die ostasiatischen Völker an den Scheideweg des religiösen Lebens gedrängt werden: ob Buddhismus — Konfuzianismus oder Christentum. Ich glaube, daß nach dem Kriege die Missionsaussichten bedeutend günstiger sein werden als vor dem Kriege. Wer im Osten war, hat vor allem in Japan, zu dem doch nun einmal die übrige östliche Welt bewundernd aufblickt, beobachtet, daß der relative Stillstand in der Christianisierung eine Folge der gleichzeitigen Stagnation des europäischen Kirchentums ist. Der Japaner übernahm von Europa den materiellen Fortschritt, die technische Kultur, allenfalls die Wissenschaft und das politische Leben, nicht aber das religiöse Leben, weil dessen Dasein in Europa etwas versteckt abseits der großen Fassadenbauten, an denen die fremdländischen Besucher entlang geführt werden, lag. Dazu kam, daß der Japaner in seiner Dünkelhaftigkeit gegenüber dem Christentum vielfach bei den Europäern draußen Unterstützung fand. Der Missionar ging häufig einsam seine Wege, ja fand vielfach Feindschaft seitens seiner Rassengenossen; ich habe manche Klage darüber aus berufenem Munde gehört. Nun aber steht es für mich fest, daß, wenn auch erst nach Schwankungen, der christliche Gedanke und überhaupt die Bedeutung des Religiösen in dem durch den Krieg ärmer gewordenen Europa erheblich wachsen wird, weil die Überschätzung des Materiellen schwinden wird zugunsten einer erhöhten Lebensauffassung, die aus des Menschen religiöser Veranlagung hervorbrechen wird. Unsere Kulturarbeit, die bis jetzt im Osten vielfach nur technisch-merkantilistisch war, und bei den tiefen Geistern (ich erinnere z. B. an das von mir im „Hochland“ angezeigte Werk von Ku Hung Ming, Chinas Verteidigung gegen Europa) schmerzliches Bedauern ausgelöst hat wegen der Vernichtung gerade der besten fernöstlichen Werte, wird dann erst mit vollem Erfolge die religiöse Arbeit in sich einbeziehen und, wenn ihr nicht mehr der Skeptizismus des japanischen Positivisten gegenübersteht, unbezwinglich zu sich hinüberziehen. Missionierung ruht ja letzten Endes auf vorbildlichem Europäertum. Vorbildlich werden wir aber erst dann werden, wenn jenes Blatt der Geschichte, in dessen ersten Zeilen die französische Revolution mit ihrem Optimismus und ihrer Diesseitskultur steht und in deren Endwirkung wir noch immer stehen, endgültig Geschichte geworden wäre.

Möge es unserem warmherzigen Buche, dem ich für eine Neuauflage außer einer Ergänzung nach der historisch-ethnographischen Seite eine Erweiterung im Sinne der hier angeregten Fragen wünsche, beschieden sein, mit dem Interesse für das koreanische Volk auch den Sinn für die universale Aufgabe des Katholizismus wachzuhalten und zu vertiefen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

In der Nachbarschaft der Handel-Mazzetti wird wohl die Mehrzahl der zeitgenössischen Dichterinnen verlieren. Wenn ich hier trotzdem ein Buch nenne, ebenfalls von einer Frau geschrieben, ein Roman überdies aus einer wenig früheren Zeit als die ist, in der die Handel'schen Gestalten leben und wirken, so will ich natürlich nicht vergleichen, sondern ich möchte Friede H. Kraze geben, was ihr gebührt: achtungsvolle Aufmerksamkeit. Als ich vor einigen Jahren Krazes letzten Roman besprach, meinte ich, daß man ihr mit einer Verbeugung den Eingang zur Literatur freigeben könne. Ihr neuer Roman, ‚Der Kriegspfarrer', zeigt, daß ich dieses Wort nicht zu bereuen habe, ja, daß die ehrliche Strebsamkeit, das angestrengte Ringen um Vollendung noch deutlicher geworden ist. Eine gewisse Parallele zwischen Handel und Kraze zu ziehen, ist vorerst einmal nicht zu umgehen; die letztere, protestantisch, scheint eine ähnliche Liebe wie die Katholikin zu haben: ihre Geistlichkeit. Sie erzählte das Leben eines Großstadtseelsorgers und erzählt jetzt die Schicksale eines Pfarrers aus dem Dreißigjährigen Kriege; seltsam ist nur, daß bei beiden das eigentlich geistliche Element zurücktritt oder in liberaler Weise auch diejenigen ethischen Motive in sich umfaßt, die jeder Laie verspüren kann und verspüren soll. Selbstverständlich muß das, was der Handel recht ist, der Kraze billig sein; es ließen sich nun, ginge es nicht über den Rahmen eines literarischen Referates hinaus, fördernde Vergleiche anstellen über die Inbrunst, mit der die Österreicherin zu Werke geht, und der spröden Kühle, mit der Kraze an die Dinge herantritt. Diese verschiedene Art zu glauben: selbstvergessend gegen vernünftig — charakterisiert auch die beiden Konfessionen deutlich; sie kennzeichnet aber auch die dichterische Art der beiden; der Kraze ist es unmöglich, hinzureißen und den Leser durch dick und dünn dahin zu führen, wohin der Verfasserin Absicht steht. Sicher hat Friede H. Kraze die Handel-Mazzetti gelesen, Einflüsse wären leicht nachzuweisen, wenn dieses Vorgehen Nutzen hätte. Wenn man auch einen Einfluß annehmen wollte, so sind die beiden Naturen doch viel zu verschieden, als daß Übernommenes nicht im Wesen vollständig verwandelt würde, wodurch die Tatsache eines Einflusses dann nebensächlich würde. Das Leben des ‚Kriegspfarrers' Hans Dietrich wird von seiner Geburt bis auf den Höhepunkt seines Lebens verfolgt, die unsicheren und kriegerischen Zeiten werden nur insoweit dargestellt, als sie auf seinen Lebensgang bestimmend einwirken. Leider wirken die äußeren Umstände nur zu sehr bestimmend auf ihn, bedauerlich wenig läßt die Verfasserin ihn selbst wirken. Man hat stets den Eindruck eines Menschen, der vom Leben hin- und hergeführt wird, nur ganz selten nimmt er sein Schicksal selbst in die Hand. Dadurch kommt ein Moment der Nichtinteressierung in den Roman, und, was schlimmer ist: der Held vermag unser Empfinden nicht kräftig genug zu beherrschen. Darin scheint mir der Fehler des Buches zu liegen, und er rührt meines Erachtens daher, daß der Stoff der Erzählerin zu viel zu schaffen machte.

---

* Friede H. Kraze, ‚Der Kriegspfarrer', Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart, M. 4.50.) Paul Schreckenbach, ‚Die letzten Rudelsburger'. (L. Staackmann, Leipzig, M. 4.—.) Meinrad Lienert, ‚Bergdorfgeschichten'. (Huber & Co., Frauenfeld, M. 5.40.) Adele Gerhard, ‚Magdalis Heinroths Leidensweg'. (Bruno Cassirer, Berlin, M. 3.—.) Adalbert Meinhardt, ‚Reim Richers'. (Hesse & Becker, Leipzig, M. 4.—.) Nathanael Jünger, ‚J. C. Rathmann & Sohn'. (Hinstorffsche Verlagshandlung, Wismar, M. 5.—.) René Schickele, ‚Benkal der Frauentröster'. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, M. 3.—.) Rudolf Blümel, ‚Rolf Tanner'. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 2.50.)

Sie hat sehr fleißige Studien gemacht, das merkt man, ja das merkt man — leider, man sieht die Arbeit, die darangewendet ist, den Stolz auf diese Arbeit, der Kraze immer wieder dazu verleitet, Kostüm und Umgebung wichtiger zu nehmen als den Menschen. Das Kunstwerk aber kann nur mit Händen geleistet werden, die unbedingt beherrschen; man muß den Eindruck des Spiels, im tiefsten Sinne, haben. Die historischen Vorarbeiten sind notwendig, aber im Augenblick, da man sich zum Schreiben hinsetzt, müssen die Vorarbeiten vergessen sein, völlig vergessen, die Atmosphäre, die sie geschaffen haben, muß den Schreibenden rein und leicht umgeben. Hier hapert's, wie gesagt, bei der Kraze. Dennoch ist Dichterkraft in mehr wie durchschnittlichem Maße da. Es gibt da in dem Buche ein Trio von Galgenvögeln auf Schloß Trachinberg, die ehrenwertes Zeugnis von der Verfasserin fest zupackender und gestaltender Hand ablegen. Hier wurde aus dem Vollen geschafft, und diese Gestalten bleiben auch durchaus im Empfinden des Lesers haften, wenn Menschen, Verhältnisse und Handlungen des Buches bereits zu verblassen und in der Erinnerung zu verschwinden beginnen. Dennoch, wie gesagt, ist das Buch lesenswert; wo eine so tapfere und strebsame Kraft am Werke ist, lohnt es sich immer, damit sich zu beschäftigen. Man wird Kraze auch in Zukunft wohlwollend gegenüberstehen; ob sie in der Lage ist, einmal etwas Vollendetes zu schaffen, wage ich nach den beiden Proben ‚Sendung des Christoph Frei' und ‚Kriegspfarrer' doch noch nicht zu entscheiden.

Die Hoffnung freilich bleibt, und das ist schließlich nicht wenig, wo es Bücher gibt, dessen Verfasser man ins Stammbuch schreiben möchte: Leg' hin, leg' hin die Feder — kehr' wieder heim zum Leder — mach' Stiefel grob und fein — und laß das Dichten sein. — Unter anderen Paul Schreckenbach ins Stammbuch zu schreiben. Natürlich weiß ich, daß das nichts helfen wird; Schreckenbach hat seine Gemeinde, die ihm 70 000 seiner Bücher abgekauft hat, und er hat seine Presse, die ihn als den ‚Meister des historischen Romans' bezeichnet. Zudem hat er erst drei der großen deutschen Touristenzentren beschrieben: Rothenburg, Wartburg, Rudelsburg, und da es deren noch mehrere gibt, wird er wohl vorläufig nicht aufhören zu schreiben. Es ist also wenig aussichtsvoll, diesen Autor zu bekämpfen; ich kann nur meinem ehrlichen Widerwillen gegen solche Bücher Ausdruck geben und, anschließend daran, ein paar Worte über den neuesten Roman Schreckenbachs, ‚Die letzten Rudelsburger', sagen. Der Inhalt ist typisch anekdotisch, irgendein Liebesgeschichtchen (stolze Jungfrau, die den Feind ihres Vaters liebt, ein Fürst, der alles zum besten wendet) wird breitgewalzt und in bengalischer, also falscher Beleuchtung vor die Leser gebracht. Ein verniedlichtes, gefärbtes Mittelalter wird da geschildert, die alten Requisiten der Ritterromane hervorgeholt, und, ein wenig geputzt, dem modernen Publikum vorgeführt. Eine üble Gespreiztheit der Rede und der Erzählung, wie sie nach bewährtem Rezept nun einmal zu diesem Mittelalter gehört, tut ein übriges, um ein unwahres Erzeugnis zu schaffen. Unwahr, nicht etwa weil es romantisch ist, sondern weil es künstlich in der Retorte gebraut ist. ‚Ritter Kyburg,' hatte sie gesagt, ‚mein schönster und bester Jagdfalk ist seit gestern krank und verweigert die Nahrung.' Wie poetisch, adlig, taktvoll drückt die Jungfrau die Tatsache aus, daß das Biest nicht fressen will! Natürlich antwortet Ritter Kyburg im gleichen Tone: ‚Edle Jungfrau, der Aufzucht und Wartung des edlen Falken bin ich nicht unkundig.' Sieht man sie da nicht mit gezierten Mündchen stehen und sich Mühe geben, einfache Dinge möglichst gespreizt und umständlich zu sagen? So ist das ganze Buch: kein Hauch des Lebens dringt hinein, kein Ton des vollen Erlebens dringt hinaus. So hofft

nungslos untalentiert ist das alles, und das bißchen handwerkliches Schreibvermögen ist in der Anmaßung, mit der es behängt ist, kaum zu erkennen.

Suchen wir erfreulichere Bilder auf! Da ist an erster Stelle Meinrad Lienert mit einem Werk, das er ‚Bergdorfgeschichten' nennt. Vor mehreren Jahren habe ich bereits an dieser Stelle mit Freuden auf eine Erzählung des Schweizers hingewiesen, die ‚Der Strahler' hieß und bei aller Volkstümlichkeit den hohen Kunstwert, der ihr inne wohnte, nicht verleugnete. Wenn Lienert sich jetzt natürlich im Wesen auch nicht verändert zeigt, so scheint er mir doch mit einigen Stücken seiner Bergdorfgeschichten auf einer bemerkenswerten Höhe angelangt zu sein. Er hat jetzt das richtige Zutrauen des in der Hochkraft des Schaffens stehenden Dichters zu sich selbst, die Leichtigkeit der Hand gehorcht jedem inneren Impulse, und innerlich im Wesen, das ist Lienert geblieben, und dafür gebührt ihm Dank. Als die am eindringlichsten wirkenden Erzählungen seines Bandes möchte ich ‚Das blaue Wasser' und die ‚Schmiedjungfer' bezeichnen, die zudem die beiden Seiten des Dichterwesens besonders klar zeigen. Sage, Märchen, Unwirklichkeit, alles wunderlich und einflußreich in das Leben verwoben zeigt ‚Das blaue Wasser', prachtvollen Wirklichkeitssinn, Verherrlichung der freudigen, selbstlosen Arbeit zeigt ‚Die Schmiedjungfer'. Er hat wirklich etwas vom großen Gottfried an sich; wenn er ein wenig leichter ist, so hat er dafür den Mangel an Bissigkeit und Sarkasmus gut, der Keller manche Stücke verdirbt. Etwas Kellerisches — nein, sehr viel, ohne deshalb irgendwie abhängig zu sein. Sein Wesen stieg ebenfalls aus der Liebe zur Kindheit, zur Heimat, zum Volk, prachtvolle Quellen, wie man zugeben wird, aus denen ein Dichtertum fließt! Kindheit, Heimat, Volk sind ganz in seinem Werk, die ganze deutsche Schweiz, die, wie ich immer meine, der kräftigste und reinste Ausdruck deutschen Wesens ist, auch in dem seltsamen Beieinander einer Liebe zur Scholle und dem Drang zum Wandern. Dorf und Landstraße treten darum auch bei Lienert nicht selten in Beziehung zueinander; dazu tritt der religiöse Sinn als Drittes; ein wohltuend immanenter Katholizismus, der nicht dick aufgetragen wird, weil er selbstverständliches Grundgut des Lebens ist. Lienerts Werke haben sicher das erste Anrecht darauf, in allen öffentlichen und privaten Bibliotheken zu stehen; schade, daß die guten, alten Kalender nicht mehr existieren: dem Landvolk wären Geschichten des Schweizers eine Quelle dauernder Freude, weil sie aus seinem eigenen Wesen entstanden sind. Volkskunst ist und bleibt schließlich das Höchste, ein Buch, das der Minister und der Bauernknecht lesen kann, wird immer das erfreulichste und bleibendste sein. Natürlich aber ist es, daß gewisse Probleme nur den Gebildeten vorgelegt werden können. Ein Beispiel dafür wäre der Roman ‚Magdalis Heinroths Leidensweg' von Adele Gerhard. Stil und Wesen lassen keinen Zweifel darüber, daß die Verfasserin zu den (salva venia) ‚Modernen' gehört, und doch ist ihr Buch von einer wohltuenden Schlichtheit und einer gesunden ethischen Grundstimmung, daß man es mit Genuß lesen kann. Die zweite Tochter eines konventiklerischen hohen Beamten im Bergischen hat eine daseinsfreudigere, lebhaftere Art als ihre ältere Schwester, deren ganzes Wesen Weltentsagung predigt. Durch die Kenntnis von dem Fehltritt ihrer Mutter wird jene, Magdalis, jedoch an ihrer Liebe zum Leben irre, in der fürchterlichen Erschütterung ihrer jungen Natur gibt sie sich der Führung der strengen Schwester durchaus hin und läßt sich an einen trockenen, äußerst orthodoxen Adligen verheiraten, der innerlich aber nur zu lüstern nach der schönen Frau verlangt. Lange Jahre glaubt Magdalis, das Leben müsse so sein, bis ein Arzt, glaubenslos, der Natur mit Fanatismus ergeben, in ihre

dumpfe Ruhe einbricht und sie, nach einer ehrlichen Aussprache mit ihrem Manne, dem Geliebten folgt. Getreu seinen Prinzipien, hielte dieser es für eine Knechtung seiner ‚Natur', wenn er dieser nicht unbedingt folgte. Aber der sich aus der Sklaverei überkommener Meinungen frei machte, fällt in die Sklaverei der Triebe; nach mannigfaltigen Liebeleien, der sein stürmisches Leben zu bedürfen glaubt, trennt er sich von Magdalis, die nun in gefaßter Entsagung die Stille findet, die sie in den beiden gegensätzlichen Stürmen ihres Lebens nie finden konnte. — Man darf nun nicht glauben, daß mit Absicht und dunklen Farben dort ein orthodoxer, hier ein atheistischer Heuchler gezeichnet sei, nein, der volle Reichtum des Lebens umspielt beide und macht sie einleuchtend und verständlich. Man kann auch durchaus nicht sagen, daß der Verfasserin Haß vielleicht der sittlichen Strenge gälte, ihre Liebe der Freiheit; wie mir scheint, im Gegenteil. Wenn es ihr auch in der Hauptsache um einfache Darstellung eines traurigen Frauenschicksals zu tun ist, das aber noch immer genügend eigene Kraft hat, um sich vor dem Untergang zu bewahren, so scheint es doch aus der Darstellung wie eine gelinde Absicht den Lesern zu sagen: glaubt den neuen Schlagworten doch nicht so viel, seht, wie es in Wirklichkeit mit ihnen steht! Literarisch steht das Buch nicht minder hoch; es ist sicher keine Erscheinung, die im Sturme mitreißt, aber es ist eine solide, subtile Art der Darstellung, die doch nie kleinliche Tüftelei bedeutet. Die Charaktere steigen aus ihrem Handeln plastisch und lebendig hervor und überzeugen durchaus. Auffallend ist, mit wie wenig ‚Kunst' die Verfasserin arbeitet, ein ruhiges Temperament setzt Strich neben Strich und erreicht so mehr, als alle genialische Kraftmeierei des Gebahrens, das manchen schreibenden Frauen anhaftet, je vermöchte.

Wenn nun die beiden Bücher von Lienert und Gerhard Beispiele einer naiven, unreflektierten Art waren, der Blume vergleichbar, die blüht, weil es ihre Bestimmung ist, so gibt es noch etwas anderes als harmlose Freude an den Gestalten und den einfachen Wunsch, sie nachzubilden. Man kann auch ein Werk schreiben, weil man wirken will; aktive Naturen sehen so vieles in der Welt, was sie anders haben möchten, und sie versuchen an ihrem Teil mitzuhelfen, daß es anders werde; sie möchten ihre eigene Tüchtigkeit ausbreiten, mit ihren Ideen wirken. M. Herbert ist so eine Natur. Man kann nicht sagen, daß der Wunsch, mit seiner Dichtung zu wirken, diese selbst schädige, ja, sieht man genauer hin, so sind manche der wertvollsten Kunstwerke aus so einem idealen Wirkenwollen heraus geschaffen. Man denke nur an Wilhelm Meister, an Faust. Es braucht nun nicht immer ein Goethe wirken zu wollen, auch geringere Geister können zu der Ausbreitung guter Werte beitragen; indessen die Großen in weitgeschwungenen Linien ein im Wesen vollendetes, in den Einzelheiten unausgeführtes Idealbild entwerfen, sozusagen nur den Weg sehen, ihn aber nicht gehen, so führen die Mittelwertigen gerade irgendeine Einzelheit getreulich aus. Im vorigen Jahr starb eine Schriftstellerin Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch), von der nie allzuviel die Rede war. Nun erscheint ein nachgelassenes Werk von ihr und zeigt sie als eine durchaus nicht zu übersehende Frau. Ihre Hamburger Geschichte ‚Reim Richers' greift ein in unserer Zeit vielfach brennend gewordenes Problem auf: Der Vater hat in peinlicher Pflichterfüllung Reichtum gesammelt, der Sohn, von Kindheit an verwöhnt, weiß ihn nicht zu erhalten. Im Roman ist der Vater ein Hamburger Großkaufmann und der Sohn ein nicht schlechter, aber durch die Relativität des modernen Denkens willenlos und schwach gewordener Jüngling, der das verwünschte Wort auf den Lippen hat: wozu? Nach Trieben, nicht nach

Grundsätzen lebend, steuert er geradeswegs auf das Verderben zu, dem ein Freund bereits anheimgefallen ist; der üble Einfluß einer Frau kommt hinzu, und er läuft bereits mit dem Revolver in der Brusttasche herum. Der letzte Rest der Liebe zu den Eltern läßt ihn noch einen Versuch machen, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, gute Ratschläge können ihm nicht helfen, das harte Leben muß ihn selbst in die Lehre nehmen. So wie er geht und steht, verläßt er das elterliche Haus; im Hafen bereits ereilt ihn das Geschick, ein Kriminalkommissar, Menschenkenner, Lebensphilosoph, versteht es, ihm einleuchtend zu machen, daß er, um bei dem Leben in die Lehre zu gehen, gar nicht erst über See zu fahren brauche. Unlustig, widerstrebend zuerst begibt Richers sich in die Kur, wird Jollenführer im Hamburger Hafen, und die Wechselwirkung der Kräfte wirkt sehr bald segensreich auf sein Wesen ein. Er gewinnt langsam Einfluß, Streiks brechen aus, in denen er zu den Arbeitern hält, weil er das Leben der Arbeiter kennt, bis er, nach Jahren, hinauswächst aus dieser Tätigkeit und — auch als einer, der von unten angefangen hat wie sein Vater, dessen Erbe antritt. Die Absicht der Verfasserin, ein lehrhaftes Beispiel aufzustellen, ist durchaus gelungen, sie konnte nicht gelingen, wenn die Gestaltungskraft nicht ausgereicht hätte. Aber hier waren ruhige und kräftige Hände am Werk, sie meisterten das Geschick des jungen Menschen, und so ist der Gesamteindruck ein durchaus erfreulicher. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Roman eine vorzügliche praktische Wirksamkeit entfalten könnte; wenn er im Wesen rationalistisch ist, so ist er auch im höchsten Grade lebensklug; religiöse Fragen spielen nur auf einer einzigen Seite eine gewisse Rolle, und da noch überdies in mißverständlicher Weise. Das wird bei uns vielleicht die Wirksamkeit des Romans bedauerlich einschränken, dennoch lohnte es sich, zu versuchen, wie er auf unsere Zwanzigjährigen wirkt. Geschrieben ist das Buch merkwürdig gut und reif. Eine gewisse Biegsamkeit des Stils und der Darstellung erhebt es aus dem trocken Lehrhaften, und vielleicht kann es gerade deshalb tieferen Eindruck machen.

Denn die gute Absicht, die brave Lehre genügt allein nicht. Das würde der letzte Roman Nathanael Jüngers zeigen, auch ein Hamburger Roman, ‚J. C. Rathmann & Sohn‘, wenn die Großzügigkeit der erzählten Schicksale, das Werden eines Welthauses nach lebendem Modell nicht die trockene, journalistische Art zu schreiben ausgliche. Über das Buch ist sonst nicht viel zu sagen; das lebhafte nationale Empfinden, die ideale Seite des Kaufmannsstandes, der schwierige Aufbau eines weltumspannenden Unternehmens, das alles bestimmt das Buch zunächst für den kaufmännischen Nachwuchs. Aber nicht zuletzt auch kann es, wie ‚Reim Richers‘, der schwankenden und skeptischen Jugend überhaupt als Medizin dienen, die im Stoffe liegenden abwechslungsreicheren Begebenheiten unterhalten nebenbei auch. —

Von den bisher besprochenen Romanen versuchen die von Kraze, Gerhard, Meinhardt auch eine eigene Sprache zu führen. Nur der als Schriftsteller im niedrigsten Range stehende Bücherschreiber wird nicht den Ehrgeiz haben, das, was er eigen empfand, auch eigen auszudrücken. Jeder ernsthaftere Charakter wird ohne weiteres auch charaktervoll und eigentümlich sich ausdrücken, je höher er steht, desto neuer und überzeugender wird sein Stil sein. Mit Absicht Originalität suchen ist Torheit und verstimmt nur diejenigen nicht, die desselben Geistes sind. Ich sehe daher nicht recht ein, was die neuerdings lebhafter werdenden Versuche Gutes haben sollen, die sich bestreben, durchaus neuen Ausdruck zu suchen. Die Sprache bildet sich nicht durch absichtvolle Versuche weiter, der große Künstler wird Neues auch im Ausdruck schaffen, weshalb aber die Kleinen dieses auf dem

Gnadenwege zu verleihende Amt sich anmaßen wollen, wäre gänzlich unerfindlich, wenn nicht vielleicht die angenehme Aussicht, ein übersättigtes Publikum eine Zeitlang zu interessieren, verlockend wäre. Nicht anders erscheint mir z. B. das Wesen des Elsässers René Schickele; sein letztes Buch ‚Benkal, der Frauentröster', besticht gewiß zunächst durch das Ungewohnte des Aufbaus, den fieberischen Glanz der Sprache, aber sieht man genauer hin, so will es scheinen, als reiche das alles nicht einmal aus, ein Stück Leben überzeugend in Erscheinung treten zu lassen. Ich spreche natürlich nicht von einem möglichst getreuen Abbild eines gewohnten Stückes Leben, ich schließe auch die höhere Wirklichkeit ein, die der Dichter erstrebt. Und eben diese Wirklichkeit kann mir Schickele nicht geben; es ist ein überspanntes, überhitztes Traumleben, eine sicher durch Rausch beschwingte Darstellungsart, Wesenheiten, die nicht einmal neu sind, sondern in gerader Linie von Baudelaire abstammen; einzelne Bilder und Szenen wirken geradezu wie aus ‚Fleurs de mal' übernommen. Die merkwürdigen Schicksale Benkals wirken skizzenhaft nebeneinandergestellt, wobei ich betonen will, das Visionäre, das Sprünge machen darf, weil es zu seinem reizvollen Wesen gehört, nicht zu meinen. Alles in allem ein kalter Rausch, ein bewußter Rausch; ein krankes Gehirn war hier am Werk, und wieder muß ich betonen, daß diese Krankheit nicht der schöpferische Wahnsinn ist, der auch seinen Platz in der Kunst hat. Hin und wieder freilich blitzt ein Vergleich, ein Gedanke, ein Wort auch bei Schickele auf, das aus einer künstlerischen Intuition stammt. Ich möchte, um zu Ende zu kommen, sagen, daß er ein Mensch mißbrauchter Anlagen ist.

Von einer gemachten Munterkeit, die vielleicht noch mehr als bei Schickele abstößt, ist die Erzählung ‚Rolf Tanner' von Rudolf Blümel. Schickele ist bohèmehaft, Blümel bürgerlicher, und vielleicht wirkt gerade deshalb das unbekümmerte Nebeneinander der Rolf Tannerschen Schicksale noch unangenehmer. Natürlich gibt es eine Kunst, die nur auf das Wesentliche geht, und daran mag Blümel wohl gedacht haben, als er eine Art Selbsterziehung in kurzen Bildern darstellen wollte. Aber er wird dunkel und verworren — nehmen wir an, nur deshalb, weil er das, was er sah, nicht nachschaffen kann. Die unbekümmerte Dreistigkeit, mit der er zu Werke geht, läßt erraten, daß er sich selbst sehr viel zutraut, und, wie einzelne energische Stellen beweisen, dürfte sein Talent auch nicht gering sein. Nur, um etwas ästhetisch Neues zu schaffen, was die Absicht war, dazu reicht es eben nicht. Und man wird auch hier den Eindruck einer Begabung nicht los, die in die Irre geht, weil sie ihr eigenes Wesen nicht erkennt.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juni 1916*

Beim Übergang vom 22. zum 23. Kriegsmonat setzte sich bis zum Morgen des 1. Juni die große Seeschlacht vor dem Skagerrak, die schon am 31. Mai nachmittags 4½ Uhr begann, noch fort. Trotz der versuchten britischen Verschleierung der Tatsachen ergab sich nach nunmehriger Feststellung für die deutsche Flotte ein starker Erfolg. Etwa 70 Seemeilen westlich des Skagerrak, ungefähr auf 56° nördlicher Breite und 6° 30' östlicher Länge, entbrannte der Kampf zunächst zwischen den beiderseitigen Aufklärungsschiffen. Das nächstgelegene neutrale Land lag 60 Seemeilen entfernt, das deutsche Helgoland sogar 135 Seemeilen. Demnach konnten Küstengeschütze die deutsche Hochseeflotte nicht unterstützen. Früher bestand die Meinung, nur unter dem Schutze von Küstenbefestigungen wären unsere Seestreitkräfte in der Lage, die an Zahl weit überlegene britische Flotte zu bekämpfen. Tatsächlich waren sie in der Schlacht allein auf sich angewiesen. Ihre Tüchtigkeit überwand die große Mehrzahl.

Nach englischem Eingeständnis gingen dabei außer mehr als 6000 Mann Schiffsbesatzungen 7 große Kreuzer mit zusammen 111 600 t und wahrscheinlich auch ein Linienschiff mit 29 000 t, außerdem 3 Torpedobootsjäger und etwa 12 Torpedoboote, insgesamt 23 Schiffe mit rund 200 000 t verloren. Auf deutscher Seite betrugen die Verluste 11 Schiffe mit rund 60 000 t. Rein stofflich war also der Erfolg schon auf deutscher Seite, aber auch strategisch, denn der britischen Kreuzerflotte wurde der beabsichtigte Vorstoß gegen Osten, dann ihrer Schlachtflotte die Möglichkeit zur Vernichtung der deutschen Seestreitkräfte vereitelt. Nach neutraler holländischer Vermutung sollte die Kreuzerflotte die Reise des britischen Kriegsministers Lord Kitchener nach Petersburg decken, wobei dieser mit seinem Schiffe während des Rückzuges zugrunde ging. Möglicherweise wollten aber die Briten unter Verletzung der dänischen Neutralität in Jütland eine Landung unternehmen. — Seit Kriegsbeginn bis zum 1. Juni 1916 verloren nun die Briten an großen Kampffahrzeugen 10 oder 11 Linienschiffe, 3 Schlachtkreuzer und 10 Panzerkreuzer, demnach besitzen sie mit 60 Linienschiffen, von denen die Hälfte ‚Dreadnoughts' sind, immer noch eine gewaltige Stärke für die nächste Seeschlacht. Große Befriedigung erweckte im Vierbunde der Untergang des englischen Kriegsministers Kitchener und seines Stabes, unseres rücksichtslos tatenkräftigsten Hauptfeindes. Auf den Kriegsverlauf wird sein Untergang kaum einen merklichen Einfluß ausüben. Sein Werk werden gelehrige Schüler fortsetzen. Selbst in neutralen und feindlichen Ländern wird sein Tod wohl kaum von vielen Menschen bedauert, eher als gerechte Vergeltung seiner Grausamkeiten angesehen. Der deutschen Flotte aber gebührt das Verdienst seiner Beseitigung und die Vereitelung seines bedrohlichen Unternehmens.

Erheblich sind auch die zahlreichen Schiffsverluste, die der italienischen Flotte von der an Zahl schwachen, aber sehr tüchtigen österreichisch-ungarischen innerhalb eines Kriegsjahres im Adriatischen Meere zugefügt wurden: 1 Linienschiff, 2 Pan-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Mai 1016' Hochland Juliheft 1915/16, Rundschau S. 495.

zerkreuzer, 1 Kleiner Kreuzer, 6 Zerstörer und Torpedoboote, 2 Hilfskreuzer und 3 Unterseeboote, zusammen 13 Gefechtseinheiten.

Zahlreiche Vaterlandsfreunde drückt umsonst die Besorgnis, daß gegen Großbritannien der deutsche Handelskrieg unter dem Wasserspiegel aus politischer Nachgiebigkeit eingestellt sei. Allerdings fehlen vom Atlantischen Meere und der Nordsee verlässige Tatsachenberichte, weil die englischen Versicherungsgesellschaften Schiffsverluste nicht mehr veröffentlichen. Nach amtlichen deutschen Bekanntmachungen wurden im Monat Juni 61 feindliche Handelsschiffe mit rund 110 000 Brutto-Register-Tonnen durch Unterseeboote der Mittelmächte versenkt oder gingen durch Minen verloren. Von den deutschen Handelsschiffen wurden einige in neutralen Küstengewässern der Ostsee völkerrechtswidrig durch feindliche Tauchboote versenkt; empfehlen dürfte sich für die Reeder, nach englischem Muster amerikanische Bürger als Fahrgäste zu mieten. Allgemein wünscht das deutsche Volk, der Unterseekrieg möchte gegen das britische Inselvolk rücksichtslos geführt werden, damit dieses wie die Festlandvölker möglichst vom Kriege zu leiden hätte. Ob dies militärtechnisch und militärpolitisch durchführbar wäre, entzieht sich der Betrachtung.

Wohl wegen des vielen schlechten Wetters im Juni unterblieben im Luftkriege größere Unternehmungen der deutschen Luftschiffe. Sehr lebhaft waren dagegen die Fliegerkämpfe auf allen Kriegsschauplätzen, wobei leider der erfolgreiche Flieger Oberleutnant Immelmann nach seinem 18. Siege, wie der zum Brunnen gehende Krug, zerbrach. Aber der ‚Adler von Lille' oder ‚Überhabicht' hinterließ gleich leistungsfähige Kameraden und Nachfolger. Besonders bemerkenswert sind die beiderseitigen großen Geschwaderausflüge in das Innere der feindlichen und der besetzten Gebiete, die bedauerlicherweise unvermeidliche große Verluste in der dagegen schutzlosen bürgerlichen Bevölkerung hervorriefen. So wurden in nordfranzösischen Städten viele Einwohner jeden Alters und Geschlechtes durch eigene Flieger geopfert. Dem am 1. Juni auf Bar le Duc unternommenen deutschen Fliegerangriffe folgten am 22. Juni französische auf Karlsruhe und andere deutsche Städte. Auf den Kriegsverlauf übten sie jedoch keinen merkbaren Einfluß. Über dem Adriatischen Meere nahmen im Juni die Luftkämpfe das Wesen von Geschwadergefechten an, wobei die österreichisch-ungarischen Flieger ihren italienischen Gegnern stark überlegen waren und deren militärischen Küstenorten wiederholt erheblichen Schaden zufügten. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze gingen nach deutschamtlichem Berichte bei den Luftkämpfen im Juni 7 deutsche gegen 37 britische und französische Luftfahrzeuge, von denen 22 in deutschen Besitz gelangten, verloren.

Wie in den Vormonaten, änderte sich die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatze auch im Juni nur wenig, doch besserte sie sich langsam für die Deutschen. Zwar währte die Festungsschlacht bei Verdun noch immer fort, aber sie brachte allmähliche und stete Fortschritte des deutschen Angriffs. Anfänglich wurde dieser von den Franzosen wegen der vermeintlichen Uneinnehmbarkeit ihrer dortigen Stellungen für Wahnsinn gehalten, nun aber bezeichnete ihn einer ihrer Tagesschriftsteller selbst als einen Meisterstreich (Charles Albert in der Pariser ‚Bataille'). Denn er sei die Verörtlichung des Westkampfes an der Stelle, wo er den Deutschen am genehmsten sei und zwingt den Franzosen die Beschleunigung des Zerstörungswerkes zu ungewollter Zeit auf. Vielleicht bringe er zunächst im Westen die beiderseits längst gewünschte Entscheidung, die jedoch nach der bisherigen Entwicklung einen deutschen Sieg verspreche. Ferner wurde nach neutralem schwedischem Urteile bei Verdun die französische Vertei-

digungsinfanterie von der deutschen Angriffsartillerie derart aufgerieben, daß deren Infanterie mit verhältnismäßig geringen Opfern nur die Siegesfrucht zu pflücken brauchte, während die französischen Verluste die deutschen in hohem Maße überstiegen und das für Frühjahr 1916 beabsichtigte Vorgehen wegen Verlust der hierfür erforderlichen Überschußkraft sich verzögerte. Zur offenen Wunde Frankreichs wurde Verdun, wo das französische Volksheer verblute und die Lebensstärke des Landes verliere. Damit spiele Frankreich vielleicht seine letzte Karte aus. — Mitten in der Kriegshandlung ziemt es sich für einen Deutschen nicht, in gleicher Weise jetzt schon eine vorgreifende Meinung über die Stellungskämpfe bei Verdun abzugeben; einstweilen genüge, daß der gegenwärtige Stand vor Verdun für uns günstig ist. Bei Fortdauer der Festungsschlacht begannen am 25. Juni an den britischen und dem Nordflügel der französischen Kampfstellungen die Angriffseinleitungen zum längst angekündigten britisch-französischen Vorgehen gegen die deutschen Weststellungen. Nach siebentägiger Vorbereitung durch schwerstes, heftigstes Geschützfeuer setzten am 1. Juli die Infanterieangriffe ein, über deren Verlauf und Ergebnis die nächsten ‚Kriegsbetrachtungen' urteilen werden.

Auf dem italienischen Kampfgebiete konnten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte im 23. Kriegsmonat das am 15. Mai in Richtung Trient—Venedig erfolgreich begonnene Vorgehen fast noch drei Wochen lang fortsetzen, stellten es aber dann angesichts der Poebene ein aus unbekannten, doch leicht zu erratenden Ursachen. Vermutlich sind diese sowohl militärisch in der allgemeinen Kriegslage, wie auch stofflich in der Schwierigkeit des Nachschubs zu suchen. Zu allgemeiner Enttäuschung, besonders der Kriegsunkundigen, verkürzten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte in der Nacht zum 26. Juni behufs Wahrung ihrer vollen Handlungsfreiheit die Kampfstellung im bisherigen Angriffs- (nunmehr Abwehr-) Raum zwischen Etsch und Brenta stellenweise, um der drohenden Umfassung ihrer Flügel vorzubeugen. Unbemerkt und ungestört vom Gegner, ohne Verluste, gingen sie fünf Kilometer weit zurück, nachdem sie schon seit einer Woche die teilweise Räumung der vorgeschobenen, im Gelände ungünstig gelegenen Stellung vollzogen. Erst am 26. Juni mittags entdeckten die Italiener den Rückzug und fingen dann an, die weiter hinten liegenden österreichisch-ungarischen Stellungen anzugreifen, ohne jedoch bis Monatsschluß Erfolge zu erringen. Unsere Verbündeten befinden sich nun auf dem ganzen Grenzgebiete vom Ortler bis zur Adria wieder in der Abwehr gegen die Welschen, die neuerdings unter großen Verlusten umsonst gegen die Verteidigungsstellungen anrennen müssen.

Wie im Vormonate vollzogen sich auf dem Balkangebiet im Juni keine größeren Kampfhandlungen. Vermehrte kleinere Zusammenstöße und Gefechte in Mazedonien nördlich Saloniki lassen jedoch vermuten, daß dort wichtige Ereignisse sich vorbereiten. Übrigens soll der französische Oberbefehlshaber, General Sarrail, schon viermal Auftrag zum Angriff erhalten haben, jedoch dem Vollzuge wegen mangelnden Angriffsgeistes bei den französischen, britischen und serbischen Truppen bis jetzt ausgewichen sein. Inzwischen setzten die Einkreisungsmächte die Vergewaltigung Griechenlands fort, erzwangen den Regierungswechsel sowie die Abrüstung.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze vollzogen sich im Juni Kampfhandlungen größter Ausdehnung, deren Kommen sich schon seit dem 28. Mai offenkundig ankündigte, übrigens auch sonst dem Vierbunde wohl bekannt war. Gleichwohl waren die am 4. Juni beginnenden mächtigen Angriffe der Russen auf die österreichisch-ungarischen Stellungen zwischen dem Pruth und dem Styr-

knie bei Kolki, dann 25 Kilometer breit bei Olyka in Wolhynien von übermächtiger Wirkung. Allerdings opferten die Angreifer in rücksichtsloser, noch nie dagewesener Menschenschlächterei ihre Truppen auf. Als Maßstab der russischen Verluste diene, daß insgesamt 14 Generale und 25 Regimentskommandeure getötet und verwundet wurden. Den Russen gelang es, in beiden Angriffsrichtungen die Stellungen zu durchbrechen und deren Verteidiger bis zu 60 Kilometer weit zurückzudrängen. Standhaft wurden jedoch bis Monatsschluß trotz der beiderseitigen Flankenbedrohung die dazwischen an der Strypa liegenden Stellungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresgruppe des Generals Grafen Bothmer festgehalten sowie erfolgreiche Gegenangriffe ausgeführt. Gegen Mitte Juni kamen die zurückgehenden österreichisch-ungarischen Heeresteile wieder zum Stehen, auch machte sich von da ab in Wolhynien der Gegenangriff der zur Verstärkung von General von Linsingen herangeführten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte wirksam. Bis zum Monatsschluß gelang es, hier die vorgedrungenen Russen wieder 30 Kilometer weit zurückzuwerfen. In der Bukowina und im südlichen Galizien wurde den Eindringlingen erst an den Karpathenpässen Halt geboten. Seitens der österreichisch-ungarischen Heeresleitung dürften kräftige Gegenmaßnahmen zur Wiederbefreiung dieser Gebiete von den Russen zu erwarten sein. In der Hauptsache wurde der große Rückschlag auf dem östlichen Kriegsschauplatze wieder eingerenkt und teilweise gutgemacht, doch dauerten Ende Juni die heftigen Kämpfe, die sich auch weiter nördlich auf die Heeresgruppe des Prinzen Leopold ausdehnten, noch fort als Glied des von den Einkreisungsmächten gegen die Vierbundheere unternommenen allgemeinen Vorgehens. Abschluß und Ausfall sind vorerst noch nicht abzusehen, doch ist zur Zeit die Lage für erfolgreiche Abwehr günstig.

Durch die schweren Kämpfe der Millionenheere in Europa wurde im Juni die Aufmerksamkeit von den türkischen Kriegsschauplätzen abgelenkt. Deren Ausdehnung ist zwar kaum geringer als die der europäischen, aber zahlenmäßig sind die dort auftretenden Streitkräfte erheblich geringer. Wo dichte leistungsfähige Straßen- und Eisenbahnanlagen fehlen, sind größere Truppenmengen nicht verwendbar, denn sie wären nicht rasch nach der Seite verschiebbar und könnten auch den unentbehrlichen Nachschub nicht erhalten. In den Kampfgebieten selbst fehlen aber ausreichende Hilfsmittel für große Heere. Von der neuzeitlichen Bewaffnung abgesehen, deren Wirkung dort ebenfalls zur häufigen Anwendung des Schützengrabens zwingt, findet die Kriegführung in Asien und Afrika noch ungefähr in der Weise statt, wie vor einem halben Jahrhundert in Europa zur Zeit der Eisenbahnanfänge. Dennoch besitzen die dortigen Kriegsereignisse große Wichtigkeit und Bedeutung für den Weltkrieg. Im 23. Kriegsmonat drehten sie sich hauptsächlich um die türkische Vereitelung der britisch-russischen Absicht, in Persien sich die Hand zu reichen und die noch offene Landverbindung des Vierbundes mit dem fernen Osten abzuschließen. Dies zu verhindern, gelang den Türken vortrefflich. Am Tigris im Irak (= Tiefland, Mesopotamien) hielten sie wie seit Monaten die dorthin bis Fellahie aus Indien eingedrungenen britischen Heeresteile von weiterem Vorgehen ab und lieferten ihnen während der ersten Monatshälfte mehrere erfolgreiche Gefechte mit erheblichem Beutegewinn. Im Iran (= Hochland, Südwestpersien) verhinderten sie während des Juni die Russen daran, den Briten zu Hilfe zu eilen, bei denen nur eine vereinzelte kleine Kosakenabteilung nach abenteuerlichem Ritte eintraf. Dann trieben sie nach mehreren Siegen an der türkisch-persischen Grenze die vorgerückten Russen nach Nordosten zurück ins Innere von Persien,

von Khanikin über Shirin auf Kasri, wodurch sie gleichzeitig ihre eigene Nachschubstraße Mosul—Bagdad vor feindlicher Einwirkung sicherten. Bei der Verfolgung gelangten die Türken noch 80 Kilometer weiter östlich über den Engpaß von Paitrik in Richtung auf Kierend, am Monatsschluß etwa bis zur Strecke Ghilan — Kermanschah — Sermil, ohne die Verfolgung einzustellen. Wirksam wurden sie in Persien bei der Bekämpfung der Russen und Briten unterstützt durch kriegerische persische Volksstämme. Im Kaukasusgebiete konnten die Türken während des 23. Kriegsmonats weitere Vorteile über die Russen erringen. Je weiter diese von ihrem leistungsfähigen Eisenbahnnetze entfernt waren, um so näher standen die Türken ihren Hilfsquellen, aus denen sie sich für den erfolgreichen Gegenangriff und das stetige Zurückdrängen der Russen so reichlich stärkten, daß sie Ende Juni zum Einmarsch in Nordpersien bereit waren. Briten und Russen aber unterließen, den Fall von Kut el Amara im 23. Kriegsmonate durch größere Unternehmungen in Asien auszugleichen, wohl um alle Kräfte für das allgemeine große Vorgehen in Europa anzuspannen. Deshalb unterblieben auch vermutlich stärkere Kämpfe an den Dardanellen und am Suezkanal, wo nur kleinere, den Kriegsgang nicht beeinflussende Zusammenstöße erfolgten.

Von den übrigen Kriegsschauplätzen in Asien und Afrika liegen nur einseitige feindliche Berichte vor, die für uns ausschließlich ungünstig gefärbt sind und mit zuverlässigen eigenen Meldungen nicht rechtzeitig verglichen werden können. Nur mit Vorsicht dürfen sie aufgenommen werden, denn sie verschwiegen z. B. ein siegreiches Gefecht der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppen am 9. bis 12. Mai 1916 bei Kondra-Trangi, 250 Kilometer südlich vom Kilimandscharo, mit der Burenbrigade des Generals Wandeventer, die bei ihrem Rückzug, 10 Kilometer nach Norden, 600 Mann tot am Platze ließ und mehrere leichte Geschütze und Maschinengewehre an die Deutschen verlor. Ebenso unverlässig sind die Berichte über die Aufstände in Indien, im Innern Afrikas und in Marokko, wo erst der ‚Heilige Krieg' zu wirken beginnt, jedenfalls aber starke gegnerische Streitkräfte bindet. Wohl mit Hilfe von Bestechungsgeldern und britischer Vermittlung scheinen die außerhalb des Weltkrieges liegenden wirren Zustände in Mexiko und China in ruhige Bahnen wieder einzulenken, wenn auch die darüber bestehenden Gegensätze zwischen Japan und Amerika dauernd fortbestehen und erst im nächsten Weltkriege zum Austrage gelangen werden.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches versagte der rechtskundige Amtsschimmel. Schon in ruhigen Friedenszeiten krankte die deutsche Verwaltung an einem Übermaß von Rechtskunde. Gegenüber den außerordentlichen Kriegsverhältnissen zeigte sie sich durchaus unzureichend. Tatkräftiges, zweckmäßiges Eingreifen wäre hier nötig, um Bedarf und Bestände auszugleichen. Dafür wurde das freie Spiel der Kräfte, jedoch ohne einen Ersatz hiefür zu bieten, gestört und fast ganz aufgehoben. Unfaßlich erscheint das Verbot der Ausfuhr aus Einzelstaaten und sogar Landbezirken. Von den Erzeugnissen des Landes muß doch die städtische Bevölkerung leben, denn in den Städten wachsen keine Lebensmittel. Besonders schädlich erwies sich die Einführung der unbedingten Höchstpreise, die nicht einmal den Warenwucher unterdrückte. Entweder mußte mit Einführung bedingter Höchstpreise, wie bereits im Eierhandel versucht wurde, das freie Spiel der Kräfte wieder hergestellt oder die Verpflegung der Bevölkerung im ganzen Deutschen Reiche wie in einer belagerten Festung militärisch geordnet werden. Sind doch durch Sperrung der überseeischen Einfuhr die Vierbundländer hinsichtlich der Ernäh-

rung tatsächlich in der Lage einer eingeschlossenen Festung.

Bei der Monatsabgleichung zeigt sich, daß der Weltkrieg in einen entscheidenden Abschnitt eintritt und auf des Messers Schneide liegt. Vom Frieden sind wir anscheinend weiter entfernt, die Lage ist zur Zeit sehr ernst, doch nicht aussichtslos. Durch das österreichisch-ungarische Vorgehen seit Mitte Mai gegen Italien wurde unabsichtlich im Osten das russische vorzeitig veranlaßt, wie auch die deutschen Erfolge vor Verdun unsere westlichen Feinde antrieben, nunmehr dennoch den allgemeinen Angriff zu beginnen. Wer gleichzeitig überall angreift, wird nach alter kriegsgeschichtlicher Lehre nirgends Erfolg erringen. Mit Zuversicht kann daher der Vierbund dem Verlaufe um so gewisser entgegensehen, als er mit Hilfe eines leistungsfähigen Verkehrswesens ‚auf der inneren Linie' kämpft, demnach besonders bedrohte Stellen rechtzeitig und ausgiebig unterstützen kann.

Nach dem sieghaften Sonnenglanz des Frühlingsmonats warf der Regenmonat einen dunklen Schatten und hüllte alles grau in grau. Aber nach Regen folgt Sonnenschein. Noch donnern rings um den Vierbund schwere Gewitter, doch nach deren Verziehen dürfen wir auf einen verheißungsvollen Regenbogen hoffen, der über die Schützengräben weg vielleicht die Friedensbrücke bilden wird.

Abgeschlossen 1. Juli 1916.

Generalmajor Friedrich Otto.

Dienstpflicht und Dienstjahr des weiblichen Geschlechts. Der Ausdruck weibliche Dienstpflicht und weibliches Dienstjahr ist heutzutage gewissermaßen zum Schlagwort geworden überall dort, wo weibliche Jugenderziehung und Fortbildung zur Erörterung kommen. Die Anhänger des Dienstpflichtgedankens sind sich jetzt wohl im allgemeinen darüber einig, daß das weibliche Dienstjahr mit der männlichen militärischen Organisation in bezug auf Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit überhaupt nicht verglichen werden kann. Die weibliche Institution soll eine Lehrzeit sein, in der das heranwachsende weibliche Geschlecht zu staatsbürgerlichem Verständnis und zum Gemeinschaftssinn erzogen und jedes einzelne Mädchen auf seine künftige Leistung als Staatsbürgerin hingewiesen werden soll. Die Dienstpflicht nach Ableistung des Dienstjahres aber soll eine Verpflichtung der so erzogenen und disziplinierten Frauenwelt sein, ihre erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten in diesem Sinn praktisch zu verwerten.

Von diesen allgemeinen Grundsätzen ausgehend, ist dagegen die Frage, wie eine solche Erziehung aller Mädchen im Dienstjahr durchgeführt werden kann, Gegenstand lebhafter Erörterungen.

Die Erziehung der Frau zur Staatsbürgerin muß selbstverständlich an dem Punkt einsetzen, wo die Frau tatsächlich dem Staat Dienste zu leisten imstande ist. In bezug auf Frauenleistung sind es die Familienpflichten, die Aufgaben der Frau als Hausfrau und Mutter, an deren Erfüllung der Staat ein lebhaftes Interesse nehmen muß, da sie für seine Existenz von der allergrößten Bedeutung sind. Eine Vorbereitung zu diesen Aufgaben fehlte bis jetzt der Mädchenerziehung vor allem deshalb, weil die Tätigkeit der Hausmutter überhaupt bisher nicht als Beruf gewertet wurde.

Die Notwendigkeit, hier mit der Fortbildung der weiblichen Jugend im Interesse des Staatsganzen einzusetzen, hat als eine der ersten Frau Gnauck-Kühne erkannt und ihre Gedanken in einer während der Kriegszeit erschienenen Broschüre* auseinandergesetzt.

Auf Grund der statistisch erwiesenen Tatsache, daß die weitaus überwiegende

---

*Frau Elisabeth Gnauck-Kühne: Dienstpflicht und Dienstjahr des weiblichen Geschlechts. Tübingen J. C. B. Mohr 1915.

Zahl aller Frauen zur Zeit ihrer besten Kraft, zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr, nicht im Erwerbsleben stehen, sondern ihre Arbeitsleistung der Familie zuwenden, eine Tatsache, die beweist, daß das Lebensziel dieser Frauen in der Familie ruht, fordert die Verfasserin, daß die Bildungs- und Erziehungsaufgabe für die weibliche Bevölkerung diese spezifisch weibliche Interessensphäre unbedingt mit umspannen muß. Es hat sich gezeigt, daß die Frauen auf diesem ihrem eigensten Gebiet den Forderungen des Krieges nicht voll entsprochen haben. Hier muß eine obligatorische, zwangsweise Erziehung einsetzen, um Unerfahrenheit und Gleichgültigkeit zu verhindern, denn auf den guten Willen darf man sich nicht verlassen. Eine solche Vorbildung in einjährigem Lehrgang sollte nach Frau Gnauck-Kühne in ‚Gemeinschaftshäusern', also Internaten, erfolgen, in denen die ganze Lebensführung der Zöglinge beeinflußt werden kann. Diese Gemeinschaftshäuser sollten an bestehende caritative Anstalten angegliedert werden, an Altersheime, Volksküchen, Säuglingsheime, Kinderhorte usw. In diesen hätten die Mädchen je nach Befähigung und Dienstgrad Arbeit zu leisten, doch müßte die hauswirtschaftliche Ausbildung in erster Linie erfolgen. Die Ausbildung wäre in zwei Klassen vorzunehmen. Die untere Klasse böte das Mindestmaß des für jede Hausmutter unerläßlichen Könnens und Wissens und ist besonders für die früheren Volksschülerinnen gedacht. Ihr Besuch ist kostenfrei. Für die Besucherinnen der höheren Klasse zahlen jeweils die Eltern. Das Dienstjahr schließt mit einer Prüfung; ohne dieses Zeugnis sollte die standesamtliche Eheschließung nicht erfolgen dürfen. Die weibliche Dienstpflicht nach dem Dienstjahr soll alle ledigen oder verwitweten nicht unabkömmlichen Frauen bis zum 40. Lebensjahr erfassen, die zu bestimmten Zeiten nach Bedarf einzuberufen wären. Es müßte Sorge getragen werden, daß dabei je nach Vorbildung die rechte Kraft auf die rechte Stelle gesetzt würde.

Frau Gnauck-Kühnes Schrift nimmt unter den vielen über diesen Gegenstand veröffentlichten Aufsätzen unstreitig eine der ersten Stellen ein, vor allem was ihre theoretischen Auseinandersetzungen betrifft, durch die maßvolle und klare Darstellung, die die Grundprinzipien der ganzen Frage überzeugend herausarbeitet. Ihre Schrift sollte daher nicht nur von allen Freunden der Dienstpflichtfrage gelesen werden, sondern besonders auch von den bisherigen Gegnern. Auch ihre praktischen Folgerungen enthalten gewiß sehr viel Wünschenswertes. Wir müssen uns aber doch darüber klar sein, daß einer praktischen Durchführung eines solchen Planes heute allzuviel Hinderungsgründe im Wege stehen. Es wäre dagegen sehr erwünscht, wenn zunächst einmal in privaten Anstalten Erfahrungen auf diesem noch so umstrittenen Gebiet gemacht würden, die der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben werden sollten. Zu prüfen wäre zum Beispiel, ob man nicht auch ohne Internatserziehung zu ähnlichen Erziehungsresultaten kommen könnte.

Als außerordentlich begrüßenswert erscheint es der Referentin, daß Frau Gnauck-Kühne die Familienpflichten zum Mittelpunkt des Dienstjahres für alle Mädchen machen will.

Für die Mädchen höherer Stände wird jetzt zumeist soziale Arbeit als Inhalt des Dienstjahres gefordert. Eine hauswirtschaftliche Vorbildung soll Voraussetzung zum Eintritt in das Dienstjahr sein. Damit wird aber praktisch die Dienstzeit dieser Mädchen verlängert, was für die einem Beruf Zustrebenden gewiß nicht gleichgültig sein kann. Ferner würde die hauswirtschaftliche Ausbildung durch eine solche Maßregel gewiß sehr verschieden ausfallen. Man sollte aber nicht vergessen, daß der Staat ein Interesse daran hat, seine weiblichen Bürger gerade in dieser Disziplin gleichmäßig gut vorgebildet zu wis-

sen. Man würde ferner die Hauswirtschaft für die der Mädchenschule oder einer anderen höheren Schule entwachsenen künftigen Frauen auf diese Weise sehr leicht zu einem Nebenfach stempeln auf Kosten der sozialen Arbeit, d. h. der Vorbildung zu ehrenamtlicher Wohlfahrtspflege. Doch könnte die Vorbildung in der Kinderpflege, d. h. in der körperlichen und geistigen Pflege und Erziehung des Kindes vom Säuglings- bis ins Schulalter, der Möglichkeiten genug bieten, um diese jungen Mädchen in das Gebiet sozialer Arbeit einzuführen. Auf eine solche Einführung aber kann es nur im Dienstjahr ankommen. Dagegen wäre vielleicht für die Berufslosen unter diesen Mädchen ein Jahr der Fortbildung in einer sozialen Frauenschule nach Ableistung des eigentlichen Dienstjahres zu fordern, damit sich diese künftigen Frauen, denen Berufsvorbildung und -tätigkeit fern bleibt, für ehrenamtliche Pflichten und Rechte vertiefter vorbilden könnten. Eine Wahlfreiheit der Fächer im Dienstjahr für die Mädchen höherer Stände zu gestatten und allgemeine Krankenpflege (die nicht mit häuslicher Krankenpflege verwechselt werden darf) als ein solches Wahlfach einzufügen, erscheint Referentin vom ärztlichen wie vom pflegerischen Standpunkt aus verfehlt.

Der Wunsch aller derjenigen, die ein Dienstjahr und eine Dienstpflicht in späterer Zeit wünschen, kann einstweilen nur dahin gehen, Erfahrungen auf dem Gebiet weiblicher Fortbildung zu machen. Dazu würde am besten an bestehende Einrichtungen angeknüpft werden, die dafür geeignet sind. Dies wären für die Volksschülerinnen die Fortbildungsschulen, für die übrigen Mädchen die Frauenschulen. Hier sollte nach Meinung der Referentin Hauswirtschaft und Kinderpflege im theoretischen und praktischen Lehrgang zum Mittelpunkt des Unterrichts gemacht werden, um im staatsbürgerlichen Geiste und in bewußter Pflege dieses Gemeinschaftssinnes die weibliche Jugend zum Hausfrauen- und Mutterberuf vorzubereiten.

Dr. Else Liefmann.

Deutsche Rückwanderung. Im Maiheft des ‚Hochland‘ hat Hans Siegfried Weber u. a. von der Bedeutung der Rückwanderung für die deutsche Kolonisation gesprochen. Er erwähnt dabei außer den rund 5000 Rückwandererfamilien aus Rußland, die durch die Ansiedlungskommission angesiedelt sind, die 370 deutschen Bauern aus Rußland, die die Ostpreußische Landgesellschaft auf Bauerngütern in Ostpreußen untergebracht hat. Wir möchten diese Nachrichten durch einen Hinweis auf die Tätigkeit des Fürsorgevereins für deutsche Rückwandrer (Berlin W 35) ergänzen. Der im Jahre 1909 gegründete Verein hat jene Ansiedlung deutscher Rückwandrer teils vermittelt; außerdem hat er bis Kriegsausbruch noch über 25 000 Rückwandrer, hauptsächlich aus Polen, Wolhynien und anderen russischen Gebieten, dem deutschen Vaterlande zugeführt und sie in den östlichen preußischen Provinzen, sowie Holstein und Brandenburg untergebracht. Neue Aufgaben sind dem Verein und der deutschen Rückwanderungsbewegung überhaupt während des Krieges erwachsen. Dank dem siegreichen Vorsturm der verbündeten Heere im Sommer 1915 gelang es, den flüchtenden Russen eine große Anzahl deutsch-russischer Familien, die schon von Kosaken aus ihren Wohnsitzen vertrieben und verschleppt waren, wieder zu entreißen. Auch befinden sich Tausende von Russen deutscher Abstammung in deutscher, österreich-ungarischer and türkischer Gefangenschaft. Diesen Splittern des nach Millionen zählenden, jetzt der Vernichtung ausgesetzten Deutschtums in Rußland, werden jetzt die Wege geebnet, daß sie die alte Heimat wieder finden und ihren geplagten Stammesgenossen dereinst ein Beispiel und Wegweiser sein können. Die Kriegsarbeit des Fürsorgevereins für deutsche Rück-

wandrer ist bisher belohnt und verspricht zunehmende Erfolge. Bis zum Juni 1916 waren rund 15 000 weitere Personen dem Deutschen Reiche zugeführt, allein 550 Familien und 3200 Personen im Monat März aus Wolhynien. Die dortigen Deutschen drängen sich danach, ein Land, in dem sie soviel Not und Elend erlebt haben, zu verlassen und ins Mutterland zurückzukehren.

Besonders interessant ist die Fürsorge, die man deutsch-russischen Kriegsgefangenen angedeihen läßt. Der Verein gibt seit dem 1. April in Verbindung mit dem preußischen Kriegsministerium für sie und in weiterem Sinne überhaupt für die Rückwanderung die ‚Heimkehr‘ heraus, eine Halbmonatszeitschrift, die durch bewährte und sachkundige Mitarbeiter alle einschlägigen Fragen beleuchtet und zugleich durch Mitteilungen, die einem großen ungedruckten Material aus Rückwandrer- und Kriegsgefangenenbriefen entnommen werden, neue zeitgeschichtliche und volkskundliche Einblicke gewährt.

Dr. R. Peschke.

Literatur

Heinrich Hansjakob, der am 22. Juni neunundsiebzigjährig das Zeitliche gesegnet hat, wurde aus Anlaß seines 70. Geburtstages so allseitig im ‚Hochland‘ (August 1907) gewürdigt, daß wir uns heute auf eine an seine literarische Tätigkeit seit diesem Zeitpunkt anknüpfende Betrachtung beschränken können. Seinem menschlichen und literarischen Bilde, wie wir es damals gezeichnet haben, vermögen auch die inzwischen noch erschienenen Bücher: ‚Aus dem Leben eines Vielgeliebten‘ (1909), ‚Allerseelensonntag. Erinnerungen‘ (1912) und ‚Allerlei Leute und allerlei Gedanken‘ (1913) nichts Wesentliches hinzuzufügen. Und doch ist's am Ende nicht wenig, was sie bekunden: ihr Verfasser ist sich bis zuletzt selber treu geblieben. Hansjakob hat der so oft bekundeten Unabhängigkeit und Freiheit seines Denkens und Schreibens nichts vergeben und es glücklich vermocht, diesen tapferen Sinn im Einklang zu halten mit seinem priesterlichen Amte und seiner religiös-kirchlichen Treue. Auch in seinen jüngsten Büchern hat er davon Proben abgelegt, die kühnsten aber in der ‚zweiten neubearbeiteten und erweiterten Auflage‘ der seit dreißig Jahren vergriffen gewesenen ‚Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten‘, die den Titel führen: ‚In der Residenz‘ (1911). Hier übt Hansjakob Kritik an antimodernistischen kirchlichen Urschriften, wie sie schärfer kaum von einem Manne seines Standes ergangen ist. Trotzdem ist der Freiburger Stadtpfarrer von jeder kirchlichen Maßregelung allzeit verschont geblieben. Das könnte um so merkwürdiger scheinen, als seine Bücher nichts weniger als ‚Kaviar fürs Volk‘ sind. Ja, sie tragen eine geradezu volkstümlich ansprechende Geradheit und Unverblümtheit zur Schau und sind dadurch von einer Wirksamkeit in die Breite, wie sie den meisten kirchlich beanstandeten Büchern nur selten beschieden war. Aber — und hierin liegt der Gegensatz zu anderen Kritikern kirchlicher Zustände und Forderungen — Hansjakobs Kritik ist niemals auf Grund irgendeiner Theorie erfolgt. Auch macht er stets die Unterscheidung zwischen kirchlicher Lehre und kirchlicher Disziplin mit dem sicheren Gefühl des praktischen Theologen, als der er sich in seinem Wirken als Prediger bewährt. Er hat nie in theologischen Fragen, geschweige denn in Sachen der kirchlich feststehenden Lehre ein auch noch so leises Wort der Kritik oder der Privatmeinung ausgesprochen. Wo er gegen Maßnahmen der Verwaltung aufbegehrt, geschieht es mit dem lauten oder leisen Vorbehalt: im äußersten Falle wird gehorcht. So heftig daher auch sein Ausfall gegen den aufgezwungenen Modernisteneid ist und so schlagkräftig und volkstümlich seine Gründe wirken, zu guter Letzt gibt er sich doch damit zufrieden, seine Meinung herausgesagt zu haben, um dann um so nachdrücklicher

zu erklären: ‚Ich will und muß katholisch sterben und katholisch begraben sein, selbst um den furchtbaren Preis eines zu erduldenden Gewissenszwanges, den ich nicht zu verantworten hätte.‘ (‚In der Residenz‘, S. 376). Das paulinische Praedica verbum, importune, opportune hat er auf seine Weise geübt. Und so war er denn, mag er seine Unklugheit auch noch so oft als Quelle seiner Leiden und Schwierigkeiten beklagen, in allem wesentlichen doch sehr klug, ja ein Weltkind im Vergleich mit jenen Seelen, die ihr Herz nicht bloß auf der Zunge tragen, sondern im unbildlichen Sinn des Wortes alles, was sie denken und sagen, auch in einem leidenschaftlich bewegten. Innern hegen. Wie eckig und eigenwillig auch immer Hansjakob sich nach außen gegeben hat, eine im feinsten Sinne individuelle Note fehlte ihm. Er besaß wohl einen stark entwickelten Eigensinn und Widerspruchsgeist, aber nicht minder ein tiefwurzelndes Gemeinschaftsempfinden und ein echt bäuerliches Beharrungsvermögen. Wie sehr er auch raunzte und polterte, es geschah stets mit jenem gutmütigen Zwinkern um die Augen: So bös ist's nicht gemeint! In seinen Adern floß kein Rebellenblut, er war keine idealistische Entweder-Oder-Natur, kein Desperado des Gedankens, sondern ein nüchterner Weltbetrachter, der sich aber weislich hütete, den Dingen zu tief auf den Grund zu gehen. Seine Argumentation hat wie in politischen und literarischen Fragen, so auch in religiösen und kirchlichen immer etwas Handfestes, das an die politische Bierbank erinnert. Feine, gefährliche Distinktionen liebt er nicht und bricht immer da ab, wo die Sache für Feinere erst anfängt. Somit ist sein literarisches Gepäck, soweit Gedanken in Betracht kommen, nicht groß. Seine schriftstellerische Bedeutung ruht ausschließlich auf seinem Charakter.

In einem Nachruf der ‚Frankfurter Zeitung‘ an Hansjakob (Abendblatt Nr. 173 vom 24. Juni 1916) apostrophiert mich Otto Hörth, weil ich ‚vor zehn Jahren‘ (es sind aber achtzehn!) geschrieben hätte, Hansjakob ‚gehöre kaum zur Literatur‘, und meint, vielleicht fände ich jetzt den meinem ‚Namen entsprechenden Entschluß, Hansjakob ohne verkleinernde Einschränkung zur Literatur zu rechnen‘.

Nun, Literatur und ‚Literatur‘ ist ja wohl zweierlei. Soweit die Literatur im engeren und höheren Sinne in Betracht kommt, als der Niederschlag des dichterischen und künstlerischen Vermögens einer bestimmten Zeit und allgemein, kann ich mich auch heute noch nicht dazu verstehen, die in mich gesetzte Hoffnung zu rechtfertigen. Die Gründe, denen ich nichts beizufügen habe, mag Otto Hörth in dem oben angeführten Hochlandaufsatz nachlesen. Nichtsdestoweniger halte ich Hansjakob und ein gut Teil seines schriftstellerischen Lebenswerkes in hohen Ehren und freue mich mit Hörth, daß der badische Volksschriftsteller und katholische Pfarrherr ‚im ersten Range bei jenen wenigen Schriftstellern steht, die über die konfessionellen Schranken hinaus sich allgemeine Achtung und Anerkennung errungen haben‘. -th.

Musik

Max Reger †. Am 11. Mai wurde aus Leipzig gemeldet, daß dort Max Reger an Herzschlag gestorben sei. Diese Trauerkunde vom Ableben eines kaum 43jährigen führenden Meisters moderner Tonkunst kam überraschend. Es war zwar offenes Geheimnis, daß die Lebensgewohnheiten Regers nicht gerade hygienisch waren. Aber auf ein so rasches Ende konnte man doch kaum gefaßt sein. Nun eint sich mit dem menschlichen Bedauern das Empfinden eines schweren künstlerischen Verlustes.

Neben Richard Strauß war Max Reger zweifellos der bedeutendste Charakterkopf der musikalischen Moderne. Das steht außer allem Zweifel, wie man sich sonst auch künstlerisch zu ihm stellen

mag. Und im Gesamtbild des kompositorischen Schaffens von heute, das mit der Bevorzugung von Programmusik und Musikdrama so ausgesprochen literarischen Charakter trägt, vertrat er besonders ausgeprägt das auf Hilfskünste verzichtende reinmusikalische Element. Nur einmal schien er sich von dieser in der Linie Bach-Beethoven-Brahms gehaltenen Bahn entfernen zu wollen: das war, als er vor wenigen Jahren seine ‚Romantische Suite‘ und seine ‚Tondichtungen nach Böcklin‘ schrieb und damit einen überraschend gelungenen Ausflug ins Gebiet des koloristischen Impressionismus etwa eines Debussy und seiner jungfranzösischen Genossen machte. Doch blieb das eine Episode; die letzten Arbeiten des Meisters führten wieder zu den strengen Formen der Variation, Fuge und Sonate, zur Ausdruckswelt der Orgel-, Klavier- und Kammermusik zurück. Hier und in einigen form- und stilverwandten Orchesterschöpfungen sowie in Liedern und Chorgesängen ist der ‚echte‘ Reger, als musikgeschichtlich klar umschriebene Erscheinung zu suchen. Was er da alles geschaffen hat, das aufzuzählen würde in diesem Augenblick zu weit führen: genug, daß es beiläufig anderthalb Hundert Werknummern, von denen viele wieder mehrere umfangreiche Einzelstücke umfassen, sind! Diese außerordentliche Fruchtbarkeit ist neben der reinmusikalischen Tendenz das zweite besondere Kennzeichen von Regers Schaffen. Sie erscheint als der Ausfluß jenes in der Beherrschung des Tonmaterials über alle Schwierigkeiten spielerisch triumphierenden Könnens, das in Reger namentlich einen der größten Kontrapunktiker aller Zeiten verehren läßt. Sie bildet aber zugleich ein ernstes Verhängnis des Künstlers Reger, insofern sie den stets mühelos die verwickeltste Musik gleichsam aus dem Ärmel Schüttelnden notwendig zur starren Schablone führen mußte. So gleichen sich denn z. B. viele seiner Variationenwerke — gleichviel ob für Orgel, Klavier, Kammermusik oder Orchester — wie ein Ei dem andern, und wer sich etwas in die ‚Manier‘ des Komponisten ‚hineingehört‘ hatte, dem konnte zuletzt im allgemeinen eine Reger-Neuheit Neues füglich kaum bieten. Zumal es der Meister mit der geistigen Vertiefung oft erstaunlich leicht nahm: eine Folge des bedauerlichen Mangels an ästhetischer Zucht und Bildung, der ihm auch den Blick dafür trübte, wo die Grenze zwischen Künstlichkeit und Verkünstelung der Technik sei, und zu jenem rücksichtslosen Schwelgen in reflektierten Bizarrerien aller Art führte, das es manchmal schwer macht, ihn überhaupt nur zu verstehen. In diesem Sinne eines Schaffens ohne entsprechende Bildungsgrundlage hatte mit Reger das Musikantentum vergangener Zeiten eine nicht erfreuliche Auferstehung gefeiert.

Aber alles das zugegeben: wenn man die besten seiner Werke ins Auge faßt — und nur nach dem Besten soll sich ja in künstlerischen Dingen das Endurteil bilden —, also etwa die ‚Hiller-Variationen‘ für Orchester, die großartigen Variationenwerke für zwei Klaviere, Orgelwerke nach Art der B-a-c-h-Fuge, Kammermusik wie die Fis-Moll-Violinsonate oder das D-Moll-Quartett, die Choralkantate ‚O Haupt voll Blut und Wunden‘, die ‚Schlichten Weisen‘ unter seinen Liedern usw., so steht er doch als der Ersten einer da, die seit den Zeiten der Klassiker in Tönen zu uns gesprochen haben. Wenigstens sehen wir ihn heute so. Ob die Geschichte einst diese Einschätzung ändert, liegt im Schoße der Zukunft verborgen.

Der Lebenslauf Regers war nicht reich an Abwechslung. Als Sohn eines katholischen Lehrers am 19. März 1873 in dem bayerischen Dörfchen Brand geboren, fand der Künstler frühe Pflege seines Talentes und war später mehrere Jahre Schüler Hugo Riemanns. Ein siebenjähriger Aufenthalt in München (1901 bis 1907) wurde die Grundlage seines

rasch verbreiteten Komponistenruhmes. Später fand er in Leipzig, Meiningen und Jena ehrende Stellungen als Lehrer und Dirigent. In Meiningen wurde er 1913 zum Generalmusikdirektor ernannt, die Universitäten Heidelberg, Jena und Berlin verliehen ihm den Titel eines Ehrendoktors. Somit hat es seinem Wirken wenigstens an äußerer Anerkennung nicht gefehlt. Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Christ, Lena: ‚Mathias Bichler'. (Albert Langen, München, M. 4.—.)

Die Verfasserin ist vor zwei Jahren mit einem Bekenntnisbuch zur Literatur gekommen, das eine merkwürdige, vielfach peinliche seelische Preisgabe war. Sie bringt jetzt einen Roman, den Roman eines Findelkindes aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das später ein tüchtiger Bildschnitzer wird. So gut und kernig das Buch ist, so kommt das Verdienst hieran doch zweifellos Ludwig Thoma zu, dessen ganzes Wesen die Verfasserin annimmt. Eine lange theoretische Auslassung über Bildschnitzerei gegen den Schluß des Buches fällt leider gänzlich aus dem Stil.

Gottberg, Otto von: ‚Die werdende Macht'. (Aug. Scherl, Berlin, M. 3.—.)

Man hat die Berichte des Verfassers über unsere Flotte im Kriege gern in Tageszeitungen gelesen, da er eingehende Sachkenntnis mit einer klaren und sachlichen Schreibweise verband. Journalistisch ist auch das Wesen des vorliegenden Romans; interessant soweit er ein Bild der Flotte im Frieden gibt, und alltäglich soweit er eine Fabel anbringt. Immerhin ist der sachliche Wert des Buches groß genug, daß man es lesen sollte.

Grabein, Paul: ‚Die vom Rauhen Grund'. (Grethlein & Co., Leipzig, M. 3.50.)

Der Aufstieg eines rücksichtslosen selbstgemachten Industriellen, dem der Hunger nach Macht in der Seele sitzt. Einzelne Bilder aus dem Untergehen bäuerlichen und herrschaftlichen Schollenbesitzes im Tale der Sieg haben Kraft und drücken sich ein, doch ist auch viel Gemachtes in dem Roman, dessen Gesamteindruck durchaus nicht erfreulich ist.

Greeven, Erich August: ‚Die letzten Brücken'. (Fleischel & Co., Berlin, M. 6.—.)

Eine technisch ungemein interessante Arbeit, da der Verfasser versucht, dem breiteren Flusse des mehr auf Unterhaltung gestellten Romans die modernen technischen Feinheiten der Sprache, der inneren Linienführung, des psychologischen Raffinements dienstbar zu machen. Mit dem Erfolg, daß seine Gestalten sowohl wie die Fabel durch die peinliche Kleinarbeit Eindrucksfähigkeit und Überzeugungskraft einbüßen. Da Greeven aber ein eigenwilliger Einzelgänger ist, wird er es wohl bei diesem ersten Versuch nicht bewenden lassen, und man wird Gelegenheit haben, einmal sich eingehender mit ihm zu befassen.

Haas, Matthias, ‚Matthias Triebl'. (L. Staackmann, Leipzig, M. 4.—.)

Es wird von dem Verbummeln eines Studenten erzählt, der schließlich im Krämerladen seines Vaters unterkriecht. Mit großem Geschrei angekündigt, mit ungemein tönenden Worten, ist dieser Roman doch nichts als ein schwatzhaftes und seichtes Produkt, dessen Humor lediglich eine wortreiche Plattheit ist. Den Leser durch Leichtsinn zum Schmunzeln zu bringen, ist nicht leicht, der ‚Triebl-Matz' vermag es jedenfalls nicht. Dafür fehlt ihm eben das reine und goldene Herz, das die fahrenden Gesellen der romantischen Dichter hatten.

Herbert, M. ‚Mein Kriegsbuch'. (J. P. Bachem, Köln, M. 1.60.)

Die Art der Dichterin ist ja genügend bekannt. Sie hat hier kurze Prosastücke und Gedichte gesammelt, die alle von einem tiefinnerlichen Erleben am Weltkrieg künden und da noch ansprechen, wo das strömende Gefühl die Ereignisse ins Sentimentale wandelt. Reiner als in ihren Romanen offenbart sich in diesem Büchelchen das hochgespannte schwärmerische persönliche Wesen der Verfasserin.

Hirschfeld, Georg: ‚Das Kreuz der Wahrheit'. (S. Fischer, Berlin, M. 4.—.)

Der Hau-Prozeß hat Hirschfeld die Anregung zu diesem Roman gegeben. Der Abenteurer versteht es, die drei Töchter des reichen Professors in seinen Bann zu ziehen, und da ihm der Alte im Wege ist,

ermordet er ihn. Alles um das Geld. Es geht aber diese Erzählung eigentlich nie über die konkreten Vorgänge hinaus, besonders der Charakter des Mörders mit allen seinen doch vorhandenen Motiven und Irrgängen unausgeschöpft. Es bleibt eine nüchterne und trockene Aufzählung der Tatsachen, und es muß jemand schon sehr geringe Ansprüche stellen, wenn er von einem Buche nicht mehr verlangt.

Hoffmann, Hans: ‚Länder und Leute‘. (Georg Müller, München, M. 4.—.)

Der liebenswürdige Tote redet noch einmal zu seinem Volke. Mit ihm steigt eine ganze versunkene Zeit herauf, die Zeit der Storm, Grosse, Trojan. Hoffmann, so ganz deutsch in seinem Wesen: voll Freude am Wein, Wandern und einer guten Rede. Besonders die Kindheitserinnerungen sind voll himmlischem Zauber. Ein leichter, reiner Humor fehlt nicht, der es sogar bis zur Selbstironie bringt, und so wird man diesen nachgelassenen Band mit Vergnügen lesen.

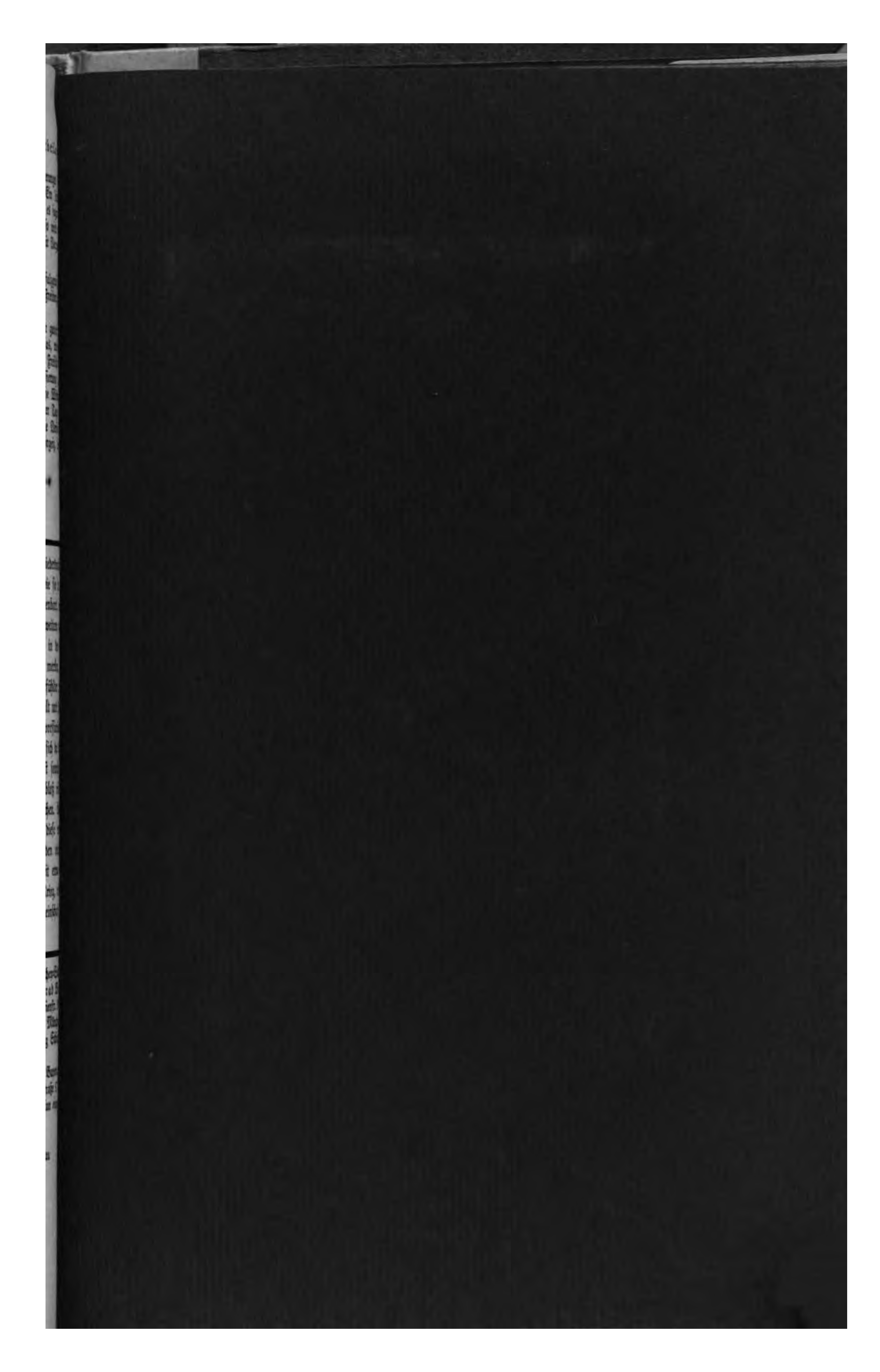
Hofmann, Katharina: ‚Pfalzgraf Hugo von Tübingen‘. (Herder, Freiburg, M. 3.50.)

Eine sorgfältige Arbeit mit gutem Einfühlen in die Zeit Barbarossas, wohl geeignet für Volksbibliotheken! Freilich fehlt in Aufbau, Stil, Charakterisierung alles, was von einer auf künstlerische Wirkungen ausgehenden Erzählung unserer Tage verlangt werden kann. Aber die Verfasserin hat wohl auch nicht den Ehrgeiz, diesem Verlangen zu genügen.

Unsere Kunstbeilagen

Dieser flandrische Bauer von E. Oelieben ist ein echtes Werk niederdeutscher Kunst der Gegenwart. Bei aller Liebe zum Einzelnen und Feinen, wie sie in der zeichnerischen Durchbildung des Kopfes und der Gesichtszüge sich offenbart, einer Durchbildung, die in dem nahezu lebensgroßen Original noch bei weitem markanter hervortritt, hat das Werk dennoch Größe im Aufbau und in der Geschlossenheit der Form. Man wird gut tun, sich den Künstler zu merken. In ihm sucht und findet der künstlerische Drang unserer Zeit nach gefühlter Linie und Formung einen beruhigten Ausgleich zwischen den sicheren, Inhalt und Form ins Gleichgewicht setzenden Kräften der Vergangenheit und jener Expressionismus sich nennenden jüngsten Kunstbewegung, die im richtigen Gefühl, daß sich die durch die Renaissance wieder aufgelebte sogenannte klassisch-moderne Kunst sowohl inhaltlich wie formal erschöpft habe, darnach ringt, einen zunächst bloß visionär geahnten neuen Inhalt mit neuen geisterzeugten Formen auszusprechen. Andere Zeichnungen Oeliebens, die wir dieser bald folgen lassen, werden diese vermittelnde Haltung noch deutlicher bekunden. Der Künstler, der in den vierziger Jahren steht, nie akademische Ausbildung genossen hat und erst seit etwa zehn Jahren künstlerisch als Maler und Zeichner tätig ist, lebte vor dem Krieg, obwohl Deutscher, meistens in Flandern, in enger Ideen- und Arbeitsgemeinschaft mit dem flämischen Plastiker und Zeichner Georg Minne.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





Hans Burgkmair / Johannes auf Patmos

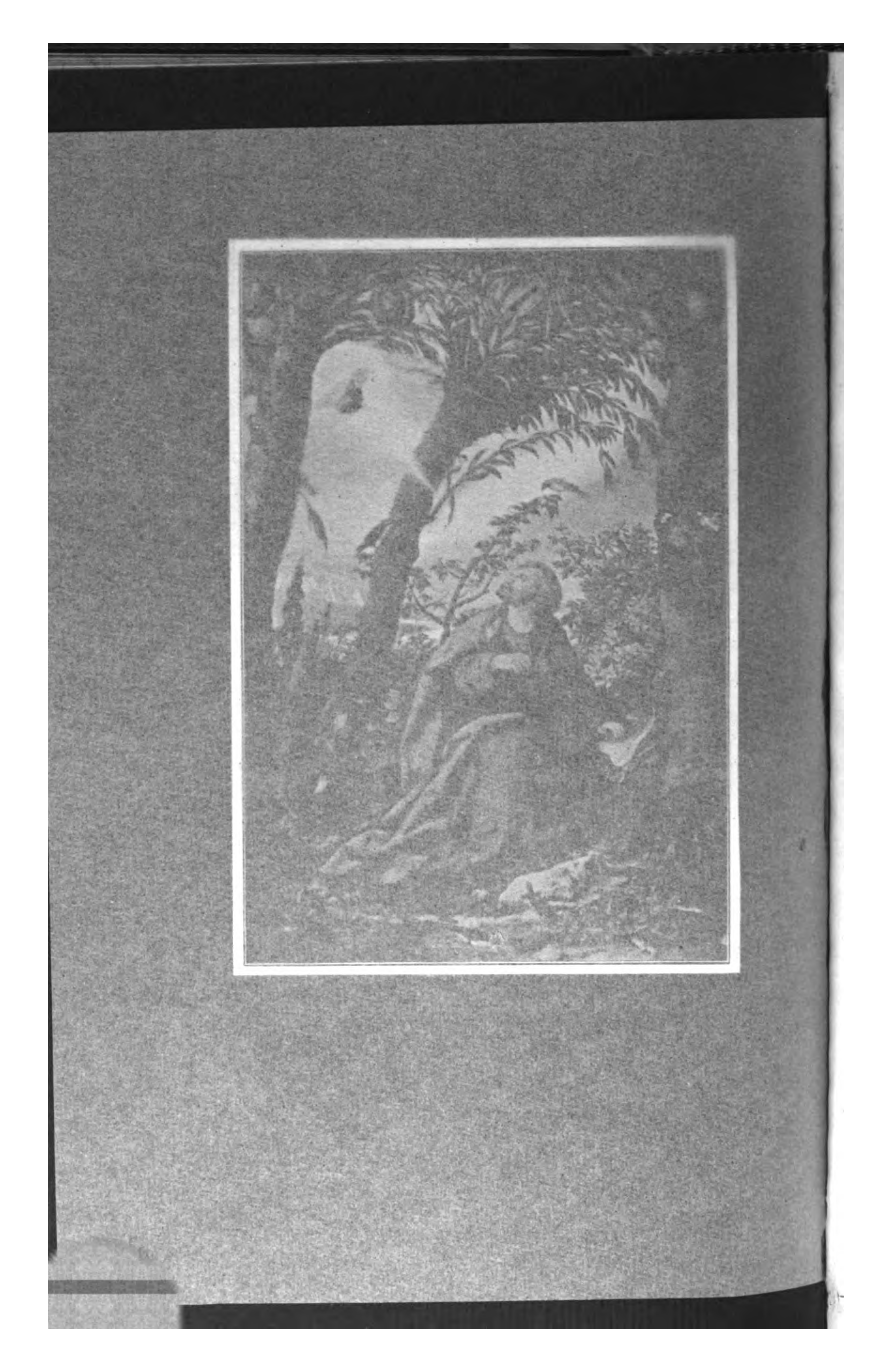




Dreizehnter Jahrgang [illegible]

„Deutsche Politik" [illegible]

Bisher hat uns [illegible] schied vom Amte ohne [illegible] Hohenlohe-Schillingsfürst [illegible] die letzte Hand an das seine legen [illegible] gearbeitet, zur Hälfte bloße [illegible]aufzeichnungen, reich an [illegible] der kleinen Eigenschaften [illegible] Wesens, sind die „Denkwürdigkeiten" ans Tageslicht gekom[illegible] und Bülow durften, was [illegible] Volke sagen woll[illegible] gestalten. [illegible] Zeit, womit er [illegible] Bismarck sein [illegible] ur sein soeben [illegible] Deutsche Politik [illegible] auswärtigen, [illegible] Politik des [illegible] Jahrhunderts [illegible] Ausdruck, da[illegible] [illegible]gen bestäti[illegible] [illegible] ist gesam[illegible] Mannes, der [illegible] einer Rede pro domo [illegible] voll der Zuversicht [illegible] lebende Geschlecht von [illegible] Lehrbuch seiner [illegible] Erziehung und [illegible] praktischen Sta[illegible] zu empfangen vermag. [illegible] stellte deshalb ein [illegible] Journalist [illegible] dem Leserkreise seiner [illegible] in durchsichtiger [illegible] auf ein [illegible]





Dreizehnter Jahrgang September 1916

‚Deutsche Politik' / Von Martin Spahn

Bisher hat uns nur einer unserer Kanzler, Caprivi, bei seinem Abschied vom Amte ohne literarisches Vermächtnis gelassen. Der alte Hohenlohe-Schillingsfürst mußte von hinnen, ehe er die letzte Hand an das seine legen konnte. Zur Hälfte ausgearbeitet, zur Hälfte bloße Tagebuchaufzeichnungen, reich an Stichproben der kleinen Eigenschaften Hohenloheschen Wesens, sind die ‚Denkwürdigkeiten' ans Tageslicht gekommen. Bismarck und Bülow durften, was sie unserem Volke sagen wollten, bis zur völligen Reife gestalten. Mit der Anschaulichkeit, womit er die Dinge stets nach ihrem Inhalt kennzeichnete, nannte Bismarck sein Buch ‚Gedanken und Erinnerungen'. Fürst Bülow wählte für sein soeben erschienenes Vermächtnis die anspruchsvolle Aufschrift ‚Deutsche Politik'. In dem Jahrzehnt, da er zuerst als Staatssekretär des Auswärtigen, dann als Kanzler tätig war, hat die innere wie äußere Politik des von Bismarcks Sturz bis zum Weltkrieg verflossenen Vierteljahrhunderts gegipfelt. Der Fürst leiht im Vorwort der Überzeugung Ausdruck, daß die Ereignisse seine Absichten mittlerweile in allem wesentlichen bestätigt hätten. Sein Werk ist geschrieben nicht im Tone eines Mannes, der das Vorurteil einer Rede pro domo zu scheuen hat, sondern voll der Zuversicht, daß das lebende Geschlecht von keinem Berufeneren das Lehrbuch seiner staatsbürgerlichen Erziehung und das Handbuch seiner praktischen Staatskunst zu empfangen vermag. Mit geistreichem Witze stellte deshalb ein bekannter Berliner Journalist die Bülowsche Darstellung dem Leserkreise seiner Zeitung in durchsichtiger Anspielung auf ein von

länger her berühmtes Buch ähnlicher Geltung unter der Überschrift ‚Das Buch vom Fürsten‘ vor. Freilich ist das in dieser Arbeit Gebotene nicht ganz neu. Ihr Kern findet sich schon in dem Beitrage Bülows zu einem 1914 veröffentlichten Sammelwerke, das der Regierung Kaiser Wilhelms II. gewidmet war. Aber Bücher haben ihre Schicksale. Der Fürst mochte hoffen, daß das damals Gesagte jetzt in der erweiterten Ausgabe als stattliches Buch von der öffentlichen Meinung der Nation williger als zuvor aufgenommen würde, zumal der Krieg den Lehren führender Männer einen Widerhall ohnegleichen verleiht.

Dreihundertundfünfzig Seiten zählt der von Reimar Hobbing verlegte Band. Sie umschließen kein in sich zusammenhängendes Ganzes, dessen Teile einer aus dem anderen erwachsen, sondern reihen fünf Essays aneinander. Nur die Beziehung auf das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes ist ihnen gemeinsam. Dem längsten Abschnitt dient die auswärtige Politik zum Vorwurfe; inhaltlich gehört wohl noch ein kürzerer über das Ostmarkenproblem des deutschen Volkes oder, wenn man will, über das Verhältnis des preußischen Staates zur polnischen Bewegung dazu. Der beredt vorgetragene Grundgedanke der Ausführungen über die auswärtige Politik ist, daß ihre entscheidende Aufgabe nach 1890 der Bau unserer Flotte war, vor deren Vollendung kriegerische Verwicklungen vermieden werden mußten. Die Flotte war vom Kaiser beschlossen, als Bülow im Sommer 1897 das Auswärtige Amt übernahm. Bei Bülows Rücktritt 1909 konnte sie in der Hauptsache als gebaut gelten. Um diesen wichtigen Grundgedanken spinnen sich mancherlei diplomatische Erörterungen. Gefahr drohte dem großen Unternehmen vor allem durch die Eifersucht Englands. Deshalb durfte der englandfeindlichen Stimmung unseres Volkes von der Regierung schon während des Burenkrieges nicht nachgegeben werden. Anderseits hieß es auch vor englischen Lockungen zum Abschlusse eines Bündnisses auf der Hut zu sein. 1904 und 1905 kam der letzte Augenblick, da England noch mit Erfolg die Zerstörung unserer Seemacht versuchen konnte. England wartete auf einen Vorwand zum Losschlagen, erhielt ihn aber nicht. Mit vollem Nachdruck übernimmt Bülow wiederum die Verantwortung dafür, daß der Kaiser auf dem Höhepunkte der Spannung den alten französisch-deutschen Gegensatz infolge des Marokko-Abkommens zwischen London und Paris durch die Landung in Tanger aufs neue zum Weißglühen brachte. Von Tanger führte der Weg nach Algesiras. Das Reich trug dort, — auch dabei wiederholt der Fürst nur früher Gesagtes — obschon uns der äußere Verlauf der Konferenz ungünstig war, im wesentlichen einen durschlagenden Erfolg davon. Vor allem jedoch rühmt er das Ergebnis der bosnischen Krise im Jahre 1908. England habe sie ausnutzen wollen, um die Mächte gegen uns zur Stellungnahme zu bewegen, indessen nur die Tatsache ans Licht gebracht, daß zwischen ihm und den anderen keine Interessengemeinschaft bestand. Unsere festländischen Nebenbuhler regelten ihr Verhältnis zu uns nun, da sich die Dinge zum Ernsten

wendeten, nach dem Maße ihrer und unserer Kräfte zu Lande und ließen die Inselmacht im Stiche. Die in der Bildung begriffene Verbindung Englands, Rußlands und Frankreichs zerfiel, ehe sie gereift war; das Reich ging aus der Krise mit einem erheblichen Zuwachs an Stärke und Ansehen hervor. Dem Leser, der sich von Bülows Vortragsweise bestechen läßt, bleibt zum Schlusse nur das Bedauern, daß Bülow durch das Unverständnis der Parteien in dem Augenblicke zum Rücktritte veranlaßt wurde, als sich seine äußere Politik bewährte und das offene Wasser erreichte. Wer aber mit den Vorgängen der letzten zwei Jahrzehnte gründlich vertraut ist und sie nun im Lichte des Krieges sieht, wird sich von dem Fürsten auf allzu viele Fragen ohne Antwort gelassen finden.

Der Bau der Flotte war eine notwendige Begleiterscheinung der Weltpolitik unseres Kaisers; er durfte nicht unterlassen werden, und es war auch klug, ihn gegen vermeidbare Störungen vor der Zeit zu sichern. Darüber ist kaum eine Meinungsverschiedenheit denkbar. Veröffentlichte Fürst Bülow aber schon im gegenwärtigen Kriege ein Buch über seine Politik, so hätte er die Nation zu Dank verpflichtet, wenn er nicht allen Fleiß der Darstellung darauf verwandte, das Gelingen des Baus zu loben, sondern auch die Höhe des dafür gezahlten Preises und dessen Unvermeidlichkeit ein wenig gründlicher und einleuchtender rechtfertigte. Der Preis war nach seinen eigenen Andeutungen die freiwillige diplomatische Isolierung Deutschlands, die England erst die Möglichkeit gab, von 1903 an uns einzukreisen. Die Antwort auf eine Vorfrage führt uns in den Sachverhalt sofort mitten hinein. Was hatte den Kaiser veranlaßt, nach einer schon nahezu zehnjährigen Regierungszeit plötzlich kurz vor Bülows Amtsantritt den Entschluß zum Flottenbau zu fassen? Das Reich durfte sich in der Weltpolitik, wie im Jahrgang 1906/07 dieser Zeitschrift in großen Zügen dargelegt worden ist, anfangs erheblicher Erfolge freuen. Der Kaiser war fast unmittelbar nach seinem Regierungsantritte im Orient erschienen. Er schenkte andauernd der Türkei und dem Mohammedanismus die größte Beachtung. Unser Handel wuchs allüberall. Frohe Hoffnungen schwellten sicherlich und mit gutem Grunde die Brust des hochgesinnten jungen Monarchen. Sie erweckten den begreiflichen Wunsch in ihm, die freundschaftliche Unterstützung anderer Mächte zu gewinnen. Er suchte sie bei England vergebens. Die Gelegenheit bot sich dagegen bei Rußland, vielleicht sogar bei Frankreich. Beide lebten, ähnlich wie wir, nur schon entschiedener, in den Anfängen weltpolitischer Betätigung. In Wahrnehmung der Gelegenheit wurde mit beiden Mächten 1895 das Abkommen getroffen, dem Vordringen Japans in Ostasien Grenzen zu ziehen. Es stellte sich bald heraus, daß, wenn der Faden weitergesponnen werden sollte, wir auch zur See kriegerische Bedeutung erlangen mußten, um anderen regelmäßig weltpolitische Dienste leisten zu können. Insbesondere schaute Rußland, selbst zur See wenig mächtig, nach flottenstarken Freunden aus. Wir trugen ihm Rechnung. Bülow äußert sich zu diesen Zusammenhängen nicht. Er bezeichnet im Gegenteil das vor seinem

Amtsantritt getroffene Abkommen als ein bloßes Abkommen ad hoc und will ihm keine grundlegende Bedeutung für unsere Politik an der Jahrhundertwende beigemessen wissen. Man möchte glauben, daß er ihm also entweder aus freien Stücken keine Folge gab oder eine Abfuhr erlitt. In beiden Fällen wäre die ruhige, klare Feststellung angemessen, daß uns der Flottenbau in dem für unser Verhältnis zu Rußland und Frankreich entscheidenden Jahrfünft von 1897 bis 1902 zu einer Politik der Zurückhaltung nach allen Seiten hin, bestenfalls einer wohlwollenden Neutralität selbst Rußland gegenüber nötigte und daß wir dabei auch den Verzicht auf die Mitte der 90er Jahre gehegten Hoffnungen einer Annäherung an die Russen und Franzosen in Kauf nehmen mußten, zumal diese Hoffnungen ohnehin auf schwankenden Boden gegründet waren. Statt dessen erklärt der Fürst in einem dogmatischen Tone Frankreichs Gegnerschaft gegen uns für unüberwindlich und auch eine Verpflichtung Rußlands für nicht erreichbar. Wie verhängnisvoll gleich dieses Urteil lautet, jedermann würde es von dem damals verantwortlichen Leiter unserer Politik ehrerbietig hinnehmen, wenn Fürst Bülow nicht selber den Zweifel an der Probe auf seine Meinung weckte und wenn er das Urteil wenigstens durch eine Übersicht über die Vorkommnisse und Umstände jener Jahre unterstützte, die sie wirklich umfaßt und auf ihren Wert zurückführt. In Wahrheit ist die Zahl der von dem Fürsten in die Erörterung gezogenen Tatsachen jedoch auffällig gering. Er geht nicht darauf ein, daß 1898 selbst Delcassé, als er das auswärtige Ministerium Frankreichs übernahm, einen Schritt des Entgegenkommens nach Berlin tat, und daß Frankreich noch bis 1902 in der kleinasiatischen Politik eine Verständigung mit uns nicht ausschlug. Wie er unserer Teilnahme an den Haager Konferenzen mit keinem Wort gedenkt, obwohl sie für die sich von Europa nach Asien wendende Politik Rußlands im ersten Jahrzehnte Nikolaus II. von größter Bedeutung waren, so wird die Bagdadbahn erstaunlicherweise im festen Zusammenhange der Ereignisse von 1898—1902 überhaupt nicht erwähnt, sondern ihr nur nachträglich eine flüchtige Redensart freundlicher Anerkennung gewidmet. Der stark umstrittene Gang nach Kiautschou und nicht die Bagdadbahn stellt sich dem Fürsten als die wahre überseeische Tat jener Jahre dar. Nun rührte wohl der Antrieb zu der Bahn von der Deutschen Bank, nicht von der Regierung her. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß sie rasch zur empfindlichsten Reibungsfläche zwischen England und uns wurde, und daß wir uns mit ihr zugleich in ein Gebiet vorschoben, wo um die Jahrhundertwende auch noch der russisch-englische Interessengegensatz aufs heftigste tobte. Es war mithin eine weltpolitische Handlung ersten Ranges. Fürst Bülow aber läßt uns ohne Erklärung dafür, wie der Bahnbau, an dem Herr von Siemens nicht nur nicht von der Regierung gehindert wurde, sondern wofür er die Unterstützung des Kaisers selbst erhielt, zu der sonst von der Regierung geübten Politik der Zurückhaltung stimmte. Wenn irgendeine Gelegenheit, so bot diese für

einen kühnen und gestaltungsfähigen Staatsmann Aussichten, das 95er Abkommen ad hoc zu dauernden Beziehungen fortzubilden. Zeigte man sich hier schon tätiger als an andern Orten, warum nutzte man die Gelegenheit nicht? Hielt man es aber nun einmal nicht für richtig, nach Bündnissen zu trachten, warum blieb man dann nicht einstweilen auch noch vom Euphrat und Tigris fort? Fürst Bülow hätte sich kaum ein größeres Verdienst durch sein Buch erwerben können, als wenn er das Vorurteil ausgerottet hätte, unsere auswärtige Führung habe in den Jahren vor dem Kriege der Weite des Blickes ermangelt, die ihr beim Übergange von der innereuropäischen zur Weltpolitik nottat. Er hat sich darum leider gar nicht bemüht. Vielleicht leitete den Fürsten die irrige Meinung, daß wir die Bagdadbahn als ein rein wirtschaftliches Unternehmen hinstellen könnten und daß in diesem Falle die politischen Zirkel durch die Bahn nicht gestört werden würden. Eine solche fehlerhafte Auffassung ist in unserer auswärtigen Politik noch über die Bülowsche Zeit hinaus zu verspüren gewesen. Sie mag also im Vereine mit der Sucht, England um jeden Preis zu beschwichtigen und hinzuhalten, das ihre dazu beigetragen haben, daß die erste Hälfte der Bülowschen Führung unserer Politik, die nicht nur die Kiellegung unserer Flotte zur Aufgabe hatte, sondern auch über die Beziehungen zu unseren festländischen Nachbarn bis zum Kriege entschied, uns Rußland und Frankreich schließlich wieder wesentlich ferner als zu Anfang zeigte. Das Buch des Fürsten läßt uns in dieser ersten, grundlegenden Frage an ihn so klug wie vorher.

Fürst Bülow hat es nicht anders mit der weiteren Pflicht gehalten, endlich dem nicht minder starken Einwurfe zu begegnen, der gegen ihn im zweiten Jahrfünft seiner auswärtigen Geschäftsführung erhoben wurde und in den letzten Jahren vor dem Kriege noch an Ernst gewann, er habe den Marokko-Zwischenfall heraufbeschworen und nicht ausgetragen. Professor Hans Delbrück, der Leiter der ‚Preußischen Jahrbücher‘, veröffentlichte kürzlich im ‚Tag‘ einen Aufsatz unter der Überschrift: ‚Divide et impera‘. Den Gegenstand des Aufsatzes bildete das gegenwärtige Stärkeverhältnis der miteinander ringenden Mächte. Er gelangte zu dem Ergebnis, England sei unser Hauptgegner, vorerst jedoch noch nicht zu erschüttern; umgekehrt trenne uns von Rußland kaum etwas, ihm aber könnten wir an den Kragen, und darum müßten wir uns an ihm schadlos halten. Überschrift wie Inhalt des Aufsatzes ist wohl das Unbegreiflichste, was die dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg persönlich ergebene Publizistik während des Krieges bisher ins Volk brachte. Ein Verfahren, wie es Delbrück empfiehlt, muß über die Kreise der davon Betroffenen hinaus aufreizend und verbitternd wirken. Um so verwunderlicher mutet an, daß auch ein so kluger Staatsmann wie Fürst Bülow es noch immer nicht vermeidet, seine Aufrollung der Marokkofrage im Jahre 1905 dem Verdachte auszusetzen, als habe er damals bei seinem kaiserlichen Herrn ein ähnliches Verfahren befürwortet. Es war die schwülste Zeit seiner Kanzlerschaft. Er selbst lebte unter dem

Drucke der (vielleicht nicht hinreichend gegründeten) Überzeugung, daß England jetzt oder nie mehr mit der Aussicht auf einen vollen Sieg uns überfallen und unsere Entwicklung zur See unterbinden könnte. Rußland vermochte uns zwar anfangs 1905 nach seinen Niederlagen im Japanischen Krieg den Handelsvertrag nicht zu verweigern, dem Bülow kurz darauf in der inneren Politik seinen glattesten Erfolg verdankte. Da die Russen aber keinen ausgleichenden Gewinn als Preis unserer Neutralität in ihrer Rechnung verbuchen konnten, suchten sie schon bei den angelsächsischen Mächten Anschluß. Durch den Frieden von Portsmouth gerieten sie in das Fahrwasser Englands. Frankreich hatte sich endgültig 1903 der aufgehenden Sonne Eduards VII. zugeneigt. Schlichter Überlegung will es dünken, daß unsere Regierung in diesem Zeitpunkt am dringlichsten die vom Fürsten Bülow ihr seit seinem Amtsantritt auferlegte Zurückhaltung üben mußte, wenn sie ihren vollen Zweck erreichen sollte. Dem entgegen erhob das Deutsche Reich aber gerade damals gegen ein Abkommen schroffen Einspruch, durch das sich Frankreich nicht ohne schwere Opfer die Zustimmung Englands zu seiner kolonialen Ausbreitung in Marokko verschafft hatte. Der Kaiser landete in Tanger. Es war ein Löwensprung, der noch gewaltigeres Aufsehen erregte als 1911 der Panthersprung ins gleiche Land. Als Grund für den Schritt, dessen Form diplomatischen Gepflogenheiten wenig entsprach, nennt Fürst Bülow die Verletzung des deutschen Prestiges; er erblickte sie im Abschlusse des Vertrags zwischen nur zwei Staaten über ein unter internationales Recht gestelltes Gebiet. Unzweifelhaft aber wurde uns in einer Zeit, da wir von England und Rußland manches zu dulden für richtig hielten, die gar so laute Bedrohung des schwächeren Frankreich weithin mißdeutet. Später haben wir doch mit Frankreich über Marokko verhandelt. 1911 reifte uns keine Frucht mehr daraus. Bei rechtzeitiger Aussaat im Jahre 1905 konnten wir vielleicht noch die Ernte in unsere Scheuern bringen. Solche Erwägungen sind anscheinend auch dem Urheber unseres Einspruches von 1905 nicht immer fremd geblieben, wie nachdrücklich er sich gleich auf seine Verantwortung dafür versteift. Deshalb rechtfertigt er sich noch mit einem anderen Grunde. Der Kaiser habe sich 1898 als Schirmherr des Islams bezeichnet und darum an die Selbständigkeit des Sultans von Marokko nicht rühren lassen dürfen. Unsere Politik überschätzte vor dem Kriege tatsächlich unter der Nachwirkung einer ausgangs der achtziger Jahre in Europa allgemeinen Meinung den Zusammenhang unter den Mohammedanern. Überschätzt hätte sie 1905 aber auch ihre Fähigkeit zu weltpolitischer Kraftentfaltung, wenn Bülows Angabe zutrifft. Wir vermochten das Gesamtgebiet des Islams keinesfalls, nicht einmal, soweit es völkerrechtlich noch selbständig war, zu decken. Versuchten wir es dennoch, so setzten wir das Vaterland noch weit ärgeren Gefahren aus als durch das frühe Aufgreifen des Planes der Bagdadbahn. Das französisch-deutsche Verhältnis ließ sich nicht behandeln, als lebten wir mit Frankreich allein auf der Welt. Hinter Frankreich stand

1905 schon England. Die Zukunft des Islam ging alle Großmächte an. Die Landung in Tanger war deshalb ein Ereignis, das seinen Zusammenhängen nach der Weltpolitik und nicht nur der deutsch-französischen Geschichte angehörte. Mit soviel Überredungsgabe immer Fürst Bülow in seinem Buche der Nation eine vorsichtige Zurückhaltung gegenüber allen Mächten während des Flottenbaus als Grundgedanken seiner Politik nahebringen möchte, er bleibt ihr ebensosehr durch die Nichterwähnung der Bagdadbahn wie durch das ausdrückliche Bekenntnis zu der Einmischung in Marokko den Nachweis schuldig, daß seine Politik wirklich den einheitlichen Zug aufwies, den er ihr beigemessen zu sehen wünscht.

Einstweilen schien sich freilich 1908 alles zum Guten zu wenden. Die Flotte wuchs heran, und wie ein deus ex machina erleichterte die bosnische Krise unsere Lage erheblich. Die Fäden zwischen England und den Festlandsmächten waren noch nicht fest genug gesponnen; Rußland und Frankreich fürchteten, als sie losschlagen sollten, daß ihre Rüstungen nicht genügten. Wir gewannen sechs Jahre, um unsere Stellung zu befestigen, möglicherweise den kriegerischen Zusammenstoß mit der Gesamtheit unserer Nebenbuhler ganz und gar zu vermeiden. Kaum irgendwo ist damals in der der Reichsregierung nicht verpflichteten Publizistik die Wirkung der Krise freudiger anerkannt worden als im ‚Hochland‘. Höher jedoch denn als einen Zeitgewinn dürfen wir sie heute nicht mehr werten. Zudem ging auch er sogleich wieder gutenteils verloren, weil der innere Unfriede unter uns für längere Zeit völlig überhand nahm. Im Spätherbst 1908 veröffentlichte ‚Daily Telegraph‘ die Ratschläge, die unser Kaiser im Burenkriege England erteilt hatte; die Enthüllung schlug furchtbar ein. Seltsamerweise erinnert sich Fürst Bülow in seinem Buche weder dieser Tatsache mehr, noch daß er damals die Verantwortung für die Ratschläge ausschließlich dem Monarchen aufbürdete. Dabei entfernt seine jetzige Darstellung selbst den letzten Zweifel, daß sich der Kaiser in seinem Verhalten nur enge den von Bülow beim Antritte des Amtes eingeschlagenen Richtlinien anschmiegte. Kaum war die schmerzliche Zerrüttung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Nation erfolgt, so wurde durch die Art, wie der Kanzler taktisch die Aufgabe der Reichsfinanzreform behandelte, der Kampf unter den politischen Parteien bis zur äußersten Gewalt entfesselt. Erst im Winter 1912 auf 1913 erlangte unsere Politik ihre Bewegungsfreiheit zurück. Fürst Bülow aber möchte unentwegt den für uns günstigen Ausgang der bosnischen Krise nicht nur als Zeitgewinn, sondern als entscheidende Wendung zum Guten, als sieghaften Abschluß der gefahrenreichen Zeit gewertet wissen, während der ihm das Steuer des Reichsschiffes zu lenken vergönnt war. Er lebt sichtlich in der Überzeugung, daß dem Reiche der Friede in Ehren gewahrt worden wäre, wenn ihn nicht ein unfreundliches Schicksal im Augenblicke des Erfolges von der Befehlsbrücke des Schiffes heruntergeholt hätte. Leider verstand es sich aus Gründen des Taktes gegen seinen Nachfolger von selber, daß er es in diesem Falle bei der Meinung ließ. Es bildete sich da-

durch in seiner Darstellung eine für ein Handbuch unserer praktischen Staatskunst empfindliche Lücke. Bis zu einem gewissen Grade vermögen wir die Lücke indessen durch die Bemerkungen Bülows über die künftigen Aufgaben unserer Diplomatie zu schließen.

Den Äußerungen des früheren Kanzlers über diese Aufgaben waren bei ihrer Niederschrift Grenzen durch die Märzrede des Herrn von Bethmann Hollweg gezogen, mit der er sich nicht leicht in offenbaren Widerspruch setzen konnte. Wo er dennoch von ihr abweicht, befleißigt er sich peinlicher Vorsicht. Das einzige grundsätzliche Bedenken flößt dem Fürsten ein, daß sein Nachfolger die Befreiung Polens unter die deutschen Kriegsziele aufnahm; er ist der Urheber des Enteignungsparagraphen gegen die preußischen Polen. Sonst dürften beide Kanzler im Urteil über die in unserer Politik zu gebende Richtung weithin übereintreffen. Der etwas stärkere Einschlag Bismarckischer Überlieferung im Gewebe der Ansichten Bülows ist immerhin nicht so kräftig, daß er außer in der Polenfrage zwischen beiden Männern wesentliche Abweichungen begründete. Wo noch Abweichungen in die Augen springen, wiegen sie nicht schwer. Eine Rücksicht auf die öffentliche Meinung gab sie ein, die bei dem fürstlichen Schriftsteller ebenso begreiflich ist, wie es sich versteht, daß der im Amte befindliche Staatsmann sie nicht üben zu dürfen glaubt. So schlägt Fürst Bülow scharfe Töne gegen Amerika an, wo er der eigenen Politik nachrühmt, daß sie die Vereinigten Staaten nach anfänglichen Schwierigkeiten von störender Einmischung in unsere Bahnen fernzuhalten verstand. Auch nach Belgien schaut der Fürst entschlossener aus wie Herr von Bethmann Hollweg. Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei werden in der ‚Deutschen Politik' nur kurz, zum Teil anhangsweise, erwähnt. Auch ohne daß sich der Fürst dahin ausspricht, schimmert genugsam durch, daß er die Anschauung nicht teilt, als gelte es für uns vor allem die Sicherung einer inneren, von Hamburg bis zum Persischen Golf reichenden Linie gegen jedwede Umspannung durch England, und daß er ebensowenig, sei es im phantastischen Sinne Naumanns oder auf die nüchterne Weise Metternichs und selbst Bismarcks, ein Mitteleuropa vor Augen sieht. Das Meer zieht seine Aufmerksamkeit an. Wir müssen Welthandel treiben. Deshalb sind die Ozeane eine ‚Lebensstraße' für uns geworden. Darin findet Bülow, noch ganz im Gleise der Anfänge Wilhelm II., den Grund der deutschen Wendung zur Weltpolitik, der Erweiterung unseres einstigen Betätigungsfeldes. Er hält deshalb aber auch heute wie damals Englands Sorge vor uns für ‚eingebildet'. Weder von England noch von Rußland trennte uns vor dem Kriege ein ‚unüberwindlicher Interessengegensatz'. Mit der vollen Sicherheit freilich, womit Fürst Bülow diese Behauptung in der älteren Fassung seiner Arbeit vortrug, wiederholt er sie England gegenüber heute nicht mehr. An einzelnen Stellen seines Buches kommt er sogar, hoffentlich nicht auch im Banne der öffentlichen Meinung, zu einer wesentlich schärferen Erfassung dessen, was England gegen uns die Waffen erheben

ließ. Schon berufen sich die Fürsprecher eines rücksichtslosen Kampfes wider England auf diese Stellen. Aber schließlich bleibt er doch derselbe Mann, der sich schon um die Jahrhundertwende scheute, zwischen Rußland und England zu wählen. Eine Möglichkeit des Verständnisses besteht für uns sachlich nur noch mit Rußland. Unser Verhältnis zu ihm ist jedoch seit dem Ausbruch des Krieges von Monat zu Monat mehr verschüttet worden. England gegenüber war alles Hoffen und Harren schon längst vergeblich und wird es auf lange hinaus bleiben, wenn wir uns nicht gleich Frankreich unsrer Anwartschaft auf eine Stellung als Weltmacht begeben wollen. Über solcher Erkenntnis ist in der Seele des Fürsten aus der Stimmung des Zauderns eine Stimmung des Entsagens geworden, wie jene voll der verhaltenen Klage, warum wohl beide feindlichen Mächte unsre friedlichen Absichten nicht erwidern. Vielleicht aber lebt auch noch ein letzter Rest von Hoffnung darin, wiederum ganz wie in den Kundgebungen unsrer amtlichen Diplomatie. Eine Liebe hat sich der Fürst selbst in die Tage des allgemeinen Krieges gegen uns hinübergerettet, die Liebe zu Italien. Er will nicht wahr haben, daß es uns während seiner Kanzlerschaft untreu wurde. Er weiß Entschuldigungen auch für sein gegenwärtiges Verhalten. Trennen uns von unsern andern Feinden keine ‚unüberwindlichen' Interessengegensätze, so verbindet uns mit Italien sogar geradezu eine ‚Interessengemeinschaft'. Man möchte sich dieses Vertrauen gern und achtungsvoll aus persönlichen Bedingungen der Urteilsbildung erklären, wenn nicht der Nachfolger des Fürsten mit ihm auch hierin sichtlich übereinstimmte. Das Einverständnis beider Männer über unsre auswärtige Politik im Kriege reicht derart weit, daß getrost angenommen werden darf, Herr von Bethmann Hollweg spann in dem Jahrfünft von 1909—1914 die alten Fäden. Es ist zwar möglich, daß der Fürst einzelne Vorkommnisse taktisch anders angefaßt hätte; er selbst deutet es namentlich für das Abkommen über Marokko an. Insofern mag der gegenwärtige Kanzler die Verantwortung für die näheren Anlässe des Krieges tragen. Dagegen die Last der Verantwortung für die Richtung der Fahrt im ganzen, auf der uns das Unwetter des Krieges ereilte, kann Fürst Bülow nicht abwälzen. Nicht nur zu bescheiden, sondern auch aussichtslos wäre der Versuch, an der entscheidenden Bedeutung seiner Kanzlerschaft für die gesamte Zeit von Bismarcks Sturz bis zur Gegenwart im guten oder im bösen zu rütteln.

Für seine Leitung der inneren Politik nimmt Fürst Bülow keinen beherrschenden Gedanken von der Art in Anspruch, wie er ihn für die äußere Politik in der Sicherung des Flottenbaues besessen zu haben angibt. Eine hervorragende Tat gelang ihm dort gleich zu Beginn seiner Kanzlerschaft. Der Reichstag nahm 1902 den Zolltarif an. Mit ihr kehrte unsre Wirtschaftspolitik zu den Wegen Bismarcks zurück. Nichts, auch der Bau der Flotte nicht, ist für die Verstärkung unserer Verteidigungsfähigkeit gegen England im gegenwärtigen Kriege gleich wichtig geworden. Eine planmäßige Fortbildung der Wirtschaftspolitik unter diesem

Gesichtspunkte hätte sehr wohl einen beherrschenden Gedanken für die innere Politik abgeben können und wäre vermutlich bald auch für die äußere fruchtbar geworden. Der Fürst beliebte sie nicht. Er mißt noch heute einer andern Tat seiner Amtsführung, dem Versuche der Blockbildung, den höheren Wert bei. Die Notwendigkeit des Versuches begründet er einmal mit der Herrschsucht, der die Zentrumspartei durch ihre ausschlaggebende Stellung in den Reichstagen von 1893 bis 1906 verfallen gewesen sei, sodann mit dem Bedürfnis, die linksliberalen Gruppen zur Mitarbeit an der Rüstungspolitik heranzuziehen. Belege für die Herrschsucht des Zentrums bringt der Fürst in seinem Buche so wenig bei, wie er sie zur Hand hatte, als er an der Jahreswende 1906/07 die Agitation gegen die Partei leitete. Man liest darum die entsprechenden Ausführungen aus der Feder eines sonst die Politik in vornehmer Höhe haltenden Mannes mit Bedauern. Die Anstände, die ihm einzelne Mitglieder der Partei bereiteten, waren auf ein ganz anderes Blatt zu schreiben als auf das des Parteiübermuts, auf dasselbe Blatt, unter das er durch die Heranziehung der Linksliberalen erfreulicherweise ein für allemal den Strich ziehen konnte. Dem Zentrum gehörten von je regelmäßig einige Männer an, die in Sachen der Verfassungs-, Finanz-, Rüstungs- und Kolonialpolitik grundsätzlich mit den Linksliberalen hielten. Sie legten ihrer oppositionellen Neigung in den letzten Jahren vor der Reichstagsauflösung des Dezember 1906 weniger Zügel an als die schon auf dem Wege zur Regierung befindlichen und von ihr gesuchten fortschrittlichen Gruppen. Innerlich standen sie aber nicht anders. Sie haben sich denn auch gleich diesen nach der Reichstagsauflösung für die Wehr des Vaterlandes gewinnen lassen und wetteifern heute mit den Abgeordneten und Blättern der liberalen Linken in der vaterländischen Begeisterung. Wäre die Blockbildung lediglich zu dem taktischen Zwecke erfolgt, den liberalen Elementen unsres Vaterlandes, die den Anschluß an die deutsche Wehrpolitik 1866 noch nicht fanden, nunmehr die Brücke zu schlagen, so könnte dem Fürsten für sie gegenwärtig, wo die Wunden, die ihretwegen geschlagen werden mußten, vernarbt sind und der Gewinn davongetragen ist, ruhig die allgemeine Anerkennung ausgesprochen werden. Er möchte sie denn auch als nichts mehr gewürdigt haben. Indessen trägt leider gerade sein Buch wiederum bedeutsame Zeugnisse für die Annahme bei, daß die Blockbildung gewollt oder ungewollt grundsätzlich unsrer inneren Politik eine andre Richtung gab. Selbst damit aber könnte man sich zur Not noch abfinden, wenn das Ergebnis der Blockbegründung eine beständige Mehrheitsbildung gegen die Sozialdemokratie geworden wäre. Wie es jedoch schon vorher die Regel bei unerwarteten und gewaltsamen Parteiverbindungen gewesen war, glückte wohl der erste Anlauf; bei den nächsten Wahlen heimsten die geworfenen Parteien wieder eine desto größere Anzahl Sitze ein. Glaubte die Regierung nun einmal das Opfer einer Wendung bringen zu sollen, um die äußere Machtentfaltung des Staates gegen parlamentarische Hemmungen zu sichern,

so mußte sich ihr Werben sogleich auf die Sozialdemokratie selber richten. Vermochte sie gleichzeitig den 1866 dem Liberalismus eingeräumten Einfluß wieder zurückzudämmen, statt ihn schrankenlos zu machen, so wurde dadurch zwar nichts daran geändert, daß vieles, was bisher zum festen Bestande unsrer staatlichen Einrichtungen und Überzeugungen gehörte, fallen mußte; aber der Staat durfte erwarten, für das, was er hingab, an den gesellschafts- und staatsorganisatorischen Kräften der Sozialdemokratie einen Ersatz zu erlangen, während Bismarck seinerzeit die Liberalen hatte heranziehen müssen, ohne daß der Liberalismus einen solchen Ersatz bieten konnte. Wenige Monate nach der Blockbildung wurden aufmerksame Beobachter darauf aufmerksam, daß sich eine Annäherung der Regierung auch an die Sozialdemokratie vorzubereiten scheine. Fürst Bülow läßt jetzt durch sein Buch keinen Zweifel darüber, daß er daran unbeteiligt war. Vermutlich ging der Anstoß von Herrn Bethmann Hollweg aus, der im Sommer 1907 Posadowskys Nachfolger im Staatssekretariat des Innern geworden war. Nur dachte Herr von Bethmann Hollweg und denkt auch heute nicht daran, durch die Sozialdemokratie wieder vom Liberalismus unabhängig zu werden. Fürst Bülow persönlich hat der Sozialdemokratie unverkennbar ohne jedes tiefere Verständnis gegenübergestanden. Er spricht von einer seltsamen Verquickung internationaler Bestrebungen und engen Kastengeistes in der sozialdemokratisch beeinflußten Arbeiterbewegung, als wenn nur sie diese Eigenschaften aufwiese und nicht alle Standesbewegungen bei ihrem Aufkommen, selbst die der Vorläufer des heutigen Adels, der Ritter, verwandte Erscheinungen gezeitigt hätten. Derlei braucht nicht zu dauern. An den Kern der Parteibildung rührt dagegen nicht einer der ihr gewidmeten Sätze des Buches. Die Sozialdemokraten huldigen, laut dem Fürsten, gleich dem Zentrum einer abstrakt dogmatischen Anschauung vom Staate. Der Fürst aber beschäftigt sich eingehend bloß mit den Parteien, denen er, übrigens wenig ursprünglich, eine konkret historische Staatsanschauung zumißt, den Konservativen und Liberalen. Man darf danach zu ermessen wagen, wie wenig tief auch nur die taktischen Erwägungen griffen, auf die hin unser Vaterland in die Strudel der Reichstagsauflösung und der daraus geborenen Anstrengungen, den Block zusammenzuhalten, geworfen wurde. Wahrscheinlich ist nach dem ersten Entschlusse alles weitere mehr durch eine geistige Wahlverwandtschaft des damaligen Kanzlers mit den Liberalen als durch vermeintliche oder wirkliche Erfordernisse der ‚Staatsraison‘ verschuldet worden.

In den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erwog der erste Kanzler des Reiches lange, als er die deutsche Frage wider seine Überlegung nicht mit Österreich, sondern im Bunde mit der liberalen Bewegung lösen mußte, ob er die Zukunft Preußens und des Reiches auf eine aus den Nationalliberalen und den gemäßigten Konservativen geschmiedete Land- und Reichstagsmehrheit zu bauen vermöge. Die Konservativen hatten sich ihm versagt. Er brauchte die Liberalen zu den Wehrvorlagen, bald auch im Kampfe um die eigene Behauptung im Amte. Damals fand er, daß der

Schutz des Reiches gegen Einbrüche noch das wichtigste sei und man sich später überlegen könne, ob man das Haus im Innern etwas mehr im Sinne der Konservativen oder Liberalen einrichten wolle. Er kam aber nicht mit der Überlegung zum Ziele; die Jahre, da er sie zu verwirklichen suchte, sind die unfruchtbarsten seiner Amtszeit geworden. Dagegen in den Jahren vor- und nachher, in denen er sich erst in unserer Verfassungspolitik, später in der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik schöpferisch auswirkte, ist er ganz und gar von konservativen Grundgedanken ohne jedes Kompromiß ausgegangen und hat sich fest auf seine konservativen Parteigenossen gestützt. Es gibt kein leuchtenderes Beispiel dafür, daß ein Staatsmann, obschon er über seine Partei hinauswachsen muß, an Gestaltungskraft gewinnt, wenn er seinem Handeln die ideelle Einheit bewahrt und wenn er sich durch die fortwährende Fühlung mit seiner Partei zugleich die Verbindung mit dem politischen Erleben der gesamten Nation sichert. Für den Verfasser der ‚Deutschen Politik' aber ist die konservativ-liberale Mittellinie, wonach Bismarck nur einige Zeit mangels eines besseren Weges tastete, das Ideal. ‚Die ersprießlichsten Zeiten unserer inneren Politik waren die, in denen Konservative und Liberale sich nicht grundsätzlich feind, sondern bemüht waren, ihre beiderseitigen politischen Forderungen herabzustimmen, um nicht völlig voneinander getrennt zu werden.' Diese Denkart Bülows erklärt sich einmal daraus, daß er im Unterschied von Bismarck einseitig Diplomat, Staatsmann der äußeren Politik ist, sodann aus der Grundstimmung seiner Kulturansichten. An einer Stelle seines Buches meint er, daß sich wohl die Mehrzahl unserer höheren Beamten schwer entscheiden könnte, ob sie zur konservativen oder liberalen Partei gehöre. Diese politische Geschlechtslosigkeit hat bei den einen ihre Ursache darin, daß der nicht in der Kreisverfassung bodenständige Teil des preußischen Verwaltungsbeamtentums von jeher liberalen Anschauungen huldigte, sich jedoch wegen der Eigenart des preußischen Staatswesens und gebunden durch die gesellschaftlichen Anforderungen des preußischen Adels nicht so rückhaltlos wie die süddeutschen Amtsgenossen dazu zu bekennen wagte. Bei den übrigen rührt sie vom Einflusse einer schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen, besonderen konservativ-liberalen Parteiströmung her. Diese Parteiströmung verbreitete sich zuerst in den mitteldeutschen Staaten, denen es zu einer rein konservativen Parteibildung an der ausreichenden Zahl und Kraft konservativer Männer und Vorstellungen gebrach. Sie griff nach Preußen hinüber und hat der konservativen Partei allmählich, namentlich in ihren sozial und intellektuell höherstehenden Schichten starken Abbruch getan. Als ein Phänomen unserer Parteigeschichte, das durchaus selbständige Würdigung verdient, sollte sie endlich einmal Gegenstand sorgfältiger, wissenschaftlicher Forschung werden, um so mehr, als unsere innere Politik seit der Blockbildung ohne Zweifel aufs ernsteste mit ihr zu rechnen hat. Fürst Bülow dürfte ihr die Bahn zur Macht ein für allemal gebrochen haben. Wie sehr ihm dabei die Stimmung vielerorts entgegenkam, ist im ersten

Hefte des Hochlandjahrganges 1908/09 besprochen worden. Das konservativ-liberale Denken hat sich im Laufe der Zeit unter Festhaltung konservativer Äußerlichkeiten immer mehr der inneren Bestandteile konservativen Ursprungs entledigt und ist wesenhaft liberal geworden. Der Fürst selbst ist als einer seiner typischen Vertreter in Anspruch zu nehmen. ‚Von den grundsätzlichen Anschauungen des Konservatismus über die gesellschaftliche, wirtschaftliche und vor allem die staatliche Ordnung hat mich nie etwas getrennt und trennt mich auch heute nichts.‘ Aber ‚auch die liberalen Gedanken dürfen in der Nation niemals verschwinden. Wurzelt der Konservatismus (!) vornehmlich im alten preußischen Staatssinn, so der Liberalismus in der geistigen Eigenart des deutschen Volkes‘. Es ist wohl darauf zu merken. Fürst Bülow spricht ausschließlich von den Parteianschauungen, nicht von den Parteiorganisationen oder Fraktionen, die die Anschauungen augenblicklich vertreten. Ihn treibt nicht wie Bismarck 1872 Unzufriedenheit mit der Haltung der konservativen Führer näher an die Liberalen heran. Er läßt sich in grundsätzliche Erörterungen, in Ergüsse seines politischen Gewissens ein. In der Ausführung seiner These verrät der Fürst mit keiner Andeutung, daß er je etwas von der Ausprägung eines tief in unserem Volksgeiste verankerten Freiheitsbegriffes durch konservative Denkarbeit hörte. Er rühmt nur das nach ihm notwendige Wirken des Liberalismus für die Freiheit des Individuums als Gegenspiel zu dessen Bindung durch den Staat und zeigt sich dabei ganz im Banne der uns volksfremden westeuropäischen Ideen. Demselben Liberalismus, dem wir deutschen Katholiken vor einem Menschenalter die Knebelung unseres Gewissens zu danken hatten und der damit wahrhaftig keine in seiner Geschichte unerhörte Handlung beging, bescheinigt der Fürst seine Verdienste um die Gewissensfreiheit. Er sieht in ihm auch den unentbehrlichen, einzigen Vorkämpfer Bismarcks für den nationalen Gedanken, wiederum anscheinend ohne jede Kenntnis der den Bedürfnissen Deutschlands einsichtiger angepaßten, obwohl nicht so ins Breite gehenden Vorarbeit, die konservative Männer dafür leisteten. In jeder Wendung, in jedem Urteil kommt zum Vorschein, wie sich seine geschichtliche Allgemeinbildung, mag er nun vom Mittelalter oder neueren Tagen reden, im vollen Gegensatz zu der wunderbar echten und eindringenden Geschichtsanschauung Bismarcks im Rahmen des liberalen Historismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hält. Entsprechend kehren in dem Buche des Fürsten, was er auch über sich aussagen zu können glaubt, alle die dem Liberalismus geläufigen Meinungen über Staat und Kultur wieder. Keine Partei wurzelt tiefer wie der Liberalismus in Kulturbestrebungen; seine politischen Antriebe kommen mehr als die aller anderen Parteien aus seiner Weltanschauung. Keine Partei sträubt sich aber andauernd mehr gegen das Eingeständnis eines Zusammenhangs zwischen ‚Politik und Religion‘, Staat und Weltanschauung als eben der Liberalismus. Auch dem Fürsten Bülow ist es deshalb schier unbegreiflich, daß die deutschen Parteien ihre Parteianschauung so gern zur Weltanschauung

zu steigern bemüht sind. Das Interesse des absoluten Liberalismus am inneren Leben des Staates ist, weil die Kulturinteressen in seinem Denken vorwalten, sehr begrenzt. Ein paar höfliche Bemerkungen über Sozialpolitik, eine ausführlichere, jedoch durch Eigenart nicht stärker hervorstechende Darlegung über unsere Wirtschaftspolitik als Politik des Ausgleiches zwischen der kräfteerzeugenden Landwirtschaft und der kräfteverbrauchenden Industrie, — sonst kennt das Buch nur verfassungspolitische Aufgaben als Gegenstand der inneren Staatstätigkeit, und auch sie wiederum nur in der liberalen Beschränkung auf das Verhältnis von Kron- und Parlamentsgewalt, sowie auf die Reibungen der Parteien untereinander und mit den Ministern. Über die Parteien und ihr Wesen hat sich Fürst Bülow stets mit Vorliebe verbreitet. Ausführungen darüber füllen volle zwei unter den drei Abschnitten seiner ‚Deutschen Politik', die dem inneren Staatsleben vorbehalten sind; aber auch in dem dritten, der ‚Wirtschaftspolitik' überschrieben ist, lenkt er schließlich auf sein Lieblingsthema zurück. Wieder sagt er manch kluges und scharfsichtiges Wort zur Sache, obwohl nicht ohne Übertreibungen. Er zerfetzt das politische Parteiwesen stellenweise derart und räumt plötzlich an der Sozialdemokratie als einzig Gutes so nachdrücklich ihre Entwicklung zur Interessenvertretung der deutschen Arbeiter ein, daß der Leser schon die grundsätzliche liberale Schwärmerei für die rein verfassungspolitischen Parteibildungen von ihm überwunden glaubt. Da entdeckt der Fürst im Nachworte zu seinen parteipolitischen Betrachtungen aufs neue sein Herz für die Parteien, wie sie sind. An ihre Stelle drohten sich jüngst wieder erwerbständische Vertretungen zu schieben. Sie verabscheut er im Wesen, nicht nur ihr Treiben. Das Lob der Sozialdemokratie als Arbeitervertretung war ihm im Wortgefecht als bloßer Gegenhieb entfahren. Welche Erfahrungen er auch als Minister mit den politischen Parteien machte, er denkt zu sehr aus dem Anschauungskreise des Liberalismus, als daß er sich den Staat ernstlich ohne sie vorstellen könnte.

Eine eigene Studie würde es erfordern, die liberale Psyche des Fürsten nach allen Richtungen hin klarzulegen und zu erweisen. Die namhaft gemachten Merkmale mögen immerhin das Verständnis dafür wecken, warum er in seinem Buche immer wieder betont, daß ein Staatsmann keine grundsätzliche Politik treiben könne und sich jeder Staat Fortschritten der Kultur anpassen müsse. Nicht nur Preußen, sondern auch das Reich als Staat der deutschen Nation ruht von Natur und Geschichte, ruht auch dank Bismarck auf konservativen Grundlagen. Wer als leitender Staatsmann liberalen Anschauungen folgen möchte, kann es einstweilen nur unter dem Vorwande, daß alle echte Staatskunst opportunistisch sei. Das Ziel aber steht links, und das Gefährlichste daran ist, daß Liberale und Sozialdemokraten nunmehr zugleich, wie Fürst Bülow sich ausdrückt, ‚erzogen' werden sollen. Beide Parteien sind von Natur wie Feuer und Wasser. Gemeinsam haben sie bloß gewisse radikale und demokratische Verfassungsbestrebungen.

Alle Zugeständnisse werden deshalb in dieser einen Richtung gemacht. Fürst Bülow wurde von den linksliberalen Gruppen, ihres Traumes der großen Linken wegen, zu ihr hingezogen. Er schlug die Richtung ein, weil es ihm um jene Gruppen zu tun war. Seit seinem Sturze drängt eigener Wille, zunehmende Sympathie sowohl solche für die Sozialdemokratie wie für den Liberalismus unsere Bürokratie auf demselben Wege weiter.

Bedarf es noch einer kurzen Mitteilung darüber, daß Fürst Bülow hier und da auch einzelne Gedanken zu dem äußert, was nach dem Kriege bei uns anders werden könnte? Auffällig ist der Wunsch nach einer ausgiebigen Förderung des Mittelstandes; er wird mit innerpolitischen, nicht mit wirtschaftlichen Rücksichten begründet. Der Mittelstand bildete einst den sicheren Hort der Fortschrittspartei in allen Zeiten stürmischer Wahlen. Vielleicht wirkt die alte Treue darin nach, daß der Kanzler, der den Fortschritt für die Regierung gewann, nunmehr dem Mittelstande zum Fürsprech wird. Natürlich wird die Bereitschaft ausgesprochen, der Sozialdemokratie und ihren Arbeitern die Treue gegen das Volk zu vergelten, merkwürdigerweise aber auch bei dieser Gelegenheit nicht der Änderung des preußischen Wahlrechts gedacht, obwohl der Fürst als preußischer Ministerpräsident die Krone zuerst zu dem Versprechen einer Änderung bewog und die Frage nun wieder die Gemüter erregt. Wir Katholiken sind durch das Leid und die Größe des Krieges noch zu sehr in Anspruch genommen, als daß unsere Gedanken dabei verweilen, wie unser Bekenntnis in den einflußreichen Ämtern des Staates weniger als je vertreten ist. Kein Staatssekretär des Reiches ist Katholik. Dennoch hat die Zentrumspresse einige ihrem Inhalte nach selbstverständliche Sätze aus dem Bülowschen Buche mit besonderer Genugtuung wiedergegeben, wonach mit der Parität nach dem Kriege endlich Ernst gemacht werden müsse. Auch den allgemeinen Anteil des Volkes an der Lenkung seiner Geschicke will der Fürst erhöhen. Über die Form läßt er sich nicht aus, obwohl hier alles auf sie und nicht auf die gute Meinung ankommt. Wird die Aufgabe eines Tages angefaßt, so wird der Fürst vermutlich auch des Rätsels Lösung für seine bewegte Klage finden, warum der trivialste Parteiführer mehr Gehör und eine festere Anhängerschaft im Volke findet als der tüchtigste Minister. Der Parteiführer steht in beständiger, unmittelbarer Berührung mit dem Volke. Das Volk kennt ihn, schüttelt ihm die Hand. Von seinen Ministern weiß es, was Zeitungen und Abgeordnete ihm darüber sagen. Dies vor allem sollte endlich anders werden!

Fürst Bülow war als Kanzler ein so gewandter Redner und hat sich auch in die Zeit der Muße ein so lebhaftes Bedürfnis gerettet, nach vielen Seiten hin Freundlichkeiten zu sagen, daß eine kritische Wiedergabe seiner Ansichten auf ungewöhnliche Schwierigkeiten stößt. Legt man ihn auf eine Meinung fest, so ist es nie ausgeschlossen, daß anders klingende Sätze beigebracht werden können, auf die hin die Zuweisung als ungerechtfertigt erscheint. Wer die ‚Deutsche Politik‘ bespricht, muß sich bescheiden, nach

bestem Wissen und Gewissen die Stellen zu bezeichnen, in denen des Fürsten Ansichten und Absichten am deutlichsten zutage treten dürften. Mit voller Befriedigung dürfte das Buch aber auch von denen nicht aus der Hand gelegt werden, die dem Fürsten politisch nahe zu stehen meinen. Die große Schwäche unserer Staatsleitung seit Bismarcks Abgang, der Mangel einer nicht nur bürokratischen, sondern das fortschreitende Leben sehenden und umfassenden, aufbauenden Staatsanschauung spricht aus jeder Seite des Buches. Welch ein Abstand zwischen den ‚Gedanken und Erinnerungen‘ und dieser ‚Deutschen Politik‘, deren Verfasser doch, wenn einer, nach der Tragweite seines Wirkens neben dem großen Kanzler genannt werden muß. Fürst Bülow eignet sich die Erfahrung einmal ausdrücklich an, daß die ererbten schwächsten Fähigkeiten der Deutschen die politischen sind, die angeborenen besten die kriegerischen. So weh das viele Blut uns allen tut, so viel wir um die Zerstörung aller Zusammenhänge der Menschheit Kummer tragen, vielleicht war der Kaiser dennoch nie so gut beraten, als da er beim Übermächtigwerden des Druckes unserer Nebenbuhler das Schicksal der Nation den Waffen ein neues Mal anheimstellte. Nimmt ein Volk sein Geschick auf die eigenen Schultern, so wird damit wie bei jeder von Massen getragenen Bewegung eine Verschwendung von Gut und Blut unvermeidlich. Die Massen sehen nicht. Aber es lebt in aller Selbsthilfe eines Volkes auch ein gewaltiger Instinkt der Selbsterhaltung, ein hoffentlich auch uns beschiedenes unaufhaltsames Drängen dem rettenden Ausweg entgegen.

Judith / Roman von Peter Dörfler

XIX.

Holofern.

Die zwei Seelen, die durch die Schwere ihrer Körper, durch das Gift der Krankheit, durch zerbrochene und erlahmte Lebenskräfte verschüttet in ihren Körpern lagen, gebannt auch durch die dumpfe Luft der Invalidenkammer und ihr Gerümpel, hatten bald begonnen langsam und wie Samentriebe in der Schollennacht das Licht zu suchen. Die Seele des alten Soldaten bohrte zuerst empor und ward ihrer bewußt. Die rot-wunden Augen taten sich auf. Der dumpfe Mann besann sich. Er fühlte sich erleichtert und wie durch einen guten Schlaf erquickt. Seine Müdigkeit war nicht mehr so starr, sein Leib fühlte weniger Bleigewicht und Steinlasten. Es tat ihm wohl, die Augen nochmals zu schließen und eine Zeitlang im Halbschlummer weiter zu dosen. Er dachte: Wetter, bist du ein schlechter Braten! Für den Teufel zu zäh. Säbel sind wie Dreschflegel in der Tenne auf deinem Schädel getanzt, Schwadronen hant ihre Rosse über dich hinspringen lassen und wilde Gäule sind über dich gestolpert und gepurzelt und keiner hat dir's Dach eingeschlagen. Gift und Krankheit hant es tendieret, aber mußten von dir ablassen als wie alte Kanonen vor granitenen Basteien. Du mußt dem Teufel dann doch recht sicher verschrieben sein, weilen er allweil nach anderen erstlich die Finger recket. Oder mag selbsten er dich nit? Gott bist zu schlecht gewest, Gefreund seind von dir abgeruckt, Kamaraden item. Glaub bald, der Satan will dich nit an seinem Ofen leiden.

Als er so sinnierte und Witze riß, gleich als säße er bei seinen Kumpanen in der Schenke, da hörte er neben sich ein ganz zartes Wispern, eine Stimme wie von einem Kinde. Er wälzte sich auf die Seite und sah Judith. Sie lag mit geschlossenen Lidern und halb von ihm abgewandt. Aber er erkannte sie sogleich und erschrak vor ihr. Denn er hatte diese Jungfrau während des vergangenen Tages in Bildern der Wonne und des Grauens, bald als himmlische Frau bald als verführerische Buhlin gesehen. Er hatte sich nach ihr gesehnt wie ein Lechzender nach der Quelle, wie ein Tiger nach blutstrotzenden Adern, wie ein Rachezitternder nach seinem Opfer.

In welcher Gestalt und Art war sie nun denn gekommen? Er stierte und glotzte. Ei, verflucht! hat sie denn ein Teufel oder ein Engel vor ihn hingegossen? Was ist denn wahr von dem, was tolle Erinnerungen ihm von gestern erzählen? Ist da ein feines

Gelage gewesen oder ein blutiges Scharmützel, ein Geräufe oder Liebkosen?

‚Salve, Jungfer, bist dann ein Traum, ein Gespenste oder lassest du dich anrühren als wie Fleisch und Blut? Corpo di Baccho!‘

Er blinzelte, riß die Augen auf, schloß sie wieder, fluchte gegen ein Grauen und grinste über eine verheißungsvolle Hoffnung.

Der Alte lag immer noch wie gelähmt, denn in seinem Kopfe war ein Gewühl wie von vielen wilden Tieren, die sich um die Beute drängen, auf die Vordertatzen hocken, aber immer wieder von anderen, noch grimmeren niedergetreten werden, wenn sie losschnellen wollen. Er bebte und erzitterte in Fiebern. Nun flüsterte Judith, lockte und rief. Wie gerne hätte er ein Wort erhascht! Was wohl die Stolze, die sich so rein und erhaben gab, bewegte, wenn sie mit sich selber dachte und sprach? Das schöne Kind, von dem sonst Augenglanz und Wangenröte ausstrahlten, war so blaß und immer wieder schlugen die Zähne zusammen. Und sie lag auf bloßer Erde. Ihr Kopf tastete hin und her. Sie suchte wohl ein Kissen. Denn sie hatte keines als das volle Geschlinge ihres schwarzen Gelockes. Sie legte die weiße Hand unter das Haupt und zog sie wieder zurück. Matt sank der Arm auf den Leib. Wie die Christushand, aus der man die Nägel gezogen hat!

Als er einmal auf dem Schlachtfeld gelegen ist, da hat ein Verstümmelter in seiner Nähe auch so das Haupt suchend hin- und hergeworfen. Da hat er sich zu ihm geschleppt und seinen blutigen Mantel untergelegt. Der Mann hat die Augen aufgeschlagen, ihn angesehen, ihm seine Tatze hingestreckt — eine pulverschwarze, blutige Hand — und gesagt: ‚Kamarad!‘ Dann ist er gestorben. Er aber hat das Wort ‚Kamarad‘ wie einen Generalstitel in seinem Herzen aufgesteckt. Gewiß, er ist ein Lump gewesen sein Leben lang und will es auch mit Teufels Hilfe bleiben. Aber in jenem Augenblick hätte er doch beinahe ein Klosterbruder werden können oder irgendeiner von den zahmen Menschen. Freilich, der Sterbende hat ihn ja nicht gekannt! Niemals! Sonst hätte er aus einem anderen Ton zu ihm gesprochen! So wie alle Menschen, die sich mit ihm beschäftigt haben! ‚Kamarad‘ haben schließlich viele zu ihm gesagt, aber mit Gleichgültigkeit oder Grimm oder Verachtung und schließlich hat alle Kameradschaft mit einem Streit, mit Feindschaft, mit Acht und Bann geendet. Und doch hat er immer auf Kameradschaft gehalten. Ein Bettelsoldat und Hundsfott, wer nur auf sich selber

sieht! Sogar wie er aus einem Soldaten zu einem Gartbruder herabgesunken ist und Partiterei getrieben hat, ist es ihm wider den Sinn gegangen selbst in lausigen Zeiten Vorteile vor den Genossen zu ergaunern; und doch haben sie ihn eines Tages als räudigen Hammel ausgestoßen. Corpo di Bacco! Wer hätte ihn nicht ausgestoßen? Bislang alle, von Vater und Mutter anhebend bis zu den Räubern. Für ihn bauen sie wohl erst eine eigene Hölle!.... Aber da liegt wieder, wie es scheint, ein Kamerad, ein kranker. Vielleicht sagt er ein feines ‚Kamarad' wie jener und stirbt nicht an dieser Lüge.

Judith litt schwere Qual; sie warf jetzt ihren Kopf wie im Zorne hin und her gleich einem ungebärdigen Kind, so daß die sorgsam aufgesteckten Zöpfe sich lösten.

Es freute den alten Soldaten, daß in dem feinen Wesen solch kraftvoller Zorn steckte.

‚Muß doch annoch zuwarten, ob sie nit gar anhebt zu sakramentieren,' brummte er, ‚nachhero wären wir ja davvero Kamaraden'.

Aber Judith fluchte nicht, sondern begann in der Phantasie laut zu träumen.

Jakob richtete sich auf und lauschte gespannt. ‚Was traumt der Fratz?' lachte er und betrachtete die hilflose Jungfrau mit einem Satyrschmunzeln.

Als er aber sah, daß sie große körperliche Schmerzen litt und gar hart auf die groben Dielen gebettet war, da wurde sie ihm mit jedem Augenblick erbarmungswürdiger, hilfloser und kindlicher. In die Raubtierlust hinein zuckte ein kleiner Funke des Mitleids. ‚Ist krank,' sagte er, ‚in solchen Umständ kann dir nichts antuen. Mueßt erst wieder ein bös, eigensinnig und streitlustig Jüngferchen werden! Und „Lump" schimpfen anstatt „lieber Kamarad". Ha, pfui!'

Er versuchte sein Bett zu verlassen. Und siehe da, er brauchte sich nicht einmal anzustrengen. ‚Ist dann das Dingsda eine kernechte Hex, so Gesundheit bringen und mit Krankheit schlagen kann? Giacomo, hab Achtung auf dich!... Es ist', brummte er, sich ankleidend, ‚eine Wahrheit Ruperti experti, daß die größten Teufelinnen Madonnengesichter tragen... Mißtrau am meisten denen, so mit lauter Holdseligkeit und Lächeln überstrichen seind als wie die Gimpelrut mit goldigem Leim! Freilich in diesem Betreff... die Judith da bräucht bloß einen Küraß, Stiefel, Helm und wir hätten den allerschneidigsten und reschesten Fahnenjunker.'

Er beugte sich danach einigermaßen mühsam zu der unruhig Phantasierenden nieder, hob ihren Kopf auf und schob einige Lumpen und Kleider unter.

Da öffnete sie die Augen und schaute ihn so verwirrt an wie jener Soldat auf dem Schlachtfeld. Aber es folgte kein Erkennen, auch kein dankbares ‚Kamarad', sondern Judith rief: ‚Rabe, Rabe, bring . . .!'

Giacomo lachte ein tosendes Gelächter. ‚Hast gute Gesicht' und Divinationen, Kleine! Erkennest du nit meine Gestalt, so doch die Quintessenzia und Substanz meiner Seele: Rabe! Ja, so ist es gut. „Geier" wär besser! „Drach" träfe den Kern!'

Schon fielen die langwimperigen Lider wieder über die großen Augen nieder. Judith ächzte wie ein gewaltsam gebeugter Ast. Der Alte betrachtete die langen Wimpern. Wie Seidenbänder die Hülle um einen Edelstein, so schlossen sie die zartrötlichen Lider.

Eine kurze Zeit lang kamen die furchtbaren, grausamen Pläne, derentwegen er so wild nach Judith geschrien hatte, mit aller Gewalt hervor und drängten ihn zur Ausführung.

‚Die drei Welschen seind hinabgeschleudert in die Gruben. Gertrudlein weiß es und lacht. Aber sie harret annoch auf die Jungfrau, so büßen mueß Bluet umb Bluet, Leben umb Leben! . . . Du, Judith, bist mir eine Erstgeburt. Bin auf dich gestoßen bei meinem Eintritt in diese siebenmal verfluchte Stadt . . . so meinen Vater und mich und die Gertrud . . . alle unters Rad geworfen. Warte! Warte!'

Er knirschte mit den Zähnen, sah nach seinen Waffen, prüfte die Messer und Dolche und überlegte, auf welche Art er sie und sich selbst vernichten könnte. . . Er hatte sich das alles schon oft als einen köstlichen Genuß durch den Sinn ziehen lassen, war aber doch nie zu einem letzten Entschluß gekommen. ‚Pulver . . . eine Schüssel mit Pulver . . . ein Blitz und Donner . . . und wir zwo in mückenfeine Fetzlein zerrissen! Staub zu Staub! . . . Nein, ist unsicher. Ist mir ja niemalen etwas ganz reussieret und hie spielen zu viele Zufälligkeiten mit!'

Eine gewisse Freude an Judiths Schönheit, die Begier seine Rache längere Zeit zu genießen und die Unschlüssigkeit über die Art des Endes brachten ihn endlich dazu, die Jungfrau noch zu schonen und sie nebenbei — nicht etwa körperlich, sondern geistigerweise — zu quälen. O, wie wird sie die Ohren verhüllen und sich in Scham und Abscheu winden, wenn er einmal seine Ätzungen gegen sie loslegt!

Und alsbald erfüllte ihn bei dieser Erwägung eine gewisse Behaglichkeit. Die Gier nach seinem ‚besten Abenteuer' drängte sein Leiden mehr und mehr zurück. Gewöhnt an Schmerzen, Entbehrungen und Wunden, beachtete er die Übel wenig, die an seinem Leibe fraßen.

Er tappte immer erregter umher, pfiff sogar eine wilde Melodei zu einem derben Lied und begann dann die Türe zu verriegeln und sogar mit dem Querbalken zu versperren. Dann spaßte er: ‚Von Kamarad! Unscheidlich, bis daß der Tod scheidt!'

Als er sah, daß Judith fror und vor Kälte zitterte, humpelte er zum Herd. Dort stand ein Öllämpchen zum Feuermachen. Er hielt Späne darüber und nährte dann das Holz unter dem Dreifuß, auf dem eine Kanne mit Milch stand. Er hatte immer Vorrat an Lebensmitteln. Denn wenn auch kein weibliches Wesen es wagte in seine Stube zu treten, so brachten sie ihm doch gegen sein gutes, erräubertes Geld das Notwendige in den anstoßenden Holzschuppen.

‚Kamarad,' brummte Jakob, als er die Flammen schürte, ‚du bist ein kalter Fisch. Ich werd Feuer in dich bringen, gib Achtung!'

Sein pustendes und vom Blasen aufgetriebenes Gesicht wurde von dem aufwachenden Brand so angeglüht, daß die rote, narbige Haut selbst angezündet zu sein schien. Da die Hitze seinen Wunden Schmerzen brachte, wurde er wütend, schimpfte und fluchte und beschäftigte sich gleichwohl mit einer gewissen gutmütigen Beharrlichkeit um den siedenden Kessel, legte Reisig nach, schob Geschirre hin und her und bewies in jeder Hantierung, daß er sich in seinem unstäten Leben eine gute Übung in den hausfraulichen Künsten angeeignet hatte.

Endlich brodelte die Brühe in dem Topfe und der Invalide hob sie vom Feuer ab. ‚Von', sagte er. ‚Mir scheinet, du leidest an Durst. Durst ist ein schlimmgrimmes Übel. Ich gunn es nit einmal dem Teufel. Sollst demnach auch nit an Durst verderben. Find schon was Besseres... Auch mag ich das Geseufz nit leiden. Söllen wir zusammhausen, hernach mußt solch weibisch Getu aufstecken. Kenn sonsten kein Art von Forcht. Aber Zähren und Gewimmer tu ich förchten!'

Er kniete sich nieder, ließ die Suppe etwas verkühlen, aß und schöpfte danach einen Löffel in Judiths Mund. Und sie schlürfte das Dargebotene gierig auf.

‚Hihi, bin da gar noch ein Atzvater worden. Leben genommen hab ich oftmalen... Leben geben gar selten.... einem Kamaraden und.... vielleicht sonsten nit einem einigen.'

Alsbald schlug Judith die Augen auf und schaute ihren Pfleger mit festem, forschendem Blick an.

‚Ein Mohr', dachte sie zuerst, ‚und ich bin also schon allbereits in Cochinchina!... Aber was soll das? Miramamolino... nein, der Holofern, der von der Kirchendecke!'

Der Alte grinste: ‚Kamarade, salve! Bist von Vorposten retour?'

Judith dachte nach, so daß ihr der Kopf schmerzte. Jede Anstrengung war dem Betasten einer Wunde gleich. Auf einmal wußte sie alles. Eine dunkle Röte fuhr über ihr Gesicht wie wehende Glut, die der Wind treibt. Sie zuckte empor, und die eine Hand auf die Diele stemmend, wehrte sie mit der anderen den aufwartenden Mann heftig ab, als wäre er ein böser Geist. Aber sie sank sofort wieder zurück.

Es war ihr, als ob Arme und Beine von ihr wegfielen; sie hatte weder Kraft, sie zu bewegen, noch überhaupt eine Empfindung von ihnen. Aber Scham und Entsetzen stiegen wie Qualm und Rauch aus ihrer Seele.

Der Alte stand mit prüfenden Blicken vor ihr. Sie meinte es durch die verschlossenen Lider und die von Schwäche verdunkelten Augen hindurch zu empfinden, wie er sich an ihrem Erbleichen und Erröten weidete. ‚Ha, der Böse triumphiert! Und mit ihm hat Ergötzen die ganze Höll!' Sie hörte wirklich ein Gekicher und Geschmatze um sich her, als glotzten Scharen von Dämonen auf sie hin, zögen grinsende Gesichter in die Breite und zeigten mit schwarzen Fingern höhnend auf sie.

Darum rief sie sofort alle Kraft in sich auf, um den Triumphierenden zu beweisen, daß sie unbesiegt und kampffroh sei. ‚Lachet nur, ihr dummen Toren, sehet, wie ich mich umb euch nit ein Geringes scher. Nit soviel', flüsterte sie mit Lippen, die ihr nicht gehorchten.

Aber ihre Gedanken weigerten sich, weiterzutrotzen. Sie kehrten sich zurück und starrten in den Abgrund. ‚Judith, was ist geschehen, da du in Ohnmächten lagest! Was mag geschehen jetzo, da du ohn' Schwert und Kraft gefesselt bist in des Holofernes seinem Zelt?' Der arme Körper konnte solche Fragen nicht bewältigen. Judith fühlte die Schwindelanfälle, Atembeklemmungen und stechenden Schauer, welche das Schweben über bodenlosen Abgründen erregt.

Da raffte sie sich noch einmal empor, gedachte der beobachtenden Augen und versuchte ein leichtsinniges, überlegenes Lächeln. Aber

es mißglückte. Denn der Boden schwankte und ihr Lager drehte sich im Kreise und die Stimmen aus der Tiefe klagten: ‚Judith, was ist geschehen! Hast allzeit überwunden und besiegt, jetzo bist überwunden und dein erstes großes Unglück hat dich heimbgesucht!‘

Da ihre seelische Qual unerträglich wurde, hob sie mit aller Kraft die Lider empor, um das Licht gegen die Wahnbilder aufrufen zu können. Es gelang. Zwar konnte sie jetzt nicht sagen, aber doch denken: ‚Jaköble, vermein ja nit, ich tät dich förchten. Ich spott dein und deiner Gesellen. Tu euch nit den Gefallen zu klagen. Guck her! Beb ich, zittre ich? Spotten tu ich euch und alsobald zähmen als einen alten, zahnlosen Wolfen!‘

In der engen und dumpfen Stube war es ganz still. Nur der Reisig auf dem Herde knisterte. Die gelenken, kralligen Finger der Flammen tasteten auf und nieder, zeigten wie erschrockene Kinderfinger in den schwarzen Schlund der Rauchkutte empor, blitzten sekundenlang um die Pistolen und Musketen an der einen Wand, wagten sich auch an Judith heran, krochen an ihr empor, spielten auf Knie und Brust und haschten sogar nach dem bleichen Gesicht.

Doch alsbald wurden sie abgeschüttelt und fielen wie rieselnder Tau zu Boden. Denn Judith zuckte plötzlich zurück und mühte sich, in die Höhe zu kommen. Aber ihre Füße trugen sie nicht. Als sie nach der Türklinke griff, taumelte sie und mußte sich, um nicht wieder die Besinnung zu verlieren, auf einem breiten, mit Tuchfetzen überkleideten Stuhl, der in der Ecke stand, festklammern. Im Niedersinken sammelte sie ihre ganze Kraft in der einen flehenden Bitte, daß Gott ihr das Bewußtsein nicht mehr nehme. Alles andere wolle sie tragen, jegliches Martyrium dulden!

Giacomo stand breit vor ihr und lauerte jeder ihrer Bewegungen auf. Glut und Kälte, Schmutz und Mitleid standen zugleich in seinem boshaft-gierigen Auge.

Ist es denn Tag oder Nacht? überlegte Judith. Herre Gott, laß Tag sein, laß Licht werden! flehte sie und sah mit Schaudern, wie die Flammen auf dem Herde erstarben und einer Finsternis wichen, die ihren Wächter bis an das Gesicht und ein paar Stellen an Brust und Armen verdeckte. Fenster und Fensterläden waren geschlossen. Die Stube glich einer Höhle, deren Wände braune und schwarzgerußte Erdschichten sind.

Endlich gewann sie soviel Macht über sich selbst zurück, daß sie sich vorneigen, gegen die Türe weisen und befehlen konnte: ‚Holt Leute! Geht, holt Leute! Ich muß heim!‘

Sie mühte sich, in ihre Stimme die heischende Kraft zu legen, der sich stets alle gebeugt hatten. Aber Giacomo stand vor ihr wie Tisch und Bank, ohne Antwort und Bewegung. Sein Aug' glomm wie eine Kohle, die ruhig auf dem Herde liegt. Sein Schweigen lastete schwerer auf sie herein, als es die wuchtigste und wildeste Antwort vermocht hatte. Es drückte sie und saugte an ihrer Kraft.

Endlich schwieg auch sie und überlegte, ob sie rufen oder nach einer Waffe greifen solle; aber sie sah ein, daß auch ihre Stimme kaum bis zur Türe zu taumeln vermöchte. Da neigte sie sich bequemer auf ihren Stuhl zurück und sog mit aller Macht den Atem in ihre Brust, als wäre die Luft ringsum Balsam und Kraftspeise, als wäre in dem Odem heiliger Geist, der lichte Gedanken und klare Entschlüsse in die Seele flammen könnte. ‚Ruhe', sagte sie sich, ‚Ruhe, so die Hyäne nur noch eine Viertelstunde von meinem Aug' gebannt ist, alsdann hab ich mich wieder und schleudere meine schlanke Jugend gen sein plumptierhaftes Alter, mein Gottesglauben gen seine Teufelsmacht... Fürcht ich mich? Nein, darf nit! Forcht zehrt, Forcht lähmet. Und ich fürcht mich nit!... Er aber soll sich noch fürchten! Ich merk, daß Schweigen machtvoller ist denn Rede. Wohl dann, ich kann schweigen! Im Schweigen kommen Gedanken. Ich find mir schon Ausweg. Und aus deinen Augen, du dummer Tor, glotzet ja doch der Tod, so du auch jetzt mit Übermacht gen mich prahlest.'

Giacomo merkte wohl, wie kraftvoll die Jungfrau atmete. Er spürte auch, daß es nicht in Furcht und Beben geschah, sondern daß Judith an ihrer Rettung arbeitete. ‚Die lasset sich nit so leicht in einen Elendhaufen wandeln', dachte er. Und in der Tat, dieses Schweigen mit trotzig geworfenen Lippen, dieses Starren mit den großen, schönen Augen berührte ihn, als sei die Jungfrau daran, mit jedem weiteren Atemzug einen Vorsprung vor ihm zu gewinnen. Auch spürte er, daß ihm nur die Erregung Gesundheit vorgetäuscht hatte. Er verlor das winzige kameradschaftliche Gefühl um so mehr, je weniger Judith das Bild äußerster Hilflosigkeit bot.

So war ihm denn schließlich dieses wortlose Hinstarren kein Genuß mehr. Er unterbrach das Schweigen und sagte: ‚Wir zwo müssen sterben, Jungfer. Ich hab dich rufen lassen deshalben, weil es nit schön ist, allein zu sterben. Du mußt mit mir hinfahren!'

Aber Judith antwortete ihm mit keinem Wort, nicht einmal ihr Atem zuckte rascher. Sie schien ganz ungestört, nur gewissermaßen in Eile weiter zu ruhen.

Giacomo kehrte sich weg, holte eine Phiole mit ‚Lebenswasser' von einem Brettchen herab, goß sich einige starke Schlücke ein, zog dann seine Pritsche vor die Türe, nahm Säbel und Messer an sich, streckte sich aus und sagte: ‚Wir wöllen uns zum Sterben rüsten. Du bist ein junges Blut, hast Sehnsucht, in deinen Himmel zu kommen, wie ich in meinen Höllenrachen. Vielleicht seind wir beide annoch nit reif an unseren Ort, müssen Verdienste noch sammeln. Schreiest du aber, wirst ungebärdig, dann mach ich deine Seel flügge.'

Darauf schloß er die Augen und schien seinerseits zu ruhen und Kräfte zu sammeln.

Judith war noch immer völlig gelähmt. Ihr Körper schien kaum ihr zu gehören. Er lag ihr an wie eine unbewegliche Rüstung. Aber ihr Geist war in einer seltsamen Weise rege. Sobald sich die wilden Augen des Söldners schlossen, schien ihre seelische Kraft zu wachsen. Denn sie hatte mit ihren Blicken förmlich mit denen ihres Gegenüber gestritten und fühlte nun dieses Nachlassen einer lauernden, boshaften Beobachtung als wohltätige Kampfpause. Zunächst begann sie zu lauschen, ob draußen auf der Gasse das Leben erwache oder zur Ruhe gehe. Sie horchte auf den Glockenschlag und erfuhr, daß die Vornacht kaum begonnen habe. Wenn sie nun ihre Gedanken auf die langen Stunden bis zum Morgen, auf die ungeheure Stille und die Tiefe der flutenden Nacht hinrichtete, die das Land und den Himmel bedeckte, kam ihr die Vorstellung, als Schiffbrüchige auf schmaler Planke durch das weite Meer zu treiben. ‚Nein,' sagte sie sich, ‚das ist nunmehr nimmer der seichte Hungerbach, so Tiefe nur vortäuschet, und nimmermehr das winzige Städtchen, so große Erlebnisse zu Narrenpossen macht. Jetzo gehet es um Leben und Tod; bin zwischen Himmel und Hölle; alsnun bist du klein, Judith, und groß ist die Fährlichkeit und Not. Jetzo trotze, so du kannst!'

Da und dort bellte ein Hund und fauchte eine Katze gegen ihre Rivalin, ferne Stimmen hallten ängstlich oder zornig und das plumpe Ungeheuer wälzte sich seufzend und fluchend von einer Seite auf die andere. Wenn Judith ihre Augen öffnete, so konnte sie, so lange sie auch in das Dunkel starrte, keine Welle der fließenden Zeit beobachten. Die Nacht schien starr, hart und ehern stehen geblieben zu sein. Diese Gleichförmigkeit gab ihr etwas von der Last schwermütiger Endlosigkeit. Judith schien es, als sei ihr bisheriges Leben ein kurzes Spiel gewesen; erst mit diesen Stunden

habe ein neues Leben begonnen, das wahr und echt pulste und Erkenntnisse an das Licht hob, die vor der Ewigkeit, vor dem Angesichte der Weisen und Heiligen, vor der Wurfschaufel des Richters bestehen konnten. Rings von ihr weg wirbelten Spreugedanken und Sandkorngefühle. Neigungen und Abneigungen schichteten sich in wertvolle und lächerliche. Sie schaute auf sich zurück wie reife Frauen und Männer auf Urteile der Kinderstube, sah mit Schaudern, wie eine Welt wegschmolz, und mit Wonne, wie eine Welt sich baute, und neue Sehnsucht entstand. Der schwere Druck dieser Nacht preßte Hochaufgebauschtes mit unwiderstehlicher Gewalt zusammen und münzte neue Werte aus. Judith fühlte sich zuerst als Zuschauerin; sie sah zerknirscht, verdemütigt, kinderohnmächtig, wie die Urteile gefällt wurden und wußte nicht, wie ihr geschah, wenn ein blitzartiges Aufleuchten bald ihre früheste Kindheit, bald Egwolfs Gestalt und Einfluß, dann wieder ein kurzes Wort aus ihrem trotzigen Mund oder aus dem guten der Eltern zeigte. Oft wurde wie in einem Bilde ihr ganzes Leben vor ihr aufgerollt und sie fand sich hin und her gezerrt. Erst von dem Augenblicke an, da ihr der Lebensfehler, der in jedem Werk, in jeder Stunde, ja in jedem Atemzug gewesen war, glührot entgegentrat, empfand sie jene geheimnisvolle Erregung, welche plötzlicher ‚Bekehrung' oder heiliger Berufung zu einem Werke folgt. Sie hatte den Punkt gefunden, auf den sie den Hebel stützen konnte, um das ganze Leben umzuwenden. Ja, so war es gewesen! Darum war ihr heiligstes Wollen unheilig geworden, ihre gerechteste Empörung und Auflehnung nur ein unfruchtbarer Trotz und ein feindseliges Grollen. Wie klar es ihr wurde! Selbst am Krankenbette hatte sie sich oft nur den Schwung zu neuer Tätigkeit gegeben, indem sie sich die wehsüchtigen ‚Jammerbasen' vorstellte, die um ihre gestörte Behaglichkeit klagten. Solch ein Grollen hatte die mangelnde Liebe in entscheidenden Stunden ersetzt. Wahrhaftig, all ihre Tugend ist nicht viel mehr gewesen als eine Auflehnung gegen diese alberne Sündhaftigkeit und Schwäche, gegen diese matte Lüsternheit und billige Schwärmerei, die sich an jede vom Zufall angebotene Gelegenheit anhängt. Wäre die Sünde einmal im Flammenkleid, in brausender Gewalt, in Geisteskraft und um Hauptes länge über Israel emporragend erschienen, so hätte sie die kleine, zahme Tugend verlassen und hätte sich jauchzend dem gewaltigen Eroberer, dem verzehrenden Brande entgegengeworfen. Das Abenteuer war ihr Götzenbild und Stern gewesen. Nie haben sich ihr Lieben und Sehnen von ihm befreien

können, ihm war es verschrieben und verwachsen. Mit diesem phantastisch zehnköpfigem, hundertflügeligem Wesen hatte es zusammengebunden leben müssen. Darum war sie verhindert worden, in schlichtem Tun Großes zu wirken, den Alltag mit Glanz und Freude zu füllen, den ‚Alltagsbasen‘ ein wenig helfende Güte und last- und torheittragende Liebe zu weihen. O wie klar, wie von jenseitigem Licht übergossen war ihr die Qual ihres Lebens, die ‚Schuld‘, über der sie so viel gegrübelt hatte!... Das Abenteuer half ihr stets die Träume flechten und die Gebete formen. Es zog sie weg von den Genossen und von der Heimat, warf Mauern auf und Wälle, die sie schieden, hob sie auf die hohen Berge der Versuchung und auf die Zinnen der Tempel, wo sie selbst Gott versuchte. Es schürte ihren Trotz, dehnte ihren Groll und verdunkelte die Menschen und Gegenstände der Erde. Es half ihr nach dem Bräutigam suchen und Werber abweisen, verleumdete die Brautschaft Christi und den Beruf der schlüsselwahrenden Hausfrau. Es stand mit ihr am Krankenbett und trieb sie von Siechenhaus zu Siechenhaus. Es drängte die stille Liebe beiseite und riß sie von schlichtem Tun zu wilden Stürmen.... Liebe war ja auch bei ihr gewesen. Erbarmen hatte sie gewärmt und aufrecht gehalten. Aber das Wort hatte doch stets der phantastische Begleiter, das Abenteuer. O, sie sah ihn jetzt durch dieses Dunkel schweben. Flammenrot das Kleid, wie zum Fittich gebauscht der Mantel, groß und glühend die Augen, von Raben umgeben glitt dieser Gefährte unständig dahin, aus seinen Händen stiegen wie Wolken aus Weihrauchpfannen Fabelwesen und Tiermenschen, mannsköpfige Vögel und blaue Flammen.

Judith richtete sich auf, strich sich über die heißen Augen und flüsterte: ‚Ich bin trunken gewest, hab babylonische Türm gebauet und das Heroische ersehnet, und hab indes nit verstanden einen Trunk Wassers aus gutem Brunnen zu schöpfen, ein Hüttlein vor mein Unterkommen zu bauen und fleißig ein Kleid zu End zu stoppen. Ich muß zur Stund anheben eine Christin zu werden. Denn das heißt Magd sein, und ich hab wöllen Herrin sein. Will Beginn nehmen bei armen Nachbaren und Stadtwaisen; will helfen mit gutem Wort und teilnehmender Red. Hab in der ganzen Stadt nit eine Kamaradin, niemanden — außer dem einen — mit dem ich Gespräche hätte tröstlich führen mögen.‘

Die große Uhr schlug die Mitternachtsstunde. Ferne rief der Wächter den Bürgern zu, an ihr Ende zu denken und Gott den Herrn zu loben. Giacomo griff nach seiner schmerzbrechenden Phiole und

trank unter erbostem Geseufze. Judith aber sprach zu sich: ‚Ein neuer Tag und ich will singen dem Herren ein neu Lied!‘ Und sie verbrannte alsogleich die Schiffe, die sie und ihre Schätze nach Indien und Cochinchina führen sollten, suchte die Straßen ihrer Heimatstadt ab — nicht die der aufgeregten, heimgesuchten, sondern die Gäßchen der beruhigten, hammerschlagdurchhallten, von lustigen Schwatzbächlein durchrauschten. In sie hinein schritt sie mit übervollen Händen, mit allbereitem gütigem Wort . . . Not wird sein. Alles ist weniger worden, nur die Waisen haben sich gemehret und die Witwen, so ihre Helfer verloren und die Greise, welche die stützenden Söhn, die Erwerber des täglichen Brotes beweinen. Hunger und Pestilenz in India schreien wohl auch um Hilfe; und sie sollen Hilfe haben. Aber die rufenden Stimmen der Mohren sind ferne, die der Landeskinder nahe. Unsicher ist der Schatz im fremden Land, aber in der Heimat ist Recht und Ordnung. Wer hier die Goldstücke säet, ist gewiß, daß die Armen ernten werden. Unsere Hospitäler und Waisenhäuser seind wie Bäume, daran immerzu Blüte und Frucht prangen. Wohl ich will das alsolang unfruchtbar liegend Gold säen. Alsobald die Seuche unsere Tore verlasset, werden hurtig Armut und ihre Compagnons, Diebstahl und Schleichertum einkehren. Gut, daß da irgendwo ein unnutzer Haufen Dukaten brachliegend wartet. Er begehret jetzo nimmer so sehr nach Ausfuhr wie Korn und Frucht, so ein Land im Überfluß zeitiget. Die mageren Jahr seind uns kommen. Und ich will die Vorratskammern nach Gotts Befehlch auftuen.‘

Diese Gedanken beschäftigten sie so, daß sie ihre Lage vergaß und sich Zukunftsplänen hingab. Sie sah sich ganz unvermerkt auf dem Gerüste eines Neubaus stehen. Er war gewaltig an Umfang wie ein Kloster. Maurer und Gipser stiegen die rohgezimmerten Treppen und Leitern auf und nieder und kalkbespritzte Jungen trugen Kübel mit Mörtel schweratmend zu den halbfertigen Mauern empor. Sie aber ist Bauherr und Baumeister. Ein Stukkopalier will eben eine Kartusche über dem Portal anbringen. Das Ornament ist zuckern und ohne Kraft. Da tritt sie zu ihm hin — o sie fürchtet die Höhe des schwanken Gerüstes nicht — und sie schlägt dem Mann den halbtrockenen Gips weg, zeichnet ihm ein Wappen — ha, ihr eigen Wappen, einen Turm inmitten und quer Falken auf blauem Feld! ‚So und so will ich es haben!‘ Darnach spricht sie ganz oben am First zum Bauführer: ‚So und so muß es gemacht werden! Und an dem und dem Tag muß das Richtfest sein. Den Spruch

dicht' ich selbsten, holt ein schön grünes Tännlein und ziert es wohl. Denn mein Bau ist ja ein Kinderhaus; die Waislein söllen darin fröhlich hausen, hoch am Bergwald, nachbarlich einig nur den Vöglein!'

Erschrocken hielt sie inne. Da war sie ja auf den labyrinthischen Wegen wieder abwärts gestiegen und hatte in einem Fehlkreise die Welt aufs neue betreten, der sie entflohen war: Sie hatte die alten Abenteuer mit einem neuen geschlagen.

Und sie mußte lächeln wie über ein Kind, das voll Eifer und Torheit ist, und warnte sich selbst mit einem schelmischen Kindskopf!, so daß Giacomo mißtrauisch und verwundert den Kopf nach ihr wandte. Aber er ließ ihn sofort wieder schwer und plump zurücksinken, brummte ein Qui vive! und beruhigte sich.

Judiths Gedanken hatten Zeit, von neuem aufzuflattern und ihre Lichtlinien durch die endlose Nacht zu ziehen. Sie strebte jetzt in die allernächste Zukunft und beschäftigte sich mit dem, was die heutigen Stunden noch bringen würden. Sie gedachte des Ungeheuers, dessen Gefangene sie war, seiner Wunden und seiner Waffen, des Hundes, den einstmals sein Fuß vor ihren Augen an die Wand geschmettert hatte, und der lebenslangen Fluchlitanei, die der wilde Mann mit aller Inbrunst und Andacht eines heißen Gefühles gebetet hatte ... Die drei gemeuchelten Soldaten sahen auf sie her, zeigten auf ihre Brust und bedeuteten, daß sie ihre Genossin sein müsse. ‚Du bist Damokles', sagten sie, ‚ob dir hanget ein spitzes Schwert. Hab acht!' Wahrhaftig, das Spiel hatte aufgehört. Wenn bisher alles Spiel gewesen war, Schule und Elternhaus, das Ringen mit der Pestilenz, ja mit Gott sogar, jetzt brandete das wilde, tiefe Meer, der Feind tobte, der Tod schwang die Sense, und was unselige Menschen in furchtbaren Bleikammern, in verschwiegenen Verliesen, unter den Händen vertierter, haßheißer Feinde gelitten hatten, das alles konnte auch ihr der neue Tag bringen ... und dazu die dunkle Brücke in das andere Land, die Cherubime mit den Gottesaugen im Gewand, den Engel mit der ehernen Wage, den Richter mit den großen, untrüglichen Augen! Sie sah alles und verschwieg sich keine arge Möglichkeit. Sie hörte den kommenden Tag förmlich heranbrausen wie Feuerwogen und Meeresbranden — und doch lag etwas wie Lust und Freude, wie hochgemute Zuversicht in ihr. Wie war das nur? ‚Ist es Gottes Gnade? Ist es das Ahnen von einem guten Ausgang? Ist es der Jubel, daß ich endlich einmalen Letztes und Schwerstes darf erleben, also wie ich es bewundert an Heiligen

und Rittern? Ist es wirklich eine Wonne, getrunken werden in einem höchsten Wagnis!‘

Da sie so nachdachte, glaubte sie plötzlich die Verse durch die endlose Nacht klingen zu hören:

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum,

und als sie diese Erinnerung erschütterte und doch aufs neue freudig erregte, da stand plötzlich ein fast vergessenes Erlebnis früher Kindheit vor ihr.

Es war im Jahre, ehe sie zur Schule ist kommen. Gegenüber in dem großen Warenhaus des Schindler brach eine unerhörte Feuersbrunst aus. Die Flammen fraßen um sich und packten zur Rechten und Linken das nachbarliche Gebälk. Da ist sie mit Milburgis zum Brandplatz vorgelaufen. Milburgis weinte vor Furcht und Erbarmnis. Denn die Flammen fraßen wild wie ein Knäuel Drachen, brummten, fauchten und donnerten. Die Leute liefen wie gejagtes Wild und alles war nichtig gegenüber der Urmacht des Feuers. Und wie Milburgis da hinhorcht auf den entsetzlichen Untergang der Menschenhabe, da hörte sie — ach mit welcher Entrüstung hat sie das stets erzählt! — auf einmal ein Kichern. Sie blickt sich um, und da stehet sie — Judith —, starret in die Glut, lacht und lacht und weißt sich nicht zu helfen vor Lust und Drang zum Lachen.... Tief ist Milburgis an ihr erschrocken! Und doch, es ist nit teuflische Härte und Schadenfreude gewest — nein, führwahr —, sondern das Ungeheuerliche, der rote, in den Himmel gereckte babylonische Turm, die Schauder der Naturgewalten, so sich ringelten und zischten gleich dem Leviathan, die Schönheit des Feuersees, es ist — das Abenteuer gewest, was sie so froh hat emovieret, daß sie sich hätt für Lust in die Flammen jagen mögen, um mitzutanzen. — —

Bald blitzte eine neue Glut in ihr Inneres herein: ‚Martyrium! Ist das nicht ihr Sehnen gewest! Hat sie sich nicht oftmalen fürgestellt, daß der Blutzeug den Himmel nicht auf die teuerste, sondern auf die billigste Weise erobere. Der Himmel um die Qual einer Stunde, eines Tags! Ist das ein großer Kaufpreis aufgebracht!‘....

Giacomo öffnete jetzt von Zeit zu Zeit blinzelnd die verschwollenen Augen; er wälzte sich immer häufiger von einer Seite auf die andere, setzte sich auf, umschlang mit beiden Händen seine aufgezogenen Knie, starrte Judith an und warf sich dann auf das Kissen zurück; seine Schmerzen schienen sich in unerträglichem Maße

zu steigern und jagten ihn von einer Lage in die andere. Manchmal stöhnte er wie ein Tier. Sobald ihm aber das Leiden eine Selbstbesinnung erlaubte, fluchte er in verbissenem Grimm und verunreinigte alle heiligen Namen, die je auf Christen- oder Mohamedanerlippen gezittert hatten.

Judith betete, von ihren drängenden Gestalten endlich erlöst, leise vor sich hin. Aber Giacomo merkte, daß sie betete. Es verdroß ihn, und seine feindseligen Gefühle gegen sie entzündeten sich aufs heftigste. Kinder, Gebete, reiche Menschen, Tugendhelden, erfolggesegnete, stolz-übermütige Männer, das war für ihn *ein* Kreis. Sah er eines von den Bürgern dieses Reiches, so wurde er aufgestachelt, *sein* Wesen, *seine* Welterkenntnis zu offenbaren. Er tat es zunächst nur in wilden, unverständlichen Selbstgesprächen.

Plötzlich blieb die Uhr stehen. Er hatte sie gestern abend in seiner Schwäche nicht aufgezogen und ihre Gewichte waren gegen den Boden gestoßen. Gleichwohl machte dies Aussetzen des wohltuenden Schlages auf Judith sowohl wie auf den Alten den Eindruck eines Vorzeichens. Judith erwehrte sich des Schauers nur durch einen geistigen Gang in das Gotteshaus, in dem sie — wann doch, gestern, vorgestern? — so Überwältigendes erlebt hatte. Sie trat in die Taufkapelle ein, wo sie gewöhnlich während des Gottesdienstes geweilt hatte, um ungestört vor den Neugierbasen und allem Männergeglotz beten zu können. Sie tauchte sich in den Taufbrunn, tief, bis zum Scheitel, um das rote, bebänderte Gewand des Abenteuers zerfließen zu lassen und als ein schlichter, gelassener Mensch hervorzukommen zu neuem Leben.

Giacomo fuhr empor, starrte auf die Uhr hin und brummte endlich: ‚Vermeinst, es sei Zeit?‘ Er horchte darauf lange in die Stille hinaus, als wollte er wirklich eine Antwort vernehmen. Dann sagte er mit absichtlicher Deutlichkeit, damit Judith es gewiß verstehen könne: ‚Die Zeit sag ich selbsten an! Ich will annoch nit! Jetzt gerade kombt es mir bei, daß ich mir noch gute Täg auftuen kann. Hab doch ein wundersam zieres Bräutlein captivieret. Will mich gar einmalen bedienen und den Bart kratzen lassen und schönen Anblick haben!‘ Dieser Einfall schien ihn in Laune zu bringen. Er begann zu rufen: ‚He, schöne Jungfer, tut es dir in meiner Höhl gefallen? Nit? Ei, den Jungfern will es niemalen bei den Drachen gefallen. Warten allweil auf einen schönen, gelockten Ritter Jürgen. Herentgegen hant alle Drachen Plaisir an schön jungen Donzellen. Guck her, bin ich nit ein veritabeler

Drach? Gib acht, heunt wachsen mir noch die Flügel, heunt härtet sich noch mein Lederhaut als ein Hornpanzer. Und bin davvero so grimm als wie ein Drach, so giftig und eifersüchtig. Aspetta! Kombt ein Junker oder eine geifernde Jungfer, nachhero spei ich ihme Feuer und Schwefel ins Angesicht und laß ihme meine Tatzen spüren ... Schöne Jungfer, will mit dir spielen, anbiß mir die Lust nach deinem Blut an jeglichem Finger zuckt... Komm her, komm her!... Nein, bleib fern! Nit an meinen Leib! Wer weiß, die Maid heißet Judith. Ein böser Nam. Kunnt' ebenermaßen heißen Dalila. Ich aber bin keiner von jenen alttestamentlichen dummen Teufeln!'

Er wollte darnach ein gotteslästerliches Gespräch beginnen, um Judith zu reizen. Aber der Atem war zu karg. Die Kehle knarrte wie ein vertrocknetes Rad. Umsonst feuchtete er sie von Zeit zu Zeit mit Elixier aus seiner Phiole an.

Auf einmal sagte er befehlshaberisch: ‚Schür Feuer, Weib, stell' Fleisch über und richte das Mahl, das Henkermahl. Wir wöllen noch lustig leben, ehvor wir hinfahren!'

Judith überhörte die Aufforderung; denn sie fürchtete sich, ihm einen neuen Beweis ihrer Schwäche zu geben oder etwa infolge einer raschen Anstrengung wieder die Besinnung zu verlieren. Sie ging also weiter zu Kapellen und stillen Pfaden und arbeitete an dem ‚neuen Leben'.

Giacomo schien seine Aufforderung alsbald vergessen zu haben. Er stierte vor sich hin und schien ganz an Haß und Racheverlangen hingegeben. Eine Fliege umtanzte ihn und setzte ihm, obwohl er sie wiederholt verjagt hatte, immer aufs neue zu. Da nahm sein Gesicht auf einmal einen heimtückischen, lauernden Zug an. Seine Hand schlich umher, die Ruhestörerin lebendig zu fangen. Und als er sie endlich in seine Faust gefaßt hatte, löste er sie alsbald aus dem Dunkel hervor, faßte sie mit seinen Fingerspitzen und riß ihr ganz langsam einen Fuß nach dem anderen, einen Flügel nach dem anderen weg und beschäftigte sich eine gute Zeit mit wilder Aufmerksamkeit an der stetig und sorgfältig weiterschreitenden Verstümmelung. Von Zeit zu Zeit blinzelte er nach Judith hinüber, ob sie sein Werk sehe. Er lachte befriedigt, wenn sie mit großgeöffneten, zornigen Augen in sein Antlitz sah.

Endlich vermochte sich die Jungfrau nicht mehr zurückzuhalten. Mein Schweigen ist alter Trotz, sagte sie sich. Du verhärtest diese hart grausame Seel.

Und sie rief: ‚Jakob, Ihr tragt den Tod auf der Zunge. Merket Ihr denn nichts?'

Der Alte schien wirklich froh, daß Judith zu reden begann. Er lächelte boshaft: ‚Judith hat item den Tod auf der Zungen, spüret sie dann nichts?'

‚Ich bin gerüstet, komm Tod oder Leben!'

‚Item, der Giacomo Gaudimontius ist gerüstet. Voilà. Hab eben annoch ein gut Werk exerzieret.'

‚Ein Werk, so Euch in die Höllen reißet!'

‚Bene, will ich ja! Nit weniger steif als du deinen Himmel!'

‚Alter Prahlhans, lüget das anderen für!'

Der Söldling schwieg. Judith glaubte das Eisen schmieden zu sollen und fuhr fort: ‚Ihr meinet also handeln zu dürfen, weilen Ihr ein Gottloser seied und nicht an ein ander Leben glaubet!'

‚Wer sagt dem Jüngferchen, daß ich nit glaub? Ich glaub euch allen zu Trutz!'

Erstaunt blickte Judith auf, und eine Welle heiligen Eifers, diese Seele noch zu retten, wallte in ihr empor.

‚Also, wenn Ihr glaubet, so rufet doch den Priester, daß er Euch helfe!'

‚Hab ihn dreimalen angespucket; der kombt nit wieder. Und käm er, es geschähe ihme, was vordem geschahe.'

‚So denn ... wenn Ihr also Haß gen die Priester nähret und nit wöllt das Werkzeug haben, so tretet doch mit mir jetzo hin zu Gottes Altar, faltet die Händ, rufet als wie David: Erbarm dich mein, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit!'

‚Dumme Jungfer, bet allein, klammere dich allein an Gottes Mantel: ich mag nicht! Denn ich hab mir fürgenommen, in die Höll zu kommen!'

‚Prahlhans, Prahlhans, kann man dann mit Euch kein ernst Wort reden. Lasset doch solche Kindereien!'

Lange Zeit antwortete der Alte auf diese Worte und ihnen nachfolgende Beschwörungen Judiths keinen Hauch. Er tastete in seinem Bett umher, schlug die Kissen und beschaute seine Wunden und Beulen. Dann begann er: ‚So will ich dir doch — hab's noch keinem getan — mein Lebensspiegel weisen. Schau, ich brauch wahrhaftig kein Gott und kein Himmel. Huste darauf! Bin solches ganz ungewohnt. Zu mir hat annoch niemand gesagt: Jakob, du bist ein lieber Mensch! Bin von Jugend an der Lump gewest. Ich hab niemalen irgendein Glück gehabt. Die Mädels haben — außer

die im Pfuhl — mir ins Gesicht gespottet. Die Meister haben mich geschlagen und gejagt. Die Kamaraden han mich verleugnet. Bei Nacht mitgesoffen, bei Tags fremd vorbeigerannt. Die hohe Obrigkeit hat mich verurteilt. Oft! Nit ein einiges Urtel fiel zu meinen Gunsten. Sie hat Riegel hinter mir zugeschoben, Stöcke über mir geschwungen, meinen jungen Leib zerrissen. Die Kirch hat mich ausgestoßen als ein räudig Schaf. Das Gertrudlein, so mir nachgediehen wär, haben sie mir umgebracht. Mein Vater hat sich von den Füchsen bestehlen lassen, bis daß er unter den Hammer ist kommen. Bin darnach in die Welt hinaus. Hab zehn Jahr lang Kaisers Rock getragen. Meinst, ich sei in also langer Zeit um einen Grad gestiegen? Bin Gemeiner blieben in zehen Jahren und stetsfür gemeiner worden. Darnach haben sie mir mit Schimpf Abschied geben. Bin zu den Türken gangen: Nehmt mich! Größeren Haß gen den Kaiser denn ich hat keiner. Geb Euch alles: Leib und Seel, Glaub und Tauf!'

Hatte Giacomo bis hierher stoßweise, schwer atmend, mit vielen Pausen gesprochen, als hielte er sein Leben in der Hand wie vorher die Fliege, so hastete er jetzt vorwärts wie ein zerlumpter Wagen, dessen Gebrechlichkeit ein trunkener Fuhrmann übersieht.

,Und die Türken han mich in die vorder Reih gestellt, hab Ungarbluet getrunken und kaiserliche Grenadier zerspaltet. Aber chargieret han mich die Halbmondkälber nit. Geknutet haben sie mich. Ausgestoßen, bedrohet, drangsalieret als einen Säufer und Lumpen. . . . Also denn! B i st ein Lump! Geh unter die Straßenrauber! Gesellte mich unter das Gelichter. Hielt meinen Kopf hin für sie, war ein ganzer Kamarad, spürte aus, grippte ohn Ermüden, holte Überfluß aus den Einöden und Kirchen. Und darnach knöpften mich die Gesellen beinah auf. Entrinne mit genauer Not dem Fichtenast und Strick. Ha, die Lumpen heißen mich einen Lumpen! Taug nit einmal als Lump. Reüssier nit einmal im eigensten Metier. Und da soll ich nit in die Hölle wollen? Was tu ich im Himmel! Bin ein schlechter, untauglicher Lump gewest mein Leben lang, soll annoch einmalen mich ummodeln? Hab Schmerz und Wund und Verachtung erfahren mein Leben lang — — ei ja, ich freu mich auf die Verachtung der Höll. Will Gutes nie und niemalen mehr genießen. Will Pein haben und Pein machen. Will fluchen. Möcht schlechter, grimmer werden dann als ich bin, möcht mehr hassen können, als dieser schlecht Leib fassen mag. Prahl ich? Lüg ich? Gott mein Zeug, daß ich möcht zur Hölle fahren! Dann ich muß, bin

ganz davor geschaffen. Hat mich Gott so lang als einen Düngerhaufen wachsen lassen, will ich's bleiben. Denn ich hasse Himmel, Tugendlichkeit und alle holden Fratzen. Pfui, Mutter, bist zum Kreuz krochen! Hast Vaters Fluch aufgehoben und deine Seel um Almosen loskauft. Ich will fluchen und verachten bis zum letzten End. Hab niemalen Gutes erfahren, jetzo brauch ich's auch nimmer drüben. Dank vor eine heilig und selig Gesellschaft. Pfui doch!'

Und er begann sich in eine solche Wut hineinzureden, daß seine Augen leuchteten, Schweiß über seine Stirne perlte und Blut auf seine Lippen trat. Er nahm einzelne Jungfrauen aus seiner Erinnerung hervor, die ihn verachtet hatten, einzelne Sergeanten und Vorgesetzte, die ihn ungerecht oder unmäßig bestraft und unterdrückt hatten. Er zählte die Erniedrigungen auf, die ihm Kinder und Bettler in seiner Heimat zugefügt hatten und verwünschte jeden einzelnen hundertfach.

Jetzt überkam Judith erst Bangen und Todesfurcht. Denn der Anblick des totkranken, furchtbar entstellten und tierhaft erregten Mannes war ganz der einer gereizten, wilden Bestie.

Sie faltete aufs neue ihre Hände, neigte tief das Haupt und bereitete sich auf ihr Hinscheiden vor. Der alte Soldat stieß Gotteslästerungen aus, die sie erschauern machten; er stach mit seinen Messern in einemfort in die Kissen, so daß die Federn emporflatterten. Sein Schnauben gegen sein Geschick und die Menschen, die ihm je auf den Lebensweg geraten waren, glich den Ausbrüchen eines höllischen Geistes. Und doch hatte Jakob von diesem Augenblick an für sie die Teufelsseele verloren. Ja, sie erschien sich schuldig vor ihm, und etwas von Staunen und Bewunderung regte sich in ihr. War das nicht ergreifende Zerknirschung, sich die Hölle zu wünschen als einzig angemessenen Aufenthalt? Und eine erschütternde Ohnmacht vor seiner Natur und seinem Schicksal? Sie erschauderte und erzitterte an diesem Glauben der Verzweiflung, an dieser Selbstvernichtung, die keine Phrase, keine nachgesprochene Form und fromme Verdemütigung war, sondern die Summe einer Lebenserkenntnis. Ein Mensch, der so viel Verachtung erlebt, so viel Lebensnot erduldet hat, daß er sich einen Wandel zum Guten nicht mehr vorstellen kann!... Und hat er nicht auch sie einmal dringlich gebeten, gut gegen ihn zu sein und ihm in seiner Verlassenheit zu helfen? Sie ist ihm ferne geblieben, um sich nicht zu beschmutzen. Aus Furcht für ihre reine Seele ... Und wie lange ruft dieser Mann schon umsonst: „Judith!' Zu allen ist sie gegangen. Seinen

Ruf hat sie stets überhört. Wohl hat er schließlich nach ihr gegerufen, um sie zu ermorden, um sie zugrunde zu richten an Leib und Seele. Aber ist das wohl auch in den ersten Notstunden seine Absicht gewesen? Und wenn auch — hätte damals die erste Erfahrung einer großen Hingebung, das Niederneigen eines jungen Gesichts ihm den Glauben an ein neues Leben nicht zurückgeben können? ‚Durch meine Schuld . . . durch meine Schuld!‘ betete Judith. Und wieder und wieder stellte sie die kühnen, abenteuerlichen Pläne ihres verwöhnten Lebens, das auf langen Strecken unglücklich war, weil sie das Glück nur phantastisch aufgeputzt hatte nehmen wollen, neben die Verzweiflungsentschlüsse dieses Verlassenen, der tiefer zu sinken begehrte, weil er hoffte, in der Tiefe noch Gesellen zu finden, vor denen er bestehen konnte: ‚Ja, er hat das Recht, seine Hand gegen mich zu heben, und Gott wird seine Flüche als Frucht ansehen, so wir gesäet haben.‘

Als sie so sprach, hatte der Alte sich in einer Weise in Raserei gehetzt, daß all seine Blutgefäße auf einmal zu bersten drohten.

Plötzlich sprang er auf, packte seinen Dolch und wollte sich auf Judith stürzen. Aber er fiel wie ein Klotz zu Boden. Die am Morgen aufgeflackerte Kraft war längst wieder hinfällig geworden. Er konnte nur noch seine Waffen gegen Judith schleudern und sank dann in sein aus aufgeschürften Wunden strömendes Blut. Judith hatte bei seinem Ansturm ihr Gesicht in die Hände geborgen und mit schwindenden Sinnen den tödlichen Streich erwartet.

Ihre Gedanken hatten dabei so innig und flehend Gott gesucht, daß sie nicht unterschied, woher der dröhnende Aufschlag kam. Er verursachte ihr ein solches Zittern, daß sie glaubte, getroffen zu sein. Der Flor um ihr Bewußtsein, die bei aller Fassung herandrängende Verwirrung und Angst täuschten ihr so sehr entschwebendes Leben vor, daß sie sich nur noch tatkräftiger und mit aller Inbrunst an Gottes Herz flüchtete und keine Hilferufe nach der Straße, sondern alle Hilferüfe zum Himmel emporsandte. Sie hörte ein Summen und Sausen, fühlte ein Gleiten und Hinschweben, sah Farben und Gluten und meinte dem Gerichte entgegengetragen zu werden. Darauf wurde es ganz ruhig und still. Das Gefühl für Zeit und Umgebung schwand und sie konnte sich nicht mehr denken, warum und wie lange sie in ihrer Ecke saß.

Da wurde sie von einem Winseln und Scharren geweckt, das von der Straße her vernehmlich war. Eine Zeitlang beachtete sie

es nicht. Dann erkannte sie es freudig als ein Zeichen der Nähe ihres Hundes. So hatte er oft vor den Fenstern bannisierter Häuser seine Ungeduld geäußert. Sie erhob sich, ohne noch zu wissen, wo sie sich befinde und ohne jede Erinnerung an die Schwäche, die sie niedergezwungen hatte. Aber als sie einen Schritt weiter gehen wollte, da kam ihr das volle Gedächtnis zurück. Es war dunkel in der Stube. Die Nacht war — keine Vorstellung sagte ihr, seit wie lange — im Schwinden und — — — Doch sie vermochte sich wenigstens aufrecht zu erhalten. Und auf dem Herde glimmte das Öllämpchen. Sie tastete sich mit Mühe näher, raffte Reisig und verschüttete Späne zusammen und kam dem armen Lichtauge mit einem rasch wachsenden, grell anflammenden Feuer zu Hilfe. Da sah sie Giacomo im Blute und Unrat liegen. Und unwillkürlich tastete sie nach ihrer Brust. ‚Woher das Blut? Kam es aus meinem Herzen?' Doch sie sah, daß sie unverwundet war und wunderte sich darüber wie über ein Wunder. Der Alte lag in der Stube wie ein riesiger Baumstumpf, der morsch und hohl im Sturm zerschellt ist. Er rührte sich nicht, aber er ächzte und stöhnte. Judith legte, um das tröstliche Licht zu nähren, Holz auf den Herd, dann zwang sie alle ihre Kräfte auf, um an die Türe zu gelangen. Der Hund merkte, daß Judith sich bewege; er hatte sich durch den Schuppen einen Weg in den inneren Hof gebrochen und kratzte nun freudig winselnd von außen. Es gelang Judith endlich, den Querriegel zu öffnen. Der Hund schob sich vorsichtig herein, gewärtig, wie so oft, wieder davongetrieben zu werden. Aber Judith dachte heute nicht daran. Der Hund war ihr ja als Befreier gekommen. Zottelbär war aber nicht sehr mutig. Als er vor dem stöhnenden, wie ein gefälltes Wild hingestreckten Manne stand, sträubte er das Haar, knurrte ängstlich und drückte sich an den Rock seiner Herrin. Er schien zugleich voll Wut und Furcht; denn er roch den Hundeschlächter und zeigte vor ihm, wie alle seines Geschlechtes, jenen eigentümlich winselnden Grimm. Judith war ruhig geworden. Die frische Luft erquickte sie, das Bewußtsein, die Türe offen zu haben und im Wiederbesitz einer Kraft zu sein, die ihr bei drohender Gefahr eine Flucht ermöglichte, und die Nähe des treuen Gefährten benahmen ihr alle Furcht. Doch fühlte sie nicht jenes Aufjauchzen, das sonst die vom Tode Erretteten durchzittert. Wie kann man sich fröhlich von einem Orte wegheben, wo einer in perverser Wonne der Hölle entgegentrotzt! Seitdem Giacomo seine Welt- und Selbstanklage herausgeknirscht hatte, war er ihr nicht mehr

der Satansgeselle. Er liegt trunken, weingeist- und wutberauscht vor ihr, er geht seiner letzten Not entgegen — und niemand hat ernsthaft versucht, bis zu dieser Stunde, seinem verirrten und versumpften Leben zu Hilfe zu kommen.

Judith ging einige Augenblicke lang nochmals mit dem Gotte zu Rate, vor dessen Gericht sie sich vorher gestellt hatte; sie fragte sich, ob es nicht ihn versuchen heiße, noch einen Augenblick bei dem in Haß Verkehrten zu weilen. Dann spürte sie ein freudiges Jasagen in sich, eine Bereitschaft zu jeglichem Dienst an dem Allerärmsten und eine Liebe zu seiner zerknirschten Seele, wie sie noch keine so heilig und heiß empfunden hatte. Die zagen Gedanken wandelten sich in einen unweigerlichen Pflichttrieb. Gott hatte sie gerettet, und darum mußte sie retten. Sie war frei und stark, darum drängte es sie zu spenden.

Sie stellte den Hafen mit dem Rest der Brühe auf, räumte die Waffen zur Seite, schob dafür weiche Tücher und Kissen an den Fiebernden heran und wischte den Unrat aus seiner Nähe. Als die Brühe heiß geworden war, goß sie einen Teil in eine Schale, legte nochmal Reisig auf und gab sich daran, Giacomo das Labsal zu reichen. Sie kniete vor dem wilden Manne nieder und schaute nach seinem Gesichte. Da kam ihr der wunderliche Gedanke: ‚Hätt ich nur auch etwas von seiner wüsten Gestalt, vielleicht haßte er mich weniger und ich fügte besser zu ihm als Geselle.‘

Aber da regte er sich, stieß die Arme von sich und zog die Beine empor. Sobald er eine Bewegung machte, wurde er zum Ungeheuer. Trotz seiner Hilflosigkeit und Todesnot erschienen die mächtigen Glieder noch drohend und ihre sterbenden Zuckungen gewährten noch den Eindruck der malmenden Kraft.

Der Hund winselte sogleich, sprang zurück und schien Judith vor dem Mörder seines Geschlechtes warnen zu wollen.

Diese aber entschloß sich rasch, beugte sich zu ihm nieder und reichte ihm dieselbe Schale, aus der sie selbst von seiner Hand getrunken hatte.

Giacomo trank langsam und lange. Judith überlegte dabei, wie sie ihren ‚Raben‘ holen und mit ihr zusammen — mochte sie noch so sehr brummen — die seit langer Zeit nicht mehr gereinigte, von Unrat und Ungeziefer besudelte Stube säubern, dann ruhig die Schmähungen und Schmutzreden des Kranken ertragen, ihm vorlachen, vorsagen und heiter trotzen wollte, bis er etwas Gutes ertrüge, an ein Geborgensein und Betreutwerden glaubte und endlich

aufhörte, das ewige Elend als einen ewigen Rachegenuß zu betrachten. ‚O Jaköble‘, flüsterte sie leise in einem Überschwang von zartaufquellendem Erbarmen, ‚dir soll dennoch das Sterben glücken, da all dein Lebtag mißraten seind, sollst aus dem irdischen Dasein nit ausgestoßen werden als wie aus all deinen Metiers, du verunglückter Raubersmann, du fallierter Renegat; der du dein Leben lang gefallen bist, sollst aufgehalten sein am ewigen Abgrund und von nun an steigen!‘

Und sie beugte sich näher zu dem Zitternden heran, stützte seinen verbeulten Schädel und vergaß sich völlig in dieser Hingabe.

Da sperrte Jakob auf einmal die Augen auf, fuhr mit seinen Tatzen nach Judith, riß sie an sich heran und griff tastend und mit Aufbietung all seiner zittrigen Kraft nach ihrem Hals, um sie zu würgen. Laut auf schrie Judith, die Schale klirrte zu Boden und die Jungfrau rang mit dem Wilden, der entschlossen war, sein Gelöbnis zu lösen und noch in unbewußtem Instinkt nach Mord verlangte.

‚Willst mein spotten‘ knirschte er, ‚du, du ... willst mich für den Galgen mästen! Ha, du!... Will dir's weisen, daß ich will... zur Höll!‘

Judith bot ihre ganze Kraft auf, um sich des Blutbesudelten, Eiterüberronnenen zu erwehren, dessen giftige Nägel sich in ihre Arme einkrallten, um ihren Nacken niederzuziehen. Sie rief nur: ‚Jesus, Jesus!‘

Dieser Ruf vergegenwärtigte ihr den geliebten Altbürgermeister, und alsbald stellten sich um sie wie in einem Kranz alle Verewigten ihres Lebenskreises. Ihr war fast, als liege sie auf dem Bette und ringe beim Scheine der Sterbekerze mit dem Typhusfieber und mit dem ‚bösen Feind‘, der, wie in ihren Büchern zu lesen war, oftmals im letzten Streit die letzten und schlimmsten Angriffe versucht.

Der Hund pfiff und winselte, er rannte um die Ringenden her, wich ihnen aus und stürzte auf sie zu. Er merkte, daß die Herrin in Not sei und war doch zu feige, ihr beizuspringen. Er zeigte ihr seinen guten Willen durch bloßes zornig-furchtsames Gebell und ein knackendes Zusammenschlagen seiner Zähne.

Judiths reiches Haar ging im Hin und Her immer weiter auf, die Zöpfe lösten sich und die Locken wallten um Brust und Schultern. Auf einmal faßte der Mordgierige eine Strähne und schlang sie mit rascher Bewegung um Judiths Hals. Die Jungfrau vermochte sich nicht mehr zu befreien. Die Schlinge des glänzenden Haarschmuckes verschnürte ihr den Atem, sie röchelte und sank hin.

Doch als der Hund den totwehen Laut des ringenden Atems vernahm, da geriet er in Wut, faßte den Söldling bei den Beinen und zerriß und zerfetzte sie. Aber alsbald verfiel er in eine förmliche Raserei. Er sprang auf die Brust des entsetzlich Aufschreienden, zerbiß ihm Gesicht und Hals, daß der Kopf nur noch als unförmliche fleischige Masse am Körper hing und wurde immer mehr zum blutberauschten Raubtier. Aber indem er blindwütig nach Gliedern, Blut und Fleisch gierte, schied er nicht mehr, was zu Giacomo und was zu Judith gehörte. Er brachte auch ihr schwere Wunden bei. Erst als endlich kein Glied an Giacomo mehr zuckte, ließ er ab, beruhigte sich und erkannte seine Herrin wieder. Er leckte ihr Gesicht mit seiner blutigen Schnauze und trottete plötzlich, da sie ihm kein Zeichen geben wollte, winselnd zur Türe. Auf der Straße standen Leute, die schaudernd auf das Haus hinblickten. Sie wichen vor ihm aus, denn er war naß von Blut, und sie erkannten, daß etwas Schreckliches vorgegangen war, wagten es aber aus Furcht vor Ansteckung und aus Aberglauben nicht, in das verrufene Haus zu treten. Manche meinten den Hund als Judiths Begleiter zu erkennen, die meisten aber sahen in dem lechzenden, blutfleckigen, scheu hinrennenden Tier ‚den Bösen', der endlich wohl mit dem Söldling aufgeräumt habe. Ihre Ansicht wurde im Augenblick die allgemeine. Sie gingen scheu und verstohlen davon, um den Tag abzuwarten, und womöglich über diesen Ort und den ganzen Handel ein für allemal das Kreuz zu machen.

Als der Platz völlig leer geworden war, erschien der Hund wieder und brachte den ‚Raben'. Die alte Frau, in deren Gesicht die frischen Pockennarben glänzten, schritt gewaltig hinter dem Hunde darein. Sie brummte, wie halbtaube Leute oft zu tun pflegen, vor sich hin und war erstaunt und entsetzt, als sie der Begleiter in Giacomos Haus führte. Doch überwand sie Widerwillen und Angst, schlug drei kräftige Kreuze und überschritt die Schwelle. — — — Eben in dem Augenblick, als der Stadtpfeifer und seine Gesellen mit Tuba und Kornet den Tag ankündigten, kam sie wieder aus dem Hause hervor. Aber nun zeigte es sich, daß sie nicht nur gewaltig ausschreiten, sondern sogar gewaltig rennen konnte. Sie sprach dabei laut und warf immerfort die grobknochigen Arme empor. Der Hund lief mit ihr, er war wieder feige und furchtsam geworden und wagte nicht einmal mehr zu heulen.

Kurze Zeit, nachdem die beiden in dunklen Winkelgassen verschwunden waren, nahte dem Haus der Schleichton des Pestkarrens,

dessen weiche Reifen seltsam über das holperige Pflaster hinschürften. ‚Hast die Krott?‘ sagte der eine Siechenknecht in die stille Straße hinein. ‚Hab sie!‘ hallte es zurück. ‚Sie han zu früehe mit Entbannisieren angehebt!‘ ‚Söllen neu anheben!‘ war die gleichgültige Antwort. ‚Meinethalb auch! Handwerk ist Handwerk; ob du Roß schindest oder Leichnam zum Freithof schaffen tuest. Einerlei, so du's gewohnt hast! Ich hab's gewohnt!‘

Bald darnach hielten sie an Giacomos Haus und brachten den Toten auf ihren vier Armen in den Karren. Als sie weiter fuhren, sprach der eine Siechenknecht: ‚Tuen m'r doch lieber Roß schinden!‘ Der andere erwiderte: ‚Gäb's kein Schnaps nit, nachher käm mir dies höllisch Gesicht mein Leben lang für, aber heunt und morgen und vier Wochen lang traumt mir den sicher. Das ist ein höllischer Kerl.‘

Als sie auf dem Friedhof die Grube schaufelten, um Giacomo bei seiner Schwester einzuscharren, fanden sie den Dolch.

Sie schauten ihn im spärlichen Licht des werdenden Morgens prüfend und schätzend an und riefen gleichzeitig: ‚Der ist es!‘ ‚Ein Türkendolch! Der hat dreimalen ein Herz zerstochen,‘ meinte darauf der eine ... ‚Möcht an dem Grab nit stehen, wannen dermaleinst die Posaun erschallet. Da tanzen rundherumb gewißlich zehntausend Teufel!‘ ‚Wer weiß?‘ meinte der andere, indem er Jakob gleich einem astigen Stück Holz in die Grube stampfte. Und während er pfustend schwere Schollen darüberschüttete, wiederholte er wieder und wieder: ‚Wer weiß!‘

Als sie mit dem leeren Karren wieder an Giacomos Haus vorbeikamen, flimmerte die Morgensonne eben einen Augenblick in die dunkle Gasse hinein und umfunkelte schnellschreitende Gestalten.

‚Du, wer ist justement eben in dös Haus eingange?‘

‚Ich vermein, es kunnt der Physikus gewest sein. Kann's aber nit vor gewiß aussagen.‘

‚Hast denn nit bemerkt, etwas Weißes, etwas ...?‘

‚Wohl so etwan ebbes als a geistlicher Chorrock. Und Kerzen, was weiß i, hab die Augen noch verbachen!‘

‚Sunderbar, wär's ein ander Haus, hätt ich gesagt und ließ mir's um kein Preis nit nehma, es sei was Himmlisches eingeflogen als wie am leeren Ostergrab.‘

‚Hüi, mir kanns gleich sein, hüi, ich brauch Schnaps, ansonsten mueß i an den Giacomo denken. Wenn's aber wahrhaft seind Engel gewest, nachhero werden's Augen machen! Zwaren den Teufels-

braten ham'n wir wegg'raumt. Aber in der Stuben drinnen hangt gewißlich annoch an jedem Mauerstein a Todsünd. Hüi, will hoffen, wir kriegen für heunt Feierabend, und wann nit, daß wir hinfüro bloß Menschen abtuen müssen... denn heunt ham'n wir Ihn ††† in Person in Handen tragen. Der ist tiefer abwarts g'fallen als in die Gruben, ich hab's spürt. Hüi, ... Schnaps!'

XX.

Du Ehre der Stadt Jerusalem.

Der Kammerschreiber, die ‚rechte Hand' seines Herrn, wurde alsbald nach dem Nachlassen der Seuche auch aus seiner Haft, in welche ihn die übergroße Sorge des Bürgermeisters um Aufrechterhaltung des Stadthaushaltes und um Bewahrung seines Beamten vor Ansteckung gebannt hatte, entlassen. Er hatte es mit der Heimkehr weniger eilig, als er sollte. Denn sein Weib zog ihn nicht an, ob sie keifte oder überschwenglich tat, und von seinen Kindern liebte er mit Zärtlichkeit nur Judith, seine Älteste. Dafür aber war seine Sehnsucht nach dem Weine der Zunftstube, den er selbst gekiest hatte, um so größer.

Gleichwohl ging ihm dann das Herz weit auf, als er von den Seinigen mit überschwenglichem Jubel empfangen wurde. ‚O bittere Zeit,' jubilierte er innerlich, ‚scheidest und einest, reißest ab und lassest aufblühen!'

Die Kinder kamen gar nicht zu verständigen Worten vor Ah! und Oh! über die mitgebrachten Zuckerkandeln und seidenen Tüchlein, und auch das Weib wußte nichts vorzubringen als Liebkosungen und Schmeichelworte. ‚Wir seind wieder vereinet, keines fehlt, keines ist verunstaltet! O, wie sind wir allein gewest und in Ängsten, ein Kahn ohn' Steuermann!'

Judith, die kleine, allein schien etwas auf dem Herzen zu haben, das sie über dem Wiedersehen und den Zuckerstückchen nicht vergessen konnte. Der Vater spürte es, drängte die anderen von sich, zog den Liebling auf die Knie und schmeichelte: ‚Mein Mädlein hat mir etwelches zu sagen!'

Die beiden verstanden sich so gut, daß Idchen bloß nicken und scheu auf die Mutter zu blicken brauchte, um Gottlieb Jakob zu veranlassen, sein Ohr nahe an den Mund des Kindes zu bringen.

Die Kleine flüsterte: ‚Die Fee hat uns gehütet!'

‚Die Fee?' erstaunte der Vater allzulaut. Da hatte sein Weib das Wort schon erlauscht. Sie gab dem Kinde einen bösen Blick

und schmähte: ‚Was doch das Mädlein aberglaubisch ist! Müh mich die ganze Zeit, ihr den Rauch auszublasen. Hilft nit! Conträr! Walschet allweil weiter. Ida, wie hast zu sagen? Wer hat uns in der Notzeit geholfen? Der liebe . . .‘

‚Die Jungfer Judith aus dem Schattenhaus‘, sagte das Kind weinerlich.

Gottlieb Jakob schaute sein Weib mit großen, erstaunten Augen an.

‚Die Judith ist in meinem Haus gewest, in dieser Stube?... Hab gehört, daß sie gepfleget; aber bei mir? Meine Kinder?‘ Seine Augen schweiften umher, als suchten sie die Decken und Stühle ab, ob nicht Schatten- oder Lichtspuren von ihr zurückgeblieben seien.

Da erzählte ihm das Weib notgedrungen, wie die Kinder erkrankt seien, wie sie in verzweifelter Not ihre Zuflucht zu der Jungfrau genommen hätte, von der die Stadt wie einer Wundertäterin sprach und die ohne Unterschied der Stände und Konfessionen ihre magische Hand den Kranken geliehen habe. Und Judith sei an ihrem Hause nicht vorübergegangen und habe den Würgengel verscheucht.

‚Und das hör ich erst jetzo. Erst eine Stund nach dem Wiedersehen!‘

Idchen war die ganze Zeit still und ungläubig mit in die Ferne gerichteten Augen auf dem Schoße des Vaters sitzen geblieben; erst als die Mutter aus der Stube ging, um dem Vater sein Lieblingsgericht zu bereiten, schien sie wieder aufzuwachen.

‚Vater, glaubst du auch nit an die Fee?‘

‚An nichts so steif, denn an sie.‘

Das Kind atmete erleichtert auf und seine Augen leuchteten. Sie strich sich mit linder Hand über die Stirn, so wie man etwa über ein gefangenes, scheues Waldvöglein hinstreichelt und sagte: ‚So hat sie gestreichelt! Ihr Hand ist aber wie Weihnachtseis gewest und hat die rote Glut, so mich verzehret hat, ausgelöscht. Nichts ist so kühl wie eine Fee, derohalben, weil sie aus der kühlen Quelle steiget und aus der tiefen Grotte. Und sie hat mich eingebettet in lauter Eiszacken, weiß wie Ilgen, blau und azuren als wie... als wie die Glockenblumen. So die Mutter ist kommen, hab ich sagen müssen: Fort, geh, Mutter, du bist heiß, dein Odem drücket mich! Und item hab den Doktor weggestoßen: Weg, du Feuerofen! Herentgegen wann die Fee ist in die Tür treten, da ist ein Hauch ausgangen als wie vom Tannwald zur Sommerszeit. Und sitz auf ein-

mal im Schatten und sie sitzet als ein großer Baum an meiner Seite und hauchet Schatten. Ich kann schlafen.'

Gottlieb Jakob blickte sein Töchterchen zärtlich an. ,Ja, nichts ist also kühl als die Fee. Wahrhaft ist deine Rede, Kind, hab's oftmalen erfahren. Und du hast annoch einen Hauch von der guten Fee an dir. Ich merk es gar wohl und erhoff, daß die Kraft, so von ihr ausgangen, weiter in dir wirket. Und das andere Liebste, was ich auf Erden hab, seh ich ebenermaßen in dir aufblühen. Das seind Mutters ihr Ebenbild und Mutters ihre Träum.'

Und er küßte seines Kindes Stirn, als könnte er daran noch etwas von dem kühlen Hauch der Eisfinger erhaschen. ,Erzähl' mir aber noch weiter von deiner wundersamben Fee. Dein Vater hat sie manigesmal gesehen. Aber er liebet nit die Kühle, sondern hat vielmehr die Glut begehret — freilich umeinsonst.'

Das Kind hörte nicht auf ihn, sondern bemühte sich, aufs neue zu zeigen, daß es von keinem gewöhnlichen Sterblichen gesund gemacht worden sei.

,Weißt, hab's der Mutter immer zeigen wollen. Aber sie mag soliches nit anhören. Schilt alsogleich: Bist so ein Narr als wie die Großmutter. Nämlich sie mag das Ähnle nit leiden; sagt derohalben, weil die Großmutter mir Aberglauben und Altweiberdumbheiten ins Ohr setzet. Ich glaub es aber nit; vielmehr weilen sie alt und nit alamodisch und bresthaft ist, darume... Eine Fee kann man anrühren und fasset sie dannoch nit. Das hab ich oftmalen erfahren. Das Großmutterle sagt, das komme, weilen die Fee aus dem Regenbogen auswachset als wie die Bluft vom Baum.'

,O Kindermund, o Kindermund,' rief Gottlieb Jakob gerührt und ergriffen: ,Anrühren und fasset sie dannoch nit! Ja, ,recte optime!

,Es hat eine Fee ein Angesicht gleich unserigem. Aber so oft ich's anlugte, jegliches Mal ist's anders gewest und also weiß ich nit recht, wie sie dann ausgesehen hat und kenn sie doch sicherlich, sobald wiederumb sie kommen sollt. Und sie kommt von der Tür her und ist doch niemalen eine Tür aufgangen. Sie ist nimmer da und ist doch nit fortgangen. Sie spült die Häfen, putzt, scheuert und tut alles gleich einer Magd. Aber du hörst kein Poltern. Geht alles so still als wie die Stern am Himmel. Allemal ist Mondschein, so sie kommt. Ich glaub, sie fließet herein und fließet hinaus. So sie böse Augen macht — und denk dir, sie kann Augen machen als wie das Jüngste Gericht —, nachhero mußt deinen Brei essen, magst wöllen oder nit. So sie aber lachet — und sie tuet nichts

so gern dann lachen —, alsdann mußt auch lachen und fröhlich sein und du spürest das Fieber nur ein kleines bißchen und hast keine Forcht mehr vor dem Doktor und vor dem schwarzen Grab. Sie nimbt dich in den Arm — guck her, so! — und nachhero bist ganz zufrieden als wie Lazarus in Abrahams Schoß und hebst zu schlafen an. Dem Bruder hat sie einmal, da ich schier gesund schon gewest, gesagt: „Mein Kind drückt jetzt die Äuglein zu. Und alsogleich kommen die Englein und holen dich ins himmlische Paradies. Da seind Apfelbäum und Kirschbäum, da spielen viel weiße Lämmer mit rubinem Band. Das eine reitet mein Büblein, und es tragt ihn zum Lebensbaum. Da hängen Früchte daran, so gesund machen und den bösen Tod austreiben. Auch rauschet da ein Quell. Der Lebensquell. Hörst ihn rauschen, mein Büblein, hörst ihn schon? Trinke, trink frisch! Kühl deine Gliedlein. Engel tuen dich abwaschen und hernach kombt die Gottsmutter und bettet dich in Christkindleins seine Wiegen. Schlaf, Kindlein, schlaf! Engel tun dich decken, Engel tun dich wecken!" Und da hat er dir geschlafen, viele Stund und ist schier gesund und mit roten Backen aufgewacht!.. Vater, warumb kommt jetzo die Fee niemalen mehr? Nur einig noch im Traum, auch selten! Viel öfter kommt im Traum das Fieberweib zurück und der Blattermann. Wenn ich aber noch einmal krank werde — meinst, hernach kommt sie wieder? Oder wenn du sollst krank werden? Hernach hol ich das Bild, heb die Händ auf und ruf die Fee.'

‚Welches Bild?' frug der düster grübelnde Vater.

Aber da kehrte die Mutter in die Stube zurück, Idchen legte bedeutsam den Finger auf ihren Mund und sprach zunächst nicht mehr von der Fee.

Als sie sich aber sicher glaubte, holte sie aus einem Versteck ein buntes Pergament hervor. Es war ein kleines, mit flüchtigem Pinsel gemaltes Andachtsbildchen, auf dem in Goldbuchstaben stand: Souvenir.

Sie zeigte das feine, hauchzarte Ding mit geheimnisvoller Miene, aber mit sicherem Vertrauen dem Vater hin:

‚Sieben Färblein, schau, eins, zwei..., wie der Regenbogen!'

Gottlieb Jakob betrachtete es: Der Dorngekrönte, fünfmal Durchstochene, ruhte auf einem Steine von seiner Arbeit aus, mitten hineingesetzt in die Werkzeuge seiner Marter: Kreuz, Geißel, Gallgefäß, Stricke und blutroten Kelch. Der Erlöser auf der erlösten Welt, von ihr verlassen und in letzte Einsamkeit hingesunken.

Die Finger des Kindes zeigten nach der Schrift, die unter dem Bildnis wieder in goldenen Buchstaben stand:

‚Die Mutter sagt, das seie dummes Latein, und es stünd gewißlich etwas Götzendienerisches darauf.'

‚Das ist Schriftlatein,' klärte sie Gottlieb auf, ‚stehet bei Jeremias und besaget verdeutscht: Sie hant vernommen meine Seufzer, aber keiner ist, so mich tröste!'

‚Därf ich demnache das Bildnus haben? Ist nit Götzendienerisches daran?'

‚Du därfst. Wahre es wohl all deine Lebenstäg, nimm es als ein Phylakterium, schau es an in Not und' — er wurde gerührt und schaute schwermütig in die Ferne — ‚vielleicht siehest du die Fee einmalen also sitzen. Und das Volk, deme sie hat ihren wunderschönen Leib in die Schanze geschlagen, vergießet der Wohltaten. Darnach aber gleichet mein Kindlein dem Engel hier oben, siehst du das Flügelköpflein, das so mitleidig auf den müden Mann hinschauet — und tröstet als viel es kann!'

‚Seind denn Feen vermögend zu leiden?'

‚Mehr als Menschen. Dann um so größer das Lieben, um so größer das Leiden. Das siehest du ja klärlich aus diesem Bildnus. Andere unsersgleichen lassen den Kelch ohnberühret an ihnen vorübergehen. Weil er der Größeste war, hat er trunken und gelitten ohn Beispiel und Vergleich.'

— — — — — — — — —

Gottlieb Jakob drängte es darnach sofort wieder aus dem Hause. Das Gebahren der Frau, das ihm bisher gleichgültig gewesen war, wurde ihm von Stund an überdrüssiger als je. Ja, sie mißachtete die gebrechliche Mutter, sie hätte Judiths Tat gern verschwiegen oder verkleinert!

Er lief auf die Straßen und in die Gaststuben und forschte nach Judiths Wirken. Er war glücklich, daß er überall ihren Namen nennen konnte, ohne ein Verwundern zu erregen. Warum sprach man denn nicht von ihr? Nur von Giacomo, und wie den Teufelsknecht Satan leibhaftig erwürgt hätte. Diese Mär verdunkelte alle anderen. Er blies in die Asche, und siehe, hinter dünner Schicht glomm überall glührot Judiths Name. Die geheimnisvolle Sage von ihrer Fürbitte schlug in vielerlei Gestalt an sein begieriges Ohr. Er fragte, horchte, erzählte, trank und horchte wieder, berichtete neue Tatsachen und Legenden, und hob in begeisterter Ruhmrede hervor, daß es etwas Großes sei, Göttliches zu leisten

und sich dann wieder in seine Stube zurückzuziehen, als sei nichts geschehen. Solches sei nur bei den alten Römern vorgekommen, die das Vaterland als kühne Heerführer retteten und dann wieder schlicht und bescheiden zum Pfluge zurückkehrten. Eine Heldin hätte die Stadt noch nicht oft in ihren Mauern geborgen, eine von Judiths Maß noch nie. Die Stadt müsse ihrer Heroine würdig sein. Er begeisterte sich zu gewaltigen Reden, um so mehr, als sein Baß fleißig nach Ölung verlangte und der viele vortreffliche Wein seine Geister nach jedem Trunke fröhlicher beschwingte. Er fühlte sich in Judith selbst geehrt. Denn wer hatte ihre Tugend entdeckt, ehe sie an den Tag getreten war, wer hatte Verständnis für ihre heimliche Größe besessen, schon damals, als die Heroine noch mit Kirschensteinen schleuderte, und dann, als man sie als eine trotzige Närrin anschaute?

‚Man sollt, nachdeme wir Gott dem Herrn eine Dankprozession abgehalten, hernachen auch seinem fürtrefflichsten Werkzeug eine Ovation darbringen,‘ meinte ein sehr bedächtiger, langsam redender Bürger.

Gottlieb Jakob entzündete sich sofort an diesem Gedanken, und während jener seine Worte formte, als müsse er jedes aus hartem Holz schnitzen, wuchs in seinem Gemüt ein tausendästiger Plan: ‚Wohl, mein Freund, bravo! Doch ich mein,‘ schrie er, sich hoch am Tisch aufreckend, ‚ein paar Paruckenratsherrn, was ist das! Die ganze Stadt gehört an das Schattenhaus. Das gräfliche Jubiläum muß übertroffen werden. Lasset nur mich machen. Ich werd bald hinter dem Alten drein sein und Mimen sind auch noch ungerupft und ungezeichnet übergeblieben. Dies Fest muß mein Meisterstuck sein! Singen und spielen wöllen wir vor ihr: Du Ehre der Stadt Jerusalem!‘

Und er trabte nach Hause, sprach erst wieder mit seinen Kindern von der wundersamben Fee, um das kindliche Feuer auf seine Poetenesse zu blasen, setzte sich dann nieder und schrieb in einem Zug eine mächtige Zahl von Versen, die alle purzelbaumschlagenden und hochrufenden Buben glichen.

Da unterbrach seine Arbeit ein Ratsdiener, der ihm im Namen des Bürgermeisters den Urlaub kündete, befahl, sich mit allem Nötigen zu versehen und sich nach Judiths Haus zu begeben, wo bereits eine Kommission vorfindlich sei.

In Judiths Haus! Der Schreiber lief, so viel seine umfängliche Leiblichkeit gestattete, und überlegte dabei einen neuen, labyrinthischen Schnörkel.

Als er eintrat, fand er hochfeierliche, steife und hochmögende Herren versammelt, geistliche, staatliche und städtische. Vor ihnen stand eine mächtige Truhe, schwarz und elfenbeinern, von kräftigen, feingehämmerten Stahlbändern umschlossen. Daraus zogen sie Urkunden, Geldrollen und Geldschüsselchen. ‚Ein ganzer Kriegsschatz‘, dachte Gottlieb, vermochte aber keine Frage zu stellen, da die Würde und Feierlichkeit der Versammelten gar nicht darnach aussah, als sei sie gesonnen, die Wißgier eines kleinen Schreibers zu befriedigen. Es schien, als müsse hier jedes Wort zu Protokoll genommen werden.

Das Zählen des Geldes war noch nicht beendet. Die geistlichen und staatlichen Federn waren bereits im Werke, und der Wink des Bürgermeisters besagte, daß auch die städtische alsbald Arbeit bekäme. Der Blick des Schreibers wagte es dennoch, in dem Zimmer umherzuwandern. Lange blieb er vor der Ahne Bild stehen. Denn er sah in ihm Judith. Diese Frau konnte so abgründig schauen wie die Jungfrau. Ob diese Augen wohl einstmals auch so lachen konnten wie Judiths Augen?

Eine Dohle kam an das Fenster geflogen, sah das blitzende Geld, schrie wild und räuberisch, hackte gegen das Fenster, daß die Scheibe zerbrach, und flog dann, durch das Klirren der Scherben erschreckt, davon. Das war eins von Judiths Lieblingstieren! Aber wo war sie selbst, wo der bärbeißige Begleiter, der zottelhaarige Hund?

Erstaunt hörte Gottlieb Jakob immer neue Zahlen nennen, Schuldverschreibungen und Waldteile. Judith war reicher als die Gräfin. Hab ich jemalen an diesen Reichtum gedacht? überlegte er. Nein, fürwahr, denn mag sie zehntausend Dukatenmünzen haben, so hat sie hunderttausend Schönheiten. Und besitzet sie weite Flächen rauschender Tannen, weiter ist ihre Seele, tiefer ihr Gemüt. Ansonsten hätt sie sich schöne Täg aufgetan, anstatt in die Siechenhäuser zu gehen.

Jetzt wurde ihm diktiert. Er schrieb flink und gehorsam ein Item nach dem anderen. Zwischenhinein dachte er jedoch: Mag diese Taler einsacken wer will; ich gonn sie jeglichem. Aber nit die anderen Schätz Leibs und der Seele. Wer wohl die einmalen endlich einsacket? Es scheint, ein Freier ist im Anrücken.‘

Und er seufzte, daß die Kommissäre erstaunt einen Augenblick zu ihm aufschauten. Die anderen Schreiber waren bereits abgezogen. Als auch die neue Aufnahme beendet und die Siegel kunst-

gerecht geformt und angelegt waren, sagten ein paar gleichgültig ‚Ab!‘ deutende Hände, daß auch er gehen könne.

Gottlieb Jakob war ganz wirr geworden. Er gierte nach Auskunft und rannte förmlich aus dem Hause. Da fiel es ihm aber auf, daß auch andere Leute rannten. Sie hasteten alle nach derselben Richtung. Er wollte einen Bekannten anrufen; aber dieser schien selber einem anderen zulaufen zu wollen, um ihn befragen zu können.

Endlich kam er an einen Haufen Zusammengedrängter, die sich eifrig unterhielten. Ehe er ein Wort sagen konnte, hörte er den Namen Judiths.

‚Was ist es mit Judith?‘

Sie schauten ihn an, zuckten die Schultern: ‚Der da sagt, ein Wunder sei geschehen, und der ... sie seie gestorben.‘

Sogleich fiel einer ein: ‚Sie hat den Teufel aus Giacomo getrieben!‘ Ein anderer widersprach: ‚Ein schwarzer Pudel hat dem Alten die Seel aus dem Leib gerissen! Die Siechenknecht haben die verbrannten Fetzen von seinem Leichnam eingescharrt!‘

Da sie sahen, daß keiner etwas Greifbares wußte, und Frauen und Kinder eilig, als wüßten diese irgendwo eine Auskunft, an ihnen vorbeihasteten, liefen sie ihnen nach, und Gottlieb Jakob trabte in Angst und Sorge hinter ihnen darein.

Wieder und wieder hörte er den Zuruf: ‚Judith!‘ Aber wenn er lief und zufaßte, so entglitt ihm die Botschaft und ließ ihm nur törichtes Fabelgerede oder eine schauerliche Mär zurück. So blieb er immer noch im ungewissen und stand nun doch schon in einer dichten Masse schwatzender, weinender und gestikulierender Menschen. Diese drängten jedoch immer noch vorwärts, und so schob sich auch Gottlieb Jakob ins Unbestimmte weiter. Vor Giacomos Hause staute sich die laute Menge. Alle glotzten auf Türe und Fenster. Aus den offenen Fenstern schwelte dichter, ätzender Rauch. Die Leute sahen es mit geängstigten Augen, und der Stadtschreiber hörte flüstern: ‚Höllenrauch! Die Judith hat den Argen besiegt!‘ Er wurde böse, als er statt einer Sicherheit immer wieder solche abergläubische Reden vernahm.

‚Sehet ihr Dummköpf dann nit, daß dies Kramebeerrauch ist? Habt ihr den letzter Zeit annoch nit oft genugsam geschmecket?‘

Das eine war ihm nun sicher, daß Judiths und des Söldlings Namen nicht nur zusammen genannt wurden, sondern zusammengehörten. Das vermochte ihn keineswegs zu beruhigen. Er knüpfte

an diese Gewißheit bald die schaurigsten Vermutungen, bald die abenteuerlichsten Erwartungen. Vorwärts drängend kam er ganz in die Nähe der Türe, sah, daß der Zottelbär von Zeit zu Zeit in ihrem Rahmen erschien, und fragte nun einen der Chirurgen, der hastig aus dem Hause trat. Der war kurz angebunden: Giacomo sei bekanntermaßen tot, Judith schwer krank. Der Eintritt sei nicht gestattet.

Vergeblich drang Gottlieb Jakob mit Wie und Warum in ihn. Der Chirurg tat in allem unwissend und geheimnisvoll. Auf einmal ging eine neue Bewegung durch die Menge. Einer hatte den Hut gezogen und zu beten begonnen. Und alsbald zogen alle Männer die Hüte, alle Anwesenden bekreuzten sich, und das Rauschen von Stimmen brandete um das Haus wie Wogenbrausen um eine kleine Felsenklippe.

Auch Gottlieb Jakob nahm den Hut ab. Er stand in tiefer Ehrfurcht vor dem Geheimnis dieses Hauses; vor ihm beugte er sich und entblößte das Haupt. Er hätte sich niederknien, ja zu Boden werfen mögen. Er dachte sich Judith in Schmerzen und Wunden, und das Leiden erhob sie vor ihm in die Regionen des Übermenschlichen. ‚Heilige Judith‘, sagte er laut vor sich hin, so daß die Nächststehenden etwas von ihm abrückten. Denn sie wußten nicht, daß er im poetischen Überschwang sie also nannte, und verstanden es nicht, wenn er darauf in heidnischer Sprachweise sagte: ‚Domina Juditha, Dea Judith!‘

Die Schwerverletzte war von dem ‚Raben‘ in den Schuppen getragen worden. Dort lag sie in Kissen und Decken, umgeben von Reisigwellen, Haufen rostigen Eisens, alten Pfannen, Geschirr, Lederwerk und Waffen. Eine weitere Überführung war unmöglich, da sie aus einer Schwäche in die andere fiel und das Volk nicht in neue Schrecken gehetzt werden sollte. Der Physikus gab sich alle Mühe, Judiths Unglück geheim zu halten; denn freudige Zuversicht jagt die Pestilenz am sichersten aus dem Land. Judith hatte alsbald ihre Wegzehrung genommen und ihre letzten Anordnungen getroffen, summarisch einstweilen. Eine genaue Bestimmung hatte sie sich vorbehalten. Ein Zittern ging nun, während das durch Gerüchte geängstigte Volk vor dem Hause betete, unaufhörlich durch ihren Leib und ließ das weiße Tuch, das ihr Gesicht verdeckte, erbeben; das schwarze Gelock quoll immer weiter unter ihm hervor. Die Hände der Jungfrau gingen unruhig hin und her. Sie hatte vor kurzem

noch in wilder Fieberglut phantasiert und geschrien, jetzt lag sie meist entrückt und teilnahmslos auf ihrem Lager. Nur die Hände griffen manchmal nach dem Haar und auch heftige, zuckende Rufe kamen von Zeit zu Zeit unter dem Tuche hervor.

Die Alte hatte den Namen ‚Rabe' mit Recht, nicht nur wegen der Ähnlichkeit mit dem dienstfertigen Vogel des heiligen Benedikt, sondern weil sie auch so laut und derb, so naturmäßig wie ein Rabe war. Sie saß fast nie ruhig an einem Platze, sondern hantierte immerfort lärmend umher, ohne jedoch Judith einen Nu aus dem Auge zu verlieren. Sie redete auf Judith ein, ob diese ein Wort verstand oder nicht, so wie Ammen mit ihren Kindern disputieren. Es lag ihr viel daran, Judiths Fiebervorstellungen zu widerlegen, und manchmal schien sie über den Eigensinn und den Unverstand der Phantasien allen Ernstes in Zorn zu geraten.

‚Ei do, ei då,' hallte ihre derbe Stimme. ‚Hör auf mit deinem Strählen! Tuet ja weh! Wenn i amol sag, daß dein Haar annoch pechschwarz ist! Nix grau, kein Faden nit... Solchene Torheit, silberne Taler willst zupfen. Wovor dann, he? Versuecht dich der Bös mit Geiz? Laß do, einfältig Kind!... Was do nochamol! Schön im Bett tuest liegen, nit auf einer Höh bist, nit also ein Maurer am Dachfirst... Was eine Richttanne? Was Bänder und Sprüche, und du willst ein Palier sein und Baumeister gar, und das Haus taufen! Dumbheiten, sag ich! Ein dumm einfältiges Kind bist. Ehvor hast wachenderweis Reisen getan auf India und .... Tripsdrill und was weiß ich, und jetzo im Fieber willst in d' Höh. Ei do, ei do! Willst nimmer ins Pestland; freilich hast genug Pestland! 's Pestland ist ja zu dir kommen!'

Als Judith wimmerte, reichte sie ihr Arznei und Wasser; dem Hund aber, der sich herbeidrängte, gab sie einen derben Schlag. ‚Weg do, nix zum Schauen und Lecken; möcht ein' Hund d' Wut anpacken, so er an dem armen Kind die Teufelsklauen sehen mueß!'

Auf einmal tat sich die Türe auf und herein trat in Eile Judiths Schwester, Edigna. Sie war von einem Kurier herbeigeholt worden. Denn Judith hatte verlangt, daß der Oberin allein von allen Menschen ihr Zustand geoffenbart werde. Man hatte daraus geschlossen, daß sie wohl auch die einzige sei, deren Nähe sie noch wünschte.

Frau Edigna trat leise heran. Sie war infolge der übermenschlichen Anstrengungen und vielfachen Nachtwachen der letzten Kriegs- und Pestilenzjahre gealtert. Aber sie zeigte noch das unnachahmliche

Sichbewegen, welches der Eile gewandter Krankenschwestern jene unübertreffliche, beruhigende Sicherheit und Stille verleiht.

Sie kniete sich am Bette Judiths nieder und rief leise ihren Namen. Als sie keine Antwort erhielt, erkannte sie, daß sie wohl zu spät gekommen sei. Da blieb sie lange in sich versunken knien. Dann sagte sie: ‚Zum Abschied!‘ und deckte das weiße Tuch vom Gesichte der Schwester, ohne auf die erschrockenen Einwände und stoßweisen Berichte und Warnungen des ‚Raben‘ zu hören. Aber als sie das Enthüllte sah, ging ein Schaudern durch ihre barmherzige Seele, die so viel Entsetzliches miterlebt hatte, aber noch wenig Grausigeres. Sie war gekommen, zu trösten oder sich, wenn ein liebes Wort zu spät kommen sollte, ohne Klage, als eine, die tausend Brüder und Schwestern hat, zu ergeben. Aber jetzt flossen ihr doch die Tränen.

‚Teufelskrallen,‘ schrie die Alte, ‚ei jo, Teufelskrallen!‘

Das geübte Auge Edignas sah die Male von den Fingern eines mörderischen Mannes und die Risse von den Zähnen eines wilden Tieres, welche die schöne Haut von den Knochen gezogen hatten, welche . . .

Als sie lange, in tiefem Schmerz versunken, gebetet hatte, begann sie zu seufzen: ‚O Judithlein, weißt du annoch?... Hast sterben wollen wie ein Fink, mit den Färblein der Jugend und glänzigem Aug! Jung, jung bist gestorben... in den Farben der Jugend. Aber dein Antlitz haben sie dir geraubt... Judith, Judith, bist du es denn wahrhaftig? Wo seind deine liebbösen Augen, wo deine reine Stirn?... Früh vollendet! Amen! Amen!‘

Als sie solche Klagen aus der Überfülle ihres Herzens erhob, hörte sie hinter sich einen Schritt und deckte schnell die Hülle zu. Aber es war zu spät: Gottlieb Jakob hatte die tolle Ungewißheit nicht länger mehr ertragen können, war hereingeeilt und sah . . . .

‚Jesus, Jesus!‘ schrie er mit gewaltiger Stimme, so daß die ganze Menge draußen erbebte. Der Hut entglitt seinen erstarrten Händen. Er stand in Zuckungen vor dem ungeheuerlichen Bild, als würde er gegeißelt und sausten die Hiebe in rasender Wut auf den ganzen Leib von der Fußsohle bis zum Scheitel. Zwar hatte ihm Edigna den Anblick des formlosen Kopfes alsbald entzogen, aber das Bild der Sterbenden stand deshalb nicht weniger lebendig vor ihm. Edigna ergriff seinen Arm und schob den Mann, da alle Zureden wie an einem Tauben abglitten, aus dem Raum. Mechanisch tappte Gottlieb Jakob weiter. Hände, Arme und Halsmuskeln

zuckten und zerrten. So kam er aus dem Haustor und stand hoch auf der Schwelle an der Steintreppe, die auf die Straße führte, allen sichtbar, von allen angestarrt wie einstens Zacharias, als er stumm aus dem Tempel trat. Die Menge hielt einen Augenblick inne und schwieg. Da bewegten sich seine Lippen in denselben Zuckungen wie die Arme und er schrie in einemfort, gleich als wären diese Worte Urlaute des Schmerzes: ‚Jesus, Jesus!‘ Dann ging er tiefgesenkten Hauptes und die krampfig starrenden Hände über dem Scheitel durch das gestaute Volk, das vor ihm zurückwich und alsbald lauter und inbrünstiger als vorher zu beten fortfuhr. Als er die Menge hinter sich hatte, ließ er die erlahmten Arme herabgleiten, bog langsam in ein Seitengäßchen ein und tappte ziellos weiter. Ein paar Bürger begegneten ihm, dachten: ‚Oho, Kammerschreiber, hast wieder ein bißchen zu viel . . .‘, riefen ihn an und gingen schmunzelnd weiter. Auch der Bürgermeister stieß auf ihn. Er dachte das gleiche wie jene Bürger, trat aber auf Gottlieb zu, klopfte ihm vertraulich und gut gelaunt auf die Schulter und rief: ‚Vergunn dir's heumt! Gelt, die Judith! Testamentieret den Wald zugunsten des Spittels und schwer Geld zum Abgraben des Hungerbachs, item schwer Geld zum Abgraben des Hungers. Die Jungfrau hat sich annoch wohl gemacht, war früher allzeit ein Wildfang und Hochhinaus. Wünsch dir ein Gleiches!‘ Und zu dem begleitenden Syndikus sprach er im Weitergehen: ‚Die mulier fortis hat nit allein die Pestilenz getilget, sondern auch die Ursach.‘

‚Die natürlich und übernatürlich Ursach, ja!‘

‚Wie vermeinst du das?‘

‚Nun weilen allem Übel auch ein Fluch Gottes zugrund lieget, und dieser teuflisch bös Türkenjakob . . .‘

‚Papperlapapp!‘ wehrte der Bürgermeister, und die disputierenden Stimmen verhallten jenseits der Straßenbiegung.

Gottlieb Jakob ging immer weiter, manchmal zweimal und öfter durch dasselbe menschenleere Gäßchen.

Auf einmal hämmerten die Glocken in feierlicher Wucht und warfen den dumpfen Hall in das Geäder der Straßen. Dort lief er weiter, prallte auseinander und traf plötzlich mit dem Hall eines singenden Chores zusammen und mit dem Getöne von Tuben und Posaunen. ‚Requiem aetèr . . .‘ tönte es, da warf ein Glockenschlag das Wort der singenden Priester zurück.

‚Judith wird zu Grab tragen! Weilen sie von dem fürsichtigen Physicus zue denen Opfern der Contagion gerechnet wird, so muß

sie alsbald nach ihrem Hinscheiden zue Grab, das verwahret besser denn ein bannisiertes Haus.'

Da und dort erhob sich in Gottliebs Nähe die Stimme eines lahmen Großmütterchens oder eines Kindes, die solches raunten. Aber Gottlieb Jakob floh nun erst recht weiter. Er floh vor dem Bilde, das er in des Gartbruders Haus — o wie gräßlich, o wie unsagbar — gesehen hatte, und floh vor dem Anblick des Bildes, das er in sich trug, das in seinem Kopfe zurückgeblieben war, unzerstörbar, unverdeckbar. Er muß es immer wieder sehen, jeden Augenblick wirft der Fieberschauer einen Blitz darüber — o wie wahnsinnig, grauenvoll und gedankenwürgend! ‚Komm, Himmel, komm, Hölle, und sagt, daß alles nur Spuk gewesen und satanischer Trug!'

Er floh vor Judiths Leichenbegängnis, wie sie einst vor ihm und seinem Feste geflohen war, und stand auf einmal unversehens auf der Bleichwiese, nahe bei dem ‚schönen Kreuz'. Ein Gänsemädchen hütete auch heute auf dem grünen Platze eine weißstrahlende Herde; aber es saß am Rinnsal des Bleichwässerchens und weinte. Als eben die Glocken wieder zu mahnen anhuben, kniete es inmitten der grasenden Tiere nieder, faltete die Hände und betete laut: ‚Herr, gib ihr die ewige Ruh und das ewige Licht leucht ihr' — da riß ihr der Schreiber das Gebet vom Munde weg, indem er schrie: ‚Jesus, Jesus!'

Denn als das Mädchen vom ewigen Licht gesprochen hatte, da waren wieder Judiths ausgedörrte Augenhöhlen vor ihm gestanden, und der Anblick des aufs neue blutenden Bildes schmerzte ihn wie frisch aufgerissene, tiefe Wunden. Er stürzte sich zu dem ‚schönen Kreuz', schaute zu ihm empor, um in seinem Anblick Judith zu vergessen, sah die schmerzvollen Züge, die gebrochenen Augen, das herabgeglittene Haupt, die klaffenden Wunden, den Dornenkranz — und auf einmal, ach, wie grauenvoll, hing Judith an den Balken. Er wollte sich abwenden und konnte nicht. Während er unter dem Kreuze stand, zischten wieder die Geißeln auf ihn herab und er sah Judiths verklebtes Haar und die entblößte Stirn. Es gelang ihm endlich, die Augen zu schließen; aber nun sah er gleichwohl Judith und die Balken. Wie dunkles Gezweige floß das Haar nieder und verdeckte das ausgelöschte Gesicht. Judith lebte — und schwieg in namenlosem Leid. O dieses Schweigen! Es erschütterte mehr als schrille Schreie und schwere Donner. Es war das Schweigen des Erhöhten. So schweigen die fernen Berggipfel, die Sonnen, die Himmel auf den armen Menschen tief im dunklen, lärmvollen Grund herab. Das

Schweigen der Erhabenen war es, die ein anderes Klagen, Reden und Jubilieren haben als wir Elenden, wir verstaubten, zum Schmutz verdammten Sünder.

Gottlieb Jakob erhob sein Haupt und Auge wieder zu dem Kruzifix und schrie so laut, daß das Gänsemädchen davonlief: ‚Ich Sünder, ich schlechter Sünder!‘ Und er rief es so oft, als müßte sich in ihm ein Gefühl, das er nicht aussprechen konnte, vertoben, so wie sich Gewitter durch oftmalige Blitze und Donner auswüten. Das Rufen kam nicht aus einer Seele, die nahende Befreiung fühlt, sondern den ungeheuren Abstand mißt zwischen dem eigenen Wesen und dem Ideal. Verzweiflung lag darin: Unerreichbar, ausgeschlossen, zur Tiefe verurteilt! ‚Für uns . . . für uns schlechte . . .‘ knirschte er und vermochte die Worte und Gedanken nicht zu vollenden. Der Zorn schüttelte ihn. Er empörte sich gegen den ganzen Weltlauf und alle Schickungen und Menschentorheiten, die dieses Ende erwirkt hatten, und kam sich vor wie einer, der mitgeholfen hatte, sein Allerteuerstes zu erwürgen. ‚Weilen so viel Unnutze, Niedrige so nichts tuen, darumben müssen die wenigen Edelseelen alles... o niemalen werd ich Stern sein, immerdar Kot. Und dies verfolgende Bild!... Judith bist mir zur Eumenide worden! Fliehen hilft nicht. Es fliehet mit!‘

Aber er floh doch und hastete aus dem Tor ohne eine andere Absicht, als das unnennbare Grauen irgendwie abzustreifen. Es saß ihm auf wie ein grimmiger Reiter und er hatte oft den Drang, sich auf dem Boden zu wälzen oder sich in ein Wasser zu werfen. So rannte er am Stadtgraben hin, kam unversehens an das Schattenhaus, stutzte wie ein Verfolgter vor dem Verfolger und bog plötzlich ab, um das freie Feld zu gewinnen. Da er den Bergwald herabdräuen sah, war ihm, als sähe er ein Versteck, eine endlose, tiefe, dunkle Höhle und hielt ohne Besinnen auf ihn zu. Als er die Häuser, die Mauern und Wälle hinter sich und das Land im Sonnenglanze vor sich sah, da zuckte es wie ein erlösender Strahl durch sein Inneres: ‚Auf all Fäll Freiheit! Ob auch hoch auf einem Ast! Ab, Madame Gesponsin, dicke, plumpe an Körper und Geist, ab, Schreibknecht und Tugendlichkeit! Freies Wandern, an die Grenzen der Welt, ruhlos, ein ewiger Jud. Stieglitz, wirf dein Kleid ab, tu ein rotfarben Wams um. Ha, rot, Rosen!‘

Aus dem Garten des Schattenhauses erklangen Beil und Säge. Die Erben beeilten sich, die Tanne umhauen zu lassen, die das Haus schädigte. Die aufgescheuchten Vögel wirbelten hoch über dem First,

verteilten sich und flogen dann nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Die Raben und Dohlen strichen eine Weile schreiend und lärmend querfeldein wie Gottlieb Jakob, dann kehrten die Dohlen zu dem Turm zurück, die Raben aber flatterten lautlos das Beet des ausgetrockneten Hungerbaches entlang, dem der Flüchtige folgte. Da kam zum zweitenmal ein Sündergefühl über Gottlieb Jakob, wie er es noch nie erfahren hatte. Was war es doch? Eine Verelendung und Anklage? Nein, das war oft genug in ihm gewesen. Ein Wissen vom Kleinsein und Nichtigsein? Nein, es war mehr! Es war ein Wissen von einem Erhabensein, von einer Schönheit, von Glück und Seligkeit, die hoch über ihm thronten, jenseits seiner Kluft.

Und die Raben verspotteten und verlachten ihn. Sie sagten wie die Stimmen zu Giacomo: ‚Du bist ein Lump, mußt es sein und bleiben! Bist untauglich, untugendlich, du Stieglitz!'

Er floh nun den Hang hinauf, an dessen oberem Rand der Wald auf ihn harrte. Als er sich einmal umwandte, sah er weit unter sich den Friedhof, schwarz bedeckt mit Menschen. Fahnen wehten darüber und ein dumpfes Gewoge von betenden Stimmen kam von dort her. Jetzt senkten sie Judith in die Gruft! So konnte ihm also diese Gewißheit durchaus nicht erspart werden! ‚Judith, warum verfolgst du mich?' rief Gottlieb Jakob und ohne Gedanken und Besinnen kletterte er den raschesten Weg empor und tauchte in den Wald ein, wo er lange nach dichtem Unterholz suchte, um dort unterschlupfen, verbergen, verhüllen und vergessen zu können. Er kroch endlich unter Farnkräuter und drückte sein Gesicht in das Moos.

Da trabte seine alte Mutter durch den Wald. Sie horchte hin und her, ließ ihre kurzsichtigen Augen schweifen, es war deutlich zu sehen, daß sie ihn nahe wußte, aber nicht entdecken konnte. Gottlieb Jakob hätte sich gerne verborgen. Aber er wußte, daß er dazu nicht imstande wäre; denn er kannte die anderen Augen seiner Mutter.

Und nun kam sie auf ihn zu, kniete sich bei ihm nieder, streichelte ihm mit der verstümmelten Hand das Haar und sprach: ‚Du mueßt heimkommen zue deim Weib!'

Gottlieb fuhr heftig auf: ‚Zu der?'

‚Lästre nit!'

Da erhob sich Gottlieb Jakob und floh weiter, tiefer in den Wald hinein, weg von der Stadt, so schnell er laufen konnte.

Die Mutter folgte ihm stumm. Auf einmal kehrte sich der Schreiber zurück und schrie: ‚Laß mich! Du — mit deinen Ketten! Ihr mit euren Ketten! Kein Macht noch Gewalt haltet mich hinfüro

in dem hundertfach vermaledeiten Joch. Die, so mich gehalten, ist tot. Jetzo will ich wieder vagieren und meiner Natur leben!'

Darnach kehrte er sich um und schritt rasch fürbaß. Die Mutter folgte ihm, blieb immer weiter zurück, verlor ihn aus dem Gesicht und holte ihn dennoch nach Dämmerzeit in einer Mooshütte ein, wo sie sich an seiner Seite niederließ. Beide waren erschöpft und schliefen trotz ihrer Erregung ein. — — —

Es war noch tief dunkel, da vernahm Gottlieb die Stimme der Mutter; sie rief: ‚Steh auf, Jakob, wir seind unter einer Himmelsleiter gelegen!'

Jakob fuhr auf, warf erstaunte Blicke um sich, erinnerte sich des Geschehenen und barg seinen Kopf stöhnend in der Streu.

‚Lus*, Gott hat mir einen Traum gesendet!'

‚Nichts will ich hören, möcht sterben, möcht aus mir fahren!'

‚Judith ist in dieser Nacht bei mir gewest!'

‚Mutter, ich laß mich nit mehr anketten... und du hast ja gar nit geschlafen diese Nacht, wie willst du getraumt haben?'

‚Ob ich geschlafen hab, weiß ich nit; aber daß ich getraumt, weiß ich wohl. Und Judith hat mir eine Botschaft an dich aufgeben!'

‚Judith ist tot, Judith... ach Jesus, da ist es wieder! Judith ohne Angesicht, ohn Aug!'

Jakob krümmte sich in neuerwachendem Weh.

‚Hör auf meinen Traum; nachhero magst weglaufen. Aber ich muß ihn an dich bringen so gewiß, als ich den Strumpf voller Kupfer hab nach Niederlanden senden müssen. Der Traum ist gewiß und echt und nit ein Schaum.'

Darnach erzählte sie dem ruhig daliegenden Sohne in dem innig hingegebenen Tone, der ihr eigen war, die Gesichte dieser Nacht:

‚Ich hab also getraumt. Und es ist ein gewisser Traum. Der Mond, dickbackig und rot, ist über den Freithof gestolpert. Die Stern hant ihn umtanzt. Sagt der Mond: „Breitet guten Teppich aus! Haltet ein feingewirkt Gewand zur Stell!" „Vor wen, vor wen?" flüstern die Stern. „Vor zwei Hoheiten", sagt der Mond und drückt sich hinter die weiße Mauer. Da kommt der Türk aus seiner Grub. Die Stern werfen Teppich auf seinen Bühl und tuen ihm schimmernd Gewand um. Ein schöner Ast neiget sich nieder, goldbordig und moosgepolstert. Giacomo setzet sich darauf. Da kommt Judith gangen. Sie suchet etwas mit tiefgeneigetem Kopf,

* Horch.

daran nur die Haar zu sehen, so vornüberhängen. „Was suchest du?“ fragt der Türk. „Mein Gesicht!“ „Knie dich hin vor mich!“ Sie kniet hin. Und da gibt ihr der Türk das Gesicht. „Weilen du mir hast das Opfer geben.“ Und da Judith ihr schön, wohlgestalt Antlitz wieder an ihr hat, also da wirft sie ihr dunkel Gelocke wie eine Wolke rückwärts und da strahlet ihr Gesicht, daß die Strahlen ausgehen auf den Freithof weit und breit. Und des schwarzen Türken Gestalt wird licht als wie ein Eisen, das ist in die Esse gelegt. Und aus den Grüften kommen drei schwarze Soldaten und fangen an vor ihr zu erstrahlen, darauf von der Stadt her eilen hurtig und demütiglich der Kavalier, die welsche Gräfin und Jungfern und viel Volk und — denk dir, mein Sohn, denk dir — du selbsten hebst dich aus einer Gruben, schüttelst dunkele Schollen weg, Gewürm und Schimmel und streckest dich nach Judith als wie ein Blatt nach dem Licht, und ist da ein großmächtig Fluten hin und wider. Es steiget der ein empor und ein anderer herab, es steiget der ein in die Gruft zurück, der ander in die Stadt, alle mit Lichtglanz;... du in die Stadt, Gottlieb Jakob, und auch mit einem Licht, so hell erstrahlte, alslang ich es sehen konnte. Darnach bin ich aufgewacht. Und der Traum ist von Gott ohn Zweifel.‘

Die Greisin schwieg, der erste Schimmer des Morgens lag auf ihrem Gesichte und ein Schimmer von Liebe und seelischem Entzücken. Gottlieb sah es und wußte, daß die Mutter die Wahrheit gesprochen hatte, so wie sie in ihrem seherischen Gemüte stand und von ihr geschaut worden war.

‚Du hast recht gesehen,‘ sagte der Stadtkammerschreiber, als er endlich seiner Bewegung Herr geworden war. ‚Mit einem Licht! Ich spüre seinen Glanz und spüre, daß Judith ihr Antlitz wieder hat und daß es schöner ist als jemalen. Und ich will heimkehren in mein Haus und bei meinem Tun schauen auf Judithens leuchtende Spur. Komm, laßt uns gehen und dem Licht nachwandeln!‘

Als sie aus dem Wald traten, ging die Sonne mit Prangen über der Stadt auf. Gottlieb schloß geblendet die Augen: ‚Sonnen gehen unter, aber sterben nit‘, sagte die Mutter. Und er umfing sie liebreich, stützte sie mit kräftigem Arm, und sie stiegen an dem Schloß vorbei den steilen Weg zum Tal hinab.

◆ ◆ ◆

Die gelobte Dankprozession zog am Tage nach Judiths Begräbnis aus der Stadt. Zweitausendeinhundert Menschen wallten mit. Voran ging eine rote Fahne, die mächtig wallte und vom stärksten

Manne getragen wurde, der die dicke Stange kaum mit seinen Riesentatzen umklaftern konnte. Auch ein silbernes Kreuz und die Kerze, doppelt so stark als ein kräftiger Mannesarm, vom Wachszieher mit besonderem Fleiße gegossen und bemalt, wurden ehrfürchtig mitgetragen, um ex voto in Heilig Kreuz niedergelegt zu werden. Die Glocken hallten so wundersam, daß man es heraushörte, wie rein und giftfrei die Lüfte über der Stadt kosten. Der Stadtpfeifer und seine Gesellen bließen wie die Posaunenengel am jüngsten Tag. Des Todes Ernte war vorbei. Sie war über die Maßen reich und fett gewesen. Wenn man an jedem Erntefest singt und frohlockt, angesichts der Garben, die der Tod gebunden und in seine Scheunen gelegt hat, sollte man billig weinen und in Sack und Asche gehen. Aber die da hinausziehen, wollen ja des Todes nicht mehr gedenken, der sie so lange und furchtbar geschreckt hat, sie wollen vorwärts nach Segor, den Hügeln des Lebens, wie Lot und seine Söhne und Töchter. Und mag der Tod auf dem Friedhof über seinen Opfern tanzen und eine arme klappernde Knochenmannsfreude haben, sie blicken von den Stoppeln weg nach dem Frühling. Sie ziehen zu den Quellen, zu dem heiligen Kreuz, dem Baum des Lebens. Sie haben ein Recht, sich zu freuen. Es ist schriftgemäß. Bethulia hat sich auch gefreut. Der Wechselsang der Priester beginnt:

‚Fahet an dem Herrn auf den Trommeln, singet dem Herrn mit Cymbaln, singet ihm ein neu Lobgesang, freuet euch und rufet an seinen Namen!

Der Herr ist, der die Krieg zerstört! Herr ist sein Nam!

Der sein Gezelt aufgeschlagen hat inmitten seines Volks, daß er uns erlöset aus der Hand aller unser Feinden.

Assur ist kommen aus den Bergen von Mitternacht in der Menge seiner Stärk. Seine Menge hat verstopft die Bäch, und ihre Roß haben die Täler bedeckt.

Er nahm ihm für, er wollt mein Land verbrennen und meine junge Mannschaft mit dem Schwert erschlagen. Er wollt meine Kinder zum Raub und meine Jungfrauen gefangen hinwegführen. Aber der allmächtige Herr hat ihn geschädigt und ihn in eines Weibs Hand geben, die hat ihn geschändet.‘

Und so klang der bethulische Psalm fröhlich durch das Flußtal hin und verfing sich in dem Geranke des Buchenwaldes, durch den nunmehr die Fahrt ging, wie zarte Nebel, die erst in schönem Schwunge hingleiten, dann aber stehen bleiben wie die Wolke über der heiligen Lade:

‚Lasset uns dem Herrn ein Lobgesang singen, ein neu Lied wollen wir dem Herrn singen!

Herr du bist ein großer Gott, mächtig in Kraft, den niemand überwinden mag.‘

Bis hierher hatten Glocken und Lied sich noch verstanden. Nun zog die lockige Linie der Wallfahrer eine Anhöhe hinan und gleich darauf in weiten Biegungen hinab in ein neues Tal, das dem einen glich wie ein Zwillingsbruder dem anderen. Die große Brummglocke versuchte noch die Anhöhe hinanzukommen. Aber es ging ihr wie dem neunundsiebzigjährigen Invaliden Bartholomä Kreuzer. Dem versagte am diesem schrecklichen Berg der Atem. Er blieb eine Zeit stille stehen, dann kehrte er um. Als die Glocken schwiegen, hörte er noch singen:

‚Wehe dem Volke, das sich wider mein Geschlecht aufbäumet: denn Gott der Allmächtige, der rächt sich an ihnen; am Tage der Rache wird er sie heimbsuchen.

Feuer und Würm wird er in ihr Fleisch geben, daß sie des Brands ewiglich empfinden.‘

Als in der Stadt die festlichen Glocken verstummten, war darin eine wonnigliche Verschwiegenheit. Denn auch das heisere Scheidungsglöcklein blieb in Ruhe. Es war den Leuten, als hätten sie eine lange Zeit nichts als grimmen Donner, wilde Kampfesrufe und grelle Todesschreie gehört, und nun sei wieder Friede überall, Ruhe und selige Stille, wie wenn zur tiefen Nachtzeit gesunde Brüste sich im Schlafe hochatmend heben und senken. Ein Ausruhen und seliges Freisein von Last und Bangen erquickte lind und wundenheilend jede Seele. Die kleinen Kinder tummelten sich und schrien. O welch seliger Stille gleicht Kinderschreien nach der aufreibenden Stille der Angst. Da und dort klopfte ein Hammer, polterte ein Wagen: O tröstliche, wonnesam beruhigende Stille der Geschäftigkeit, wenn die Ohren voll Getöse der Sorgen, Verzagtheit und voll jener betäubenden Stille des niedergehaltenen Lebens sind! Ach, dermaleinst wird wohl die ‚ewige Ruhe‘ voll Klingen, Schallen und Musik bewegter Seelen sein; die Hölle aber wird ewig still sein und starr in Angst und banger Erwartung. Hellauf, ihr Kinder, hellauf, ihr Hämmer, die Seele wiegt sich im Gewoge dieser Stimmen in die Stille der Sicherheit, des Vertrauens und des Friedens und in den erquickenden Schlummer geschäftiger Arbeit.

Katholizismus und praktisches Leben
Von Firmin Coar

Was die Katholiken des Erdenrundes gemeinsam besitzen, ist der Glaube an die Geringwertigkeit des irdischen Daseins und an die überragende Wichtigkeit des übernatürlichen, ewigen Lebens. Dieser Glaube ist kirchliches Dogma. Durch Christi Lehre wurde er den Menschen vermacht. Vom Himmel fließt uns dieses Dogmas Segen; in der Erde jedoch wurzelt es. Mit einem Baume läßt es sich vergleichen, dem himmlische Sonne und Regen die Gnade der Blüten und Früchte gibt, der aber aus dem Kote der Erde stammt. So gipfelt der Glaube an das wahre Glück des Menschen im Jenseits, und gründet in der irdischen Erfahrung, die ein scharfer Verstand aus dem Getriebe der Welt ziehen kann. Diesem Glauben wird es leicht, sich zu beweisen, daß Menschleins Erdenwallen erbärmlich ist. Welcher Industrieherr darf, so groß er ist, von sich sagen, daß er je ohne Sünde Tausende von Arbeitern beschäftige, nein ausbeute, wie seine Ankläger behaupten. Welcher Handelsherr kann, so listig er ist, uns überreden, daß er jeweils ohne Sünde Tausende an Werten umsetze. Selbst der einfältigste Bauer macht uns nicht glauben, daß er je ohne Sünde das Feld bestelle! Nun gar von einem Politiker zu sagen, daß er seine Hände stets in Unschuld wasche, verrät eine kindliche Unerfahrenheit des Lebens. Das eine Mal ist es das Geflimmer der Lüge, das andere Mal der Betrug im Mäntelchen der Schlauheit, jetzt ist es die Blindheit der Habgier, dann das Gift der Bosheit, des Ehrgeizes, der Machtgier, der Wollust, was den Menschen zu nicht ganz gerechtem Tun treibt. So verderbt ist die menschliche Gesellschaft, daß der gute Mensch nicht einmal in jedem Falle recht handeln darf, selbst wenn er wollte. Wie würde es zum Beispiele einem Menschen ergehen, der gegen einen jeden Nächsten stets ganz wahr sein wollte; der, vom Nachbar teilnahmsvoll befragt über sein mißvergnügtes Gesicht, erwiderte, daß es von desselben Nachbarn böser Zunge herrühre; der, vom Freunde herzlich befragt über die Ursachen seiner Magenbeschwerde, erklärte, daß sie die Folge von desselben Freundes schlechten Getränken wäre; der, von der Frau lebhaft bedauert wegen seiner Schlaflosigkeit, ihr gestehen würde, daß nur ihre Aufdringlichkeit ihn vom Schlummer fernhalte! Ein solcher streng wahrhaftiger Mensch wäre bloß als komische Figur erträglich. Im Leben wäre er ein Tor, den man noch im Verdacht hätte, es aus sündiger, eitler Lust zu Sonderbarkeiten zu sein. Er würde auf die Dauer statt Friede Streit, statt Recht Unrecht, statt Glück Unglück sich und andern bereiten. Das Böse scheint im kleinen wie im großen wirklich der Mörtel des irdischen Lebens. Jeder Erfolg, jede Arbeit ist ein Gewebe von Gut und Böse, worin das Böse die Kettenfäden sind, ohne die das Gewebe zerfallen müßte. Konnte doch selbst Christus, Gottes Sohn, nicht ohne den Verrat des Judas Ischariot über die Welt den Segen seiner Aufopferung gießen! Wahrhaftig, die Welt ist ein Jammertal, das nur als Stätte zur

Vorbereitung auf den überirdischen Himmel nach dem Tode einigen Wert behält. Ernstes Ringen, eifrige Arbeit um Erwerbung und Vermehrung von irdischen Gütern ist gefährlich; gäbe man sich ihnen hin, so stieße man bei jedem Schritt und Tritt auf Fallstricke zu Vergehen und Niedrigkeiten. Am besten ist ein Leben in Beschaulichkeit, in gründlichem, doch vorsichtigem Handeln, so wie es in früheren Jahrhunderten, als Zeit noch kein Gold war, mit Erfolg geführt werden konnte; am reinsten und heiligsten ist heute mehr als je das Leben eines weltverachtenden, weltverschlossenen Klausners; aber auch der sündigt noch siebenmal am Tage.

Nein, das Erdenleben ist nichts wert. Was man als des Lebens Werte preist, ist nur Schaum und Traum. In den Bechern, die auf den Festen des Leibes und Geistes kredenzt werden, perlen nur oben am Rande die winzigen Blasen der Vergnügungen; wer sich damit nicht begnügen und es durch große Mäßigkeit nicht erfasten mag, wer den Becher voll Gier ganz leeren will, der findet am Boden die ernüchternde, reuewirkende Hefe. Alle Arten der Liebe sind nur Leidenschaften — das, was Leiden schafft. Selbst die Süßigkeiten der Hoffnung kann man nur genießen, wenn man sich nachher durch die Bitternisse der Enttäuschung grämen will. Und hat einer wirklich gut und glücklich gelebt, hat er sich viel Güter und viel Freunde erworben, dann kommt der Tod, gerade da er sein Glück recht genießen will. In demselben Maße als er dieses Glück schätzt, in demselben Maße wird ihm der Abschied davon, das Sterben, schwer. Da ist es weise, gleichgültig gegen die Reize der Welt zu sein. Eine oft große, ironische Gleichgültigkeit gegen irdisches Getriebe, eine Müdigkeit gegenüber unsicheren, viel Tatkraft heischenden Unternehmungen war denn bei den Katholiken die notwendige Folge ihrer schönen Schätzung des übernatürlichen Seelenreiches. Sie verfiel häufig in religiöse Furcht, die getragen wurde von der Lust zur Trägheit und zu dem Hange, in einem einmal eingenommenen, wenn auch veralteten Zustande zu beharren, weil es sich darin süß ruht, wie in einem eingeträumten Bette. Eine weitere Folge solcher Lebensauffassung war, daß ihre Unternehmungen allmählich zu stocken begannen. Die Industrien, die Ländereien unter den katholischen Bevölkerungen gingen im Ertrage und in der Entwicklung zurück, indem sie sich nicht mit den Industrien und ländlichen Betrieben jener freidenkerischen Bevölkerung auf der Höhe hielten, die im Gegensatze zu ihnen mehr an die Erde als an den Himmel, mehr an den Leib als an die Seele, mehr an die Berechtigung als an die Fragwürdigkeit des Lebens dachte. Wir leben in einem Zeitalter technischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, staatlichen Unternehmertums, in einer Zeit der Bildung von neuen Gewerben, neuen Bedürfnissen, neuen Leidenschaften. Dieser Kochkessel von scheinbaren Unmöglichkeiten wird geheizt, wer mag es leugnen, vom protestantischen, kalvinistischen, materialistischen Erdgeiste. Er drückt sich am überzeugungsvollsten aus im Wachstume aller Industrien und damit aller Städte gegenüber der Lähmung des Ackerbaues und der Abwanderung vom Lande. Die Göttlichkeit

des unter freiem Himmel die Saat säenden Sämanns erfüllte nur in Zeiten religiösen, übernatürlichen, katholischen Glaubens mit Ehrfurcht die Menschenbrust; seit fünfzig Jahren sind es die überdachten, lärmenden Arbeitsstätten, wo des Menschen Herz im Drange nach Erwerb zittert und bangt und eifert. Auf dem platten Lande wohnten 1871 26,2 Millionen Menschen und 1907 25,8 Millionen; in der Stadt damals 14,8 und 1907 dagegen 35,8 Millionen. Im Jahre 1875 wohnten 2,5 Millionen Menschen in Orten mit über 100 000 Einwohnern. 1910 war diese Zahl gestiegen bis zu 13,8 Millionen. Ein Fünftel der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches wohnt jetzt in der Großstadt. Dieser Drang nach dem Herzen des modernen Erwerbes ist größer in protestantischen als in katholischen Gebieten, ist größer in Nord- als in Süddeutschland, war lange Zeit größer in Amerika, England, Deutschland als in Frankreich, Spanien, Italien. Protestantisch, freidenkerhaft, sozialistisch, das war lange Zeit Fortschritt; katholisch dagegen war nur der Rückschritt. Neben dem Glauben an die Nichtigkeit des irdischen Daseins schien auch der wirtschaftlich-technische Stillstand gemeinsames Besitztum der Katholiken des Erdenrundes zu sein.

Im besonderen konnte man dies überall beobachten, wo Katholiken Güter zu verwalten hatten. In Frankreich zerfielen ehemals umfangreiche Domänen, weil ihre altadeligen stolz katholischen Herren es verschmähten, sie zu betreiben auf jene moderne Weise, die mehr um Gewinn als um Güte der Erzeugnisse wetteifern will. Ähnlich ging es den ehemals mächtigen Adelsgeschlechtern in den Stammländern des Katholizismus: in Spanien und Italien. Stets fielen schlecht erneuerte Erbgüter an moderne Wirtschaftsfürsten, die meist eigentlich protestantisch oder materialistisch kühn gesinnt waren. Auch in deutschen Landen entrangen diese furcht- und oft auch ehrfurchtlosen Köpfe den Katholiken manches Erbteil. Es gab Bauern, die aus Verachtung des Neuen, aus religiöser Furcht gegen allzu waghalsige und habsüchtige Regsamkeit sich trotzig weigerten, mit modernen Maschinen, mit Chemie und andern modernen Teufelskünsten ihr Land zu bebauen. Und sie weigerten sich und verarmten, bis sie vor dem Ruine standen. Und da waren sie noch immer fest überzeugt, im Rechte gewesen zu sein. Ähnliche Fälle tragischen Unterganges spielten sich im Handwerkerstande ab. Doch auch unter den Arbeitern schien der katholische Pessimismus hemmend und lähmend zu wirken. Der Arbeitsmann schaffte, was verlangt wurde, schlecht und recht, bis er plötzlich merkte, daß andere ihn durch größere Gewandtheit, durch mehr Kenntnisse, durch die Hilfe ihrer Vereine und Verbände von seiner Stelle verdrängten. Er allein blieb ratlos, schimpfte auf die bösen, gottfeindlichen Sozialdemokraten, die Feinde, die Roten, bis daß er sich eines Tages selbst rot taufen ließ. Ging es in der Politik nicht ähnlich so? Hatte auch da nicht namentlich die Partei der modernen Zeit und der Zukunft, die Sozialdemokratie, den Katholiken Stimmen in Gemeinde- und Kammerwahlen entrissen? Wie soll das enden, wenn es auf allen Gebieten so weiter ging? Würde nicht eine Verarmung der Katholiken die Folge

sein? Würde es nicht eines Tages heißen müssen: Entweder Abfall vom Katholizismus oder Untergang?

Durch den modernen Erdgeist konnten die Katholiken aus Haus und Hof, Lehrsaal und Volkskammer verdrängt werden. Mußten sie sich des Himmels wegen irdische Macht und Einfluß entreißen lassen? Durften sie zusehen, wie durch Not und Besitzesfreude viele von ihren Kindern ins Lager der Gegner übertraten, auf moderne, rücksichtslos materialistische Weise wirtschaften und arbeiten lernten nach dem gefährlichen Wahlspruche: der Erfolg rechtfertigt alles. Ging dabei nicht auch das religiöse Erbgut dieser Kinder in die Brüche! Durfte man auch davor gleichgültig bleiben, ähnlich wie die französischen Katholiken es blieben?

Eine beängstigende, seelenaufrüttelnde, gewissenaufreizende Frage. Die reizsamsten, empfindsamsten Geister unter den Katholiken warfen sie sich vor. Es geschah in jener Zeit, wo der Modernismus zum ersten Male aus allen Ländern sich zu einem Gewitter über Rom zu entladen schien. Viele, selbst von den besonnensten geistigen Führern des katholischen Volkes meinten fest, daß dies Gewitter nur zerstören, sie ahnten nicht, daß es wohl befruchten könne.

Aus zu scharfer Verständigkeit, aus zu scharfer Erkenntnis der menschlichen Hinfälligkeiten war, so haben wir gesehen, den Katholiken der Beweis von der Nichtigkeit des Daseins aufgegangen. Aus verständiger Weltverachtung blieben sie dem modernen Unternehmertume gegenüber lange verschlossen. Als dieses aber immer gefährlicher wurde, ihren Besitz bedrohte, ihre Reihen lichtete, da fiel es ihnen ein, mit derselben aufhellenden Verständigkeit den modernen, vor nichts zurückschreckenden Zeitgeist, der für sie die große, gewitterschwangere Finsternis war, zu durchleuchten. Anfangs noch, um seine Gefährlichkeit darzulegen und davor zu warnen. Dabei aber geschah es, daß sie den herausfordernden Modernismus erst wie ein neues Land entdeckten. Sie schlossen aus der Arbeiterbewegung, daß die Sehnsucht der Proletariate nach dem Honiglande Utopia kein Aufruhrgelüste ist, sondern nur die blaue Blume, entsprossen aus der Not der Gegenwart; daß der Sozialismus mitsamt seinem falschen Bruder, dem Anarchismus, nichts ist wie eine Folge der Erwerbsschwierigkeiten unserer Tage; daß diese wieder aus der Leichtigkeit hervorgeht, womit heute Waren und Güter erzeugt werden; daß diese Leichtigkeit wurzelte in der Menschen Erfindungskraft, die Maschine auf Maschine erfand, von dem einfachen ersten Hebel bis zum wunderbaren Gangwerke eines modernen Motors; daß diese menschliche Erfindungskraft aber angetrieben wurde durch die Erzeugungsquellen der Leidenschaften und durch den Zwang, Hunger und Notdurft für sich und die wachsende Familie zu stillen.

Auf diese und später auf ähnliche feinere Weise erkannte die katholische Verständigkeit die Kette, womit die gottlose moderne Gegenwart zusammenhängt mit der Vergangenheit der noch ganz katholischen Welt. Die Katholiken begriffen die moderne Zeit geschichtlich. Dadurch wurde ihre persönliche

Denkweise nicht angegriffen. Noch immer konnten sie gleichgültig bleiben. Indem sie aber die geschichtliche Notwendigkeit der modernen Wirtschaftsformen erkannten, mußten sie ihre Berechtigung zugeben. Die modernen Großherren der Industrie und des Handels erschienen ihrer Vorstellung nicht mehr so halb als moderne Raubritter; der Sozialist war nicht schlankweg ein verirrter Mensch. Beide wurden als eigene Erscheinungen der modernen Zeit besonders geprüft; die Erwerbstüchtigkeit des Kapitalisten wurde nicht mehr verdächtigend geschmäht; die verzweiflungs- und hoffnungsvolle Selbsthilfe des sozialdemokratischen Proletariates wurde an sich nicht als Aufruhr verdammt. Nur die Form, womit sie sich betätigten, wurde kritisiert, gemessen an jenen sittlichen religiösen Gesetzen, die für den Katholiken die Richtschnur zum übernatürlichen Leben sind. Diese religiösen Gebote forderten, daß die Arbeiter sich auf redliche, rechtliche Weise selbst hülfen, und von den Arbeitgebern verlangten sie, daß sie dem Gange ihrer riesigen Betriebe nicht den Charakter einer irdischen Hölle gäben. Unter dieser Bedingung konnte auch der katholische Arbeiter wie sein sozialdemokratischer Genosse sich organisieren; und ein katholischer Grundherr konnte Fabrikant, Bankherr, Kapitalist werden. Jetzt brauchte der Katholik das irdische Gehwerk weder zu verachten, noch brauchte er es als eine Ursache der Not zu verfluchen; jetzt konnte er selbst schaffend daran teilnehmen.

Den Zusammenhang dieser Gedanken faßte der vor einiger Zeit verstorbene bedeutende katholische Fabrikbesitzer Franz Brandts in diese Worte: ‚Es ist zweifellos, daß in den Kreisen, in denen der Sinn gegen alles Übernatürliche kaum noch eine Stätte hat, unter intensiver Benutzung der natürlichen Hilfsmittel Großes geleistet worden ist für die Erzeugung materieller Güter, und daß diese wieder in hohem Grade die Mittel geboten haben zur Pflege der geistigen Güter. Die Folge davon war eine Hebung derjenigen Kultur, die in der materialistischen Lebensauffassung ihre Wurzel hat und zugleich eine Zurückdrängung jener, die das richtige Gleichgewicht will zwischen dem natürlichen und übernatürlichen Leben. Angesichts dessen tritt an die Anhänger der christlichen Weltauffassung, die bei allem Fortschritt in der natürlichen Entwicklung dem übernatürlichen Leben seinen berechtigten Platz gesichert wissen wollen, die Pflicht der Prüfung heran, ob und wo sie es an der notwendigen Arbeit, an Fleiß und Tatkraft haben fehlen lassen. Dürfen wir uns verhehlen, daß hier vieles nachzuholen ist?* — —

Was Protestanten und Materialisten aus dem ungestümen Drange einer Persönlichkeit, die wesentlich nur ihrem eigenen Gewissen verantwortlich ist, unternahmen, das wagte der Katholik erst, nachdem seine Verständigkeit die neuen Arbeitsweisen mit den allgemein menschlichen Forderungen der Gebote Gottes in Einklang gebracht hatte. Dann aber sah er seine eigen-

---

* Aus der Rede von Franz Brandts in der Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in Bonn 1900. Generalversammlungsbericht des Katholikentages. S. 355.

tümliche Aufgabe nicht nur darin, es den andern an technischem Werkzeuge und tatkräftiger Ausnutzung gleich zu tun, sondern diesen irdischen Betätigungen eine christliche, eine himmlische Form zu verleihen. Er wollte mit seinem Glauben an unsere übernatürliche Bestimmung das moderne Leben in Fabriken, Laboratorien, Hörsälen, Bauernstuben adeln und heiligen helfen. Solche Katholiken wollten das Salz dieser modernen Erde werden, der Sauerteig, wodurch das wohl wirkende, das heilsame Verhältnis zwischen dem natürlichen und übernatürlichen Leben hervorgebracht werden kann. Das war wieder eine von Religion durchdrungene Aufgabe; das war eine Apostelarbeit. Glaube und Wirklichkeit waren wieder vereinigt. Aus dem schwarzseherischen Katholiken war ein die Wirklichkeit Sehender geworden. Die Wüste der habgierig rasselnden Zeit ward ihm zum Acker für seine himmlischen Saatkörner. Nicht mehr rückschrittlich sehen wir ihn, sondern fortschrittlich einer neuen Morgenröte zu.

Den Glauben an die Nichtigkeit des irdischen Lebens teilten gemeinsam die Katholiken des Erdenrundes. Deutsche Katholiken jedoch gingen zuerst praktisch allen ihren Brüdern voraus in der kühnen, tatkräftigen Ausnützung des modernen Zeitgeistes, ohne dabei den Weg zum himmlischen Jerusalem verlieren zu wollen. Aber ist diese Erklärung ihrer modernen Werktätigkeit im Grunde nicht doch wieder nichtig und im Anblicke des Jenseits völlig wertlos? Ist sie nicht eine blendende Bemäntelung? Nennen wir nicht heuchlerisch neukatholisch, was eigentlich nichts weiter ist, wie dieselben modernen habsüchtigen Leidenschaften, die wir bei den Nichtkatholiken bemängelten? Stehen wir auch hier nicht vor dem Truge und Scheine des irdischen Getriebes?

II.

Wesenhafte Verständigkeit hatte die Katholiken zu der Erkenntnis geführt, daß es ein Wahn wäre, die Welt für ein besonders wertvolles Gut an sich zu halten. Menschen, die sie dafür hielten, ließen sich dadurch zwar anspornen zu erstaunlichen Unternehmungen, die ihnen allerlei irdische Güter an Gewinn und Genuß einbrachten; sie ließen sich dadurch aber auch zu sittlichen Nachlässigkeiten verleiten gegenüber den Geboten einer übernatürlichen Lebensanschauung. Je mehr sie die irdischen Glückszustände liebten und begehrten, desto mehr wuchs auch die Gefahr, die entsagende, fleischbeherrschende Sittlichkeit wie eine drückende Tracht von sich zu werfen. Zu sittlichen Handlungen kann uns ja nur jemand anfeuern, dem, wie dem Herrn über Leben und Tod, wir auch die Macht zutrauen, Verfehlungen zu bestrafen. Mit dem Glauben an ihn schwanden zu leicht christliche Milde und Barmherzigkeit aus dem Erwerbsleben; oft sogar die niedrigste Gerechtigkeit. Das Leben nahm jene Formen erbitterter Klassen- und Standeskämpfe an, worunter so viele schwächliche Naturen litten, verzweifelten und sowohl körperlich wie seelisch herunterkamen. Neben der Größe des Unternehmertums und der Tapferkeit der Arbeiterverbände gähnten Schluchten voll von verkrachten Existenzen. Wer sich nicht vor der Schmähsucht der

Gesellschaft fürchtete und seine Sittenlosigkeit im schönen Kleide der Heuchelei anständig verhüllte, der verfiel gänzlich haltlos den verderbenbringenden Mächten der Ehrfurchtlosigkeit, des Aberglaubens, der Laster. Dazu kamen jene Menschen, die durch die Hast und Anspannung der modernen Arbeit überreizt, verbittert, verstört, niedergeschlagen, unglücklich wurden. Dies sind die Krankheiten der kapitalistischen, mehr an Gott zweifelnden als an Gott glaubenden Zeit. Kranke der Seele und des Körpers. Überall standen die Schwächlinge, die Gebrechlichen, die Gottsucher und die Gläubigen verzweifelnd der modernen Hatz nach Gewinn und Ansehen gegenüber. Die Verständigkeit half den Katholiken, dies recht tief einzusehen. Einsehen und helfen wollen war eines. Ihre Hilfe wurde schon früh Liebestätigkeit gegen Arme und Schwache und Gefallene. Unmeßbar Gutes wurde da geleistet. Es geschah im großen namentlich, wie man weiß, durch die Caritasverbände und St.-Vinzenzvereine; es geschah im kleinen durch jene demütige Nächstenliebe der einzelnen, die unbekannt bleibt und dadurch zur schönsten wird. Doch dies war nichts Neues; es war die alte Nächstenliebe des barmherzigen Samariters, eine Nächstenliebe, die man auch auf seiten der modernen Heiden und Fremdgläubigen fand. Für reiche Leute war es ja die bequemste Art, christlich zu sein.

Der Not der Katholiken versuchte man zuerst auf jene Art zu steuern, die der Zeit am meisten angemessen schien. Das war die politische. Nach den Heimsuchungen des Kulturkampfes schien auch nichts notwendiger zu sein. Die kluge Entfaltung katholischer Werbekraft in Vereinen, Wahlversammlungen, Rededuellen, Zeitungen, Zeitschriften errang den katholischen Volksteilen bald wieder manche wirtschaftliche Vorteile und religiöse Rechte, viel politischen Einfluß; besonders seit der Zeit, da man durch die Katholikenversammlungen große religiöse Kundgebungen großartig und aufsehenerregend ins Werk setzte. Doch diese Erfolge hoben den deutschen Katholizismus mehr äußerlich als innerlich, halfen den Katholiken mehr leiblich als seelisch.

Es galt aber eigentlich, die Härten des Erwerblebens zu mildern, die Schwachen zu stärken und die Kranken zu heilen. Dazu sollte nun erst wieder die Verständigkeit den Weg zeigen. Was erst einzelne Katholiken durch eine Zergliederung der modernen geistigen Triebkräfte erkannt hatten, sollte zur allgemeinen Kenntnis des Volkes werden. Man versuchte das katholische Proletariat aufzuklären über die Entstehung und das Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsform. Hat ein Arbeiter einmal die Reihe von Erscheinungen begreifen gelernt, die den Kapitalismus als Wirtschaftsform nötig machten, dann sagt er sich: ‚Es ist nicht Eigenwille, nicht Willkür, nicht durchaus Lasterhaftigkeit der einzelnen Kapitalisten, wenn der Kapitalismus so hart auf uns liegt; es ist das Ergebnis, die Folge, die Notwendigkeit wirtschaftlicher Gründe, die in der Erfindung von Maschinen, im Wachstume der Bevölkerung, in der Steigerung der Bedürfnisse, in den Leidenschaften nicht nur der Reichen sondern auch der Armen liegt.' Seine Feindschaft gegen den

Kapitalisten fällt. Es wäre ja Tollheit für ihn, an Leuten das zu hassen, wohinein sie selber vom Schicksale versetzt wurden. Durch das Licht heller Verständigkeit klärten dieselben geistigen Führer im Katholizismus die großen Herren des Geldes über die seelische Verfassung der niederen Stände auf. Man suchte sie dahin zu bringen, die Arbeiterverbände, die Gewerkschaften zu studieren. Man legte ihnen die tatsächliche Lage des modernen Arbeiters auseinander, was für Nöte, was für Sorgen er darin empfinde, warum und wie er sich helfen wolle. Der Arbeitgeber konnte auf diese Weise den Arbeitnehmer verstehen. Viel verstehen heißt viel verzeihen. Auch seine Haltung dem niedern Manne gegenüber ändert sich. Seine Kenntnis der Lage der Arbeiter spornt ihn an oder erlaubt ihm, Zwiste zu vermeiden, Nöte zu verhindern, Härten zu sänftigen. Der Arbeitgeber hat eingesehen, wie nützlich ihm der zufriedene, leistungsfähige Arbeiter ist; der Arbeitnehmer hat eingesehen, wie wichtig es für ihn ist, einen Verbraucher und Einrichter seiner Arbeitskraft zu haben. Beide haben begriffen, wie nützlich es sei, sich das Geben und Nehmen so sorgenlos wie möglich zu machen. Eine Zusammenarbeit der beiden früher so schroff sich bekämpfenden Gegner tritt ein. Wohl brennt noch Kampf zwischen ihnen. Gänzliche Zufriedenheit mit dem Schicksalslose ist für den Menschen der Anfang vom Rückgange. Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erzielt nun nicht mehr gegenseitige Schädigung, sondern Verbesserung ihrer Lagen. Aus der Klassenkluft, die sie früher trennte, ist eine Verkoppelung von zwei Gliedern geworden, eine Brücke, worüber sie besser und glücklicher die gefährliche Straße des Lebens gehen. Mit der Versöhnung zwischen den zwei Klassen ist der Stoff zu manchem verhetzenden Streite, zu manchem versumpfenden Unglück getilgt. Indem der Arbeiter aber die Notwendigkeit seiner Lebensstellung also erfaßt, hat es für ihn keinen Sinn mehr, gegen sein schlechtes Schicksal, gegen einen ungerechten Gott zu wüten. Er ist geneigt, sich über das übernatürliche Leben belehren zu lassen. Bald begreift er, wie sein tägliches Brot viel leichter zu verdienen, viel freudiger zu verzehren wäre, wenn die schweißvolle Tätigkeit in seinem Berufe geadelt und geheiligt würde durch die Sitten des christlichen, übernatürlichen und göttlichen Geistes. Bald findet er wieder den Weg zum Glauben seiner Kindheit, entdeckt er wieder, daß im Himmel die Quellen zu den höchsten Genüssen und dem reinsten Glücke rieseln.

Mit Hilfe der Verständigkeit eine solche geistige Wandlung im modernen haltlosen Menschen vorzubereiten und zu bewirken, ist der tiefste, innerste Zweck eines zeitgemäßen Katholizismus. Dadurch bringen seine Führer den gescheitesten Köpfen unter der Masse der Gläubigen bei, sich erst selbst in ihren Nöten zu helfen und dann auch ihrerseits freudig wieder tätig zu sein im Wettbewerbe um Reichtum, Macht und Liebe auf allen Gebieten menschlicher Regsamkeit; es reizt sie und macht sie fähig, ihren Umkreis von Menschen aufzuklären über den Sinn der Zeit, ein Beispiel zu geben, wie man die häßliche Grausamkeit der menschlichen Gesellschaft

verschönt, indem man sie von der sanften, heiligenden Wärme christlichen Mit-leidens und der Stärke katholischer Mitverantwortung durchziehen läßt. Seelisch verbunden mit der Geisterwelt der Heiligen und Ahnen bilden diese Menschen eine Gemeinschaft, worin sie die Unrast der nur auf sich gestellten, modernen Persönlichkeit nicht von Arbeit zu Arbeit hetzt. Ruhiger läßt man die Arbeit auch reifen, lernt, wie Scheler an dieser Stelle so treffend sagte, ‚Machbares' von ‚Unmachbarem' unterscheiden, versucht nicht mehr seine Kraft an Aufgaben, die nur mit der Zeit, nur durch ‚Gnadenhaftigkeit' von selbst zur Blüte treiben. Mit dem ‚Drille' wird ein solcher Mensch nur Dinge meistern, die sich nur durch ihre Maschinierung bändigen und ausnutzen lassen. Alle Dinge jedoch, die hoch im seelischen Range stehen, wird er sich schenken lassen oder wird sie mit der Kraft der Leidenschaft und Sehnsucht zu erwerben trachten wie die Schönheit eines Gemäldes, den Zauber der Liebe, die saftige Frische der Freundschaft. Der Mensch, der bisher das Leben vorwiegend sachlich beherrschte und selbst wie eine Maschine dachte, arbeitete und sich vergnügte, wird jetzt auch sorglos wie ein Kind nach Art der Künstler das Dasein wie eine Himmelsgabe erleben und hüten können. Er hat sich vervollkommnet.

Priesterliche Grillen, so liebte gewiß mancher diese Gedankengänge zu nennen. Dieser Grillenfänger täuschte sich selbst am meisten. In keiner Zeit der Gottlosigkeit gab es mehr Gottsucher, in keiner Zeit des Materialismus gab es mehr Verehrer des Idealismus als gerade in der unserigen. Um die Gottsucher zu Gläubigen und die Verehrer des Idealismus zu Bekennern des Idealismus zu machen, bedurfte es nur einer anderen Weise, sie zu überführen. Es fand sich, daß gerade der Weg, den die katholische Verständigkeit einschlug, der sicherste Führer zu Gott und Idealismus war. Ich nenne als größtes Beispiel den Volksverein.

Von einigen wenigen gegründet, ward dieses nach modernen Wirtschaftsregeln geleitete Unternehmen schon bald das Werk von Tausenden. Gleich im Jahre der Gründung, 1891, brachte der Verein es auf 108 000 Mitglieder. Im Jahre 1898 waren es 172 000, 1902 wurden es 230 000, eine große Zahl, die da stieg 1910 auf 652 000 und in den Jahren bis zum Kriege 1914 auf 805 000. Von Anfang an weckte er Kräfte. Das Samenkorn der Gründer und Meister ging herrlich auf, sicherstes Zeichen von der Bereitschaft des Bodens und der Zweckmäßigkeit der Arbeit. Es weckte Kräfte, vor allem Talente, deutsche Talente; allen voran die Gabe zur Einrichtung, Anordnung, Verteilung. Und so wurde der himmlische Zweck des Vereins, in der harten, schlimmen, nichtigen Welt der Sündhaftigkeit göttlicher Sauerteig zu werden, verfolgt und verwirklicht. Durch Aufklärung über die Zusammenhänge und Wesenheit der Nöte und Fragen unserer Zeit die Klassengegensätze zu überbrücken, die Gesinnungen zu reinigen und zu veredeln und auf diese Weise ein soziales, wahrhaft christliches Werk zu üben, war sein näheres Ziel.

,Alle Mitglieder der Zentralstelle', sagt Joos,* ,müssen reden und organisieren, Massen unterrichten und ihren Willen beeinflussen. Das mag einerseits einen Verlust an Zeit und Kraft zu intensiven Fachstudien bedeuten, auf der andern Seite wird es nicht genug zu schätzender Gewinn an Möglichkeit, Menschen und soziale Verhältnisse kreuz und quer in allen Gauen Deutschlands — im ländlichen und im städtischen, im mittleren und im großstädtischen Maßstabe — kennen zu lernen. Das bringt Vorteil für die Arbeit. Nur durch die Vereinigung dieser verschiedenartigen Tätigkeit, durch Zusammenfassung literarisch propagandistischer Arbeit mit praktisch organisatorischer Gestaltungsarbeit ist der Charakterzug ausgebildet worden, der dem Volksverein so sehr nachgerühmt wird: er sei ein vorzüglich praktischer Verein.'

Doch wenn der Grundgedanke des Vereins, Aufklärer, Versöhner, Veredler von allen gesellschaftlichen Kräften des modernen Lebens zu sein, wahrhaft zur Tat werden sollte, dann genügten Redner und Führer nicht; dann mußten ,aus den Ständen selbst Männer hervorgehen, die zu Führern der andern befähigt und gewillt waren, dauernd Verantwortung und Initiative für eine selbständige Bewegung zu tragen'. Um ,die Kulturgüter der Gegenwart einem weiten Kreise unserer m i n d e st begünstigten Mitmenschen zugänglich zu machen, um unserm Volke „neue geistige Welten zu erschließen und ihm die geistigen Güter zu vermitteln, die die gebildete Welt mit Recht die schönsten und edelsten nennt", dieses Aktes geistiger Nächstenliebe wegen ist die Arbeit des sozialstudentischen Sekretariates eingerichtet worden. Sie will', sagt Joos, ,die akademische Welt bewahren vor der Entfremdung am eigenen Volke. Fühlung und Beziehung von Mensch zu Mensch, zwischen Student und Volkskreisen wollen sie herstellen: die Besichtigungen der sozialen Ferienvereinigungen, die Teilnahme der Studenten an den Vinzenzvereinen, die Unterrichtstätigkeit der Studenten in den heimatlichen Arbeiterkursen (im Herbst 1913 waren es 121 mit 3031 Teilnehmern), die Gemeinschaftsarbeit in den Gesellenhäusern, Beteiligung an Vorträgen und andern geselligen Veranstaltungen der sozialen Vereine'.

Des Volksvereins Gedanken dringen durch die mündliche Rede bis in die tiefsten Schichten, bis in die einsamsten Seelen in Stadt und Land. Aus dem Dunkel der Niedrigkeit heben sich Herzen und Sinne verlangend empor zum Lichte der geistigen Höhe, wo jene leben, die ein gütiges Geschick leicht so hoch steigen ließ. Und die Kraft, die von unten schwillt, vermengt sich mit der Erleuchtung, die von oben gestaltend strahlt. Und ward so nicht der Geist des modernen Katholizismus zum Sauerteige, wie Christus es uns befahl?

Doch außer dem gesprochenen Worte dient dazu auch das gedruckte. Und dies in noch viel eindringlicherer Art. Ähnlich wie die Reden, so sollen auch die Schriften der Vereinsmitglieder und Vereinsfreunde einesteils ver-

* ,Der Volksverein für das katholische Deutschland' von Joseph Joos. Herausgegeben vom Sekretariate sozialer Studentenarbeit, M.-Gladbach.

tiefste Begriffe über die modernen Berufe vermitteln, andernteils die Gegensätze der Stände auflösen, indem sie darlegen, wie einer den andern braucht.

Durch diese Schriften ergießt sich befruchtend ein gewaltiger Strom geistiger Kraft über Stadt und Land. Tausende von Zeitungen, Hunderte von Gesellen-, Männer-, Jünglings-, Arbeiter-, Frauenvereinen lassen sich durch ihn geistig anregen und nähren. Zu solchen Anregungen dienen im besonderen die Vortragsentwürfe, Skizzen, wovon 21 Sammlungen bis Mitte 1914, und Sozialen Auskünfte, wovon 37 Sammlungen erschienen sind. In der Tat, alles ist vertreten, ,vom Merkblatte, das den Hausbewohner über Grundfragen der Körper- und Wohnungshygiene unterrichtet bis zum wissenschaftlichen Bande, der die Bibliothek der Gelehrten ziert oder dem feinen Handbüchlein für stille Stunden'. So lebt und wirkt der Volksverein für das katholische Deutschland. Und er ist der Vater vieler kleinerer Vereine geworden. Ähnlich wirken die meisten katholischen Zeitschriften und Zeitungen durch ihre Aufsätze und ihre kritischen Arbeiten. Unter ihrer fruchtbaren Tätigkeit ist eine Wandlung im Gange vom weltverneinenden zum weltbejahenden Katholizismus.

Diese innerliche Erneuerung möchte sich auch nach außen fortpflanzen. Zum Teile haben wir dies schon nebenbei hervorheben müssen, denn es bildete einen Bestandteil der neueren Geisteswandlung, ich meine den Ausgleich der Klassengegensätze. An Stelle der Feindschaft trat Verständnis der gegenseitigen Bedürfnisse und Notwendigkeiten, trat die eifrige, liebevolle Arbeit, sie zu befriedigen und zu vervollkommnen. Die Wirkung auf das soziale Leben übertrug sich auf das politische.

Wie in Wort und Schrift durch die Vereine zielgemäß, durch die Zeitschriften und Bücher gelegentlich in immer neuer Art gelehrt wurde, daß die Stände sich in Wirklichkeit ausglichen, daß das platte Land gewaltigen Haus- und Betriebsbedarf habe, den die Industrien und die Gewerbe der Stadt decken könnten, daß hinwiederum das Land für seine Erzeugnisse in der industriellen und städtischen Bevölkerung seinen Kundenkreis finde, so wurde auch politisch gelehrt, daß der deutsche Norden durch den deutschen Süden ergänzt, daß alle Einzelstaaten angewiesen wären zusammen zu arbeiten und daß diese Zusammenarbeit ihre Sammelstelle, ihre Zentrale, ihre Leitung im deutschen Staate, in der deutschen Regierung fände. Darum Kampf gegen kurzsichtige Kleinstaaterei, Förderung eines organischen Großstaates. Wie das Verhältnis der Kleinstaaten durch die Notwendigkeit und Nützlichkeit gegenseitiger Hilfe geregelt werden muß, in diesem Sinne soll auch das Verhältnis zwischen den Großmächten auf gegenseitigen, tatsächlichen leiblichen und seelischen Bedürfnissen ruhen und wie einander stützende Glieder ineinandergreifen. Dieses Verhältnis finden, stärken, ordnen, ist Weltpolitik. Es genügt nicht nur sachlich praktisches Anordnen dazu, es braucht auch die Liebe, denn ohne sie kein tiefes Verständnis menschlicher Eigenart und Stärke, und auch nicht die Fähigkeit zum Abmessen dessen, was das Herz der Menschen und Völker begehrt und haben muß, um sich stolz und glücklich zu fühlen. Kann selbst ein Heiliger diese Politik nicht billigen?

Der so verstandene, so gepflegte Katholizismus vermag neben Werken der Wohlfahrt auch Wunder der Schönheit. Man stelle sich nur einmal vor, was für eine Folge es für das gesamte deutsche Leben haben kann, wenn Millionen von Katholiken hoher und besonders niederer Stände klarer denken, reiner empfinden, vornehmer und adeliger sich im Handel und Wandel benehmen lernen? Wenn sie ihr irdisches Leben in Formen zu kleiden lieben, die aus den Lehren über Nächstenliebe und Nächstenhilfe entflossen, die von dem demütigen Glauben an unsere irdische Nichtigkeit und himmlische Abhängigkeit geadelt und durch deutsche Innigkeit liebenswürdig gemacht werden? Wenn Kultur nicht nur Wissen, vielmehr Anwendung von Wissen; wenn sie Schönheit und Sittlichkeit und Geselligkeit ist, so geht vom weltbejahenden Katholizismus wahrhaftig so etwas aus, wie eine himmlische Strahlung zur Veredelung und Heiligung nichtiger Erdendinge. Und es ward wieder eine vornehme Lust zu leben.

III.

Zu sagen, daß diese Entwickelung noch längst nicht früchteschweres Ereignis wurde, ist nötig. Wir glauben aber, daß sie sich schwellend regt und nach Entfaltung drängt. Sie verlief bis jetzt auch nicht so schmeichelnd glatt, wie sich das lesen läßt; nicht so rein hübsch, daß man sich sagen dürfte: ‚Da haben wir Katholiken uns wieder mal der Sache gewachsen gezeigt. Wie schön, daß wir uns jetzt nicht mehr über den Ausgleich der praktischen Lage und des idealen Zuges der Katholiken unbehaglich zu sorgen brauchen; wie reizend das mollig bequeme Bewußtsein, wieder in der besten aller Welten zu leben!‘ Das Gegenteil ist die Wahrheit. Selbst bis jetzt verlief die Entwickelung wie alle seelischen Entwickelungen bald stockend über Hindernisse hinweg, bald sich in den Schnörkeln von Nebeninteressen verlierend. Teils verlief sie sogar mit ‚Befangenheit‘, wie wieder Max Scheler meint. Im Drange der Erkenntnis, sich der kapitalistischen Erwerbsform zur Bereicherung zu bedienen, erlahmten die Katholiken oft darin, dies auf so überlegene Weise zu tun, daß die sittlichen und geselligen katholischen Lebensformen dabei nicht verkümmerten und verkrüppelten. Statt den Kapitalismus in sich und in die Überlieferungen des Katholizismus einzuarbeiten, gingen sie in ihm unter; sie wurden kapitalistischer als die Kapitalisten nach der Art gewisser Neugetauften, wovon man scherzend sagt, daß sie frömmer als der Papst seien. Solche Katholiken haben wir etwas zu mäßigen; viele andere haben wir anzufeuern; alle haben wir mit der Erkenntnis zu durchdringen, die deutsch-preußische Tüchtigkeit zur Erwerbung, Einrichtung und Verwaltung in ein Verfahren zu bringen, das so schön und gefällig ist, um auf Fremde nicht mehr abstoßend oder nur neiderweckend zu wirken. Wir deutsche Katholiken, süd- und westdeutsche Sprößlinge einer Jahrhunderte alten erwerbreichen und zugleich schönen Kultur möchten das Bild des heranreifenden neuen deutschen Menschen auch mitbestimmen. Wir möchten in die sachlich graue, zwecksteife Uniform

seiner Pflicht die lustigen Farben und anmutigen Linien seines glückbegehrlichen Menschentums einweben. Jetzt kommt es wirklich darauf an, daß wir Katholiken uns dem Edelsten in uns freudiger und bewußter als je hingeben und seine Wunder werben lassen.

Wer uns in dieser Zeitenwende Flucht aus dem modernen öffentlichen Leben anriete, wer uns aufforderte, es nur immer zu bekämpfen; wer uns hindern wollte, uns damit zu versöhnen; wer es lächerlich fände, zu versuchen, es in unsere Schönheitsmaße einzuspannen, muß der uns nach alledem nicht erscheinen wie jener Fischer Simon, der spätere Petrus, aus dem liebevollen Evangelium des Lukas, der da sagte: ‚Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.' Müssen wir erst wünschen, daß er auf die rechte, die kindlich vertrauende Weise arbeiten lerne und daß er der Zweifel bar wie Petrus fortfahre: ‚Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.' Und abermals kann es Ereignis werden, daß die noch zahlreichen Simone unter uns zu Petrussen werden und, da sie gehorchen, eine große Menge Fische fangen.

Einige Briefe an König Johann von Sachsen / Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Mein Großvater, König Johann von Sachsen, der bekannte Danteforscher, hat mit einer großen Anzahl von Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern in Briefwechsel gestanden und die Briefe derselben aufgehoben. Als ich seinen Nachlaß durch Erbschaft im Jahre 1904 erhielt, staunte ich über die Fülle von interessantem Material, das darin aufgespeichert liegt. Einiges habe ich bereits veröffentlicht, besonders die Briefe der beiden preußischen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. in dem Bande ‚Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.', der 1911 bei Teubner erschien. Über einen Briefwechsel mit Herzog Joseph von Altenburg handele ich im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte 1914. Und bald, hoffe ich, wird der Briefwechsel mit dem amerikanischen Historiker Ticknor in den Schriften der Kommission für Sächsische Geschichte erscheinen können.

Alles eignet sich natürlich nicht zur Veröffentlichung. Wenn ich für nachfolgenden Aufsatz einige Briefe ausgewählt habe, so ist es geschehen, weil ich glaube, daß die Briefschreiber durch ihre Stellung im geistigen Leben Anspruch auf das Interesse weiter Kreise haben können. Die zwei ersten Briefe sind von Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör. Er war 1772 zu Langk in Ungarn geboren und trat 1792 in das Zisterzienserstift Lilienfeld in Niederösterreich ein. Später wurde er Bischof von Zips, dann Patriarch von Venedig und endlich 1827 Erzbischof von Erlau. Gestorben ist er 1847. Seinerzeit war er als Dichter ziemlich bekannt. Jetzt ist er als solcher fast vergessen. Der damalige Prinz Johann scheint den Kirchenfürsten bei seinen Kuren in Karlsbad kennen gelernt zu haben und ihm nähergetreten zu sein.

Der eine Brief ist datiert von 1838 und enthält einen Dank für die Übersetzung Dantes durch den Prinzen Johann (Philalethes). Damals waren erst die Hölle und das Fegfeuer erschienen.

Eüere Königliche Hoheit!
Gnädigster Herr!

Das unschätzbare Geschenk, welches mir Ew: kön: Hoheit mit Höchstihrer Uibersetzung von Dante's Div: Commedia zu machen geruhten, habe ich gestern von Wien zugesendet erhalten. Ich finde keine Worte um meinen tiefen inniggefühlten Dank für diese hohe Huld Ew: Kön: Hoheit abzustatten, aber für immer wird sie mir über alles theüer bleiben! Allgemein als meisterhaft anerkannt, macht diese Uibersetzung durch Präcision, Einfachheit, und Klarheit im Ausdruck den sonst schwer zu verstehenden Author erst recht verständlich, und die mit vielem Scharfsinn gewählten Erleüterungen sind größtenteils nur wegen historischen Aufschlusses nöthig geworden. Gott erhalte Ew: Kön: Hoheit! Vielleicht habe ich heüer von Carlsbad aus, wieder

das Glück mich Ew: Kön: Hoheit in tiefster Ehrfurcht nähern zu können, mit welcher ich ersterbe

Ew: Kön: Hoheit!

unterthänigster Diener
Joh. Lud. Pyrker
Erzb.

Erlau 27. März 1838.

Der andere ist aus dem Jahre 1842. Wer Miß Austin ist, habe ich nicht feststellen können. Die Altenburgischen Herrschaften sind der Herzog Joseph (geboren 1789. Herzog von 1834 bis 48. † 1868) und seine Gemahlin Amalie, geborene Herzogin von Württemberg.

Eüere Königliche Hoheit!

Haben die Gnade gehabt mir zu dem Jubelfeste am 18ten Oktober — an welchem ich nicht meine Priesterweihe, sondern meinen Eintritt in das Kloster Lilienfeld in Oesterreich, feyerte — in der huldvollsten Zuschrift vom 2ten d. M. Glück zu wünschen. Empfangen Ew: Kön: Hoheit meinen innigsten, tiefgefühltesten Dank dafür! Es war ein schöner Augenblick, mich in dem blühenden Thal meiner Jugend — zwar an der Neige des Lebens und des Jahr's, mit ihm herbstlich-grau geworden, von so vielem Wohlwollen umgeben zu sehen, und den Herrn in der altehrwürdigen Klosterkirche, für all die Wege, die mich seither seine unerforschlichen Ratschläge wandeln hießen, preisen zu können, und herzerhebend war dabei die Gegenwart S. K. H. des Durchl. Erzherzogs Johann, des Weihbischofs von Wien, meines vieljährigen Freündes, mehrerer Domherrn; aller Stiftsäbte Unterösterreichs, und eines aus Ungarn; der weltl: Authoritäten, des zahlreichen Clerus, und unzähligen Volks, das sich ringsher von allen Seiten versammelt hatte. Ich bin so frei die dort gehaltene Predigt, und einige Poesien Ew: Kön: Hoheit hiemit zu übersenden, und bitte unterthänigst sie auch der edlen Miß Austin mitzutheilen. — Sehr freüe ich mich auf den 3ten Theil der Divina Comedia, und wenn mich oft die meisterhafte Uebersetzung des poetischen Theils der beiden ersten erhob und ergötzte, so war ich auch erstaunt eine so tiefe Erudition in den meisten Fächern des menschlichen Wissens in den angehängten Noten zu finden, die nur eine unermüdliche Kraft sich eigen machen konnte. Möge diese letztere noch rückständige Arbeit zum Ruhme Deutschlands auch bald vollendet werden! — Die Erinnerung der Höchsten altenburgischen Herrschaften hat mir innige Freude gemacht, und auch die Nachricht, daß sich dort die Angelegenheit der Katholiken günstiger gestalte, wozu Bayern bedeütend beigetragen hat; doch ganz gerührt war ich durch den huldvollen Gruß, mit welchem mich Ew: Kön: Hoheit von Seiten Höchst ihrer Durchlauchtigsten Frau Gemahlin zu beglücken geruhten. Ich lasse mich Höchstderselben mit dem wärmsten Danke zu fernerem Gnädigsten Wohlwollen empfehlen, und verharre mit größter Verehrung und Ergebenheit

Ew: Kön: Hoheit!

unterthänigster Diener
J. Ladislaus Pyrker
Erzb.

Erlau den 14ten Nov. 1842.

Die drei folgenden sind von der Hand Alfreds von Reumont. Über diesen brauche ich nicht viel zu bemerken. Er ist ja bekannt als Historiker

und feinsinniger Kunstkenner. König Johann wird ihn wohl am Hofe seines Schwagers von Preußen kennen gelernt haben. Viele Anknüpfungen boten die gemeinsame Liebe zu Italien und die historischen Studien über Florenz. Wie mir bestimmt mitgeteilt worden ist, befinden sich eine Anzahl Briefe Johanns im Besitze der Familie Reumont. Vielleicht glückt es, sie einmal der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen, bzw. zu veröffentlichen. Von Reumont habe ich nur diese drei Briefe. Der erste ist aus dem Jahre 1857. Zu ihm habe ich nur einiges zu bemerken. Die Erbgroßherzogin ist Johanns Tochter Anna, geboren 1836, vermählt 1856 mit Ferdinand, Erbgroßherzog, später Großherzog von Toskana, gestorben 1858.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König
Allergnädigster König und Herr

Ew. Königliche Majestät wage ich, im Vertrauen auf die bei früheren Anlässen mir bewiesene gnädige Gesinnung, um die huldvolle Erlaubnis zu bitten, Allerhöchstdemselben eine von mir herausgegebene Schrift Della Diplomzia Italiana dal secolo decimoterzo al decimosesto, ehrfurchtsvoll überreichen zu dürfen.

Aus der politischen und der Culturgeschichte Italiens habe ich eine Seite herausgegriffen, welche, meines Erachtens, die großartige, wenngleich am Ende in ihren Früchten dem Talent und den Anstrengungen nicht entsprechende Tätigkeit einer begabten Nazion in hellem Lichte zeigt. Ich habe das staatswissenschaftliche Leben vornehmlich der Florentiner, der Venezianer und des päpstlichen Hofes darzustellen versucht, beginnend mit den Zeiten, in denen das italienische Geistesleben sich zum schönsten Flor entwickelte, mit den Jahren endend, in welchen die nazionale Politik Italiens zu Grabe getragen ward.

Wenn ich es wage, einen so gründlichen Kenner italienischer Literatur und Geschichte, wie Ew. Majestät, dies Buch, die Frucht mancher Studien in den Florentinischen und anderen Archiven, zu überreichen und um gnädige Aufnahme desselben ehrfurchtvoll zu bitten, so geschieht es mit dem Bedauern daß es mir nicht vergönnt gewesen, während Allerhöchstdero Besuches in dem schönen Florenz auf meinem Posten zu sein und namentlich dem festlichen Empfange beizuwohnen, welchen die Akademie der Crusca ihrem erhabenen Mitgliede zu Theil werden ließ.

Indem ich die Hoffnung ausspreche, daß Ew. Majestät günstige Kunde von dem Befinden der Frau Erbgroßherzogin K. K. H., Höchstwelcher ich gegen Ende August meine Ehrfurcht bezeugen zu können hoffe, erhalten haben mögen, verharre ich in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät
allerunterthänigst gehorsamster
Alfr. v. Reumont.

Sanssouci
den 18 Juli 1857.

Zum zweiten und dritten Briefe habe ich nichts zu bemerken. Sie stammen beide aus dem Jahre 1867.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König
Allergnädigster König und HErr

Ew. Königlichen Majestät wage ich den ersten Band der von mir verfaßten Geschichte der Stadt Rom in tiefer Ehrfurcht zu überreichen. Ich ver-

hehle es nicht daß es für mich von höchster Genugthuung sein würde, wenn ein Fürst, der die gesammte Geschichtswissenschaft so beherrschend umfaßt wie Ew. Königliche Majestät, diesem Buche, der Frucht jahrelanger angestrengter Arbeit und meinem Troste inmitten langwieriger Leiden und Trübsal, einen gnädigen Blick zuzuwenden Sich bewogen fühlen wollte, und wenn das Ergebniß die Fortdauer jener wohlwollenden Gesinnung wäre, deren Beweise mich so oft beglückt haben. Es ist mir klar, wie groß die Schwierigkeiten der Aufgabe sind, die Gesammtgeschichte der Weltstadt mit Berücksichtigung des Localen und zugleich im Anschluß an die Weltgeschichte darzustellen. Wenn aber Gott mir Kraft und Zeit verleiht das Werk zu vollenden, lebe ich der Hoffnung daß dasselbe, vom katholischen Standpunkte aus, aber, so viel ich mir bewußt bin, ohne confessionelle Härte noch Befangenheit, nicht ganz ohne Nutzen bleiben wird, namentlich in jenen weiteren Kreisen, für welche es seiner ersten Idee nach bestimmt ist.

Möge der Himmel im Verlauf des eben begonnenen Jahres Ew. Majestät, dem Königlichen Hause und dem Lande Segnungen und Ersatz gewähren für die schweren Prüfungen, die das vergangene Jahr gebracht hat!

Mit den wärmsten Wünschen und in tiefer Ehrfurcht verharre ich

Ew. Königlichen Majestät

Rom — unterthänigstgehorsamster

den 4. Januar 1867. — Alf. v. Reumont.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König
Allergnädigster König und HErr

Ew. Königlichen Majestät wage ich den zweiten Band der Geschichte der Stadt Rom in tiefster Ehrfurcht zu überreichen, zu lebhaftestem Dank verpflichtet durch die gnädige Aufnahme welche der erste bei Allerhöchstdenselben gefunden hat, tief gerührt durch die Teilnahme welche Ew. Majestät dieser Arbeit in unendlich schweren Momenten zugewendet haben! Möge diesem neuen Bande, der das Mittelalter umfaßt, in ernsten aber doch ruhigeren Tagen gleich geneigte Beurtheilung zutheil werden — mögten Ew. Majestät, ein Kenner des italienischen Mittelalters wie Wenige, und ein gründlicher Erforscher des Zusammenhangs der Begebenheiten mit Denken und Empfinden der Nation, Sich bewogen fühlen, der Auffassung des Verfassers Zustimmung nicht zu versagen und sein Bestreben zu erkennen, die Bewunderung der wahrhaft großen Erscheinungen des Papstthums mit seiner teutschen Gesinnung und dem lebendigen Gefühl für Glanz und Ehre seines Vaterlandes in Einklang zu bringen. Würde mir dies Urtheil zutheil, so wären alle meine Wünsche erfüllt.

In tiefster Ehrfurcht und mit warmen Wünschen für das Wohl Ew. Majestät und des Königlichen Hauses verharre ich

Ew. Königlichen Majestät

/ 1 Buch — unterthänigstgehorsamster

Aachen — Alf. Reumont.

den 18. November 1867.

Ein weiterer Brief ist von Max Freiherr von Gagern. Für diese Persönlichkeit kann ich auf die hochinteressante Biographie, die Ludwig von Pastor geschrieben hat, verweisen. Der Grund, weshalb er an König

Johann geschrieben hat, ist kurz auf Seite 404 dieses Buches erwähnt. Vielleicht bietet der Brief eine kleine Ergänzung dazu, wie auch zu dem Buche Pastors.

Großmächtiger König
Allergnädigster König und Herr!

Es hat Ew. Majestät gefallen, durch huldvolle Verleihung des Comthur-Kreuzes I Classe Allerhöchst Ihres Albrechts-Ordens die schwachen Bemühungen zu belohnen, welche ich bei den Verhandlungen einer neuen Regulierung der Elbzölle in's Werk zu setzen vermochte.

Sowie die erfolgreiche Lösung dieser Frage ganz wesentlich den erlauchteten Vorschlägen der Regierung Ew. Majestät zu danken war, ebenso werde ich mich glücklich schätzen, bei ferneren Staats-Aufgaben, welche Sachsen und Oesterreich gemeinsam beschieden sein dürften, zur Erfüllung der weisen Absichten Ew. Majestät beizutragen.

Es wird mein ernstes Bestreben sein, dadurch meine tiefe Dankbarkeit für die mir gewährte huldvolle Auszeichnung an den Tag zu legen.

Geruhen Allerhöchstdieselben heute den unterthänigsten Ausdruck dieses meines gerührten Dankes zu genehmigen, womit ich ehrfurchtsvoll ersterbe

Ew. Königlichen Majestät

unterthänigster

Wien den 16. August 1863. S Max Freiherr v. Gagern
K. K. Hofrath.

Die beiden letzten Briefe sind endlich von der Hand des Malers Moritz von Schwind (1804 bis 71). Über ihn etwas Näheres zu sagen, erübrigt sich, da in den letzten Jahren viel über ihn geschrieben worden ist. Zu den Briefen selbst habe ich nur folgendes zu bemerken. Der im ersten Briefe erwähnte Professor Haenel ist der bekannte Dresdener Bildhauer. Das im zweiten Briefe erwähnte Weesenstein ist ein sehr malerisches Schloß im Müglitztal, das sich jetzt in meinem Besitze befindet.

Euer Königliche Majestät

hatten die hohe Gnade zu äußern, es würde Allerhöchstdenselben Freude machen, meine Wartburg-Arbeiten im Allerhöchsten Familienkreise zu zeigen.

Einem geringen Mann wie mir, begegnet die Gelegenheit nicht leicht, einem erhabenen König, auch nur ein armes Zeichen der dankbaren Verehrung, für empfangene unverdiente und unschätzbare Gnade und Auszeichnung anbiethen zu können. Erlauben mir Eure Königliche Majestät, durch die Uibersendung aller disponibelen Zeichnungen, als ein solches armes Zeichen, mir das Bewußtsein zu verschaffen, Euer Königlichen Majestät wenigstens den aufrichtigen Willen gezeigt zu haben, für die mir erwiesenen unverdienten Gnaden, nicht zu erwähnen der Aufmunterung, die das Allerhöchste Lob eines weisen Königs mir gewähren muß, meinen aufrichtigen und allerunterthänigsten Dank zu bethätigen.

Professor Hänel hat die Freundschaft, für mich die besagten Zeichnungen Euer Königlichen Majestät zu überbringen und deren Rücksendung zu besorgen.

In tiefster Ehrfurcht verharrend

Euer Königlichen Majestät

Allerunterthänigster

Wartburg den 11t. Juny 1855. Moritz Ritter von Schwind.

Euer Königliche Majestät

erweisen mir zu viel Ehre, mir in einem Allerhöchsten Handschreiben so gnädige und auszeichnende Gesinnungen auszusprechen. Meine Freude über Euer Majestät Beifall ist um so größer, als er auf einem Felde erworben wird, wo man weder malen noch anschauen kann, mit dem Auge der Kritik, sondern wo von Herzen gearbeitet, und mit Herz gesehen werden muß.

Die fehlenden drei Zeichnungen wird Professor Hänel die Ehre haben Euer Majestät zur Allerhöchsten Verfügung zu stellen. Zwei Farbenskitzen, die ich beigelegt, mögen die Art der Anordnung und Färbung einigermaßen anschaulich machen. Ich wünschte nichts lebhafter als Euer Königlichen Majestät und der Allerhöchsten Familie die fertige Bilder-Reihe in der ersten Folge und an dem Orte für den sie erfunden ist, zeigen zu dürfen.

Daß es mir nicht erlaubt war, an jenem schönen Abend in Wessenstein Theil zu nehmen, kränkt mich heute noch. Mich tröstet wenigstens die Uiberzeugung daß mir Euer Königliche Majestät nicht ungnädig anrechnen, daß mir die Diensttreue gegen meinen gnädigsten Mäcen höher steht als jedes Vergnügen. Ich hatte schon einen Tag zugegeben und muß mit jeder Stunde geizen.

In tiefster Ehrfurcht verharre

Euer Königlichen Majestät

Allerunterthänigster Diener

Moritz Ritter von Schwind.

Wartburg den 27t. Juny 1855.

Die Vorlegung der Blätter Schwinds ist vielleicht die Veranlassung gewesen, daß König Johann die Zeichnung ‚Abschied der hl. Elisabeth von ihrem Mann' erwarb. Sie ist jetzt eine der größten Kleinodien meiner Sammlung von Handzeichnungen, nach den Ansichten der Kenner fast das beste Blatt, das der Meister geschaffen hat.

Kleine Bausteine

Der Tod / Plauderei eines verwundeten Feldgrauen*

Von Fritz Magon

Es wird vielfach angenommen, der Krieger könne solange nicht mutig sein, bis er die Todesfurcht überwunden habe. Er müsse so sehr von dem Zweck seiner Aufgabe durchdrungen sein, daß keine andere Rücksicht, selbst nicht Todesnähe und Todesgefahr, ihn daran hindern dürfte. Wer den Tod als das geringere Übel verachten lernte, nimmt sich beim Auszug in das Feld vor, bei keiner Gelegenheit, und sei es auch das wütendste Trommelfeuer, mit einer Wimper zu zucken, und mancher findet sich doch bald zitternd und bebend. Ist er deshalb nicht mutig? Ein anderer, der das Leben liebt mit allen Fasern seines Herzens, bleibt im schrecklichsten Hagel der Granaten frivol; wutknirschend verübt er Taten, die sein Leben aufs schwerste gefährden. Ist dieser mutig? Ein dritter steht im Tosen wie zur Bildsäule erstarrt, nur um seine Mundwinkel zuckt es unruhig. Beim Herausziehen verschütteter Kameraden arbeitet er starren Auges wie ein Stier, und wenn ein Sandsack von der Deckung fällt, bricht er ohnmächtig zusammen, am ganzen Körper zuckend. Was ist dieser?

Es soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, langatmige Ergebungen aus den Wirkungen der Todesgefahr auf den einzelnen herzuleiten. Das mögen nachher unsere Philosophen und Moralprofessoren tun, wenn es ihnen möglich ist. Das ganze äußere und innere Leben anders und eigensinnig gestaltend, wirft dieser größte und schrecklichste aller Kriege manche feststehende Ansicht und Grundwahrheit einfach über Bord. Interessanter und dankbarer ist es, einige Beobachtungen mitzuteilen, aus dem Quell eigenen Erlebens geschöpft, wie der Tod auf den Soldaten wirkt, ohne Zier und Sentenz, die sowohl die Betrachtung anregend, als auch für den nicht direkt Beteiligten in mancher Beziehung reinigend wirken mögen.

Eigentümlich ist zunächst, wie der Trug den Menschen hinreißen kann, mit Aufbietung aller Willenskräfte zu erstreben, einem im Grunde Unentrinnbaren zu entweichen. Selbst bis zur Rücksichtslosigkeit, bis zur Grausamkeit anderen gegenüber kann dieser dunkle Drang, namentlich bei Leuten, die nicht an zu vieles Denken gewohnt sind, führen. Einem sonst sehr prächtigen Mann, der schon wirklich große Taten vollbracht hatte, mußte ich bei einer Ablösung, da er schon nach einigen hundert Metern außer Feuerbereich gewesen wäre, unbedingt aber ein plötzlich Verwundeter mitgenommen werden mußte, nachdrücklich entgegentreten, um dem Triebe zu begegnen, ihn zur Besinnung seiner selbst zu bringen. Nie beflügeln sich die Schritte

---

* Nachdruck, auch nur auszugsweise, nicht gestattet. Die Red.

rascher, klopft das Herz unruhiger, bleibt der Mensch, weil mit seinen Gedanken schon weit vorauseilend, verschlossener, ist er fähiger Lasten zu tragen, unter deren Wucht er sonst sicher zusammenbrechen würde, als wenn es gilt, außer Feuerbereich zu kommen. Was sich an Vernunftregungen mehr oder minder dagegen sträubt, wird mit fortgerissen. Selbst bei ganz nüchternen und ernsten Leuten trifft man manchmal leise Spuren an, die auf den Trug schließen lassen. Eine genaue Abstufung läßt sich sogar feststellen von solchen an, die ganz und stark dem Trugbild verfallen sind, über solche, bei welchen Vernunft und Wahn ziemlich gleich und stark wechseln, bis zu solchen, bei denen bei weitem Vernunft die Oberhand behält. Ausgeschlossen ist auf keinen Fall, daß auch manche sich nur vom Verstand dirigieren lassen.

Recht eigenartige Beobachtungen, wie der Todesgedanke auf den Menschen wirkt, lassen sich anstellen, wenn die Leute auf mehrere Wochen der direkten Gefahr entrissen sind und sich wieder in das Leben hineinstürzen können. Nur in ganz vereinzelten Fällen hat sich eine ganze Wandlung des Charakters vollzogen, und auch dann nur, wenn vordem schon genügend Anlagen vorhanden waren. Äußere Umstände und unmittelbare Einflüsse formen ja zu einem gewissen Teile den Menschen, vermögen aber nicht, seien sie auch noch so stark, das radikal umzugestalten, was Erziehung, Selbstbildung, mühsame Willensrichtung und -anstrengung errichtet haben. Man meint es geradezu fühlbar fassen zu können, wie nach der schrecklichsten Todesgefahr, nach Verminderung oder Beendigung derselben, die Herzen schon nach wenigen Stunden wieder auftauen und sich wieder dieselben Fühler nach dem Leben ausstrecken wie zuvor. Es wäre also falsch, den Ereignissen eine zu große Wirkung beizumessen und sich zu wundern, daß die Menschen trotz Tod und Not und Pein nicht anders werden, vielmehr einer guten oder bösen Neigung bei Gelegenheit noch wilder nachjagen als zuvor. Allerdings offenbaren sich dem feineren Beobachter doch Wirkungen, die sich aber nicht auf eine gänzliche Umgestaltung, sondern auf eine Veredelung der Regungen, die mit dem Leben verbanden, erstrecken. So recht deutlich war dies festzustellen bei einer ‚Badereise', die uns direkt aus dem Schützengraben nach Ostende an die See führte. Nie habe ich ein ehrwürdigeres Staunen gesehen als bei diesem ersten Anblick der See. Es waren doch zumeist ganz einfache Leute, bei denen der Schönheitssinn nicht besonders stark entwickelt zu sein pflegt. Daß er doch vorhanden und durch das Erleben im Schützengraben nicht unwesentlich veredelt worden war, bewies das stundenlange im Anblick Verharren, die leuchtenden, freudetrunkenen Augen, die staunenden Ausrufe.

Eigentümlich waren die Urteile über den Luxus, die übersatte Genußsucht, die übertünchende Pracht, die in jenem noch von englischem Hauche durchwehten Badeorte sich besonders sinnfällig herandrängen. Schon in gewöhnlichen Zeitläuften kommen einem jeden Menschen Anwandlungen, die ihn, weil die Wirklichkeit zu furchtbar, zu überwältigend auf sein Gemüt wirkt, allen Schein verachten lassen. Jedoch das pulsierende Leben verwischt

zumeist so rasch den Eindruck der Wirklichkeit, daß nur eine ganz kurze Gemütswirkung herauskommt. Anders ist es im Schützengraben, wo trotz anfänglichem Widerstreben die Wirklichkeit mit knöcherner Hand den Menschen packt, ihn so lange schüttelt und zwingt, bis er ihr ins Auge schaut und sie am Ende verlacht. Vom widerstrebenden Schauen bis zum höhnischen Verlachen ist der Übergang, den die meisten Menschen sonst nicht finden konnten, jetzt aber, durch die Not getrieben, zu ihrem eigenen Besten finden mußten. Daß dies nachhaltig wirken muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. Namentlich Leute, die schon lange in steter Todesgefahr schwebten, kennen manchmal recht genau den wahren Wert des Lebens. Ein Ausbruch dieser Erkenntnis, die ein kurzer Feldzug ganz gewiß nicht gebracht hätte, waren die scharfen Urteile, das vielfach sogar übertriebene Verdammen des sich aufdrängenden vergänglichen Glanzes.

Wie stark nun, wie im vorhergehenden gezeigt wurde, der Wille zum Leben sich bei Ablösungen äußert, so staffelmäßig müßte logischerweise der Lebensdrang, wann es wieder in den Graben, in die Todesgefahr geht, abnehmen. Nie hatte ich Gelegenheit, dies zu beobachten. Äußerlich möchte der Empfang der Sakramente, das fromme, ergebene Hineinlegen des Lebens in Gottes Schutz, ein gewisser religiöser Abschluß, auf das Gegenteil der obenstehenden Behauptung deuten. Aber gerade hier offenbart sich mir das Herrliche, daß der Wille zum Leben nicht die einzige, dunkle, alles beherrschende Triebfeder ist, denn sonst würden sich beim Menschen ganz andere Wirkungen zeigen. Er würde wie ein armes, im Grunde willenloses Geschöpf, von einer egoistischen Vision bewogen, seinen vermeintlichen Willen in die Hände seines Gottes oder Götzen legen, und dann mit immer mehr verflackerndem Lebensmute, dumpf, verzweifelnd, oder ruhig und ergeben, je nachdem wie's ihm steht, in das Unvermeidliche hineingehen. Das tut er aber nicht. Mit freiem Willen und Bewußtsein begibt er sich in Gottes Hand, im übrigen sind Geist und Herz keineswegs umstrickt von der Todesgefahr. Man sage nicht: er sucht mit Gewalt die Gedanken zu verjagen. Wie könnte man eine derartige Überwindung von einem einfachen Mann verlangen, den man sonst, vielleicht etwas oft, als ein Produkt seiner Umgebung hinstellt, wenn ihn tausend Sachen und Vorgänge an die wieder nahende Todesgefahr erinnern. — So sind denn am Tage des Ausrückens die Morgenrotgedanken recht selten, es wird gesprochen, gelacht, gesungen wie sonst, obwohl sich alle des Ernstes der kommenden Tage und Stunden bewußt sind. Ja, es spiegelt so recht die Stimmung wieder, daß in der Nacht, bei dem Marsch in den Graben, gewöhnlich eine Musikkapelle die Ausziehenden bis in die Kampfzone begleitet und die Pausen mit schallendem Gesang ausgefüllt werden. Diese Stimmung ist echt, was viele Anzeichen bekunden. Wäre es eine Überschreiung der Stimme, die Gefahr verkündet, so würden sich vielleicht manche Leute betrinken. Außerdem wären die Krankenstuben gefüllt von solchen, die sich etwas krank oder schwach fühlen, durch einige Übertreibungen einem nahen Unheil einstweilen

ausweichen könnten, es aber peinlichst vermeiden, sich am Tage des Ausmarsches krank zu melden, um ja nicht in den Verdacht der Feigheit zu kommen. Die Lust zum Essen, zum Trinken, zum Schwatzen ist genau so stark oder schwach, wie an den vergangenen Tagen, ohne daß der Eindruck erweckt wird, mit toller Ausgelassenheit das Unvermeidliche zu empfangen, wozu doch der mehr oder minder starke Inhalt des umgestülpten Portemonnaies reichlich Anlaß böten. Auch ist es durchaus falsch zu glauben, der bis zum Graben begleitende Hang zum Leben wäre eine natürliche Reaktion auf den bevorstehenden Verzicht aufs Leben. Dann wäre in den letzten Äußerungen etwas Unnatürliches, Gekünsteltes, denn jede Reaktion macht sich bemerkbar. Mir schien dieses Wesen immer als eine Verkörperung der Schillerschen Worte:

‚Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.'

Umschweben nun die Fittiche des Todes den Menschen, so ist es recht interessant, die Wirkungen zu beobachten, welche die Vorstellung der einzelnen Todesarten hervorbringt, denn es äußert sich nicht gleichförmig, ob Granaten, Schrapnell- oder Gewehrkugeln den Tod herbeiführen können. Es kommt vor, daß ein heftiges Gewehrfeuer, wenn es z. B. aus beiden Flanken und von vorne kommt, weit gefährlicher ist, als eine heftige Kanonade, die aber nur einen gewissen Raum bestreicht. Trotzdem ist dann oft die seelische Wirkung bei den Menschen weit heftiger. Das zeigt, daß im allgemeinen die Sinne mächtiger die Todesfurcht beeinflussen als verstandesgemäße Überlegung. Ja es sind nicht wenige, die im dichtesten Kugelregen kaltblütig mit dem Spaten hantieren, die der Gefahr also kühn ins Auge schauen, die aber, sobald ihrem Ohr vernehmbar wird das unheimliche Sausen, der dröhnende Einschlag, ihr Auge das Aufblitzen des Abschusses, die umherfliegenden Trümmer und Massen sieht, aufgeregt und unruhig werden und nicht mehr fähig sind weiterzuarbeiten, schleunigst ihren Unterschlupf aufsuchen, trotzdem die eigentliche Gefahr um nichts ist vermehrt worden. Auch ist es eigentümlich, daß der Verstand, trotzdem er recht deutlich eine gefährliche Situation erkannt hat, diese Erkenntnis nicht lebhaft immer vor Augen hält, im geeigneten Augenblick also mahnt und anspornt, vielmehr nur in seltenen Augenblicken dieses Bewußtsein wieder deutlich hervortreten läßt. Dies erklärt, daß die Leute im dichtesten Kugelregen ihre Arbeit verrichten mit einem Eifer und Geschick, als gingen sie zu Hause ihrem Handwerk nach, nur wann ihr Ohr einmal ein allzustarkes Zischen vernimmt, sich für einige Sekunden ängstlich ducken, im übrigen erzählen, lachen und scherzen und nicht selten die leichtsinnigsten Streiche verüben. Gewiß trägt viel dazu bei, daß die Gedanken auf die Arbeit verwendet werden, und ein tüchtiger Maurer oder Techniker, die aus gefüllten Sandsäcken, Holz und Balken die Stellungen künstlerisch und festungsartig ausbauen, können das am schwersten begreifen, warum eine Stelle wegen zu großer Gefährdung verlassen und an einer anderen weiter-

gearbeitet wird. Aber die meiste Arbeit erfordert nicht viel Denkkraft, ist Handlangerdienst. Eigenartig ist nun bei dieser Situation der Augenblick, in dem der Tod recht nahe vorbeiging, gewissermaßen die Spitze der Sense fühlbar wurde. So versengen Schüsse Haupt- und Barthaar, treffen den tiefsten Teil des Ohrläppchens, berühren die Fingernägel, oder gleiten auf irgendwelche Art sehr fühlbar nahe am Menschen vorbei. Man trifft selten, wie sonst im Leben, nachdem jemand einer schrecklichen Gefahr entronnen ist, die vor Entsetzen starren oder noch angstvollen Züge, und dabei das leichte, wieder das Leben begrüßende Lächeln. Nie habe ich bei einer derartigen Gelegenheit Entsetzen, Schrecken oder Angst in den Zügen bemerkt, wohl aber zumeist eine wildjauchzende Freude, einen Ausruf des Staunens oder doch mindestens ein Aufblitzen in den Augen.

Aus einem Grunde, den sie sich selbst nicht richtig erklären können, sagen die meisten: ‚Für Gewehrkugeln gebe ich nichts, die lassen mich kalt; oder: daran bin ich gewöhnt.‘ Eine leise Entschuldigung liegt hier schon drin, um gewissermaßen die seelische Wirkung beim Granatfeuer zu erklären. Diese letztere nun deutlich und klar zu beschreiben, bedürfte ich Farben, die mir nicht zu Gebote stehen, ebensowenig wie ich imstande wäre, ein Granatfeuer erster Güte natürlich und lebenswahr zu schildern. Ich bezweifle stark, daß es je einem möglich wird. Deshalb seien hier nur die wesentlichsten Eigentümlichkeiten bei einem heftigen Granatfeuer hervorgehoben.

Wir Menschen sind es im Leben gewohnt, daß die Natur ihre ärgsten Grausamkeiten mit einem Schleier gütig verdeckt. Außerdem flohen wir selbst, je nach Veranlagung, vor mehr oder minder grausen Eindrücken und hielten es auch der Sitte gemäß. In Summa: des Lebens größte Grausamkeit kam nie an uns heran, und ließen wir nie an uns herankommen, und wenn sie kam, wandten wir entsetzt den Kopf. Im Granatfeuer aber heißt es: standhalten und somit hineinblicken in das Schlimmste und Grausamste, was das Weltall birgt, was keinen Sinn unbehelligt läßt. Darin steht nun der Mensch mit seinen Gewohnheiten, die er noch größtenteils von der Natur gelernt hat, und alles drängt in ihm, den Eindruck abzuwehren. Die mannigfachsten Äußerungen kann man infolgedessen wahrnehmen. Einige beugen nur ganz leicht den Kopf; andere pressen ihn fest in eine von Sandsäcken gelassene Lücke, die meisten werfen sich der Länge nach auf den Boden, mit angezogenen Gliedern, den Kopf hebend und wieder auf den Boden sinken lassend. Wieder andere verkriechen sich in den Unterstand, möchten sich wie ein Igel zusammenrollen und halten mit beiden Händen die Ohren zu. Allein dieser Zustand dauert nicht lange, denn die durchdämmernde Erkenntnis, daß dieses Versteckspiel nach Art des Vogels Strauß ist, daß es doch nichts nützt, das Gesicht zu verdecken, treibt sie wieder heraus, dem Verhängnis frank und frei die Stirne zu bieten. Dann kommt aber wieder Natur und drängt und treibt, vor dem Grausamsten das Angesicht zu verhüllen, und so entsteht der furchtbarste Widerstreit, den

ich je im Menschen beobachtet habe: der gigantische Kampf zwischen Vernunft und Natur, bei welchem Kampf die Vernunft bei den meisten Menschen die Oberhand hat, auch beim kleinen Mann, ja ich möchte besonders betonen beim kleinen Mann, von dem sich manchmal nicht Stimmen scheuten, zu behaupten, er führe ein animalisches Leben, sei ein Naturprodukt. Diesen Kampf zwischen Natur und Vernunft zu beobachten, den nur ein leichtsinniger Schwätzer aus seinen Äußerungen als Furcht oder gar Feigheit bezeichnen kann, gehört zum Interessantesten, was man nur je am Menschen wahrnehmen kann. Wohl äußert sich der Kampf bei dem einen heftiger, bei dem andern minder stark, jedoch ganz still und verschlossen in der eigenen Brust habe ich ihn noch keinen austragen gesehen. Gemeinsame Äußerungen sind wohl, daß besonders die Augen, der Mund, Arme und Beine in verschiedenartigster Tätigkeit sind. Bei solchen mit entblößtem Haupt, was eigentümlicherweise durch Abwehen, Abnehmen der Kopfbedeckung im Trommelfeuer sehr häufig zu sehen ist, und die einen dichten Haarwuchs haben, sieht man förmlich, sei es durch den wehenden Wind, durch den Luftdruck der Granaten, oder aus sonst einer Ursache, die Haare zu Berge stehen. Die Augen rollen wild oder zucken konvulsivisch, was besonders bei dunklen Augen deutlich in die Erscheinung tritt. Dabei sind die Menschen, wenn man sie in diesem Augenblicke um etwas befragt oder gezwungen ist, einen je nach Umständen auch recht unangenehmen Befehl zu geben, durchaus in ihrem Wesen nicht anders als zuvor. Sie zeigen sich, allerdings mit Mühe, gar nicht anders wie sonst, geben dieselben freundlichen oder griesgrämigen Antworten, die man auch sonst naturgemäß von ihnen erwartet. Man sollte nach den Äußerungen meinen, das ganze Sein schreie nach Ausdruck, und scheut sich deshalb, daran zu rühren, allein man ist ganz seltsam überrascht und sieht, daß der heiße Kampf nur innerlich ausgefochten wird.

Um recht erschöpfend alle Zeichen dieses inneren Kampfes zu beschreiben, müßte man alle Leute der Kompagnie anführen, denn bei fast jedem findet man andere Äußerungen. Daß dabei soziale Stellung, Familie, Charakter und natürliche Veranlagung eine große Rolle spielen, ist wohl selbstverständlich. Aus der großen Menge derer, die zu beobachten ich Gelegenheit hatte, seien nur einige herausgegriffen. Einen Mann kannte ich, der von Natur sehr ängstlich, beinahe kindisch furchtsam veranlagt war. Ihm war der Krieg ein Greuel, keine Überredung vermochte ihn, etwas Mut zu fassen oder doch wenigstens mit Ergebung sein Schicksal zu tragen. Der Mann tat mir leid, denn seine Kameraden behandelten ihn als Feigling, und doch sah ich genau, daß eine falsche Erziehung, Gewöhnung, ein schwacher, sich treiben lassender Wille, sein Beruf als Bergmann ihn soweit gebracht hatten. Trotz seiner Jugend war er krumm, frühzeitig gealtert und hatte schon weißes Haar. Der Mann wußte im Trommelfeuer nicht, wohin er sich verkriechen sollte, er benahm sich wirklich wie eine Memme, kein energisches Zureden empörter Kameraden

stachelte sein Ehrgefühl, er fluchte, klagte, verwünschte sich und die Menschen. Er war direkt dem Kampf unterlegen. Ausdrücklich muß ich betonen, daß dies ein ganz vereinzelter Fall war.

Während kurzer Zeit hatten wir einen Führer, der mit frischem Mut und ungeschwächter Begeisterung direkt aus der Heimat zu uns kam. Er hatte noch wenig Erfahrung im Stellungskrieg, und da verleitet ein feuriger Mut, der sich bekanntlich durch keine Vernunftgründe und Hindernisse hemmen läßt, sehr leicht, aus eigener Initiative die gefährlichsten Sachen zu unternehmen und sich nicht dem Ganzen einzufügen. Im Granathagel brannte er vor Wut und wollte unbedingt draufgehen und setzte sich nicht selten leichtsinnigerweise großer Gefahr aus.

Neben mir standen gewöhnlich zwei alte Feldsoldaten, die mit Recht von sich behaupteten, daß sie nicht leicht etwas aus der Fassung bringe. Und dennoch spiegelte sich im wildesten Feuer auch bei ihnen der Kampf wieder. Die Erregung machte sich bemerkbar, indem der eine bei nahem Einschlag sich mit Blitzesschnelle bückte und der andere mit seinem schweren Stiefel vor die Wand des Schützengrabens trat. Aber nie gewann Entmutigung die Oberhand. Mit kurzen dahingeworfenen Brocken, aus der Bibel, der Natur, der eigenen Vernunft, deren Überzeugung und Beweiskraft ich bei diesen einfachen Leuten oft bewunderte, rissen sie alle Ängstlichkeit von ihrer Umgebung hinweg. Die ganze Empörung über den innerlichen Zwiespalt prägte sich in den bitteren, heftigen Worten aus, mit welchen sie sehnlichst den Feind erwarteten und die offene Feldschlacht wünschten.

Mit einem prächtigen, mutigen Menschen hatte ich das Glück zu verkehren, dessen Taten und Wesen die Wahrheit seines Ausspruchs bezeugten: ‚Ich kenne keine Furcht und habe mit der Welt völlig abgerechnet.' Dennoch packte auch ihn der Kampf, wie einzelne Ausrufe, die hektische Röte im Gesicht und das unnatürliche Wasser in seinen Augen verrieten.

Dies möge an Beispielen genügen, die jedenfalls bekunden, wie schwer es hält, zu summieren, zu unterscheiden und im einzelnen Falle zutreffende Urteile zu fällen. Möge daher niemand ohne weiteres Rückschlüsse ziehen: Untersuchen will ich nicht.

Nachdem jetzt hinlänglich von dem Kampf zwischen Vernunft und Natur berichtet wurde, sei noch etwas Eigenartiges betrachtet, das diesen Kampf einzig und allein ganz bedeutend vermindert, ja in nicht seltenen Fällen ihn gänzlich aufhebt. Das ist, wenn Herz und Verstand unerbittlich derartige Forderungen stellen, die den Todesgedanken nur noch blitzartig aufleuchten lassen, oder ihn ganz verdrängen. Dies tritt besonders dann ein, wenn es sich um werktätige, aufopfernde Nächstenliebe handelt, oder wenn es gilt, mit der blanken Waffe in der Hand Mann gegen Mann zu kämpfen. Hier zeigt sich der Mensch als Sieger, hier ist der Begriff zu finden, den man mit dem Wörtchen Mut bezeichnet: Wer hier nicht versteht, die Todesfurcht und ihre Äußerungen zu verscheuchen, den kann ich nicht anders als Feigling benennen.

Gottlob findet man bei unseren Soldaten nur sehr wenige, unrühmliche Ausnahmen. Noch immer sah ich, wenn Kameraden verschüttet wurden, die Umstehenden mit Aufbietung aller Kräfte daran arbeiten, die Verschütteten freizumachen, trotzdem bekanntlich an einer Bresche die Granaten sehr häufig sind, der Feind die eingedrückte Stelle sehr stark beleuchtet und unter Maschinengewehrfeuer nimmt. Verwundete werden unter Einsetzung des eigenen Lebens mit Sorgfalt behandelt, auf Patrouille gibt es kein anderes Gesetz, als den verwundeten Kameraden, mögen noch so sehr die Kugeln pfeifen, mitzuschleppen. Nach meiner schweren Verwundung war nach einer halben Minute der Sanitäter bei mir, der mit Hilfe des Schienbrettes und der Verbandstoffe im wütendsten Flankenfeuer der Artillerie mir den zerschossenen Arm so kunstgerecht zusammenlegte, daß ich nächst dem tüchtigen Arzt im Feldlazarett ihm wohl die Erhaltung meines Armes verdanke. Als zwei Sanitäter sahen, daß der eingedrungene große Eisensplitter mir gräßliche Schmerzen bereitete, nahmen sie kurz entschlossen eine Bahre und trugen mich am selben Tage, nicht achtend der zahlreichen Geschosse, über freies Feld zum Verbandplatz. Zeitlebens werde ich diesen Wackeren dankbar sein. Noch oft hatte ich Gelegenheit, herrliche Taten zu bewundern, die irgendeinem edlen Motiv entsprangen, und unter Abstreifung jeglicher Todesfurcht mit Einsetzung des eigenen Lebens vollbracht wurden. Es stimmte jedesmal freudig.

Wenn nun im Graben so ziemlich Ruhe herrscht, doch Verstand und Gemüt noch von den wild aufeinanderfolgenden Eindrücken bald stark, bald minder heftig bewegt sind, sollte man meinen, daß eine oder mehrere auf Deckung liegende Leichen, die Soldatengräber an der Stellung, eine wehmütige oder Furcht und Schrecken erweckende Stimmung hervorrufen müßten. In einer Zeitschrift bemerkte jüngst ein Professor, daß deshalb vor dem Anblick von Leichen geflohen wird, weil er zu heftig an die Hinfälligkeit und Zergehung des eigenen Seins erinnere. Die Behauptung ist in gewisser Beziehung richtig. Zwar packt den Soldaten nicht der Anblick von Friedhöfen, verstreuten Gräbern und toten Kameraden hinter dem Graben, wandelt er doch oft sinnend zwischen den Ruhestätten der gefallenen Brüder, und schaut auch manchmal in der Nacht einem toten Freunde liebevoll ins erkaltete Gesicht. Dagegen weckt der Anblick der in Stücke zerrissenen Menschenleiber, eine unbeerdigte, verwesende Leiche, ein aus dem Erdboden hervorragendes totes Glied ein weit entsetzlicheres Gefühl, ich glaube, es ist das Grauen. Der Gedanke, daß dies mit dem eigenen Körper geschehen könnte, rieselt wie eine Schauer durch den Leib. Bei jedem schrecklichen Trommelfeuer wirbelte nur ein Gedanke in meinem Hirn: Jetzt kannst du jeden Augenblick in Stücke zerrissen werden. Es ist wohl selbstverständlich, daß dies Grauen, das potenzierte Gefühl der Furcht vor Tod und Verwesung, viel lieber sich ausmalt, von einer Kugel getroffen rasch dahinzusinken und von Kameraden sanft eingebettet zu werden. Man sieht, die Furcht vor dem grausamsten Tod erweckt sogar eine gewisse Freudigkeit für eine andere, sanftere Todesart.

Noch einiges möge berichtet werden, von den Augenblicken, wo eine schwere Verwundung eingetreten ist, und noch so viel Klarheit des Verstandes herrscht, die Situation zu verstehen. Allerdings tritt dieser Zustand selten ein, denn viele sind sich der Schwere der Verwundung im Augenblicke nicht so recht bewußt, der Verstand ist so verwirrt, daß er die Situation nicht deutlich erfaßt, oder er ist so von den wütendsten Schmerzen eingenommen, daß er nur nach Erlösung schreit. Trotz vieler Bemühungen ist mir nur ein Fall begegnet, wo ein Mann sehr schwer verwundet war und mit klarem Bewußtsein nach vielen Stunden verschied. Der Mann war felsenfest davon überzeugt, bald in den Himmel zu kommen, er betete mit der ganzen Inbrunst seines Herzens, und fand so herrliche Worte, daß die Umstehenden zu Tränen gerührt wurden. Seine Seele atmete schon Himmelsfrieden. Gern hätte ich in dieser Verfassung auch mal einen Glaubenslosen oder Religionsspötter gesehen; jedoch im Graben sowie auch später im Lazarett drehten sich die Gedanken der Sterbenden nur um Gott, Vergebung und Erlösung. Freilich kommt man nur selten zu einem richtigen Urteil, weil, wie gesagt, der Verstand nicht mehr die nötige Freiheit und Klarheit besitzt. Es darf daher gar nicht wundernehmen, daß, wenn einer plötzlich tödlich getroffen wird, er neben Ausrufen wie: O Gott, o Gott! einen kräftigen Fluch ausstößt, oder schreit: Ich muß sterben, ich bin verloren, der Hund hat mich getroffen. Als ich selbst durch Granatsplitter lebensgefährlich getroffen war und bestimmt meinte, wegen des großen Blutverlustes sterben zu müssen, war auch mein erster Gedanke die Ewigkeit. Das Bild meiner Lieben schwebte mir nur einmal blitzartig vor, auch ein kleiner Zweifel forschte nagend: Wird deine Weltanschauung jetzt die Probe bestehen. Den suchte ich mit Gewalt zu verdrängen, um aufrichtig meine Seele dem Herrn empfehlen zu können.

Noch viel ließe sich berichten über die Todesfurcht und den Todeskampf in den Lazaretten, namentlich in den Feldlazaretten. Mögen vorliegende Ausführungen ihren in der Einleitung angegebenen Zweck erfüllen und vielleicht manche Ansicht und manches Urteil verbessern. Ich habe mich bemüht, meine Beobachtungen so treu und wahr wie möglich wiederzugeben. Nichtsdestoweniger kann ein anderer wieder andere Beobachtungen gemacht haben oder anderer Ansicht sein. Er sei mir nicht gram, sondern vergleiche seine Ansicht mit der meinigen, prüfe und erwäge. Das ist es ja, was uns aus den Schrecken und Nöten erwachsen soll, nämlich dauernder Gewinn für Seele und Geist. Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir auch das betrachten, was das Entscheidende über unser ganzes Leben ist, den Tod, der namentlich in der Gegenwart so reiche Ernte hält, und so manches blühende Menschenleben fordert. (m)

Rückblick auf das zweite Kriegsjahr*
Von Friedrich Otto

Ohne Aussicht auf Beendigung rast ununterbrochen Tag und Nacht hindurch der ungeheure Völkerkampf, die riesenhafte, geschichtlich vorbildlose Menschenschlächterei fort. Alle Staaten der Erde, auch mehr oder minder die neutralen, sind in Mitleidenschaft gezogen, denn Großbritannien, das bis zum Beginn des Weltkrieges unbestritten die Seeherrschaft besaß, kämpft nicht nur um diese, es will auch die Handelsoberherrschaft über die ganze Erde erringen und spannte zur Erreichung dieses geldhungrigen Zweckes unter großen Gewinnversprechungen geschickt seine Verbündeten hiezu ein. Immer mehr verstärkt sich der Eindruck, als ob die politischen Führer der Einkreisungsmächte von Größenwahn ergriffen wären und in ihrer haß- und ländergierigen Verblendung trotz der großen militärischen Erfolge des Vierbundes noch zuversichtlich erwarteten, dessen Reiche zertrümmern und vernichten zu können. Bis jetzt fiel die Hauptentscheidung des Weltkrieges noch nicht, auch dürfte sie, nach dem Verlauf der jüngsten Kämpfe zu urteilen, in naher Zeit nicht zu erwarten sein, sondern scheint abermals auf einen toten Punkt zu gelangen. Beim Beginn des dritten Kriegsjahres möchte es deshalb nötig sein, um Klarheit über den gegenwärtigen Stand zu bekommen, zunächst auf die Ereignisse des zweiten Kriegsjahres zurückzublicken und dann dessen Ergebnisse festzustellen.

An wirklich neuen Erscheinungen ist selbstverständlich das zweite Jahr ärmer als das erste, meist ist nur eine Weiterentwicklung, zum Teil sogar ein Rückfall in bereits veraltete, gewesene Kampfweisen zu verzeichnen. Zunächst tritt auf militärpolitischem Gebiete deutlich hervor, daß in den sog. volksherrschaftlichen Staaten kaum eine Spur der früheren Volksfreiheit mehr zu entdecken ist, noch weniger ein Einfluß der Bevölkerungen auf ihre Regierungen. Fast wie Untertanen in unbedingten Alleinherrschaften sind die ‚freien' Staatsbürger den leitenden Staatsmännern auf Gnade und Ungnade willenlos unterworfen, selbst die sonst dort maßgebenden Volksvertretungen können im Kriege sich nicht geltend machen. Zur Aufrechthaltung des ‚Burgfriedens', aus angeblicher Rücksicht vor den äußeren Feinden, werden die inneren Parteikämpfe möglichst niedergehalten und unterdrückt. Wie der unglückliche Verlauf des irischen Aufstandes deutlich zeigte, haben gewalttätige Auflehnungen, solange die Truppen verlässig regierungstreu sind, in der Zeit der Maschinengewehre, Schnellfeuergeschütze und sonstiger kriegstechnischer, Aufständischen nicht zugänglicher Kampfmittel keine Aussicht auf Erfolg. Wenn daher die uns feindlichen Regierungen behaupten, daß sie gegen den Vierbund für die Freiheit der Völker kämpfen, so ist dies eitel Heuchelei. Am offenkundigsten zeigt sich dies in ihrer Vergewaltigung der kleinen neutralen Staaten. Besonders Griechenland und Holland können

* Vgl. ‚Rückblick auf das erste Kriegsjahr' Hochland Jg. 1914/15 II. Band S. 741.

davon ein Liedchen singen. Auf sie alle wird jetzt das Verfahren der Verpflegs- und Wirtschaftsaushungerung angewandt. Nach Absicht des britischen Ministervorsitzenden sollen sogar aus Haß gegen den Vierbund in den von diesem besetzten Gebieten Belgiens, Frankreichs, Serbiens, Montenegros und Rußlands die Einwohner dem Verhungern ausgesetzt werden. Deshalb verweigerte bisher, Belgien ausgenommen, die britische Regierung überseeische Zufuhr von Lebensmitteln aus neutralen Ländern in die Kriegsgebiete. Ohnedies leiden deren Bevölkerungen entsetzlich unter dem Geschützfeuer und den Fliegerbomben ihrer eigenen Truppen; außer der Zerstörung ihrer Wohnstätten und Verwüstung der Grundstücke büßen auch noch Tausende Gesundheit und Leben ein. Nicht genug dankbar kann deshalb das deutsche Volk sein, daß seine Streitkräfte erfolgreich das Vaterland vor den Feinden schützten. Verlangte doch kürzlich ein englischer Schriftsteller eine so tiefe Demütigung Deutschlands durch die Friedensbedingungen des Einkreisungsverbandes, daß das Deutsche Reich völlig niedergeworfen werde. Dazu forderte unter niedrigsten Schmähungen der kanadische Handelsminister, für mindestens eine Geschlechtsdauer müßten alle Deutschen, sämtliche Verbindungen mit deutschen Häfen, deutsche Unternehmungen und Geschäfte, sowie die Postverbindungen vom britischen Reiche ausgeschlossen werden. Beim Friedensschlusse müßten alle Handelsschiffe, Eisenbahnfahrzeuge, Maschinen, Erzvorräte usw. abverlangt werden. Daraus möge das deutsche Volk erkennen, wie es ihm nach der Besiegung ergehen würde, daß deshalb alle Kräfte für siegreiches Durchhalten anzuspannen sind.

Rein militärisch zeigt ein Blick auf die Landkarte, daß Europa für die Millionenheere zu klein ist, denn diese können sich nicht nach der Breite voll entwickeln und verloren damit die Bewegungsfreiheit. Vorwiegend aus diesem Mangel an Spielraum entstand der entscheidungslose Stellungskampf und brachte die ausgedehnten Schützengräben. Bei der neuzeitlichen Waffenwirkung sind diese zwar eine Kampfnotwendigkeit, aber bei den ungeheuren gegeneinander kämpfenden Truppenmengen erhielten sie solche Ausdehnungen, daß sie in Europa die beiderseitigen Machtgebiete lückenlos voneinander absperren. Ihr Zusammenhang ist nur noch von neutralen Ländern und Meeresküsten unterbrochen. Durch ihre lückenlose Ausdehnung zwischen Nordsee und Schweiz, dann zwischen Schweiz und Adriatischem Meere, zwischen diesem und dem Ägäischen Meere, endlich von der rumänischen Nordgrenze bis zum Rigaischen Meerbusen bilden sie auf dem europäischen Festlande die militärischen Kriegsgrenzen, die beide Streitteile trennen. In schweren hin- und herwogenden, gegenseitig aufreibenden Kämpfen ringen hier die Millionenheere miteinander. Wenn man den Völkerkampf als ein Schöpfungsereignis betrachten darf, das sich aus dem starken Wachstum der europäischen Völker wie von selbst entwickelte, dann wird sein Ende vielleicht erst dann eintreten, sobald durch die ungeheuren Menschenverluste, die aber vorzugsweise nur kräftige Männer betreffen, der Bedarf an Volksnahrung aus eigenen Landeserzeugnissen ganz gedeckt

werden kann. Damit würde der europäische Ausdehnungsdrang, der vor dem Kriege allgemein bestand, wieder eingedämmt und die Möglichkeit eines langen Friedens eintreten. Anscheinend wirkt hier ein Zahlengesetz zulässiger Bevölkerungsdichte. Hoffentlich gelingt es jedoch der Geschicklichkeit unserer Heerführung, mit einer siegreichen Hauptentscheidung schon eher die Umklammerung des Einkreisungsverbandes dauernd zu zerreißen und damit einen erlösenden Ausweg aus der zeit- und menschenraubenden Kriegslage zu gewinnen. Auf den dünnbevölkerten afrikanischen und asiatischen Kriegsschauplätzen, wo Millionenheere nicht bestehen könnten, herrscht solche Starrheit der Kampfführung zwar nicht in dem Maße wie in Europa, doch sind dort die Heeresbewegungen gehemmt und verzögert durch die in Himmelsstrich und Landesverhältnissen begründeten Verkehrs- und Verpflegsschwierigkeiten. Große Geduld erfordert demnach auf den türkischen Kampfgebieten der unvermeidliche große Zeitverbrauch.

In militär-technischer Hinsicht erfolgten auf allen Gebieten der Landkampfmittel im zweiten Kriegsjahre wenige Neuerungen, hauptsächlich nur Verbesserungen des schon Bestehenden. Da sie bei beiden Streitteilen fast gleichmäßig erfolgten, übten sie keinen entscheidenden Einfluß aus. Überraschend war im Seekriege jedoch die Erscheinung eines Handelstauchschiffes als Seesperrbrecher; erst die Zukunft kann die durchschlagende Nützlichkeit erweisen, dennoch zeigt der Fall jetzt schon allen seefahrenden Völkern die künftige Möglichkeit, von der bisherigen britischen Seeherrschaft sich freizumachen.

Bei Beginn des zweiten Kriegsjahres verhielten sich die Streitkräfte des aus dem Deutschen Reiche, Österreich-Ungarn und der Türkei bestehenden Dreibundes abwehrend im Westen und Süden, wie auf den Kampfgebieten in Asien und Afrika. Im Osten aber wurde das seit anfangs April 1915 siegreich unternommene Vorgehen gegen die schon geschlagenen russischen Heere kräftigst fortgesetzt. Anfangs August 1915 überschritten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den westwärts noch stark eingebogenen Strich Cholm—Nowo Georgiewsk—Ossowiec—Kowno—Torkum. Für den Dreibund war die Kriegslage durchaus günstig und vielversprechend. Allein in Deutschland und Österreich-Ungarn befanden sich damals schon insgesamt 1 695 400 Kriegsgefangene. Außerdem waren von feindlichem Gebiet etwa 180 000 qkm besetzt, während vom eigenen Gebiet im Elsaß und Ostgalizien nur ungefähr 11 000 qkm in feindlicher Gewalt waren. Den Gegnern hatten die deutschen Streitkräfte im ersten Kriegsjahre 7—8000 Geschütze und 2—3000 Maschinengewehre abgenommen.

Im Seekriege brachte der Verlauf des zweiten Jahres keine entscheidende Wendung. In der Hauptsache wurde er von den Mittelmächten vorzugsweise mit Tauchschiffen geführt, die seit Mitte Februar 1915 bis Ende Juli 1916 im Zusammenwirken mit Minen schon über 1300 Handelsschiffe und eine bemessene Anzahl kleiner und größerer Kriegsfahrzeuge ver-

senkten. Großes Aufsehen erregten die neugebauten, besonders leistungsfähigen deutschen Unterseeboote, die von Wilhelmshaven um Europa herum nach Konstantinopel fuhren und in den dortigen Gewässern lebhafte Tätigkeit entwickelten, namentlich im Mittelmeere zusammen mit ihren österreichisch-ungarischen Artgenossen zum Schrecken der feindlichen Schiffahrt wurden. Bedeutenden Erfolg hatte auch der neue besonders schnelle Kreuzer Möwe, der zwei Monate lang im Atlantischen Meere reiche Beute machte. Ebenso erweckte die Durchbrechung der britischen Seesperre durch das bisher vorbildlose Handelstauchschiff ‚Deutschland', das wertvolle Waren nach Baltimore brachte, allgemein größtes Aufsehen; gilt doch diese kühne Fahrt als Beginn eines neuen Abschnittes für den Seehandel in der Kriegszeit. Auf dem Wasserspiegel spielten sich in den ersten zehn Monaten des zweiten Kriegsjahres nur kleinere Gefechte zwischen Aufklärungsschiffen der beiden Mächtegruppen ab. Dann aber in der Zeitwende vom Mai zum Juni 1916 vollzog sich zum ersten Male in diesem Völkerkampfe zwischen der deutschen und britischen Kampfflotte eine Seeschlacht in solcher Ausdehnung, daß sie nach Zahl und namentlich Gefechtsstärke keine Vorgängerin in der Geschichte hat. Obwohl die britische Flotte zahlenmäßig sehr erheblich überlegen war, etwa in dem Verhältnis 5:3, gelang es der deutschen dennoch, den Sieg zu erringen und jener einen etwa dreifach größeren Verlust beizubringen, als sie selbst erlitt. Zwar brachte die Seeschlacht noch keine Kriegsentscheidung, aber für die britische Seemacht eine gewaltige Einbuße an Ansehen. Obwohl die Seestreitkräfte des Einkreisungsverbandes mit mehr als 400 Kampfschiffen von über 5 000 000 t Wasserverdrängung etwa dreieinhalbmal so stark sind als die des Vierbundes, die nur rund 150 Schiffe von etwa 1 500 000 t Wasserverdrängung zählen, betrugen in zwei Jahren die Kriegsschiffverluste jenes Verbandes 49 Fahrzeuge von 562 200 t gegen 30 Fahrzeuge von 191 531 t des Vierbundes, wovon je etwas weniger als die Hälfte in das zweite Kriegsjahr fallen.

Über dem Wasserspiegel und den Landkampfgebieten tobt der Luftkrieg in größter Heftigkeit, beiderseits viele Menschen- und Stoffverluste, aber keine Entscheidung herbeiführend, da sich seine Wirkungen gegenseitig ungefähr ausgleichen. Unübertroffen blieben bis jetzt die deutschen Zeppelinluftschiffe.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze änderte sich seit Ende Juli 1915 die Lage nur wenig, wenn auch das Jahr über heftige Kämpfe stattfanden. Doch brachten diese keine Entscheidung und verhältnismäßig geringe Verschiebungen der beiderseitigen Stellungen. Den größten Geländegewinn, etwa 300 qkm, erzielten noch die Deutschen mit ihrem seit Ende Februar 1916 dauernden Festungsangriff auf Verdun. Nach siebentägiger Geschützfeuervorbereitung tobte seit 1. Juli 1916 ein heftiger britisch-französischer Hauptangriff beiderseits der Somme. Aber er brachte den Angreifern im Verhältnis zu den gebrachten Menschenopfern, die auf etwa 350 000 Mann geschätzt werden, nur geringen Vorteil, ungefähr durchschnittlich

4 Kilometer Tiefe bei 28 Kilometer Breite, ohne aber die deutsche Stellung zu durchbrechen oder auch nur zu erschüttern. Unser Geländeverlust betrug zirka 100 qkm.

Im italienischen Kriegsgebiet blieb ebenfalls die Lage trotz opferreicher Anstürme der Welschen unverändert bis Mitte Mai 1916. Dann begannen die österreichisch-ungarischen Truppen, unbekümmert um die im Osten schon drohende russische Gefahr, einen gewaltigen Vorstoß längs des Striches Trient—Venedig, kamen auch erfolgreich etwa 30 Kilometer vorwärts bis auf italienisches Gebiet, mußten aber am 23. Juni 1916 das Vorgehen einstellen und etwa 5 Kilometer wieder zurückgehen, veranlaßt durch die wuchtigen russischen Angriffe auf Bukowina, Galizien und Wolhynien. Nun beschränken sie sich neuerdings auf die Abwehr der vergeblich anrennenden Italiener. Anfangs August, während der Drucklegung, wurde diesen Görz überlassen.

Eine große Umwälzung brachte das zweite Kriegsjahr auf dem Balkangebiete. Durch den im Herbst 1915 erfolgten Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte wurde aus dem bisherigen Dreibunde ein Vierbund, der anfangs Oktober sofort den schon wohlvorbereiteten Angriff auf Serbien und Montenegro unternahm. Ende November war Serbien erledigt, Mitte Dezember wurde das seit September in Saloniki gelandete und zur Unterstützung nach Südserbien vorgerückte 170 000 Mann starke britisch-französische Heer entscheidend geschlagen und auf das neutrale griechische Gebiet zurückgeworfen, Mitte Januar war auch Montenegro erobert. Dann wurden noch die in Durazzo gelandeten Italiener verjagt und Albanien bis zu dem für Griechenland vorbehaltenen südalbanischen Epirus besetzt. Seitdem ist auf dem Balkangebiet Stillstand in den Heeresbewegungen. Für den Vierbund liegt der große Gewinn dieses kurzen siegreichen Feldzuges in der verkehrssicheren Landverbindung der vier Reiche, die eine gegenseitige Unterstützung im ‚Kampfe auf der inneren Linie' wie in der Lebenshaltung der verbündeten Völker gewährt.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze setzten im August und September 1915 die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, unbeschadet kleiner Rückschläge, ihr siegreiches Vorgehen in das Innere Rußlands fort, durchbrachen und eroberten die russischen Grenzbefestigungen. Anfangs Oktober machten sie an dem zusammenhängenden, schwach nach Osten ausgebogenen Striche von der rumänischen Nordgrenze bis zum Rigaischen Meerbusen Halt und verblieben seitdem hier in Abwehr. In verzweifelten Anstrengungen glückte es den Russen, in Ostgalizien sich zu behaupten und die ihnen politisch wichtige enge Fühlung mit dem neutralen Rumänien aufrecht zu erhalten. Doch scheiterten die von ihnen im Oktober und November 1915 zur Unterstützung der Serben unternommenen Durchbruchsversuche. Dann trat auch da ein Stillstand der Heeresbewegungen ein, der nur zeitweise durch vergebliche russische Angriffe gegen einzelne Stellungsabschnitte unterbrochen wurde. Ein besonders starker Angriff erfolgte

im März 1916 gegen den linken deutschen Flügel, wurde jedoch abgewiesen: ‚erstickte in Sumpf und Blut'. Gleichwohl unternahmen die Russen seit anfangs Juni 1916 bis zum Schlusse des zweiten Kriegsjahres besser vorbereitete, menschenschlächterische neue Angriffe vorzugsweise gegen die Stellungen der Österreicher mit dem Erfolge, in der Bukowina 60 Kilometer weit bis an den Karpathenkamm, in Galizien und Wolhynien ebenfalls etwa 50—60 Kilometer vorzudringen. An den deutschen Stellungen gelang es, die Angriffe abzuwehren. Unzweifelhaft ist dies ein ernster, den Frieden verzögernder Rückschlag, der aber keine Entscheidung des Weltkrieges brachte, noch bringen wird.

Besondere Wichtigkeit für den Völkerkampf erlangten im zweiten Jahre die türkischen Kriegsschauplätze. Obwohl hier keine Millionenheere wie in Europa Verwendung finden können, so ist doch der Ausgang der Kämpfe von größter Bedeutung, namentlich für Großbritannien und Rußland. Durch die Dardanellen und durch Persien wollen sie sich die Hände reichen, um zwischen den getrennten Landgruppen des Einkreisungsverbandes selbst die eigene Verbindung herzustellen, die des Vierbundes mit dem fernen Osten jedoch dauernd abzuschneiden. An den Dardanellen erwartete Großbritannien demnach die Entscheidung des Weltkrieges, dessen Brennpunkt hiefür der Kampfplatz auf dem Gallipolihalbeiland bildete. Um große Dinge handelt es sich also in der Türkei, deren glänzende Siege im Januar 1916 bei Gallipoli und im April 1916 bei Kut el Amara im Irak hoch eingeschätzt werden müssen. Durch den vorübergehenden Rückschlag im Kaukasusgebiete, dem Nebenkriegsschauplatze, erfuhren ihre Erfolge keine Abschwächung, verhinderten sie doch obenerwähnte russisch-britische Verbindungs- und Abschneideversuche. Vollständigen Ausgleich erfuhr der Rückschlag sowohl durch die türkischen Siege über die Russen in Südwestpersien, wie auch durch die große Niederlage der Italiener in Tripolis, das für diese bis auf drei Küstenorte verloren ging.

Von unseren 2 letztbehaupteten deutschen Schutzgebieten, die fern dem Mutterlande von Zufuhren abgeschnitten auf die eigenen Kräfte angewiesen waren, erlag Kamerun nach einundeinhalbjährigem heldenmütigem Widerstande im Februar 1916 der Übermacht, doch konnten sich die Schutztruppen und Ansiedler nach neutralem spanischem Gebiete zurückziehen. Reichlicher mit Streitkräften ausgestattet wurde Deutschostafrika bis zum Schlusse des zweiten Kriegsjahres noch gehalten, hat jedoch ebenfalls eine große Übermacht gegen sich.

Am Schlusse des zweiten Kriegsjahres hält der Vierbund auf europäischem Boden an feindlichem Gebiete besetzt 431 000 qkm in Belgien, Frankreich, Rußland, Serbien und Montenegro, während in feindlicher Gewalt nur 1000 qkm im Elsaß und 21 000 qkm in Galizien und Bukowina sind. Ferner beträgt die Gesamtzahl der kriegsgefangenen Belgier, Briten, Franzosen, Russen, Serben und Montenegriner 16 569 Offiziere und 1 647 225 Mann. An Kriegsbeute war allein im Deutschen Reiche vor-

handen: 11 036 Geschütze mit 4 748 038 Geschossen, 9096 Schießbedarfs- und andere Fahrzeuge, 1 556 132 Gewehre und Karabiner, 4460 Pistolen und Revolver, 3450 Maschinengewehre. Ungerechnet ist dabei die große Beute, die im Felde sogleich gegen ihre früheren Besitzer verwendet wurde. Endlich von den in den heimatlichen Lazaretten behandelten Angehörigen der deutschen Streitkräfte wurden vom Hundert 90,2 wieder dienstfähig, 8,4 blieben dienstunbrauchbar und 1,4 starben. Dank den gesundheitlichen Maßnahmen und Schutzimpfungen blieb die Zahl der an Seuchen erkrankten Heeresangehörigen verschwindend gering.

Trotz der obenerwähnten jüngsten Rückschläge, die in einem derart ausgedehnten Weltkriege als vorübergehende Erscheinung im Kampfe gegen eine Überzahl unvermeidlich sind, fällt demnach die Jahresabgleichung zugunsten des Vierbundes aus. Bei Beginn des zweiten Kriegsjahres noch in zwei Gruppen zerfallend, ist er nun durch den Beitritt Bulgariens, die Eroberung Serbiens, Montenegros und Albaniens ein einheitlicher großer Länderblock geworden, der sich über alle Himmelsstriche erstreckt. Als große Gewinne sind ferner zu bezeichnen die Besetzung ganz Polens, Kurlands und weiter Strecken des inneren russischen Gebietes, endlich die vollen türkischen Siege bei Gallipoli, in Mesopotamien, an der persischen Grenze und in Tripolis, ferner die große Schwächung der britischen Seemacht durch die Tauchschiffe und den deutschen Seesieg vor dem Skagerrak. Noch fiel zwar die Hauptentscheidung des Weltkrieges nicht, doch ist die Gesamtkriegslage durchaus günstig und vielversprechend für den Vierbund. Nur kriegsunkundige, sowie schwache, einfältige Gemüter sehen schwarz in die Zukunft; aber verfrüht wäre es, jetzt schon die Kriegsziele, die beim noch fernstehenden Friedensschlusse zu fordern wären, öffentlich erörtern zu wollen. Zur Zeit stehen wir für Festhaltung der bisher gewonnenen Ergebnisse in zäher kräftiger Abwehr stärkster Angriffe, die von allen Seiten erfolgen. Vorläufig muß sich der Vierbund noch der eigenen Haut wehren und kann deshalb nicht daran denken, bereits die des ‚Bären' zu verteilen. Wie bisher gilt es fortdauernd nach außen und im Innern durchzuhalten, dann aber nach Erschöpfung der Feinde ringsum den Sieg zu vollenden!

Kritik

„Der Wiener Kongreß"*
Eine Besprechung von Lady Blennerhassett

In einer Sammlung von Zeugnissen über den Wiener Kongreß bei Anlaß seines Zentenariums gibt das Vorwort des Herausgebers Frekſa ein im ganzen zutreffendes, sehr gut gezeichnetes Bild dessen, was der Kongreß erreichte und was er nicht erreichte. Seine Bedeutung, sagt Frekſa, bestand darin, den Begriff ‚Europa' zur Anerkennung zu bringen. Nicht ohne Grund war es Talleyrand, der Botschafter Ludwigs XVIII. von Frankreich, der das Verdienst beanspruchte, diesen staatsrechtlichen Begriff mit dem der Legitimität verknüpft und dadurch das anscheinend Unmögliche erreicht zu haben. Bei Eröffnung des Kongresses war Frankreich bekanntlich von seinen Verhandlungen ausgeschlossen. Am Schluß desselben war es zumeist den französischen Bevollmächtigten gelungen, den Bestand Sachsens zu retten und dem Haupt der Dynastie Bourbon eine gebietende Stellung in Europa zurückzuerobern. Wie das gemacht wurde, haben wir an anderer Stelle nachzuweisen versucht.** Neben diesem Kunststück versagte die Staatskunst der übrigen Diplomaten. Kaiser Alexander anerkannte sie auf seine Weise. Er stürzte Talleyrand 1815 vom Ministerium in Paris, zur Strafe dafür, daß dieser, zu Wien und wieder nach Waterloo, seine Politik vereitelt hatte. Metternich, von allen Seiten seiner Frivolität wegen angegriffen, trug eine schwerere Schuld. Dieser vorgebliche Schildträger des Rechtes beanspruchte für Österreich päpstliches Gebiet, die Legationen u. a., um das unglückliche, von Thugut überkommene Ziel der Herrschaft über Italien seiner Verwirklichung näher zu bringen. Bereits fünfzehn Jahre später, nach der Revolution von 1830, begannen dort die Erhebungen, die ein anderer Mißgriff Metternichs, die Verpfändung der italienischen Fürsten an die Sache der Reaktion, unvermeidlich machte. Es sind alle Anzeichen vorhanden, daß ein Mann von viel weiterem Gesichtskreis, Kardinal Consalvi, durch Metternich behindert und gezwungen wurde, die Reformpläne aufzugeben, die möglicherweise das Temporale gerettet und jedenfalls sein Ende mit einem Nimbus umgeben hätten, der durch die Mißregierung in den päpstlichen Staaten verloren ging.

Ob es entschuldbar gewesen, nach 1813 des Volkes zu vergessen, ist eine Frage, die auch nach Lage der Dinge auf dem Kongreß nicht bejaht werden kann. Von allen bei Frekſa angeführten Zeugen ist Erzherzog Johann derjenige, der in bezug darauf im besten Licht erscheint. Durchaus edel, selbstlos und weitblickend, so zeigt er sich im ‚Tagebuch': ‚Ich fühle manches Mißvergnügen über

---

* Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern herausgegeben vom Verlag Robert Lutz, Stuttgart; ferner: A. Fournier ‚Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß'. Wien und Leipzig 1914.

** ‚Talleyrand'. Eine Studie von Charlotte Lady Blennerhassett. S. 447–485 ‚Der Wiener Kongreß'.

die Länderteilung‘, schreibt er im Oktober 1814; ‚Österreich hat viel, und leider zu seinem Unglück, in Italien erhalten. . . . Deutschland! Deutschland! Wann wird es das werden, was es sein soll?... Rußland drängt nach Westen, darf das sein? Der Großherzog von Baden, zu faul, um zu regieren, wollte sein Land verkaufen. Ein gräßliches Wort! Solche Fürsten, die sind eine Geißel und ein Greuel; es sind Makler, und ist es ein Wunder, wenn die Völker daran denken, sich von ihnen loszumachen?...‘ Und im März: ‚Preußen erhielt seine Grenzen, welche aber! Hätte es aufrichtig zu Österreich gehalten, es stünde besser!‘ Erzherzog Johann wollte die Lombardei dem König von Sardinien geben, Österreich sollte Ostgalizien mit Krakau, den Dnjestr bis an das Meer, die Donau mit Belgrad, Illyrien, Dalmatien, Albanien, die sieben Inseln erhalten, ‚dann wäre Rußland von der Türkei getrennt‘. Er mißtraute Alexander, hielt Stein, trotz all' seiner Kenntnisse und seines Willens, für überspannt und unpraktisch in seinen Ideen: ‚Es ist nur eine Sache gut und heilbringend: innige, treue Vereinigung zwischen Preußen und Österreich; dies hält und zwingt Deutschland mit und dazu, daß Frankreich nie mehr über den Rhein komme, sondern bis an die Vogesen räume, und um den Barbaren des Nordens sich entgegenzuwerfen, die jetzt so sehr nach Süden drängen; um einst Polen zu befreien und Rußland die Grenze, die die Natur ihm gab, an den Niemen, Dnieper und Dniester zurückzudrängen.‘ Das ist das Programm der Zukunft, vor hundert Jahren entworfen von einem direkten Vorfahren der Erzherzöge Friedrich und Eugen! Es war der Kummer des Erzherzogs Johann, für seinen geliebten Kaiser, wenn auch nur im Rock des einfachen Soldaten, wie er sagt, und für dieses Österreich nicht sein Blut vergießen zu dürfen. —

Mit diesem Tagebuch verglichen, fallen die anderen im besprochenen Buch gesammelten Zeugnisse ab. Nur längst Bekanntes in recht reizlosem Stil wiederholend, erzählen zwei Damen, Gräfin Bernstorff und Gräfin Lulu Thürheim, eine Dänin und eine Österreicherin, was sie erlebten. Erstere hat immerhin mehr zu sagen.

Vom Buchhändler Karl Bertuch aus Weimar, einem liebenswürdigen, vielseitig gebildeten, noch jungen Mann, der in Wien die Interessen seines Standes vertrat, hat der Freiherr von Egloffstein in der ‚Deutschen Rundschau‘ 1915—16 ein Tagebuch veröffentlicht, das sowohl die täglichen Vorkommnisse wie das künstlerische und gesellschaftliche Leben der Kaiserstadt aufs ansprechendste schildert. Das raffiniertere Vergnügen, hinter die Kulissen zu schauen, gewährt A. Fourniers Veröffentlichung der Wiener Polizeiberichte während des Kongresses. Was die Agenten nicht erfuhren, ist kaum weniger bezeichnend, als was sie entdeckten. Dorothea, Prinzessin von Sagan, die geschiedene Gattin von Talleyrands Neffen, Edmond Grafen von Talleyrand-Périgord, lenkte nicht nur das Haus, sondern auch bereits das Herz ihres verheirateten bischöflichen Onkels, des Botschafters. Darüber fällt kein Wort in den Geheimberichten: das äußere Verhalten dieser beiden raffinierten Weltkinder gab der Skandalchronik keinen Anlaß zu Klatschereien. Der ‚Engel‘ Alexander dagegen veranlaßte während seines Aufenthalts zu Preßburg eine Dame der österreichischen Aristokratie, ihren Gemahl herbeizurufen, um sich vor des Zaren Liebeswerben zu schützen. Eine der kompromittiertesten Persönlichkeiten in Wien war des Kaisers Tochter, Napoleons Gattin, Marie Louise. In bezug auf sie hatte die Polizei nichts mitzuteilen, was die Welt nicht schon gewußt hätte. Wilhelm von Humboldt schrieb am 23. März 1815 an seine

Gattin: ‚Ich glaube Dir neulich geschrieben zu haben, daß Neipperg in ihrer (Marie Louisens) höchsten und tiefsten Gunst ist. Es ist immer einer der anderen wert. Von Neipperg aber ist auch dies, wie seine ganze häusliche Aufführung, doppelt unwürdig, da ich selten eine Frau gesehen habe, die mit solcher Hingebung am Mann hängt, als die seinige an ihm . . .‘ Humboldt scheint mehr gesagt zu haben? Der verheiratete, einäugige, etwa fünfzigjährige Neipperg hatte in kaiserlichem Auftrag es 1814 übernommen, die nach Südfrankreich geflüchtete Strohwitwe Napoleons ‚zu trösten‘. Es gelang so schnell und so völlig, daß der Herzog von Wellington Jahre später in ungeschminkter Soldatenrede die wahre Ursache angab, die Marie Louise verhinderte, während der hundert Tage dem Ruf ihres Gatten zu folgen.

Die Chronik des Kongresses kann als abgeschlossen gelten. Von seinem Werk hat nur Weniges überlebt. Über das Europa von 1815 verfügte, zum letztenmal, ein Areopag der Fürsten. Von ihrem System der Allianzen überlebt das vom edlen Erzherzog Johann ersehnte, endlich zur Wahrheit gewordene Bündnis zwischen Österreich und Deutschland gegen eine zu ihrem Untergang verschworene Welt.

Wenn es den beiden erhaltenden monarchischen Mächten des alten Kontinents gelingt, nicht nur im Felde zu siegen, sondern den kommenden Frieden im Einklang mit den Bedürfnissen und gerechtfertigten Wünschen der Völker auf dauernder Grundlage zu schließen, dann erst wird der Begriff dieses neuen Europa selbst denjenigen zum Heil gereichen, die verblendet genug dieses Heil von einem Sieg des Slawen über den Germanen erwarteten.

Kriegsliteratur zur politischen Neuorientierung / Von Eduard Stadtler

II.

Von mehr als zeitgemäßem Wert sind die Untersuchungen über Deutsche Freiheit, sowie über Privatmoral und Staatsmoral, die der Berliner evangelische Theologieprofessor Ernst Tröltsch unter dem Titel ‚Deutsche Zukunft‘ soeben veröffentlicht hat.* Mit heiligem Ernst vertieft sich der Gelehrte in diese beiden Probleme, so wie sie vom Weltkrieg gestellt wurden, und in streng gegliederten Ausführungen bringt er sie zu glücklicher Lösung. Alles atmet die würdevolle, akademische Ruhe wissenschaftlicher Selbstbeherrschung, als ob der Krieg schon der Vergangenheit angehörte und objektive Wertung heische. Die Ausführungen über die deutsche Idee von der Freiheit erschienen bereits im Januar 1916 in der Zeitschrift ‚Neue Rundschau‘, ohne die verdiente Achtung zu finden. Auch Tröltsch stellt fest, daß wir auf politisch-ethischem Gebiet anders sind wie die andern, aber er beurteilt unser Anderssein nicht so eindeutig abfällig wie Hugo Preuß, wenn er auch dessen Buch mit kollegialischer Liebenswürdigkeit lobend erwähnt. Unsere deutsche Art erscheint hier nicht nur als ‚Zurückgebliebenheit unserer politischen Entwicklung und Erziehung hinter der des Westens‘, sondern zunächst

* Tröltsch, Ernst, Deutsche Zukunft, in der Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte (Nr. 19). Verlag von S. Fischer, Berlin, 1916.

als ‚eine mit unserer Geschichte und geographischen Lage gesetzte Notwendigkeit' (was Preuß nur für die Vergangenheit gelten läßt); dann aber und vor allem ‚liegt in dem deutschen Geist und Wesen der Trieb, die moderne Freiheitsidee, die auch Deutschland naturgemäß teils aufgenommen, teils aus sich entwickelt hat, anders zu empfinden und zu fühlen, sie in der Wurzel anders zu begründen und in ihrem Wachstum anders auszurichten, als das im Westen geschehen ist'. Deutsche Freiheit ‚besteht mehr in Pflichten als in Rechten, oder doch in Rechten, die zugleich Pflichten sind . . . sie ist nicht Gleichheit, sondern Dienst des einzelnen an seinem Ort in der ihm zukommenden Organstellung . . . sie ist eine Verweltlichung des religiösen Pflichtgefühls und insbesondere seine Steigerung zur mitgestaltenden Aktivität . . . gewollte Disziplin, Förderung und Entfaltung des eigenen Selbst in einem Ganzen und für ein Ganzes'. Seiner eklektischen Gesamtauffassung entsprechend fordert dann allerdings Tröltsch ‚gegenüber der hingebenden, den Staat zur übersinnlichen Realität machenden Staatsgesinnung . . . eine Sphäre der Selbständigkeit des Individuums . . . nämlich Freiheit des Geistes . . . persönliche Freiheit und Individualität als Ergänzung und unentbehrliches Gegengewicht'. Er prägt hierfür die Formel: Staatssozialismus und Bildungsindividualismus. Also ein Doppelprinzip. Tröltsch ist eben mehr Philosoph, der theoretisch große Gegensätze zur Einheit schmelzt. Deshalb ist er auch in seinen praktischen Folgerungen unsicher: Er erkennt zwar ‚eine Weltmission der deutschen Freiheit' als wohlberechtigten Gedanken an, lehnt ihn aber sofort als Zukunftsprinzip für die Welt ab. Nur für die Lösung des mitteleuropäischen Problems läßt er den Gedanken gelten. Dabei hat Tröltsch bei der Analyse des französischen und englischen Freiheitsbegriffs den Anspruch auf Weltmissionierung als selbstverständlich hingenommen. Deutsche Bescheidenheit! — Der zweite Aufsatz über Privatmoral und Staatsmoral interessiert hier mehr in seinem letzten Teil und gipfelt in der Einsicht, daß ‚das humane, internationale, mit Wissenschaft und Kunst gesättigte, zugleich kapitalistische und freihändlerische Zeitalter im Schwinden' begriffen sei, daß ‚ein hartes, eisernes, die Völker in sich selber vor allem zusammenschließendes, ihre Kulturunterschiede stark betonendes Zeitalter für die nächste Zeit heraufziehe'. Nicht ohne Unbehagen fühlt sich Tröltsch zu dieser Feststellung gezwungen, wie ihm sicher auch schwer gefallen sein mag, zu erklären, daß ‚das liberale Zeitalter Europas zu Ende' sei. Er betont dabei einschränkend, daß auch all die anderen Parteirichtungen und Geistesströmungen wie Imperialismus, Konservatismus, Demokratie, Sozialismus, Christentum zur neuen deutschen Staatsmystik und Staatsethik nur mühsam sich gesicherte Beziehungen erkämpfen werden. Doch man lese das Werkchen! Tröltsch führt in die tiefsten Schächte der Geisteswissenschaft mit ruhiger, sicherer Hand hinab.

Anders K. Joël, der Basler Fachphilosoph, der in seinem Buch ‚Neue Weltkultur' ebenfalls ein Bekenntnis zur deutschen Kultursendung bietet.* Wie ein rhetorischer Sturzbach wälzt sich des Verfassers bildvolle, kräftige Sprache dahin, hindert die ruhige Besinnung und räumt mit Gewalt die Hindernisse weg, welche gegebene Tatsachen oder skeptische Geistesveranlagung seinen wuchtigen Geisteswellen entgegenwerfen. Er gefällt sich in gewagten, geistreichen Konstruktionen, häuft die gezwungenen Parallelen, wird durch den Zwang schöner

* Joël Karl, Neue Weltkultur, in der Sammlung ‚Zehn deutsche Reden', Kurt Wolff Verlag, Berlin 1915.

Wendungen oft unbewußt zum Sklaven einseitiger Vorstellungen. Ein Künstler der Synthese wie der Rembrandtdeutsche, doch ins rhetorische, kriegspathetische übertragen. Joëls Kerngedanke ist folgender: Französischer Geist ist wesenhaft Absolutismus, englischer Geist, im Gegensatz hierzu, wesenhaft Individualismus; deutscher Geist vereinigt beides wesenhaft im organischen Prinzip; diesem synthetischen Prinzip der deutschen Organisation gehört die Zukunft, aus ihm erwächst die neue Weltkultur. In der Ausführung kommt es Joël nun weniger auf wissenschaftliche Genauigkeit an; er liebt das methodisch Strenge der Beweisführung nicht; er wirft Geistesblitze hin, nicht immer fragend, ob sie mehr zündend einschlagen oder klares Licht verbreiten. Es würde zu weit führen, wollte man hier bei Einzelheiten verweilen, sonst müßte vor allem auch einzelner antikatholischer Wendungen gedacht werden, und dabei kämen wir vom eigentlichen Inhalt des Buches ab. Dieser aber ist trefflich: ‚Dem Deutschen gehört die Stunde, dem Volk der Mitte zwischen dem leise bleichenden Westen und dem erst dämmernden Osten, dem Volk der Mitte auch zwischen dem Engländer und dem Russen, zwischen dem insularen Geist und dem Massengeist, zwischen dem nur freien und dem nur gehorchenden, dem Volk der Mitte zwischen Ost und West, aber auch zwischen Nord und Süd, das darum in Europa zur Vermittlung berufen ist, zur Einigung, zur Synthese....‘ ‚Heute aber stehen wir an der Wende der Zeiten: Es gilt in der Politik wie in der Wissenschaft heute die Überwindung des mechanischen Prinzips durch das organische, und in ihm liegt der Keim der neuen Weltkultur. . . .‘ ‚Das organische Prinzip ist jenes Prinzip, das im Organismus lebt, der die Selbständigkeit der Glieder vereint mit der Geschlossenheit des Ganzen. Es ist jenes Prinzip der Einheit der Gegensätze, das den anscheinenden Widerspruch des deutschen Wesens zeigt und löst, Freiheit bergend in der Einheit und Einheit in der Freiheit. . . .‘ ‚Es ist ein biologischer, ein organischer Zug, der durch das deutsche Denken geht, während der französische Geist ins Mathematische, der englische ins Technische ausgreift.‘ Das sind einige Sätze nur, die den Kern der Joëlschen Gedanken über deutsches Wesen und Neue Weltkultur erkennen lassen sollen. Man wird die auffallende Übereinstimmung mit den Ideen von Kjellén, Chamberlain, Weber, Tröltsch ohne weiteres herausfühlen, so verschieden auch die wissenschaftlichen Spezialgebiete sind, von denen alle diese Gelehrte ihren Ausgangspunkt genommen haben. Bei Joël kommt noch ein Neues hinzu: sein Buch klingt in eine echt deutsche Lieblingsidee, in den Weltverbrüderungsgedanken aus: Frankreich und England bekehren sich nach Joël zum deutschen Kulturprinzip, und es entsteht auf diese Weise ‚die Symphonie der Lebenskräfte im Bundeschor der Völker, die neue Weltkultur der Harmonie‘. Es liegt mehr als ein Zugeständnis an die Schweizer Atmosphäre in diesem Gedanken: nämlich ein Bekenntnis zum Übernationalen und Kosmischen, zu jenem Prinzip, das von jeher Deutschlands Kraft und Deutschlands Schwäche war.

Diesen Zug ins Übernationale finden wir auch, wenn auch begrenzter, nicht so weltbrüderlich, bei all den Verfassern, die das mitteleuropäische Problem geistig-politisch zu fassen suchen und in ihm Normen und Gesetzmäßigkeiten für die politische Neuorientierung finden. Naumanns glänzendes Werk wurde an anderer Stelle schon gründlich besprochen. Es genügt hier die Andeutung, daß er mit seinem Buch auch Künder eines aus dem praktischen Zusammenschluß Mitteleuropas sich ergebenden staatspolitischen Prinzips sein will. Vor ihm wurden schon da und dort diese ideellen Grundlagen des deutsch-österreichischen Bündnisses untersucht und treffend beleuchtet. So hat Hermann Ullmann in seiner

Broschüre ‚Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa' schon in der ersten Hälfte des Krieges den deutschen Gemeinschaftsgedanken zu einem mitteleuropäischen Gemeinschaftsbewußtsein zu weiten gesucht.* Er geht dabei recht gründlich vor. Das Wesen der deutschen Gemeinschaftsidee sucht er in der Blütezeit des deutschen Idealismus und formuliert sie im Gegensatz zur rationalistisch-aufklärerischen Idee und zur antiken Idee als Individualismus, der sich als Teil eines Ganzen fühlt. Streng unterscheidet er zwischen der sittlichen Gemeinschaft (Volkheit, Nation, genannt deutsches Volk) und Machtgemeinschaft (Reich, Bismarckscher Staat), und er läßt uns nicht im Zweifel darüber, daß ihm die wertvollere Gemeinschaft die Volkheit ist. ‚Es liegt im Wesen des deutschen Gemeinschaftsideals selbst, daß es nicht in einem Staat begrenzt sein kann . . . es muß überstaatlich wirken.' . . . ‚So kommt die alte universalistische Begabung und Neigung des deutschen Volkes auf höherer Stufe wieder zum Ausdruck: nicht mehr als grenzenloser Internationalismus, wie ihn die Rationalisten, die Friedensfreunde und Sozialdemokraten wollen, sondern als geschichtlich-geographischer, organisch begrenzter. Alle jene Völker, die sich zur mitteleuropäischen Gemeinschaft praktisch-politisch bekennen, sind der eigentümlich deutschen Gemeinschaftsidee, die damit zur mitteleuropäischen wird, teilhaftig. So wie diese im deutschen Staate die einzelnen an den Staat bindet, um sie zu fördern, so vereinigt sie die Völker in der überstaatlichen mitteleuropäischen Gemeinschaft um eines allen gemeinsamen, allen übergeordneten Zweckes willen: dies bedeutet die deutsche Gemeinschaftsidee auf eine realpolitisch umgrenzte Gemeinschaft der Völker, nicht bloß der Individuen angewandt.' Der Verfasser schlägt dann eine Reihe praktischer politischer Reformen vor, die sich aus der Anwendung dieser deutschen Gemeinschaftsidee auf Mitteleuropa sowohl für Österreich-Ungarn wie für das Deutsche Reich ergeben. Sehr lesenswert und anregend in ihren Einzelheiten. ‚In diesem neuen Lichte', heißt es dann zusammenfassend, ‚erscheint das Deutsche Reich als der mitteleuropäische Kernstaat, der die deutsche Gemeinschaftsidee und deren nächsten politisch-konkreten Ausdruck, Mitteleuropa, vorzugsweise gegen den Westen, d. h. in der Weltwirtschaft und Weltkultur, vertritt; die Donaumonarchie aber als der Kolonisationsstaat, der die Wirkung des deutschen Gemeinschaftsideals über den Kernstaat hinaus vermittelt und Mitteleuropa vorzugsweise gegen den Osten, d. h. in Europa, vertritt.' . . . ‚Von außen zwingt die weltpolitische Not auf diesen Weg; von innen die Notwendigkeit der geistigen Entwicklung.' Ullmann hätte hinzufügen können, daß ein inneres Lebensprinzip, eine organisch-biologische Notwendigkeit Österreich-Ungarn und Deutschland zwingen, das Problem vom Ausgleich der Nation und des Staats durch die Gemeinschaftsidee zu lösen.

Als wertvolle Ergänzung mag eine Untersuchung gelten, die Prof. Dr. Alfr. Amonn über das Thema ‚Nationalgefühl und Staatsgefühl' kürzlich angestellt hat.** Die Broschüre gehört nur insofern zur Kriegsliteratur, als sie während des Krieges erschienen ist und das für Österreich-Ungarn praktisch so wichtige Problem des Ausgleichs zwischen Nationalgefühl und Staatsgefühl im Nationalitätenstaat begrifflich untersucht; dabei vermeidet sie es, auf die be-

* Ullmann, Hermann, Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa, in Tat-Flugschriften (Nr. 11), Diederichs Verlag, Jena 1915.

** Amonn, Prof. Dr. Alfr., Nationalgefühl und Staatsgefühl, in Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz (Nr. 7), Dunker und Humblot, Leipzig, Preis M. 1.–

sonderen durch den Krieg gestellten Spezialprobleme dieser immerhin schon recht alten Gesamtfrage einzugehen. Als Einführung in das Problem leistet sie jedenfalls gute Dienste.

In der Broschüre des Kieler Historikers A. O. Meyer über ‚Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus' wird der von Chamberlain, Tröltsch, Joël im Zusammenhang gezeichnete Gegensatz zwischen deutscher und englischer Freiheit zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gemacht.* Damit ist keineswegs gesagt, daß er die Frage tiefer anfaßt und besser löst. Es will im Gegenteil scheinen, als ob hier reichlich viel Populärwissenschaft mit etwas unklaren politischen Begriffen von Freiheit und Parlamentarismus vermischt sei. Und das hängt wohl damit zusammen, daß der Verfasser einesteils nachzuweisen sucht, daß Deutschland eigentlich mehr politische Freiheit (im englischen Sinne des Wortes) besitzt als England, und dann doch zum Schluß eine eigene deutsche Freiheitsidee gegen die englische stellt. Er wäre vielleicht besser und gerader zum Ziel gekommen, wenn er den englischen Parlamentarismus und die englische Freiheitsidee zuerst rein geschichtlich — ohne Parallele mit Deutschland — skizziert hätte, um den Begriff, die wesentliche Eigenart davon abzuleiten, wenn er dann in gleicher Weise die deutsche Freiheitsidee induktiv aus der Geschichte Preußen-Deutschlands herausgelöst hätte, um dann zum Schluß die Überlegenheit des deutschen über den englischen Begriff zu beweisen. Wenige Leser werden sich wohl der Mühe unterziehen, diese Umformung des in der Broschüre gebotenen wertvollen Materials vorzunehmen. Für sie bleibt dann eben das Ganze nur eine populärwissenschaftliche Begründung der im Kriege uns Deutschen gewordenen gefühlsmäßigen Erkenntnis, daß es mit der von uns einst so hoch gepriesenen englischen Freiheitskultur nicht weit her sein könne. Und es wird viele freuen, zu lesen, daß das englische Parlament in Wirklichkeit kein demokratisches Parlament ist, daß das englische Volksvertretungssystem nur eine durchsichtige Kulisse für das autokratische politische Theaterspiel selbstherrlicher Minister ist, die selbst wieder von geheimen Regisseuren in ihren Handlungen getrieben werden. Die große Masse wird sich damit zufrieden geben, während die Grübler denn doch etwas mehr Akribie und Methode verlangen, um dem Gegensatz zwischen deutscher Freiheit und englischer Freiheit, zwischen deutscher Verfassung und englischem Parlamentarismus auf den Grund zu kommen.

Dieser Forderung nach wissenschaftlicher Methodik kommt der Heidelberger Professor Fleiner in seiner Broschüre ‚Die Staatsauffassung der Franzosen' nach.** Der Vergleich mit Deutschland fällt hier weg, obwohl er sehr lehrreich wäre; aber für den Kenner deutscher und französischer Verhältnisse ist gerade wegen der objektiven Schilderung diese Broschüre über den französischen Staatsgedanken wertvoll. Im Wechsel der unzähligen Verfassungsänderungen sieht Fleiner zwei ruhende Pole: die Prinzipien von 1789 als abstrakt theoretische, aber sehr volkstümliche Staatslehre und die absolute, autoritäre Verwaltungszentralisation als das Staatsfundament; jene der revolutionäre, diese der napoleonische Pol. Die Zentralisation schafft die Einheit, welche die demokratische Lehre theoretisch verneint. ‚Die Franzosen haben ihre Staatsauffassung aus naturrechtlichen

* Meyer, Prof. A. O., Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus, in Sammlung ‚Weltkultur und Weltpolitik' (Nr. 2), Bruckmann Verlag, München 1915.

** Fleiner, Dr. Fritz, Die Staatsauffassung der Franzosen in ‚Vorträge der Gehe-Stiftung' zu Dresden. Band VII Heft 4, Teubner Verlag, Leipzig 1915.

Theorien abgeleitet, in deren Mittelpunkt das Verhältnis der Bürger zum Staat steht; die Staatsräson und der eiserne Wille Napoleons I. haben die Vorstellung von der Notwendigkeit der Verwaltungszentralisation hinzugefügt.' Wenn der Verfasser diese Polarität noch schärfer und rücksichtsloser durchgeführt hätte, — was er offenbar nicht wollte, um nicht politisch zu werden, — so wäre er dem Verständnis für die Tragik des französischen Niedergangs näher gekommen als mit dem Tocquevilleschen Urteil über den französischen Nationalcharakter, das auch in der Kritik zuviel Selbstlob birgt, um in Deutschland als der Weisheit Schluß anerkannt zu werden.

Noch einiges aus der populären Kriegsliteratur zur Neuorientierung: Zunächst wieder ein Schwede, ein Dichter sogar, Per Hallström. Vier zeitpolitische Aufsätze (Die englische Verfinsterung, Der Liebling, Der Volksfeind, Friedrich der Große und der deutsche Heroismus) hat er unter dem Titel ‚Der Volksfeind' herausgegeben.* Es sind mehr Herzensplaudereien, in denen die Wehmut eines neutralen Gemüts immer wieder in Begeisterung für das Deutschtum umschlägt, ohne darin zielsicher zu bleiben. Es ist jedenfalls für einen schwedischen Dichter eine schwere Aufgabe, das kriegerische, etwas formlose, ins Philosophische ragende deutsche Wesen gegenüber englischem Cant und französischer Formkunst zu verteidigen. Aber Per Hallström tut's mit Liebe. Die Formlosigkeit, so hofft er, wird schon überwunden werden. Wie hübsch und treffend folgende Sätze über Deutschland, den ‚Volksfeind': ‚Deutschland ist den Geboten der Mode nicht gefolgt. Es hat gewagt, sich ohne Parlamentarismus wohl zu befinden, es hat reformiert und verbessert, ohne sein Schicksal freudig und demutsvoll in die Hände derer zu legen, die Patentmedizin annonciert hatten und also von Rechts wegen am Kopfkissen des Patienten hätten stehen müssen. Die Staatsmacht hat sich auf ihr Doktordiplom berufen und ihre Autorität gewahrt, der Fachmann, der am meisten weiß, hat sich nicht dem Redner untergeordnet, der immer genug weiß, um die herum zu kriegen, die gar nichts wissen. Alles ist eine offenkundig auf den Kopf gestellte Welt gewesen, umso unleidlicher, als ihr Gleichgewicht sich erlaubt hat, ungewöhnlich stabil zu sein. Ja, dieser Aristokrat und Volksfeind hat in dem heiligen Quell der Demokratie Mikroben entdeckt und hat kalt und entschlossen sanitäre Maßnahmen getroffen. . . .' Diese feine Ironie geht direkt ins Ziel.

‚Vom deutschen Wesen nach dem Krieg' betitelt sich ein Erziehungsbuch, das der sächsische Schulpolitiker und Schulmann Rich. Seyfert der Lehrerschaft und dem Volk geschenkt hat.** ‚Das Büchlein entsprang der stillen Sorge, es möchte, wenn der Sieg kommt — und er wird kommen! — eines vergessen werden: Das Geistige... Der höchste geistige Gewinn aber wäre der, daß von nun an für immer von uns wegbliebe, was der Krieg an Undeutschem hinwegfegte, daß uns für immer erhalten bliebe, was er an Edeldeutschem zutage brachte. Was das Undeutsche, was das Edeldeutsche sei? Das Buch soll die Antwort versuchen.' Edle nationale Besinnung, heiliger deutscher Sittenernst strömen aus dem Büchlein, so daß die trockene Lehrhaftigkeit nicht allzu ermüdend wirkt. Kein Pharisäertum bei allem Selbstbewußtsein, sondern ausgesprochenster

* Per Hallström, ‚Der Volksfeind', autorisierte Übersetzung von Marie Franzos, Bruckmann Verlag, München 1916.

** Seyfert Rich., Vom deutschen Wesen nach dem Krieg. Verlag Wunderlich. Leipzig 1915.

Wille zu sittlicher Einkehr. Was der Verfasser an Reformen vorschlägt, braucht nicht durchweg angenommen zu werden; so ist seine Forderung nach Simultanisierung der Volksschule durchaus unangebracht, auch im Gedankengang einer Broschüre, die einem guten Verhältnis der Konfessionen und Parteien und einer Verbindung von Staat und Kirche das Wort redet. Die Erziehung zur wahrhaften nationalen Einigkeit besteht darin, daß man die bestehenden Spaltungen und Gegensätze auf kirchlich-religiösem Gebiet wie im Parteiwesen möglichst überbrückt, durch Anerkennung bestehender Einrichtungen, Schonung überlieferter Rechte und durch ehrliche pflichtvolle Arbeit aller im Dienst des Vaterlandes.

Mehr nach außen gerichtet, als Frucht guter Auslandskenntnis, ist die Reformbroschüre von Hermann Muthesius, ‚Der Deutsche nach dem Kriege'.* Sie lehrt die Besinnung auf unsere nationale Würde. Trotzdem der Verfasser als Führer innerhalb der deutschen Werkbund-Bewegung und als Künder ‚deutschen Stils' mehr die formkulturelle Seite der Angelegenheit bespricht, fehlt es ihm durchaus nicht an der Einsicht, daß unsere führende Stellung in Wissenschaft, Technik, Industrie, in Heer- und Flottenwesen nicht so sehr in der Form als im Wesen der Dinge begründet bleibt. Er weiß, daß deutsche Zuverlässigkeit und deutsche Ehrlichkeit, deutscher Ordnungssinn und deutsche Disziplin, deutsche Treue und deutsche Arbeitsamkeit bisher schon unschätzbares Volkseigentum waren; nur wünscht er als Zugabe ‚gute deutsche Form, weltmännische Klugheit, internationale Umsicht, bewußte Festigkeit in nationalen Fragen, völkisches Bewußtsein, Würde mit einem Wort'. An zahlreichen Beispielen erhärtet er die Dringlichkeit seiner Forderungen: unser Objektivitätsdusel, hervorgegangen aus einer zu weit gegangenen Selbstkritik, ...unser beispielloses Entgegenkommen gegen das Ausland, unsere Auslandsnarretei auf dem Warenmarkt bei Verkäufern sowohl wie Käufern, unsere unwürdige Verbeugung vor fremder Mode und fremder Kunst, unsere Begier nach bescheidener Teilnahme an allen internationalen Bewegungen und Ausstellungen, all das geißelt Muthesius scharf, ohne zu übertreiben, als ein Mahner zu nationaler Selbstachtung. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen über die ‚Errichtung der deutschen Macht-Legende': nach Muthesius ist dieser blutige Krieg entbrannt, weil diese Legende noch nicht da war, weil die deutsche Großmachtstellung den Deutschen nicht bekannt war, und weil deshalb auch nichts geschah, um in der Welt den Glauben an unsere vorhandenen überlegenen Kräfte zu verbreiten. Die Schaffung der Legende unserer unüberwindlichen und führenden Machtstellung sei die größte Aufgabe, die Deutschland nach dem Kriege gestellt werde. Man könnte als den Kern der vorliegenden Broschüre den Gedanken bezeichnen: Der Deutsche soll auch in der Form, in der Haltung nach außen das scheinen, was er seinem Wesen nach ist.

Am Schlusse dieses Rundganges durch einige Erzeugnisse der politischen Kriegsliteratur sei auf ein Büchlein verwiesen, in welchem an der Hand eines wertvollen Materials der Leipziger Professor und Nachfolger Lamprechts, Walter Goetz, den Versuch macht, gewissermaßen die Summe unseres geistigen Schaffens im Krieg zu zeichnen. Die Broschüre führt den Titel ‚Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg' und führt den Leser durch das gesamte Gebiet unserer geistigen Leistungen in Presse und Wissenschaft, in Schule und Kirche, in

* Muthesius, Dr. ing. Hermann, Der Deutsche nach dem Kriege, in Sammlung ‚Weltkultur und Weltpolitik' Deutsche Folge (Nr. 4). Bruckmann Verlag, München.

Bibliotheks- und Bildungswesen, in eigentlicher Kriegsliteratur.* In einem Schlußwort bespricht Goetz in gedrängter Kürze die deutsche ,Philosophie des Krieges', und erkennt als deren Kern ,die Rückkehr zur Gedankenwelt der Befreiungskriege und den Willen zu einer Erneuerung des heutigen deutschen Lebens'. ,Der Staat und die Nation, der Internationalismus und die nationale Gesinnung, Humanität und nationale Kultur, das Wesen der Kultur überhaupt, Religion und Krieg — schon in den Gegenständen liegt der philosophische Charakter der Behandlung angedeutet.' Goetz geht allerdings fehl, wenn er den deutschen Idealismus mit dem Zug ins Übernationale sozusagen gleichsetzt und den wesentlichen Unterschied verkennt, welcher zwischen der humanitären Besinnung zum Nationalen vor hundert Jahren und der machtpolitischen Einkehr zum Weltnationalen besteht. Der Universalismus von 1813 und die heutige mitteleuropäische Machtidee sind zwei recht verschiedene Dinge.

Neue Romane** / Von Franz Herwig

Sich entwickeln ist Lebensbestimmung. Das, was fertig, vom ersten Tage bis zum letzten, im Gleise bleibt, ist bedeutungslos und unerfreulich und kann höchstens, in Massen auftretend, den bürgerlich-festen Untergrund des Lebens abgeben. Darüber aber spielen die Wandlungen ihren Reigen, da ist Adlerflug und Schmetterlingsgaukeln, das ,sterb ich gleich hundert Stunden' des Angelus Silesius und Goethes ,Stirb und Werde', wie das Wechseln von Manier und Anschauung der kleinen Niefertigen. Immer aber sind Wandlungen gleichbedeutend mit Leben — wie es ausgeht, ist dabei gleichgültig. Freilich: so überzeugt und rüstig der Mensch und Künstler dem Nächsten zustrebt, — so wenig braucht der Zuschauer das Spiel ernst zu nehmen. Er mag geruhig zuwarten, was etwa aus der Wandlung sich ergebe, ob nicht diese Wandlung schon bald von einer anderen abgelöst werde. Denn auch die Schwäche wandelt oft ihr Gesicht. Strömungen des Lebens, persönliche Erfahrungen, Beispiel anderer, Einfluß Nahestehender — das alles bewegt gerade den Schwachen unaufhörlich und verändert ihm Geste und Gefühl. Dabei ist nicht einmal die Ehrlichkeit des Ausdrucks maßgebend, noch auch die Erfreulichkeit des erreichten Standpunktes. Endgültig entscheidend ist dann nur, wie lange und wie hartnäckig die eroberte Stellung gehalten wird. Dann mag man urteilen: Der Mann hat sich wirklich gewandelt.

Vielleicht ist dieses auch der richtige Standpunkt gegenüber Hermann Bahr, welcher in seinem fünfzigjährigen Leben schon verschiedentlich überrascht hat und jetzt mit einem ausgesprochenen Bekenntnisroman kommt, einem Roman, der ein Bekenntnis zum Katholizismus ist. Und zwar nicht ein sophistisch-ästhetisches Bekenntnis, wie es Chesterton ablegte, auch nicht das mystisch-sinnliche Hin-

* Goetz. Prof. Dr. Walter, Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg, in Perthes' Schriften zum Weltkrieg (Nr. 11) Perthes Verlag Gotha 1916.

** Hermann Bahr, ,Himmelfahrt'. (S. Fischer, Berlin, M. 4.–). Johannes Jegerlehner, ,Grenzwacht der Schweizer'. (H. Grote, Berlin, M. 3.–). Franz Schrönghamer-Heimdal, ,Helden der Heimat'. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br., M. 2.20). Helene Voigt-Diederichs, ,Wir in der Heimat" (Eugen Salzer, Heilbronn, M. 1.–). Peter Dörfler, ,Erwachte Steine'. (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten, M. 3.–). Augustin Wibbelt, ,Dat veerte Gebott'. (Fredebeul & Koenen, Essen, Ruhr, M. 4.–).

werfen eines sittlich zerrütteten Menschen, wie es Huysmans war, sondern ein — ich möchte sagen: sachlich-germanisches, umständliches, aus tiefem Nachdenken und tiefem Gefühl gemischtes Bekenntnis, wie es jeder von uns ablegen könnte, der — und ich glaube, keiner nimmt sich davon aus — einmal in der Fremde die Schweine gehütet und sich von Trebern genährt hat. So erfreulich es demnach ist, wenn Hermann Bahr, gerade in dieser Weise, öffentlich Zeugnis von seiner Rückkehr ins Vaterhaus ablegt, so soll ihm doch das Kalb erst geschlachtet werden, wenn Jahr und Tag beweisen, daß ihm das Vaterhaus nicht schon wieder zu eng geworden ist.

Immerhin glaube ich, daß Hermann Bahr innerlich zu einem endgültigen Standpunkt gekommen ist, denn mit diesem reifen Bekennen zum Glauben ist ein Entwicklungskreis abgeschlossen, der nach menschlicher Erfahrung immer endgültig zu sein pflegt. Bahr ist als Katholik geboren und erzogen, er ist dann abgewichen und in einer weiten Kurve während eines langen Menschenlebens seinem Ausgangspunkt wieder nähergekommen, bis er ihn jetzt, einige hundert Meter höher sozusagen, erreicht hat. Er hat sich das, was ihm als Geschenk in die Wiege gelegt war, erst verdient und darum recht eigentlich gewonnen. Das ist immer der längere oder kürzere Weg derer, an deren Glauben man seine Freude hat, deren Glauben für sich und andere fruchtbar zu sein pflegt. Ein erneutes Abweichen ist dann kaum mehr zu erwarten. Dagegen wird Bahr aller Voraussicht nach noch eine künstlerische Wandlung durchmachen und dann wird sich auch feststellen lassen, was er für das deutsche Schrifttum bedeutet. Bisher, und zwar mit Einschluß des Romans ‚Himmelfahrt', kann man von einer gestaltenden, wurzelechten Kunst nicht wohl sprechen. Bisher ist Bahr lediglich geistreich, das heißt: er weiß sehr viel, weiß das Viele ungemein formvoll, auch dialektische Spitzfindigkeiten plauderhaft-leicht auszudrücken, so daß man sich bei ihm nie langweilt. Aber das eigentlich Schöpferische fehlte ihm; wie er auch immer einen Zuhörerkreis aus Kaffeehaus und Salon vor sich sah, wenn er erzählte und dem Volke weder etwas sagen konnte noch wollte. In diesem letzten Punkt, dem ‚wollte', dürfte Bahr sich bereits entschließend gewandelt haben; er weiß, wie aus verschiedenen Stellen seines Romanes hervorgeht, was das Volk als Publikum bedeutet. Eine Folge, einmal der großen völkischen Bewegung des Krieges, die auch Bahr ergriffen hat, und seines jetzt bewußt katholischen Fühlens. Weil er österreichisch und katholisch fühlt, mit einem Reiche und einem Glauben, einer unter Millionen und mit ihnen im wesentlichen gleich und eins: so weitet sich ihm der Blick für das, was Publikum ist oder sein könnte. Und wer dieses Gefühl einmal hat, sucht es natürlich auch zu verwerten und wir werden somit wohl das erstaunliche Schauspiel erleben, daß Hermann Bahr eines Tages sich mit seinem Schaffen an das Volk wendet. Das sind natürlich nur Folgerungen und Schlüsse, die ich unmaßgeblich ziehe, aber die Linien liegen klar vor Augen, und nachdem ich sie vorahnend nachgezogen habe, kehren wir zu dem festen Boden des Gegebenen zurück und beschäftigen uns mit dem, was Hermann Bahr in seinem Roman ‚Himmelfahrt' eigentlich gemacht hat.*

Da ist ein Graf Flayn, der in allen Disziplinen sich umgetan hat, Maler

* Eine ausführliche Besprechung dieses Romans, in der der Herausgeber dieser Zeitschrift seinen sich mit den Urteilen Franz Herwigs nicht ganz deckenden Standpunkt zur Geltung bringt, wird im nächsten Hochlandheft erscheinen.

ist, ohne Künstler zu sein, in der großen Welt gelebt hat und nun in dem kritischen Alter der Mitte Dreißiger in die kleine niederösterreichische Stadt zurückkommt, die seine Jugend gesehen hat und in der sein Bruder als braver Bierbrauer und Schloßherr noch lebt. Er kommt zurück als ein ausgebrannter Mensch, müde an allem und von allem enttäuscht, nur daß ihm das tragisch-weltschmerzliche Gebahren ganz abgeht und die tiefe Leere des Inneren von der guten alten k. k. Raunzerei und Wurschtigkeit angenehm beruhigend überdeckt ist. Und er hätte wohl sein Leben wie viele seiner Landsleute beschlossen, wenn nicht durch Erfahrungen und Gespräche mit einem Freund, seinem Bruder und einem Domherrn ihm die Zerfahrenheit der Zeit und seines Ichs, als aus einer ganz falschen Orientierung herrührend, erschienen wäre. Das, was er als Jüngling belächelte, das Glaubenkönnen, erscheint ihm nach und nach als etwas höchst Erstrebenswertes, und durch eine meisterhafte Psychologie erreicht es Bahr, das langsame Wachsen vom Wunsch zum Willen überzeugend darzustellen, ohne daß irgendetwas Wunderbares, Erleuchtendes, Mitreißendes irgendeine Rolle spielte. Dadurch bleibt diese Bekehrungsgeschichte — und das ist ihr Verdienst — ganz im Geleise des Natürlichen und Menschlichen, das heißt: Gott wirkt still, nicht theatralisch, wie so viele brave Gemüter es sich gern vorstellen. Der Tod Franz Ferdinands, die Volksbewegung, der Krieg — das wirkt keineswegs entscheidend, sondern nur organisch fördernd, wie Sonne und Regen an einem Baum, und wenn Graf Flayn den entscheidenden Schritt tut und im Beichtstuhl niederkniet, so wüßte ich mir keinen Andersgläubigen, er müßte denn böswillig sein, der nicht nachdenklich dasäße und zum ersten Male in seinem Leben vielleicht über das Wesen des Katholischen nachdächte.

Es sind Sätze und Schlüsse in dem Buche, die ans Herz greifen. Ein Plus und ein Minus. Im Geistigen ist alles wohl aufgehoben; man kann sich drehen und wenden wie man will: Die Bahrsche Folgerichtigkeit der Beweisführung erreicht einen wie ein meisterhaft geführter Stahl. Auch alles, was mit menschlicher Entwickelung zu tun hat, ist untadelig aufgebaut und mit so viel Herz wiedergegeben, als man von Bahr irgendwie verlangen kann. Das alles aber ist nicht dargestellt, nicht geschaffen, wie das Gotteskind, der Künstler schafft, sondern formvoll vorgetragen von einem Menschen, dem es vielleicht nur auf die Sache ankam. Aber das ist lediglich Bahrsche Art, dem noch immer das eigentlich Dichterische fehlte, dem es auch hier nicht gelang, einen Roman zu schaffen, der ein Kunstwerk ist, mit unvergeßlichen Menschen, nieverlöschenden Situationen, Menschen und Situationen, mit und in denen wir heiß und fiebernd gelebt haben. Das könnte dazu verleiten, Bahr, wie so manchen seiner Landsleute, als Ästheten, Formkünstler, Schönredner abzutun. Freilich ist von alledem etwas in Bahr, aber ich möchte doch deutlich bekennen, daß mir jene Eigenschaften durchaus nicht als etwas Angelerntes, als eine Geste oder Pose erscheinen, sondern als ein Stück der österreichischen Seele. Die Fähigkeit, sich bewußt formvoll auszudrücken, die Freude an der Linie des Gespräches ist ein Erbteil alter Kultur. Das hat auch das österreichische Volk selbst, wovon sich jeder überzeugen kann, der sich von einem einfachen österreichischen Soldaten etwas erzählen läßt. Und das ist doch für die Beurteilung auch eines literarischen Stils wesentlich, denn es zeigt, daß diese verketzerten Ästheten ja eigentlich nur eine volkstümliche Fähigkeit ausüben. Dieses Zugeständnis rettet Behr aber natürlich nicht vor dem Urteil, daß man seinen Roman nicht als Roman würdigen kann, nicht als

eine Kunstform, sondern als eine Bekenntnisschrift, die mit Geist und Grazie abgefaßt ist.

* * *

Wenn der rechte künstlerische Eindruck fehlt, so kann doch, wie bei Bahr, ein Reiz vorhanden sein, der seine Quelle ganz dicht beim Künstlerischen hat. Ein gleiches wäre von Johannes Jegerlehner zu sagen, der freilich sein Buch ‚Grenzwacht der Schweizer' schon vorsichtshalber nicht mit Roman oder Erzählung bezeichnet, sondern überhaupt nicht. So erweckt er keine Erwartungen, deren Erfüllung er garnicht beabsichtigt. Man nimmt sein Buch als eine künstlerisch belebte und veredelte Darstellung der Wirkung des Krieges in der Schweiz. Mit der braven alemanischen Art, die Jegerlehner, wie fast alle seine Schweizer Kollegen, auszeichnet, wird Mobilmachung, Marsch hin und wieder, Einquartierung, erzählt. Es ergeben sich aus den verschiedenartigen Gelegenheiten, die auch menschlich ausgebeutet werden, reizende novellistische Streiflichter, vor allem aber gewinnt sich ein Bild des nationalen Lebens der Schweiz, wie von dem Wesen der Neutralität, und deshalb ist das Buch eine ungemein anziehende Mischung von Literatur und Leben. Verblüffend und lehrreich für den Draußenstehenden sind zunächst die gegensätzlichen Neigungen der Offiziere und Mannschaften. Der eine hält es mit Deutschland, der andere mit Frankreich, ein Dritter mit Italien. Nur ein Tor aber oder Narr kann sich darüber entrüsten und vom Recht sprechen, das sich in allen ehrlichen Köpfen doch ebenso wiederspiegeln muß. Bei all den verschiedenen Sympathien ist aber ein Jeder guter Schweizer bis auf die Knochen, und ob sie im Baselbiet, im Waadtland oder im Tessin Grenzwacht halten, so erfüllt jeden doch die Überzeugung, daß der Feind es bös mit ihm zu tun bekomme, der die Schweizer Neutralität verletzen wollte, würde man ihn nun im Herzen mit Freundlichkeit ansehen oder nicht. Daneben aber ist soviel Freundlich-Menschliches in dem Buch, daß einem wahrhaft das Herz aufgeht. Es ist freilich ein wenig Manöverstimmung dabei: gute Quartiere, durchschwärmte Abende, Marktplätze im Mondschein und dazu eine harmlose Liebelei. Aber das alles ist wieder so ganz deutsch, und man merkt es auch dem Verfasser an, daß er sich dieses Wesens freut und auf dieses Wesen stolz ist. Hier offenbart sich denn auch die Schilderungskraft Jegerlehners: an solchen Idyllen, die ganz in deutscher Romantik eingesponnen erscheinen, an solchen Kleinbildern, wie sie das Geschick des Gefreiten Wandfluh bietet, dem daheim ein Kind ertrunken ist und der nun gern nach Hause möchte. Und diese Schilderungskraft steigert sich zu beträchtlicher Höhe, wenn es gilt, den Marsch der Division über den Hilferenpaß zu schildern. Man spürt dann aus jedem Wort den Dichter, und auch der Ungeübte wird den Unterschied ermessen, der zwischen einem Buch wie das Jegerlehnersche und irgendeinem Kriegsberichterstatter-Opus besteht, das in Hunderttausend von Exemplaren mit übler Firigkeit leeres Stroh drischt. Zwar haben sich bei uns viele an das Kriegsbeschreiben gemacht, viele, die, wie es in den Generalanzeigern heißt, zu den führenden Geistern der deutschen Literatur gehören. Aber das tun sie natürlich nur in der Meinung eben der Generalanzeiger. Einem wirklichen Dichter begegnet man in den aus Erlebtem geflossenen Kriegsbüchern nur zu selten.

Einige Ausnahmen seien indes hier angezeigt. Da ist ein gediegenes Buch von Franz Schrönghamer-Heimdal, der im Frieden ein wenig zu sehr die klingende Form Geibelscher Art liebte, und dem der Krieg das tiefe Erleben und

Empfinden frei gemacht hat. Sein Buch ‚Helden der Heimat' enthält zum größten Teil eigene Erlebnisse, von denen einige, wie: ‚Im Türkengraben', oder ‚Eine gefahrvolle Nacht', kraftvolle und anhaltend wirkende Gestaltungen sind. Es ist natürlich, daß ein Mitkämpfer weder die nötige Entfernung von den Dingen, die ihn so schaudervoll bewegten, finden kann, noch die Muße, um diese Erlebnisse zu kunstvoll gebauten und geformten Werken reifen zu lassen. So, wie die kleinen Erzählungen sind, bewahren sie einen Hauch des Grauens und einen Atemzug des Großen, was da draußen umgeht und haben dadurch ihren Wert. Wenn Schröng-hamer heil aus dem Felde zurückkommt, wird er aus sich heraus schon den Drang fühlen, etwas für ihn Abschließendes zur Darstellung zu bringen. Man freue sich indessen dieses schon jetzt in seiner Art seltenen Buches, denn es verschmäht alles Gekünstelte, jede Art Pathos, alle Aufmachung, und sucht sich rein und ehrlich vom Ungeheuren Rechenschaft zu geben.

Etwas Bleibendes gab auch die tüchtige Helene Voigt-Diederichs mit ihren Bildern aus der Kriegszeit: ‚Wir in der Heimat'. Ich möchte sagen, daß es nicht minder wichtig ist, die Empfindungen der Daheimgebliebenen treu wiederzugeben, wie den höchsten Erschütterungen des Kampfes Worte zu verleihen. Und eigentlich ist die Verfasserin durch ihre Art, die sich in so gelassenen, liebewarmen und still-durchsonnten Büchern gezeigt hat, geradezu vorbestimmt, dem Leben in der Heimat während des Krieges fühlend nachzugehen. Sie ist eine der wenigen Dichterinnen, die etwas ausgesprochen Frauliches haben. Das zeigt sich auch in dem schmächtigen Büchlein, von dem die Rede ist. Ganz warm, ganz innig und immer mit dem leis Sprunghaften des Kindes, das in jeder Frau steckt, spricht sie von den Mobilmachungstagen auf dem Lande, da oben im Schleswigschen, von dem trüben, kalten Vorwintertag, der die Zeitungen bringt mit den Todesanzeigen, einem Besuch im Kriegsfürsorgeamt. Und dann in der sinkenden Nacht die schweifenden, bangen Gedanken, die auf den Schlachtfeldern umgehen. Das Leben der Notleidenden, die Aufopferung, die Kinder — alles geht in das Empfinden dieser Frau ein und fließt rein, geläutert und ergreifend in die Druckzeilen über. Das sind echte Kriegsbücher, schade, daß wir ihrer so wenig haben.

Zu dieser Art Kriegsbüchern gehört aber auch Peter Dörflers wunderhübsches Geschichtenbuch ‚Erwachte Steine'. Hier spielen Humor und Ernst ineinander und zeigen sich in einer Sprache, die man als das Muster von Volkstümlichkeit bezeichnen kann. Das Buch entstand etwa aus dem Gedanken: ‚Dankt Gott täglich auf den Knien, liebe Deutsche, daß ihr den Krieg nicht im eigenen Lande habt!' Und um den ewig nörgelnden und kleingläubigen Landsleuten zu zeigen, wie so ein Krieg im Lande aussieht, läßt Dörfler die Steine reden. Von den Hunnenzügen an, über die Schwedenzeiten bis zum Erbfolgekrieg hat das deutsche Volk genugsam den Schrecken der Kriegsfurie erfahren, und überall, selbst in dem engen Bezirk bayrisch Schwabens, finden sich Steine, die davon erzählen können, wenn man ihnen nur zuhören will. Und das muß man jetzt, wenn Peter Dörfler ihnen den Dolmetsch macht. Freilich hat er eine bestimmte moralische Absicht bei seinem Vorgehen, aber was er erzählt, ist so rein und vollständig in Darstellung aufgegangen, daß man seine Erzählungen schlechtweg als Kleinodien der Volkskunst bezeichnen muß. Man lese nur den Eingang zum ‚Roten Reiter', die besinnlich-schelmische Art, wie Dörfler das Städtchen Landsberg am Lech schildert, den Pessimisten Jeremias Jammerlappen, dem ein Ziegelstein als roter Reiter ins Genick springt. Immer muß man bedauern, daß es die alten Volks-

kalender nicht mehr gibt oder wenn sie da sind, daß sie von süßem Kitsch erfüllt sind. Dörfler muß ins Volk, ich sehe nicht ein, wie es anders möglich wäre, als durch den billigen Kalender, mit seinen Bauernregeln und Ratschlägen für verbesserte Dreifelderwirtschaft.

Diesen Weg hat Augustin Wibbelt in Westfalen schon gefunden. Da er in Mundart schreibt, und noch dazu in Münsterländer Mundart, die unter Tausenden nicht einer versteht, am wenigsten die Herren Rezensenten, so ist Wibbelt der literarischen Welt ein völlig Unbekannter geblieben. Dafür aber wird das Dutzend Bücher, das er bisher schrieb, auch wirklich vom Volke gelesen, und damit ist der westfälische Kaplan vollkommen zufrieden. Aber ich meine, man sollte auch von höherer Warte seinen Namen nennen, einmal, weil es uns durchaus heilsam ist, zu wissen, was das Volk liest, und dann, weil in Wibbelts Büchern ein gerüttelt Maß und wohlgewogen Teil Kunst steckt. Sein letzter Roman, ‚Dat veerte Gebott', bewegt sich, wie alle früheren Bücher dieses Verfassers, ganz in den Bahnen der alten Volkserzählung. Einfache Schicksale, einfache Linien, ein guter Ausgang und natürlich ein gut Teil behaglichen Humors. Ja, dieser Humor ist das Beste daran. Er hebt überall die Nüchternheit, die da und dort bedrohlich sich einstellen würde, wohltuend auf, er belebt die Einfachheit der Erlebnisse, mildert das Strenge und Menschlich-Traurige und ist zudem ein höchst notwendiges volkstümliches Element, denn der Bauer hat auch seine Schnurren und Scherze und hört nichts lieber wie Schnurren und Scherze; was übrigens ja schon die Schalkbücher des Mittelalters beweisen. Wibbelt erzählt von Schulte Hellkamp und seinem Sohn. Der Alte ist ein wenig schwach im Moralischen, trinkt gern einen und redet und tut dann manches, was er nicht verantworten kann. Seine Frau hat dem Sohne bei ihrem Sterben den Alten aufs Herz gebunden, aber ihm auch ins Gewissen geredet, daß er das vierte Gebot nicht vergessen sollte. Wie schwer gerade die Befolgung dieses Gebots dem jungen Wilm gemacht wird, zeigt die Erzählung. Das Reizvollste aber sind die Typen, die Wibbelt aufstellt, der alte Schulte, der Drachen Bendine, der den Schulten und sein Geld haben will, der ‚Dialektenforscher', der Herr Pastor — das sind Gestalten, die man ebensowenig vergißt wie Fritz Reuters Prachtmenschen, wenn Reuter freilich auch den weiteren Horizont für sich hat. Aber so, wie Augustin Wibbelt ist, sollen wir uns ruhig an ihm freuen. Diese Freude ist ja nun erst einmal mit einer gewissen Mühe verknüpft, da das Münsterländische Platt seine Mücken hat. Aber wer Reuter oder Claus Groth lesen kann, wird sich auch in Wibbelt hineinfinden, und wer sich gar als Student im Mittelniederdeutschen ein wenig umgetan hat, wird es noch leichter haben; denn die Volkssprache ist beinahe die gleiche geblieben.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juli 1916*

Das bedeutendste Ereignis des Seekrieges im Juli 1916 ist, obwohl es sich um keine feindselige Handlung dreht, sondern bloß um kaufmännischen friedlichen Warenaustausch, die Durchbrechung der britischen Seesperre durch das Handelstauchschiff ‚Deutschland', das unbemerkt vom Feinde wertvolle Waren von Bremen am 9. Juli nach Baltimore in Amerika brachte. Als noch nie dagewesene Tatsache ist es ein Sieg der deutschen Technik und Unternehmungskraft, eine außerordentliche Leistung, die allgemeine Bewunderung hervorrief. Damit wurde der Wunsch erfüllt, der hier in der ‚Kriegsbetrachtung für April 1915' (Hochland, 12. Jahrg., II. Bd., S. 367) veröffentlicht wurde: ‚Hoffentlich benützten unsere großen Schiffahrtsunternehmungen die Kriegszeit des Stillstandes (im Seehandel), möglichst große Handelstauchfahrzeuge als Sperrbrecher bauen zu lassen, um mit ihnen überseeischen Verkehr wenigstens mit wertvollen Handelsgütern durchzuführen.' Sonderabdrücke der Betrachtung wurden damals an große Schiffahrtsunternehmungen in Bremen und Hamburg gesandt. ‚Mehr als ärgerlich', nannte das eindrucksvolle Ereignis eine englische Zeitung, es sei ein bedeutungsvolles Vorzeichen für die Zukunft, denn die Unterseefrachtschiffe machen die bisherige britische Seeherrschaft für den englischen Welthandel wertlos. Um dessen alleinige Vorherrschaft dreht sich aber vorzugsweise der Weltkrieg, der in erster Reihe zum Nutzen des britischen Großkaufmanns entzündet wurde. Den Anfangsversuch in dieser Richtung bedeutet vorläufig das Ereignis, vermutlich wird jedoch die Sache großzügig weiterausgebaut. Um so größere Wichtigkeit kommt ihr zu, als fast gleichzeitig die britische Regierung und ihre Verbündeten die Londoner Seerechtserklärung aufhoben und damit die früheren unsicheren Zustände für das Eigentum friedlicher Kauffahrteischiffe wieder neu herbeiführten. In ihrem blinden Neid und Haß gegen die deutsche Handelsflotte übersahen sie dabei, daß hierdurch die Vierbundmächte berechtigt wurden, wie in alter Zeit Seebeutefreibriefe an Schiffsunternehmer neutraler Länder auszugeben. Besonders begünstigt würde solches Unternehmen durch die jetzige Vervollkommnung der Kriegstauchschiffe zu Kreuzern. Nachdem Großbritannien das Völkerrecht mit Füßen tritt, um sich Kriegs- und Geschäftsvorteile zu verschaffen, sind auch wir ihm gegenüber nicht mehr daran gebunden. Hochbefriedigend ist deshalb das in neuerer Zeit verstärkte wirksame Arbeiten der Vierbundflotten unter dem Wasserspiegel. Nach amtlichem Marineberichte wurden im Juli 1916 insgesamt 74 feindliche Handelsschiffe mit rund 103 000 Tonnen vernichtet, also seit Kriegsbeginn schon gegen 1400 mit zusammen $2^1/_2$ Millionen Tonnen. Außerdem nahmen im Juli deutsche Kriegsfahrzeuge in der Nordsee etwa ein Dutzend feindliche Handelsschiffe und brachten sie in deutsche Häfen als wertvolle Beweise, daß die britische Seeherrschaft selbst in eigener Heimatsnähe große Lücken aufweist. Ferner kamen auch mehrere neutrale Handelsschiffe, die für englische Rechnung Bannwaren verfrachteten, in die Gewalt der deutschen Seestreitkräfte. Un-

* Vergl. die Abhandlung, Kriegsbetrachtung für Juni 1916' Hochland Augustheft 1915/16 S. 628.

ter gröblicher Verletzung der schwedischen Neutralität, worüber noch Verhandlungen schweben, fielen im Juli abermals wie schon im Vormonate deutsche Handelsschiffe russischen Kriegsfahrzeugen zum Opfer.

Über dem Wasserspiegel und allen Landkriegsgebieten tobte im Juli der Luftkrieg, der beiderseits große Verluste an Fliegern, besonders aber auch unter der wehrlosen Bevölkerung erzeugte. Für die deutschen Flieger belaufen sich die Verluste im Luftkampfe vom September 1915 bis Ende Juli 1916 auf etwa 100, für ihre Gegner auf rund 300 Flugzeuge. Zur Aufklärung, sowie Leitung des Geschützfeuers wurden im neuzeitlichen Kriege die Flieger geradezu unentbehrlich, während für überseeische Unternehmungen auf Kriegsschiffe und Befestigungen die deutschen Luftschiffe als besonders wirksame Zerstörer sich erwiesen. Zu allgemeiner Befriedigung des deutschen Volkes erfolgten nach längerer Unterbrechung beim Übergang vom Juli zum August in drei Nächten wieder einmal drei Luftschiffangriffe auf Ostengland, um auch dieses feindliche Gebiet an dem Leide des furchtbaren Völkerkampfes teilnehmen zu lassen. Auf den Kriegsverlauf übten sie immerhin mittelbaren Einfluß, indem sie reichliche britische Streitkräfte dauernd an die Heimat binden.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze begann am 1. Juli nach siebentägiger Geschütz- und Gasvorbereitung in einer Breite von etwa 40 Kilometern der seit vielen Monaten angekündigte und mit unbeschränkten Mitteln vorbereitete große britisch-französische Hauptangriff, der sich mit rücksichtslosem Menscheneinsatz den ganzen Monat bis in den August hinein mit wechselnder Stärke fortsetzte. Im Verhältnis zu den verwendeten Streitmitteln und den ungeheuren blutigen Verlusten war der feindliche Erfolg an Geländegewinn gering. Vollständig mißlang der eigentliche Angriffszweck: ‚Durchbruch und Aufrollung der deutschen Stellungen, Vertreibung der deutschen Streitkräfte aus Frankreich und Belgien und Vordringen der Verbündeten mindestens bis an den Rhein'. Statt dessen wurden die deutschen Truppen nur zurückgedrängt auf eine Breite von 18 Kilometern zwischen Estrees und Thiepval, sowie in einer größten Tiefe von 8 Kilometern bis zum 14 Kilometer breiten Striche Maisonette-Longueval mit einem Gesamtflächeninhalt von rund 100 Quadratkilometern. Zum Vergleiche diene, daß der am 21. Februar 1916 begonnene und seitdem fortgesetzte deutsche Angriff auf Verdun einen Geländegewinn ergab, der zwischen Avocourt und Combres eine Breite von 33 Kilometern, von Azannes bis Souville (ausschl.) eine größte Tiefe von 11 Kilometern und einen Flächeninhalt von 225 Quadratkilometern besitzt. Hievon wurden 200 Quadratkilometer schon in den ersten 14 Tagen erobert. Während dabei die Deutschen nach amtlicher Angabe etwa 60 000 Mann Tote und Verwundete hatten, verloren die Briten und Franzosen im Juli für ihren bloß halb so großen Gewinn rund 350 000 Mann, also fast sechsmal oder im Verhältnis zur Bodenfläche elfmal so viel. Ob sie da ihre Absicht, das Vorgehen noch mehrere Monate fortzusetzen, durchführen werden, erscheint zweifelhaft. Gerne werden auch die kriegslustigen Engländerinnen ihren Kampf gegen alle, einen vorzeitigen Frieden herbeiführenden Bestrebungen angesichts der blutigen Verluste bald einstellen.

Auf dem italienischen Kampfgebiete kam trotz heftiger Geschütz- und Infanteriekämpfe noch keine Änderung der Kriegslage, seitdem die österreichisch-ungarischen Streitkräfte am 26. Juni durch Zurückgehen um 5 Kilometer ihre Stellungen zwischen Etsch und Brenta verkürzten.

Ebenso änderte sich im Juli auch auf dem Balkangebiete die Kriegs-

lage nicht. Bei völligem Stillstande der Heeresbewegungen fanden nur kleinere, bedeutungslose Zusammenstöße der Vortruppen statt. Die im Vormonat als bevorstehend vermuteten wichtigen Ereignisse traten nicht ein. Anscheinend werden dort durch politische Verhandlungen die Dinge noch in der Schwebe erhalten, wohl mit Rücksicht auf die schwankende ungewisse Haltung der neutralen Mächte Rumänien und Griechenland, wie auch wegen des Gegensatzes zwischen Italien und Serbien, die sich wegen der Ostküste des Adriatischen Meeres noch nicht verständigten, dann zwischen Italien und Griechenland wegen Südalbanien (Nordepirus).

Im Osten setzten sich die am 4. Juni begonnenen mächtigen, doch verlustreichen Angriffe der Russen während des Juli zwar noch fort, machten jedoch nur mehr geringe Fortschritte. Den Höhepunkt ihrer Kraftleistungen überschritten sie bereits, die kräftigen, deutschen Gegenmaßnahmen, die den österreichisch-ungarischen Verbündeten wirksame Unterstützungen brachten, machten sich geltend und brachten das russische Vorgehen zum Stocken. Nach englischen und neutralen Zeitungsberichten erlitten die Russen ungeheure Menschenverluste, die auf 500 000 Tote und Verwundete geschätzt werden; u. a. sollen drei russische Divisionen mit ungefähr 70 000 Mann fast ganz vernichtet sein. Nach amtlichen russischen Listen betrugen die Angriffsverluste schon bis zum 1. Juli 265 000 Mann. Zur Bemäntelung dieser Blutopfer erfand der russische Heerführer Brussilow am 11. Juli die ungeheure Zahl von 266 000 österreichisch-ungarischen Gefangenen, die der Gesamtstärke der dort verwendeten Truppen fast gleikäme. Nach verschiedenen Anzeichen und Nachrichten scheint im Inneren Rußlands ein schwieriger Zustand zu bestehen, wie schon der Wechsel des Ministervorstandes beweist. Großartige Unterschlagungen, die sich auf Milliarden Rubel beziffern, werden berichtet. Wegen Geld- und Waffenmangel demütigte sich Rußland vor Japan. Nur mit Androhung eines Sonderfriedens gelang es Rußland noch, von Großbritannien und Frankreich im Juli eine Anleihe von 6 Milliarden Rubel zu erhalten. Im Ganzen sollen die Kriegsanleihen des Einkreisungsverbandes bereits 200 Milliarden Mark betragen. Grauenhaft seien die Leiden der deutschen Ansiedler in Rußland, obwohl sie schon seit Geschlechtern russische Untertanen sind. Als furchtbar wird die Grausamkeit der Kosakentruppen gegen die eigenen Verwundeten, sowie der auf russischer Seite kämpfenden neugebildeten serbischen Truppen gegen österreichisch-ungarische Gefangene geschildert. Endlich verkündete die russische Heeresleitung wegen erlogenen Gebrauchs von Dum-Dum-Geschossen öffentlich die Weisung, daß den gefangenen Deutschen keine Gnade mehr gegeben werde, sondern alle niedergemetzelt werden sollen. Alle diese Erscheinungen sind Beweise inneren Zerfalls und militärischer Schwäche. Auf seiten des Vierbundes erweckte dagegen allgemeine Befriedigung die amtlich noch nicht bestätigte Nachricht, daß demnächst türkische Truppen in Galizien gegen die Russen mitfechten werden; damit würde den Gegnern die volle Einheitlichkeit der Vierbundkriegsmacht vor Augen geführt und deren ‚Kampf auf der inneren Linie‘ (vgl. Hochland 1915/16, Bd. I S. 616) zur Vollendung gebracht. Insgesamt wurden im Juli von der Heeresgruppe Linsingen 11 000 Gefangene und 53 Maschinengewehre, von den österreichisch-ungarischen Heeresgruppen 18 000 Gefangene und 70 Maschinengewehre des Russenheeres erbeutet. Noch ist die Gefahr der neuen ‚russischen Dampfwalze‘ zwar nicht völlig beseitigt, aber bei Monatsschluß doch schon erheblich gemindert.

Lebhafte Tätigkeit herrschte auf den meisten der türkischen Kriegsschauplätze. Von den drei Heeresgruppen,

die zwischen dem Schwarzen Meere und Nordpersien im armenischen Kaukasusgebiet kämpfen, hatte die linke Flügelgruppe nördlich des Tschorekflusses anfangs Juli gute Erfolge über den rechten russischen Flügel, wurde jedoch freiwillig zurückgezogen, als die südlich des Tschoruk befindliche mittlere Heeresgruppe infolge russischer, in Richtung auf Baiburt Mamachatun unternommenen Angriffe die Ortschaften Baiburt, Gümüschkane und Erzindjan an die Russen verlor. Bei der rechten Flügelgruppe in den Abschnitten Musch und Bitlis westlich des Wansee blieb die Lage unverändert. Von einer vierten Gruppe wird der Abschnitt von Asserbeidjan, der nordwestlichsten persischen Provinz, vollkommen beherrscht. In Südwestpersien verfolgte die fünfte der türkischen Heeresgruppen, die nach Besiegung des den Briten zu Hilfe geeilten russischen Entsatzheeres am 1. Juli Kermanschah besetzte, die geschlagenen Russen nach Osten über Revanduz, Djakiz, Sakim bis Bukan, etwa 300 Kilometer nordöstlich Bagdad. Damit sichert sie der sechsten Heeresgruppe, die seit dem Erfolg von Kut el Amara bei Fellahie am Tigris britische Streitkräfte im oberen Irak festhält, den Rücken, während als siebente Gruppe Truppen und Freiwillige unter der Führung des Emirs Reschid Ibn Said im unteren Irak bei Bassorah und Zubair Mitte Juli erfolgreiche Kämpfe gegen britische Truppen des Generals Lake ausführten und damit die Nachschub-Wasserstraße für die bei Fellahie stehenden Feinde gefährdeten. Durch britische Bestechungsgelder veranlaßt erfolgte ferner in der Provinz Hedschas am Roten Meer ein Aufstand arabischer Stämme, der aber von den Türken erfolgreich niedergeschlagen wurde. Östlich des Suezkanals stattgehabte lebhafte Flieger-, Geschütz- und Vortruppenkämpfe, die gegen Ende Juli sich verstärkten, sind als Vorboten wichtiger Kriegsereignisse zu betrachten, besonders im Zusammenhalt mit den türkischen Erfolgen westlich Ägypten. Den dort vereinigten Türken und Senussen gelang es nämlich im Juli, die Italiener in Tripolis bei Kasr Buhadi entscheidend zu schlagen und sie an die Küste zurückzudrängen, wo sie sich in bedrängter Abwehr nur mehr an drei befestigten Plätzen halten können, nämlich Tripolis, Homs und Zuara. Über angebliche Araberunruhen in der zwischen Ägypten und Tripolis befindlichen Cyrenaika liegen nur einseitige, unzuverlässige italienische Berichte vor.

Aus dem letztbehaupteten Schutzgebiete Deutschostafrika fehlen eigene Nachrichten; nach denen der Gegner wären diese mit großer Übermacht im Vordringen und hätten die deutschen Schutztruppen schon weit zurückgedrängt bis an die Mitteleisenbahn. Trotz vorgeblicher Erfolge scheinen jedoch die feindlichen Einmarschtruppen keinen großen entscheidenden Sieg errungen zu haben, sonst würde dies gewiß mit Ruhmgeschrei der Welt verkündet. Übrigens scheinen die Kämpfe zwischen den Weißen, wie zu erwarten war, ungünstig auf den Geist der Schwarzen zu wirken, denn aus verschiedenen Richtungen Afrikas kommen Mitteilungen über aufständische Bewegungen der Eingeborenen, so aus dem Nigergebiet in Britisch-Westafrika, dann aus Französisch-Mittelafrika. Allmählich fängt auch der ‚Heilige Krieg‘ bei den Mohammedanern in Afrika und Asien stärker zu wirken an. So werden Angriffe auf französische Abteilungen in Tunis und Marokko gemeldet. Aus Indien kommen Nachrichten über harte Kämpfe der Briten mit Indiern sowie über schwere Meutereien eingeborener Truppen.

Bemerkenswert ist endlich noch die erfolgte friedliche Lösung der Streitigkeiten zwischen Mexiko und Amerika sowie zwischen China und Japan, beides anscheinend unter britischem Einflusse, um freies Spiel in Europa zu behalten. Den

Boden zur Verständigung gibt der Allerweltshaß gegen das aufstrebende Deutschland. Zwar nur von mittelbarem Einfluß auf den Weltkrieg, aber wichtig für die militärische Zukunft ist die Nachricht, daß durch die steten Erdrutschungen im sumpfigen Culebradurchstich schon seit sieben Monaten der Panamakanal versperrt und damit sein Schicksal dauernd besiegelt sei. Wahrscheinlich werde nun die Nikaragua-Verbindung gewählt.

Nach den vielen Regentagen des Juni und der ersten Julihälfte kam endlich der heißersehnte Sonnenschein. Brachte er auch noch keine Aussicht auf Frieden, so nützte er doch, die in diesem Jahre besonders reich ausgefallene Ernte gut hereinzubringen. Damit werden aber auf ein weiteres Jahr die britischen Absichten unserer Aushungerung vereitelt, den Deutschen jedoch ist die Möglichkeit gegeben, durchzuhalten und die bereits erreichten großen militärischen Erfolge auszunützen. An anderer Stelle wird in einem Rückblick* auf das nun geschlossene zweite Kriegsjahr dargelegt, daß wir an dessen Schlusse trotz eines Rückschlages dank der günstigen Gesamtlage vertrauensvoll in die Zukunft blicken dürfen.

Abgeschlossen 1. August 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Der politische Föderativ-Gedanke beschäftigt heute mehr als je einsichtsvolle Geister, und die Erregung, welche der Fall Foerster hervorgerufen hat, ist ein Zeichen für die Schärfe, in der die Gegensätze der Anschauung aufeinanderplatzen. Es ist nicht nur die Kriegsfurie, die durch die Lande rast und mit ihren Peitschenhieben die Gemüter in wilde Wallung bringt, es ist das Werden einer neuen Zeit, das unter Geburtswehen und tiefeinschneidenden Kämpfen sich anbahnt. Die Gegensätze zwischen dem einseitigen Nationalismus und einer übernationalen und föderalistischen Anschauung sind es ja auch, die Foerster und seine Gegner auf den Plan gerufen haben. Merkwürdig, daß auch der gegenwärtige Reichskanzler offenbar mehr auf der Seite derer steht, die jenseits vom Nationalismus ihren Orientierungspunkt gefunden zu haben glauben, als auf der Seite derer, die in nationalistischer Verknöcherung, sich selber unbewußt, nur französische und englische Einseitigkeiten nachahmen. Schon in der Reichstagssitzung vom 30. Mai 1913 hat Bethmann Hollweg sich dahin ausgesprochen, daß der Nationalismus ein gefährlicherer Feind sei als alle Gegner, die von außen kommen mögen. Und selbst Wilhelm II. schien diese Anschauung zu teilen, als er bei Ausbruch des Kriegs die Ursache zu dem furchtbaren Zusammenstoß in der Einseitigkeit eines Nationalismus fand, wie er vor allem in Rußland vertreten werde. Daß der föderalistische Gedanke bei uns immer geistvolle und weitschauende Verkündiger gehabt hat, dafür mag der Philosoph Karl Christian Planck als Beweis angeführt werden, der lange vor Konstantin Frantz in seiner im Jahre 1868 erschienenen Schrift ‚Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat' den Gedanken eines föderalistischen Großdeutschlands als den Kern eines zu föderierenden Europas ausgesprochen hat. In seinem Monumentalwerk ‚Testament eines Deutschen' hat er sodann insbesondere die mittelalterliche Kaiseridee in ihrer universalistischen und völkerverbindenden Bedeutung hervorgehoben und den übernationalen Charakter des damaligen Kaisertums aufgezeigt. In demselben großangelegten Werk sagte er auch den gegenwärtigen Krieg mit der Gruppierung der Mächte bis hinaus auf den Abfall Italiens voraus und suchte den Ausweg aus dem Jammer der Zeit in dem Gedanken, daß die Völker sich ebenso wie die einzelnen Stände vor der Majestät des Berufsgedankens zu beugen hätten, daß also jedes Volk sich berufen fühlen müsse, mit der Gabe, die in ihm ist, den anderen zu

* Vergl. S. 729.

dienen, statt andere zu unterwerfen oder zu beherrschen. Die Prophezeiung, welche auf den gegenwärtigen Krieg hinweist und die im Jahr 1880 niedergeschrieben wurde, sei hier wörtlich wiedergegeben:

‚Der russische Osten hat sich', so schreibt K. Chr. Planck im ‚Testament eines Deutschen', ‚im Selbstgefühl seiner religiös-politischen Einheit dem in einseitig nationales Sonderdasein zerfallenen Westen mit Bewußtsein gegenübergestellt und angesichts des noch unfertigen Zustandes anderer slawischer Stämme und des zerfallenden türkischen Reichs eine unverhältnismäßig hohe Bedeutung für sich in Anspruch genommen. So wird er naturgemäß zum Gegner des österreichischen Staates, jenes Reiches, das seit lange her in der umfassenden Verknüpfung des deutschen mit den fremden Elementen die Grundlage seines Bestandes hat. Keine politische Klugheit, keine Friedensliebe von seiten Deutschlands vermag innerhalb der jetzigen bloß nationalen Ordnung diesen feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, denn mächtiger als alle Klugheit ist die Natur der Verhältnisse. Und kommt es dann einst zum Kampfe, so wird derselbe, so sehr wir ihn auch zum Besten Europas auszufechten haben, dieses doch nicht an unserer Seite finden, sondern wie im Osten, so werden wir gleichzeitig auch im Westen und Süden uns verteidigen müssen. Nach allen Seiten wird die Eifersucht sich gegen das Deutsche Reich erheben. Doch eben die Erkenntnis, daß in diesem letzten und schwersten Kampfe das völlig Unzureichende aller bisher bloß nationalen Ordnung zutage kommt, und daß dieselbe, wenn nicht geändert, zu immer neuen Kämpfen hinführen muß, wird diesem blutigsten Kampfe auch seine für immer entscheidende Bedeutung geben, wird den Geist der Nation, der jetzt noch in stumpfer Äußerlichkeit befangen ist, öffnen zu seinem letzten und bleibenden Beruf. Aufgehen wird unter Blut und Tränen die Erkenntnis, daß nimmer der bloße Nationalstaat und seine Erwerbsgesellschaft Frieden und Versöhnung zu geben vermag, sondern nur der des universellen Berufsgesetzes, daß nur in ihm für alle die inneren Schäden wie für das Verhältnis der Staaten zueinander, für die verkommenen Zustände des Orients wie für die Verderbnis und Veräußerlichung der eigenen Bildung die erneuernde Wiedergeburt liegt. Hat der erste Kampf (vom Jahre 1870), der unsere nationale Erhebung verhindern sollte, sie in Wahrheit erst zur Vollendung gebracht, so wird umgekehrt der zweite, den die Unzulänglichkeit all dieser nationalen Ordnung verschuldet, auch für immer über sie hinausführen zu menschlich universellem Ziel. Aus Kämpfen und Wehen einer ganzen Nation erst wird die Saat einer bleibenden Rechtsordnung aufgehen. So gewiß der reine Nationalstaat den Kriegszustand noch unabänderlich mit sich bringt, so gewiß macht die Vollendung und Reife des Rechtsbewußtseins ihn nach allen Seiten hin unmöglich. Eine idealistische Anschauung der Dinge, für welche dieses Dasein nur der niedrige Vorplatz eines künftigen jenseitigen Lebens ist, sie mag über die Hinopferung von Tausenden von Menschenleben sich leichter hinwegsetzen. Anders die mit der Natur geeinte Weltanschauung des reifen Menschen! Wohl ist auch für sie das Leben nicht das ‚Höchste der Güter', aber sie erkennt ganz den fluchbeladenen Frevel, der die edelste Blüte des Daseins, die geistige Krone der Schöpfung, und ihre fruchtbarste, schaffende Manneskraft zu Tausenden als bloßes Mittel für die eigene nationale Stumpfheit und Herzenshärtigkeit hinopfert —'

Der Philosoph dürfte um so mehr gehört werden, als er der Urheber des Gedankens ist, der in weiten Kreisen zu Anfang des Krieges im deutschen Volke verbreitet wurde, wonach dem Leiden unserer Nation eine Art von erlösender

Bedeutung für die gesamte Kulturwelt zugeschrieben wurde. Es ist also kein Mangel an Vaterlandsliebe, wenn er die Einseitigkeiten, in die sich die Nationen verloren haben, beklagt und der Rückkehr zu dem höchsten Beruf des deutschen Volkes, der nur in einer universalistisch orientierten, weltverbindenden Politik bestehen kann, das Wort redet. O. Umfried.

Chestertons Kriegsschriften. Vor kaum mehr als einem halben Jahrzehnt lernten wir Chestertons ‚Orthodoxie' kennen: die etwas form- und zwanglose Autobiographie einer Persönlichkeit, die sich von vorgefaßten Meinungen wie von den Einflüssen der Erziehung und Umgebung ebenso energisch wie erfolgreich befreit zu haben schien, um auf eigene Faust die Welt zu entdecken. Wir wissen, daß den Dichter auf diesen Pfaden, von denen er um sich schaute wie in ein jungfräuliches, unbekanntes Land, als uralte, von Ewigkeit her neue Wegweiser die christlichen Wahrheiten grüßten, die er am vollkommensten in der katholischen Kirche verkörpert sah. Wer dem phantastischen, oft zu dithyrambischen Schwung gesteigerten Buche auf den Grund ging, mußte freilich deutlich den Umweg unterscheiden, auf dem sich diese Bekehrung vollzogen hatte: ein romantisches Temperament suchte hier eine Weltanschauung, die, um mit Chestertons eigenen Worten zu reden, ‚eine Kombination dessen, was fremd, und dessen, was sicher war, damit uns die Welt in Verwunderung setzen und dabei doch anheimeln kann'. Mehr ein ästhetisches als ein seelisches Bedürfnis schien also hier Befriedigung zu suchen; was Wunder, daß dieser kühne und eigenwillige Geist an den tiefsten, ehernen Wahrheiten vorüberging und sich eine Religion nach seinem Gefallen zimmerte — wirklichkeitsfremd wie das Weltbild, das, mit sozialistisch-patriarchalischen Theorien verbrämt, mit Gewalt auf unser heutiges Leben passen sollte? Doch war es ein geistvolles Buch mit vielen Einzelwahrheiten. Deshalb ließ man sich des Dichters Launen, es ‚Orthodoxie' zu nennen, gefallen. Die Möglichkeit, es als Leitfaden für den Jugendunterricht benutzt zu sehen, lag sehr ferne; vielmehr mußte naturgemäß sein Leserkreis beschränkt sein. Doch war man mit Recht auf die fernere Entwicklung Chestertons gespannt, die in seinen demnächst folgenden Romanen ‚The Man who was Thursday', ‚The Innocence of Father Brown' und ‚The flying Inn' (alle bei Tauchnitz, Leipzig) sehr seltsame Kreise zog.

Jetzt liegt ein weiteres Stück dieser Entwicklung vor uns: Chestertons Kriegsschriften. Sie bedeuten eine Überraschung. Wunderliche Perspektiven, die dem Dichter unsere vertraute Umwelt zum Märchen wandeln sollten, krümmen sich zum abstoßend Grotesken und machen ein Zerrbild aus der großen Gegenwart und ihren Voraussetzungen. Vor mir liegen drei Broschüren Chestertons, deren erste in der englischen Ausgabe ‚The Barbarism of Berlin', in der amerikanischen ‚The Appetite of Tyranny' genannt wird und außerdem noch einer schwedischen Ausgabe für Bekehrungszwecke für würdig befunden worden ist. Ferner ‚Letters to an old Garibaldian', in denen unter dem pomphaften Motto von Swinburne: ‚Italien, zweimal sprachst du, die Zeit dürstet nach dem dritten Male!' unsere einstigen Bundesgenossen überzeugt werden sollen, daß sie durch ihr Unterlassen Deutschlands Zorn bereits genugsam erregt hätten, um seiner Rache zu verfallen; also würde es für Italien nur von Vorteil sein, nun auch den letzten Schritt zu tun und unter den Fahnen der Freiheit und Kultur zu kämpfen und zu siegen. Da dieser Versuch eines Hetzpamphlets überaus schwach ist und als Begründung der unumgänglich notwendigen Niederlage Deutschlands nur mit albernen Schimpfereien wirtschaftet, so mag er mit dieser kurzen An-

deutung abgetan sein. Briefe wie diese dürften kaum die allzu Beweglichen wider uns bewogen haben. An dritter Stelle steht ein merkwürdiges Machwerk — die Karikatur einer geschichtlichen Synthese, die sich ‚The Crimes of England' betitelt. Kehren wir jedoch zunächst für einen Augenblick zu der rotgewandeten, mit dem deutschen Adler als Deckelzeichnung verzierten ‚Barbarei von Berlin' zurück.

Chesterton bemüht sich hier, die Welt von Englands leuchtender Unschuld in diesem Kriege zu überzeugen. Kein Deutscher wird ihm ein patriotisches Recht und selbst ein patriotisches Vorurteil schmälern wollen, wenn nur die ‚Tatsachen', die zugrunde gelegt sind, der Wahrheit entsprechen. Statt dessen argumentiert Chesterton wörtlich wie folgt: ‚Der Fürst, der Oesterreich tatsächlich regierte, wurde von gewissen Persönlichkeiten erschossen, die die österreichische Regierung für Verschworene aus Serbien hielt. Die österreichische Regierung sammelte Waffen und Heere, sagte aber kein Wort weder zu Serbien, das sie beargwohnte, noch zu Italien, ihrem Verbündeten. Aus den Dokumenten will es scheinen, als hielt Österreich jeden im dunkeln, Preußen ausgenommen. Wahrscheinlich kommt es der Wahrheit näher, zu sagen, daß Preußen jeden im dunkeln hielt, Österreich miteinbegriffen (!). Aber dies alles ist Meinung, Glaube, Überzeugung oder gesunder Menschenverstand und geht uns hier nichts an. Die objektive Tatsache ist, daß Oesterreich von Serbien die Enthebung serbischer Offiziere kraft der Autorität österreichischer Offiziere zugestanden wissen wollte, und zwar innerhalb achtundvierzig Stunden. Mit andern Worten: der Souverän Serbiens sollte sich nicht nur der Lorbeeren zweier großer Feldzüge, sondern auch seiner eigenen gesetzmäßigen und nationalen Krone entäußern binnen einer Frist, die man keinem angesehenen Bürger zur Bezahlung einer Hotelrechnung stellt. Serbien bat um Zeit, um ein Schiedsgericht — kurz, um Frieden, aber Preußen hatte bereits mit seiner Mobilmachung begonnen; und Preußen, in der Annahme, daß Serbien so gerettet werden könnte, erklärte den Krieg.'

Chestertons ‚objektive Tatsachen' werden durch die Verdrehung des ursprünglichen Konflikts und das Verschweigen der zweideutigen Rolle Rußlands — beiläufig bemerkt, habe ich in der ganzen englischen Kriegsliteratur den Telegrammwechsel zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren nicht einmal erwähnt gefunden — ausreichend charakterisiert, so daß ich mir eine Widerlegung im einzelnen hier sparen kann. Das Buch gefällt sich des weiteren in einer spitzfindigen Auslegung der Begriffe ‚positive und negative Barbarei'; diese sei den Russen eigen, die in einzelnen Dingen das Kindheitsstadium noch nicht überwunden hätten, während die Barbarei des Preußen ‚kampfbereite Feindseligkeit gegen gewisse notwendige Ideen der Menschlichkeit ist'. Dieser Gefahr für Europa gegenüber sind alle Waffen erlaubt, die die Wilden führen, denn sie enthalten eine ‚Saat der Zivilisation, die jene intellektuellen Anarchisten ersticken wollen'. Ja, eigentlich sind diese farbigen Gentlemen noch um ein Beträchtliches zu gut zum Kampf gegen uns, ebenso wie Chesterton beflissen ist, unseren Bundesgenossen sein Beileid auszusprechen. Dabei begegnet es ihm, daß er zuerst Rußland lobt als unerschütterliches Bollwerk westlicher Kultur wider Mongolen und Türken, und ein paar Seiten später ‚sogar in der grausamen und unfruchtbaren Kraft der Türkei etwas von der Tragik und Zärtlichkeit des wahren Glaubens entdecken' will. Auch der österreichische Kaisergedanke erregt Chestertons Mitgefühl: ‚Sogar die Sünden dieser drei strebenden Imperien (Rußland mitgerechnet) erhalten im Vergleich eine tragische Würde; sie ver-

dienen nicht, daß dieser kleine lutherische Strolch alles Böse in ihnen patronisieren und alles Gute mißachten sollte... So stark richten sich alle Triebe des Preußen gegen die Freiheit, daß er lieber anderer Staaten Untertanen bedrücken als sie ohne die Wohltaten der Unterdrückung leben lassen möchte...'

Der Gedanke der preußischen Tyrannei — der geschichtskundige Dichter erklärt ausdrücklich, daß er Preußen und Deutschland identifiziert: ‚Die Wildheit Preußens und die Blödheit Oesterreichs seien im Begriff Deutschland eins geworden' — hat von Chesterton in einer Weise Besitz ergriffen, daß er auch in dem zweiten Buche, ‚The Crimes of England' immer wieder anklingt. Englands ‚Verbrechen', wie von vornherein bemerkt werden muß, bestehen in all den diplomatischen Bündnissen sowie in der seltenen Waffenbrüderschaft, die es an Deutschlands Seite führten, selbstverständlich stets aus völlig selbstlosen Motiven der Bruderliebe für Deutschland. Vor allem werden des öfteren als verbrecherisch denunziert der Bund mit Friedrich dem Großen und die Niederringung Napoleons mit Hilfe der Blücherschen ‚Horden'; Chestertons Geschichtsphilosophie macht nämlich aus Napoleon den größten Demokraten und aus Deutschlands Befreiungskampf einen Kampf wider die Freiheit, einen Kampf des ‚Barbarentums wider das Bürgertum', verkörpert durch Napoleon und seine Heere! Doch ist dies nicht alles. Selbst Chesterton kann nicht wohl übersehen, daß außer diesen Bündnissen, die er als Verbrechen aufzählt, es noch manches Blatt in der englischen Geschichte gibt, das dem unentwegten Demokraten auch nicht so leuchtend weiß erscheinen kann, z. B. die Annalen der Hungersnöte und Revolutionen in Irland. Doch siehe, auch dafür findet sich ein deutscher Sündenbock, nämlich das Haus Hannover mit deutschen Traditionen und deutschen Söldnern — mit einem Wort: der preußische Militarismus, der sich dank dieses Königshauses im freien England eingenistet hat. Deutsche Soldaten also vollzogen die Henkerdienste an Irland, zu denen die edlen Briten unfähig waren, deutsche Soldaten waren auch ‚wahrscheinlich unter den Truppen, die mit großer Schnelligkeit bei Prestonpans davonliefen'. Man sieht hier wie an vielen Stellen des Buchs, wohin die souveräne Verachtung der Logik, zu der Chesterton sich von je bekannt hat, führt. Natürlich ist der deutsche König auch schuld an dem Verlust der amerikanischen Kolonien, das importierte deutsche Erziehungswesen ist schuld, daß Englands Jugend nicht ganz so ist, wie sie sein soll. Deutschlands Insinuationen der Tyrannenherrschaft tragen die Blutschuld des Zarentums, die ja freilich nach Chesterton nunmehr überwunden ist. Daß sie einmal vorhanden war, läßt sich leider nicht aus der Welt schaffen, aber da ‚in jedem Russen ein Tolstoi steckt', so berechtigt die Zukunft zu den rosigsten Hoffnungen. Immerhin hält es Chesterton für nötig, das Bündnis mit Rußland mit glühendem Eifer zu verteidigen und zitiert dabei als Gewährsmann — Bernard Shaw. Da dieser unzweideutig in breitester Öffentlichkeit wiederholt seine Entrüstung über die ganze äußere Politik Greys und besonders über die Russenbrüderschaft kundgetan hat, so kann man hier nur eine bewußte und wohlüberlegte Wahrheitsverdrehung annehmen. Dinge wie dieses erschüttern natürlich auch das Vertrauen an des Autors sonstige Wahrhaftigkeit, das man ihm sonst vielleicht in der Voraussetzung zubilligen könnte, er habe in gutem Glauben unlautere Quellen benutzt. Diese sind im englischen Schrifttum ja in der Überzahl. Immerhin — ein Mann, der auf den Rang des vorurteilslosen Gesellschaftskritikers Anspruch erhebt, sollte seine Leute kennen. Auch möchte man von einem historischen Essay verlangen dürfen, daß er über so

elementare Dinge wie die Grundlagen der schleswig-holsteinischen und der elsaß-lothringischen Frage im klaren ist und beide Länder nicht einfach als außerdeutsche ‚Provinzen' behandelt.

Die Skizzensammlung ‚The Innocence of Father Brown' schilderte einen katholischen Priester, der das seltsame Geschick hat, auf Spaziergängen Verbrechen zu entdecken — manchmal auch zu verhüten. Die Urheber sind stets Atheisten oder Angehörige anderer christlicher Bekenntnisse, die mehr oder weniger eng mit satanischen Mächten liiert sind. Als Zeitvertreib für eine müßige Stunde darf man sich den scharfsinnigen Pater und seine Märchenwelt geheimnisvoller Symbole und trügerischer Gestalten (wrong shape, ein Lieblingswort von ihm) gefallen lassen. Anders liegt die Sache, wenn Chesterton selbst als leibhaftiger Father Brown in der Welt herumsucht nach Dienern des Satans in Gestalt deutscher Fürsten und Generale. Das Bereich des Ringens um Sein oder Nichtsein, das jetzt die Welt erzittern macht, liegt weit jenseits vom Niveau der Detektivromantik. Der Phantast, der das Unvereinbare zueinander zu zwingen sucht, verscherzt den Anspruch, als ernster Mann in ernster Zeit gehört zu werden. Höchstens mag man sein Tun belächeln als das eines Narren.

Beda Prilipp.

Der deutsche Görres. ‚Was für eine prachtvolle, markige und — wie mir scheinen will — notwendige Nüancierung brächte eine vollständige Herausarbeitung und organische Zusammenstellung aller Ansichten und Aussprüche eines Joseph von Görres über deutschen Geist, deutsches Volkstum, deutsche Geschichte und deutsche Aufgaben in das konventionelle Bild! Wieviel hätte dieser seherische Feuergeist, dessen tiefste nationale Ideen namentlich in seiner zweiten Lebensperiode auch bei seinen Konfessionsgenossen nur ein verflachtes Verständnis fanden und zumeist wirkungslos zerflatterten, gerade gegenwärtig unserem Volke zu künden! Ein unerschrockenes Buch über den deutschnationalen Görres ist ein wahres Bedürfnis.' So J. Mumbauer in der Einleitung zu seiner zeitgemäßen Kriegsschrift ‚Der deutsche Gedanke bei Ketteler'. Schneller, als viele ahnten, ist der Wunsch in Erfüllung gegangen. Kein anderer als der verdiente Herausgeber von ‚Görres' Ausgewählten Werken und Briefen' hat sich der dankbaren, aber doch auch wieder mühevollen Arbeit unterzogen, für unser Volk ‚die großen Gedanken und Mahnungen, welche Görres im „Merkur" und in anderen Schriften dieser und der späteren Zeit am deutschen Eck gepredigt hat', zu einer zeitgemäßen einheitlichen Nationalpredigt zusammenzustellen.* Er läßt Görres als ‚den großen, von hinreißender Begeisterung erfüllten Patrioten' wieder auferstehen, um das heilige Feuer unserer geistigen Kriegserneuerung wirksam zu schüren. Heiß werden soll das warme deutsche Herz an der vaterländischen Glut, die aus den Werken des großen rheinischen Publizisten strömt. Das vorliegende Bändchen ist also in der Zwecksetzung bescheidener, als Mumbauer und mit ihm viele andere wohl wünschen möchten; einesteils will die Schrift keine systematische Untersuchung über den Werdegang der staatspolitischen Überzeugungen und deren Bezogenheit auf die historische Mitwelt bieten, anderenteils greift sie auch nicht bis zur Analyse dessen, was man das Verhältnis von Görres zur neudeutschen staatspolitischen Ideenwelt nennen könnte. In ihrer gewollten Begrenzung wird Schellbergs Schrift gewiß dazu beitragen, innerhalb und außerhalb der katholischen Kreise das Verständnis für den ‚deutschnationalen' Görres, den Görres des ‚Rheinischen Merkur', neuzubeleben, nachdem in den letzten Jahren das Ver-

* Schellberg, Dr. Wilh. Der Deutsche Görres, in Sammlung ‚Der Weltkrieg' (Nr. 64) hgg. vom Sekr. Sozialer Studentenarbeit, Volksvereinsverlag M.-Gladbach.

ständnis für den ‚katholischen' Görres und den ‚literarischen' Görres wieder in weitere Kreise gedrungen war. Das im wechselreichen Leben des großen Mannes als einheitliches Denk- und Tatprinzip dastehende, bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Gerechtigkeitsgefühl steht auch bei allen spezifisch deutschnationalen Äußerungen seiner Schriften im Mittelpunkt; von hier aus erhalten die zwei anderen publizistischen Instinkte, der geschichtliche Sinn und die gefühlsmäßige Liebe zum eigenen Volk, ihre verklärenden Richtlinien. Auch der Furor Teutonicus, den Görres als ‚Herold, Mahner und Seher' oft in seine Schriften hineinlegte, glich mehr dem heiligen Zorn eines in Recht- und Gerechtigkeitsempfinden grimmig getroffenen Gemüts als dem Donnergepolter ungeregelter Triebe. Als Prediger in der Wüste — man weiß, daß Görres mehr und mehr Pessimist wurde — pocht er ans schlafende Gewissen des deutschen Volkes und ruft es auf zu Heldenbewußtsein, zu nationaler Einheit, zu konfessioneller Verträglichkeit, zu echter deutscher Freiheit, zu Selbsteinkehr, zu werktätigem Schaffen fürs Ganze. Prophetisch klingen seine Gedanken über Deutschlands politische und wirtschaftliche Zukunft, über den deutsch-österreichischen Zusammenschluß, ‚der Deutschland verbindet mit dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meere, damit der Verkehr des Ostens sich öffne'. — Mögen recht viele Zeitgenossen diesen ‚deutschen Görres' als Wegweiser zur deutschen Zukunft um Rat fragen; finden sie bei ihm nicht immer klare und bequeme politische Formeln, dann um so mehr ethisches Feuer, das den politischen Trieb zu idealster Vaterlandsliebe adelt. St.

Naturwissenschaft

Johannes Ranke †. Wieder ist ein christlicher Naturforscher uns durch den Tod entrissen worden. Geheimer Hofrat Professor Dr. Johannes Ranke ist am 26. Juli 1916 in Solln bei München kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres gestorben. Wie er im Leben allen Unannehmlichkeiten gegenüber stark geblieben ist, so hat er auch bei vollem Bewußtsein unerschrocken dem Tode entgegengesehen. Am 23. August 1836 zu Thurnau in Oberfranken als Sohn des nachmaligen Oberkonsistorialrats Friedrich Heinrich Ranke geboren, widmete er sich dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften an den Universitäten München, Berlin und Paris. Er hatte das Glück, bei hervorragenden Lehrern Vorlesungen hören zu können und sich so für seine künftige Lebensaufgabe auf breitester Basis vorzubereiten. Seit 1863 lehrte er an der Universität München Anthropologie zuerst neben Physiologie, später widmete er sich ausschließlich den anthropologischen Studien. Kurz vor Beginn des Krieges im Jahre 1866 verheiratete er sich mit Anna Bever, der Tochter des Ministerialdirektors von Bever, und teilte mit ihr als seiner getreuen, liebevollen Lebensgefährtin alle Freuden und Leiden eines christlichen Naturforschers. Es war ihm nicht leicht gemacht, diejenige Stelle in den wissenschaftlichen Kreisen einzunehmen, die seiner Bedeutung als Gelehrter und Forscher entsprach; schließlich war es ihm aber doch gelungen, durch seine unermüdliche, erfolgreiche Forscher- und Lehrtätigkeit es durchzusetzen, daß er in Deutschland der erste und lange Zeit einzige ordentliche Professor für Anthropologie an der Universität München geworden ist. Seit dieser Zeit fehlte es ihm nicht mehr an Anerkennungen; er wurde Direktor der von ihm geschaffenen Anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates und Mitglied der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Durch Orden und sonstige Auszeichnungen fand seine Tätigkeit gebührende Anerkennung. Wie sehr er als Lehrer geschätzt und geachtet war, bewies die lebhafte Teilnahme, als er die seltene Feier

seines hundertsten Semesters als Hochschullehrer begehen konnte.

Ranke hat durch seine Arbeiten und sein ganzes Leben bewiesen, daß naturwissenschaftliches Forschen und christlicher Glaube sich nicht ausschließen; er hat durch die Tat die Verleumdung des Auslandes widerlegt, als ob in Deutschlands wissenschaftlichen Kreisen nur Unglaube und Materialismus herrschen würde.

Im nächsten Hefte werden wir eine ausführliche Würdigung der Forschertätigkeit Rankes bringen.

Univ.-Prof. Dr. F. Birkner.

Erziehungswesen

Die ,Einheitsschule' hat in der Tagespresse eine lebhafte Auseinandersetzung erweckt. Freund und Gegner der neuen Schule haben der Reihe nach das Wort ergriffen, ohne daß schon heute sich sagen läßt, welche Entwicklung unser Schulwesen nehmen wird.

Bei den Freunden der Einheitsschule vermißte man die Klarheit der Begriffsdefinierung ihres Zieles; die Gegner betonten nicht mit Unrecht, daß der gegenwärtige Augenblick der denkbar ungünstigste sei, Diskussionen über Fragen mit so tiefen Wurzeln und von so weittragender Bedeutung wie die Schulfrage zu eröffnen, ja den Abschluß zur Verwirklichung zu verlangen.

Es ist sicher, daß die Prüfung der Einheitsschule nicht an der Frage vorübergehen darf, inwieweit unser jetziges Schulsystem seinem Aufbau wie seinem Wesen nach als fehlerhaft sich erwiesen hat. Wenn der ,preußische Schulmeister' entscheidend mitgeholfen hat, Sadowa zu schlagen, so darf die deutsche Schule von gestern und heute verlangen, in, nach und mit diesem Krieg, der gegenwärtig die Welt aus dem Angeln zu heben droht, gewertet zu werden.

Vor dem Kriege hatte sich von Paris her ein sozialistisch-freimaurerisches Komitee, als dessen Sekretär Professor Brodu zeichnete, zur Aufgabe gemacht, besonders Deutschland unter dem Deckmantel der Schulreform mit internationalistischen Plänen zu beglücken. Französische, englische und amerikanische Schulen wurden uns da als erstrebenswerte Ideale hingestellt.

Der Krieg hat diese Propaganda vom offenen Markt verbannt. Doch gilt es auch jetzt, die Augen für diese Vorgeschichte offen zu halten, wenn gewisse Kreise mit mehr Eifer als Verantwortungsgefühl Stimmung für eine Einheitsschule zu machen versuchen.

Als Standesfrage der Lehrer muß die Einheitsschule auch gewürdigt werden. Seit Jahren sind Bestrebungen im Gange, die Unterschiede in Vorbildung und Stellung zwischen Volksschullehrern und akademisch gebildeten Lehrern zu beseitigen. Einige Ministerien sind den Volksschullehrern durch Ermöglichung von Universitätsstudien entgegengekommen, ohne jedoch den Wünschen der Mehrheit Genüge tun zu können.

Wird die Einheitsschule durchgeführt, so muß auch der Schritt getan werden, alle Lehrer gleichzustellen. Damit wäre eine Lawine von ethischen, volkswirtschaftlichen und finanziellen Fragen ins Rollen gebracht, die dem Staatsganzen gefährlich werden könnte.

Die deutsche Volks- und höhere Schule von gestern und heute hat uns den Soldaten geschaffen, den die Welt anstaunt und fürchtet; die gewerkschaftlichen Organisationen aller Farben haben in die Masse des handarbeitenden Volkes Selbstzucht und Verantwortlichkeitsgefühl für die Allgemeinheit, ja selbst Aufopferung des Individuums für eine große Sache gepflanzt. Ließe auf dieser Bahn fortschreitend sich nicht ein Zustand erreichen, der ohne grundstürzende Veränderung des heutigen Systems dem Talent seine Ent-

wicklung, dem Durchschnittsmenschen seine Vollendung verbürgt?

Dr. J. E. Dahl.

Musik

Der Krieg und die deutsche Musik.

In der von Ernst Jäckh unter dem Titel ‚Der deutsche Krieg' herausgegebenen Sammlung politischer Flugschriften ist als 62. Heft auch eine Abhandlung ‚Der Krieg und die deutsche Musik' von Dr. Franz Bachmann erschienen. Das Thema wurde seit Kriegsbeginn in Fachzeitschriften wiederholt unter den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt. Daß es nun auch in einem allgemeine Interessen verfolgenden Organ zur Sprache gekommen ist, erscheint durchaus berechtigt: denn es handelt sich dabei tatsächlich um eine Frage von allgemeiner Bedeutung. Die deutsche Musik, wie sie in jahrhundertelanger Entwicklung geworden ist, ist ein Kulturgut unseres Volkes, das als solches seine Wirkungen weit über die Kaste der ‚Musikalischen' hinaus erstreckt. Auch wer persönlich gar kein Verhältnis zur Musik hat, ist in seinen Lebenskreisen doch ebenso durch ihre allgemein geistigen Wertfaktoren bedingt, wie etwa auch der Nicht-Philosoph durch Kantsche Denkarbeit oder Nicht-Naturwissenschaftler durch die Entdeckungen und Errungenschaften dieses Gebietes. Auf diesen Charakter der Musik als eines Teils deutschen Wesens und Lebens spielt Franz Bachmann an, wenn er gleich zu Anfang seiner Abhandlung das kühne Wort prägt: ‚Wir würden nicht einen so großen Krieg, in dem eine ganze Welt gegen uns kämpft, haben, wenn wir nicht eine so große Musik hätten, und wir würden keine so große Musik haben, wenn wir nicht nach unserer ganzen Anlage gezwungen werden könnten, einen so großen Krieg gegen eine ganze Welt zu führen.' Dieses anscheinende Paradoxon birgt eine tiefe Wahrheit; daß aber eine Schrift, die von derartigen Gedanken ausgeht, in so aktuellem Rahmen erscheinen konnte, ist ein erfreuliches Zeichen für die zunehmende Erkenntnis, daß die wichtigen Tagesfragen unserer Kriegszeit sich nicht nur auf militärisches und wirtschaftliches Gebiet beschränken.

Wie alle einschlägigen Abhandlungen, so legt auch die Bachmanns historische Erwägungen zugrunde. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß sich beispielsweise in der unglückseligen Zeit des Dreißigjährigen Krieges Musik und Leben gegenseitig so innig durchdrungen hatten, daß jene in der Tat zu einer unmittelbar wirkenden Kraftquelle für dieses werden konnte. Heute ist das anders; heute klafft ein Riß zwischen Innen und Außen, zwischen Kunst und Leben. Der letzte Ausgangspunkt dieser ungünstigen Entwicklung ist der Subjektivismus gewesen, der mit dem beginnenden 18. Jahrhundert ans Ruder kam und das deutsche Geistesleben mehr und mehr in seinen Bann zwang. Wie wenig dieser Subjektivismus an sich der Kunst gefährlich war, zeigt die Erwägung, daß er u. a. auch die Wiege des klassischen Musikstils wurde, wie denn z. B. Beethovens Musik mit Recht als tönendes Seitenstück zu Kants subjektivistischer Philosophie bezeichnet wird. Auch die Romantik ist noch ein künstlerisch fruchtbarer Sprößling des Subjektivismus, obwohl bei ihr gewisse Gefahren der Richtung, die in ihrer Einseitigkeit liegen, schon deutlicher hervortreten. Wirklich verhängnisvoll wurde der Subjektivismus aber in dem Moment, wo er sich einerseits zu seiner übertriebensten Erscheinungsform, dem besonders von Nietzsche vertretenen Voluntarismus zuspitzte, andererseits aber in sein Gegenteil umschlug und zum Realismus, zum Materialismus führte. In den Strudel der dadurch heraufbeschworenen Widersprüche sah sich auch der Künstler gezogen: sein schaffendes Selbstbewußtsein hatte sich ungemein vertieft und verfeinert, hatte aber zugleich mit der ganz im Materiellen aufgehenden

Umwelt kaum mehr irgendwelche Berührungspunkte. So sah er sich also ganz auf sich allein gestellt, und aus diesem Gegensatz innerer und äußerer Kultur ergab sich folgerichtig der die Brücke zwischen Kunst und Leben endgültig abbrechende Grundsatz ‚l'art pour l'art', der Gedanke einer das Gesetz ihres Wirkens nur aus sich selbst schöpfenden und darum in ihren Werten auch gänzlich isolierten Kunst.

Durch diesen ‚l'art pour l'art-Standpunkt erscheint tatsächlich unsere heutige Musikliteratur in ihrer Gesamtheit bedingt, und hier ist der Herd all jener Unzuträglichkeiten zu suchen, die den ererbten Wert der Musik als Kulturgut unseres Volkes gefährden und darum im Gefolge unserer nationalen Reorganisation durch den Krieg und nach dem Krieg verschwinden müssen. Den Weg zu dieser Reorganisation durch Kritik der bestehenden musikalischen Verhältnisse zu weisen, ist das letzte Ziel der Bachmann'schen Schrift, die sich auch hierin mit vielen anderen berührt. Diese Kritik, so berechtigt sie ihrer Tendenz nach ist, geht nun freilich in manchen Punkten entschieden zu weit, so daß eine Mahnung zu einiger Vorsicht nicht überflüssig erscheint.

Durchaus zuzustimmen ist den von Bachmann und Genossen (z. B. Franz Gürtler im ‚Kunstwart') erhobenen Klagen über die organisatorischen Mängel unseres Musikbetriebs. Diese Klagen sind zwar nicht neu; es schadet aber gar nichts, wenn sie wieder einmal eindringlich in Erinnerung gebracht werden. Der l'art pour l'art-Grundsatz hat zur ängstlichen Einschließung der Kunst in Konzertsäle und Theater geführt. Hier aber entfaltet sich nun ein verhängnisvoller Massenbetrieb, der nicht nur die Aufnahmefähigkeit des Publikums weit überschreitet, sondern auch notwendig auf das künstlerische Niveau im allgemeinen drückt. Dazu kommt die geschäftsmäßige Ausnützung der Kunst durch die musikalischen ‚Wechsler und Käufer', die Agenturen und Agenten, Theaterdirektoren und — nicht zu vergessen — die Inhaber von Musiklehranstalten. Gerade die letzteren wissen das ‚l'art pour l'art' sehr wohl auch mit einem ‚l'art pour l'argent' zu vereinbaren. Der von Bachmann angeführte Fall, daß vor ein paar Jahren in Berlin auf Veranlassung des Musikpädagogischen Vereins zwei Konservatorien polizeilich geschlossen wurden, weil bei ihnen die Ausnutzung der Lehrkräfte und der Masseneinfang von Schülern durch Stadtreisende an Wucher und Betrug grenzte, spricht als durchaus nicht vereinzelte Erscheinung deutlich genug. Mit dem Hinweis auf den Tiefstand unserer Musikschulen ist zugleich das ganze Kapitel von der Unzulänglichkeit unserer musikalischen Erziehung berührt. Die Abschließung der Kunst vom Leben hat die Rolle, die die Musik in den allgemeinen Schulen spielt, auf ein Minimum herabgedrückt, und nicht zuletzt dadurch sind Volkslied und Volksgesang, einst die lebendigste Quelle nationalen Kunstempfindens, so gut wie ganz versiegt. Und wo sie sich noch schüchtern hervorwagen, wie z. B. beim deutschen Männerchorwesen, wie es unsere Liedertafeln und ähnliche Vereinigungen pflegen, da halten sich die berufenen Vertreter der ‚hohen Kunst' naserümpfend fern. Wieder auf einem anderen Blatte steht die bedauerliche Ausländerei. Kein vernünftiger Mensch wird eine dauernde Verbannung der wirklichen künstlerischen Größen des Auslandes, etwa eines Verdi, eines Bizet, eines Tschaikowsky, fordern oder gutheißen, aber wenn aus purer Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit fade Machwerke, wie Thomas' ‚Mignon' oder Saint-Saëns' ‚Samson', immer wieder und wieder aufgeführt und angehört werden, während ein deutscher Meister vom Range Hans Pfitzners sogar an mancher führenden Bühne Deutschlands noch ein Fremdling ist, so ist das ein organisa-

torischer Schaden, gegen den man die Augen nicht verschließen darf. Und weiter — auch darüber ist kein Zweifel, daß diese Pflege der deutschen Kunst nicht stets in einwandfreier Weise geschieht. Mit Recht wird getadelt, daß einzelne Größen, wie Beethoven, Brahms, Bach, zu einseitig bevorzugt werden, woraus sich vor allem eine künstlerisch wie wirtschaftlich gleich bedenkliche Beeinträchtigung der zeitgenössischen schaffenden Kunst ergibt. Im Hinblick auf die starke Pflege von Wagners Kunst muß man sich immer gegenwärtig halten, daß Wagner eben gerade jetzt doch der Musikdramatiker ist, der unserem Empfinden am meisten zu sagen hat, und daß er infolgedessen bei unserer Mobilmachung geistiger Werte mit Recht im vordersten Gliede marschiert. Aber gewiß leidet auch die Wagnerpflege an Mißständen, die sich vornehmlich aus ihrem zu geschäftsmäßigen Betriebe ergeben und als solche zu bekämpfen sind. Somit zeigt also auf organisatorischem Gebiet tatsächlich selbst ein flüchtiger Blick Punkte genug, an denen die erhoffte Reorganisation einsetzen kann.

Vorsichtiger gilt es im Falle der Kritik unseres derzeitigen Musik**schaffens** zu sein. Auch hier zeigt sich das Walten des Subjektivismus, aber keineswegs nur in schlimmem Sinne. Vor allem geht es nicht an, die Vorherrschaft gewisser besonders subjektiver bedingter Kunstgattungen, wie der **Programmmusik**, schlechtweg zu verdammen. Was Bachmanns Schrift über diesen Punkt sagt, ist mit größter Zurückhaltung aufzunehmen und nicht zu vergessen, daß ein Kunstwerk wie Richard Straußens besonders genannte sinfonische Dichtung ‚Tod und Verklärung' doch gerade in stärkster Gemeinfaßlichkeit jenen **idealistischen** Geist vertritt, auf dessen Förderung es vor allem ankommt. Natürlich hat sich ja teilweise die Programmusik wirklich auf Irrwege verloren, sei es, daß sie zu sehr ‚artistischen' Charakter annahm, sei es, daß sie sich auf faule inhaltliche Probleme zuspitzte. In letzterem Moment berührt sie sich verschiedentlich mit Lied und Musikdrama, die vornehmlich der Ausdruckssphäre des Erotischen und Perversen übermäßig zuzuneigen begannen. Wenn hierin von unserer eisernen Zeit Besserung erhofft wird — gut! Nur darf wieder nicht, was in diesem Punkt gesündigt worden ist, zu einer zersetzenden Kritik der Bedeutung einzelner führender Größen oder wohl gar der schöpferischen Begabung der Gegenwart überhaupt verleiten. Wenn da so mancher Kritiker sehnsuchtsvoll nach einer wirklich überzeugenden schöpferischen deutschen Kraft, einem ‚Beethoven, Mozart oder Wagner des zwanzigsten Jahrhunderts' ausblickt und — nichts zu finden vermeint, so ist dem entgegenzuhalten, daß keine Zeit ‚ihre' Größen wirklich als solche erkannt hat. Die kritisierenden Zeitgenossen Mozarts und Beethovens jammerten ebenso wie wir über den Mangel eines führenden Meisters und hatten doch gewiß den wenigsten Grund dazu. Jedenfalls kann es nicht als fruchtbringend angesehen werden, wenn die Zweifel an Künstlern wie Max Reger oder Richard Strauß sich als besonders ‚zeitgemäß' verschärfen. Besser, als uns in Skepsis zu verlieren, wollen wir darnach streben, einen überzeugten **Glauben an uns selbst und unsere Kraft** — auch auf musikalischem Gebiete — zu gewinnen.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Kriegsliteratur.

Mehr als bei einem früheren Kriege sind bei dem heutigen großen europäischen Ringen die geographischen Grundlagen für Kriegführung und Kriegsverkehr wichtig und umfassend geworden. Demnach ist einem Überblick über die wichtigsten Berichte und Einzeldarstellungen von der Front ein Hinweis auf die geographische Schilderung der Kriegsschauplätze vorauszuschicken, von denen die beiden großen Hauptfronten Deutschlands je eine gründliche, auch über die Kriegsdauer hinaus voll ihren Wert behaltende Darstellung erfahren haben, nämlich **‚Der französisch-belgische Kriegsschauplatz'** von Prof. Dr. A. Philippson (geh. 1.80 M.) und **‚Der östliche Kriegsschauplatz'** von Prof. Dr. J. Partsch (geh. 2.— M., beide Teubner, Leipzig). Die Hefte gehören zu einer von A. Hettner herausgegebenen Sammlung **‚Die Kriegsschauplätze'**, in der in einem weiteren Heft nun auch die Schilderung der **‚Kriegsschauplätze auf der Balkanhalbinsel'** von den Prof. Dr. N. Krebs und Fr. Braun gekommen ist, ein Landgebiet, das nicht nur der allgemeinen Kenntnis, sondern auch der Wissenschaft noch Verschlossenes birgt. (2.40 M.) Die Wichtigkeit der geographischen Betrachtung für die Gegenwart erhellt daraus, daß, wie Philippson bemerkt, der Krieg heute einen ‚sozusagen flächenhaften Charakter gegenüber dem linienhaften früherer Feldzüge' angenommen hat, und die bleibende Bedeutung beruht neben dem wissenschaftlichen Werte darin, daß die Kampfgebiete der Völker immer wieder die gleichen werden. — Von den einzelnen Kriegsgebieten hat Belgien wegen der kulturellen Höhe seiner Landschaft am meisten aktuelles und dauerndes Interesse bei uns gefunden und eine Anzahl Werke, besonders über seine Architektur, zur Folge gehabt. Eine kurze Zusammenfassung mit über 200 Bildern und einer allseitig knapp orientierenden Einführung von Tony Kellen bietet **‚Belgien einst und jetzt'.** Die Bilder wollen außer der Kunst auch Belgien als Staat sowie die Einwirkungen des Krieges schildern und einen Blick in die deutsche Verwaltung geben (Montanus, Siegen, 2.— M.).

In der gleichen Art sind beim gleichen Verlag noch zwei Bildersammlungen erschienen, die einen Überblick über den Werdegang und heutigen Stand von zwei Gruppen der interessantesten Kriegsmittel geben: **‚Deutschlands Eroberung der Luft'** von Ingenieur W. Hackenberger mit 315 Wirklichkeitsaufnahmen und **‚Deutschlands Taten zur See'** von Kapitän Wittmer mit 241 Bildern. Während beide Waffen im Kriege weiter wachsen und wirken, sind hier die Anfänge bleibend zur Betrachtung festgehalten; insbesondere gibt das zweite Werk einen Überblick über ‚die deutsche Betätigung zur See von ihren Uranfängen bis zum Weltkrieg'. Da in der gleichen Aufmachung veranstaltet, sei hier die Anzeige eines weiteren Montanusbuches **‚Die Kriegsgefangenen in Deutschland'** mit 250 Wirklichkeitsaufnahmen und Erläuterung von Prof. Dr. Backhaus angefügt. Das gleiche Thema ist Gegenstand einer Heftfolge **‚Aus deutschen Gefangenenlagern'**, von denen sich die zweite Folge, die am reichsten mit Bildern ausgestattet ist, durch diese wie durch eine Anzahl von sachkundigen Beiträgen zur Richtigstellung von böswilligen Vorwürfen besonders eignet, während das 3. Heft die ‚Eindrücke eines evangelischen Seelsorgers' wiedergibt; die katholische Seelsorge kommt im 2. Heft zum Wort (2. Folge 1.— M., die 1. und 3. je 50 Pfg., Frankfurt, Rütten & Loening).

Die vielen Feldpostbriefe, die im Anfang des Krieges den zu Hause Gebliebenen die noch mangelhaften Nachrichten über den Kriegsverlauf ersetzten und Einblick in Leben und Treiben an der Front gewährten, sind allmählich in den Zeitungen ganz zurückgedrängt worden und an ihre Stelle die Frontberichte der Kriegsberichterstatter getreten. Man kennt sie und weiß dankbar zu würdigen, daß sie die knappen amtlichen Berichte ergänzen und verbinden und einen geschichtlichen Faden durch die unabsehbar wechselnden Tagesereignisse ziehen. Diese Kriegsberichte werden immer gewissen Wert behalten und einen Hauch der Größe des Krieges in die Friedenszeit mitnehmen, so daß man sie gerne gesammelt besitzen wird. Solche Sammlungen liegen u. a. vor von dem Berichterstatter der ‚Köln. Zeitung' Prof. Dr. Georg Wegener unter dem Titel **‚Der Wall von Eisen und Feuer.** Ein Jahr an der Westfront', dessen Buch von Anfang des Krieges bis in den September 1915 reicht und über eine bloße Sammlung hinaus eine anschauliche Schilderung dessen bietet, was der Berichterstatter sah und erlebte (Leipzig, Brockhaus, 10.— M., daneben eine kleinere Feldpostausgabe zu 1.— M.); ferner von dem Berichterstatter des ‚Berliner Tageblatts' Heinr. Binder, betitelt **‚Mit dem Hauptquartier**

nach Westen', dessen Inhalt die ersten noch besonders erregten Kriegsmonate sind (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 3.— M.); sodann von dem Berichterstatter der ‚Frankfurter Zeitung' Fritz Wertheimer, dessen Berichte schon drei Bände umfassen **‚Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen'**, **‚Von der Weichsel bis zum Dnjestr'** und **‚Kurland und die Dünafront'**. Die östliche Front, die sich über geographisch viel größere, wenn auch weniger kulturell reiche Flächen hinzieht, ist wohl den meisten Lesern viel mehr Fremde geblieben und man wird um so lieber nach einem kundigen Führer greifen, zumal Wertheimer in dem 3. Bande zu zwei Dritteln über das engere Thema hinausgeht und in den Abschnitten ‚Kurische Städtebilder' und ‚Wirtschaftspolitik und Nationalitätenfrage in Kurland' in der deutschen Heimat Interesse wecken will ‚für uraltes deutsches Kolonialland, das hoffentlich nicht länger in den Händen russisch-asiatischer Unkultur verbleiben wird'. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt je 2.— M.) Ebenfalls die östlichen Frontkämpfe mit der großen Durchbruchsschlacht als Mittelpunkt behandelt in leichter Schilderungsweise W. E. Gomoll **‚Im Kampf gegen Rußland'** (Leipzig Brockhaus, 1.— M.) Der 1. Band der deutschen Kriegsbriefe **‚Im Kaiserlichen Hauptquartier'** von Paul Schweder trägt den Untertitel ‚Von der Donau zur Maas' und schildert anfänglich den Beginn des österreichischen Kampfes mit Serbien (Leipzig, Hesse & Becker, 2.50 M.). Alle diese Berichterstatterwerke sind entsprechend mit Bildern versehen. — Gebührend bekannt geworden sind die Kriegsbücher unseres deutschlandtreuen schwedischen Freundes Sven Hedin, die er über den Kampf im Westen und im Osten veröffentlicht hat. Auch in dem Buche **‚Nach Osten'**, in dem er mit lebhaftester Anteilnahme seine Eindrücke von der Ostfront schildert, nimmt er sich tapfer der deutschen Kriegsehre an. (Leipzig, Brockhaus, 1.— M.)

Auf höheren literarischen Wert machen Anspruch und wollen auch um deswillen gelesen sein die Bücher **‚Menschen und Städte im Kriege'**, Schilderungen und Eindrücke aus dem Westen, und **‚Krieg in Serbien'**, Mit einem deutschen Korps zum Ibar' von Wilhelm Schmidtbonn (Berlin, E. Fleischel), sowie **‚Höhendorfs Lager'** von Karl Fr. Nowak (Berlin, S. Fischer, 2.50 M.). Aber nur Schmidtbonn hat einen, allerdings auch in engen Grenzen bleibenden, höheren Stil zu finden gewußt, während Nowak aufgebauschten Feuilletonismus schreibt, wobei das Ernste des Stoffes sich in eitlen Dunst auflöst. — Schließlich, wenn wir aus der Einkreisung heraustreten, verdient noch einen besonderen Hinweis **‚Im Kampf um Konstantinopel'** und die wirtschaftliche Lage der Türkei während des Weltkrieges' von Rudolf Zabel, ein über die Kriegslage der Türkei orientierendes Werk, das, wie der Titel zeigt, mit seinem zweiten Teile über die bloßen Berichterstatterbücher hinausreicht (Leipzig, Theod. Thomas, 3.— M.), und **‚Allah il Allah'** von E. Bleck-Schlombach, der sich auf die Schilderung der Kämpfe an den Dardanellen und auf Gallipoli beschränkt (Leipzig, Zehrfeld, 1.— M.).

In unserer täglichen Lektüre kommen nach den amtlichen Berichten die Telegramme der Berichterstatter und als drittes die militärischen und politischen Betrachtungen der Sachverständigen. Die Frontnähe nimmt ab und die Länge der Referate nimmt zu. Aber der Leser braucht diese steten Beurteilungen, die nicht zuletzt die öffentliche Meinung bilden und stärken. Der bekannteste Name ist hier wohl der des Majors E. Morath geworden, der den 1. Band seiner vielgelesenen Betrachtungen unter dem Titel **‚Lage des Krieges'** mit 2 farbigen Karten und 42 Kartenskizzen gesammelt hat. (Berlin, Huttenverlag, geh. 5.— M.) Der Band reicht bis Mai 1915. Bei der Lektüre werden die Stimmungen wieder wach, die oft mit Sorge, aber immer mit Vertrauen vor der noch ungewissen Zukunft in uns lebten.

Die Unmittelbarkeit und Eindruckskraft der Schilderungen in den Feldpostbriefen der Mitkämpfer wird von keiner literarischen Geschicklichkeit der Kriegsberichterstatter übertroffen, ja in der Regel an innerer wie äußerer Wahrheit nicht erreicht, obgleich die uniformierende Wirkung der gleichen Sprachbildung auch dem literarisch Urwüchsigen nur selten einen ganz eigen geprägten Ausdruck finden läßt. Wer aber das seelische Erlebnis des Kampfes, das in diesem Kriege soviel härter geworden ist, als in einem frischen Bewegungskriege, nachfühlen will, dem kann dazu nur der Feldbrief verhelfen. Es war daher dankbar zu begrüßen, daß eine eigene Sammelstelle, die Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin sich der Aufgabe unterzogen hat, alles Erreichbare zu sammeln. Aus dieser Sammlung ist unter dem Titel **‚Briefe aus dem Felde**

1914/1915' zunächst ein starker Band erschienen, leider mit wenig schönem Einband, der eine Fülle von Stofflichem aus den verschiedenen Kriegsgebieten, Kampflagen und Waffengattungen bietet, aber auch einen schlichten und großen Reichtum an Seelischem und Gemüthaftem birgt. Wenn der Krieg einmal Geschichte wird, dann bleibt in einem solchen Buche immer die Gegenwart lebendig. (Oldenburg, G. Stalling. 800 S. M. 7.50.) — Ist dieses Werk mehr Dokumentensammlung, so ist eine kleinere, zweibändige Sammlung von Feldpostbriefen und anderen Berichten, betitelt **'Vom Kriegsschauplatz'**, mehr zur erzählenden Lektüre gedacht, indem besonders packende Einzelzüge, Erlebnisse und Stimmungen ausgewählt und überschrieben sind. (Leipzig, Hesse & Becker, Band 2.— M.) Jedes Buch dieser Art, vom ernsten Geiste der Zeit angehaucht, muß etwas Echtes in sich bekommen. — Ein eigenartiges Buch, voll tapferer Einzelzüge und durchweht von einem Hauch der Kriegsromantik alter Zeiten, ist **'Unsere Offiziere.** Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg', herausgegeben von **Alois Veltzé** mit dem Direktor von Woinowich des k. u. k. Kriegsarchivs und bekannten österreichischen Literaten. Sämtliche Berichte sind 'auf Grund der offiziellen Belohnungsanträge verfaßt' und beruhen also auf den besten Quellen. (Wien, Manz, 4.50 M.) — Als Kuriosum seien die **'Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden'** erwähnt, die verschiedene eigene Gesichtspunkte, z. B. die Frage des gesetzestreuen Lebens im Felde, beibringen. (Berlin. Neuer Verlag.)

Unsere Kunstbeilagen

In vielen Äußerungen unserer Zeit sind apokalyptische Gedanken wach geworden und haben nach dem Ausdruck der gleichen Gedanken in unserer deutschen Vergangenheit gesucht, um den Rätseln der gewaltigen Geschichtsereignisse, deren Zeugen wir sind, näher zu kommen. Als ein solches Symbol einer höheren Geschichtsauffassung, zu der unser Krieg wie nur ganz wenige in der Weltgeschichte Anlaß gibt, möge auch das Bild des 'Evangelisten Johannes auf Patmos' von Hans Burgkmair betrachtet werden. Mehr allerdings als bei Dürer ist die künstlerische Form dieses Bildes von der bloßen neuen Naturauffassung seiner Zeit gespeist, aber trotzdem ein Zeugnis deutschen Geistes, der an die höhere Sendung glaubt. Die Reproduktion ist nach einer Lumièreaufnahme gemacht, welches Verfahren sich bis jetzt noch nicht recht zu bewähren scheint.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

